Ludwig Börne

SÄMTLICHE SCHRIFTEN

Neu bearbeitet und herausgegeben von

INGE UND PETER RIPPMANN

Fünfter Band

BRIEFE II

NACHTRÄGE

JOSEPH MELZER VERLAG

Inhaltsverzeichnis Band 5

III Briefe an Jeanette Wohl [Fortsetzung]

V BRIEFE AN VERSCHIEDENE EMPFÄNGER

Die ohne Nummer aufgeführten Briefe sind zwar verschollen, aber aufgrund von Börnes eigenhändigem Verzeichnis nachzuweisen. Für Briefnummern mit a. oder b. vgl. S. 895.

Die Briefe der Gruppe VI sind – mit a. oder b. gekennzeichnet – chronologisch in das Inhaltsverzeichnis der Gruppe IV eingegliedert; vgl. S. 985.

Zu Band 1, II. (Dramaturgische Blätter)

In den folgenden Gruppen, die Nachträge oder Varianten bringen, entsprechen die angeführten Nummern denen der einzelnen Stücke in den Bänden 1 und 2.

Zu Band 1, III. (Aufsätze und Erzählungen)

Zu Band 1, IV. (Skizzen und Fragmente)

Zu Band 2, V. (Schilderungen aus Paris)

Zu Band 2, VI. (Aphorismen und Miszellen)

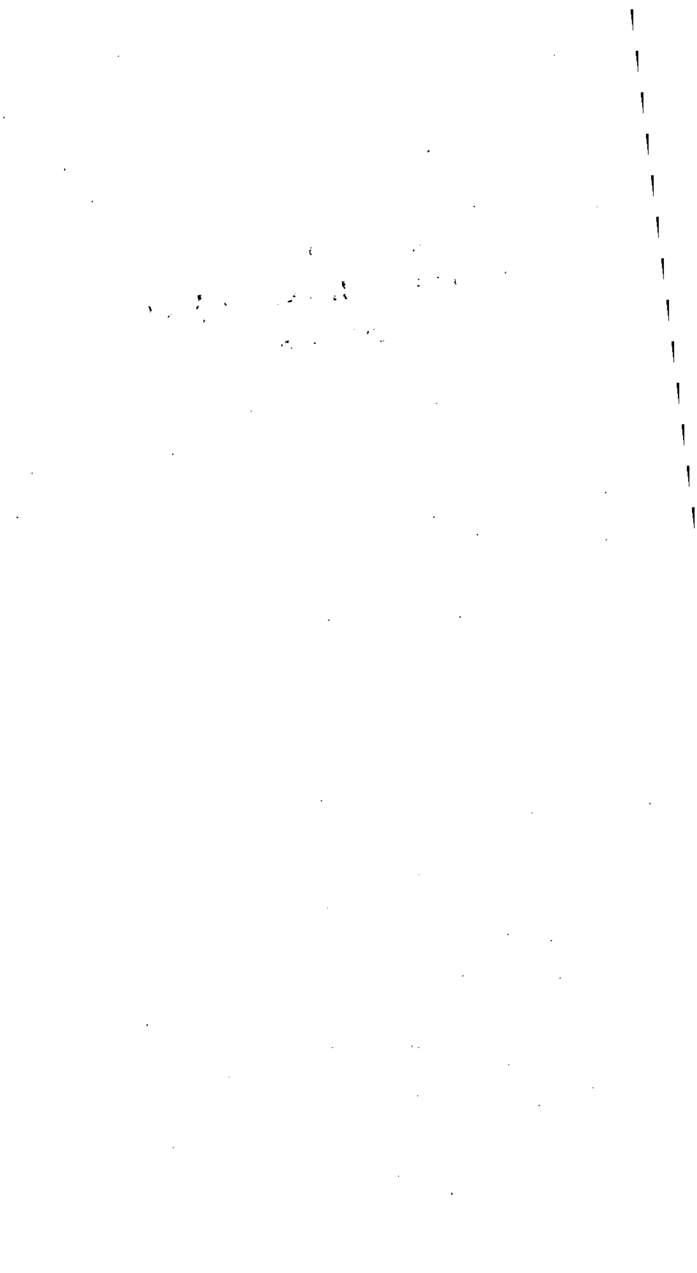
Zu Band 2, XI. (Studien etc. nach 1830)

Beiträge aus dem „Literarischen Wochenblatt"

III

Briefe an Jeanette Wohl

1831–1833



357.

Nr. 1 *Straßburg, d. 19. Sept. 1831*

Ich bin aufs beste hier angekommen; aber der Conrad hat einen leichten Anfall von Cholera gehabt. Bald nach der Abreise ward ihm übel, und auf der Station angelangt, sagte er mir, er hätte sich auf dem Wege erbrechen müssen, worauf ihm besser geworden. Er hat sich wahrscheinlich erkältet. Recht interessant blaß hat er ausgesehen. *Sie sind* aber wieder ganz wohl. Mir war sehr bange vor der Douane und dem Gesundheitsschein. Ich zitterte vor dem *gelben Hause* auf der Rheininsel. Es ging aber alles sehr schnell vonstatten. Nicht ein Koffer wurde aufgemacht, sondern bloß leicht etwas im Wagen untersucht. Der Douanier fragte mich, ob das mein eigner Wagen wäre, und als ich es bejahte, traute er mir. Als wenn reiche Leute allein ehrlich wären! O ihr armen Teufel habt es doch gar zu schlimm. Das vorige Mal, da ich mit einem Hauderer nach Straßburg kam, wurden mir alle Koffer geöffnet. Ich verliere gleich den Kopf, sobald ich mit Polizei und Douane zu tun habe. Als mich der Douanier fragte, ob ich nichts zu deklarieren hätte, antwortete ich: rien que quelques paquets de tabac pour ma consommation. Darauf fragte er: votre qualité? Ich glaubte, er wolle die Qualität des Tabaks wissen und erwiderte: qualité ordinaire. Er hatte aber nach meinem *Stande* gefragt. Am Wachhause fragte mich der Torschreiber, was es Neues gebe, und als ich von Polen zu erzählen anfing, lief er schnell zurück und holte einen Gendarm und noch einen Herrn aus der Wachtstube. Letzterer (wahrscheinlich ein Polizeikommissär) fragte mich sehr angelengtlich nach Neuigkeiten über Polen.

Ich berichtete Tröstliches, wofür er mir sehr artig dankte. Dieser Herr scheint besonders am Eingange der Stadt beordert worden zu sein, um die deutschen Reisenden auszufragen. Die Regierung mag sehr unruhig sein. Auf meine Bemerkung über die große Bewegung, die die Geschichte von Warschau in Paris hervorbringen werde, zeigte man sich mit meiner Furcht einverstanden.

Ich erwarte um 4 Uhr den Hrn. Cornelius (Herausgeber des *konstitutionellen Deutschlands*) zum Essen. Ich habe ihn einladen lassen. – Das Wetter ist herrlich, war aber frisch. Ich mußte bald hinter Baden meinen Mantel anziehen. *Dienstag, d. 20. Sept.* Heute ist schon der zweite Tag unserer Trennung, und ich lebe noch und Sie wahrscheinlich auch!. Was der Mensch nicht alles ertragen kann.

Ist es denn beim Abschiednehmen in Baden dem Hellblick der Eifersucht wirklich entgangen, mit welcher Innigkeit die gute Marie mich an ihre Brust gedrückt und geküßt hat? Ich möchte wissen, ob es Muskelkraft oder Zärtlichkeit war. Dies arme Mädchen habe ich nun auch wieder unglücklich gemacht. Was kann ich dafür? Es ist meine Bestimmung. Die Susette, Ihre angenehme Wirtin, weiß auch ein Lied davon zu singen.

Gestern abend bekam ich Besuche von deutschen Studenten. Wir haben wenigstens sechs Könige weggejagt. Den König von Preußen wollte ich beibehalten, ward aber überstimmt. Mein Plan, den Prinz von Coburg zum König von Deutschland zu machen, findet großen Beifall. Sie werden bald mehr davon hören.

Die gestrige Pariser Zeitungen enthalten die ersten Nachrichten von den Unruhen, welche die Eroberung Warschaus hervorgebracht. Das Ministerium wird von Mauguin und andern von allen Seiten angegriffen werden. Der Kampf wird diesmal entscheidend sein.

Als ich gestern meine Ausgaben in Baden zusammen-

rechnete, fand ich zu meiner Überraschung, daß sie grade 777 fl. 7 kr. betragen. Vier heilige Zahlen, das bedeutet was Gutes.
Hunderttausend Grüße an den Wolf, die Wölfin und das kleine Ungeheuer. — Jetzt gehe ich auf die Polizei, dann zu Mayer, vielleicht zu Professor Willm, und morgen reise ich weiter. Nachmittag noch einige Worte. — Ich habe Hrn. Berger, Bruder des Parisers, der hier als Buchhändler etabliert ist, besucht. Er gibt das Journal heraus, worin meine Werke übersetzt sind. Den Willm habe ich nicht zu Hause gefunden. Ich schließe den Brief, denn da ich nachmittags noch Besuche zu machen habe, werde ich nicht Zeit finden, vor Abgang der Post noch etwas hinzuzusetzen. Adieu liebes Cholorinchen. 998 Küsse an Marie, um das Tausend voll zu machen. [Vgl. Nr. 1 mit III/49/276–278]

Börne geb. Cholera

Herrn
Antiquar Salomon Wolff
Für Mad. Wohl
in
Heidelberg
Grand Duché de Bade

358

Nr. 2 *Lunéville, Mittwoch, d. 21. Sept. 1831*
Nachtquartier.

Wenige Worte vor dem Schlafengehen. Ich habe Glück mit Wetter. Gestern in Straßburg regnete es, ich brauchte es nicht besser. Heute aber ist einer der schönsten Tage, die ich diesen Sommer noch gesehen. Gestern abend führte mich Berger ins Casino und dann zu sich zu einem prächtigen Souper! Da saß ich mit leerem Maule und starken Zechern. Mein Kritiker, Professor Willm, war

auch unter den Gästen. Im zweiten Artikel aus meinen Schriften sind Pariser Sachen übersetzt, unter andern die Erzählung vom Grève-Platz. Ganz vortrefflich. Berger las daraus vor. Es kömmt noch ein dritter Artikel. Willm fragte mich, was er ferner übersetzen sollte. Ich antwortete: die Wahl sei schwer, es sei alles schön. Es ärgerte mich, daß Berger, Verleger der *Revue Germanique*, mir kein Heft davon geschickt, wie ich erwartete. Wahrscheinlich war er zu geizig dazu. – Die Vorfälle in Paris werden Sie erfahren haben. Man zweifelt jetzt nicht mehr; daß das Ministerium abdanken muß. Heute habe ich noch keine Zeitung gelesen. Ob Frankreich zu dieser Stunde noch ein Königreich ist oder eine Republik, das weiß nur der Himmel. [Vgl. *Mein Kritiker* bis: *der Himmel* mit III/49/278]. Man wartet in Paris nur auf meine Ankunft, dann soll es losgehen.
Heute vormittag, als ich eine Station verließ und schon eine Strecke weit vom Posthause entfernt war, fing das eine Pferd an sich zu scheuen und wollte durchaus nicht weiter. Der Postillon stieg ab und peitschte das Pferd bald tot. Der ganze Ort versammelte sich um meinen Wagen. Da erklärte ich, ich würde mit dem Pferde nicht weiterfahren, und der Postillon soll zurückgehen und ein anderes holen. Dieser wollte aber durchaus nicht. Ich zankte mich eine Viertelstunde mit ihm herum, und als das nicht half, wollte ich grade meine Hand nach meinen (ungeladenen) Pistolen ausstrecken, damit zu drohen, als der Kerl nachgab und mit großem Zeitverluste ein anderes Pferd holte. War das recht? Bin ich nicht Ihr würdiger Zögling? Hätten Sie mir das zugetraut?
Wie begierig bin ich auf Ihren Brief und wie es Ihnen geht und was Sie machen. – Ich lege diesen Brief morgen in Nancy oder auch weiter hinaus auf die Post. Dann den nächsten Brief von Paris. Gute Nacht. Ist mein Glas freundlich aufgenommen worden? Ist Marie noch *mutig*

und *beharrlich*? Auf jeder Station begleite ich die Pferde an die Tränke und saufe mit ihnen gemeinschaftlich. [Vgl. *Ist Marie* bis *gemeinschaftlich* mit III/49/278] Gute Nacht, Engel. Die Dinte ist blaß wie Louise.

Ihr B.

359.

Nr. 3 *Paris, Sonntag, d. 25. Sept. 1831*

Guten Morgen, mein bestes Herz. Heute soviel wie möglich, das heißt nur wenig. Gestern abend um 10 Uhr bin ich hier angekommen. Meine Reise wurde von einem so herrlichen Wetter begünstigt, als diesen ganzen Sommer keines war. Sie werden es in Heidelberg wohl auch genossen haben. Ich logiere im Hôtel des Princes, eigentlich in dem nebenbei liegenden dazugehörigen Hôtel de l'Europe, Rue Richelieu Nr. 3. Aber schreiben Sie mir ferner lieber Poste-restante, bis ich es anders bestimme. Als ich gestern ins Haus trat, zeigte mir der Wirt das Verzeichnis der im Hotel logierenden Fremden, um zu sehen, ob keine Bekannte darunter wären. Und da fand ich den Michel Beer und *Heine*. Aber meine Freude wegen des letztern sollte nicht lange dauern. Er hat gestern grade das Haus und, wie ich fürchte, Paris verlassen. Die Sache ist mir noch dunkel. Der Wirt sagt, Heine habe seinen Koffer zu *Fuld* bringen lassen. Er wisse aber nicht, um auf des Fulds Landhaus oder ganz wegzureisen. Ich schickte gestern abend noch meine Karte zu Heine. Da erfuhr ich, er wäre noch hier, er wäre aber nicht zu Hause. Vielleicht besucht er mich also noch. Es würde mir sehr leid tun, wenn Heine nicht hier bliebe. Ich hatte entschiedene Pläne wegen eines Journals mit ihm. Den Michel Beer habe ich noch nicht gesprochen. Er schläft noch. Vielleicht erfahre ich von ihm, wie es sich mit Heine verhält.

Liebe Seele, wie geht es Ihnen denn? Sind Sie heiter oder

nicht? Aber die Wahrheit möchte ich wissen. Wenn Sie mir Ihre Stimmung verschwiegen, vielleicht um mich nicht zu betrüben, hätten Sie unrecht. Es ist wahr, Ihre Ruhe gestört, ist es auch meine; aber würde mir meine Einbildungskraft nicht alles tausendmal schlimmer vorspiegeln, wenn ich merke, daß Sie nicht aufrichtig sind? Wenn Sie mir aber die Wahrheit sagen, würde ich ruhiger sein und wohl auch manches Wort zu Ihrem Troste finden. — Vergessen Sie mir nicht zu schreiben, wohin ich und unter welcher Adresse den 8ten Band von Nürnberg zu seiner Zeit schicken soll. Aber nicht bloß der Name, auch Straße und Hausnummer wäre gut hinzuzusetzen, weil die Sachen mit dem Fuhrmann kommen.

Ich habe den Beer gesprochen. Mit dem Heine ist es anders. Der, welcher im Hause gewohnt, ist ein Vetter von ihm. Der rechte Heine ist in Boulogne, wird bald zurückkommen und den Winter hier bleiben. Wie mir Beer erzählt, dessen ganzen Familie sich von Berlin hierher geflüchtet, sehe es dort traurig aus. Nach unserer Gegend hat sich, soviel mir bekannt, die Cholera noch nicht verbreitet. Sie zieht wie gewöhnlich den Flüssen nach, längst der Elbe nach Hamburg zu und ist schon in Magdeburg. Deutsche Blätter habe ich seit meiner Abreise nicht gelesen. Hier ist alles ruhig, und die Majorität der Kammer hat sich für das Ministerium ausgesprochen. Adieu, liebe Seele. Bald mehr. Nach Ihrem Briefe schicke ich erst morgen. Heute kann er noch nicht angekommen sein.

Ihr B.

360.

Nr. 4 *Paris, Dienstag, d. 27. Sept. 1831*

Schon Nr. 4! Ach s. III/50/278 f. bis: *deutlich lesen.* – S. 279: *nur mit Handschuhen berührt* i. O: *nicht in die Hände genommen.* – *schönsten Erfolge* i. O: *sichersten Erfolge.* – *Es war ein schwarzes Meer* i. O: *Der Brief war ein Dintenklecks.* –

Der Conrad sind wieder ganz wohl, wie ich Ihnen schon geschrieben, und hat gestern abend seinen Freund Schreinergesell aus Kassel zum Besuch gehabt. Der Conrad ist der ehrlichste Kerl von der Welt, wäre er nur nicht so langsamen Kopfes. Es gibt kein größeres Gegenteil von einem Genie. Mit dem Zeitgeiste weiß er gar nicht fortzuschreiten. Schon seit einigen Wochen lasse ich mir kein Zucker mehr vor das Bett setzen, sondern bloß Wasser. Er aber legt mir, wie früher, immer noch das Kaffeelöffelchen neben der Flasche. So gedankenlos ist er. Dagegen hat er ein Kaffeehaus aufgefunden, wo er für 5 sous frühstückt.

Mein voriges Logis ist besetzt, und jetzt habe ich wieder das verdrüßliche Geschäft, mir ein neues zu suchen. – Sonntag abend war ich bei Valentin, welche meine unvermutete Rückkehr sehr erfreute und überraschte. Ich traf da alte Bekannte und neue Fremde. Unter andern einen Baron von Liebenstein aus Wien (ein getaufter Jude), der mit großer Familie vor der Cholera geflüchtet. Es ist der nämliche, von dem man mir auf meiner Reise auf vielen Poststationen erzählt, es seien drei Kutschen von Wien gekommen, wobei man mich fragte, ob ich auch von Wien käme? In Wien soll die Cholera schrecklich hausen unter den höchsten Ständen. Da man dies an keinem andern Orte gehört, so kann nur die bekannte Schlemmerei der Wiener an dieser Bösartigkeit schuldig sein. Zwar wird sie die Furcht mäßiger gemacht haben; aber die Mäßigkeit eines Wiener Fressers ist immer noch eine halbe Indigestion. Auch gestehen sie dort selbst, daß ihre Krankenanstalten noch nicht vollendet gewesen, weil sie von der Cholera überrascht worden. Ich aber bin überzeugt, daß die verdammte Scheu der österreichischen Regierung vor jeder Öffentlichkeit die Cholera dort verderblicher gemacht hat als sonst überall. Der *Österreichische Beobachter*, den ich erst gestern gelesen, sagt kein

Wort von der Cholera und teilt keine Krankenliste mit, wie es überall geschehen, selbst in Petersburg. Der Tod wie das Leben ist dort ein Staatsgeheimnis. [Vgl. *In Wien soll* bis: *Staatsgeheimnis* mit III/50/279] – Erwähnter hebräischer Hr. v. Liebenstein ist *ganz verliebt in mich*, wie mir Mad. Valentin erzählt. Wahrscheinlich wegen meiner Werke, denn gesprochen habe ich ihn noch nicht. – Meine erste Frage an Mad. Valentin war: wie ihr Heine gefallen? Nun hat diese Dame etwas von Ihrer Art, nicht gern Böses von den Leuten zu sagen; ich merkte ihr aber doch an, daß er dort im Hause *nicht* gefallen. Doch tadelte sie bloß, er *spräche so ordinär*, und von einem Schriftsteller erwarte man doch auch in der Unterhaltung gewählte Worte. Als von Raumers Briefen die Rede war (die ihr sehr mißfallen) und ich meine Verwunderung ausdrückte, daß ein Mann wie Raumer oft so gemeine Redensarten gebrauche, bemerkte sie mir: Das sei so auch im Gespräche seine Art, und er suche etwas darin, recht gemein zu sprechen. Soviel sehe ich, daß neben mir keiner aufkommen kann; ich bin der Todschläger jeder Liebenswürdigkeit. Nur Ihre habe ich geschont.
Ich glaube, Sie waren in Baden gegenwärtig, als uns Dr. Donndorf erzählte, wie kurz vor der Sulzer hier bei Hiller sich zum Fenster hinausgesetzt, herabgestürzt, das Bein gebrochen und sich sonst noch schwer verletzt. Er war anscheinend geheilt worden. Aber wahrscheinlich war eine versteckte Verletzung im Kopfe zurückgeblieben; sich zu schonen, war ohnedies seine Sache nicht, er aß eines Morgens 4 Beefsteaks auf einmal, bekam darauf eine Art von Schlag, und nach einigen Tagen starb er. Sprechen Sie aber nicht davon, denn ich glaube, seine Mutter weiß es noch nicht. So auf eine leichtsinnige Art sein Leben zu verspielen! Es war ein junger Mensch, zwar ohne Gehalt, aber voll Feuer und Leben und von vielem Talente. Solche tolle Theaterstreiche war seine Gewohn-

heit. Oft hat er sich geladene Pistolen auf die Brust gesetzt u. dergl. Der Liesching ist auch noch hier. In Baden war er so kränklich, hier ist er ganz gesund. Er fragte mich nach meinen *Damen.* Sein' leidenschaftlichster Wunsch wäre, mit seiner Familie hier wohnen zu können. Paris gefällt ihm ungemein, aber, wie mir, nur das öffentliche Leben, in Gesellschaften kommt er gar nicht. Von den Franzosen in politischer Beziehung hat er die schlechteste Meinung bekommen, auch von der Oppositionspartei. Sie wären ganz wie vernagelt, und von dem Auslande, besonders von deutschen Verhältnissen, hätten sie keine Ahndung. [Vgl. *Der Liesching* bis: *Ahndung mit* III/50/279].
Auch der *List* ist noch hier, geht aber in wenigen Tagen nach Amerika und will im Frühlinge zurückkommen. Er ist dick wie ein Mastochse und wieder ganz gesund. Das Rippoldsauerbad hat ihm gut getan. Sie sollten den Menschen essen sehen und lachen hören! Eine glückliche Natur! – Gestern vormittag kam ein junger Mann zu mir, stürzt freudig herein, lacht, reicht mir beide Hände – ich kenne ihn nicht. Es war *Heine,* den ich den ganzen Tag im Sinne hatte! Er sollte schon vor acht Tagen von Boulogne zurück sein, aber „ich war dort krank geworden, *hatte mich in eine Engländerin verliebt*" usw. Man soll sich dem ersten Eindrucke nicht hingeben; aber mit Ihnen brauche ich mich nicht vorzusehen, das bleibt unter uns, und wenn ich meine Meinung ändere, sage ich es Ihnen. Heine gefällt mir *nicht.* Sollten Sie wohl glauben, daß, als ich eine Viertelstunde mit ihm gesprochen, eine Stimme in meinem Herzen mir zuflüsterte: *„er ist wie Robert, er hat keine Seele"*? Und Robert und Heine, wie weit stehen die auseinander! Ich weiß selbst nicht deutlich, was ich unter *Seele* verstehe; es ist aber etwas, was oft gewöhnliche Menschen haben und bedeutendere nicht, oft böse und nicht gute, beschränkte und nicht geistreiche

Menschen; es ist etwas Unsichtbares, das hinter dem Sichtbaren anfängt, hinter dem Herzen, hinter dem Geiste, hinter der Schönheit, und ohne welches Herz, Geist und Schönheit nichts sind. Kurz, ich weiß nicht. Dem *Raupach* traue ich Seele zu und dem Heine nicht! Und Sie wissen doch, was ich von Raupachs Herzen halte! Es ist aber etwas *dahinter*. Ich und meinesgleichen, wir affektieren oft den Scherz, wenn wir sehr ernst sind; aber Heines Ernst scheint mir immer affektiert. Es ist ihm nichts heilig, an der Wahrheit liebt er nur das Schöne, er hat keinen Glauben. Er sagt mir offen, er wäre vom juste-milieu, und wie nun alle Menschen ihre Neigungen zu Grundsätzen adeln, sagte er, man müsse aus Freiheitsliebe Despot sein; Despotismus führe zur Freiheit; *die Freiheit müsse auch ihre Jesuiten haben*. Recht hat er, aber der Mensch soll nicht Gott spielen, der nur allein versteht, die Menschen durch Irrtümer zur Wahrheit, durch Verbrechen zur Tugend, durch Unglück zum Heile zu führen. Wie ich hier von mehrern gehört, soll Heine sich gefallen, eine Melancholie zu affektieren, die er gar nicht hat, und soll grenzenlos eitel sein. Ich sprach wegen gemeinschaftlicher Herausgabe eines Journals; damit will er aber nichts zu tun haben. Herrliche Einfälle hat er, aber er wiederholt sie gern und belacht sich selbst. Gestern abend aßen wir beide und List zusammen. Sie hätten dabei sein sollen. Ich und er, einen Einfall schöner wie den andern, und das Lachen des List, der nie weniger als ein halb Pfund Fleisch im Munde hat! Ich fürchtete im Ernste, er würde ersticken. [Vgl. *Gestern abend aßen* bis: *ersticken* mit III/53/310]. Heine sagte, *ich* sei schuld, daß er überall für einen Narren gehalten; denn wenn er meine Witze aus meinen Werken angeführt, habe er immer so lachen müssen, daß man ihn für verrückt gehalten. Heine soll gemein lüderlich sein. Er wohnt am Ende der Stadt und sagt mir oft, es geschehe, um keine

Besuche zu haben, und ich solle ihn auch nicht besuchen. Übrigens habe ich meine kleine Tücke dabei, daß ich Heine bei Ihnen so verleumde. Ich habe jetzt bemerkt, was mir bei unserem frühern Zusammentreffen entgangen, daß er ein hübscher Mensch ist und eines von den Gesichtern hat, wie sie den Weibern gefallen. Aber glauben Sie mir, es ist doch nichts *dahinter*, gar nichts; ich muß das verstehen. – Heine sagt mir auch, Campe wäre ein großer Lump und kein Geld von ihm zu bekommen.

Ein italienischer Sänger Rubini s. III/50/279 f. bis: *zur Aufführung. – O pfui* bis: *Abendblatt-Laus* erst im E.D. – →

Die ganze Familie Beer ist jetzt hier, und da diese eines der ersten Bankierhäuser in Berlin bilden, müssen sie ihre Geschäfte einstweilen eingestellt haben. Die haben schreckliche Angst vor der Cholera, – nach Malta wollen sie flüchten. – Rothschild in Frankfurt soll ja sein Landhaus verproviantiert und ganz in Belagerungsstande gesetzt haben. Wie Humboldt behauptet, würde die Cholera im Mai nach Paris kommen. Schönes Maiblümchen! – Es ist jetzt wieder ganz ruhig hier, und man fürchtet auch für jetzt keinen ernstlichen Aufstand. An Krieg glaubt keiner, außer wir Deutschen.
Paris hat diesmal den Reiz der Neuheit nicht mehr gehabt, den jedesmal früher. Es war mir zu bekannt und als käme ich nach Hause. Ich könnte acht Tage im Zimmer bleiben, ohne die geringste Neigung, mich umzusehen.

Mittwoch d. 28. Gestern habe ich erfahren, daß mein Bruder Simon diesen Sommer einige Wochen hier war. – Der Professor Gans ist in London. – Es ist jetzt so warm, daß ich diesen Sommer zum ersten Male nur einen Frack trage und selbst nachts auf der Straße keinen Überrock tragen kann. Es ist gewiß, daß das Klima hier viel wär-

mer ist als bei uns. – Fangen Sie doch wieder an, Ihre Briefe zu numerieren.
Der Saphir hat vorigen Winter hier wieder große Lumpenstreiche gemacht. Dem Portier in meinem Hause ist er 3 bis 400 fr. schuldig geblieben und hat ihm dafür ein Klavier überlassen, das nicht ihm gehörte. Der Eigentümer des Klaviers forderte es zurück, und jetzt muß der arme Portier Prozeß darüber führen.

Ich denke immer noch s. III/50/280 bis: *vertrieben werden.* →

Heine sagte mir auch, er wolle sich mit Kunst beschäftigen, und er habe eine große Abhandlung über die letzte Gemäldeausstellung geschrieben. Sonderbar – gestern abend hörte ich bei Valentins wiederholt etwas darüber spötteln: Heine spräche so oft und so viel von seinen Arbeiten. Was doch die Naturen verschieden sind! Wenn ich etwas in der Arbeit habe, ist mir unmöglich, irgend einen außer Ihnen zum Vertrauten meines Geheimnisses zu machen; mich hält eine gewisse Scham davon zurück. Es ist mir, als fragte [man] mich, was ich in voriger Nacht mit meiner Frau für Geheimnisse gehabt. Zu seiner Zeit wird es an den Tag kommen, und die Welt wird es erfahren. Wer aber wird von so etwas sprechen?

Donnerstag d. 29. Sept. Ich habe mein voriges Logis doch noch bekommen und dabei um 20 fr. wohlfeiler als vergangnen Winter. Es wird aber erst in 14 Tagen leer. Unterdessen ziehe ich in das nämliche Haus in den 3ten Stock, welches eigentlich fast noch schöner ist als das untere. Nur ist es mir zu hoch. Doch müssen Sie sich unter diesen 3 Treppen nicht solche gewöhnlicher Häuser denken. Sie machen zusammen keine 2 Treppen in gewöhnlichen Häusern aus. Es ist aber merkwürdig, was sich meine Hauswirte angelegen sein ließen, mich wieder zu sich zu bekommen. Das Logis ist von einem Deputierten besetzt, und als ich mich meldete, machten sie ihm

den Antrag, mir die Wohnung abzutreten und in den dritten Stock zu ziehen. Da er das nicht tun wollte, kündigten sie ihm auf. Ich hoffe, es ist ein Deputierter vom juste-milieu, der mir weichen muß. – Heute beziehe ich mein Logis. Also wie früher: *Rue de Provence Nr. 24* adressieren Sie von jetzt an die Briefe. Schreiben Sie mir auch, wieviele Briefe Sie mir poste-restante geschickt, damit ich wisse, ob ich sie alle bekommen. – Was macht die Marie? Ist sie schon abgereist?

Das Wetter wird alle Tage schöner. Gestern habe ich bei Hiller in Passy gegessen. Er wohnt in einem schöngelegenen Hause im Bois de Boulogne, was eine herrliche Aussicht nach Stadt und Land hat. Dieses Haus trägt über der Türe einen italienischen Namen. Es ist der eines Arztes, dem es vor 300 Jahren Franz I. geschenkt. In diesem nämlichen Hause wohnte vor 60 Jahren *Franklin*, und der erste (bekanntlich von ihm erfundene) Blitzableiter, der [in] Paris bekannt, wurde auf dies Haus gesetzt. [Vgl. zu *Gestern habe* bis *gesetzt*: III/50/280]

Eben erhalte ich Ihre Nr. 2 ganz naß vom Essig. Ich billige es sehr, daß Sie nach Frankfurt gehen, dort ist es, im Falle die Cholera käme, gewiß besser als in Heidelberg. Auch freue ich mich, daß Sie zu Schmitt ziehen, und wenn Sie vernünftig sind, bleiben Sie doch dort wohnen. Da haben Sie am meisten Zerstreuung.

Ängstigen Sie sich nur nicht wegen meiner Wasserkur. Sie wissen, wie vorsichtig ich in solchen Dingen bin. Ich werde zu seiner Zeit schon wissen, was ich zu tun und zu lassen habe. – Aber wahrhaftig, mit Ihrem ewigen Fragen nach Conrads Befinden könnten Sie mich ganz eifersüchtig machen. Ihr Geliebter blüht wie eine Rose. Ist denn das ein Mensch, der krank werden kann? Er ist ja nur ein Fisch. – Ich schließe den Brief, um alles zum Ausziehen einzurichten. Adieu, liebe Frau Conrad. Gruß an Schmitts. Also von jetzt an: *Rue de Provence Nr. 24.*

[— — —]. Adieu gutes Cholerinchen.

Monsieur
Aloys Schmitt
vor dem Allerheiligen Tor bei Hrn. Lutz
pour Mad. Wohl
à
Francfort sur le Main

361.

Nr. 5
ad 3 *Paris, Freitag, d. 30. Sept. 1831*

Es ist doch herrlich in Paris! Da sitze ich abends 8 Uhr auf meinem Zimmer, rauche eine Pfeife, lese ein Band von Goethe und bekümmere mich um die ganze Welt nicht. Kann man das in Deutschland auch haben? Aber so warm ist [es], daß ich die Fenster öffnen mußte, eine Not, die ich den ganzen Sommer nicht empfunden. Seit gestern bin ich in meiner Wohnung. Die ist noch schöner, als die ich das vorige Mal im ersten Stocke hatte, viel freundlicher, viel heller und, was besonders im Winter Wert hat, viel sonniger. Eigentlich ist es dumm, daß ich es nicht behalte, sondern in vier Wochen mit dem alten im ersten Stocke vertauschen werde. Die drei Treppen, die wollen nichts sagen, die machen zusammen keine zwei gewöhnlichen aus, und ich zahle nur 120 fr. Für das andere zahle ich 140, bekomme es also 20 fr. wohlfeiler als vorigen Winter. Warum? weiß ich nicht recht. Liesching sagte mir heute, es stünden tausende von Wohnungen leer, man fürchtet, es möchten diesen Winter aus Furcht vor Unruhen wenige Fremden kommen. Meinen Hauswirten war so viel daran gelegen, mich wieder bei sich zu haben, daß sie dem Deputierten, der den ersten Stock innehat (und der, wie ich gehofft, wirklich ein Ministerieller ist) meinetwegen das Logis auf-

gekündigt haben. Der Hauswirt, der mich gestern besuchte, ein Mann mit der Ehrenlegion, hat mir von dem Deputierten erzählt, der Minister ließe ihn oft zu sich rufen, und wirklich schien er ihn aus diesem Grunde rücksichtslos zu behandeln und ihn aus der Wohnung zu jagen.

Dr. Donndorf war Nachmittag bei mir, nachdem er eben von Frankfurt zurückgekommen. Er erzählte, er habe dort keine sonderliche Ängstlichkeit vor der Cholera bemerkt. In Berlin ist sie wirklich nach Verhältnis sehr gelind, und bis sie zu uns käme, würde die Gefahr sehr unbedeutend werden.

Mit den Polen steht es ja lange nicht so schlimm, als wir befürchtet. Von Unterwerfung der Armee ist noch nicht die geringste Rede, und die Proklamation des Generalissmus ist voll des höchsten Vertrauens. Polnische Zeitungen können jetzt nicht mehr zu uns kommen, und wie gut muß es noch mit den Polen stehen, da die russischen und preußischen Berichte, die doch ohne Widerspruch lügen könnten, nicht wissen, was sie sagen sollen. Es ist gewiß, daß die besten Truppen der Russen bei der Bestürmung geblieben sind, daß sie einen großen Teil der Armee zur Bewachung Warschaus verwenden müssen, und daß darum die polnische Armee der russischen leicht überlegen sein mag. Wer Praga in Besitz hat, Russen oder Polen, das weiß man noch gar nicht.

Ist es denn wahr, daß Metternich an der Cholera krank liegen soll? Auch in Frankfurt hat man es gesagt. Gott soll ihn gesund lassen, denn ich hoffe, daß er noch großen Ärger erlebt an den Zeiten. In Wien ist ja die Cholera ganz jakobinisch, sie ruft à bas la noblesse! [Vgl. den letzten Satz mit III/50/279 von *In Wien* bis *aristocrates.*]

Es würde mich schmerzen, es würde mir unendlich wehe tun, wenn ich nötig haben sollte, Sie erst daran zu er-

innern, daß Sie jede Gelegenheit benutzen, mir Tabak zu schicken. Ich bin überzeugt, daß dieses Ihr einziger Gedanke war, seit Sie in Frankfurt sind.
Der Dr. Sichel ist verliebt wie eine Katze, und er heiratet bald. Seine Braut, eine Engländerin, hat, wie er mir selbst sagte, keinen sou. Ich habe sie im vorigen Winter einmal gesehen. Angenehm ist sie, ob schön, habe ich vergessen, wie sonst, kann ich nicht wissen, und der Bräutigam vielleicht selbst nicht. – Lassen Sie sich doch von der Pauline die Adresse ihrer Eltern geben, ich will sie einmal besuchen.
Donndorf erzählte mir, Reinganum habe so starke Praxis, und er verdiene jährlich 14000 Gulden. Ist das wahr? Da bieten Sie ihm in meinem Namen an, Kippe mit mir zu machen.
Von Paris kann ich Ihnen noch nichts erzählen; ich wollte erst mit der Wohnung und dem Auspacken und Einräumen in Ordnung sein, ehe ich meine Wanderungen antrete. – [– – –].

Samstag d. 1. Okt. Gestern erzählte man mir von einem *Cholera-Gedichte,* das Dr. Stiebel in Frankfurt verfaßt und an seine Kunden verteilt, um den vielen Anfragen über das Verhalten bei der Cholera zu begegnen. Schikken Sie mir doch das Gedicht, wenn es nicht zu sehr ins Porto fällt. Sie können ja bei Stiebel in meinem Namen eines für mich fordern lassen. – Diese Nacht haben wir ein Gewitter gehabt. Heute noch regnet's, und es ist so schwül wie im August.
Heine habe ich seitdem nicht gesehen. Was ich von ihm höre, gibt mir von seinem Charakter keine gute Vorstellung. Es ist doch sonderbar, daß ich immer eine Ahndung davon gehabt, und daß ich in seinen Schriften, so sehr sie mir auch gefielen, die unverkennbarsten Zeichen von Charakterschwäche gefunden. Und Charakterschwä-

che ist das Gefäß für alle Leidenschaften, und es wird von den Verhältnissen, dem Zufalle, dem Temperamente abhängen, was alles hineinkömmt. Er soll von grenzenloser Eitelkeit sein. Er *spielt*, und er könnte nichts tun, was mir größeres Mißtrauen gegen ihn einflößte. Er hat schon einmal 50 Louisdor auf einmal verloren. Den etwas bornierten Dr. Donndorf scheint er als seine Lobposaune zu gebrauchen, welches ich diesem in Baden schon angemerkt. Das wurde mir heute von einem Deutschen, der mich besuchte, auch bestätigt. Dieser, der viel Wesens aus mir macht, sagte mir, er habe gegen Donndorf geäußert: Börne sei der einzige politische Schriftsteller in Deutschland, Heine sei kein solcher, sondern nur ein Dichter, worauf aber Donndorf Heines Partei ergriffen und ihn über mich erhoben. Das hat mich auf den Gedanken gebracht, daß Heine nur darum sich nicht mit mir zu einem Journale verbinden will, weil er fürchtet, in meiner Nähe nicht genug zu glänzen. Der nämliche erzählte mir: er habe Heine vor einiger Zeit gebeten, er möge einige Freiheitsgedichte machen, welche man unter das deutsche Volk verteilen könne, worauf Heine erwidert: ja er wolle es tun, es müsse ihm aber gut bezahlt werden. Dann: „Wenn mir's der König von Preußen bezahlt, mache ich auch Gedichte für ihn."
Ich denke fortwährend mit Ernst an ein Journal, das ich auf eigene Kosten hier drucken lassen will. Glauben Sie wohl, daß ich in Frankfurt Abonnenten dazu bekäme? Um aber nicht gebunden zu sein, würde ich zwar Subskriptionen auf 8 Hefte annehmen, aber mir nur für jedes Heft bezahlen lassen, sooft eins erscheint. Ich habe schon zu 2 Aufsätzen hier viel notiert. 1. zum Cholera-Aufsatz, wovon ich schon in Baden gesprochen, und dann über eine Fortsetzung von Goethes Leben, welche schon im vorigen Jahre unter dem Titel „Tag- und Jahrs-Hefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse, von

1749 bis 1806" erschienen, und die mir hier zum ersten Male vor Gesicht gekommen. Meine Briefe an Sie werden freilich durch meinen Plan leiden; aber was liegt daran? Sie lesen mich gleich gedruckt und sparen das Porto.

Montag den 3. Okt. Ihrem Brief, der morgen kömmt, sehe ich mit großem Verlangen entgegen. Ich bemerke eben mein äußerst schlechtes Papier. Es ist noch vom [...] in Baden. Ich werde mir anderes anschaffen.
Heine hat mich diesen Vormittag besucht. Er hat sich nach Ihnen erkundigt und gesagt: Sie wären eine sehr liebe Frau. Es ist merkwürdig mit dem Heine und mir. Der erste Eindruck, den er bei mir gemacht, verstärkt sich immer mehr. Ich finde ihn herzlos und seine Unterhaltung selbst geistlos. Es scheint, er hat seinen Geist nur in den Schreibfingern. Er spricht kein vernünftiges Wort und weiß aus mir kein vernünftiges Wort hervorzulocken. Er affektiert Menschenhaß- und Verachtung. Gegen öffentliche Kritik seiner Schriften ist er sehr empfindlich. Er sagte mir selbst, er ginge am liebsten mit unbedeutenden Menschen um. Er ist sehr verdrossen und unheiter. Ich sah es ihm deutlich an, daß er keine rechte Geduld bei mir hatte und nicht erwarten konnte, bis er fortkäme. Auch war ich froh, als er ging, denn er hatte mich ennuyiert.
Ich bin sehr geniert, auf dem schlechten Papier bei Licht zu schreiben. Ich will morgen fortfahren. Gute Nacht, lieber Engel. Glauben Sie mir, jetzt, da ich den Heine kennengelernt, kann ich, wie alle übrige Welt, ausrufen: es gibt nur *ein* Börne, wie es nur eine Jeanette gibt!

Dienstag den 4. Okt. Guten Morgen! Mit dem Plumeau weiß ich gar nicht, wie ich es machen soll. Ich möchte den Überzug gern waschen lassen. Aber erstens ist er zugenäht (Ihre Dummheit!). Zweitens weiß ich nicht, ob es wahr ist, was der Conrad behauptet, daß noch ein

grüner alter Überzug unter dem blauen ist. Sagen Sie nun, was ich tun soll. Sie stoßen mich in die Welt hinein und sorgen nicht für mich. — — — Eben erhalte ich Ihren Brief. Wie freue ich mich, daß Sie heiter u. zu-
Gefahr alle mögliche Vorsicht gebrauchen. [— — —]. Übrigens bin ich willens, wenn hier die Cholera sich nähert, mich nach einem andern Orte zu begeben. Hier wäre es dann gar zu schlimm. Ein Arzt ist wegen der Größe der Stadt schon bei gewöhnlichen Zeiten nicht gleich zu haben, wie wird es während der Cholera sein. Im vorigen Winter schickte ich einmal nach Dr. Sichel, und er kam erst nach 8 Stunden. Versäumen Sie nicht, mir mitzuteilen, wo in Deutschland u. an welchen Orten die Cholera ausgebrochen, damit ich die Richtung frühzeitig erfahre. Übrigens, wenn Hoffnung da ist, daß sie nicht nach Frankfurt kömmt, ist die Hoffnung, daß sie nicht nach Frankreich kömmt, noch viel größer, da der Cordon sehr streng gehalten wird. Herzlichen Gruß. — Ihr Brief war gestern schon hier. Ich hatte falsch gerechnet.

Ihr B.

362.

Nr. 6
ad 4 *Paris, Samstag, den 8. Okt. 1831*

Nun, liebes Cholorinchen, wie schmeckt Frankfurt? Ich denke mir, ganz wie Kamillentee. Nicht grade wegen dieser Apothekerzeiten, denn mir hat es immer so geschmeckt. [Vgl. III/51/280 f. bis: *verfahren.*]
Wenn heute kein Brief von Ihnen kömmt, mache ich Lärm. Das schöne Wetter hier macht einen ganz verwirrt. Solchen warmen und freundlichen Oktober gibt es sonst nur in Italien. Jetzt eben, morgens vor 8 Uhr, zeigt mein Thermometer 15 Gr. Den ganzen Sommer über in Baden stand der Thermometer selten höher. Wir Armen haben gewiß während fünf Monate keine 14 schöne Tage

gehabt – wie man mir in Baden erzählte, denn ein Verliebter merkt so etwas nicht. In Paris war das Wetter den ganzen Sommer über schön, und zwar schöner als gewöhnlich; man hatte keine große Hitze. Merken Sie sich doch zuweilen in Frankfurt den Thermometerstand um 12 Uhr mittags und schreiben Sie mir darüber. Wenn Sie kein Thermometer im Hause haben, gibt Ihnen die Oberpostamtszeit[ung] darüber wöchentliche Berichte. Ich möchte gern das Klima von Frankfurt und Paris miteinander vergleichen. Ich glaube, daß letzteres um vier Wochen südlicher ist. →

Was es mir in dieser Pest- und Kriegszeit s. III/51/281 f. bis: *recht betrübt überzeugt.* – S. 281 *daß ich so wenige* im O: *daß ich fast gar keine.* – *ein unsichtbarer Geist* im O recte: *ein sichtbarer Geist.* – *daß Dummheit .... wie andere* im O: *daß die Dummheit ein Element ist wie ein anderes.* – →

Der Verfasser hat ganz meine Ansicht, daß die epidemischen Krankheiten der Menschen mit Krankheiten der Erde zusammenhingen. Nun spricht er von feuerspeienden Bergen, von Erdbeben, Elektrizität, ungewöhnlicher Abweichung der Magnet-Nadel und andern Dingen, die ich gar nicht verstand und was Sie mir in Ihrem nächsten Briefe, wie ich hoffe, alle erklären werden. Der Verfasser kömmt zu dem Resultate: daß die Cholera höchstens in sehr gelinder Art, vielleicht aber gar nicht weiter nach dem westlichen Europa vordringen würde. Er meint, die unterdessen stattgehabten Erdbeben und Ausbrüche der Vulkane sowie die Entstehung neuer vulkanischer Reise-Inseln bei Sizilien hätten diesen Teil der kranken Erde geheilt. Auch macht er den Vorschlag, Kamillen- und Pfeffermünztee, statt ihn den Menschen einzugeben, lieber der Erde einzugießen, indem man große Löcher in die Erde macht, und man solle um die ganze Erde in der Gegend des Aequators eine Flanellbinde legen, sie vor Erkältung zu schützen. Dann würde die

Cholera aufhören. Was sagen Sie dazu? [Vgl. III/51/282].
Ich habe große Lust, mein Journal zustandezubringen. Man ratet mir, dicke Hefte von 6 Bogen erscheinen zu lassen und mir diese Hefte einzeln bezahlen zu lassen, ohne Subskriptionen auf die ganze Folge anzunehmen. So wäre [es] mir auch am liebsten, da wäre ich nicht gebunden. Solche Hefte könnte ich den Winter wenigstens drei zustandebringen. Aber die große Schwierigkeit ist, wie in den Druck bringen. Da ich für den Bogen 200 fr. fordere, finde ich in Deutschland keinen Verleger dazu und hier noch weniger. Am besten wäre, es hier auf meine Kosten drucken lassen; aber dabei wage ich zuviel. Ich habe mir von einem Bekannten hier, einem ehemaligen Stuttgarter Buchhändler, alles genau ausrechnen lassen. Das Drucken ist hier mehr als noch einmal so teuer als in Deutschland. Ein Heft von 6 Bogen würde mich mit Versendungskosten 500 fr. kosten. Das Heft zu 3 fr. verkauft, (was den ökonomischen Deutschen auch schon zu hoch wäre) brauchte ich also 170 Abonnenten bloß um die Kosten zu decken. Und wo finde ich die? Nicht einmal in Frankfurt bei diesen schlechten Zeiten. Schon der Gewinn allein würde mich sehr reizen. Ohne die geringste Anstrengung könnte ich monatlich 3 Bogen machen. Das wären auf den Winter drei Hefte, jedes von 6 Bogen. Hätte ich nun 1000 Abonnenten, würden mir diese nach Abzug aller Kosten, Freiexemplare etc. 7000 fr. eintragen. Außer Frankfurt wüßte ich nun gar nicht wie ich Abonnenten zusammenbringen soll. Reden Sie doch einmal mit Dr. Goldschmidt und Reinganum (auch Strauss), ob sie wohl in Frankfurt viel Abonnenten zusammenzubringen hofften? Die Verbindlichkeit ging' zwar auf 6 Hefte; bezahlt würde aber nur jedes besonders mit 1 fl. 24 kr. Oben erwähnter Stuttgarter Buchhändler hat mir auch den Antrag gemacht, er wolle nach

Stuttgart an den Buchhändler schreiben, dem er seine frühere Handlung abgetreten, und ihn fragen, ob er das Journal in Verlag nehmen wolle, gegen 200 fr. den Bogen. Ich erwarte aber nichts davon. Das Unglück ist, daß, wie die Deutschen überhaupt, so die Juden insbesondere gar keinen Eifer haben, so ein Journal, das doch zu ihrem eignen Besten wäre, zu unterstützen. Unsere Frankfurter Juden besonders sind darin ganz erbärmlich. Ein Journal, das sie gegen Angriffe der Regierungen und des Volks verteidigte, wäre ihnen zu ihrer Sicherheit ganz unentbehrlich. Ich bin gewiß, daß bald schlimme Zeiten für sie kommen und daß die deutschen revolutionären Bewegungen, die nicht ausbleiben werden, zwar zu keiner Judenverfolgung führen und damit endigen, doch damit beginnen werden. Die Freiheit, wenn sie einmal Deutschland bekömmt, wird auch den Juden nicht entbleiben, es kömmt aber darauf an, sie so wohlfeil wie möglich zu erkaufen. Während die Deutschen nur mit ihren Regierungen um die Freiheit zu kämpfen haben, müssen die Juden mit Regierungen und mit dem Volk streiten und haben zwei Feinde zu bekämpfen. →

Die Juden sind dümmer s. III/51/282 bis: *gnädig sein.* – *Nein, man würde sie dem Volkshasse aufopfern* im O: *Sie werden dem Volkshaß aufgeopfert werden.* – *würden suchen* im O: *werden suchen.* –

Es hat sich jetzt hier eine deutsche Buchhandlung etabliert. Der Sohn von Campe in Nürnberg mit noch einem Compagnon. Der Laden ist in der Rue Vivienne. Da nehmen sich auch meine Schriften unter dem Glaskasten vor dem Fenster zwischen einem Zuckerbäcker und einer Modehändlerin sehr artig aus. Da zeigte man mir einen Roman, schon im vorigen Jahre in Hamburg bei Campe erschienen, betitelt *Benjamin, aus dem Leben eines Malers* oder so ohngefähr, mit Humor u. Federzeichnungen verziert. Dieser Roman enthält eine lange, lange

Zueignung an *mich*, die aber so langweilig ist, daß ich sie nicht lesen konnte. Wie mag erst der Roman sein! Ich glaube, der Verfasser sagt: ich wäre schuld, daß er den Roman geschrieben. Ein Narr macht viele Narren. Es fällt mir eben bei, daß mir Campe einmal von einem jungen taubstummen Maler erzählt, der sich in meine Schriften verliebt und Zeichnungen dazu gemacht hat. Wahrscheinlich ist es der nämliche. Ist es aber nicht sonderbar, daß mir der Mensch ein Buch zueignet, ohne es mir zu schicken. Vielleicht können Sie in Frankfurt den Benjamin zu lesen bekommen.
Gestern abend war der Liesching bei mir, der heute zurückreist, um Abschied zu nehmen. →

Es gibt nichts Komischeres s. III/51/282 f. bis: *nicht zu sprechen.* – Nach: *wie einen Gott* folgt im O: *aber wahrscheinlich nicht bloß* [Blatt verletzt; vermutl.: *weil ich in Paris bleibe, sondern*] *auch weil ich unverheiratet bin. Er sagt, wenn er keine Frau hätte, wäre er reich genug, immer in Paris zu leben.* – →

Diese beide Herren mögen [angenehme?] Weiber haben. Der List, ein ewiger Projektenmacher, dem es zwar nicht an guten Gedanken, aber ganz an dem Talente fehlt, seine Ideen zu realisieren, hat ein sehr gutes französisches Büchelchen über Eisenbahnen herausgegeben. →

Es soll sich eine s. III/51/283 bis: *nicht mehr auszuführen.* – *und Straßburg führe* im O: *und Straßburg baut.* – *Art Überrumpelung im Schachspiel* im O: *Art Überrumpelung, ein Schachspiel.* –

Da ist der ersehnte Brief! Ich bekam Ihre Briefe voriges Jahr immer erst [schon?] den 5ten Tag, und jetzt wegen des Aufenthalts der Räucherungen erst den 6ten. Der Essiggeruch ist mir wegen Ihrer Briefe so lieb geworden, daß ich seitdem den Salat viel lieber esse als sonst. Wenn Ihnen mein letzter Brief Freude gemacht hat, so haben Sie mir das durch den Ihrigen reichlich vergolten. Behalten Sie nur dies Papier bei, und wäre es so dick wie

ein Brett. Papier von solchem großen Format haben Sie früher noch nie gehabt. Übrigens hat er auch nicht mehr gekostet. Am liebsten wäre mir, daß wir über die Häufigkeit unserer Korrespondenz gar nichts bestimmen. Desto angenehmer ist die Überraschung, wenn der Brief nicht sicher erwartet kömmt. Ich will lieber seltener Briefe bekommen, aber desto größere. Auf jeden Fall machen Sie es sich zur Regel, meine Briefe nicht am nämlichen Tage zu beantworten (es müßte denn ein dringendes Interesse sein), sondern erst den folgenden. Dadurch bekommen Sie Zeit, auf alle Punkte meiner Briefe einzugehen, was am nämlichen Tage nicht geschehen kann. Jeder Ihrer Briefe hat 6 Einschnitte, Sie müssen mir also dicke Geheimnisse schreiben, denn die dünnen können herausfallen.

Ganz glücklich macht es mich, daß Sie bei Schmitt wohnen. Da haben Sie es ja so gut, als es in Frankfurt nur zu haben ist. Wie konnten Sie sich nur besinnen?

Ich freue mich s. III/51/283 f. bis: *noch drei Tage.* – S. 284 *Sehen Sie*, erst im ED. – →

Meine Wasserkur kann ich leider hier nicht fortsetzen. Das Wasser ist zwar hier nicht ungesund, da es aber kein Quell- sondern Flußwasser ist, erquickt es und hilft nichts, wenn es auch nichts schadet. Da ich also bloß die Umstände damit habe, mußte ich es aufgeben. Doch soviel zur Reinlichkeit nötig ist, wird nichts versäumt, und meine Zähne sind merkwürdig.

Ja, mit dem Heine ist es merkwürdig, wie ich mich getäuscht habe. Ich werde Ihnen etwas von ihm sagen, was Sie wundern wird. Heine ist ein vollkommener *Bacher*! Wie er das geworden, oder vielmehr als geborner Jude geblieben, ist mir ganz unerklärlich. Er hat die regelmäßigste Erziehung und einen viel geordneteren Schulunterricht genossen als ich selbst. Er hat ganz die jüdische Art zu witzeln und opfert einem Witz nicht bloß das

Recht und die Wahrheit, sondern auch seine eigene Überzeugung auf. Dann höre ich überall, er sei von grenzenloser Eitelkeit, und solchen Menschen ist nicht zu trauen. Sie wechseln die Grundsätze wie die Kleider, um mit der Mode fortzugehen. Seine Neigung zur persönlichen Satire, sowohl im Schreiben als im Sprechen, ist mir auch zuwider. Sein Spott ist sehr bösartig, und man muß sich sehr vor ihm hüten, daß man in seiner Gegenwart von keinem etwas erzählt, was er brauchen kann. So erzählte ich einem gemeinschaftlichen Bekannten von uns beiden, Robert in Baden jammere, daß in dieser Zeit sein Talent zugrunde ginge. Einen Tag darauf kömmt Heine zu mir und sagt, er habe das erfahren und werde es bei der nächsten Gelegenheit drucken lassen; aber nicht von Robert, von dem er gut Freund sei, sondern er wolle es erzählen, als habe das Raupach geklagt.

Sooft ich Lust zu arbeiten habe, kommen Sie als böser Geist dazwischen und suchen mich vom guten Wege abzuwenden. Seien Sie doch um Gottes willen nicht angst, ich möchte mich totarbeiten. Vom vielen Fleiße hat mir noch nie ein Finger weh getan.

Der Bernhard hat recht, eine Zeitung in Bockenheim würde mich reich machen. Aber was hilft die dortige Preßfreiheit? Die hessische Regierung ließ' mich zwar machen, was ich wollte, aber sobald die Gesandten in Frankfurt klagen (und das bliebe keine 8 Tage aus), würde mir gewiß Einhalt geschehen. Aber Bernhard könnte mich auf eine andere Art reich machen und sich selbst mit. Er soll mir nämlich behülflich sein, in Augsburg und München Subskribenten auf mein projektiertes Journal zu sammeln. Er hat ja dort viele Bekannte. Es müssen aber solide Leute sein, die das Geschäft emsig betreiben und welchen man auch große Summen anvertrauen kann. Es sollen alle 2 Monate 1 Heft von 6 Bogen erscheinen. Man macht sich auf 6 Hefte verbindlich, zahlt

aber nur jedes Heft bei der Erscheinung mit 1 fl. 24 kr. Man muß den Leuten vorstellen, daß ich sooft als nötig die Partei *unserer Leute* verteidigen werde, was auch in Bayern bald nottun würde. Hätte ich mein Journal vorigen Sommer schon geschrieben, wäre das Haus des Herrn v. Hirsch (Gott segne ihn) nicht mit Dreck beworfen worden. Der Bernhard soll 5 Prozent der Augsburger und Münchner Einnahmen haben. Er wird sich erstaunen, was ihm das einbringt – wenn er 20000 Abonnenten schafft. Diese, das Exemplar jährlich zu 8 fl. 24 kr. gerechnet, würden 168000 fl. betragen. Sein Anteil von 5 p.c. betrüge also jährlich 8400 fl. Dann kann er eine Tochter von Kann oder Flörsheim heiraten und seiner Großmutter ein Vergnügen machen. Aber im Ernste, er soll sich darum bemühen und gleich nach Augsburg und München schreiben.
Für *Mannheim* habe ich meine Augen auf den Herrn *Berliner* geworfen; der Mann, den Sie in Karlsruhe bei Tische gesehen und der mit wohlgewählten Worten mir sagte, wie er die Stunde, in der er mich kennengelernt, als die glücklichste seines Lebens ansehe. Könnten Sie mir nicht in Frankfurt die Adresse dieses Mannes verschaffen? Sie sehen, daß ich es ernst meine mit dem Journal. Der Bernhard muß schreiben, daß ich das Journal auf eigene Kosten herausgeben. – [– – –].

Ein Baron von Maltitz s. III/51/284 bis: *Exemplare verkauft.* – *ich kritisiert* im O: *ich in meinen Schriften kritisiert.* – Nach: *angeredet hat* folgt im O: *Es ist ein Buckel, der wie alle Buckel klug aussieht.* – *Exemplare verkauft* im O: *Exemplare davon verkauft.* –

Hat denn der Louis eine chronische Krankheit und ist keine Hoffnung, daß er völlig wiederhergestellt werde? Das wäre doch gar zu betrübt! Sie schreiben ja, daß er *zuweilen* ausgehe, das scheint also gar nicht gut zu gehen. Grüßen Sie ihn von mir, und seine kleine Frau.

Sonntag den 9ten Oktober. Gestern abend fand ich beim Nachhausekommen eine Visitenkarte von *Cordan de Haber.* Das muß wohl der junge Haber sein, der hier wohnt. Wie fällt es dem aber jetzt ein, mich zu besuchen? Das muß eine eigene Veranlassung haben. Als wir vor 8 Jahren hier waren, habe ich [ihn] zwar einige Male gesehen, aber den vorigen Winter gar nicht. Er kam mit noch einem Herren, und Conrad sagte mir, er hätte gefragt: ob *Madame* auch hier wäre? Die Madame müssen wohl Sie sein.

Wenn Sie einmal Gelegenheit finden, schicken Sie mir Frankfurter Zeitungen, das wird mich amüsieren. Aber an welcher Zeitung schreibt denn der Schuster? Ich dachte, er wäre abgetreten. Das Wort, das Rousseaus Feinde von Madame Speier gebrauchen, habe ich nicht lesen können.

Goethes Tagebuch s. III/51/284 f. bis: *Bibel des Unglaubens.* – S. 285 von: *Ich habe beim Lesen* bis: *der Völker* erst im ED. –

Meyer-Beers Oper, Robert le Diable, wird Ende dieses Monats aufgeführt oder *geht*, wie die alte Beer sagt, *in die Szene.* Ich freue mich sehr auf die erste Aufführung und auf die Tribulationen der Familie. Was mich nur ärgert, ist, daß die Oper dem reichen Kerl 30 000 fr. einbringt. Dekorationen und Kostüme haben 80 000 fr. gekostet.

Fragen Sie mich, sooft Sie wollen s. III/51/285 bis: *Wahnsinn.* – Anstelle: *Es ist ein gar zu schmutziges Ding.* hat O: *Ich habe mich zu sehr an Reinlichkeit gewöhnt.* – *** im O: *Hoffmann.* –

Diese Woche werde ich anfangen, ins Theater zu gehen und Bekanntschaften zu erneuern. Werde auch zu Mauguin gehen. Dieser soll gar nichts mehr gelten bei seiner Partei, weil er zu eigenwillig ist und sich nicht lenken läßt. Odillon-Barrot steht ganz allein an der Spitze der Opposition.

Der König s. III/51/285 bis: *Palais Royal.* – *Er wollte* im O: *Er will.* –

Gruß an Schmitts und an die Tante. Hat Ihre Schwester noch den bittern Geschmack? Ach! den hat sie immer gehabt (Wortspiel).

In Berlin s. III/51/286 bis: *Langeweile.* –

Adieu und denken Sie an Journal-Abonnenten. B.

[Im ED folgt hier der von Börne oben (III/51/284f.) angekündigte Kommentar zu Goethes *Tag- und Jahreshefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse, von 1749–1806* (III/51/286–301).]

363.

Nr. 7

ad 5 *Paris, Donnerstag, d. 13. Okt. 1831*

Heute erwarte ich wieder einen Brief. Wird er so breit sein wie der vorige? Welche Neuigkeiten wird er mir bringen? Noch 4 Stunden muß ich mich gedulden, er kömmt erst gegen 12.

Diese Woche war s. III/52/302f. bis: *die Glocke nennen.* – S. 302 nach: *Aristokratie gefunden* folgt im O: *jetzt gibt es um so gewisser Krieg.* – Nach: *projektierten Journals* folgt im O: *welcher der Herold heißt.* –

Der Cordan de Haber, von dem ich Ihnen in meinen vorigen Briefe geschrieben, hat mich gestern besucht. Es ist nicht derjenige Haber, der hier wohnte, sondern dessen Bruder, ein Dr. juris, der in Geschäften seit einigen Wochen in Paris ist. Er erzählte mir auch von seinen Geschäften. Er sucht die bösen Verwicklungen seines hiesigen Bruders in Ordnung zu bringen. Ich konnte ohne Unbescheidenheit nicht mehr fragen, als er mir freiwillig mitteilte, habe also im allgemeinen nur erfahren, daß es eine Art Bankerott mit politischen Händeln verbunden

ist. Seit der Revolution soll der Haber sich von Paris entfernt haben. Er hat unglückliche Güter-Ankäufe gemacht, mit Polignac in Verbindung gestanden etc. Wahrscheinlich wird aber dadurch ein gewöhnlicher kaufmännischer Bankerott beschönigt. Der Dr. Haber kennt mich von Heidelberg aus, wo er mich vor mehrern Jahren, als er dort studiert, bei Professor Zimmern gesehen. Er stellte mir einen jüngeren Bruder vor, der hier Handlung treibt, ein freundlicher junger Mensch, der aber das Unglück hat, ganz taub zu sein und, wie ich glaube, unheilbar. Es mag in der Familie liegen, denn ein anderer junger Haber ist auch taub. In Paris taub sein, und zwar so taub, daß er nicht einmal in der Oper die Musik versteht, ist für einen jungen Menschen doch ein großes Unglück! Der Haber sagte mir, ich hörte viel besser, als dieses vor 7 Jahren in Heidelberg der Fall gewesen. Das sollte mich freuen, wenn es wahr wäre. —

Das Wetter hier s. III/52/303 bis: *abgehalten.* – Anstelle: *diesen Herbst* hat O: *diesen Winter.* – *angekommenen Nachrichten* im O: *eingekommenen Nachrichten.* –

Man erzählte mir, der Kurfürst von Hessen gehe nach Montpellier. — Dr. Donndorf sagte mir gestern von einer Bockenheimer Zeitung, die vom Buchhändler König in Hanau (der nämliche, der bei Oppenheimer meine Lithographie bestellt hat) verlegt und von Dr. juris *Tabor* in Frankfurt redigiert werde. Donndorf sagt, es würde gut bezahlt, und er selbst bekäme 6 Karolin für den Bogen. Wenn Sie etwas Näheres davon erfahren können, schreiben Sie mir doch darüber.

Ich war vor einigen Tagen zum ersten Male im neuen Vaudeville Theater des Palais Royal s. III/52/303 f. bis *Apotheose.* – S. 304 *besonders tat das / tat das* erst im ED. – *Le Tailleur et la Fée, ou* erst im ED. – Nach: *ein armer Schneider* folgt im O: *(historisch).* – *das schönste Lebenslos zu schenken, ihn* erst im ED. – S. 304 f. *Bérangers Herkunft* bis: *Lieder getan* erst im ED. –

Es hat mir jemand verplaudert, daß ihm Heine unter Gelobung der strengsten Verschwiegenheit, *besonders gegen mich*, anvertraut: er arbeite an einem politischen Werke, so etwas über die Französische Revolution. Er fürchte meine Konkurrenz. Was mir diese Art mißbehagt, kann ich Ihnen gar nicht genug ausdrücken. Wie ist es möglich, daß ein Mann wie Heine von so anerkannten großen Verdiensten so kleinlich eitel sein kann? Gestern traf ich ihn bei Tische. Er verriet mir, ohne es zu wollen, mit welchen literarischen Arbeiten er jetzt beschäftigt ist. Er fragte mich: was ich von Robespierre halte? Ich antwortete ihm: Robespierre und Lafayette sind die einzigen ehrlichen Leute in der Französischen Revolution. Das schien seine Meinung auch zu sein, er wollte mich aushören. So ein kleinliches Wesen kann mich ganz maliziös machen, und ich wäre imstande, wenn ich einmal bestimmt erführe, worüber Heine schreibt, den nämlichen Stoff zu behandeln, nur um ihn zu ärgern. Er hat eine große Abhandlung über die letzte Gemäldeausstellung geschrieben und in das *Morgenblatt* eingeschickt. →

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich auch anfange s. III/52/305 bis: *zu bedecken wissen.* – Anstelle: *durch rote, grüne und gelbe Worte* hat O: *durch schöne Worte.*

Gestern habe ich bei Tortoni Ananaseis gegessen. Was sagen Sie dazu, in Ihrem ordinären Vanillen-Frankfurt? — Es ist mir auffallend, daß heute kein Brief gekommen ist. Doch bin ich nicht unruhig darüber. Es wird sich zeigen, woran es lag.

Die Gnade des Kaisers von Rußland s. III/52/305 bis: *beistehen.*

Finden Sie das Papier, das ich jetzt zu meinen Briefen brauche, nicht besonders schön? Und es ist unglaublich wohlfeil. Ich weiß nicht mehr genau, wieviel die Lage kostet, aber ich habe für 48 Bogen von verschiedenen Formaten vom Briefpapier bis abwärts zu dem kleinsten

Billet-doux-Papier nicht mehr als 15 sous bezahlt. So wohlfeil läßt es der Fabrikant [an] allen Straßenecken verkaufen, aus Not, oder weil er durch größern Absatz zu gewinnen hofft. Noch einige andere Dinge sind hier wohlfeiler geworden, was einem armen Teufel zugute kömmt. Die Fahrt im Cabriolet, die früher 25 sous gekostet, kostet jetzt nur 15 s. In manchen Gegenden der Stadt kostet eine Strecke Wegs, die sonst 12 sous gekostet, jetzt nur 6. Ein Cabinet de Lecture ist in diesen Tagen errichtet worden, worin man für 5 sous alle Zeitungen liest und dazu eine vortreffliche Tasse Bouillon bekömmt. Auch einige Theater haben die Eingangspreise herabgesetzt, und wie ich höre, ist das Tuch zu Kleidern wohlfeiler geworden. Das sind aber alles traurige Zeichen, daß die Geschäfte stocken und darum das Geld im Preise steigt. Wenn die Not noch lange anhält, kann ein Rentier wie ich jetzt hier zum Millionär werden.

Das Papier zu Ihrem vorigen Briefe hat mir zwar große Freude gemacht, weil es ungewöhnlich groß war. Aber zu dick! Der Brief hat 2 fr., also 14 sous mehr gekostet als gewöhnlich. Ach, wie gern hätte ich heute wieder meine 2 fr. bezahlt! Die Schere lag schon bereit. Warum kam denn eigentlich keiner? Schon gestern hätte ich ihn haben können.

Sie fragten mich ja lange nicht mehr nach Ihrem Conrad? Lieben Sie den nicht mehr? Er hat sich die Haare ganz kurz schneiden lassen und sieht so allerliebst aus. Neulich sagte er mir, unser Hauswirt sei sehr *interessant;* er wollte sagen *interessiert.* Kurz, er wäre der liebenswürdigste Mensch von der Welt und Ihrer ganz würdig, wenn er nicht den großen Fehler hätte, in *Cotelette* alle drei e auszusprechen. Er sagt immer Cotelette, welches meine Ohren beleidigt.

Der Baron Liebenberg aus Wien s. III/52/305 f. bis: *ihren Kaiser lobt.* – S. 306 *meine Schriften hätte* im O: *meine Schriften fände.* –

Freitag d. 14. Okt. Guten Morgen, grausame Freundin. Wenn heute wieder kein Brief kömmt, halte ich mein gegebenes Versprechen nicht und werde ängstlich. Voriges Jahr schrieb ich Ihnen: ich gehe vielleicht auf einige Tage nach Fontainebleau, und wenn darum einmal mein Brief länger ausbleibt, wissen Sie die Ursache. Das nämliche sage ich Ihnen *heuer* wieder, denn ich habe abermals den Vorsatz gefaßt. *Doch werde ich mich hüten, zuviele Trauben zu essen.* Komme ich mit dieser Versicherung nicht Ihrer Besorgnis entgegen?
Seit gestern habe ich mehrere Blätter von der Neuen Bockenheimer Zeitung gelesen. Die ist gar nicht übel geschrieben; besonders sind die Aufsätze, von A. unterschrieben, recht gut.

Auf den Boulevards findet man jetzt sehr häufig Bibeln zum Verkaufe aufgestellt. Die heilige Ware s. III/52/306 bis: *nicht lassen. – sehr wohlfeil* im O: *sehr billig. – Gestern sah* bis: *die erstere.* erst im ED. – →

Um die Pein der Erwartung zu mildern, habe ich mich vor einer halben Stunde aufs Sofa gelegt, bin eingeschlafen und wurde von Conrad mit dem Briefe in der Hand aufgeweckt. — Mit dem Plumeau war schon alles früher besorgt auf die gehörige Weise. Wir brauchen Ihren Rat nicht. Ich und der Conrad haben auch Verstand. Die Naht in der *Breite* aufgetrennt in unserer Gegenwart, wobei nur die Luft einige Federchen gestohlen. Dann den Überzug der Wäscherin gegeben, die das Kissen in unserer Gegenwart wieder zunähen wird.
Stiebels Gedicht, wie ich Ihnen schon gesagt, brauchen Sie mir nicht zu schicken, ich kann es hier bekommen. — Die Heirat des Crunelius hat mich mehr interessiert, wie Sie glauben. Ei, Sie haben ja die Braut in Baden gesehen. Erinnern Sie sich denn nicht, daß ich Ihnen in der Promenade einmal ein Mädchen gezeigt, von der ich Ihnen sagte, ich hätte mich in sie verliebt? Sie ist die Tochter

des Deputierten Fecht, der Dekan und Pfarrer in Cork [?] ist, und mit dem Sie mich mehrere Male in Baden haben sprechen sehen. – Ihre Nachricht von der Heirat der Beifuß kömmt zu spät und wird Ihnen keinen Dank von mir einbringen. Ich wußte sie schon längst. Es wäre traurig, wenn ich in Frankfurt nicht noch andere, eiferige Korrespondenten hätte als Sie. – Der läppische *Herz* verdient doch hier jährlich 60 000 fr. Daß aber solche Menschen nicht den Verstand haben, wenn sie in Deutschland spielen, sich nach unserer bessern und würdigern Art zu richten!

Aber wie, Madame, was fällt Ihnen ein? Warum zweifeln Sie, daß ich in Paris vergnügt sei? Glauben Sie, man könne ohne Sie nicht vergnügt leben. Paris gefällt mir wie immer. Da ich mich aber wie zu Hause fühle, hat es natürlich – zwar immer noch den *Reiz,* – aber nicht mehr den *Überreiz* der Neuheit. Ich genieße ruhiger, und Deutschland liegt so fern von meinem Sinne, daß ich es, wie früher, mit Paris gar nicht mehr vergleiche. [Vgl. III/52/306 f.].

Bei Mauguin war ich gestern, ich fand ihn nicht zu Hause und ließ eine Karte zurück.

Ich komme wieder auf Heine. Sie müssen aber nicht etwa denken, daß es mir Vergnügen macht, Böses von ihm zu reden. Das nicht. Aber er interessiert mich als Schriftsteller und darum auch als Mensch. Ich sammele alles, was ich von andern über ihn höre und ich selbst über ihn beobachte. Da es mir nun langweilig ist, für mich allein Buch und Rechnung über Heine zu führen, lege ich alles, was mir von ihm zukömmt, nach und nach in meinen Briefen an Sie nieder. Ein schwacher Charakter wie Heines, wie er mir schon aus seinen Schriften hervorleuchtete, muß in Paris völlig ausarten. Ich sehe ihn auf bösem Wege und werde aus historischem und anthropologischem Interesse seiner Spur nachgehen. So müssen Sie das an-

sehen. Gestern abend war bei Valentin von Michel Beers neuer Tragödie die Rede, die er in Baden meinem Urteil unterworfen. Auf Verlangen sagte ich meine aufrichtige Meinung davon. Madame Leo sagte mir: Vormittag sei Heine bei ihr gewesen und habe das Drama gelobt. Darauf bemerkte ich: dann habe Heine geheuchelt, denn er verstehe das so gut als ich. Mad. Leo erwiderte: Ja, wenn man dem Heine 1000 fr. gibt, lobt er das Schlechteste. *Ich:* nun, das möchte ich nun grade nicht glauben. *Mad. Leo:* Sie können es mir glauben, *ich weiß es* ... Ein Deutscher erzählte mir, Heine habe ihm gesagt: Metternich könnte mich nur auf eine Art erkaufen: wenn er mir alle Mädchen von Paris gäbe. (Ich sage *Mädchen*; Heine aber gebrauchte den gemeinsten Ausdruck dafür.) Er hat eine Art von Lüderlichkeit, die mir nie, weder in Büchern noch im Leben, vorgekommen ist und die ich mir psychologisch gar nicht erklären kann. Gemeine Sinnlichkeit trifft man häufig; aber doch selten wird ein junger Mensch von seinen gemeinen Ausschweifungen als von etwas Schönem öffentlich sprechen. Romantische Liebe ist immer verschämt und verschwiegen. Heine aber läuft den gemeinsten Straßendirnen bei Tag und Nacht nach und spricht in einem fort von dieser häßlichen Gemeinheit, in welcher er ein ästhetisches Vergnügen findet. Neulich kamen wir abends vom Essen. Er sagte mir, er ging' in den Passage des Panoramas – Was er dort zu tun habe? Ich will sehen, ob keines von den *Mädchen*, die ich kenne, ein neues Kleid anhat ... Heine ist doch schon 30 Jahre alt. Ein anderer Deutscher (freilich ein wütender Demagog) warnte mich vor Heine. Er mache bei den preußischen Agenten hier den Zuträger! –

Wenn die Cholera so langsam nach Frankfurt fortschreitet, als sie von Berlin nach Potsdam geschlichen, wird es 2 Jahre dauern, bis sie dahin kömmt. Das sind nur 4 Stunden, und es hat 5 Wochen gedauert, bis sie in Pots-

dam ausgebrochen. Frankfurt an der Oder geht uns nichts an, das liegt jenseits Berlin. Von Wien aus hat sie auch 4 Wochen gebraucht, bis sie nach St. Pölten gekommen, welches nur 2 Posten davon entfernt ist. Ich freue mich, daß unser kalt Wasser so zu Ehren kömmt.
Einen Hut Zucker von 15 Pfund habe ich gekauft, d. Pf. zu 22 sous. Einzeln kostet das Pfund 26 sous. Ich spare also. Bin ich nicht ein guter Haushälter? Dem Epicier, der mir von Valentin empfohlen worden, schickte ich gestern meine Bestellung durch die Post. Und eben bekam ich den Zucker, und die Rechnung lautet *vendu à Madame de Börne*. Adieu, Grüße an Ihre Hausleute.

B.

364.

Nr. 8
ad 6 *Paris, Mittwoch, d. 19. Okt. 1831*

Ich fange wie Ihre Schwester an: ich weiß gar nicht, was ich Ihnen schreiben soll. Ich habe Paris nun völlig aufgegessen, es ist zu meinem Fleische, zu meinem Blute geworden, und da es so nicht mehr außer mir liegt, sehe ich es und schmecke ich es nicht mehr; ich verdaue es bloß. Um mich deutlicher auszudrücken: Paris, das sonst meine Geliebte war, ist jetzt meine Frau, nur daß meine Flitterwochen nicht endigen werden, wie in der andern Ehe. Aber was die *andere Ehe* betrifft, die verschmähe ich darum doch nicht. Wissen Sie, daß ich ganz ernsthaft daran denke, mich zu verheiraten? Vielleicht fange ich hier ein Geschäft an, das mir die eigene Besorgung meiner häuslichen Einrichtung ganz unmöglich macht; dabei werde ich auch ein Haus machen müssen, und ich brauche ein liebenswürdiges Wesen, die alles lenkt und anordnet und die Falten von meiner Stirne streicht und — mein Geld zählt und ausgibt. Wenn Ihnen in Frankfurt

ein solches Wesen bekannt ist, schicken Sie sie mir nur gleich nach Paris, ich verlasse mich ohne Sorge ganz auf Ihren Geschmack. Sie darf aber nicht einen einzigen verdorbenen Zahn haben.

Es ist wieder von Stiftung s. III/53/307 bis: *zu unterstützen.* – Nach: *tätig dabei sein* folgt im O: *Das muß aber ein strenges Geheimnis bleiben.* – *Ich werde da freilich* bis: *Vorteil dabei finden* erst im ED. –
Intrigen, die ich s. III/53/307 f. bis: *und Bayern geteilt werden.* – S. 308 *nach Fonds dazu hergibt* folgt im O: *das Geständnis, das mir Cotta gemacht, daß die Zeitung eigentlich sein Unternehmen sei* –. *Und so weiter* erst im ED. – →

In Saargemünd (Rheinbayern) erscheint jetzt auch eine liberale Zeitung, in anständiger Gestalt und sehr wohlfeil, und der Redakteur (Dr. Siebenpfeiffer) hat auch angekündigt, daß Patrioten Geld dazu hergeben. Kurz, die Blütezeit der deutschen Journalisten beginnt, und glücklich das Mädchen oder die Witwe, die einen solchen zum Manne bekommen kann. Das alle, was ich Ihnen da schreibe, muß aber verschwiegen bleiben. Da übrigens das mit der Pariser Zeitung noch sehr problematisch ist, ich überhaupt noch nichts Nähers davon weiß, da man gestern zum ersten Mal und nur oberflächlich mit mir davon gesprochen hat, so lasse ich mich durch diese neue Aussicht von meinem alten Plane, ein Journal heftweise herauszugeben, für jetzt nicht abwendig machen. Ich fahre fort, Materialien zum ersten Hefte zu sammlen, und ich hoffe, es wird zustandekommen. Wenn Sie also, worüber ich Ihnen schon geschrieben, wegen der Abonnenten-Sammlung in Frankfurt etwas tun können, betreiben Sie es mit Eifer, reden mit niemand von dem neuen Zeitungsprojekt, sondern nur von meinem Journal. Und die Hauptsache – sorgen Sie mir für eine gute, schöne und reiche Journalistin.
In Stuttgart läßt die Regierung jetzt auch eine Zeitung

errichten, um der Opposition widerstehen zu können (so wird gesagt), wohl eigentlich aber mehr, sich der Despotie der Heiligen Allianz entgegenzusetzen. Sie hat zum Redakteur einen guten Schriftsteller, Professor Münch, berufen und gibt ihm 3000 fl. Gehalt. Lindner wird auch daran arbeiten. Unser Lindner ist auch der Hauptmitarbeiter an der *Tribüne.* {Vgl. III/53/308].

Der König von Bayern s. III/53/308 bis: *Cholera verschonen.* – →

Also Stände und Pest sind ihm ganz einerlei! – [Vgl. *Also* bis: *König* a. a. O.]. Und der dramatische Eselskopf *Michel-Beer* hat mir das als etwas Schönes erzählt! Neulich ging ich mit diesem unglücklichen Dichter um Mitternacht nach Hause. Es war eine schöne Sternennacht und die Luft ganz frühlingswarm. Da hörte ich ihn seufzen wie einen Verliebten. „Ich bin mißvergnügt in Paris“, sagte er. Ich dachte wegen der politischen Verhältnisse, wegen der Cholera in Berlin, wegen sonst eines Unglücks. „Ich kann mit meinen Stoffen nicht fertig werden.“ Nämlich mit seinen Stoffen zu Dramas! Ich kann es vor Lachen kaum niederschreiben.

Donnerstag d. 20. Okt. Ich gedachte meinen Brief gestern schon abzuschicken; aber durch Sie selbst und Ihren langen zudringlichen Brief, der mich immer auf ein paar Stunden zu allen Geschäften untauglich macht, und dann durch andere lästige Menschen bin ich davon abgehalten worden. Sie sehen, ich habe auch meine *Rosetten,* die ich nicht kann „warten“ lassen. Jetzt auf Ihren Brief. Wenn ja *weinen,* dann weinen über Ihre Dummheit. Hätten Sie besser Deutsch gelernt, wüßten Sie, daß weinen mit einem i geschrieben wird und nicht mit einem y. Hätten Sie besser Französisch gelernt, wüßten Sie, daß weynen wie wehnen ausgesprochen wird, und hätten Sie nur ein bißchen Verstand, hätten Sie erraten, daß Weynen der

Name des Papier-Fabrikanten ist. Das sind die Früchte meines 15jährigen Unterrichts! Wenn ein Schüler kein Genie hat, helfen ihm die besten Lehrer nicht.
Von meinem Campe höre ich hier täglich mehr, daß er ein Lump und Schuft ist. Und bei dieser Gelegenheit habe ich etwas erfahren, das mir die größte Sorge macht. Nämlich Campe in Nürnberg (wo meine Schriften gedruckt werden) will nichts mehr für seinen Bruder drukken, weil er nichts bezahlt. Nun fürchte ich, daß meine Pariser Briefe aus diesem Grunde anderswo gedruckt werden, wo keine Preßfreiheit ist, und daß sie die Zensur verstümmeln möchte. Mit Heine hat es Campe ebenso gemacht. Die Vorrede zum Adelsbuch von Heine (die Sie gelesen) wurde, ohne daß es Heine wußte, in Altenburg unter Zensur gedruckt, und es sind nicht allein ganze Stellen weggeblieben, die durch Gedankenstriche ersetzt worden, sondern, was noch schlimmer ist, viele Stellen verändert worden. Wenn mir auch so etwas geschähe, wäre das ganze Werk ruiniert; denn selbst eine mäßige Zensur müßte die Hälfte des Buches streichen. In diesem eintretenden Falle würde ich mich aber für Campes Treulosigkeit damit rächen, daß ich einen deutschen Nachdrucker veranlaßte, das Buch, mit den weggebliebenen Stellen ergänzt, noch einmal herauszugeben. Übrigens machen mir die Pariser Briefe keine Freude, und mir wird angst vor deren Erscheinung. Da sie mir selbst nicht gefallen, wie können sie andern gefallen? Mein Vespertinchen ist verliebt und hat also gar kein Urteil darin.

Ich war seit einer Woche s. III/53/308 f. bis: *schöne Gesichter darunter. – wahrhaftig nicht zwei* erst im ED. –

Daß die Cholera in Magdeburg sei, erfuhr ich aus der Berliner Zeitung, und daß in Hamburg, aus Privatbriefen, die man mir mitgeteilt. Das konnte nicht ausbleiben. Nach Hamburg wäre sie von angesteckten Matrosen ge-

schleppt. Überhaupt hat man noch kein einziges Beispiel, daß an einem Orte die Cholera ausgebrochen, wo man nicht nachweisen konnte, daß sie durch Ansteckung dahin gekommen. Es bleibt also immer noch zu hoffen, daß Frankreich durch seine strenge Quarantäne-Anstalten sie von sich abhalten wird. Freilich ist jetzt die Gefahr größer, und sie wird eher über Holland, Belgien und England als von Deutschland hierher kommen. Besonders ist Holland und Belgien zu fürchten, da dort die Quarantäne-Anstalten schlecht sein sollen. Was ich in eintretendem Falle tun werde, weiß ich wahrhaftig noch nicht. In Paris zu bleiben, finde ich freilich nicht ratsam, besonders darum nicht, weil es so schwer hält, einen Arzt zu bekommen. Zwar ist in der Cholera ein Arzt das Allerentbehrlichste, man muß sich durch die genug bekannten Mittel selbst hüten und helfen. Allein ich kann das berechnen, daß die Fassung und Ruhe, die man bei Ferne der Gefahr noch hat, bei näherkommender Gefahr aufhört, daß man dann den Kopf verliert und nach einem Arzte seufzt. Es wird also besser sein, Paris zu verlassen, sobald es die Cholera bedroht. Die Schweiz ist für jeden Fall die geeigneteste Zuflucht. Von dort kann man nach Deutschland, Frankreich und Italien weitergehen und sich nach beliebiger Richtung wenden. Ich freue mich schon auf meine Flucht. Nach Basel oder Genf ist von hier nicht weiter als nach Straßburg. Dahin würde ich also reisen. Mein Werk: „Meine Flucht vor der Cholera“ wird sehr schön werden. Wegen der Möglichkeit, Paris früher oder später und vielleicht unvorhergesehen verlassen zu müssen, wünsche ich auch, daß Sie mir die 600 fr. schikken. Nach Frankfurt zu gehen, hätte ich aber in keinem Falle die geringste Lust. Die dortige Philisterei fürchte ich mehr als die Cholera.

A propos Cholera und kaltes Wasser. Ich habe einen gesprochen, der den Wasserdoktor Oertel persönlich kennt.

Er trinkt nie einen Tropfen Wasser, sondern nur Bier und Wein. Ich denke, daß darum seiner Empfehlung des Wassers um so mehr zu trauen ist. Sie ist unparteiisch. Sein Werk über die Cholera ist hier übersetzt worden.
Was ich in einem Briefe über Juden gesagt, mögen Sie gelegentlich dem Goldschmidt wie jedem andern mündlich mitteilen oder auch wörtlich vorlesen; aber es abschreiben, das wünsche ich nicht. →

Sagen Sie mir s. III/53/310 bis: *werden gesund.* – Anstelle: *vielleicht schwitzen sie die rostrote Philisterei aus und werden gesund* hat O nur: *vielleicht schwitzen Sie die Dummheit aus.* –

In Bockenheim mein Journal drucken zu lassen, finde ich nicht rätlich. Ich wüßte keinen, dem ich in Frankfurt das Oekonomische und Literarische der Sache anvertrauen möchte. Auch ist es ja gar nicht zu verhüten, daß mich der Buchdrucker nicht betrüge. Er kann ja drucken lassen, so viel Exemplare ihm beliebt und sie zu seinem Vorteile verkaufen. Am besten ist immer, es wird in Paris gedruckt. Zwar kömmt es hier viel teuerer, so daß ich 80 Abonnenten mehr als in Deutschland brauchte, um die Druckkosten gedeckt zu haben. Allein, wenn ich nicht so viele Abonnenten bekäme, daß es mir auf 80 mehr oder weniger nicht anzukommen brauchte, lohnte sich ja das Unternehmen überhaupt der Mühe nicht. Vielleicht findet sich auch ein Verleger. Wegen zu anstrengender Arbeit brauchen Sie nicht besorgt zu sein. Seit ich hier bin, bringe ich den halben Tag mit Herumlaufen zu. Ich habe ein zu großes Genie der Faulheit, das läßt sich durch keine Gewalt unterdrücken.
Vor einiger Zeit trat bei Valentin einer der anwesenden Deutschen mir als alter Bekannter entgegen und war so empfindlich, daß ich mich seiner durchaus nicht erinnern konnte, daß er mir den Rücken wendete und mich stehen ließ. Letzten Sonntag knüpfte ich mit ihm an und gab ihm gute Worte. Da erklärte sich denn, daß er Eberty

heißt und aus Berlin ist. Vor 15 Jahren hatte ich mit ihm und seiner Familie die erste Rheinreise gemacht. Der arme Mann hat das Unglück gehabt, kürzlich seine Frau (eine Schwester von Meyer-Beers Frau) und ein paar seiner Kinder durch den Tod zu verlieren, und jetzt sucht er in Paris sich vergebens zu zerstreuen. Er sieht recht betrübt und bejammerungswürdig aus. Die Familie Beer hat in diesen Tagen ein zweites Unglück betroffen. Einer der Söhne flüchtete sich mit seiner Frau und seinem einzigen Kinde, einem zwölfjährigen Knaben, der Cholera wegen von Berlin nach Teplitz. Dort starb das Kind am Nervenfieber, und jetzt sind die Eltern trotz der Cholera mit der Leiche ihres Kindes nach Berlin zurückgereist, es dort begraben zu lassen. — Ist der 18. Oktober in Frankfurt gefeiert worden?
Der List ist vorgestern nach Amerika zurückgereist. Das ist ein unordentlicher Mensch! So arg habe ich es doch nie getrieben. Um 5 Uhr wollte er abreisen, und um 3 Uhr traf ich ihn ganz atemlos auf der Straße laufen, bei seinem Bankier das nötige Geld zu holen. Dann begleitete ich ihn nach Hause. Seine zwei große Koffer wurden erst gepackt, und wie! Noch nasse Federn, mit denen er eben erst geschrieben, wurden im Koffer auf den Kleidern gelegt. Während gepackt wurde, schrieb er eine Vorstellung an den König ab, die ihm jemand aufgesetzt, und die ich ihm verdolmetschen mußte, denn er versteht fast gar kein Französisch. Kein Accent im ganzen Briefe. Dann legte er ihn zusammen wie einen Wäschzettel und überließ die Besorgung an den König dem Portier für nach seiner Abreise zurück. Dazwischen kamen Rechnungen, Besuche — es war den Schwindel zu bekommen. Wenn er den Postwagen nicht versäumt, hat er Glück gehabt. Seidenwaren für seine Familie einkaufen wollte er auch noch vorher. Ich habe bei dieser Gelegenheit gesehen, welch ein trauriges Reisen es ist ohne eigenen Bedienten. Dem

List hat sein Lohnbedienter und Portier mehr gekostet, als mich Conrad kostet. [Vgl. III/53/310 von: *** *ist gestern* bis: *Ersticken nahe.*]
Warum ist denn der dumme Dr. Gartenhof nach Fuld zurück? Warum hat er sich fangen lassen? [Vgl. III/53/310. – Von: *Hoffte er* bis: *bestraft* nur im ED].
Ich erwarte einen Besuch in Geschäftssachen, den ich nicht abweisen kann. Auch habe ich nichts mehr zu schreiben, als daß Stiebels Gedicht ganz erbärmlich ist. (Aber sagen Sie das ja keinem. Ich mag den eitlen Mann nicht kränken.) Wie hat man nur den Mut, so dummes Zeug drukken zu lassen?

Ihr
B.

365.

Nr. 9 *Paris, Samstag, d. 22. Okt. 1831*

Sie werden mit Verwunderung erfahren, daß meine Pariser Briefe schon erschienen sind. Ein Reisender, der vor 14 Tagen Hamburg verließ, sagte mir, er habe sie dort bei Campe gesehen. Der Spitzbub hat den Druck auseinandergedehnt und 2 Teile, also einen 8ten und 9ten Teil meiner Schriften daraus gemacht. Auch meine Befürchtung, daß das Buch nicht in Nürnberg gedruckt werde, ist eingetroffen. Es ist in Altenburg gedruckt. Daß aber Campe so toll gewesen [sein] soll, die Briefe einer Zensur zu unterwerfen, wodurch er sich ja selbst den größten Schaden getan hätte, kann ich mir gar nicht denken. Auch hat mir jener Hamburger erzählt, Campe habe ihm gesagt, er hätte dem Drucker nach Altenburg geschrieben, er soll das Werk in aller Schnelligkeit versenden, ehe es konfisziert werde. Ich schließe daraus, daß es keine Zensur ausgehalten hat. Nun wird es aber verdammt lang dauern, bis ich meine Freiexemplare bekomme. Erstens wegen der wochenlangen Quarantäne, und dann, weil ich erst vor 8 Tagen zum erstenmal nach Hamburg geschrie-

ben und ich meine Adresse angegeben habe. Auf jeden Fall wird das Buch eher in Frankfurt als in Paris sein, und die dortigen Buchhändler werden es viel früher erhalten als Sie durch mich. In diesem Falle, wenn Sie nämlich erfahren, daß das Buch in Frankfurt ist, ehe die von mir dorthin bestellten Freiexemplare angekommen sein werden, schicken Sie beiliegendes Zettelchen an *Jügel*, der Ihnen wohl ein Exemplar leihen wird, das Sie ihm später zurückgeben können. Ich lasse mir 12 Exempl. nach Paris kommen, und 13 lasse ich an Schmitt nach Frankfurt adressieren. Diese 13 Exempl. teilen Sie wie folgt aus: 1. Madame Börne. 2. Schmitt. 3. meine Mutter. 4. Ochs. 5. Heidelberg. 6. Dr. Reis. 7. Dr. Stiebel. 8. Dr. Goldschmidt. 9. Reinganum. 10. Strauss. 11. Rindskopf. Die zwei noch übrigen Exempl. können Sie bei einem vorkommenden Falle nach Belieben verwenden, oder auch gleich, wenn ich etwa eine Person vergessen haben sollte. Bei der Gelegenheit jenes Hamburger Reisenden habe ich auch erfahren, wie schlecht Frankreich durch seine Quarantäne geschützt ist. Holland und Belgien hatten bis jetzt gar keine Quarantäne und Frankreich gegen jene Länder auch nicht. Jener Hamburger verließ Hamburg, als dort die Cholera zwar noch nicht erklärt, aber schon ausgebrochen war, und ist ohne Hindernis und Aufenthalt bis nach Paris gekommen.

Beste, was sagen Sie denn dazu, daß wir nach der Cholera als Dessert die Pest bekommen werden? In Moskau ist sie schon, und nach dem gestrigen *Journal des Débats* haben sich Pestspuren sogar schon in Danzig gezeigt. Ich zweifle nicht, daß sie sich verbreitet, denn schon vor einem halben Jahre wußte man, daß die russische Reservearmee, die man aus Asien gezogen, um sie nach Polen zu schikken, die asiatische Pest mit sich führe. Die Pest ist noch viel schrecklicher als die Cholera. Zwar insofern ist sie weniger gefährlich als unser lieber Gast, als sie nur durch

Ansteckung, nicht durch die Luft sich verbreitet, man also durch strenge Absonderung sich vor ihr hüten kann. Aber eben diese Möglichkeit, sich durch Absperrung zu schützen, macht die Pest in ihren moralischen und politischen Folgen weit verderblicher als die Cholera. Land verteidigt sich gegen Land, Stadt gegen Stadt, Haus gegen Haus, alle Bande der Freundschaft, der Geselligkeit werden aufgelöst, aller Verkehr, aller Handel hört auf, und Hungersnot, Armut und Jammer aller Art werden die Welt durchwüten. Rußland überhäuft uns mit Wohltaten! O es ist zu schrecklich! Es ist die Büchse der Pandora, nur ohne die Hoffnung. Gestern las ich etwas von der Cholera, worüber ich lachen mußte. Sie sind schlau, Sie werden schon merken warum. Man hat nämlich immer behauptet, daß große Furcht vor der Cholera zur Ansteckung besonders disponiere. Nun macht aber der bekannte Dr. Rust in der *Berliner Zeitung* bekannt, daß dem keineswegs so sei. Es wäre in Berlin noch nicht ein Fall vorgekommen, daß jemand durch Furcht sich die Cholera zugezogen habe. Da nun aber in Berlin, wie bekannt, sich die meisten Menschen vor der Cholera sehr gefürchtet haben, so würde, wenn keiner der Furchtsamen die Krankheit bekommen, daraus folgen, daß nicht allein die Furcht zur Cholera nicht geneigt mache, sondern daß sie sogar davor schütze. Ich kann mir das auch leicht erklären, denn die Furchtsamen hüten sich. Darum beschwöre ich Sie, angebeter Husar, daß, wenn die Cholera in Ihrer Nähe kömmt, Sie *sich fürchten sollen.* Es wird Ihnen zwar schwer fallen, aber durch Fleiß und Beharrlichkeit erlangt man alles. Ja, Sie sollen jetzt schon anfangen sich zu fürchten, vor diesen und jenen und allen möglichen Dingen, damit Sie in die Übung kommen. Wollen Sie das tun, liebe Seele? Es wird sehr zu meiner Beruhigung gereichen. Nach beseitigter Gefahr können Sie ja Ihren Heldenmut immer wieder hervorholen.

In dem neuesten Hefte des *Mercure de France*, einem wöchentlich erscheinenden Journal, stehen Aphorismen aus meinen Schriften, die recht gut übersetzt sind. Ich weiß nicht, wie man jetzt erst darauf gefallen. Es wird sonst gar nichts dabei über mich gesagt; es heißt in der Überschrift: Aphorismes et Pensées de Louis Boerne.
Hat man denn in Frankfurt auch davon gesprochen, daß *Paskewitsch* in Warschau auf der Straße ermordet worden ist? Eine hiesige Zeitung gab gestern die Nachricht. Unglaublich ist es nicht. Wie dumm, unpolitisch und grausam war es vom russischen Kaiser, dem Paskewitsch den Titel eines *Herzogs von Warschau* zu geben und dadurch das Unglück der Polen zu verhöhnen und ihren Haß gegen ihren Unterdrücker noch giftiger zu machen! Welch ein schnöder Übermut!

Montag d. 24. Okt. Gestern abend habe ich bei Valentin Ihren Neffen Stern getroffen. Dieser Junge aus der Rothschildschen Schule hat erschrecklich albernes Zeug gesprochen, von der Canaille (so nennt er das Volk), die man alle totschlagen sollte. Hätte ich den Skandal in der Gesellschaft nicht vermeiden wollen, würde ich Ihren naseweisen Neffen gehörig zurechtgewiesen haben. Es war nämlich zwischen mir und dem Leo, der sonst zwar ein vernünftiger Mann ist, aber als Papierspekulant zum justemilieu gehört, durch folgende Veranlassung ein heftiger Streit entstanden. →

Seit der Revolution s. III/53/311 bis: *in kleinem Fuße.* →

Bei dieser Gelegenheit war es, wo Ihr sauberer Neffe sagte: man sollte das Theater niederreißen und all das Canaillen-Pack totschlagen, das immer Unruhe anfange. Und im Eifer mauschelte er entsetzlich. Aber die ganze Familie taugt nichts!
Neulich kramte ich unter meinen Papieren und fand das *Rheinische Wanderbuch*, wie es zu seiner Zeit im *Mor-*

genblatte abgedruckt war. Ich las es, und es gefiel mir sehr gut. Aber sagen Sie mir, warum habe ich das nicht in meine Werke aufgenommen? Haben Sie denn damals gar nicht davon gesprochen, gar nicht daran gedacht?
Ihr Conrad liest schon seit 14 Tagen Iphigenie, Egmont, Die natürliche Tochter und das übrige Theater von Goethe mit dem größten Eifer. Sooft ich nach Hause komme, finde ich ihn über den Büchern. Es ist mir nicht lieb, ich will nicht, daß meine Untertanen aufgeklärt werden, das führt zu Revolutionen.
Nach einer gestrigen Zeitung wäre die Cholera in Amsterdam und Gröningen. Ist die Nachricht zu voreilig, wird sie doch bald wahr werden. Von Holland hierher hat sie dann nicht weit. Ich bin eintretenden Falles immer noch willens, nach Genf zu gehen. Sie wird zwar dorthin auch kommen, aber doch nicht mit den Beängstigungen begleitet sein wie in Paris. Genf hat ein mildes Klima, himmlische Gegend und soll der angenehmste Aufenthalt von der Welt sein. Auf jeden Fall wird es dort wohlfeiler sein als hier. Auch hat sich schon ein Bekannter gefunden (Buchhändler Frankh aus Stuttgart), der die Reise auf gemeinschaftliche Kosten mit mir machen will. Es ist ein tüchtiger, eifriger junger Mann, der Ihnen als mein Begleiter erwünscht sein muß, wenn ich wegen der Cholera fortgehe; der allein ist, anderswo nicht fremder als in Paris, und dem das Reisen angenehm und nützlich ist; so läßt sich nichts dagegen sagen. Wenn aber eine Familie darum ihren Wohnort verläßt, ist es wirklich närrisch. Die Krankheit ist so mild, es ist so leicht, sich davor zu hüten, und so ungewiß, durch die Flucht ihr auszuweichen, daß es am besten ist, man bleibt zu Hause. Die Wiener Familie hier, von der ich Ihnen schon geschrieben, bereut es sehr, Wien verlassen zu haben. Von ihren vielen hundert Kranken [Bekannten?] in Wien ist nur einer krank geworden und dieser eine wurde geheilt.

Die Familie besteht aus 14 Personen, worunter viele kleine Kinder. Und gestern sagten sie mir, daß, wenn die Cholera nach Paris käme, sie der Kinder wegen doch nicht weiterreisen würden, und sie also jetzt in der Fremde ausstehen müßten, was sie zu Hause leichter hätten ertragen können. Stern sagte mir, er glaube, wenn die Cholera käme, würden die Rothschildschen Damen auch wegreisen. Zärtliche Gattinen! – In obiger pestilenzialischer Beziehung erinnere ich Sie daran, mir den Wechsel zu besorgen.

Ihren Brief erhalten. Fahren Sie nur so fort, vergnügt zu sein, dann bin ich es auch. Aber warum wird aus der Rüdesheimer Partie doch nichts werden? Die Kinder machen ja gar keine Umstände, da man von Frankfurt so bequem zu Wasser fahren kann. Sehen Sie doch, daß die Sache noch zustande kömmt. Aus meiner Fontainebleauer Reise wird diesmal wieder nichts werden. Ich kann keine Gesellschaft dazu finden, und allein ennuyiert es mich doch. Es ist 10 Meilen weit.

Ach nein, ich hatte gar keine Angst wegen des Außenbleibens Ihres Briefes. Wenn ich so etwas gesagt, war es nur Scherz. Ich werde mich sehr hüten, Angst zu haben; denn Sie als gelehrige Schülerin machten es gleich nach. Daß Sie mir nicht am nämlichen Tage, wo mein Brief ankömmt, gleich antworten, ist mir ganz recht, die Antwort wird dann vollständiger. Übrigens schreiben Sie, sooft Sie Lust und Stoff haben, und ich mache es ebenso. Die Zeit bestimmen wollen wir nicht.

Die Bockenheimer Zeitung würde ich sehr gern übernehmen. Ich könnte sie von hier aus recht gut redigieren, wenn nur in Frankfurt sich ein verständiger Mann zum Ordnen und zum Ausfüllen mit den notwendigen Lokalitäten findet. Später, wenn ich sähe, daß man frei schreiben darf, könnte ich mich auch in Bockenheim etablieren. Die Schwierigkeit ist aber die Bezahlung. Für

weniger als 600 fr. monatlich könnte ich es nicht tun, und der Eigentümer des Blattes wird schwerlich imstande sein, das zu geben. Für diese 600 fr. könnte ich dem Blatte nicht einmal die wünschenswerte Vollständigkeit geben. Wenn ich 800 hätte, könnte ich 200 fr. darauf wenden, interessante Artikel aus engl. und franz. Blättern oder aus neuen Werken übersetzen zu lassen, welches dem Blatte, außer meinen Originalartikeln über Politik, Theater, Literatur, über deutsche und franz. Angelegenheiten, gewiß bald ein großes Ansehen schaffen würde. Es wäre mir lieb, wenn Sie das vorläufig dem Stiebel sagen möchten. Übrigens würde ich mir gar nichts daraus machen, die Vermittelung des Stiebels dabei zu benutzen. Er mag mich protegieren, dazu lache ich. Ich würde ihm also darüber schreiben, wenn ich nur erst über das mögliche Honorar einen festen Grund hätte. Denn aufs Geratewohl möchte ich mit Briefeschreiben keine Zeit verlieren. Lassen Sie sich die Sache angelegen sein, ohne darum mein eigenes Projekt von einem Journal zu vernachlässigen. Im Gegenteil wäre es gut, wenn mein Projekt bekannt würde; der Bockenheimer Verleger würde dann um so eifriger sein, mich an seine eigene Anstalt zu fesseln. Aus dem Pariser Blatt wird wohl schwerlich etwas werden, wenigstens aus meiner Teilnahme daran. Ich werde Ihnen später (im Vertrauen) mehr und genaueres über diese Angelegenheit mitteilen können.

Mit den 1000 fr. ist ja eine angenehme Überraschung. Nicht bloß um 36 fl., als soviel an 1000 fl. mangelt, sondern auch um weitere 50 fl. hat mich Campe betrogen; denn wir waren ja um 600 Taler übereingekommen, welches 1050 fl. beträgt. Ich werde aber auch mit dem Lump nie mehr etwas zu tun haben.

Heine war bei mir und hat mir aufgetragen, Sie zu grüßen. Er fragte mich, wie oft ich Ihnen schriebe, und als er

hörte, wöchentlich zweimal, war er sehr darüber erstaunt. Sehr liebenswürdig ist er, wenn er sich über Michel Beer lustig macht. Er ist dann ein Springbrunnen von Witz und Laune. Das läßt sich freilich nicht gut nacherzählen. Die Art, wie diese beiden Dichter miteinander umgehen, soll einzig sein; Ich selbst habe sie noch selten beisammen gefunden. Heine fragt z. B. den Beer: Warum schreiben Sie, Sie haben es ja nicht nötig? worüber sich B. erschrecklich ärgert. Hinter seinem Rücken sagt H.: wenn ich einmal der Familie Beer meine Rechnung mache für all die Witze, die sie mich schon gekostet haben! oder: wenn ich mich einmal mit den Beers entzweie, werde ich ein reicher Mann. Der Beer fühlt es nun in seinen Nerven, daß der Heine früher oder später einmal öffentlich über ihn herfallen wird, und geht daher bei aller seiner Vertraulichkeit doch so ängstlich mit ihm um wie das Hündchen mit dem Löwen. Höchst bedauerungswürdig ist der Heine, aber nicht bloß zu beklagen, sondern auch anzuklagen, wegen seiner Gesundheit, die er durch Ausschweifungen zerrüttet und täglich mehr verdirbt. Er hat sich durch sein lüderliches Leben solche Übel zugezogen, welche die Nerven und den Kopf endlich ganz zerstören, so daß dieser so geistreiche Mensch noch einmal dumm, ja wahnsinnig werden kann, wenn er nicht so glücklich ist, früher das Leben zu verlieren. Er ist *so erschöpft*, und das ist der Ausdruck, womit er gewöhnlich selbst klagt, daß er abends 9 Uhr zu nichts mehr, nicht zur leichtesten Unterhaltung mehr zu brauchen ist und sich zu Bette legen muß. Er leidet beständig am Kopfe. Als er mir heute seine Übel klagte, mochte ich ihm freilich die gefährlichen Folgen derselben, die er nicht kennt, nicht aufdecken, aber ich gab ihm mit dem wärmsten Eifer die besten Verhaltungsregeln, wie er seine Lebensart einzurichten und sich zu heilen habe. Es ist aber nicht daran zu denken, daß er sie befolgt; denn sein Charakter ist

zu morsch, er hat nicht die geringste Willenskraft mehr. Von Paul de Kock ist eben heute ein neuer Roman erschienen unter dem zarten liebenswürdigen Titel – *Le Cocu* und mit dem Motto: L'époux en permettra la lecture à sa femme. – [– – –].

Den Brief muß ich heute schon schließen, ob er zwar morgen erst abgeht; denn morgen habe ich keine Zeit, etwas hinzuzusetzen. Ich muß nämlich mich früh putzen um von 11 Uhr an erst auf der Mairie und dann in der Kirche zuzubringen. Dr. Sichel macht Hochzeit, und ich werde als Zeuge der bürgerlichen und kirchlichen Trauung beiwohnen. Heine ist der andere Zeuge. Als ihn schon vor acht Tagen Sichel dazu aufforderte, merkte er es sich, um daran zu denken, in sein Taschenbuch mit den Worten: „Den 25. Oktober, wegen *Zeugungs-Geschäft*". Wenn mir die Zeremonie gefällt, denke ich sie bald nachzumachen.

Glauben Sie nicht – wenn Sie das trösten kann, daß die Polen durch Verrat untergegangen. An Verrätern wird es zwar nicht gefehlt haben, aber der Verrat des Glückes geht immer vorher. So ist Napoleon auch untergegangen. Als ihn das Glück verließ, verließen ihn die Allertreuesten. Also gute Nacht und guten Morgen zugleich.

B.

366.

Nr. 10

ad 8 *Paris, Donnerstag, d. 27. Okt. 1831*

Ich habe von Campe in Hamburg Nachricht erhalten. Das ist ein Erzschelm, und, was zum Lachen ist, er teilt mir seine Schelmereien als etwas Neues mit. Als hätte ich die nicht schon längst gekannt! Nachdem er sich immer angestellt, als wolle er die Pariser Briefe dem Publikum als den noch schuldigen 8ten Teil überlassen, rückt er

jetzt damit heraus: er habe an meinen Schriften großen Schaden gehabt, er habe erst 889 Exempl. davon abgesetzt, und es sei daher billig, daß er sich wieder auf andere Art zu erholen suche. Das hat der ehrliche Mann nun so angefangen. Aus den Pariser Briefen hat er *zwei* Teile gemacht, die er als ein besonderes Werk verkauft und die als 9ter und 10ter Teil meiner Werke hervortreten. Und der 8te Teil? Den 8ten Teil bildet das *Tagebuch*. Das wäre freilich ein magerer Band, aber er sei ja dem Publikum nicht mehr schuldig! Jeden Teil der Pariser Briefe hat er zu 20 Bogen ausgedehnt, so daß beide 41 Bogen machen. Er sagt, er habe das so weitläufig drucken müssen, um das Buch der Zensur zu entziehen. Da aber hiezu nur 20 Bogen erfordert werden, so hätte er die Briefe immer in einen Band bringen können. Er hat das aber getan, um sich für 2 Bände statt für einen bezahlen zu lassen, und so werden die Briefe gewiß 4 bis 5 Gulden kosten. Die Briefe sind in Hamburg gedruckt, sind nicht unter Zensur gewesen und sind jetzt fertig. Aber Hamburg ist jetzt durch die Quarantäne von allen Seiten eingesperrt; es kann durchaus nichts heraus, es wird also noch lange dauern, bis das Werk in die Welt geht. Das Spaßhafteste ist aber, daß der 9te und 10te Teil früher erscheinen als der 8te. Dieser (das Tagebuch) wird erst im Januar gedruckt. Die Abonnenten meiner Werke, die so lange auf den 8ten Teil gewartet, müssen also jetzt noch länger warten und, wenn sie die Briefe haben wollen, müssen sie sie besonders bezahlen. Campe schreibt: die Pariser Briefe würden ein *Labsal* für die Leute sein. Ich kann mir wohl denken, daß sie *ihm* ein Labsal sind. Und mit diesem Menschen haben Sie Mitleid gehabt, und Sie hätten gern gesehen, daß ich ihm die Briefe ganz unentgeltlich überlassen hätte. Jetzt macht mir nun das Tagebuch neue Sorge. Denn da dieses, und dehnte man es im Drucke noch so sehr aus, unmöglich bis zu 20 Bogen

getrieben werden kann, so weiß ich nicht, wie es der Zensur entgehen soll. Was meine Werke nun auf einmal dick geworden sind! jetzt bilden sie 10 Bände. Blasen Sie die um, wenn Sie können.

Über die Hamburger Cholera schreibt mir Campe folgendes: „Um eine dumme Seuche wird ein Trödel gemacht, der namenlos ist. Und was ist sie denn? Unsere Straßen sehen heute so und so angefüllt mit Menschen aus wie sonst. Ob die 300 Trunkenbolde mehr leben oder nicht, denn bis jetzt sind nur Säufer und lüderliche Dirnen gestorben; wer vermißt sie? Der Branntweinbrenner ... Die bessern Stände werden auch ihren Tribut geben müssen und werden auch Unschuldige mit zur großen Armee abgehen. Aber man bedenke, das Scharlachfieber warf hier in diesem Sommer 1500 Menschen auf das Krankenlager, und gegen 7 bis 800 Leute verloren das Leben. Deswegen hat kein Hund gebellt. Aber dieses exotische Übel wird angestaunt."

Vorgestern war die Trauung von Dr. Sichel. Ich [bin] bald gestorben vor Ungeduld. Das soll mir aber zur Warnung dienen. Wenn ich das erst so langweilig an einem Fremden fand, wie unerträglich müßte mir erst sein, wenn ich selbst heiratete. Ich sage es Ihnen grade und ehrlich heraus: mit *uns* ist es wieder nichts. Das ertrüge ich nicht. Von 10 bis zwei Uhr haben mich die beiden Trauungen auf der Mairie und in der Kirche hingehalten. Ich und Heine waren Zeugen und mußten die Protokolle des Zivilstandes und des Kirchenbuchs unterschreiben, das Kapitel aus dem Code Civil über die ehelichen Pflichten und eine lange Predigt des Pfarrers mitanhören. Wir haben auch gehörig miteinander satirisiert, man hätte zwei Schweine damit einsalzen können. Was aber das Schicksal würfelt! Heiratet ein getaufter Jude aus Frankfurt, der Sohn von *Salme Rappel* – so nannte man den alten Sichel, der ein klein wenig Narr war –

eine Christin aus England, die Gott weiß welcher Herkunft ist, läßt sich trauen in Paris und hat einen Christen, einen Juden (seinen eigenen Bruder) und zwei getaufte Juden zu Zeugen, und die beiden letzten sind die ersten Schriftsteller ihrer Zeit und eine Zierde der deutschen Bundesstaaten! Als der Sekretär Heine fragte, wie sein Name geschrieben werde? antwortete er: mit einem *Hache,* statt zu sagen mit einem *Asch* (H). Darüber wurde er von Sichel und Hiller ausgelacht, was ihn in die größte Verlegenheit setzte. Denn so gern und oft er spottet, so wenig kann er doch selbst Raillerie ertragen. Auf der Mairie fragte man Sichel, ob seine Frau ihren Namen unterschreiben könne? Das ist hier etwas Seltenes. Es wurden zugleich noch zwei andere Paare aus den niedrigsten Ständen getraut, deren Begleiter und Zeugen zum Teile keine Strümpfe hatten. Diese interessierten mich im höchsten Grade. Aber man mag sagen, was man will: die Armut an Geld und Bildung macht selbst die Liebe minder schön. Diese guten jungen Ehepaare, die sich doch wahrscheinlich sehr lieb hatten — man hatte Mühe, sie in ihrem gemeinen Putze und in ihrem zwar bescheidenen, aber doch auffallenden Betragen gegeneinander nicht lächerlich zu finden. Die Frau des Dr. Sichel ist gar nicht schön, dagegen hat sie aber auch keinen Pfennig im Vermögen, und ihr Mann hat ihr gewiß bis auf den Unterrock erst alles kaufen müssen. Ich wünsche und hoffe, daß er glücklich gewählt hat. Aber *Glück* braucht er. Auf den Verstand seiner Wahl kann man sich durchaus nicht verlassen. Nie ist mir ein Mensch von Sichels Alter (bald 30) vorgekommen, der so wenig Menschen- und Weltkenntnis und dabei eine solche Unbeholfenheit und Charakterschwäche besitzt als er. Kraft des Widerstandes hat er nicht im geringsten, und gewiß wäre es keinem Frauenzimmer, das darauf ausgegangen wäre, mißlungen, den Sichel in das Joch der Ehe zu

locken. Er ist von den Männern, die man wie Garn um den Finger wickelt. Seine Frau hat etwas Gutmütiges im Blicke. Ich kenne Sie zwar zu wenig, um sie zu beurteilen, denn ich habe sie im vorigen Winter nur ein einziges Mal gesehen; doch schon damals blieb mir nicht unbemerkt, daß sie alle Künste der Gefallsucht aufbot, den Sichel zu fesseln. Sein Bruder, der sich seit einigen Monaten bei ihm hier aufhielt, ist heute nach Frankfurt zurückgereist. Der junge Mann trägt ein Schnurrbart, wahrscheinlich aus Verzweiflung. Er war bei Gerson auf dem Comptoir und gewann eine seiner Töchter lieb. Die Verbindung war auf dem Wege sich abzuschließen, als eine glänzendere Partie sich meldete, ein Sohn der *Waldgräfin* (auch die jüdische *Bethmann* genannt), und dem armen Sichel das Mädchen wegfischte. Er soll sich sehr darüber grämen und reiste deswegen nach Paris, sich zu zerstreuen. Das ist ihm aber nicht gelungen. Gegen Frimmles hilft Paris nicht. So ein unglücklicher Frankfurter Kaufmann hat doch gar keine Vorstellung von dem Glücke und dem Wohlleben eines deutschen Gelehrten! Als mich der genannte Sichel neulich besuchte und mich nachmittags im Schlafrocke fand, fragte er mich, ob ich krank sei? Ein gesunder Mensch im Schlafrocke, das war ihm ganz etwas Undenkbares.

Bei dieser Heiratsgelegenheit, wo ich drei Stunden mit Heine beisammen war, konnte ich ihn recht gut beobachten und kennenlernen. Nie ist mir eine feigere Seele vorgekommen, die sich mit solcher Geduld von ihrem Körper tyrannisieren läßt. Er ist so herunter, so morsch, so *bettlägerig* in seinem ganzen Wesen, daß ich nur immer im Stillen überlegte, ob er mehr zu verachten oder mehr zu bedauern sei. Wenn einer mit einem solchen unglückseligen Zustande Nachsicht hat, so habe ich sie, denn ich brauche sie selbst für mich. Ich habe doch auch seit meiner frühesten Jugend an Krankheiten gelitten,

die mein Gemüt beunruhigten, aber völlig beherrschen und umwerfen konnten sie [mich] doch nie, und mein Stolz siegte immer noch über meine Nerven. Heine aber versucht nicht den geringsten Widerstand, und wie eine Wetterfahne gibt er jeder Laune des Windes nach. Zerrissen, ausgefasert, abgefärbt, wie ein alter seidner Unterrock; verdrossen, niedergebeugt, wehmütig, wie einer, der den Katzenjammer hat – ich möchte so nicht leben. Sollte einmal in Deutschland eine politische Revolution eintreten, so würde Heine eine zwar kurze, aber für ihn und die Welt höchst verderbliche Rolle spielen. Er wäre, wie alle schwache Menschen, der blutigsten Grausamkeiten fähig. Er ist von der größten Feigheit, und er hat mir offen gestanden, daß er in Italien mit Florenz seine Reise beschlossen, weil er sich gefürchtet, nach Rom zu gehen, denn er habe Feinde dort, die ihn gewiß hätten ermorden lassen (wahrscheinlich Graf Platen). Christentum, Religion überhaupt, ist ihm nicht bloß ein Greul, es ist ihm ein *Ekel*. Und als er unter solchen Gesprächen mich auf der Straße verließ und ich ihm eine Weile nachsah, kam er mir vor wie ein welkes Blatt, das der Wind umhertreibt, bis es endlich, durch den Schmutz der Erde schwer geworden, auf dem Boden liegenbleibt und selbst zu Mist wird. Weil wir grade von Schmutz reden, muß ich Ihnen noch folgendes von meiner Heiratsgeschichte erzählen. Als ich um 10 Uhr von zu Hause wegfuhr, dachte ich, in einer Stunde wäre alles vorüber, und ich sah mich daher mit keinem Frühstücke vor. Mein Hunger stieg und ward endlich so heftig, daß ich es nicht länger mehr aushalten konnte. Kurz vor der Zeremonie eilte ich aus der Kirche, um schnell etwas zu essen. Aber in diesem finstern, engen, armseligen, mir gänzlich unbekannten Teile der Stadt war weit und breit kein Kaffeehaus, kein Bäcker, kein Patissier zu finden, und ich sollte schnell zurück sein. Endlich gab mir mein guter Genius den Ge-

danken ein, mir bei einem Epicier eine Tafel Schokolade zu holen. Mit dieser eilte ich zurück, stellte mich unter der Kirchentüre neben dem Kirchendiener und aß mit dem größten Heißhunger. In meiner Eile, denn ich fürchtete die Trauung zu versäumen, und in meinem warmen Eifer, bereitete ich mir im Munde ohne Topf und Feuer eine ganz natürliche Trinkschokolade. Da aber der Mund nicht zum Topfe geeignet ist, lief die Schokolade heraus und über meinen guten schwarzen Rock und eine noch ganz neue seidne Weste. Ich war ganz in Verzweiflung darüber. Nicht etwa, als hätte ich mir aus den verdorbenen Kleidern viel gemacht; aber mit Schrecken dachte ich daran, was es für Zank absetzen würde, wenn wir zusammenkommen und Sie das Unheil entdecken. Ich hatte mir fest vorgenommen, mich in die Seine zu stürzen, wenn die Flecken nicht herausgingen. Aber Conrad brachte alles wieder ins Reine. Sie sehen also, was diese Heirat eines andern mir für Langeweile, Zeitverlust und Betrübnis verursacht. Ich beschwöre Sie also, teuerste Freundin, mir nie wieder von Heiraten zu sprechen. Schlagen Sie sich das völlig aus dem Sinne. Ihr Freund bleibe ich ewig.

Freitag, d. 28. Okt. Mit Ihrem Briefe hatte ich heute große Freude. Er überraschte mich, da ich ihn erst morgen erwartet. Recht schön, daß Sie nach Rüdesheim gehen. An schönem Wetter wird es nicht fehlen. Hier ist es fortwährend herrlich. Die Wärme fast täglich 18 Grad. [— — —].

Ich glaube nicht, daß Sie Ende dieses Monats schon die Pariser Briefe in Frankfurt erhalten werden. Wie ich Ihnen schon bemerkte, ist Hamburg ganz eingeschlossen, so daß nichts heraus kann... Doch fällt mir eben bei, daß Hannover seinen Cordon aufgehoben, daß also dort der Weg offen ist. Da aber, wie mir Campe geschrieben,

erst diese Woche der Druck [des] Buchs geendigt wird, können Sie es doch in Frankfurt vor Ende Novembers nicht erhalten. Was werden aber die Leute jammern, wenn sie erfahren, daß sie das Buch besonders bezahlen müssen und nicht als 8ten Teil meiner Werke unentgeltlich erhalten. In Frankfurt werden nun manche die Schuld auf mich werfen. Sie müssen mich daher rechtfertigen, den Leuten sagen, daß ich den 8ten Teil früher als die Pariser Briefe abgeliefert und daß Campe ihn nur aus Spekulation zurückhält. Daß die Briefe gefallen werden, werde ich solange bezweifeln, bis die Erfahrung mich vom Gegenteil belehrt. Daß der „Jud Rothschild" stehengeblieben, ist Ihre Schuld. Ich habe es ausstreichen wollen, Sie haben sich aber dagegen gesetzt. Und wenn man sich darüber beklagt, werde ich mich öffentlich in einem Journal verteidigen und alle Schuld auf Sie werfen. Ich freue mich ganz unbändig, wie die Rezensenten über Sie herfallen werden. Sie dumme, dumme, dumme Person, sich so von mir zum besten halten lassen!
Neulich war ich in der Opéra-comique. Dieses Haus, das an die Stelle des von Ihnen gekannten Théâtre Feydeau kam, welches abgerissen worden ist, hatte ich noch nie gesehen. Es ist eines der schönsten und größten Theater hier. *Drei* Opern wurden an einem Abende gegeben! *Fünf* Akte! Fra Diavolo und noch zwei 1aktige. Ich war froh, als der Spaß ein Ende hatte. Nach den Italienern kann einem das französische Singen nicht gefallen, und Auber nicht einmal nach Rossini. Morgen über acht Tage tritt meine geliebte Malibran wieder auf, und ich habe schon gestern mein Billet zur Vorstellung holen lassen. Nächsten Dienstag debutiert die Devrient als Donna Anna. Den 15. November wird Beers Oper *Robert le Diable* aufgeführt. Könnte ich Ihnen nur den Heine auf einige Stunden leihen, daß er Sie mit der Erzählung erquicke, was die Beers bei dieser großen Familienangele-

genheit (die sie auch als eine *nationelle* betrachten, denn in Deutschland, besonders in Berlin – ist ihre ewige Klage – würden sie als Juden nicht genug anerkannt) tun, getan haben und tun werden; wie es Heine teils weiß, teils vermutet und sich teils erfindet. Er sagt: sie betreiben das als *Lieferanten* (ihr Familienreichtum stammt nämlich aus Lieferungsgeschäften); ich weiß nicht was, aber sie machen was. Ich will das wohl glauben. Schon vor 14 Tagen stand in der Zeitung, es wäre keine Loge mehr zu haben, und gestern abend sagte mir jemand, nur durch besondere Empfehlung des Meyer-Beer habe er sich noch ein einziges Orchesterbillet verschafft. Dieser Billetmangel ist entweder als falsche Nachricht von den Beers vorsätzlich ausgesprengt oder, wenn er wirklich existiert, von ihnen künstlich erregt worden. Es versicherte mich einer, daß der Meyer-Beer hunderttausend Franken verwendet habe, seiner Oper die Aufnahme, glänzende Ausstattung zu verschaffen und durch alle mögliche Künste günstigen Erfolg zu sichern. Mag auch diese Summe übertrieben sein, so ist sie doch in der Wirklichkeit gewiß bedeutend genug, um von der Narrheit und Eitelkeit dieser Menschen ein Bild in Zahlen zu geben. Ich bin sicher nicht so reich, als Beer bei dieser Gelegenheit geopfert hat. Da war erstens der Theaterdirektor zu bestechen, dann die ersten Subjekte (sogar die Taglioni tanzt darin), dann den Kapellmeister, dann den Dekorationsmaler. Die Dekorationen sollen überaus prachtvoll sein, und die Einrichtung hat der Direktion mehr als hunderttausend fr. gekostet. Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich, daß voriges Frühjahr in Karlsruhe ein neues Zauberdrama aufgeführt worden, dessen erster Darstellung ich beiwohnte. Die Haitzinger spielte darin; aber das Stück war so erbärmlich, daß es ganz durchfiel und nicht mehr wiederholt wurde. Da hörte ich nun klagen über den vergeblichen Aufwand,

den die Einrichtung des Stückes verursacht, und als ich mich nach der Größe des Aufwandes erkundigte, sagte man mir, die neuen Dekorationen, Kostüms und Verwandelungen hätten 155 fl. gekostet . . . Ich will Ihnen ein Beispiel geben, auf welche Art die Beers solche artistische Lieferantengeschäfte betreiben. Der Heine erzählte mir es. Michel-Beers Dichterwerke sind neulich in einem Wiener Journal vom Dichter *Immermann* sehr gelobt worden. Dieses Wunder wurde durch folgende natürliche Magie bewirkt. Daß Immermann (Verfasser des *Trauerspiels in Tirol*) selbst Geld bekommen, wollte mir zwar Heine nicht ausdrücklich gestehen, weil er sein Freund ist. Aber der arme Heine hat einen satirischen Speichelfluß, und was er nicht sagen will, sprudelt ihm doch zum Munde heraus. Kurz, Immermann hat Geld bekommen. Ferner: Immermann hat einen Maler unter seinen vertrauten Freunden, namens *Schadow*. Bei diesem wurden von Beer zwei kostbare Gemälde bestellt. Endlich: wurden diese Gemälde an *Goethe* geschenkt, um auch diesen zu bestechen. So wird man ein großer Dichter!

Samstag d. 29. Okt. Von einem merkwürdigen neuen Werke s. III/54/312–314 bis: *entgeht.* →

Jeden Monat erscheint ein Band.

Mit meiner Wäsche habe ich große und wichtige Reformen vorgenommen. [— ∸ —]. Die Nähterinnen gehen den ganzen Tag bei mir aus und ein. Aber seien Sie ruhig, Conrad läßt mich nie mit einer nur einen Augenblick allein. Ich muß den Esel einmal einem jungen Menschen auf 4 Wochen zur Bedienung überlassen, damit er bei solcher Gelegenheit Prügel bekomme und Sitten lernt. Gestern kam eine neue Couturière zu mir (ich hatte die erste wegen ihrer Saumseligkeit abgeschafft), die sehr schön war. Der Conrad blieb mir nicht allein immer zur Seite, sondern lachte auch dabei immer,

ganz sonderbar. Was er *Gutes* dabei im Sinne hatte, möchte ich wissen; denn an etwas Arges dachte er gewiß nicht. Das schöne Mädchen, obzwar eine Pariser Couturière, mochte sich doch bei meinem Anblick ihrer alten Tugend erinnern, so daß sie, wie ich ganz deutlich bemerkte, über das verdammte Lächlen meines Schelms von Figaro in die peinlichste Verlegenheit geriet. Ich wollte anfänglich eine Nähterin auf Taglohn ins Haus nehmen, wobei ich, da sie nur 25 sous und die Kost bekommen, wohlfeiler als bei stückweiser Bezahlung weggekommen wäre; aber ich fürchtete, das möchte meinem Rufe schaden. Jeden Hemdkragen zu ändern, kostet mich 15 sous. Die Nähterin behauptet, sie müsse die Kragen völlig abtrennen, und die Arbeit koste sie 6 Stunden Zeit. Ist das wahr? Ich muß heiraten! Hätte ich nur die verdammte Zeremonie nicht mitangesehen!
Sagen Sie mir doch, wie ich zu dem vielen Gelde komme? Es ist mir ein Rätsel. Ich lebe wie ein Prinz, und mein Reichtum vermindert sich nicht dabei. Gegen voriges Jahr spare ich monatlich 40 fr. an Hausmiete. Dagegen brenne ich jetzt Wachslichter, zur sprachlosen Bewunderung aller armen Deutschen, die mich besuchen, und zum Entsetzen des Michel-Beers, der, als er die Wachslichter sah, gewiß die letzte Hoffnung aufgab, noch einmal eine günstige Rezension von mir zu erkaufen.

Warum die Tribüne s. III/54/314–317 bis: *nichts arbeiten.* – S. 315 *eine merkwürdige Sitzung* im O recte: *eine merkwürdigere Sitzung.* – *denn die Freiheit selber* im O nur: *denn die Freiheit.* – nach: *Rotteck und* folgt im O: *Grunelius Schwiegervater.* – S. 317 *Dolmetscher des Himmels sein* im O nur: *Dolmetscher sein.* – *Materialien zu meinem Aufsatze* im O recte: *Materialien zu einem Aufsatze.* – –>

Doch soll es vollständiger geschehen wie das vorige Mal. Ich werde eine Art Tagebuch führen, und was also in meinen künftigen Briefen für Sie nicht paßt, was sich

überhaupt für keinen Brief paßt, müssen Sie lesen oder überschlagen, als ginge es Sie nichts an, und [hätte] ich es bloß geschrieben, um es loszuwerden. Künftig kann ich dieses unter dem Titel: *Briefe und Tagebuch aus Paris* drucken lassen. Was sagen Sie dazu – wenn Sie vor Lachen reden können. Aber noch etwas habe ich dabei zu bemerken. Ich werde Ihnen künftig zwar nicht häufiger, aber doch mehr schreiben als bis jetzt. Die größern Briefe werden Ihnen also größeres Porto verursachen. Jetzt verlange ich ernstlich von Ihnen, daß Sie mir in Ihrem nächsten Briefe einen feierlichen Schwur leisten, entweder *bei meinem Leben* oder *bei Ihrem* oder [einige Worte unkenntl. gem.] oder [s. oben] oder [s. oben] oder [s. oben] oder [s. oben] ... einen von diesen Schwüren müssen Sie mir leisten: daß Sie von jetzt an für jeden Brief das verwendete Porto aufschreiben und, sobald Geld für mich eingeht, sich davon bezahlt machen. Aber das ist mein völliger Ernst. Sie sollen sich wegen meiner nicht ruinieren. Sie werden bald heiraten, und da kann man des Geldes nicht zuviel haben. Tun Sie das nicht, schreibe ich Ihnen seltener und weniger. Oder ich frankiere die Briefe, welches in Paris mit großen Umständen und Zeitverlust verknüpft ist und wobei die Briefe *leicht verlorengehen.*

Seit einigen Tagen wird ein Stück aufgeführt unter dem Namen: *Jeannette*, mélodrame en trois actes et six époques. Ich freue mich sehr darauf, es nächstens zu sehen. Aber 3 Akte und 6 Epochen! Die mir wohlbekannte Jeanette hat nur zwei Akte, nämlich einen, wenn sie sich wäscht, und den andern, wenn sie sich abtrocknet; und nur zwei Lebensepochen: nämlich, wenn sie sich fürchtet und wenn sie sich nicht fürchtet – nämlich, wenn sie schläft. So ein Franzose weiß gar nicht, was in Deutschland vorgeht. Gute Nacht, Husar. Es ist 11 Uhr, und ich will zu Bette gehen. Conrad! –

Sonntag, d. 30. Okt. Guten Morgen, Husar! Ich will noch ein wenig satirisieren und dann mit einigen Worten über die Cholera diesen langen Brief auf eine angenehme Weise schließen.

In London hat man s. III/54/317–320 bis: *zu vertauschen* – S. 317 *sich außer England* im O: *sich auch außer England.* – S. 318 *die unschuldigen Schnupftücher sich nicht auch jene staatsgefährlichen mischen* im O: *die unschädlichen Schnupftücher sich [nicht] jene gefährlichen mischen.* – S. 319 *einige Jahre unbeobachtet* im O: *einige Jahre unbemerkt.* –

Der Herzog von Mortemart, französischer Gesandte in Petersburg, hat dort alle Erfahrungen über die Cholera sammeln und in einer in populärem Vortrage abgefaßten Broschüre bekanntmachen lassen. Gestern ist sie erschienen und wird für 10 sous verkauft. Gelesen habe ich sie noch nicht. Die Blätter der Regierung empfehlen die Schrift dem Volke und verkündigen, auch sie würden sie in Auszügen mitteilen. Daraus schließe ich, daß man die Hoffnung, die Cholera von Frankreich entfernt zu halten, aufgegeben hat. Vielleicht kommt sie von Bayern, wo sie jetzt schon ist, über Württemberg und Baden früher nach der französischen Grenze als selbst in euere Gegend. Ich weiß nicht, ob ich nicht lieber in Paris bleiben soll. Aus Schwaben wird sie auch bald nach der Schweiz kommen. Ich könnte mir eine freie, geräumige, gesunde Wohnung mieten, obzwar meine jetzige auch schon vorteilhaft gelegen ist. Ängstlich bin ich gar nicht; denn ich würde mich durch zweckmäßige Diät schon zu bewahren wissen. Was meinen Sie. Reden Sie nur ohne Scheu; ich tue doch, was ich will, und Sie übernehmen gar keine Verantwortlichkeit – Sie irdische Vorsehung! .. In der Hamburger Zeitung werden in den Kranken- und Totenlisten auch die Verhältnisse der Geschlechter angegeben. Auf 4 Kranke und 4 Tote kömmt immer nur eine Frau. Was werden die Männer im Preise

steigen, die Weiber im Preise sinken! Man kann jetzt drei für eine haben ... Soll ich mir eine wollene Decke anschaffen? Wozu braucht man die denn eigentlich? ... Merkwürdig ist das Zahlenverhältnis der *abnehmenden* Verderblichkeit der Cholera, wie sie in den kultivierten Ländern weiter vorschritt. In *Lemberg* sind gestorben von 1000 Einwohnern 51 Personen; in *Mitau* 34; in *Riga* 31; in *Posen* 16; in *Petersburg* 12; in *Königsberg* 11; in *Elbing* 9; in *Danzig* 8; in *Stettin* 5; in *Berlin* 4. Also im Österreichischen, in diesem glücklichen Reiche, wo die meiste Unwissenheit herrscht, sind auch die meisten gestorben! In Wien soll die Sterblichkeit weit größer sein, als in den dortigen Zeitungen angegeben wird ...

Über die Anzeige s. III/54/320 bis: *zu erholen. – Doch setzt er unbegrenztes Vertrauen auf Gott* im O: *Doch hegt er festes Vertrauen zu Gott. – →*

Der arme Clauren (ich meine der *geistesarme*) ist auch kürzlich an der Cholera gestorben in Berlin. Heine sagte: das wundert mich, ich dachte, er wäre unsterblich! Adieu, liebes Cholorinchen. Das Wetter ist herrlich. Ich gehe spazieren, fahre vielleicht auf das Land. Heute abend bin ich bei Valentin zu Tische eingeladen.

B.

367.

Nr. 11
ad 9 u. 10 *Paris, Mittwoch, den 2. Nov. 1831*

Über eine Menge Dinge bin ich diesen Morgen vergnügt! Ich möchte gern mein ganzes Glück mit Ihnen teilen, aber ich zweifle, daß Sie die ganze Hälfte annehmen. *Erstens:* über das rauhe, kalte, regnerische, winterliche Wetter. Ich habe zum ersten Male Feuer gemacht, und an diesem Tage, wenn die Natur abtritt und der Mensch die Regierung des Jahres beginnt, fühle ich mich immer etwas königlich gestimmt. *Zweitens:* über die Frankfur-

ter Revolution. *Drittens* hat mir Herr v. Haber gestern abend köstlichen Tabak geschenkt, aber vom besten holländischen. *Viertens* habe ich beim Frühstücke mich und meine Lage mit Heine und der seinigen verglichen, dem einzigen Menschen, dem ich die Ehre erzeige, ihn neben mir zu stellen, und gesehen, wieviel besser und glücklicher ich bin als er. *Endlich* – aber das glauben Sie mir nicht, es ist eine Idylle – bin ich nach dem Frühstücke plötzlich um einige 40 Jahre jünger, in meine frühesten Kinderjahre zurück gezaubert worden. Ich habe – – *in die Hosen gemacht*! Wie das zugegangen, Gott mag es wissen. Wahrscheinlich ist der Komet schuld daran. Ich war in Gedanken, ließ mich überraschen. Nun schämte ich mich vor dem Conrad. Ich mußte schnell die Wäsche wechseln, andere Unterhosen, anderes Hemd fordern, und ich rechnete darauf, er werde mich auslachen. Aber was ist das für ein Mensch! Er hört nichts, sieht nichts, riecht nichts. Daß ich, kaum aus dem Bette gestiegen, mich gleich wieder umkleidete, fiel ihm gar nicht auf ... Götter! Ich muß öfter in die Hosen machen, das bringt Glück. Da kömmt Ihr Brief, den ich nicht erwartet, von dem ich nicht geträumt. →

Doch darin bin ich ein Unglücksvogel, daß ich s. III/55/321 bis: *Komet.* – *Dr. D* ... im O: *Dr. Donndorf.* – →

Dem Donndorf teilte ich hierauf gleich als Lüge mit, was Ihr heutiger Brief zur Prophezeiung erhoben: nämlich, daß die Österreicher die Revolution angezettelt, um Vorwand zu haben, Bundestruppen nach Frankfurt zu ziehen, welches man später an Bayern abtreten wolle. Sie werden das alle im *Constitutionnel* und in andern französischen Blättern finden. Aber Mäulchen gehalten!
Sie waren etwas zerstreut, Madame Wohl, als Sie Ihren Brief anfingen, Sie haben ihn vom 9ten Oktober datiert, statt vom 28. Oder wollten Sie sich um 19 Tage jünger machen? Dem Strauss danke ich aufs freundlichste für

seinen umständlichen Bericht über die drei glorreiche Frankfurter Tage. Dafür verspreche ich ihm auch meine einzige Tochter zur Frau. Daß „nur Kinder und Diplomaten die Torsperre [nicht] bezahlen“, werde ich einmal drucken lassen. Es sind 15 Silben, die mir 11 Kreuzer 1 Pfennig Honorar einbringen. Passen Sie recht auf, daß Sie mir noch mehr Silben verschaffen; man braucht hier erschrecklich viel Geld.
Es ist doch schade, daß Sie nicht am Rhein waren. Die Erinnerung eines im Herbst genossenen Vergnügens kann einem den ganzen Winter warm machen. Möchten Sie dafür Ersatz finden.

Verflossenen Sonntag s. III/55/321 f. bis: *du journalisme.* – S. 321 *dem ich aber selbst/aber* erst im ED. – *gemeinschaftlich verfertigt* im O: *gemeinschaftlich gearbeitet.* – S. 322 *Le venin de la presse* im O: *le venin de la périodicité.* –

Sonntag habe ich mit Heine bei Valentin zu Mittag gegessen. Wir trafen uns zufällig vor dem Hause und traten zugleich ein. Als wir ins Zimmer kamen, fragte ich Madame Valentin: ist denn der Boden stark genug, kann er zwei große Männer wie wir zugleich tragen? Es war das erste Mal, daß ich mit Heine in Gesellschaft war. Mit mir sprach er wenig, ja er blieb immer von mir entfernt und suchte sich einen eigenen Mittelpunkt. Ja abends, da mehrere Leute zur gewöhnlichen Sonntagsgesellschaft kamen, bemerkte ich, daß Heine mit keinem der Bedeutendern, Gebildeten sprach, sondern sich grade mit dem Jüngsten in der Gesellschaft, fast noch ein Knabe, zur Seite setzte und sich mit ihm unterhielt. Er war grade bei besserer Laune als gewöhnlich, ich kann ihn also nicht einmal mit seiner Hypochondrie entschuldigen. Seit kurzem ist eine Hamburger Schauspielerin vom dritten Range mit ihrem Manne, einem Theaterdichter, hier. Bei diesen Leuten ist Heine zu allen Zeiten des Tages. Und das sind nicht etwa genialisch-joviale-lebens-

lustige Menschen, sondern ganz solid-bürgerliche, aber auch sehr gewöhnliche Menschen. Was halten Sie von einem solchen eiteln Charakter, immer gemeine Umgebung zu suchen, um überall der erste zu sein? Man merkt es dem Heine deutlich an, wie er immer gern was Besonderes, Auffallendes sagen möchte und lieber schweigt, als etwas Gewöhnliches spricht. Besonders ärgert mich an ihm seine Sucht, immer Lachen zu erregen. Lachen ist eine der untersten Seelenbewegungen, und ein Mann von Geist sollte auf höhere Wirkung ausgehen. Er hat mir neulich gesagt, daß er spiele, und ich habe ihm ganz freundschaftlich den Text darüber gelesen. Was ich gegen das Spiel vorgebracht, schien ihm alle neu zu sein. Überhaupt mag er sich um die Moral nie viel bekümmert haben. Der arme Heine wird chemisch von mir zersetzt, und er hat gar keine Ahndung davon, daß ich im Geheim beständig Experimente mit ihm mache. So wie er war ich in meiner allerfrühesten Jugend, und manchmal beneide ich ihn, daß er so viel länger jung geblieben als ich. Das ist freilich das schöne Los der Dichter. Philosoph ist Heine nicht und wird nie einer werden, und da bedenke ich denn freilich trotz meines argen Tadels, daß, wenn man Heine seine Täuschungen, seine Verirrungen, seine Gedankenlosigkeit nähme, der Duft und Nebel, der so reizend und zauberisch über seinen Schriften verbreitet ist, schwinden und dann wenig an ihnen und an ihm selbst übrig bleiben würde.
Montag besuchte ich den Dr. Sichel nach seiner Hochzeit zum ersten Male. Er hatte mich und andere schon bei seiner Trauung auf diesen Abend eingeladen. Als ich aber hinkam, fand ich zu meinem Schrecken eine dunkele Treppe, das Wohnzimmer von einem einzigen Talglichte trüb beleuchtet und die Neuvermählte ganz allein. Die Soirée war vertagt, und nicht einmal Sichel selbst war zu Hause. Ich ennuyierte mich eine qualvolle Stunde lang

mit der Frau allein. Sie hat etwas im Gesichte, was mir gefällt, aber sie wußte mich gar nicht zu unterhalten und schien mir *betrübt*. Wenn die zufrieden ist, dann muß ich mich wenig verstehen auf den Ausdruck des Mißmuts, und das Glück muß eine Farbe haben, die ich gar nicht kenne. Das war kein Gesicht einer siebentägigen glücklichen Ehe, es war das Gesicht einer siebentägigen Täuschung. Wäre ich nur ein Accoucheur! Aus der dritten Hand habe ich erfahren, daß in der Hochzeitsnacht Sichels Bruder habe aus dem Bette steigen müssen, um der Neuvermählten Tee zu machen. Fragen Sie doch den Dr. Reis, ob das ein gutes oder böses Zeichen sei. Aber vergessen Sie es nicht. Sie besorgen mir ja sonst alles recht gut. Heute besuchte mich der Sichel. Auch der sieht nicht vergnügt aus. Als ich aus Artigkeit seine Frau lobte, schien ihn das in Verlegenheit zu setzen. Er wußte von seiner Frau nichts Besseres zu sagen, als daß sie sehr *gut* sei. Der Ehestand ist ein Wehestand!

Heute den ganzen Tag habe ich mit dem Conrad gezankt. Eine Schlacht folgte auf die andere. Mich, bei meiner guten Natur, hat das kaum müde gemacht, aber Sie hätten die Strapazen nicht aushalten können. Ich will Ihnen meinen Feldzug beschreiben. *Erstes Treffen*. Als ich aus dem Bette stieg, bemerkte ich, daß das Barbierbecken noch voll von dem Seifenwasser des vorigen Tags dastand. Ich, Ihr großer Schüler der Reinlichkeit, erklärte dem Conrad ohne weiteres den Krieg und sagte, es wäre mit ihm gar nicht auszuhalten. *Zweites Treffen*. Mit dem größten Widerwillen schicke ich ihn aus, mir Holz zu holen, denn ich weiß, wie lang er bei seinen Gängen immer ausbleibt. Indessen das Holz war nötig. Er sollte dabei bleiben beim Messen, das Holz aufladen sehen und mit dem Wagen zugleich nach Hause kommen. Zugleich gab ich ihm einen Auftrag an einen Bekannten, und da dieser dem Holzplatze gegenüber

wohnt, sagte ich ihm, er möchte, ehe er das Holz bestelle, meinen Bekannten bitten, seinen Portier herüberzuschicken, um sich nach dem Preise zu erkundigen, damit ich sehe, ob man ihm nicht zuviel fordere. Nach einer Stunde kehrte Conrad zurück ohne Holz. Der Portier wäre nicht zu Hause gewesen, er habe also nach dem Preise nicht fragen können. Der Dummkopf hat also die Nebensache für die Hauptsache angesehen. Ich mußte ihn also wegen des Holzes noch eine andere Stunde ausschicken. *Drittes Treffen.* Während seiner Abwesenheit kam der Schneider, dem ich meinen Pelz und braunen Frack zum Reparieren mitgab. Diese Kleider lagen seit einigen Tagen über einem Stuhl gehängt in Conrads Zimmer, also unter seiner Aufsicht und unter seinen Augen. Als er nun zurückkam, erwartete ich, er würde die Kleider vermissen; aber Gott bewahre, er sprach kein Wort darüber. Wenn sie also gestohlen worden wären, hätten sie ihm auch nicht gemangelt. Ich schwieg, verbiß meine Wut und dankte nur Gott, daß Sie bei diesem schrecklichen Vorfalle nicht zugegen gewesen. *Viertes Treffen.* Als ich Ihren Wechsel bekam, zog ich mich schnell an und ging zu Eichthal, der gleich nebenan wohnt. Nach einigen Minuten war ich wieder zu Hause, zog mich wieder aus und forderte von Conrad meinen Schlafrock, den ich eben erst abgelegt. Er war nicht zu finden, in keinem Zimmer, in keinem Schranke. Unter dem Tische, *unter dem Sofa* suchte er den Schlafrock. Ich kam vor Ungeduld außer mir und sagte ihm, er solle mir unterdessen etwas anderes zum Anziehen geben. Da ging er ins Schlafzimmer und kam augenblicklich mit dem Schlafrock zurück. Ich fragte, wo er denn versteckt gewesen? Da sah er mich mit klotzigen Augen an und schien mich gar nicht zu verstehen. Ich wiederholte meine Frage, und da sagte er endlich, er habe verstanden, ich verlange meinen *Pelz.* Aber wo ist denn der Pelz? fragte ich

ironisch. Er wußte es nicht. O Gott! *Fünftes und Haupttreffen.* Ich habe ein kleines dunkles Kämmerchen, das eigentlich für das Holz bestimmt ist. Da mir aber, wenn ich es damit angefüllt, gar kein Platz für dies und jenes, besonders für den Nachtstuhl übriggeblieben wäre, so ließ ich mir erst heute einen verschlossenen Teil des Kellers abtreten, wofür ich monatlich besonders 5 fr. Miete geben muß. Ich sagte also dem Conrad, er solle das Holz in den Keller tragen und nur einen kleinen Teil desselben in das Kämmerchen tragen lassen. Als ich nun später nachsah, war das Kämmerchen ganz voll, und nur ein kleiner Teil des Holzes war in den Keller gekommen. So daß ich nicht allein im Kämmerchen für nichts anderes keinen Platz mehr übrig behalten, sondern auch ganz ohne Not u. Gewinn meine Miete um 5 fr. vermehrt habe; denn das wenige Holz im Keller hätte im Kämmerchen auch noch Platz gehabt. So ist *Ihr* Conrad! Ich wollte aber doch, Sie hätten diesem merkwürdigen Feldzuge, doch nur als Marketenderin, beigewohnt. Der Conrad aber kann das Bivouakieren nicht vertragen. Heute abend klagt er über Leibschmerzen und fragte mich mit seiner zarten Stimme: wollen Sie mir wohl erlauben, daß ich mir eine Tasse Kamillentee machen lasse? Ich gab ihm welchen aus meiner Cholera-Apotheke. Aber so kann ich es nicht länger aushalten, ich muß heiraten. Zwar habe ich erst kürzlich eine Trauung gesehen und den siebenten Tag einer Flitterwoche; aber soll ich die Schwindsucht bekommen, so will ich sie doch lieber von meiner Frau als von meinem Bedienten haben. Also es bleibt dabei, und wer weiß, was geschehen wäre, hätten Sie nicht unglücklicherweise den 9ten statt den 28. Okt. geschrieben.

Donnerstag, den 3ten November. Lieber Husar, lieber Engel! Wenn Ihre Furcht immer solche Folgen hätte,

würde ich sie anbeten als meine Göttin und ihr täglich eine starke Transpiration und eine frische Diarrhöe opfern! Aus Angst haben Sie mir heute wieder einen Brief geschrieben. Der Wechsel ist angekommen und besorgt. Sie sind ungeduldig auf meine Pariser Briefe. Ich zittere um ihre Erscheinung, weniger wegen Deutschland als wegen Paris. Sie werden mit solcher Ungeduld erwartet, daß sie der Erwartung nicht entsprechen könnten, auch wenn sie besser wären, als sie sind. Aber Sie beleidigen mich, wenn Sie vom 8ten und 9ten Bande meiner Werke sprechen. Bin ich denn ein solcher Lump, daß ich nur 9 Bände geschrieben? *Zehen* habe ich gemacht. Der 9te u. Zehnte kommen jetzt, der 8. Krüppel hinkt später nach. Verboten werden sie gewiß, und ich erwarte, daß sie sogar *mich* verbieten.

→ *In Deutschland* s. III/55/322 f. bis: *Kleidung gut?* – S. 322 *lustiger Himmel* im O: *Himmel der Freude.* – S. 323 *Die Presse sei frei – mit Ausnahme aller Bücher* im O: *Die Presse ist frei – mit Ausnahme aller Zeitungen – mit Ausnahme aller Bücher.* –

Freitag d. 4. Nov. Wird sich diesmal wieder eine gute Seele (um aus Höflichkeit nicht *Narr* zu sagen) finden, meine Briefe abzuschreiben? Mein Plan ist, mit deren Herausgabe nicht wie das vorige Mal bis zum Sommer zu warten, sondern, sobald ein Band fertig ist (welches Ende Januar schon der Fall sein kann), denselben drukken zu lassen. Dieses ist freilich mit einer Inkonvenienz verbunden. Ich müßte dann die Briefe hier korrigieren und abschreiben lassen. Dieses würde mir aber die Zeit nehmen, weitere Briefe zu schreiben. Die vorige Art, erst den Sommer die Herausgabe zu besorgen, hat freilich den Vorteil, daß ich in Paris keine Zeit damit verliere, aber dagegen den Nachteil, daß der Stoff veraltet. Über das alle erwarte ich Ihre Befehle. Auf jeden Fall teile ich

Ihnen mit, wie ich die Briefe abgeschrieben zu haben wünsche, damit die Fehler des vorigen Mals, die mir so viel Beschwerlichkeiten verursacht, vermieden werden. *1stens.* Zu jedem Briefe muß ein neuer Bogen genommen werden. *2tens.* Wenn der Brief mehrere Daten hat, muß mit jedem Dato ein neuer Abschnitt gemacht werden. *3tens.* Nach jedem Gedankenstrich wird *in der Regel* ein neuer Abschnitt gemacht. Der Herr Abschreiber oder die Frau Abschreiberin werden aber zu unterscheiden wissen, wenn Sätze, obzwar durch einen Strich getrennt, zusammengehören, in welchem Falle *kein* Abschnitt gemacht wird. *4tens.* Abbreviaturen sind bei Gefängnis, *germanisierte* lateinische oder französische Worte mit lateinischen Lettern zu schreiben, bei Brandmarkung, und *tz* (wie *jetzt* statt *jezt*) bei Todesstrafe verboten. Übrigens wird *alles* abgeschrieben, mit Ausnahme dessen, was a. gegen die bestehende Staatsverfassung b. gegen die Religion c. gegen die Sitte d. gegen den Adel e. gegen den Hohen Deutschen Bund f. gegen die auswärtigen Mächte g. gegen die innern Angelegenheiten gerichtet ist.

Wer hat mir denn die schönen metereologischen Beobachtungen mitgeteilt? Ihr Revolutionäre habt aber ein miserables Klima in Vergleichung des hiesigen. In den Tagen von den 15–21. Okt. war euere höchste Wärme um 3 Uhr nachmittags 15 G. und hier 19, euere kleinste Wärme um Mittag 8 G. u. hier 15.

Es wäre recht spaßhaft, wenn der flüchtige Metzger *Moor* nach Paris käme und sich unter das Heer von polnischen, italienischen, spanischen und deutschen Revolutionärs, die sich hier alle umhertreiben, mischte. Es würde Frankfurt zum größten Ruhme gereichen.

Sie reden s. III/55/324 bis: *Verdammnis.* – *Ende künftigen Sommers* im O: *Ende dieses Winters.* – *die Börse jauchzet* im O: *die Börse regiert.* – *bekomm euch die Verdammnis* im O: *bekomm die Verdammnis.* –

Adieu. Grüße an Schmitts, Herrn Strauss, Reinganum etc. Was machen Sie denn den ganzen Tag? Wo verbringen Sie die Abende?

B.

368.

Nr. 12
ad 10 *Paris, Freitag, den 4. Nov. 1831*

Ich habe heute wieder einen Brief von Campe erhalten. Der nimmt die Backen voll! Es ist doch schön, daß jeder Schriftsteller wenigsten *einen* guten Rezensenten findet — seinen Verleger. Beiliegendes Zettelchen hat Campe an die Buchhändler geschickt. Er schreibt mir ferner: „Der Drucker, würde er bekannt, wäre unglücklich; *also darüber geschwiegen* . . . Die Ausgabe (d. h. in der Buchhändlersprache *die Versendung*) in entfernte Gegenden ist durchweg seit dem 21sten (Oktober) vollendet, hier geschieht sie den 12. Nov. . . . C., der mich entsetzlich um einige Bogen nur plagte, hat aus Vorsicht nicht einen Buchstaben zu sehen bekommen, weil die Konfiskation nach meiner Erfahrung sofort nach Bekanntmachung erfolgt. Geschieht es nicht, so ist es Rücksicht gegen *Sie*, da man Sie nicht unter die wandelbaren: Witte, Maltitz, Heine usw. zählt, sondern [so] etwas aus Respekt für Ihren konsequenten Charakter unterläßt. Denn beim deutschen Publikum sind Sie als ein bedächtiger, zu einer gewissen Reife gekommener, redlicher Mann bekannt, den man also mit der Jugend nicht in einen Topf werfen kann. Auf diese Rücksicht baue ich etwas, so daß nicht augenblicklich das Verbot da ist, sondern mir Zeit gelassen wird, mein Geschäft damit möglichst zu ordnen. Das kann ich aber nur dann erwarten, wenn ich mit der gehörigen Umsicht zu Werke gehe, nämlich hier, wo man mir auf die Finger sieht, Berlin und Frankfurt das Werk zuletzt, das heißt 14 Tage später ausgeben." Aber über

alles dieses Mäulchen gehalten, und das Zettelchen keinem gezeigt. Sie werden also in Frankfurt erst im Dezember das Buch bekommen. Den Grund dieser Verzögerung müssen Sie aber überall ignorieren. Sie sehen aus Campes Äußerungen, besonders aus den Komplimenten, die er mir macht, wie vergnügt er ist, und daß er sich goldene Berge von dem Buche verspricht. In meiner Antwort auf seinen Brief habe ich ihm gelegentlich mitgeteilt, daß ich die Pariser Briefe diesen Winter fortsetzen und im nächsten Frühjahr 2 neue Bände zum Drucke fertig haben würde. Wenn er Lust hätte, sie wie die frühern in Verlag zu nehmen, wollte ich ihm jetzt gleich meine unabänderlichen Bedingungen mitteilen. Erstens für den Bogen 200 fr. und zweitens teilweise Vorausbezahlung und zwar auf folgender Art. Sooft ich eine gewisse Bogenzahl im Manuskripte fertig hätte, 4, 5, 6, würde ich ihm schreiben, so und soviel sind fertig, also schicken Sie mir 800, 1000, 1200 fr. hierher – oder soviel es beträgt. Auf diese Weise wäre bis zum Frühling alles bezahlt, und dann sendete ich das Werk ab. Da ich also bis zum April 30 bis 40 Bogen Briefe geschrieben haben könnte, müßte er gefaßt sein, mir im Verlaufe des Winters 6 bis 8000 fr. zu bezahlen. Wenn er das nicht wollte oder könnte, würde ich es mit einem andern Buchhändler versuchen, und gelänge es nicht, das Werk auf eigne Kosten drucken lassen. Was sagen Sie dazu? Das ist freilich die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Es kömmt freilich viel darauf [an], ob die Pariser Briefe Beifall finden. Das würde Campe und jedem andern Buchhändler Lust machen.

Das Buch der hundertundein s. III/56/325–331 bis: *neue Hoffnung bringt.* – S. 325 *Schule sie alle* im O: *Schule sie doch alle.* – *malten mit Pastellfarben* im O recte: *malen mit Pastellfarben.* – S. 327 *So sind die Legitimisten* im O: *So sind die Royalisten.* – S. 328 *selbst das Verdienst zu loben* im O: *selbst*

verdient zu loben. – *Chateaubriand antwortete* im O recte: *Chateaubriand antwortet.* – *Aber nein, sagte er* im O recte: *Aber nein, sagt er.* – S. 330 *der sich einen Verteidiger des Volkes* im O: *der sich ein Verteidiger der Freiheit.* – S. 331 *sagt seinen Federgenossen* im O: *sagt seinen – Federgenossen.* – *nicht mehr erblicken* im O: *nichts mehr erblicken.* –

Mittwoch 9. Nov. Vorigen Sonntag hatte ich einen rechten Schrecken. Es kam jemand zu mir, der mir erzählte, Rothschild hätte den nämlichen Tag durch einen Kurier die Nachricht erhalten, daß die Cholera in Frankfurt sei. Ich schrieb gleich Ihrem Neffen Stern ein Billet, um das Nähere zu erfahren. Dieser kam aber erst um 11 Uhr nach Hause, und erst im Bette erhielt ich seine Antwort: daß es gelogen ist. Vorgestern waren hier auf die Nachricht, daß die Cholera in England ausgebrochen, die Renten gefallen. Sie war wirklich in *Sudermanland,* hat aber schon wieder aufgehört und sich nicht weiterverbreitet. Es ist sonderbar, daß am nämlichen Orte vor einigen Monaten schon einmal die Cholera war. Es scheint also doch, daß strenge, rücksichtslose Sperre sie aufhält. →

Ein ministerielles Blatt s. III/56/331–34 bis: *was halten Sie davon?* – S. 332: *Und Spiel in einer Oper!* im O: *Und Spiel in der Gazzaladra!* – *leidenschaftlichen Bewegung* im O: *leidenschaftlichsten Bewegung.* – S. 333 *zu Nervenkrämpfen* im O: *zu Krämpfen.* – S. 334 nach: *Italien verträumen* folgt im O: *Das Geld, was durch das eigentliche Reisen, das Fahren, mehr ausgegeben würde, als wenn ich hier sitzen bleibe, würde ich an den Orten meines Aufenthaltes wieder ersparen.* – →

Vielleicht, billigten Sie auch sonst den Plan, würden Sie das Reisen in solcher Jahreszeit nicht rätlich finden. Aber Ihre Einwürfe sind leicht widerlegt. Erstens ist das Reisen im Winter bei heiterem trocknen Wetter gesünder als im Sommer. Zweitens wird es gar nicht Winter in dem Grade wie in Deutschland. Drittens, da ich südlich

reise, wird das Klima mit jeder Post wärmer. Viertens würde ich auch eigentlich nicht reisen, sondern spazierenfahren. An jedem bedeutenden Orte zwischen Paris und Marseille bliebe ich mehrere Tage liegen und schriebe Ihnen die herrlichsten Briefe und Reisebilder von der Welt. Was sagen Sie jetzt dazu? *Ohne alle Verantwortlichkeit!* Im Gegenteile, wenn Sie mich nicht noch antreiben, mich aus der Politik zu rechter Zeit herauszuhorsten [?], dann laden Sie Verantwortlichkeit auf sich und können es noch einmal verschulden, daß ich gehenkt werde. Rede Husar! Was, hören Sie denn gar nicht auf, von dem Wechsel zu sprechen? Habe ich denn nicht in dem meiner Briefe, den Sie bei Absendung des Ihrigen schon erhalten haben müssen, geschrieben, daß der Wechsel zwar sauer, aber sonst gesund angekommen. O Husar!

Von Heine stehen jetzt die ersten Artikel eines langen Aufsatzes über die letzte Pariser Gemäldeausstellung im *Morgenblatte.* Ich bin heute mit der größten Begierde darüber hergefallen, aber nicht befriedigt worden. Schöne Sachen sind darin, das versteht sich. Man sieht es ihm an, daß er sich nicht frei gefühlt. Er hat sich zwar den Gegenstand gewählt, aber man wird freiwillige[r] Dienstbarkeit leicht noch überdrüssiger als aufgezwungene[r]. Man frägt sich: warum war ich ein Narr? Überhaupt glaube ich, daß Paris kein gesundes Klima für Heines Geist ist. Man kann auf Paris anwenden, was er selbst so wahr von London gesagt: es ist ein Ort für Philosophen, aber nicht für Dichter. Auch hier liegt der Stoff zu hoch und dick auf allen Wegen, und der Dichter kann selbst mit den Flügeln seiner Phantasie nicht darüber hinaus. Auf die andere Seite zu kommen, muß man ein philosophisches Ungeziefer sein wie ich, das sich durch die kleinste Ritze einer Mauer windet. Sehr ergötzt in Heines Artikel hat mich, was er bei Gelegenheit eines Ge-

mäldes von Talleyrand sagt. Gerade das Gegenteil von dem, was ich, auch bei Gelegenheit eines Gemäldes, über ihn geäußert. An diesem Beispiele zeigt sich am deutlichsten der Unterschied zwischen einem Dichter und einem Philosophen. Heine sah nur die vordere Seite von Talleyrand, die ich selbst auch am frühesten wahrgenommen. Aber als philosophischer Wurm bohrte ich mich endlich durch die Scheidewand und erkannte auch Talleyrands Rückseite. Gewinn ist freilich dabei nicht für den alles durchdringenden Philosophen; er weiß mehr als der Dichter und weiß darum endlich gar nicht mehr, was er weiß. Es zu wiederholen, Heines Aufsatz hat mich angezogen, aber nicht gefesselt, ich las ihn zerstreut, und, was mir zum ersten Male mit seinen Schriften begegnete, es war nicht verdrießlich, als ich mit dem Lesen fertig war. Der Eindruck auf mich ist so, daß ich in Verlegenheit sein werde, wenn er mich um meine Meinung fragt. Zum Glück kann ich in Paris lange die ausweichende Antwort geben: ich hätte die Blätter noch nicht zu sehen bekommen. Lesen Sie den Aufsatz, und sagen Sie mir Ihre Meinung. –

Die Schröder-Devrient s. III/56/334 f. bis: *Liebe gehorcht.* – S. 335 *nächsten Sonntag* im O: *nächsten Montag.* – *** im O: *Hiller.* – *um die Devrient* im O: *die Devrient.* –

Donnerstag d. 10. Nov. Sie wollen mir nicht eher schreiben, als bis dieser mein Brief ankömmt? Wissen Sie denn aber auch, daß mir dann eine Fastenzeit von 10 Tagen aufgelegt wird, von heute an gerechnet? Aber immerhin, tun Sie was Sie wollen. Wie es in den Wald hineinschallt, wird es herausschallen.

Um meinen Antrag wegen Übernahme der Bockenheimer Zeitung bekümmern Sie sich jetzt nicht mehr. Auch tun Sie nichts weiter wegen Abonnenten zu meinem projektierten Journal. Wie ich Ihnen gesagt, wird jetzt doch nichts daraus. Aber zu seiner Zeit, wenn ich weder mit

Campe noch mit einem andern Buchhändler wegen der Fortsetzung meiner Pariser Briefe einig werden kann, will ich diese auf Subskription herausgeben, und dann wird es Zeit zum Handeln sein. Subskriptionen für ein Buch zu sammeln, macht weniger Umstände als für ein Journal, und das gelingt ohne Zweifel. →

Das Verbot der „Bockenheimer Zeitung“ s. III/56/335–37 bis: *woran man ist.* – S. 335 *unsere christliche* im O recte: *unsere christlichen.* – S. 336 *die reichen wilden Janitscharen* im O recte: *die rauhen wilden Janitscharen.* – *unglücklichen Zeit* im O: *unglückseligen Zeit.* – S. 337 nach: *gestohlen werden* folgt im O: *Man würde den Dieb nicht einmal in England henken, wo der Galgenstrick einen Schilling kostet.* – *nie anders zeigt* im O recte: *nie anders zeigte.* – *Opernkönig* im O: *Opernsänger.* –

Bandflörsheim oder fein F. ist mir sehr wohl bekannt. Ich habe ihn oft bei Tische im Weißen Schwanen gesehen, wo er des Donnerstags nie zum Sauerkraute fehlte. *Er* war es, der mir vorschwebte, als ich im langen Heinrich davon sprach, daß die jüdischen Jünglinge aus kindlicher Liebe allen Speck essen, den ihre Vorfahren zu genießen versäumt. Ich wette, daß er nicht unverschuldet eingesteckt worden ist. Schweinefleisch macht hitzig und flößt revolutionäre Gesinnung ein. Er soll nach Paris kommen. Professor Lelewel aus Warschau ist auch hier. — Adieu Husar! B.

Der Wechsel ist richtig angekommen.
Der Wechsel ist richtig angekommen.
Der Wechsel ist richtig angekommen.

369.

Nr. 13
ad 11 *Paris, Freitag, d. 11. Nov. 1831*

Chetisch Meloche! Von Campe erhielt ich heute folgendes Schreiben: „Hamburg, 5. Nov. Heute habe ich Ihnen,

geehrter Doktor, zu melden, daß ich Ihre Briefe vor 3 Tagen ausgegeben habe, und daß heute nachmittag um 3 Uhr der ganze Vorrat davon konfisziert ist, und zwar, wie der Befehl wörtlich lautet . . . ‚Ab Seiten der Polizeibehörde wird bei 100 Taler Strafe für jeden Kontraventionsfall verboten, daß bei Herrn Hoffmann und Campe hieselbst erschienene Buch, betitelt: *Briefe aus Paris von Ludwig Börne, 1832, 2 Bände*, zu debitieren, und sind die vorhandenen Exemplare einstweilen in Beschlag zu nehmen, mit Vorbehalt anderweitiger Verfügung. Ampl. Senatus. Hamburg d. 5. Nov. 1831' . . . Soweit sind wir, was weiter folgen wird, steht dahin. – Wenn man mich etwa ins Gefängnis stecken wird, oder sonst etwas Eklatantes geschehen sollte, so melde ich es Ihnen gleich. Jedenfalls hat man es ernstlich im Sinne, mir etwas am Zeuge zu flicken; ich ersuche Sie daher, wenn es nötig wird, vor der Welt meinen Advokaten zu machen. Jedoch tun Sie dafür nicht eher etwas, bis ich es Ihnen sage, um dadurch nicht etwa vor der Zeit zu reizen. Denn möglich ist es, daß ich auf irgendeine Weise mir helfe, wozu es mir an Vorübungen nicht mangelt, da ich im vorigen Jahre fast alle 3 Tage mich in Untersuchung fand, dabei gewinnt man am Ende eine Übung, wie der beste Zigeuner sie sich wünscht." . . . Wenn schon der Campe für sich fürchtet, er möchte eingesteckt werden, was hätte ich selbst nicht erst zu fürchten? Ich dürfte es wahrhaftig jetzt nicht wagen, nach Deutschland zu kommen. Ich habe dort zwar einen tapferen Husaren, der mich verteidigen würde; aber was hilft *ein* Husar gegen die ganze preußische und österreichische Armee? Sorgen Sie nur dafür, daß man nicht Sie am Kragen faßt – oder vielmehr an der Halskrause, denn ein Frauenzimmer trägt keinen Kragen. Revolutionäre Briefe machen nicht allein den straffällig, der sie geschrieben, sondern auch den, an welchen sie gerichtet sind. Ganz gewiß hat der Hambur-

ger Senat nicht aus eigenem Antriebe meine Werke konfisziert, sondern einer [der] dort befindlichen Geschäftsträger, der russische, preußische oder österreichische, wird geklagt haben. Übrigens wird das der Verbreitung des Buchs keinen großen Eintrag tun. Der Campe scheint sehr vergnügt über sein Unglück zu sein.

Sonntag 13. Nov. Gestern stand im *Constitutionnel*: „Le célèbre auteur allemand Louis Boerne vient de publier ici des *Lettres de Paris* en deux volumes. Cet ouvrage a été aussitôt saisi. La vente de chaque exemplaire sera punie d'une amende de 100 écus (près de 400 fr.) On assure que cette saisie a eu lieu à l'instigation du Cabinet de Berlin." Es ist mir sehr ärgerlich, daß das in die Zeitung gekommen. Doch ist es meine eigene Schuld. Ich erzählte es dem Dr. Donndorf und vergaß ganz, daß der gewohnt ist, alle Neuigkeiten, die er aus Deutschland erfährt, gleich drucken zu lassen. Er lebt davon. Jetzt werden sie nun in Berlin, Frankfurt und anderswo die Konfiskation meiner Schrift aus dem Constitutionnel erfahren, was ihnen sonst gar nicht bekannt geworden wäre, da die deutschen zensierten Blätter so etwas nicht mitteilen dürfen, und das wird zur Folge haben, daß es auch an allen jenen Orten wird in Beschlag genommen werden. Da man mich nicht haben kann, wird man über Sie herfallen. Sorgen Sie wenigstens dafür, daß Sie alle meine Briefe aus dem Hause schaffen. Vielleicht sucht man eine Verschwörung in meiner Korrespondenz. Die Geschichte mit fein F. steht auch in einem hiesigen Blatte. Es heißt, er wäre aus einer famille distinguée und er wird Mckul Flörsheim genannt. Das wird in der Handelskammer etwas zu lachen gegeben haben.

Die Geschichte mit Belgien s. III/57/338–42 bis: *de sa famille?* S. 338 *das schwache Gebäude* im O: *das schwere Gebäude.* – S. 340 *das Ergebnis der Furcht* im O: *die Frucht der Furcht.* –

S. 341 *der Dr. **** im O: *der Dr. Koreff.* – ***** im O Name unkenntl. gem. –

Dienstag d. 15. November. Wenn Sie Wort hielten und mir nicht eher wieder schrieben, bis Sie meinen heutigen Brief erhalten, es wäre zu schrecklich! Ich werde es nicht eher glauben, bis ich es erfahre, und wenn ich es erfahre, werde ich es immer noch nicht glauben. Haben Sie mir denn gar nichts Interessantes zu schreiben, nichts, woran mir und Ihnen besonders viel gelegen ist? Besinnen Sie sich. Ich weiß, daß, wenn Sie schweigen, es nicht aus Mangel an Vertrauen geschieht, sondern aus Ängstlichkeit. Es gibt Dinge, die Sie keinem Briefe anvertrauen. Aber wozu so besorgt? Außer mir dringt nur noch der grämliche Essig in das Inwendige Ihrer Briefe, und dieser geht schnell durch und bekümmert sich um keinen süßen Inhalt.
Abends. O ich Esel! Kaum hatte ich obige Worte ausgeschrieben, da kam Ihr Brief. Daß ich Sie noch nicht kenne und mich vor Ihren schlimmen Vorsätzen fürchte! Sie werden zu jeder Zeit einen Vorwand finden, mir öfter zu schreiben, und ich werde Sie schon durch Fragen und Aufträge im Gange erhalten. →
Ihr heutiger Brief s. III/57/342 bis: *meinen Reden glauben.* →
Ich kann mich ordentlich freuen über die süße Schadenfreude, die ich unsern papierseligen Juden verschafft. Die Götz hat das Wahre ausgesprochen: bei diesen guten Kursen lesen sich meine Briefe sehr angenehm. Wären meine Prophezeiungen eingetroffen, hätten sie das Buch in Wut zerrissen. Sie sind jetzt gnädig und mild, sie glauben, daß sie die Sieger geblieben. Sie amnestieren mich. Schönen Dank, ich werde es ihnen gedenken und vergelten zu seiner Zeit. *Woher* hat denn Samuel Ochs geschrieben, daß meine Briefe Beifall finden? Im *Journal des Débats* habe ich bis jetzt noch nichts gefunden, und Berlis Artikel, wenn er nur im mindesten den Geist mei-

ner Schrift bezeichnet, wird gewiß nicht darin aufgenommen. Das Journal des Débats ist das vornehmste ministerielle Blatt, das sich wohl hüten wird, ein Buch zu loben, welches alle [seine?] Mühe verunglimpft. Auch wird Berli im *vertraulichen* Teile seines Berichts nicht ermangelt haben zu erzählen, wie feindlich ich mich über die französische Regierung ausgesprochen habe. →

Es wäre doch s. III/57/342 bis: *geliefert habe.* – *ich mehreren Deutschen* im O: *ich hier mehreren Deutschen.* – *geliefert habe* im O nur: *geliefert.* –

Ich begreife nicht, warum meine Freiexemplare noch nicht in Frankfurt angekommen. Vielleicht hat der Spitzbub Campe sie vorsätzlich zurückgehalten aus Furcht, die Freiexemplare möchten den Verkauf des Buches schmälern. Schicken Sie mir doch abschriftlich oder im Original (was am wenigsten ins Gewicht fällt) alles hierher, was über meine Briefe öffentlich gesagt wird. Das interessiert mich umsomehr, da ich Lob wie Tadel bei der Fortsetzung meiner Briefe benutzen kann. Sie hätten mir Körners pompöse Bekanntmachung mitteilen sollen; denn das *Deutsche Journal* bekomme ich hier nicht zu sehen Wieviel kostet denn das Buch? Wie ist der Druck? Der Campe hat ihn ganz unbarmherzig aufgeblasen, um zwei Bände zu bekommen, und das, meine ich, müßte sich häßlich ausnehmen. Hier ist das Buch auch noch nicht, und wie der dumme Campe dem hiesigen Buchhändler schon gemeldet, wird er nur 25 Exemplare hierher schicken. Die reichen keine Stunde lang. Es haben sie jetzt schon Leute bestellt, um sicher zu sein, ein Exemplar zu bekommen. Und wie befindet sich die *Mutter* meines Kindes? Denn Sie sind die Mutter meines Buches. Ohne Ihre Empfänglichkeit hätte mir meine *Genialität* nichts geholfen. Sie bekommen jetzt gewiß viel Kindbetterin-Besuche, und in solch einer wichtigen Zeit streicht der lüderliche Vater in Paris umher!

Mittwoch 16. Nov.

Eines der kleinen hiesigen Blätter s. III/57/342–344 bis: *hervorzubringen.* – S. 343 *von einigen Talenten* im O: *von großen Talenten.* – *die Hauptflüssigkeit* im O recte: *die Hauptsüßigkeit.* – S. 344 *Dr. **** im O: *Dr. Donndorf.* – *Das Wort des Figaro* im O: *Das Wort Lafittes.* – ***** im O: *Donndorf.* – *sich abmüht* im O: *sich abmüdet.* –

Wie lange bin ich wieder gestört worden! Noch eine ganze Seite gedachte ich zu schreiben. Jetzt muß ich schließen.

Ihr B.

370.

Nr. 14

ad 12 *Paris, Donnerstag, d. 17. Nov. 1831*

Mutter meines Benjamins, was macht denn das liebe Kind, das ich unglücklicher Vater noch gar nicht gesehen? Geben Sie mir recht oft Nachricht, ob es gedeiht und wie es den Leuten gefällt. Sie sollen es aber künftig nicht mehr bis zwei Uhr in der Nacht auf den Armen tragen und mit ihm spielen; das könnte ja Ihrer Gesundheit schaden, und Sie müssen sich munter erhalten für den neuen Sprößling, an dem ich arbeite. Wie süß sind doch Vaterfreuden! Jetzt habe ich schon zehen Kinder, und alle von einer Mutter. Und welche Kinder! Sie ernähren ihren Vater, statt daß andere Väter ihre Kinder ernähren müssen.

Als ich gestern am Ende meines Briefes unterbrochen wurde, hatte ich noch folgenden Satz im Kopf, den ich Sie hinzuzufügen bitte. Am Schlusse nach den Worten: „Vielleicht hat es der Redakteur der Allgemeinen Zeitung selbst getan“ machen Sie ein Kreuz und schreiben dann auf einem Zettelchen oder auf der Rückseite der Adresse folgende Worte: Ein talentvoller [usw. bis: *hervorzubringen* wie III/57/344 unten].

(Es sind immer 67 Silben, die mir 2 fr. 7/267/361 sous ein-

bringen. Der Strauss soll mir nachrechnen, und, wenn ich mich um das Geringste geirrt, soll er Weihnachten etwas Schönes von mir bekommen. 16 Seiten bringen 200 fr. ein. Die Seite hat 27 Zeilen und die Zeile 13 Silben. Wieviel betragen demnach 67 Silben?)
Montag geht eine neue Sonne über Israel auf. Es ist der große Tag, an dem Meyer-Beers neue Oper zum ersten Mal gegeben wird. In der Familie sieht es aus wie am Eref Jom-Kipper; es ist alles festtäglich gestimmt, aber doch bußfertig. Wenn die Oper kein Glück macht, und das muß sie, oder durchfallen, denn ein halber Erfolg ist bei einem Werke, das sich so geräuschvoll angekündigt und so große Erwartungen erregt, nicht möglich, ist die Familie unglücklich. Die Mutter der Gracchen hat nicht den Mut, der ersten Vorstellung beizuwohnen. Da wird sie nun Montag abend in der fürchterlichsten Gemütsbewegung zu Hause sitzen und in Todesangst warten, bis zwischen den Akten einer der Söhne kömmt und Nachricht bringt über Tod und Leben. Es ist ein wahrer Jammer. Diese Familie verdient zwar nicht die geringste Teilnahme, denn sie sind alle, wie die meisten reichen Leute, selbstsüchtig, eingebildet, falsch und herzlos; aber sie bilden doch unter sich eine zufriedene, einige Familie, haben sich einander lieb, genießen das Leben und sind so reich, daß sie alle ihre Wünsche befriedigen können. So könnten sie die glücklichsten Menschen von der Welt sein, wenn nicht das neidische Geschick den einen Sohn zur Dichtkunst, den andern zur Musik verdammt hätte. →

In dem Buche Des cent-et-un s. III/58/345–347 bis: *endigen mit aufrichtiger.* – S. 345 nach: *anvertraut* folgt im O: *Mein Benjamin soll ein Ochs werden – sorgen Sie dafür.* – *Militär eine Gewalttätigkeit* im O recte: *Militär sich eine Gewalttätigkeit.* – S. 346 – *wie unser Senat erklärte* – nur im ED. – *würden bei Nacht* im O recte: *wurden bei Nacht.* –

Eines der Tagesblätter sagt heute: „L'Opéra fera demain relâche pour la répétition générale de *Robert le Diable*, dont la première représentation aura définitivement lieu lundi prochain. La file des voitures se rend au bureau de location; c'est comme à Longchamp, il y a embarras, choc accidents; les livrées se mêlent, les laquais se froissent, se heurtent, se glissent sous les barricades, et ils reviennent confus, et la tête basse, prononcer la fatale formule: *tout est loué*. Il y a de quoi se pendre pour les diplomates, les dilettanti, les fashionables.“ Dieses kann zwar alle in einem gewissen Grade wahr sein; aber daß es gesagt wird, beweist durchaus nichts für die Wahrheit. Auf diese pompöse Art werden alle neue Stücke angezeigt, wenn man deren Verfasser oder die Theater begünstigen will, auf welchen sie gegeben werden.

Sind Sie heute bei Verstand? s. III/58/347–350 bis: *nachzudenken*. – S. 348 *Apotheker, Lastträger*, im O: *Apotheker, Portiers, Lastträger*. – S. 349 *und Tagsgeschichten* im O: *und kleinen Tagesgeschichten*. – *herausgerissenen Blätter* im O recte: *herausgegriffenen Blätter*.

Samstag d. 19. Nov. Die Kraft meiner Philosophie muß mir vorzüglich in den Füßen ruhen. Sie haben eine Art philosophischer Elektrizität, die sich durch Berührung mitteilt. Das sehe ich an Conrad, der abends, sooft er mir die Strümpfe auszieht, zu philosophieren anfängt, wenn er auch den ganzen übrigen Tag ein vernünftiger Mensch gewesen. Hätte ich mir nur jedes Mal gemerkt, was er dann mit mir spricht, es wäre eine schöne Blumenlese geworden! Gestern abend fragte er mich: „Ist denn die Urne ein Sinnbild der Vergänglichkeit?“ Ich war ganz verpflüfft und fragte warum? Ja, ein Freund von ihm habe sich eine Petschaft mit einer Urne stechen lassen, weil das ein Sinnbild der Vergänglichkeit sei! Dieser Freund Conrads und der Vergänglichkeit ist ein Schrei-

nergesell von zwanzig Jahren und sehr roten Backen. Was so ein deutscher Handwerkspursch gemütlich ist und es selbst in der Faubourg St. Antoine bleibt. Was wir, ich und Conrad, für herrliche Menschen sind, das wissen Sie eigentlich gar nicht. Die Sklaverei verdirbt die edelsten Seelen, und erst von Ihnen entfernt tritt unsere Vortrefflichkeit hervor. Wenn Conrad abends Zucker hackt und ich dabei stehe und ängstlich achtgebe, daß kein Stückchen vom Papier abspringe – es gibt kein reizenderes Bild von häuslicher Eintracht und Zufriedenheit. Aber jeden Sommer müssen wir auch unser Glück abarbeiten, daß wir seufzen!

In einer Anzeige s. III/58/350 bis: *je gesehen.*

Da ist der gute Brief! Mein Buch bringt mir den Vorteil, daß Sie mir öfter schreiben, welchen Gewinn ich zum kleinen Honorar schlage, das ich dafür bekomme, wodurch es sehr groß wird. →

Haben Sie denn wirklich s. III/58/350–352 bis: *man bedenken.* – S. 350 *den Leipziger Viehstall auftun* im O: *den Leipziger Viehstall sich auftun.* – S. 351 *die Göttin* im O recte: *dieser Göttin.* – S. 352 *Armut der Papier-Reichen* im O: *Armut jener.* – *Von den Franzosen* im O: *von Franzosen.*

Daß die Freiexemplare noch nicht in Frankfurt angekommen, das liegt nicht an der Konfiskation; denn Campe, der darauf gefaßt war, wird sich natürlich vorgesehen und den größten Teil seines Vorrats versteckt haben. Es ist eine grobe Nachlässigkeit oder Eigennutz von ihm, wie ich Ihnen schon geschrieben. Ich bitte Sie, jetzt sind Sie mit den Anträgen, die ich Campen gemacht, nicht einmal zufrieden! Wären sie mir nur schon bewilligt. Wenn ich für den Bogen 200 fr. bekomme, kann ich jeden Winter spielend 6 bis 8 tausend Franken gewinnen, und ich meine, das wäre genug.

Gegen eine Reise nach dem südlichen Frankreich ist gar nichts einzuwenden, und die wenigen Einwendungen,

die Sie machen, sind von keinem Gewichte. Was erstens die Cholera betrifft, so ist [es] ja eben die Cholera, weswegen ich Paris verlassen möchte. Denn solange sie Paris nicht bedroht, würde ich mich nicht von hier entfernen. Aber im unglücklichen Falle, was soll ich hier machen? Ich glaube zwar nicht, daß hier die Cholera auf das öffentliche und gesellige Leben einen so störenden Einfluß haben würde, als es in Berlin und Wien der Fall war. Die Franzosen sind leichtsinniger, grüblen weniger und scherzen leicht alles weg. Da sie indessen auch lebenslustiger und selbstsüchtiger als wir Deutschen sind, kann es doch kommen, daß die gesellige Heiterkeit durch die Cholera getrübt wird. Ich würde auf jeden Fall aus Vorsicht zurückgezogen leben, abends nicht ausgehen, keine Theater noch Gesellschaften besuchen, dann blieben mir also nur noch mein Zimmer, die Zeitungen und ein Spaziergang ins Freie – was ich im südlichen Frankreich auch fände. Daß das Reisen meiner Gesundheit schaden könnte, darüber mögen Sie sich beruhigen. Ich würde nur kleine Tagereisen machen und bei eintretendem schlechten Wetter an irgendeinem Ort liegenbleiben. Ich werde zwar auf jeden Fall Ihre Antwort abwarten, indessen befreunden Sie sich schnell mit der Idee meiner Reise, da die Veranlassung, mich von Paris zu entfernen, unvermutet eintreten könnte. Die Cholera ist in England, das mit Frankreich in täglicher, schwer zu bewachender Verbindung steht. Die Epidemie kann daher jeden Tag in einem der nordischen französischen Häfen ausbrechen, und dann hat sie nach Paris nur noch einen Sprung [zu] machen. Bis sie hier ausbricht, darf ich natürlich nicht warten, sondern ich muß schon weggehen, sobald sie sich in einem Seehafen zeigt. Von der Seite des Mittelländischen Meeres, wohin ich meinen Weg richten will, ist bis jetzt weniger zu fürchten, denn im Winter hört dort die Schiffahrt zwischen England und andern angesteckten

nordischen Gegenden fast ganz auf. Übrigens ist Frankreich groß, ich kann mich hinwenden, wo ich will und eine Gegend für eine andere verlassen. Und kann man auch nicht sicher berechnen, wo man vor der Cholera sicher ist, so ist mir doch nur daran gelegen, nicht in Paris zu sein, sondern an einem kleinen und seines Klimas wegen günstigeren Orte. Avignon, Montpellier, Hyères, man hat nur zu wählen; das sind lauter Frühlingsgegenden. Ich werde die Schauplätze von Thümmels und Sterns Empfindungen aufsuchen, doch nicht um zu heuchlen, wie sie, sondern um zu genießen. Ich verspreche Ihnen eine empfindsame Reise, worüber alle Papierhändler in Tränen zerfließen sollen.

Gestern fand ich s. III/58/352 f. bis: *erschienen.* – S. 353. Anstelle: *damit man .... hineinsäen könne* hat O: *und sie auf meine künftige empfindsame Reise vorbereiten.* –

Auch fiel mir die Anzeige von folgender Schrift auf: „*Wie ich wieder Lutheraner wurde, und was mir das Luthertum ist.*“ Eine Konfession von *Steffens*. Mich interessiert zu wissen, und suchen Sie es darum zu erfahren, ob Steffens förmlich zum Katholizismus übergetreten war oder nur katholische Gesinnungen angenommen und wieder aufgegeben hatte.

Sonntag, 20. Nov.

Die Teilnahme der Pariser s. III/58/353–360 bis: *dumm sind.* – S. 354 *Einkommen 1318 Rubel* im O recte: *Einkommen von 1318 Rubel.* – S. 355 *Das sind schöne männliche Seelen* im O: *Das sind mir schöne männliche Seelen.* – *worin er sich augenscheinlichen* im O recte: *wobei er sich augenscheinlichen.* – S. 356 *seiner Nationalschuld* im O: *seiner ungeheuern Nationalschuld.* – *seinen Fabrikanten* im O recte: *seinen Fabrikaten.* – *Und das tut er* im O recte: *Und das tue er.* – S. 357 *nur dadurch erwerben* im O: *nur dadurch erworben.* – *in diesen kleinen Staaten* im O: *in diesen kleinern Staaten.* – S. 358 *edler als die Malibran* im O: *edler als die Malibran in dieser Rolle.* – S. 359

wie in den englischen Gärten im O nur: *in den Gärten.* – Nach: *ganz überlassen* folgt im O: *Mir ist es recht so; je schlimmer, je besser.* – S. 360 *nie à la fourchette zu frühstücken* im O: *nie Fleisch zu frühstücken.* –

Dienstag d. 22. Nov. Der Esel bringt mich um 20 bis 30 fr. Aber bin ich nicht selbst ein Esel, daß ich mit Leuten umgehe, die mir nichts einbringen, wie mit Ihnen und Ihresgleichen, weil ich das Böse, das ich von Ihnen sagen könnte, nicht darf drucken lassen? Ich rede von Meyer-Beer, leider meinem guten Freunde. Gestern abend wurde seine Oper aufgeführt. Nun könnte ich zwar einiges Gute daran finden und das loben; aber was hilft mich das? Bedingtes Lob beleidigt gewöhnlich noch mehr als unbedingter Tadel; denn bei letzterm kann [man] sich mit der Parteilichkeit oder dem Unverstande des Kritikers trösten. Die Oper hat fünf Akte; das ist schon zuviel. So breit und hoch zugleich ist selten eine Phantasie. Die beiden ersten Akte haben mich gelangweilt bis auf einige Trinklieder, mit welchen jedes Ohr verwandt ist und mit denen man es darum auch nicht so genau nimmt. Der dritte Akt war von dem Komponisten selbst als der beste angekündigt. So fand ich es selbst. Es waren Geisterchöre, Beschwörungen, Teufelsgeschichten. Der Schüler Webers, der Landsmann Mozarts und überhaupt der Deutsche, war da in seinem Hause. Ob aber die Musik, die mir und andern gut geschmeckt, wirklich vortrefflich, ob sie reiner Wein gewesen oder ob nicht vielleicht, den Geschmack zu verbessern, Branntwein und Zucker darunter gekommen — kann ich [nicht] entscheiden, da ich kein Kenner bin. In den beiden letzten Akten waren auch schöne Sachen; aber das bringt mir alle nichts ein. Die Handlung ist schleppend. Es ist eine Art Faust- und Mephistopheles-Geschichte. Aber der Teufel, der seinen Freund (Robert le Diable, Herzog der Normandie) verderben will, will es nicht aus Bosheit, sondern aus Liebe.

Robert war sein Sohn. Er selbst, der Vater, ist auf ewig verdammt – ich weiß nicht warum. Weil er sich nur in der Hölle ennuyiert, will er seinen eigenen Sohn zum Bösen verleiten, damit dieser ihm Gesellschaft leisten müsse. Er steigt also aus der Unterwelt herauf, nimmt die Maske eines Freundes Roberts an, ist ihm immer zur Seite und sucht ihn zu schlechten Streichen zu verführen. Endlich kömmt der Augenblick, wo Robert den bekannten Höllenkontrakt unterzeichnen soll. Aber die Tugend rührt sich in ihm, und er zaudert. Da weiß sich der Teufel nicht anders zu helfen, als daß er Robert bekennt, er sei sein verdammter Vater, und er würde ihn unglücklich machen, wenn er aus Liebe zu ihm sich nicht auch wolle verdammen lassen. Die kindliche Liebe siegt, und Robert will eben unterschreiben, als sein guter Engel, der ihm in Gestalt eines Bauernmädchens zur Seite steht, ihn noch zurückhält. Er ist gerettet, und der Vater muß allein in die Hölle zurück. Im 4ten Akte kömmt der Begräbnisplatz eines Nonnenklosters vor. Auf einmal erheben sich die Deckel aller steinernen Särge, und die toten Nonnen (wohl ihrer 50) kommen heraus und fangen in ihren Leichenhemden zu tanzen an, ihre Äbtissin (*die Taglioni*) an ihrer Spitze. Dabei trinken sie Wein aus goldnen Bechern und sind sehr vergnügt. Nach Endigung des Balletts legen sie sich wieder in ihre Särge. Das alle ist zu gräßlich, um nicht lächerlich zu sein. In Dekorationen, Kostüms und in der ganzen Ausstattung war eine tolle Verschwendung. Man hat so etwas selbst in Paris noch nicht gesehen. Es wurden drei neue Vorhänge bloß zu dieser Oper für die Zwischenakte verfertigt. Einige Unglücksfälle fanden statt. Ein Teil der Kulissen stürzte auf das Theater und hätte beinahe eine junge Sängerin erschlagen. Dann fiel einmal der ganze Himmel zur Erde, im wörtlichsten Sinne. Es war nämlich ein finsterer Wolkenhimmel, und während dieser sich langsam verzog,

sollte eine dahinter befindliche herrliche Dekoration aufgedeckt werden. Der Himmel fiel aber in Stücken so nahe beim Orchester nieder, daß er einen Teil der Pulte und der Musiker bedeckte. Endlich am Schlusse, als der böse Geist in die Erde sinken sollte, stürzte er zu frühe hinab, und Robert, der oben bleiben sollte, aber dem Loche zu nahe gekommen, stürzte nach. Es war ein fürchterlicher Lärm im Hause. Man fürchtete, Robert (der erste Sänger Nourrit) hätte den Hals gebrochen, und das Publikum beruhigte sich erst, als er wohlbehalten wieder aufs Theater trat, und bewillkommte den Geretteten mit freudigem Händeklatschen. Da kamen mir die Pariser wieder gut und liebenswürdig vor. Ein Franzose im Theater sagte mir, jene unglücklichen Störungen wären wahrscheinlich berechnete Folgen boshafter Intrigen. Mit dem geäußerten Beifalle kann Beer immer zufrieden sein. Spuren von Begeisterung fand ich freilich nicht. Das Haus war so glänzend wie noch nie besetzt. Von dem reichen Bankier bis zu Börne und dem Herzog von Orléans, alles hatte sich den Abend eingefunden. Es war in der Tat ein herrlicher Anblick und der Hauptstadt ganz würdig. Billets waren schon lange vor gestern gar nicht mehr zu haben, und den Abend wurden gar die Kassen nicht geöffnet ... Hiller war eben bei mir und sagt: er habe von der Oper mehr erwartet. — Mauguin saß zufällig hinter mir im Theater. Er erkannte mich und entschuldigte sich, mich noch nicht besucht zu haben. Er sei so beschäftigt und habe auch meine Adresse verloren. Er würde mich aber nächstens zu sich einladen. Er war sehr verwundert, daß *meine Damen* (vos dames) nicht mit nach Paris gekommen.

Eben erhalte ich s. III/58/360 bis: *Grobheiten. – bis jetzt* erst im ED. –

Hurra!

Ihr verfolgter, aber unerreichbarer B.

371.

Nr. 15
ad 13 *Paris, Freitag, d. 25. Nov. 1831*
Lange hat mir s. III/59/360–365 bis: *Schwur gehalten?* – S. 361 nach: *der Deutsche ist geduldig* folgt im O: *schweigsam und bedenklich.* – S. 362 *wie tausend vorlaute Räsonärs* im O: *wie tausend einfältige und vorlaute Raisonneurs.* – *ihre Zeit und ihre Völker* im O: *ihre Zeit und den Geist ihrer Völker.* – S. 363 *Aide-toi, et le ciel t'aidera* erst im ED. – *trotz seiner Freiheit* im O recte: *trotz seiner Feinheit.* – *Lästerungen Notiz nehmen* im O: *Lästerungen weitere Notiz nehmen.* – *Gesellschaft einzudringen* im O recte: *Gesellschaft einzudrängen.* – S. 364 *süßer Ruhe* im O: *süßer Rache.* – *als kleines Siegeszeichen an den Hut zu stecken* im O: *als Siegeszeichen an die Wand zu hängen.* – S. 365 *Wartet nur* erst im ED. – *Und nicht wahr* erst im ED. –

Sonntag d. 27. Nov.
Lyon hat mich s. III/59/365 f. bis: *was schadet mir das?* – S. 365 nach: *abgeschickt werden* folgt im O: *wie auch nach Frankfurt.* – *Nach: aufrichtig sagen;* folgt im O: *im ganzen sind nur 25 Exemplare hergeschickt worden.* – Anstelle: *Ich kann Ihnen ..... nicht verhehlen,* – heißt es im O und ED irrtümlich: *Ich kann Ihnen die Bemerkung, die ich über den Eindruck, den Ihre Briefe bei vielen der Bessern gemacht haben, nicht verhehlen.* – Nach: *Amen!* folgt im O: *Campe scheint große Angst zu haben, ich möchte, weil das Buch viel gelesen und gekauft wird, künftig das Honorar steigern, und um meiner Selbstschätzung zuvorzukommen, schreibt er mir, ich hätte einen großen Teil meines Ruhmes verloren.* – S. 366 *Wenn nun eine / nun* erst im ED. – →

Der Campe zeigt sich wieder recht als Spitzbube; dieses Mal aber laß ich mich gewiß nicht von ihm fangen. Hören Sie, was er schreibt! . . . „Wie wollen Sie es damit halten, sollte ich, da *Sie* sich im Grünen befinden, man also das ganze Gewicht auf mich wälzen und mich bis aufs Blut picken wird — wenn ich durch diese Briefe etwa

an Freiheit, Vermögen, durch Gefängnis oder Strafen anderer Art direkten Schaden erleide? Ich glaube, die Billigkeit macht es Ihnen zur Pflicht, mir darüber eine Zusicherung zu geben, um die ich bitte. Halten Sie mich nicht für unbescheiden, weil ich das gegen Sie ausspreche; aber ich glaube, daß es eine Verpflichtung der Art gibt, die stillschweigend ist und natürlich nur dahin geht: *Was der gute Wille tut.* Was Sie über die Fortsetzung sagen und begehren – zeugt nicht sehr für eine Rücksicht der Art; worauf ich *jetzt* nichts antworten kann, teils weil die Forderung mir für Deutschland beispiellos ist und ich nicht einsehe, wie jemand damit seine Rechnung finden wird; andernteils dermalen jeden in Gefahr bringt, darauf einzugehen. Also darüber mehr ein andermal." Ich habe herzlich darüber lachen müssen, daß mir Campe jetzt den Antrag macht, ich solle doch noch etwas zur Vergrößerung des *Tagebuchs* schreiben, wozu er mir bis zum Januar gern Zeit lassen wolle. Der wäre es zufrieden, daß ich abermals ein paar Bände schriebe, das arme Tagebuch fett zu machen, die er dann abermals besonders verkaufte, worauf er dann zum dritten Male käme und sagte: Das Tagebuch wäre immer noch mager und ich solle es doch dicker machen — und so immerfort. Was die Fortsetzung meiner Briefe betrifft, werde ich dem Campe antworten: daß er sich gar nicht mehr bemühen solle, mir darüber zu schreiben, da ich doch von meinen Bedingungen nicht ein Haarbreit abgehen würde. Ich sehe die Unterhandlung als abgebrochen an und würde sogleich andere Verbindungen anzuknüpfen suchen.

Campe war s. III/59/366 bis: *viel zu weit.* – Anstelle von: *Ein Kaufmann namens **** heißt es im O: *Ein jüdischer Kaufmann namens Cohen.* –

Beste, machen Sie sich noch nicht lächerlich, indem Sie den Stiebel fragen, ob ich reisen soll oder nicht. Wahr-

haftig, Sie verdienten wegen Ihres Glaubens an Ärzte in Molières „Médecin malgré lui“ zu figurieren. Muß ich selbst denn nicht besser wissen als der Arzt, was meiner Gesundheit förderlich oder schädlich ist? Was kann denn der Stiebel entscheiden, der mich seit anderthalb Jahren nicht gesehen hat? Verlassen Sie sich nur auf mich; ich bin nur zu vorsichtig, und ich werde nichts tun, was mir schaden könnte.

Warum erschrecken Sie denn, sooft ich meine Briefe plötzlich schließe? Warum soll denn plötzlich eingetretene Krankheit schuld daran sein? Sie sollten doch wenigstens Ihre eigene Ängstlichkeit zu deuten wissen und sich nicht mehr von ihr beunruhigen lassen. Ich werde künftig, sooft ich gestört werde, ein munteres Wort hinzufügen, einen Fluch gegen den Störer oder *Hurra, juhei.* Oder soll ich schließen mit: Ihr gehorsamer Diener? Wählen Sie, was Ihnen am besten gefällt.

Gegen Reis haben Sie mich gut verteidigt. Sie sind ein treues ministerielles Maul, und ich werde es bei Gelegenheit dafür stopfen. Wenn Pfarrer Kirchner gegen mich loszieht, so müssen Sie das gerade nicht für ernst nehmen. Der ist ein Schelm und hat gewiß heimliche Freude an meinem Buche. Aber aus Heuchelei und um die Leute aufzuhetzen, scheltet er mich. Doch mag immer sein, er habe es im Ernste übel genommen, daß ich mehrere Male in den Briefen gegen die Pfaffen losgezogen, wozu er freilich auch gehört. – Und Dr. Stiebel! *Ich* bedauere ihn; [Vgl. III/59/366: *Den* *** etc.] *Sie* aber möchten ihn gern verächtlich finden. Sie haben unrecht. →

Es gibt wenige Menschen s. III/59/366 f. bis: *Ich erwarte sie.*

Montag 28. Nov. Wollen Sie nicht daran denken, mit der Abschrift meiner Briefe den Anfang zu machen? Es kömmt, wenn Sie lange warten, gar zu viel beisammen, und dann wird die Arbeit so verdrüßlicher. Ihre kritischen

Blätter erwarte ich mit Ungeduld; aber ich fürchte, daß ich sie nicht erhalten. Solche Sachen, die man in Deutschland sous-bande auf die Post legt, werden dort gar nicht beachtet und als Wisch unter den Tisch geworfen. Ich habe Erfahrungen darüber.
Die Cholera ist jetzt auch in Holland. In England soll sie keine großen Fortschritte machen, wenn die Berichte aufrichtig sind, woran man zweifelt. Die Ärzte dort fürchten sich, die Wahrheit bekannt zu machen, denn sie stehen unter der Zensur des Volks, das sie durchprügelt, wenn sie von der Bösartigkeit der Cholera sprechen. Es ist recht komisch.
Die Oper von Meyer-Beer wird in allen Blättern zu sehr, zu übereinstimmend gelobt, als daß nicht der Argwohn entstehen sollte, das gelte dem *reichen* Manne, der seit drei Jahren sich ein ungeheueres Magazin von Freunden zusammengekauft. Erst heute steht im *Moniteur*: „C'est Mozart, c'est Weber, dans leurs beaux jours d'inspiration." Also Mozart, aber nur in seinen Stunden der Begeisterung, kann Meyer-Beer zur Seite gestellt werden! Das ist stark. Weberisches und Don-Juanartiges hat die Musik viel, das hörte ich auch; aber solche Nachahmungen für viel zu rechnen? Einige Scharlatanerien schienen mir der Kunst unwürdig. So singt ein unsichtbares Chor von bösen Geistern durch *Sprachröhren*, den Schall zu verstärken. Das hat doch Mozart nicht nötig gehabt und auch Weber nicht. Auffallend war mir, daß in einem einzigen öffentlichen Blatte, *La Tribune*, Beers Oper mit Geringschätzung behandelt wurde. Es ist das Blatt der republikanischen Partei und wird von jungen, trotzigen und unabhängigen Leuten geschrieben. Nun habe ich gerade nicht gemerkt, daß der Kritiker mit besonderer Einsicht von der Sache gesprochen; doch sah ich daraus, daß die einzige Klasse von Menschen, die, wegen ihrer bekannten strengen Grundsätze, Meyer-Beer nicht zu

gewinnen hoffen durfte und darum nicht zu bestechen wagte – daß diese, dem freien Urteil überlassen, in das allgemeine Lob nicht eingestimmt. Gestern sah ich die Mutter Beers nach dem Triumphe ihres Sohnes zum ersten Male. Sie war ganz selig, und so mag Napoleons Mutter gelächelt und geschmunzelt haben, als ihr Sohn von der Kaiser-Krönung heimkam. Aber die ganze Familie war bescheiden und schob den allgemeinen Beifall den herrlichen Dekorationen zu. . . Hiller, der mich eben verläßt, erzählte mir: die letzte Vorstellung sei kalt aufgenommen worden, und die Menschen hätten sich gelangweilt. Talent wäre allerdings darin, aber kein Genie. Die Oper werde keinen Zulauf finden, sobald man sich an den Dekorationen satt gesehen. H. gibt nächsten Sonntag Konzert. Er spielt unter anderm ein von ihm komponiertes doppelthändiges Konzert mit *Kalkbrenner*. Er erzählte mir, sein Bruder habe ihm von Frankfurt geschrieben: er werde in meinen Briefen vorteilhaft erwähnt. Ich erinnere mich nicht. Nun sei es ihm, Hiller, auffallend, daß sein Vater, den es sonst ganz glücklich mache, wenn er öffentlich gelobt werde, kein Wort darüber gesprochen. Wahrscheinlich müßten meine Briefe sehr arg sein. Ich mußte sehr darüber lachen. Ich kann mir wirklich denken, daß der alte ängstliche Hiller aus meinen höllischen Briefen mit Schrecken wahrgenommen, daß seines Sohnes erwähnt werde und es ihm schaden könnte, wenn die Leute erführen, daß er mit dem Teufel gut Freund sei. –

Eben erhalte ich die mir geschickten Zeitungen. Sie haben gar kein Porto gekostet, [Sie] können mir also öfter solche Zusendungen machen. Sie dürfen aber nie etwas Geschriebenes hineinlegen. Die Post läßt mir keine Zeit mehr, und neugierig auf die Blätter bin ich auch. Darum schließe ich *plötzlich*. Der Schlag hat mich nicht gerührt. *Hurra!* Ihr gehorsamster B.

372.

Nr. 16
ad 14 *Paris, Mittwoch, d. 30. Nov. 1831*

Ach, liebe Mama, was habe ich für einen schönen neuen Überrock! Haselnußfarbig, bequem s. III/79/583 f. bis: *sollten Sie sehen!* – →

Zwischen dem Rücken und den Hüften ist ein Hohlweg ... ein Hohlweg ... ich weiß nicht, was ich sagen soll, ich bin steckengeblieben im Hohlweg. Aber der Conrad und ich, wir können uns glücklich schätzen, daß Sie in dieser Zeit des neuen Rocks nicht bei uns sind. „Sehen Sie einmal, was der neue Rock schon aussieht" ... „... Den guten Rock bürsten Sie gar nicht aus." O, was wären wir geplagt! Wir Philosophen lachen aber darüber, ob ein Rock neu oder alt ist. Jung oder alt, es muß jeder sterben. Heute rot, morgen tot.
O Gott, O Gott! Was ist das Leben? Ein Sprung über den Graben, der die Wiege vom Sarge trennt; ein Moment, zu kurz für die Freude, aber den Hals zu brechen lang genug. Was ist das Glück? Eine demi-tasse im Café de la Bourse. Von außen ist die Tasse groß, und man glaubt, es werde uns viel eingeschenkt. Trinken wir aber, erfahren wir, daß man uns keine funfzig Tropfen gegeben, so spitzbübisch dick sind Boden und Wände des Gefäßes. Was ist die Tugend, was ist die Liebe, was Freundschaft, was Treue? Es sind zweisilbige Worte, und das ganze ist eine Lüge. Schöne Scharade! Weiber, Weiber, Weiber! Namenlosigkeit, dein Name ist Weib! *Die Malibran ist schwanger!* ... Sie ist schwanger, nicht von ihrem Manne, von dem sie getrennt lebt; nicht von mir, der sich nie von der Tugend getrennt; sondern sie ist schwanger von ihrem vorletzten Liebhaber, einem Violinspieler. Und jetzt muß sie das Theater verlassen und wird den ganzen Winter nicht mehr singen. Ein Kartenhaus hätte ich auf ihre Tugend gebaut, für so fest hielt ich sie. O, ich bin in

der Seele betrübt! Vergebens sage ich mir: aber was geht es dich an, du hast ja einen schönen neuen Überrock! Ich kann das Gespenst nicht loswerden. Alles, was mich umgibt, kömmt mir schwanger vor. Ich erwarte Ihren Trost, ich bin zu schmerzlich betrogen worden.

Vorgestern besuchte mich Mauguin s. III/60/367–369 bis: *Wunder machen.* – S. 367 *in ...* : im O: *in Baden.* – S. 368 *Die köstliche Naivität* im O recte: *Die köstlichste Naivität.* – S. 369 *würde es gelingen* im O: *würde es ihnen gelingen.* – *Weil sie ein Wunder zerstört* im O: *Weil sie ein Wunder besiegt.* – *sie könnten auch Wunder* im O: *sie könnten selbst Wunder.* –

Sie haben mir bis jetzt immer nur davon geschrieben, was die Leute von meinem Benjamin sagen; aber noch kein Wort, wie er Ihnen selbst gefällt. Sie haben ja die Briefe gelesen, finden Sie sie noch gut wie früher? und was sagen die Leute von dem nicht-politischen Teile, von *Vespertinchen* und dergleichen? Auf jeden Fall mögen die Briefe großes Aufsehen machen. Nach einer Zeitungsnachricht sind sie in Berlin von der Polizei in Beschlag genommen worden. Man glaubt aber, sie würden wieder freigegeben werden. Eine doppelte Schmeichelei — Anschuldigung und Freisprechung! Die Münchner *Tribüne* gibt Auszüge von den Briefen.
[Vgl. *Nach einer Zeitungsnachricht* bis: *den Briefen* mit III/369: *In Berlin* bis: *Pariser Briefe.*]
Sie haben von diesen herrlichen Blättern in Baden einige gelesen. →

Der Dr. Wirth s. III/60/369–379 bis: *kann es noch kommen.* – S. 371 *hat darüber gefrohlocket* im O: *hat triumphiert.* – *gar nichts von Politik* im O: *nichts, gar nichts von Politik.* – S. 372 *rufen sie zu* im O: *rufen sie laut zu.* – S. 373 *Glück gefährdet bleibt* im O: *Glück immer gefährdet bleiben.* – S. 375 *die Besitzlosen auch ehrlos* im O: *die Besitzlosen auch rechtlos.* – *Vorteil verstehen* im O: *Vorteil verfechten.* – *Arbeitsleute gerade entgegensteht* im O: *Arbeitsleute oft gerade entgegensteht.* – S. 376

ihrer Angeber im O: *ihrer Agenten.* – S. 378 *nur den Schmerz erfährt* im O: *nur von dem Schmerz erfährt.* –

Freitag. 2. Dez. Hat sich denn Dr. Döring, unser Badfreund, nicht bei Ihnen melden lassen? Das würde mich doch wundern. Wenn er es nicht schon früher getan, jetzt, da meine Briefe erschienen, tut er es gewiß nicht mehr. – Nach dem Verzeichnisse über die Verteilung meiner Freiexemplare bliebe Ihnen eines übrig. Sollte ich das nicht vielleicht der Marie Stumme nach Kassel schicken? Ich wäre es ihr wohl schuldig. Was denken Sie davon?
In der vorletzten Nacht wurde ich plötzlich aus dem Schlafe geweckt. Conrad stand mit Licht vor meinem Bette und hatte einen Brief in der Hand. Bei dieser Gelegenheit überzeugte ich mich, daß ich gar nicht zum Erschrecken geneigt bin. Ich fühlte mich nur angenehm überrascht und neugierig. Es war aber kein Brief, wie ich im Taumel des Erwachens zu sehen glaubte, sondern nur ein Zettelchen. Conrad sagte: eine Frau wäre draußen, die mich sprechen wollte. Ich war ganz versteinert. Was will eine Frau in einer kalten Winternacht bei mir? Endlich verstand ich: die Frau wäre gekommen, mir *Blutigel* zu setzen. Ich fragte, wieviel Uhr es sei? Es war 5 Uhr des Morgens und noch ganz dunkle Nacht. Der Esel! Der Eulenspiegel! Ich hatte die Frau um 11 Uhr vormittag bestellt, aber aus Versehen auf dem Zettelchen, das ich durch Conrad zu ihr geschickt 5 statt 11 geschrieben. Die kluge Frau hat das Mißverständnis gewiß gleich bemerkt, aber, um für ihr frühes und zweimaliges Kommen extra bezahlt zu werden, sich nicht stören lassen. Der Conrad aber! Seine Eulenspiegel-Natur, alles wörtlich und ohne Überlegung zu tun, wie es ihm geheißen, kann einen zur Verzweiflung bringen. Mein Schreibfehler kam wahrscheinlich daher, weil ich zugleich mit dem Blutigelzettel meinen Speisezettel schrieb, auf dem ich gewohnt bin, das

Essen um 5 Uhr zu bestellen. Hätte ich den Restaurateur-Zettel mit dem andern verwechselt und statt 5 11 Uhr geschrieben, würde mir Conrad ohne Zweifel mein Mittagessen um 11 Uhr nachts gebracht haben. Mich aus dem besten Schlafe zu wecken, mir von einer alten garstigen Frau Blutigel setzen zu lassen! Das sind schöne Morgenträume. „Und wie mag er erst mit dem neuen guten Überrock umgehen!" – werden Sie seufzen.
Über die Unverschämtheit des Campe, von mir zu verlangen, ich solle ihm den Schaden ersetzen, den er wegen des Druckes meiner Schriften erleiden könnte, habe ich mich erschrecklich geärgert. Der nähme es an, daß ich ihm das Wenige, was er mir für die Briefe bezahlt, zurückgäbe. Ich habe ihm aber auch grob geantwortet. Ich schrieb ihm: „Wenn ich Sie recht verstanden, erwarten Sie, daß ich Ihnen den Schaden vergüte, den Ihnen der Druck meiner Briefe zuziehen könnte. Nun weiß ich zwar gewiß, daß Sie als Geschäftsmann in Ihrem Herzen über diese romantische Zumutung selbst lachen; aber eben weil ich das weiß, muß ich mir es für die Zukunft ernstlich verbitten, daß Sie mir nicht mehr in das Gesicht hinein sagen, für welchen Dummkopf Sie mich halten."

Ein englisches Blatt s. III/60/379–381 bis: *auszusetzen.* – S. 379 *Edelgeborner oder* erst im ED. – *gegen die Verräter* im O recte: *gegen die Verächter.* – S. 380 *mit der Volkserziehung ist* im O: *mit der Volkserziehung beschaffen ist.* – S. 381 *Ehre wiederfinden* im O: *Ehre wieder gewinnen.* – *die Schwäche des Alters* im O: *die Schwächen des Alters.* –

Samstag d. 3. Dez. Da ist Ihr Brief, der, wie ein Dreieck, ewig nur drei Seiten hat. Ich finde das sehr einseitig. Zuerst von Schmitts Oper, damit ich die größten Narren zuerst abfertige. Darunter verstehe ich aber nicht etwa den Schmitt, sondern Sie, Madame. Schmitt war niemals in Paris und hat von den hiesigen Verhältnissen keine

Vorstellung. Sie aber waren zwei Jahre hier und sollten besser wissen, wie die Sachen stehen. Wo findet sich ein Dichter, der sich dazu hergäbe, eine deutsche Oper umzuarbeiten? Das ist mit dem einzigen Freischütz geschehen, wo aber die Theaterdirektion wegen ihres eigenen Vorteils die Sache ausgeführt. Der Text müßte ganz umgeändert werden. Alles, was gesprochen wird und was in deutschen Opern allein die Handlung fortführt, müßte wegfallen, durch Rezitative und neue Lieder und Chöre ersetzt werden; es müßte also eine ganz neue Musik gemacht werden. Keiner in Paris hat Interesse daran, einem Ausländer zur Ausführung seiner Oper zu verhelfen, sondern jeder hat vielmehr ein Interesse, es zu verhindern. Die äußere Ausstattung einer neuen Oper kostet hier ungeheuere Summen (Die Oper von Beer hat der Direktion 120000 fr. gekostet), und reich ausgestattet muß sie werden, sonst zöge auch eine neue Oper von Mozart nicht an. Wenn auch Schmitt auf seinen ganzen pekuniären Vorteil von der Oper Verzicht leisten wollte, das ersetzt hier den französischen Musikern ihren Schaden nicht. Beers Oper wird vielleicht diesen Winter jeden Tag aufgeführt, und so ist leicht zu berechnen, wieviel Rossini und Auber, deren Opern allein hier gegeben werden, dadurch verlieren, da jeder Komponist den 10ten Teil der Einnahme hat. Von der Künstler-Eifersucht nicht einmal zu reden. Bei der Komischen Oper sind die Schwierigkeiten noch größer; denn da werden nur Aubers und Opern der musikalischen Neulinge gegeben. Glauben Sie denn, daß Beer nicht auch allem Vorteile entsagt hat? Außer der Partitur, die er dem Schlesinger verkauft (und der ihn wahrscheinlich um das Honorar prellen wird) bringt sie ihm keinen Kreuzer ein. Und Beers Oper war von der Direktion *bestellt* worden. Er hat einen schriftlichen Vertrag mit dieser gemacht, daß, wenn die Oper binnen einer gewissen Zeit nicht aufgenommen werde,

er 30 000 fr. Schadenersatz bekomme. Die Frist ging vorüber; aber Beer dachte nicht daran, die Entschädigung zu verlangen. Mehr als 50 000 fr. hat Beer an Bestechungen und Geschenken angewendet, seine Oper erst anzubringen und dann ihr Beifall zu sichern. Der Direktor, der Kapellmeister, der Dekorationsmaler, die ersten Sänger und Sängerinnen, die Taglioni, die Theaterkritiker, alles wurde bezahlt. Man kann dem Beer nachrechnen, daß ihm die Freibillets für seine Freunde und der Sold für die Claqueurs in den ersten Vorstellungen allein 6 000 fr. gekostet. Würde Schmitt der Tor sein, 50 000 fr. aus seinem eigenen Vermögen an die Sache zu setzen? Ich denke nicht. Und drei Jahre hat Beer Zeit gebraucht, seinen großen Zweck [zu] erreichen. Aller Welt hat er den Hof gemacht, vom Minister bis zum Lampenputzer. In der Faubourg St. Germain machte er den Ultra, in der Chaussée d'Antin den Liberalen. Kein Wort des Tadels kam in diesen drei Jahren aus seinem Munde. Er lobte alle Welt, die schlechtesten Bücher, dic schlechteste Musik. Das heißt doch, das Vergnügen, von sich reden zu machen, gar zu teuer bezahlen!

Morgen, wo dieser Brief abgeht, kann ich außer dem Datum gar nichts mehr hinzusetzen. Denn, weil es Sonntag ist, muß der Brief um 12 Uhr schon auf die Post; da ich den Conrad später nicht entbehren kann, muß ich ihn schon um 11 damit wegschicken. Ich brauche ihn zum Ankleiden, und er selbst muß sich putzen, weil wir zusammen in Hillers Konzert gehen, welches um 2 Uhr anfängt. Sollte ich also in der Eile *plötzlich* schließen müssen und das *muntere* Wort vergessen, mag ein heutiges *hurra!* für morgen gelten. Das merken Sie sich. *Hurra!*

Herr Rousseau s. III/60/381 f. bis: *gegenübersteht.* – S. 382 *von verlornem Geiste* im O: *von verlornen Geistern.* –

Campe hat mir geschrieben, daß die Bücher auf dem Wege nach Frankfurt sind. Ich werde mit diesem Schuft

gewiß nichts mehr zu tun haben; denn ganz sicher hat er die Freiexemplare aus gemeiner kleinlicher Krämerei zurückgehalten, weil er gefürchtet, es möchte dadurch ein Exemplar weniger verkauft werden. –

Habe ich denn behauptet s. III/60/382–384 bis: *Nüchternen verraten.* – S. 382 *Schaden bringen möchte* im O: *Schaden bringen könnte.* – S. 383 *Gräfin **** im O: *Gräfin R.* [Reichenbach]. – *Der **** im O: *Der Herz.* – Nach: *Hosenbandorden* folgt im O: *den Stephansorden.* – *die Hälfte ihres Wertes in meinen Augen verlören* im O: *die Hälfte ihres Wertes verloren.* – S. 384 *Diese edlen oder schwachen Männer* im O recte: *Diese edlen aber schwachen Männer.* – *seid schnell* im O: *seid schneller.* –

Dem Sauerländer habe ich ja, wie Sie wissen, die Briefe angetragen; nicht für 4000, sondern für 2000 Gulden. Findet einer was darin.

Nicht zu vergessen: Ich habe schon manchmal daran gedacht, daß der Fall eintreten könnte, daß ich Ihnen, zu mehrerer Sicherheit, einen Brief unter einer andern Adresse zuschicken möchte. Für diesen möglichen Fall wäre wohl die Adresse vom Strauss am geeignetsten. Teilen Sie mir sie doch mit. Aber ist denn Strauss auch sicher, daß ein solcher Brief in seinem Hause nicht von einem andern geöffnet werde?

Warum haben denn s. III/60/384 f. bis: *melodramatisch.* – S. 385 *alle Weltgeschichten* im O: *alle Weltgeschichte.* – *im Namen der Gemeinde* im O recte: *im Namen der Gemeinden.* –

Sonntag d. 4. Dez. Es ist merkwürdig mit der Mariane Saaling! Noch merkwürdiger mit dem Dr. Becker! Denn dieser junge Mann, von ausgezeichneten Talenten und vielem Geiste, ist nicht etwa ein Heiliger, der etwa keine 50jährige Frau von einer 20jährigen zu unterscheiden wüßte und der bloß auf die ewig junge Seele sieht; auch nicht etwa ein Gemüt von Wachs, das jeden Eindruck aufnimmt; auch nicht etwa ein zartes Gewissen, dem alte

und widerliche Pflichten so heilig sind als junge und angenehme — sondern Becker ist ein lebenslustiger, schlauer, gewandter, sogar etwas diplomatisierender Charakter. Katholizismus, Proselyterei, Ehrgeiz, Jesuitismus muß dabei im Spiele sein. Erkundigen Sie sich doch, ob Becker katholisch geworden. Ist denn überhaupt die ganze Geschichte wahr? Sind Sie der Sache gewiß?

Die Sache der Emanzipation s. III/60/385–387 bis: *verteidigt.* – S. 385 *schon fünf Jahre* im O: *schon funfzehn Jahre.* – S. 386 *der Juden aussprechen* im O: *der Juden festsetzten.* – *vor allen eine* im O: *vor allem eine.* –

Bitten Sie doch den Moritz Götz, er möchte das Corps, das er gegen mich versammelt, wenigstens auf solange beurlauben, als das österreichische Anleihen noch nicht zustandegekommen. Das könnte dem Geschäfte schaden. Casimir Perrier versichert, daß alle europäischen Mächte entwaffnen; warum will er zum Verderben der Kurse allein auf dem Kriegsfuße beharren? Oder denkt er vielleicht, die Seelenstärke des Königs von Holland nachzuahmen? Ach! dazu gehört ein Onkel wie der Kaiser von Rußland, ein Schwager wie der König von Preußen und eine Gevatterschaft wie die ganze europäische Aristokratie. Aber Schwarz Götzche, Moses Herz, Jone Jeschaie, was nützt ihm eine solche Allianz. Mit denen werde ich leicht fertig.

Der gute Strauss soll sich doch keine Mühe mehr mit den Thermometer-Bulletins geben. Ich habe ihn noch nicht ein einziges Mal mit dem hiesigen Stande verglichen, und seine Berichte waren mir nur als Zeichen seiner Freundschaft willkommen. Ich glaube aber, der Spitzbub schreibt sie nur, um öfter Gelegenheit zu haben, Sie zu besuchen. Ich werde dahinter kommen.

B.

373.

Nr. 17
ad 15 *Paris, Donnerstag, d. 8. Dez. 1831*

Seit Sonntag habe ich wegen des Rauchens des Kamins keine Feder in die Hand nehmen können. Vier Tage habe ich geweint, und ich weine noch. Es ist zum Verzweifeln. Die Freiheit hat vier Tage verloren. Wenn ich mir eine andere Wohnung nehmen wollte, das würde mich nichts helfen. Die Leute versichern einem immer, der Kamin rauche nicht. Und die Mühe, eine Wohnung zu finden, und die Beschwerlichkeit des Ausziehens bei diesem schlechten Wetter! Dieser Brief wird nur kurz werden, denn alle paar Minuten muß ich mir die Tränen trocknen.

Verflossenen Sonntag hat Hiller sein Konzert gegeben. Genie hat der junge Mann freilich nicht, weder im Komponieren noch im Spielen. Doch in beiden habe ich das Löbliche bemerkt, daß er auf deutsche Art, treu und gewissenhaft, seine Kunst übt, nicht nach Effekt jagt, daß also Paris wenigstens nichts an ihm verdorben. Seine *große Symphonie* schien mir zwar nicht leer, doch war das wenige Gute darin gar zu sehr verdünnt,- oder vielmehr, es wurde schnell aus jedem abgespielten Teile der Musik in den kommenden gebracht, so daß mir dabei die gebratene Gans einfiel, womit man einmal den Kaiser Alexander zum besten gehabt. Dieser reiste einmal durch einen entfernten, unkultivierten Teil seiner Staaten. In einem Dorfe stieg er ab und trat in ein Bauernhaus. Dort fand er eine gebratene Gans auf dem Herde und freute sich sehr darüber; denn das war ein Zeichen von großem Wohlstand. Im nächsten Hause fand er wieder eine gebratene Gans und so im ganzen Dorfe. Es war aber immer die nämliche gebratene Gans, die man schnell, wie der Kaiser fortging, aus einem Hause

in das andere gebracht. Hillers *Klavierspiel* schien mir mittelmäßig. Das von ihm komponierte *Klavierkonzert* kam mir artig vor. Eine *Ouvertüre* zu Goethes Faust zeigte gar keinen Charakter, und hätte ich nicht die bekannten Teufelsposaunen wieder darin gefunden, hätte ich gar nicht ahnden können, was die Ouvertüre eigentlich wolle. Er spielt auch ein Doppelkonzert mit Kalkbrenner, von diesem komponiert. Welch ein unsicheres Urteil ich über musikalisches Spiel habe, erfuhr ich bei dieser Gelegenheit. Hiller hatte das zweite Klavier, und da merkte ich fast gar nicht, daß er schlechter spiele als Kalkbrenner; nur schwächer schien er zu spielen, aber ganz das Echo des andern zu sein. Kalkbrenner hat eine Art Glasglockentöne, die sehr gefallen. Ist das aber die richtige Anwendung des Klaviers? Ist es nicht ein angenehmer Mißbrauch? Kalkbrenners Komposition schien mir nicht ausgezeichnet zu sein. Von dem, was ich Ihnen hier über das Konzert mitgeteilt, dürfen Sie *mit keinem Menschen sprechen*. Hillers Eltern könnten es erfahren und sich um so mehr darüber betrüben, weil sie vielleicht fürchten, ich möchte mein Urteil einmal drucken lassen. Sie können sich denken, daß mir so etwas nie in den Sinn kommen wird. Im Gegenteile, ich habe den Hiller aufgefordert, er solle mir von einem seiner Freunde, der Musikkenner ist, eine Kritik zustellen lassen, diese wolle ich umschmelzen, in meinen Brief an Sie aufnehmen und Sie veranlassen, dieses Urteil als das meinige in eine Frankfurter Zeitung abdrucken zu lassen. Auf jeden Fall, wenn die Rede darauf kömmt, sagen Sie jedermann, ich hätte Hiller gelobt. Übrigens kann er zufrieden sein. Das Konzert war ziemlich besucht, und an lautem Beifalle fehlte es nicht. Alle öffentlichen Blätter loben Spiel und Komposition. Vielleicht war es auch manchen unter den Kritikern ganz ernst damit. Denn auch dem strengsten Urteile kann es nicht entgehen, daß Hillers Komposition

sich über französische Flachheit erhoben. Auch ist er ganz glücklich und wie berauscht von dem allgemeinen Beifalle. So etwas schmerzt mich mehr, als es mich rührt. Das dumme Ding, die *Ehre*, das jedes Lebensglück versüßt und schön färbt wie Schwefel den Wein, aber ihn verdirbt, ja vergiftet. Meyer-Beer ist schon gar nicht mehr zufrieden mit dem Lorbeerkranze, den ihm der Teufel auf den Kopf gesetzt; eine ganze Lauberhütte hat er sich von Lorbeerzweigen decken lassen. Die hiesigen Journale enthalten jetzt seine vollständige musikalische Biographie, von seiner Lehrjungenzeit bis zu seiner jetzigen Meisterschaft, von Darmstadt bis Paris. Giacomo Meyerbeer läßt er sich nennen, Giacomo heißt Jakob, und Jakob heißt *Jikef*. Eigentlich heißt er *Jikef Meyer Beer*. Das Meyer Beer wurde zusammengezogen (ein Jud für zwei ist schon Profit) und aus Jikef wurde Giacomo gemacht. Jetzt ist er entmuhlt [?]. Taufen dürfen sie sich nicht lassen, das hat der Vater durch sein Testament ganz unmöglich gemacht. Das ist der Wurm, der an ihrem Glücke nagt. Bei Gelegenheit der Biographie des Giacomo sind auf den Bruder Michel auch einige Lorbeerblätter gefallen. In einer Note heißt es von ihm: „Michelbeer, poète dramatique très connu en Allemagne et auteur d'une tragédie célèbre, intitulée: *Le Paria*."
Heine saß in Hillers Konzert neben mir. Der ist so unwissend in Musik, daß er die 4 Teile der großen Symphonie für ganz verschiedene Stücke hielt und ihnen die Nummern des Konzertzettels beilegte, wie sie da aufeinander folgen. So nahm er den 2ten Teil der Symphonie für das angekündigte Alt-Solo; den 3ten Teil für ein Violoncello-Solo und den 4ten für die Ouvertüre zum Faust! Da er sich sehr langweilte, war er sehr froh, daß alles so schnell ging, und ward wie vom Blitz gerührt, als er von mir erfuhr, daß erst Nr. 1 vorbei sei, wo er dachte, schon 4 Nummern wären ausgestanden.

Von meinen Briefen s. III/61/387 f. bis: *bewirten.* – S. 387 nach: *témérité personnifiée* folgt im O: *et certainement personne n'a encore eu le courage de dire la vérité d'une manière aussi ferme et tranchante aux princes et aux peuples de l'Allemagne.* – Nach: *der Temps nennt mich* folgt im O: *Monsieur Boerner und.* – *in alle ministerielle und aristokratische* im O recte: *in alle ministeriellen und aristokratischen.* – *in eurer Narrenjacke* im O: *in euerm Sternenglanze.* – S. 388 *mürben Brezeln/mürben* erst im ED. –

Als ich dem Heine erzählte, der Artikel aus der *Börsenhalle* stünde auch in der Frankfurter Postzeitung, war er wie erstarrt vor Erstaunen und Schrecken. Er sagte, das sei nicht möglich, daß Rousseau etwas habe drucken lassen, worin er, Heine, beleidigt wäre, denn er kenne ihn seit zwölf Jahren. Auf jeden Fall wären die Stellen, die ihn beträfen, gewiß im Artikel weggeblieben. Lesen Sie ihn doch in der Postzeitung und schreiben Sie mir, ob sich das wirklich so verhält. Wenn der Heine nur halb ein solcher Schuft ist, als er freiwillig bekennt, dann hat er schon fünf Galgen und zehen Orden verdient. Schon zwanzigmal gestand er mir, und das ganz ohne Not, dem Argwohn zuvorkommend: er ließe sich gewinnen, bestechen; und als ich ihm bemerkte: er würde aber dann seinen Wert als Schriftsteller verlieren, erwiderte er: keineswegs, denn er würde gegen seine Überzeugung ganz so gut schreiben als mit ihr. Und glauben Sie nicht, daß das Scherz sei; es beweist mir, daß Heine schon *ist*, was werden zu können er nicht leugnet. Daß er offen und freiwillig von seiner Verdorbenheit spricht, beweist nichts gegen den Ernst; das ist die alte bekannte List, durch Selbstanklagen der Überraschung seiner eigenen Vorwürfe und der anderer keck in den Weg zu treten. Es sind Ausfälle aus der Festung des Gewissens, um die Belagerung zurückzudrängen.

Der *Pixis* ist hier kürzlich angekommen mit seiner Lichtenthaler Primadonna. Sie wohnt bei ihm. Das

Mädchen hat aber ein Bonne, die, wie er allen Leuten erzählt, des Nachts bei ihr schliefe. Samstag bei [Name unkenntl., wahrscheinl. *Valentin*] klagte er mir bitter über die Pedanterie und Prüderie der hiesigen deutschen Familien. Keine wollte das Mädchen zu sich einladen. Als ich ihm bemerkte: er brauche ja nur zu erklären, daß das Mädchen seine Braut sei, um der Unfreundlichkeit ein Ende zu machen, erwiderte er: das würde ihm gar nichts helfen. Wie ganz anders betrügen sich die Franzosen dabei. Er habe das Mädchen mit den vornehmsten Standespersonen, unter andern mit der Herzogin von Gaeta [Gaétau?] bekannt gemacht, und diese und deren Töchter gingen wie Freundin und Schwestern mit dem Kinde um und besuchten sie und nähmen ihre Besuche an. Seine Klage und Bitterkeiten waren besonders gegen das Haus [. . .] gerichtet, und ich finde, daß er ganz recht hat. Wenn ein Mann von 44 Jahren (so alt ist Pixis) ein Mädchen von 15 Jahren zu sich nimmt, um sie zu erziehen, dabei das Mädchen unter weiblicher Aufsicht steht – ist es doch die größte Lächerlichkeit, darin etwas Unanständiges finden. Wäre es denn gewissenhafter von ihm gehandelt, wenn er das unerfahrene Kind in dieser verderbten Hauptstadt sich allein überließe? Oder ist zu erwarten, daß ein Mann von so reifen Jahren, der vor seinem Blute sicher ist, sich selbst so nahetreten sollte, daß er seine künftige Frau verführte und ihr selbst den Weg der Sittenlosigkeit zeigte. Diese [. . .] haben leicht tugendhaft sein; ihre Unliebenswürdigkeit und Häßlichkeit schützen sie gegen jede Versuchung. Ich habe mich sehr darüber geärgert. Der Pixis hat mir eine schöne Beschreibung von Baden gemacht, und wie traurig verflossenen Herbst und Winteranfang dort das Leben gewesen. Keine einzige Seele sei mehr dort gewesen außer Raupach und Robert. Der Kurfürst von Hessen habe es gar verdorben; denn gleich auf die Nachricht, daß er

hinkäme, habe der großherzogliche Hof sich von Baden geflüchtet und es gar öde gemacht. Wenn wir dort geblieben wären? Sie hatten die größte Lust dazu.

Heines Aufsatz im *Morgenblatte* über die Pariser Gemäldeausstellung enthält doch wunderschöne Sachen. Ich habe Ihnen zwar früher mit Geringschätzung davon gesprochen; aber damals hatte ich nur den Anfang und zerstreut und mit Unlust gelesen; denn unter Menschen in einer Lesegesellschaft kann ich mich nie zu gehöriger Aufmerksamkeit stimmen. Seitdem hatte ich aber die Blätter im Hause und habe eine bessere Meinung davon bekommen. Die Kunstseite der beurteilten Gemälde ist natürlich am wenigsten berührt, denn dafür hatte er kein Interesse, weil er davon keine Kenntnisse hat. Die Gemälde sind bloß benutzt, deren historische Stoffe historisch zu besprechen. Es ist dieses eine sehr gefällige Art, sich über Geschichte und geschichtliche Personen zu äußern. Neulich fiel mir ein altes Buch der Frau von Genlis in die Hände, betitelt: Les Tableaux de Monsieur de ... (ich habe den Namen vergessen). Sie hatte ebenfalls eine Galerie historischer Gemälde benutzt, die dargestellten merkwürdigen Geschichten und Personen biographisch und poetisch zu behandeln. Eine solche Gelegenheit, mich auszusprechen, würde ich vielleicht selbst benutzen. Es ist eine leichte und angenehme Art, Geschichte zu lernen und zu lehren. Schade ist es um Heine, daß seine schönste dichterische Begeisterung ihm aus dem Tranke sinnlicher Liebe kömmt, und ich habe ihm das gestern selbst gesagt. Zehen Jahre reifern Alters werden ihm viel von seinem Werte nehmen. Zwar sind Heines erotische Poesien mehr Eingebungen einer nach- und vorschwelgenden Phantasie als eines gegenwärtigen Genusses, mehr Papiergeld als bare Münze der Liebe; aber mit den reifern Jahren verliert man zugleich mit dem Kredit auch die Kraft zu heucheln, und dann wird

Heines poetischer Strom seichter und niedriger fließen. Mir fiel das ein bei seinen Betrachtungen, die er über ein Gemälde von Judith und Holofernes macht und die er mit den Worten endigt: „Ihr Götter, soll ich sterben, laßt mich wie Holofernes endigen."

Freitag den 9. Dez. Diesen Morgen erwachte ich mit dem frohen Gedanken, daß ich heute einen Brief bekomme, und weil es auch in meinem Zimmer nicht rauchte, wollte ich diese beiden schönen Ereignisse festlich begehen und ließ mir (zum ersten Male seit Baden) Kaffee zum Frühstück bringen. Wenn ich aber keinen Brief erhalte? (Nur noch eine Viertelstunde kann ich hoffen). Nun, da mag der Kamin nur immer zu rauchen anfangen, weinen täte ich doch. — Ich werde nicht weinen, es wird nicht rauchen; da ist der Brief.

Ich kann Sie versichern s. III/61/388 f. bis: *den Häring schikken Sie mir.* – S. 388 *an der einen Lust* im O recte: *an der reinen Lust.* – *betäubten Manne geschrieben* im O: *betäubten Manne frohlockend geschrieben.* – *so dumm und flach* im O: *so dumm, klein und flach.* – S. 389 *schon viel profitiert* im O: *etwas profitiert.* – Nach: *schicken Sie mir* folgt im O: *sous-bande.* – →

Sie dürfen aber nicht versäumen, ihn zu frankieren. Denn wenn er unfrankiert hier ankäme, müßte ich ihn nach dem Gewichte wie einen Brief bezahlen. Wenn Sie vielleicht jemand fänden, der mit dem Heller (Redakteur des *Deutschen Journals*) spräche, ich glaube, der würde mir gern die Gefälligkeit erweisen, Ihnen alle gebrauchte Blätter für mich mitzuteilen, worin etwas gegen mich enthalten und die Sie mir dann schicken könnten. Zu diesem Zwecke teile ich Ihnen noch einmal das Verzeichnis der deutschen Blätter mit, die ich hier lese, deren Sendung also überflüssig wäre. *Hamburger Korrespondent*; *Börsenhalle* (aber ohne literarische Beilage); *Journal de Francfort*; *Leipziger* (politische) *Zeitung*; *Morgen-* und *Literaturblatt*; *Nürnberger Zeitung*; *Münchner Z.*;

Tribüne; *Allgemeine Zeitung*; *Berner Z.*; *Bremer Z.*; *Oesterr. Beobachter*; *Preußische Staatszeitung*. Wenn Sie nun auch einen Artikel lesen, der *nicht* in genannten Blättern steht, müssen Sie doch darauf achten, ob er *original* oder aus einem jener Blätter genommen ist, in welchem Falle die Absendung überflüssig ist.

Der Artikel im *Morgenblatte* ist nicht von Menzel. Es ist sein Stil nicht. Auch hat mir Heine den Verfasser genannt, ich habe aber den Namen vergessen. Den Schluß der Rezension habe ich noch nicht gelesen. Es kam mir komisch vor, wie sich der gute Mensch dreht und windet und sich und mich selbst klein macht, um mich durch die Zensur zu schmuggeln. Wie er die *Dame Zensur* karessiert! Hätten jene Menschen nur etwas Scham, solche Schmeicheleien müßten sie mehr beleidigen als alle Grobheiten. Als ich den Artikel in der Börsenhalle gelesen, fiel mir auf, daß dessen Verfasser Auszüge der Briefe mitgeteilt, die mit seiner feindlichen Gesinnung gar nicht in Einklang stehen – Auszüge, die ihm schienen wohlgefallen zu haben; und da kam ich auf den Gedanken, daß er nur auf mich geschimpft, um jene Stellen durch die Zensur zu bringen. Indessen äußerte ich das hier gegen niemand. Nun sagte mir neulich der Depping, der den Artikel gelesen, das wäre die Art in Deutschland, auf liberale Schriftsteller zu schimpfen, um ungehindert Stellen aus ihren Schriften drucken lassen zu können. Ein anderer bemerkt mir das nämliche. Zu gleicher Zeit hörte ich, daß jener Herr Wurm in Hamburg ein junger Mann von vielen Talenten sei und daß er sich früher als wütender Demagog ausgezeichnet. So mag es denn wirklich sein, daß es die *Börsenhalle* gut gemeint. Ist das so, dann bewundere ich den Herrn Wurm als einen seltenen Schauspieler, der seinen berühmten Namensvetter noch übertrifft. Er schimpft so natürlich, daß keiner erraten würde, daß alles nur Kunst sei.

Die Briefe sind gestern bei einem hiesigen Buchhändler angekommen; die meinen aber habe ich noch nicht erhalten. Ein Deutscher hier, der sie gelesen, bewundert am meisten den Stil; er sagt, so gut hätte ich früher nie geschrieben. Es wäre doch sonderbar, wenn das, was ich ohne Überlegung, so schnell als nur die Feder sich bewegt, geschrieben, wirklich besser sein sollte, als was ich früher mit großer Anstrengung ausgearbeitet. Dann hätte ich ja zu meinem Nachteile lange mein eigentliches Talent verkannt.

Der *Mufti* in Hamburg soll nicht eine bestimmte Person bezeichnen. Campe schrieb mir: Meyers Pamphlet sei par ordre de Mufti geschrieben worden. Das ist in Deutschland eine sprichwörtliche Redensart und heißt nichts anderes als auf höhere unbekannte Anregung.

Die schönen Frankfurter Bürgermädchen s. III/61/389 bis: *immer hören. – ersetzt mich ihnen* im O: *ersetzt mich wohl. –*

Der reiche Kaufmann, der im Gelehrtenverein für mich das Wort geführt, wird wohl der Weinhändler Hinkel sein. Der zeigte sich mir immer zugetan, und ich kenne auch sonst keinen reichen Kaufmann, der Mitglied des Vereins wäre.

Aus meinem vorigen Briefe werden Sie ersehen haben, daß ich gleichzeitig mit Ihnen auf den Gedanken gekommen, für meine Briefe mich einer andern Adresse zu bedienen. Und in diesem Falle würde ich mich natürlich auch Conrads Schrift bedienen. Das wäre aber nur für den Fall der Not, wenn ich Ihnen wirklich ein Geheimnis mitzuteilen hätte oder befürchten müßte, daß man einen Brief unterschlägt. In gewöhnlichen Fällen, wäre es ganz überflüssig. Denn wenn auch wirklich die Briefe geöffnet würden, sobald man sie nur nicht zurückhält, was läge daran? – Wegen des Schreibens ist mir lieber, Sie binden sich an keinen bestimmten Tag, da ja meine Briefe auch unbestimmt ankommen. Schreiben Sie vor

oder nach Ankunft der meinigen, wie es Ihnen beliebt, nur so oft als möglich. – Ich wünsche Glück zu Ihrer neuen Wohnung. Hätten Sie mir es früher gesagt, würde ich für eine Haussteuer gesorgt haben. Jetzt sind Sie mein *Rifkecher*. Wer sind denn die übrigen Hausbewohner? –

Steht denn unter meinem neuen Bilde ein Faksimile und welches? Ich hatte ihm geschrieben: „Und Gott sprach, es werde Licht"; dazu sollte er mir den *Moniteur* vom 26. Juli in die Hand geben. Ist das geschehen? Oppenheimer hat ja dem Hiller geschrieben, daß es ihm nicht gefiele. – Heine ist ein Narr mit seinem Rembrandt. Rembrandtischs hat er nun grade am wenigsten. Sein Äußeres wie sein Inneres, seine Natur und seine Kunst, sind ganz pastellfarbig-*blumenstaubig* – es mit verdientem Lobe auszusprechen. Weder Öl noch Finsternis in ihm.

Haben Sie wirklich meine Briefe für 1000 Gulden verkauft? Das sollten Sie mir doch nicht verheimlichen. Es gebührt mir dann billig die Hälfte davon. Über Ihre Klagen, daß ich Sie in Baden zugrundegerichtet, muß ich lachen. Wieviel haben Sie denn mehr gebraucht, als wenn Sie Ihrem Willen gefolgt wären? Keine 50 Gulden. Sie sind ein Schelm und stellen sich arm an. Sie wären die erste Haushälterin, die es bei einem reichen Herrn nicht [Wort unkenntl., wahrscheinl.: *zu etwas*] gebracht.

Wie zum Teufel kamen denn die Leute darauf, daß ich in Paris arretiert gewesen? Das war wohl auch nur Judengeschwätz. – Auf den Tabak freue ich mich sehr, nicht wegen des Tabaks, sondern weil er aus den schönen Händen meines Rifkeche kömmt.

Die Affenkultur s. III/61/389 f. bis: *Verstand genug dazu.* –

Haben Sie denn schon mit der Abschrift meiner Briefe angefangen? Es ist ja Ihr eigenes Interesse. Wer soll denn im nächsten Sommer Ihren Salon bezahlen?

Seit einigen Tagen erscheinen drei neuen Zeitungen: *Le François*, *Le Mouvement* und *L'Opinion*; alle drei feindlich gegen das Ministerium. L'Opinion erscheint in einer neuen Form, nämlich zweimal des Tages, morgens und abends. Es ist also kein Tagesblatt, sondern ein Vormittag- und ein Nachmittagsblatt. Da jedes für sich nur halb so groß ist als die gewöhnlichen Blätter, ist der Preis für beide nicht höher als der der andern, und man hat den Vorteil, die Neuigkeiten des Tages noch am nämlichen Abende zu erfahren.

Samstag 10. Dez. [einige Worte unkenntl. gem., wahrscheinl.: *Gut Schabbes, Rifkeche*]. Ich werde bald und plötzlich schließen, und ich sage es Ihnen vorher, damit ich mein Hurra spare. – Von der *Revue Germanique*, von welcher Sie ein Heft, worin Übersetzungen aus meinen Schriften enthalten, in Baden gelesen, habe ich ein anderes Heft mit fernern Auszügen erhalten. Es sind von meinen Pariser Skizzen darin mitgeteilt. Alles ganz vortrefflich übersetzt. Ich hätte nie gedacht, daß man das im Französischen so treu wiedergeben könnte. Wenn einmal jemand von hier nach Frankfurt reist, werde ich ihm beide Hefte für Sie mitgeben.
Campe hat vor einigen Tagen an Heine geschrieben, es wären unterdessen wieder fünf bis 6 neue Artikel gegen mich in Hamburg erschienen. Hätte ich sie nur schon! – Adieu, teuere Galgenhälfte.

B.

374.

Nr. 18
ad 16 *Paris, den 14. Dez. 1831*
Mittwoch

Gestern hat sich Mauguin s. III/63/390–400 bis: *gesunden*. – S. 390 *vergaß sich auch* im O: *vergaß sich nicht*. – *wird oft*

eine Komödie im O: *wird eine Komödie.* – *ich vermute sehr* im O: *ich zweifle nicht daran.* – *eine gute Kugel* im O: *meine gute Kugel.* – S. 391 *der entschlossenen Hand* im O: *der entschlossenen Kühnheit.* – *Bedenklichkeit nachschleichen* im O: *Bedenklichkeit herschleichen.* – *daß ich der pastellfarbigen* im O: *daß ich endlich der pastellfarbigen.* – S. 392 *Geduld* im O: *O Geduld.* – Nach: *himmlische Geduld* folgt im O: *habe Geduld mit mir, leihe mir noch mehr Geduld, eines Tages bezahle ich alles.* – S. 393 *Meine Herrn, der Deutsche / Meine Herrn* erst im ED. – S. 394 *Gott oder der Teufel / oder der Teufel* erst im ED. – *bleibt gerade so viel / gerade* erst im ED. – S. 395 *waren Angeschuldigte* im O recte: *waren Angeschuldigter.* – *und schon in Fäulnis übergegangen* erst im ED. – *sechsunddreißig regierende Herzen* im O: *neununddreißig Herzen.* – *plumpe* im O: *falle.* – S. 396 *verschmähen jetzt / jetzt* erst im ED. – *zu Ekel wird* im O: *zum Ekel wird.* – S. 396 f. anstelle: *christlicher Adel .... Jerusalems* hat O nur: *in jeder Residenz ist die Faubourg St. Germain eine Vorstadt Jerusalems.* – S. 397 *zu brüderlicher Gesellschaft* im O: *zu brüderlicher Geselligkeit.* – *ihre Völkchen und die törichten Völker* im O recte: *ihre Völker und der törichten Völker.* – *der junge Mann* im O: *der junge Mensch.* – *war ihm zuwider* im O: *war ihm pur zuwider.* – S. 398 nach: *des peuples!* folgt im O: *Ich rückte etwas von meinem deutschen Philosophen ab und näherte mich meinem unphilosophischen französischen Nachbarn.* – *hier ankommen würde* im O recte: *hier ankommen würden.* – *** im O: *Donndorf.* – *und schwieg* erst im ED. – *Und mir war ... und ich hätte* im O: *Und doch war mir .... und doch hätte ich.* – S. 399 *Hermann dem Cherusker* im O: *Hermann dem Etrusker* [!]. – *eine gute Art* im O recte: *eine zarte Art.* – S. 400 *Mordversuch stattgefunden* im O recte: *Mordversuch stattgefunden haben.*

Donnerstag d. 15. Dez. Heute bin ich gar nicht mit Ihnen zufrieden. Es war ein Brieftag, und Sie haben ihn versäumt. Ich hoffe, daß es morgen besser geht.

Ihr Neffe Stern sagte mir vor einigen Tagen, man habe ihm von Frankfurt geschrieben, *er* käme in meinem Buche vor. Ich weiß nicht, was der Mensch will. Ich habe

doch erst vor wenigen Tagen die Briefe gelesen, und ich habe darin nichts gefunden, das auf ihn bezogen werden könnte. – Meine Freiexemplare habe ich immer noch nicht erhalten und Sie die Ihrigen vielleicht auch nicht. Es ist ganz infam von Campe.

Ich erinnere Sie noch einmal daran und bestehe ernstlich darauf, daß Sie das Polizeigeld dazu verwenden, das vergangene und künftige Porto meiner Briefe damit zu bestreiten. Wie sieht es denn mit der Abschrift aus? Ist schon der Anfang damit gemacht?

Heine war eben bei mir, nachdem er heute die Briefe gelesen. Er ist ganz außer sich vor Entzücken. Er sagt, es wäre besser als alles, was ich früher geschrieben, und der Stil wäre unvergleichlich. Daß ich ihn einige Male so sehr gelobt, mag freilich sein Urteil etwas exaltiert haben. Heine ist zugleich der eitelste und der feigste Mensch von der Welt. Meine Briefe werden auf seine künftige politische Schriftstellerei einen sehr schädlichen Einfluß haben. Furchtsam wie er ist, wird er künftig nicht den Mut haben, selbst mit seiner frühern gemäßigteren Kraft zu schreiben. Das sagt er selbst, nicht in meiner Gegenwart, aber es wurde mir wiedererzählt, und daß er dabei über meinen Übermut sich sehr tadelnd ausgelassen. Mit diesem Grunde seiner künftigen Mäßigung täuscht er andere, vielleicht sich selbst. Der Hauptgrund ist die Eitelkeit. Sich weder die Kraft noch den Mut zutrauend, mit mir in der Politik an Tapferkeit zu wetteifern, wird er freiwillig unter sich selbst herabsinken, nur um sich von mir zu entfernen und nicht mit mir verglichen werden zu können. Er gefällt mir alle Tage weniger, ob er mich zwar sehr hoch stellt und sein Urteil, als das eines Kenners, mir sehr schmeichelhaft sein muß. Er ist ein Lümpchen, hat keine und hält auf keine Ehre. Die Partei der Liberalen ist aber noch so schwach in Deutschland, daß nur die strengste Rechtlichkeit ihr Gewicht geben kann.

Wie alle furchtsame Menschen hat auch Heine ein Grauen vor dem Volk, und er kann sich gar nicht darin finden, wie ich dem *Pöbel* so zugetan sei, ihn so warm verteidigen mag. Ich habe ihm erst heute gesagt: laßt uns unsere künftige Herren ehren.
Meyer-Beer hat seine Partitur an Schlesinger für 21000 fr. verkauft. Im nächsten Frühling will er nach England gehen, seinen Ruhm auch über die See zu führen. Die Oper wird fast täglich gegeben und hat dauerhaften Beifall.

Freitag 16. Dez.

Was ist denn das s. III/62/400 f. bis: *weist er zurück.* – S. 400 *durch **** im O: *durch Strauss.* – Nach: *Wahrheit gemäß* folgt im O: *Aber tun Sie es nicht selbst, Ihre drei kleinen Seiten können Sie zu etwas Besserem gebrauchen.* – S. 401 *an die Sünder kettet* im O recte: *an die Sünde kettet.* – *Freiheit geschworen* im O: *Freiheit geleistet.* – →

... Und ich werde doch recht behalten, ob Sie mir es zwar abgesprochen, daß alles darauf angelegt ist, in Frankfurt Unruhen zu erregen, um einen Vorwand zu haben, es mit dem Mainzer Überfluß zu überschwemmen.
Ich will Sie doch darauf aufmerksam machen, daß, wenn Sie die Freiexemplare meines Buches erhalten und sie an die bestimmten Personen herumschicken, Sie dem Träger empfehlen, die Bücher in der Tasche oder wenigstens eingepackt zu tragen, daß man auf der Straße den Titel nicht sehe. Unsere dumme spitzbübische Polizei wäre wahrhaftig imstande, den Leuten das verbotene Buch unter den Armen wegzunehmen. Vorsicht kann nichts schaden. Denken Sie daran.
Eben erhalte ich Ihr schönes Quadrat von Brief. So ist es recht. Aber ich möchte auch einmal das 5te Rad am Wagen sehen. Auf mehrere Punkte Ihres Briefes einzugehen, muß ich auf mein nächstes verschieben. Ich er-

warte einen, der mich zu *Lelewel* führen will. Das ist der berühmte Pole, einer der Hauptstifter der Revolution. Adieu.

B.

375.

Nr. 19
ad 17 *Paris, Samstag, d. 17. Dez. 1831*

Meine Briefe s. III/63/401 bis: *vergüten.*

Gestern war, zum ersten Mal seit er meine Briefe gelesen, der tragische Beer bei mir. Sie können sich vorstellen, daß der Poet, als beschränkter Kopf, als engherziger Jude, als reicher Mann, als Stockministerieller, als zitterndes Schaf vor meiner Wolfskritik, das jeden Augenblick fürchtet, verschlungen zu werden, besonders aber als neidischer Schriftsteller mir im Herzen sehr feindlich gesinnt ist. Auch erfahre ich es von andern, mit welcher Wut er gegen meine Briefe loszieht. Doch mir gegenüber zwang er sich zur Mäßigung und brachte seinen Tadel nur behutsam vor. Der Heine ist durchaus nicht besser als Beer; er hat freilich mehr Geist, aber sein Herz ist ganz so eng, ganz so dürre, ganz so eingeschrumpft und kleinlich selbstsüchtig als Beers. Von der öffentlichen Meinung, von ihrer Würde, von der Art, auf sie zu wirken, von der Weise, wie diese zurückwirkt, haben beide keine Vorstellung. Einen Streit zwischen Welten möchten sie geführt sehen wie ein Prozeß um eine Erbschaft: pfiffig, rabulistisch, schikanös, jesuitisch. Von einer Persönlichkeit, die sich aufopfert der allgemeinen Sache, haben sie keine Vorstellung und noch weniger von einer Persönlichkeit, die sich ganz vergißt und gar nicht daran denkt, daß sie ein Opfer bringt. Was ich gelobt, was ich getadelt, das leiten sie alle aus persönlichen Neigungen und Abneigungen ab, und dann rechten sie mit ihnen und verurteilen meinen schlechten Geschmack.

Daß ich den Saphir „als einen geistreichen Mann hingestellt“ (was ich doch übrigens weder gewollt noch getan), können sie mir gar nicht verzeihen. Von so einem miserablen Menschen dürfe man gar nicht öffentlich sprechen. Er, Heine, sei mit Witt-Döring umgegangen, wie er recht gut wisse, der größte Schuft unter der Sonne, es sei sein bester Freund, aber um keinen Preis würde er seinen Namen drucken lassen und verraten, daß er ihn kenne. Heine ist ein geborener Aristokrat, ein geschworener Feind jedes öffentlichen Lebens. Er ist zu feige, sich ihm auszusetzen, zu kränklich, es zu ertragen. Ein Volk macht ihm seekrank, sein Sturm jagt ihm Todesangst ein. Er ist ein niedriger verächtlicher Sklave, der an seinen eigenen Nerven gekettet liegt, Fesseln der wunderlichsten Art, die um so stärker binden, je schwächer sie sind. In einer Revolution könnte Heine einen Robespierre machen, *einen halben Tag*; den starken Mann der Freiheit keine Stunde. Was aber meinen tragischen Michel betrifft, so mag er sich die größte Mühe geben; es gelingt ihm nie, mich zu langweilen und zu ärgern. Könnte ich nur öfters mit ihm zusammensein; es sind meine angenehmsten Stunden in Paris. So ein Hanswurst gibt es nicht mehr, und er hat gar keine Ahndung davon, daß er einer sei. Nach seiner Meinung hat Gott bloß die Welt geschaffen, um ihm „*Stoffe*“ zu Tragödien zu geben, und wenn er, blind und dumm, nichts sieht und nichts findet, nennt er Gott einen Stümper und seine Schöpfung eine Pfuscherei. Ich meine es ganz wörtlich, wie ich es gesagt; denn wenn Beer in Paris keinen *Stoff* findet, welches doch eine Welt ist, ja mehr als die Welt, weil dort in einem beschränkten Raume zusammen gehäuft, was die weite Welt nur spärlich zerstreut darbietet — wo will er denn sonst noch welchen suchen? Gestern sagte er mir: „ich reise bald nach dem südlichen Frankreich, was soll ich länger hier tun? Ich habe in Paris gar nichts mehr, ich

habe nicht einen einzigen *Stoff*.“ O könnte ich Lustspiele schreiben, zu tausend Akten gäbe mir dieser Stoff-Narr Stoff! Als ich ihm sagte, ich reiste auch im Frühjahr nach dem südlichen Frankreich, wollte er durchaus haben, ich sollte Gesellschaft mit ihm machen. Ich würde mich aber wohl hüten, auch wenn es mir sonst noch nicht zu früh wäre. Stellen Sie sich vor, er hat den rasenden Vorsatz, seine Reisebriefe (die er, versteht sich, will drucken lassen) an mich zu richten, damit sie recht lebendig werden. Ich hoffe, er führt ihn nicht aus.
Wegen des künftigen Drucks meiner neuen Briefe bin ich in großer Verlegenheit. Ich gestehe es Ihnen, daß mir das viele Sorge macht, doch suche ich es mir so viel als möglich aus dem Kopf zu schlagen. Nachdem ich mich jetzt überzeugt, welche ungeheuere Wirkung diese Briefe machen und ferner machen würden, liegt mir alles daran, daß sie erscheinen im Frühling. Wie aber dieses ausführen? Kein Buchhändler wird es wagen, sie zu drucken. Und jetzt kömmt noch die Rücksicht des Geldes dazu. Ich möchte sie gern gut bezahlt haben, ich will nicht zum zweiten Male mich prellen lassen. Auch ist mir Geld nötig. Das, was ich jetzt habe, reicht bis zu Ende Mai. Von dem, was ich dann einnehme, kann ich mich höchstens noch ein paar Monate weiter schleichen; dann aber bin ich auf dem Trocknen. Und was weiter anfangen, zumal, wenn es wirklich bedenklich für mich wäre, nach Deutschland zu gehen, mich in die Höhle des beleidigten Tigers zu wagen? Ich muß durchaus zu verdienen suchen. Der Druck auf eigene Kosten und Subskribenten-Sammlungen hat zwar Schwierigkeiten, die aber zu überwinden wären, und ich glaube, auf guten Erfolg rechnen zu können. Wenn ich 1500 Abonnenten zusammenbrächte (2 Bände wieder zu 6 fl. [?]) würde ich nach Abzug aller Kosten 6000 fl. Profit haben. Und warum wäre das nicht auszuführen? Ich habe Ihnen ja früher darüber schon

geschrieben. Könnte z. B. Bernhard nicht an jemand nach Augsburg und München den Auftrag geben, Subskriptionen zu sammeln? So andere an andern Orten. Mit Frankfurt wird es die meisten Schwierigkeiten haben; denn ob ich zwar überzeugt bin, daß alle meine tobenden Feinde dort es doch kaufen würden, sobald es [er]schienen, zweifle ich doch, daß sie sich darauf abonnierten. Reden Sie doch mit dem Strauss darüber. Es würden sich doch Leute finden, die eine Subskriptionsliste unterzeichneten. Die Liste dürfte aber nicht öffentlich aufgelegt werden, sondern müßte still von Hand zu Hand gehen. Einen sichern Druckort in Deutschland habe ich schon gefunden, den ich aber geheimhalte, auch Ihnen selbst. Sie mögen immer gelegentlich auch mit dem Dr. Goldschmidt von der Sache sprechen. *Jetzt* soll aber die Subskriptionsliste noch nicht aufgelegt werden. Ich werde erst in die Zeitungen eine kurze Anzeige setzen lassen und dann Modelle zu Subskriptionslisten verfertigen, die man in Bockenheim drucken lassen kann. Sie müssen sich aber auch mit der Abschrift nicht bedenken. Es alles bis auf das Frühjahr zusammenkommen zu lassen, ist nicht rätlich. Ich wünschte, daß Sie schon einen Teil der Abschriften fertig hätten und dann die Gelegenheit eines Reisenden benutzten, sie mir zu senden. Besonders die ersten Briefe von Nr. 1 bis 9, die wieder, wie der Anfang im vorigen Winter, ohne Vorsatz der Bekanntmachung geschrieben, möchte ich bald haben, weil sie ganz umgearbeitet werden müssen. Wegen der Frankfurter Subskription könnte ich auch z. B. an Freieisen [?] u. solche Leute schreiben, von welchen ich weiß, daß sie sich für mich interessieren, und sie um ihre Mitwirkung ansprechen. Strauss müßte diese Briefe jenen Personen überbringen und hören, was sie sagen, was sie raten. Antworten Sie mir nach gewonnener Überlegung auf alle diese Punkte. — [— — —].
Den Brüsseler *Indépendant* bekomme ich hier nicht zu

sehen. Da Sie meinen, ich könnte den Verfasser des Artikels erraten, vermute ich, daß es Str. war, der den Aufsatz geschrieben.

Die Pariser Briefe hat der Buchhändler s. III/63/401 f. bis: *befreit.* – S. 402 *würde ich hintertreiben .... stünde* im O: *werde ich zu hintertreiben suchen.* –

Ich freue mich sehr, daß Dr. Goldschmidt so entzückt ist von meinem Buche. Indessen, sooft ein anderer mit Ihnen spricht, der auch entzückt ist, vergessen Sie nicht, daß dieses eine List sein kann, Sie zu Vertraulichkeiten zu verleiten und Ihnen Geheimnisse abzulocken, von denen man vielleicht glaubt, daß ich sie Ihnen mitgeteilt. Also Vorsicht, Treue, Verschwiegenheit, und *denke daran, Schwester Judith, daß Gift und Dolch den Verräter unseres Bundes treffen!* [Hier folgt eine Zeile in einer fingierten Geheimschrift.]

– Ebenso vorsichtig seien Sie gegen jeden, der gegen meine Schrift loszieht, (wie wenn etwa [...] zu Ihnen komme) hören Sie alles ruhig an, antworten Sie zu nichts und lachen Sie zu allem.

Ich hätte sehr gern, Sie suchten einmal den Dr. Döring zu sprechen. Der wird wütend sein! Lassen Sie sich aber nicht aus der Fassung bringen, was er auch sagen mag. Seien Sie ein Satan, ein Diplomat und lächeln Sie zu allem.

Montag d. 19. Dez.

Neulich war ich s. III/63/402–417 bis: *Ihren letzten erhalten.* – S. 403 *wie junge Tannen* im O: *dick wie junge Tannen.* – S. 404 *recht freundlich* im O: *recht freundschaftlich.* – *nur Jahre einer andern* im O: *nur die Jahre einer andern.* – S. 406 *ihre Ehre ihm heilig* im O: *ihre Ehe ihm heilig.* – *Baron Saintval hat immer* im O recte: *Baron Saintval hatte immer.* – S. 408 *Brandstiftung fiel auf ihn* im O: *Brandstiftung fiel mit Grund auf ihn.* S. 409 *Neuvermählten kommen* im O: *Neuvermählten kamen.* – *Der Maire erwiderte* im O recte: *Der Maire erwidert.* –

Vor: *wie sie aus zartem* hat O recte: *er begreife.* – S. 410 *gerät in Verzweiflung* im O: *ist in Verzweiflung.* – S. 411 *in eine dunkle Höhle* im O recte: *in einer dunklen Höhle.* – *es war zum Weinen* im O recte: *es war zu weinen.* – S. 412 *die unermüdete Geduld* im O: *die ermüdende Geduld.* – S. 413 *jenes Zauberbüchleins* im O recte: *jenes Zauberlächlens.* – *deren Mund lächelte* im O recte: *deren Mund leuchtete.* – *Tag in Nacht* im O: *Tag und Nacht.* – *zog ihr jubelnd* im O: *zog ihr jauchzend.* – S. 414 *über ihren Fund* im O: *über ihren Hund.* – S. 416 *die außer den Buden* im O: *die außen vor den Buden.* – →

Wie ganz anders war es noch im vorigen Jahre. Da hatte ich an dem heutigen Tage schon den 34sten Brief erhalten. Also bloß meine Schönheit, meine Jugend waren es, die Sie geliebt, und jetzt, da beide vorüber, bin ich Ihnen nichts mehr. Ich habe berechnet, daß ich heute unmöglich einen Brief bekommen kann, denn er müßte dann am Samstage geschrieben sein, und an Ihrem Sabbat geben Sie jedem Juden das Recht, mein christliches Glück zu stören [. . . . . .].

Also mein Eduard s. III/63/417–419 bis: *fünfseitigen Brief.* – S. 417 Nach: *jünger als ich* folgt im O: *Haben Sie denn auch das verstanden: Eduard, Eduard, warum ist Dein Schwert so rot? Es ist der Anfang einer schönen schottischen Ballade: „Eduard, Eduard, warum ist Dein Schwert so rot? . . . Ich hab' geschlagen meinen Vater tot, ich hab' geschlagen meinen Vater tot.“ Weiß Gott, wie mir das in den Sinn kam; aber es paßt.* – *wieder einmal gerasselt* im O: *wieder einmal gegen mich gerasselt.* – →

Da hätte ich ja endlich auch das fünfte Rad am Wagen gesehen, wonach ich so lange gewünscht; ich bin doch noch nicht so alt, noch nicht so häßlich geworden, als ich dachte. Sie lieben mich wie früher, Sie bieten mir Ihr Geld an. Ich bin ein glücklicher homme entretenu. →

Dann gestört durch einen Brief s. III/63/419–422 bis: *um weniges Geld.* – S. 419 *durch überschickte Zeitungen* im O: *durch Ihre überschickten Zeitungen.* – S. 420 *aber irgendein Diplomat*

im O: *aber der Bundestag.* – *er sich dazu verstehen* im O: *er sich je dazu verstehen.* – S. 421 **** und R***s* im O: *Reinganum.* – Nach: *ist unmöglich* folgt im O: *Was macht denn die Vizepräsidentin Pauline? Ist sie recht stolz geworden. Jetzt hat sie ja nur noch einige Schritte zur Unsterblichkeit.* – *Die Angst für mein Nassauer Geld* im O: *Die Angst vor meinem Nassauer Geld.* –

Ein munteres Wort ist heute nicht nötig; doch es geht gar zu gut – *Hurra!*

376.

Nr. 20
ad 18 *Paris, Samstag, d. 24. Dez. 1831*

Campe hat mir auf den kurzen und groben Brief, den ich ihm neulich geschrieben, sehr freundschaftlich, ja zärtlich sogar, geantwortet. Sie können sich nichts Lächerlichers denken, und was er mir alle sagt, mich zum zweiten Male zu prellen: Ein „Lieber" nach dem andern. Er rechnet mir her, was er *aus* Liebe zu mir alle schon getan. „Die Differenzen, die wir hatten, sind beseitigt, und so steht mein lieber alter Liebling wieder an meiner Seite." So ein Buchhändler hat ganz eine besondere Seele. Er will mir weismachen, der Prozeß, die Konfiskationen, brächten ihm großen Schaden, und es ist gerade das Gegenteil, das alle gereicht zu seinem Vorteile. Auch leuchtet seine Zufriedenheit und seiner Freude über den großen Gewinn, den er bei dem Buche gemacht, trotz seiner Lügen aus jedem Worte hervor. Als Entschädigung für seinen angeblich erlittenen Verlust verlangt er, daß ich ihm die neuen Briefe für 100 Franken den Bogen lasse. Es ist eine meisterhafte Unverschämtheit. Ich antworte ihm gar nicht darauf. Da ich höchstens 40 Bogen fertig bekäme, betrüge das ganze Honorar 4000 fr., und damit soll ich 7 Monate in Paris leben! Es gibt nichts komischer, und

beim Lesen des Briefes brach ich darüber zehen Mal in das herzlichste Lachen aus, [über] die Ansicht, die Campe von mir hat; und das ist immer bezeichnend, denn Campe stellt ein großes Publikum vor. Er meint, die schlechten Rezensionen, die über meine Briefe erschienen, müßten mich unglücklich gemacht, mich ganz niedergeschmettert haben. Damit erklärt und entschuldigt er auch die Härte, mit der ich ihm geschrieben. „Ich schiebe es auf den Unmut, der Sie beschlichen haben möchte; Ihnen kam auf einmal mehr vom lieben Vaterlande, wie Sie erwarteten." Jetzt spricht er mir Mut ein, erzählt von den neuen Anhängern, die er mir verschafft, von den guten Rezensionen, die er mir bestellt. Er arbeitet wie ein Satan, läuft mit tausend Füßen, schreibt mit tausend Händen. Der Komet, der Eremit, die Hebe, die Dorfzeitung, Gott weiß wer noch, werden ihr Kontingent zu meiner Verteidigung schicken; auch Saphir. „Überhaupt werden Sie sehen, ob ich Einfluß habe. Mein Gefühl für Recht und Billigkeit zwingt mich, mit aller Macht tätig zu sein." (Sie! schämen Sie sich. Täten Sie das auch alle, für Ihren *alten Liebling*?) →

Dr. Riesser s. III/64/422 f. bis: *in den Gang gebracht.* – S. 422 *So sind die deutschen Regierungen .... schreibt mir ferner* nur im ED. –

„Von Frankfurt sind mir von Jügel zwei infame Briefe gegen Sie und mich gesandt; diese sollen von Ihren Freunden sein! Hrn. Jügel habe ich aber als miserablen Kerl kennenlernen, und gab ich ihm das zu verstehen, daher traue ich ihm zu, daß *er* einigen Anteil daran hat" ... Mein Verdruß ist überstanden, denn ich fechte nicht mehr allein. Ich muß mich verteidigen, und das soll als Mann geschehen." Der edle Campe! Das alle tut er für seinen Liebling. →

Sechzehnmal ist Campe s. III/64/423 f. bis: *„Andachtsstunden"* – S. 423 *Ich habe eine Vorstellung* im O recte: *Ich habe aber*

keine Vorstellung. – einen Trödelmarkt im O recte: *ein Trödelmarkt. – alle Begüterte* im O recte: *alle Begüterten. – im stillen Tausende* im O: *im stillen tausend andere Gemüter. –*

Die Revue Germanique und die Briefe eines Verstorbenen schicke ich Ihnen, sobald sich Gelegenheit darbietet. –

Mein Kamin III/64/424 bis: *etwas verleiden. –*

Die Gemälde-Sammlungen, von welchen Sie wünschen, sie möchten mir Stoff zu schönen Betrachtungen geben, sind nicht so leicht zu sehen, werden nicht oft und lange genug geöffnet, und hat man daher, besonders im Winter, wo die Säle nicht geheizt sind, nicht Zeit genug, sie mit gehöriger Aufmerksamkeit zu betrachten. Das ist eine Sommerarbeit. Übrigens wäre mir lieb, wenn Sie mich darauf aufmerksam machten, welchen Stoff ich noch benutzen könnte, meinen Briefen mehr Abwechslung zu geben.

„Wer ist der Mann, dem Sie geschrieben und dessen Namen Sie mir verschwiegen?“ – schreiben Sie. Ich weiß auf Ehre nicht mehr, wovon die Rede ist; vielleicht war es eine Lüge. – Schreiben Sie mir, was Sie von Campes Geldanerbietungen halten.

Ob ich die Wiener Gedichte s. III/64/425 bis: *Abonnenten verloren. – dieser Hamburger Megäre* im O nur: *dieser Megäre. – Er hat ihn für eine* im O: *Er hat für eine. –*

Montag d. 26. Dez. Dr. Stiebel ist der unglückseligste Mensch unter der Sonne. Ich würde ihn tief verachten, wenn ich je einen Menschen verachtet hätte. Aber ein verächtlicher Mensch ist mir wie tot und meiner Abneigung ganz entzogen. Gestern habe ich einen Brief von ihm erhalten, und zwar durch folgendes veranlaßt. Dr. Sichel hier, den ich [bei dem ich mich] wegen meiner Gesundheit berate, schlug mir gegen meine Hämorrhoidalübel eine Radikalkur vor, zu der ich mich nicht verstehen wollte. Erstens, weil ich das Medizinieren überhaupt für

schädlich halte; zweitens, weil ich mich zu erinnern glaubte, daß früher Dr. Stiebel die vorgeschlagenen Mittel für undienlich erklärte. Ich sagte das dem Dr. Sichel, und daß ich nicht nur zu Stiebel, der mich schon früher behandelt, Zutrauen hätte. Darauf [entschloß] sich Sichel, dem Stiebel deswegen zu schreiben. Ich ließ das geschehen. Stiebel antwortete ihm und legte einen Brief für mich bei. Nachdem er mir gesagt, daß er mit Dr. Sichel ganz einverstanden und ich mich seiner Behandlung mit Zuversicht überlassen könnte, geht er zu meiner politischen Angelegenheit über und schreibt folgendes. Ich teile Ihnen der Vollständigkeit und des Zusammenhangs wegen den ganzen Brief mit; die Stelle aber, die meinen höchsten Unwillen und auch Ihren erregen wird, will ich unterstreichen. „Ich wollte, Sie wären bei uns geblieben, dann würden Sie Ihre Briefe aus Paris, die auch ich an künstlerischem Werte sowie an Gediegenheit der Ansichten weit unter Ihre anderen Arbeiten zurücksetze, nicht geschrieben haben; Sie fördern die gute Sache nicht. Unser Senat hat einen sehr gescheiten Streich gemacht. Er will Sie nämlich zur Wiederanstellung bei der Polizei einberufen. (Eigentlich Entziehung Ihrer Pension, der man aber nach Ausspruch aller Juristen nichts anhaben kann). Sobald Ihnen der Beschluß insinuiert ist, übertragen Sie Ihre Sache dem Dr. Reinganum. Zu *reisen* brauchen Sie auf keinen Fall, davor schützt Sie ein Zeugnis von Dr. Sichel und mir. Im Falle Sie hier wären, würde man Sie an keine Regierung ausliefern, aber auf dem Wege könnte es Ihnen wie Murhard gehen. Für sich hat sich der Senat dadurch, daß er Sie anstellen, also belohnen will, meiner Meinung nach alles Strafrechtes begeben. Ich kann mir die Bösartigkeit, mit welcher Sie von Deutschland reden, in welchem dennoch die politische Freiheit Schritt vor Schritt solide vorwärts geht, nicht anders erklären, als daß Sie an der Menschheit überhaupt

nicht verzweifeln wollen und lieber einen Teil aufgeben (das ist mir zu fein, verstehen Sie es) ... *Sie werden sich gewiß* *entschuldigen* (Das entschuldigen hat Stiebel unterstrichen); *denn eine bloße Verteidigung könnte weder dem Allgemeinen noch Ihnen nützen.* Wollen Sie einzelne Artikel in hiesige oder benachbarte Zeitungen erwirken lassen (etwa Ankündigung Ihrer Replik), dann bin ich bereit, es zu besorgen, und glaube nicht, daß sie gestrichen werden. Ich möchte bald was von Ihnen hören.“ Was sagen Sie zu einer solchen Niederträchtigkeit? Dieser Mensch stellt mich sich selbst gleich, hält mich für einen erbärmlichen, heillosen Buben, der, nachdem er aus Leichtsinn und übereilter Bosheit keck hervorgetreten und vor aller Welt ein Volk und seine Regierungen angeklagt, dann geschreckt durch die Drohungen der Macht und das Gebell der Hofhunde, zurückspringt, mit tränenden Augen und die Hände ringend um Verzeihung bittet und Besserung gelobt! Und das nicht genug, er bietet sich selbst zum Kuppler einer solchen schändlichen Kriecherei an und will für Zeitungsartikel sorgen, die in diesem Sinne meine Zerknirschung verkündigen und meine Verzeihung betteln! Ärgern Sie sich nur nicht selbst darüber und sprechen Sie mit keinem davon. Stiebel, da er mir nichts tun kann, würde seinen ganzen Haß auf Sie werfen, und ein Frauenzimmer ist jedem Manne gegenüber wehrlos. Ob ich dem Stiebel antworten werde, weiß ich nicht, auf jeden Fall tue ich es spät, nachdem ich meiner Überlegung Zeit gelassen haben werde, das Recht und den Grund meiner Leidenschaftlichkeit zu untersuchen; auf keinen Fall tue ich es, ehe Sie mir geantwortet. Suchen Sie doch dahinterzukommen, ob es die angeborne Schwäche und Eitelkeit des Dr. Stiebel ist, die ihn verblendet und ihn bewogen, mir einen so schändlichen Antrag zu machen, oder ob noch ein anderer Einfluß dabei im Spiele ist.

Soeben verläßt mich s. III/64/425–427 bis: *Adresse abfassen.* – S. 426 nach: *aufsetzen würde* folgt im O: *Ich gab meine Freude über solche brave Gesinnung zu verstehen.* – *hohe Ideen* im O: *hohle Ideen.* – →

Das wird mich vielleicht stören und darum mein nächster Brief vielleicht länger ausbleiben oder kürzer werden als gewöhnlich. Es versteht sich von selbst, daß, wenn ich etwas Eilendes zu berichten oder auf etwas Dringendes Ihnen zu antworten hätte, ich auf der Stelle schriebe, wie Sie es selbst für solchen Fall mir auch zugesagt.
Noch andere Beschäftigungen werden bis nach Neujahr meiner Korrespondenz Schaden tun. Erstens habe ich dem Campe einen langen und überlegten Brief zu schreiben, worin ich mich bemühen werde, dem Herren zu zeigen, daß ich so gescheit bin als ein Buchhändler und daß ich vielleicht durch meine Aufrichtigkeit leichter zum Zwecke komme als er durch seine Lügen. Dann habe ich schon Billets zu drei Theaterabenden, die nahe aufeinander folgen. Morgen tritt die Mars, nachdem sie ein ganzes Jahr wegen Krankheit nicht spielen konnte, zum ersten Male wieder im Théâtre français auf. Übermorgen gehe ich zu Franconi, wo ein neues Mord-Schauspiel, Les Polonais, aufgeführt wird. Gleich darauf, an einem noch unbestimmten Abend, ist ein schönes Konzert im Italienischen Theater, wo die besten Sänger und Sängerinnen auftreten und Herz und der Violinspieler Bériot sich hören lassen. Der letztere ist der niederträchtige, abscheuliche, heillose, vermaledeite Bösewicht, der meiner Malibran ihre schöne Stimme geraubt, und ich gehe bloß in das Konzert, den Elenden auszupfeifen, ob er zwar herrlich spielen soll; man nennt ihn den französischen Paganini.

Gestern war ich zum ersten Male bei Valentins, seit sie meine Pariser Briefe gelesen. Ein Buch zu kaufen, sind sie zu geizig, meine Freiexemplare sind noch nicht ange-

kommen, und so mußten sie warten, bis es ihnen einer lieh. Nun muß ich Ihnen sagen, daß der Leo, der eigentliche Herr vom Hause (denn Valentin gilt nicht viel), ein Mann von den schlechtesten Grundsätzen ist. Geldgierde, Habsucht beherrschen ihn durchaus. Er ist daher der absoluteste Ministerielle, den es gibt, und von dem ausschweifendsten justemilieu. Für eine Hausse von 50 cent. würde er Frankreich dem Kaiser von Marokko ausliefern. Sie können sich denken, daß ein solcher Mann meinen Grundsätzen aufs Feindlichste gegenübersteht. Indessen ist er gescheit und klar und gerecht genug, die Ehrlichkeit meiner Gesinnung zu erkennen. In den Briefen aber, das fühlte ich, habe ich ihn zu tief verletzt. Alles, was ich gegen die Erbärmlichkeit der Rentiers sagte, traf *ihn*, und es ist wahr, ich hatte, als ich das Treiben und die Engherzigkeit der Kaufleute schilderte, ihn im Sinne; er war mein Modell. Mehrere Bekannte hatten mir, halb im Scherze, halb im Ernste gesagt: aber dem Leo dürfen Sie nicht mehr ins Haus. Als ich nun hinkam, war ich auf einen Sturm gefaßt, und ich hatte mir fest vorgenommen, jede unbescheidene Äußerung mit Ernst zurückzuweisen. Leo war aber nicht zu Hause, und die Weiber waren ganz entzückt über meine Briefe. Und ich glaube, es ist nicht Verstellung. Da wurden nun alle meine Witze hergezählt, *Friedens*-Späße, an welche in dem Kriege, den das Buch erregt hat, noch keiner gedacht, weder einer meiner Gegner, noch ich selbst. Mein Frisieren à la Franz Moor, meine Tanz-pas etc. Dr. Koreff kam dazu, der war noch entzückter. Er sagte, spät nachts im Bette lese er mich noch, und da müsse er in stiller Nacht so oft laut auflachen, daß gespenstischer Schauer über ihn komme. Der rühmt meine Blutigelgeschichte und eine Menge anderer Späße. Er macht dem Talleyrand den Hof, und diesem hat er auf der Stelle meine Charakteristik seiner Person nach London geschickt. Koreff erzählte das auch

vielen aus der Gesellschaft bei Valentin, natürlich in der Absicht, um zu verraten, daß er mit dem Prinzen Talleyrand bekannt sei. Er ist ein eitler Mensch, und selbst, daß ich seine Geschichte mit Martins Löwen erzählt, macht ihm Freude. Wenn Talleyrand liest, daß ich ihn für einen ehrlichen Mann halte, wird er glauben, ich sei ein Schriftsteller aus der romantischen Schule. Das Wohlgefallen der Weiber bei Valentins hat nun gewiß darin seinen Grund, daß ich in den Briefen sie und ihr Haus gelobt. Da ich sie nicht genannt, könnten sie die Sache ganz ignorieren und brauchten nicht davon zu sprechen.

Dienstag d. 27. Dez. Ich erhalte Ihren Brief und beantworte ihn, gegen die Regel, heute noch, weil ich morgen mit der Schilderung der Mars, die ich heute sehe, beschäftigt sein werde. Von Stiebel habe ich Ihnen schon geschrieben. Zweifeln Sie nicht daran, daß irgend ein Diplomat oder vielleicht auch ein Senator sich hinter ihm gesteckt habe, mich zu einem *Widerrufe*, zu einer *Entschuldigung* zu bewegen, um mich verächtlich zu machen und den Eindruck meiner Briefe zu zernichten. Ich will den Stiebel nicht schlechter machen, als er vielleicht ist; aber seine Eitelkeit, seine Sucht, eine Rolle zu spielen, haben ihn vielleicht verblendet, so daß er in einem Auftrage, den er mit Ohrfeigen hätte erwidern sollen, von wem er auch gekommen, etwas Ehrenvolles und Schmeichelhaftes gesehen.

Ich habe Dekrete über meine Pension, aber Gott weiß, wo sie liegen. Nicht allein auf dem städtischen Archiv, sondern auch in der Bundestag-Kanzlei können die Aktenstücke nachgesehen werden; denn nicht durch Senatsbeschluß, sondern durch Entscheidung einer dazu angeordneten Bundestag-Kommission habe ich die Pension erhalten. Übrigens glaube ich selbst, daß man sie mir wieder ausbezahlen wird. Der feige Senat hatte keine

andere Absicht, als der Diplomatik ihren guten Willen zu zeigen; jetzt da diese erreicht, wird sie sich durch die öffentliche Meinung gern zwingen lassen, von ihrem Vorhaben zurückzukommen. Ich dachte es mir gleich. Eine solche Ungerechtigkeit liegt eigentlich nicht in ihrem Charakter. Es sind doch mehr Philister als böse Menschen.

Dreimal lese ich Ihre Briefe. Aber wie kann ich auf alles antworten? *Ein* Frauenzimmer frägt mehr, als hundert Männer beantworten können. [Vgl. III/64/427]. (So übersetze ich aus Höflichkeit das bekannte Sprichwort). – Der Artikel aus der *Neckarzeitung* war mir willkommen, ich hatte ihn noch nicht gesehen. – Machen Sie doch, daß von meiner Lithographie welche herkommen; es würden sicher davon verkauft werden.

Von Schlegels Epigrammen s. III/64/427 bis: *en bas behandelt.*

Meine Abende bringe ich größtenteils zu Hause zu. Paris ist ein einziger Ort! Aber wahrhaftig, ich scherze dieses Mal nicht. In Deutschland hatte ich keine Geduld zu Hause. Das Gefühl des Zwanges, des Gefangenseins trieb mich hinaus. Sie verstehen mich.

Die Damen hier s. III/64/427 f. bis: *für den Himmel.* –

Die Briefe eines Verstorbenen im *Morgenblatte* werde ich zu lesen bekommen. – Ihr Neffe Stern, den ich Sonntag bei Valentin getroffen, hat, wenn ich mich nicht getäuscht, sich die Ehre genommen, böse mit mir zu sein. Er mied mich und sprach nicht mit mir. Wahrscheinlich wegen meiner Briefe, die man unterdessen bei Rothschild gelesen. Ein Bekannter von mir hat sie der Frau von Rothschild gelesen; das weiß ich.

[Für] Heines Charakter als Mensch und Dichter sehr bezeichnend ist die Bemerkung, die er mir gemacht: daß er den Mut bewundere, mit welchem ich meine Blutigelgeschichte in Dormans erzählt (die ihm übrigens sehr ge-

fallen). Er hätte es nie gewagt, sich so der Gefahr, lächerlich zu werden, auszusetzen. Wie ich von der Taglioni gesprochen, gefällt ihm und allen schönen Geistern hier ganz besonders. „Sie umgaukelt sich selbst und war zugleich Blume und Schmetterling" – das wäre einzig!
Ich lasse so ungern eine Seite unausgefüllt, und diese herunterzubringen, sind meine vorrätigen Artikel zu lang und ist meine Zeit zu kurz. Den Platz auszufüllen bleibt mir nichts anderes übrig, als Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, Sie anbete und daß ich Sie, sobald es entschieden, daß ich meine Pension *nicht* bekomme, heiraten werde. Jetzt seien Sie tätig, oder Sie sind verloren.

Ihr B.

377.

Nr. 21
ad 19 *Paris, Freitag, d. 30. Dez. 1831*

Ihre Fragen wegen der Simonisten s. III/65/428–434 bis: *Zweck der Menschheit erreicht.* – S. 428 *Das schwebte vor mir in* im O: *Das schwebte in.* – S. 429 *einer der öffentlichen* im O: *einer der andern öffentlichen.* – *besonders die Frauenzimmer* erst im ED. – *vor solchem kreuze* im O: *vor solchem kreuzige.* – *Ich lasse mich von keiner Wahrheit gern einschränken* im O recte: *Ich lasse mir von keiner Wahrheit gern einschenken.* – S. 430 *Wie einem die Regierung ..... Hölle leiden* erst im ED. – S. 431 *frisch und warm* im O nur: *frisch.* – *Les institutions* im O: *Toutes les institutions.* – S. 432 *Verdienst ist die reine Vorausbezahlung* im O: *Verdienst ist eine Vorausbezahlung.* –

Dienstag d. 3. Jan. 1832. So traurig fing noch in meinem ganzen Leben kein neues Jahr für mich an! Heute sind es 8 Tage, daß ich den letzten Brief von Ihnen erhalten. Und heute wieder keinen, wurde wieder meine Hoffnung schmerzlich getäuscht. Sie, die mir alles sind, Mutter, Schwester, Tochter, Freundin, Geliebte, Frau und Braut, wie konnten Sie am Neujahrstage mich ohne Brief lassen? Wie konnten Sie eine arme Waise, einen heimatlosen

Verbannten, an diesem Tage der Liebe vergessen? Ich habe mit Mühe ein paar Kinder gefunden, welchen ich etwas schenken durfte; ich fand keinen, der mir etwas schenkte. Was soll ich davon denken, was kann vorgefallen sein? Es [ist] nicht möglich, daß Sie freiwillig so lange geschwiegen. Wie wird sich das aufklären? Ich wollte diesen Brief schon Sonntag wegschicken, da ich aber keinen von Ihnen erhielt, schob ich es auf bis heute. Mein Brief ist kurz und langweilig. Sie werden Nachsicht mit mir haben. O ich bin betrübt, ich kann nicht sagen wie ..... *Halleluja!* Da ist der Brief. O hätte ich nur noch eine Viertelstunde gewartet und Ihnen mein Klagelied erspart. Ich bin ein sehr schwacher Mensch, das ist wahr. Aber acht Tage ist zu lang. „*Was zu arg ist, ist zu arg*“, wie mein Eduard sagt. Heute bekommen Sie nur *eine* Seite. Ich habe Ihnen das vorhergesagt. Aber erheben Sie sich nicht über mich; diese eine Seite beträgt soviel als Ihre fünf.

Von Heine schreiben Sie jedes Wort ab. Ich sage Ihnen später die Ursache. Adieu Ungeheuer. Was haben Sie mich seit drei Tagen gequält! Bald schreibe ich wieder und mehr. Ich habe Stoff zu hundert Bogen. Ich kann es gar nicht alle benutzen. Auf die einzelnen Punkte Ihres Briefes komme ich zurück. – Hurra!

Dr. Baruch geb. Wohl.

378.

Nr. 22
ad 20 *Paris, Mittwoch, d. 4. Jan. 1832*

Zuerst will ich Sie noch einmal um Verzeihung bitten, daß ich in meinem letzten Briefe so unglücklich gewesen. Sie freilich, die Sie sich den Béranger schenken lassen, begreifen schwer, was das heißt, unglücklich sein, und verzeihen das schwer. Wäre ich schadenfroh und rachsüchtig, würde ich mich freuen über den kleinen nied-

lichen Béranger, der Sie in vier Wochen blind machen wird. Ich kenne diese kleine Ausgabe; nicht um den roten Adlerorden möchte ich nur eine Viertelstunde darin lesen. Wie kann ich erraten, von wem Sie das Geschenk bekommen? Sie mögen nach Ihrer Art seit einem halben Jahre schon zwanzigmal Ihre Freunde gewechselt haben. Aber es gibt einen Himmel, der den Meineid bestraft. Haben Sie nur wenigstens die Schonung für mich, daß Sie die Bücher, die Sie von mir bekommen, in ein besonderes Fach stellen und nicht in einer Reihe mit dem Béranger und dem Molière. Wenn Ihr Bücherbrett so viele Fächer hat als Ihr Herz, und Sie soviele Bücher brauchen, es auszufüllen, als Liebhaber, Ihr Herz voll zu machen, dann wenden Sie sich nur an mich, und ich schicke Ihnen alle Bücher, die Ihnen noch fehlen. Ich hätte das schon früher auf Weihnachten getan; aber ich konnte keine Gelegenheit finden. Hr. Bing, der mir voriges Jahr dabei behülflich gewesen, hat sich diesen Winter nicht bei mir sehen lassen. Bei Postsendungen sind aber so viele Umstände mit der Maut verknüpft, daß ich allein nicht damit fertig werden kann. Wenn Sie heiraten, werde ich das Versäumte nachholen.

Von meinen Geldsorgen machen Sie sich eine zu ängstliche Vorstellung; das greift mich nicht mehr an als das Addieren und Dividieren. Mein Herz hat nichts dabei zu tun. Aber ich müßte ja sehr leichtsinnig sein, wenn ich gar nicht daran denken sollte. Bis Mai ist mein ganzer außerordentlicher Schatz, von dem ich seit vier Jahren geschwelgt, aufgezehrt, und dann bin ich auf die Lumperei eines gewöhnlichen deutschen Gelehrten zurückgebracht und kann keinen Wind mehr machen. Was fange ich dann an, wenn es mir nicht gelingt, mir mit meinen neuen Briefen wieder aufzuhelfen? Ich habe es mir fest vorgenommen und werde mit dem unbiegsamsten Eigensinn darauf bestehen, mich weder von Campe

noch von einem andern Buchhändler noch einmal prellen zu lassen. Campe hat von den Briefen gewiß 3000 Exemplare verkauft, vielleicht mehr. Jetzt berechnen Sie seinen Gewinn. 3000 mal 6 Gulden macht 18 000 fl. Davon bleiben dem Verleger ²/₃, also 12 000 fl. Die Druckkosten betragen auf das allerhöchste 2000 fl. Mir hat er kaum 1000 fl. gegeben, bleiben ihm also 9000 fl. reinen Gewinn. Von den neuen Briefen würde er noch mehr verkaufen, weil die Neugierde einmal aufgeregt ist, und jetzt will mir der Spitzbub nur 4000 fr. dafür geben. Nimmermehr! Ich tue es nicht einen Pfennig unter 8000 fr. Da Sie nun meinen, daß ich keine Subskribenten finden würde, bin ich fest entschlossen, die neue Briefe lieber irgendeinem jungen braven Buchhändler, dem ich damit aufhelfen kann, zu schenken, als mich übervorteilen zu lassen. Ich habe eine grenzenlose Wut gegen den Schuft Campe, weil er die Freiexemplare nicht geschickt. Ich werde ihm auch auf seinen letzten Brief gar nicht antworten; das ist die einzige Art, ihn möglicherweise noch kirre zu machen. Ihrer Verzweiflung wegen des Tagebuchs muß ich Sie also überlassen; denn ich schreibe dem Campe nicht mehr. An den Sauerländer in Aarau habe ich schon früher gedacht. Wenn ich ihm aber mein Buch geradezu anbiete, werde ich von ihm geprellt wie von andern. Ich werde ihm schreiben, daß ich das Buch auf meine Kosten bei ihm wolle drucken lassen, da ich es auf Subskription herausgeben wolle. Er solle mir den Betrag der Druckkosten angeben etc. Hat nun Sauerländer Lust, es in Verlag zu nehmen, wird er mir schon von selbst das Anerbieten machen. Das ist der einzige Weg, zum Zweck zu gelangen.

Wie können Sie nur glauben s. III/66/434–449 bis: *Schlingen legt.* – S. 434 *Herr von Raumer darum* im O: *Hr. v. Raumer in Berlin darum.* – S. 435 *tat er den angstzitternden Schritt* / *angstzitternden* erst im ED. – *empört sich mein Herz gegen* im O:

empört sich mein Herz am meisten gegen. – S. 436 *daß ich weiß, es gibt Tausende* im O nur: *es gibt Tausende.* – S. 437 *sondern miasmatisch* im O: *sondern für miasmatisch.* – *die Angestellten* im O recte: *die Angesteckten.* – *eine unruhige Popularität* im O recte: *eine beunruhigende Popularität.* – *Die Cholerapolitik* im O: *O die Cholerapolitik.* – S. 438 *ist die Schöne so schlau* im O: *ist die Schöne immer so schlau.* – S. 440 *König Philipp konnte sich kein Volk wählen* erst im ED. – S. 441 *Pinakothek* / O und ED haben: *Pinothek.* – *nicht einmal kennt* im O: *nicht einmal begreift.* – S. 442 *noch eine kurze Zeit* im O: *noch vierzehen Tage.* – S. 443 *jährlich 7900 fr. Arztlohn* im O recte: *jährlich 7300 fr. Arztlohn.* – *kosten jährlich 8630 fr.* im O recte: *kosten jährlich 8030 fr.* – S. 444 *Übrigens steht ..... zu bezahlen braucht* erst im ED. – S. 445 *Lamarque, Mauguin* im O nur: *Lamarque.* – S. 446 *furchtbares Organ* im O recte: *furchtsames Organ.* – *das Wahrscheinlichste* im O recte: *das Wahrscheinlichere.* – *anderthalb Pfund Tabak* im O: *ein Pfund Tabak.* – *war Herr von *** aus **** im O: *war Hr. v. Haber aus Karlsruhe.* – **** ließ die* im O: *Mauguin ließ die.* – S. 447 Bei den auf dieser Seite mit *** eingeführten Personen – sie sind auch im O nur mit *** gekennzeichnet – handelt es sich, wie bei der nachfolgenden in Geheimsprache geführten Unterhaltung, um eine satirische Fiktion Börnes. – Der Geheimsprachenpassus lautet im O: *„Isti Brouz. Ressec pariam vorum calibis, pressar littotus massica plissos; woris silo carussab itanis. Os? pervens potitaw. Croi! naviron kantibalens siracus romanoris; verter. Cassus iran poptita poplites, sarina passionibus. Venamos pur? Valemi naro insitamentamus. Pasti? marmorum quaesitaw. Cassab, papiron gass.“* – *Praxas kuhu, praxas kuhu* im O: *Praxas huhu, praxas gulu.* – *Heute schickte mir* im O: *Heute teilte mir.* – Nach: *Steckbriefes abgefaßt* folgt im O: *Bonbons in Packleinwand gewickelt.* – S. 448 *S. T. Hofs, des Rats,* im O: *S. T. Herrn Hoff [?] des Rats.* – *über das Polizeiprotokoll* im O: *über das Polizeiactum.* – *daß des zufolge* im O beidemal: *daß der zufolge.* – S. 449 *stellt, Schlingen* im O: *stellt und Schlingen.* –

Montag den 9. Jan. Ihren gestrigen Brief konnte ich am nämlichen Tage nicht beantworten, weil es Sonntag war.

An Sonn- und Feiertagen geht die Post früher ab, und da Ihr Brief erst am Mittag kömmt, bleibt mir keine Zeit übrig. Sie müssen es künftig vermeiden, daß ich nicht mehr am Sonntage einen Brief bekomme, d.h. Sie dürfen nicht am *Dienstag* schreiben.
Mit meiner Gesundheit geht es sehr gut. Ich war einmal unwohl, mein Befinden ward aber darauf besser, als es lange nicht gewesen. Das liegt in der Natur meiner Hämorrhoidalumstände. Je mehr sich das Übel entwickelt, je besser ist es. Es geht den jungen Mädchen oft so. Sobald sie aber in die heiratbaren Jahre treten, hören ihre Übel auf. „Der Weiber ewig Ach und Weh ist all aus einem Punkte zu kurieren" – wie der Teufel sagt.
Wegen meiner Gesundheit habe ich dem Stiebel nichts mitzuteilen, und wegen des Übrigen werde ich nicht schreiben. →

Das habe ich mir schon früher vorgenommen s. III/66/449 f. bis: *Geist gewesen sein.* – S. 449 *** im O jeweils: *Stiebel.* – *daß sie nichts begreifen* im O: *daß sie nicht begreifen.*

Morgen schreibe ich dem Reinganum. – Ich will Sie auf etwas aufmerksam machen. Von der Tyrannei der deutschen Regierungen, von ihrem durch den bisherigen Sieg der Freiheit gereizten Hasse hat man nirgends eine gehörige Vorstellung. Sie haben keine Vorstellung, was sie in ihrer Wut zu tun fähig sind. Nun gibt es unter den jungen Leuten in Deutschland, vielleicht auch unter den Deutschen in Paris, geheime Verbindungen, die einen politischen Zweck haben. Sie wissen, daß ich meinen Grundsätzen gemäß nie an solchen teilgenommen. Indessen stehe ich doch mit diesem und jenem in Bekanntschaft. Es könnte später einmal eine Verschwörung ausbrechen, einer meiner Bekannten könnte da in Untersuchung kommen, und man würde dann einen sehr willkommenen Verdacht auch auf mich werfen. Man würde meine vertraute Korrespondenz, um Geheimnisse zu fin-

den, selbst bei Ihnen in Beschlag nehmen. Darum sehen Sie sich vor. Sobald Sie einen Teil meiner Briefe abgeschrieben haben, geben Sie sie einem Menschen, dem Sie vertrauen können, versiegelt in Verwahrung, und das tun Sie nach und nach mit allen. Das müssen Sie aber gegen jedermann, ohne Ausnahme, streng geheimhalten. Ich wünsche, daß bis Ende März alles abgeschrieben sei. Und wenn unter dieser Zeit eine *sichere* Gelegenheit nach Paris sich findet, wäre es gut, wenn Sie das schon Abgeschriebene gleich schickten. Ich werde mich, solange ich in Paris bin, keineswegs mit Ändern und Verbessern der Briefe beschäftigen, sondern dieses bis zum Frühlinge aufsparen.
Der junge Wolf war schon bei mir. – Die Beurteilung der Raumerischen Briefe aus Paris in den *Berliner Jahrbüchern* ist von *Gans.* Sehr gezwungen, und wider eigene Überzeugung gelobt. Man sieht, daß es aus guter Gevatterschaft geschehen.
Aus meinem Neffen Spiro habe ich nie klug werden können. Hat er denn Geist und Verstand? Reinganum muß Ihnen das ja sagen können. – Vor einigen Tagen habe ich Paulinens Eltern zum ersten Male besucht. Sie wohnen jetzt viel besser und bequemer als früher. Der dumme Dr. Sichel! Da er nun einmal nicht auf das Geld seiner Frau sah, warum hat er nicht lieber eine von Paulinens Schwestern geheiratet als seine langweilige Engländerin? Das ist ein *Schlemihl* – ich meine den Sichel. Adieu Galgenschwester. Wer von uns wird zuerst die Leiter hinaufsteigen? Sollten wir das nicht schon jetzt unter uns ausmachen?

Dr. Ludwig Baruch modo
Boerne geb. Wohl

379.

Nr. 23

ad 21 *Paris, Montag, d. 9. Jan. 1832*

Gestern war ein sehr schönes Konzert s. III/67/450 f. bis: *Wahl treffen.* – S. 450 *vorgekommen. Er ist bescheiden* im O: *vorgekommen: ernst, bescheiden.* – →

Aber *Herz*! *Henri Herz,* wie er sich nennt, aber wahrscheinlich Jikef, Eisek oder Feische Herz – denn es gibt kein Judenname, noch so garstig, der nicht noch viel zu schön für ihn wäre. Die [. . .] mit Lulef konnte ihn auspeitschen. Nein, so ein vermaledeites, unverschämtes Judengesicht, so ein abscheulicher Chutzpe-Bunem ist mir noch gar nicht vorgekommen. Er trat auf und blickte im Hause herum, als wäre er auf einem öffentlichen Balle von lüderlichen Mädchen. Er kam mit einer kecken Zuversicht heraus, wie ein Mensch, der seiner großen Verdienste sich wohl bewußt ist und den sichern Beifall mit Geringschätzung erwartet oder nur zum Spaße annimmt. Ich habe mich entsetzlich darüber geärgert; denn ich verglich damit die liebenswürdige Bescheidenheit des Bériot, des Lablache, des Rubini, letztere vielleicht die ersten Sänger, die es gibt. Sie sind vor das Publikum getreten, wie wohlerzogene Kinder vor ihren Großeltern erscheinen. Und was hat der Herz für ein Spiel, wie komponiert er! So etwas Erbärmliches und Gemeines ist mir noch nicht vorgekommen. Und doch applaudiert das Publikum, wenn auch gerade nicht mit besonderer Stärke. Sollte der Beifall den abscheulichen gemeinen Sprüngen gegolten haben, die er auf dem Klavier machte? Es wäre merkwürdig. Schmitt wird ja wohl den Herz einmal gehört haben. Fragen Sie ihn doch, ob er sein Spiel auch so schlecht findet; denn mich kann sein [. . .] vielleicht gegen ihn eingenommen haben. Zeter über Israel und, schöne Esther, alles Bitten hilft nichts, Onkel *Mordochei* wird zuerst gehenkt. Und sagen Sie, wie konnte nur Madame

Devrient zum Rufe einer großen Sängerin kommen? Die macht auch ein wunderliches Gesicht! Es kömmt mir vor, als wolle sie sich den Schein geben, daß sie die Anbeter, die gar nicht mehr daran denken herbeizukommen, durch ihre finstere Mienen zurückschrecke. Sie hat etwas von einer zürnenden Juno zwischen den Augen und um den Mund, welches sehr lächerlich ist.

Schon seit zehen Jahren s. III/67/451–453 bis: *sind mir alle heilig.* – S. 451 *die Mars die größte Künstlerin* im O recte: *die Mars die große Künstlerin.* – S. 452 nach: *bekennen, daß die Mars* folgt im O: – *doch da ich in vierhundert Jahren, nämlich in vierzig, nicht mehr leben werde, will ich wegen meiner Grobheit Sie voraus um Verzeihung bitten – daß die Mars.* – *meinem boshaften Vergrößerungsglase* im O: *meinem guten schlechten Vergrößerungsglase.* – S. 453 *ich sehe keine Runzeln* im O recte: *ich sähe keine Runzeln.* – →

Ich bitte Sie, stellen Sie mir ein Zeugnis aus über meine gute Gesinnung gegen die alten Weiber. Ich kann es jetzt brauchen vor dem Frankfurter Senate, der mich für ein Taugenichts hält und mich bei der Polizei anstellen will. →

Die Mars hatte wegen s. III/67/453 f. bis: *merkte man gleich.* – S. 454 *durch die Konkurrenz ..... worden* im O: *die Konkurrenz ihrer Herrn ganz zugrunde gerichtet hat.* –

Conrad sagte mir am Neujahrstage: „Wenn Sie es nicht übelnehmen wollen, will ich Sie bitten, Madame Wohl zu grüßen und ihr zum neuen Jahre Glück zu wünschen.“ Will es also hiermit besorgt haben. Derselbe zeigte mir einen Brief, den er von Hrn. von Stockhausen, Gardeoffizier in Kassel, erhalten. Er hat früher bei ihm gedient, und er korrespondiert mit ihm wegen Kupferstichen, die er ihm auf Bestellung zuschickt. Ich teile Ihnen einiges aus dem Briefe mit. „Ullerich, ich danke Ihnen ... auch für die übrigen Gegenstände, besonders für die Speisekarte sage ich meinen schönsten Dank; alle diese Dinge interessieren mich sehr, da sie von Paris kommen, wohin

ich für mein Leben gern nochmal hinmöchte. Sie sind recht zu beneiden wegen Ihres unvergleichlichen Aufenthaltsorts. Ich freue mich recht sehr, daß es Ihnen so wohl ergeht, und daß Sie so zufrieden mit Ihrer Kondition sind; ich habe vor einigen Tagen die Briefe Ihres Prinzipals anfangen zu lesen, die in Deutschland so viel Aufsehen machen und schon an vielen Orten verboten sind, sie interessieren mich sehr; es hat mich sehr amüsiert, auch Ihrer darin erwähnt zu finden. Sie müssen jetzt besser Französisch als Deutsch sprechen können." Ist das nicht alle sehr artig?

Von den Briefen eines Verstorbenen s. III/67–68/454–458 bis: *kriegerischen Zeit.* – S. 454 *dann auch darüber sprechen* im O: *dann mehr darüber sprechen.* – *Dort sinnt und sinnt er* im O: *Dort sinnt und sinnt und sinnt er.* – *daß von ihm gesprochen* im O: *daß wieder von ihm gesprochen.* – *Paris, Mittwoch, den 11. Januar 1832* im O: *Mittwoch den 11. Jan.* Im Original Fortsetzung von Nr. 23. – S. 455 *** *war* im O: *Donndorf war.* – Nach: *aufgenommen wurden* folgt im O: *Bei Gelegenheit schicke ich Ihnen eine Sammlung von den Heften der Nemesis.* – –>

Aber, guter Gott, warum ängstigen Sie sich denn so ganz ohne Not um meine Gesundheit? Ich schwöre Ihnen bei allem was heilig ist, daß ich wohler bin als seit langer Zeit und viel wohler als verflossenen Sommer, wo Sie mich doch unter Ihren Augen gehabt. Ich bin in diesem ganzen Winter nie länger als zwei Tage wegen Übelbefinden zu Hause geblieben. Und selbst dabei war das Übelbefinden mehr Vorwand und meine Faulheit der eigentliche Grund. Dr. Sichel hat mir geraten, meine tägliche Bewegung nie auszusetzen, und seit ich das befolge, befinde ich mich auch besser. Wie kamen Sie nur auf den Gedanken, daß ich nicht ausgehen kann? Spreche ich denn nicht fast in jedem Briefe von Dingen, die ich nur außer dem Hause bemerkt haben kann, wie Theater u. dergl? Und daß Sie immer Angst haben, ich möchte

zuviel arbeiten! Ich tue gar nichts als Briefe an Sie schreiben; denn Zeitungen- und Komödienlesen werden Sie doch nicht Arbeiten nennen. Die ganze Woche durch sind es höchstens 6 Stunden, daß mich das Briefschreiben beschäftigt, so daß auf jeden Tag kaum eine Stunde kömmt. Kann man davon krank werden? →

Wollen Sie sich s. III/68/458 bis: *Krone ist.* →

Ach mein Gott! Ich sehe den Splitter in Ihrem Auge, aber nicht den Balken in meinem. Als neulich einmal einer Ihrer Briefe zu lange ausblieb, redete ich mir ein, ob ich zwar weiß, daß Sie eine Natur haben wie eine Riese, Sie hätten sich so geärgert über Stiebels Brief an mich, daß Sie krank davon geworden. Ich bin eigentlich so ängstlich wie Sie. Aber der große Unterschied ist zwischen uns, daß ich nur Eine liebe, Sie aber alle Welt lieben und darum immerfort eine Welt von Besorgnissen haben. — Daß Sie Stiebel ein Exemplar der Briefe geschickt, war ganz recht getan.
Das Lotterie-Los möchte ich *nicht* aufgeben. Sie sagen ja selbst, man mache sich Vorwürfe, wenn es herauskömmt. Die Adler kann sich ja mit der Bezahlung bis zum 1sten März gedulden, wo ich das Geld von meinen Brüdern einnehme. – Die Zeitschwingen kann ich nicht halten, obzwar das Abonnement gering ist. Es käme hier immer hoch zu stehen, das Porto mag nun in Frankfurt oder in Paris bezahlt werden.

Die englischen Blätter s. III/68/458 f. bis: *und Tod.* – S. 458 nach: *im Courrier von gestern* folgt im O: *(12. Jan. 2te Seite. 2te Spalte 9 Abschn.).* – Nach: *19. Dezember 1831* folgt im O: *S. 514. 2te Spalte).* – S. 459 *ein einziges Kind* im O recte: *ein ewiges Kind.* – *und besser* im O: *und besser ist.* – *Volk anrufe* im O: *Volk laut anrufe.* –

Samstag d. 14. Jan. Gestern habe ich einen Brief von Dr. Reinganum erhalten. Ich werde ihm morgen antworten.

Nachfolgendes Gedicht s. III/459–461 bis: *mein Knaster.* – S. 460 am Rande neben der Zeile *Et même* ... vermerkt Börne im O: *Die fehlenden Worte heißen: au prix de l'infamie.* –

B.

380.

Nr. 24
ad 22 *Paris, Sonntag, d. 15. Jan. 1832*

O es ist himmlisch! s. III/69/461–468 bis: *gar nicht.* – S. 461 *Freund D* ... im O: *Freund Donndorf.* – S. 463 *schön vom Anfange* im O: *schön und herrlich vom Anfange.* – *homöopathisch zu heilen* im O: *homöo-allopathisch zu heilen.* – *brauchte man ..... Verfassungen* im O: *brauchte man sie gar nicht.* – *von den Flocken* im O: *von den vielen Flocken.* – S. 464 *mit allen deutschen Mächten* im O: *mit allen Mächten Europens.* – S. 466 *daß ich ihn vergesse* im O: *daß ich ihn vergessen.* – Nach: *Zeitung brachte* folgt im O: *an der Türe des Hauses stand und auf den Boten harrte, wie eine Löwin auf die Rückkehr ihrer Jungen; keiner durfte mir zuvorkommen.* – *ein vermaledeiter Goldanbeter* im O: *ein vermaledeiter Geldgötze.* – S. 467 *und frägt seinen alten Freund* im O: *und frägt seinen Freund.* –

Dienstag d. 17. Januar. Gestern habe ich bei Eichthal gegessen. Es war das erste Mal, daß er mich einlud. Auch zeigte er sich diesen Winter sehr artig und freundschaftlich gegen mich, sooft ich zu ihm auf das Comptoir ging. Ich hatte nur Not, von ihm wegzukommen. Diese Veränderung habe ich den Pariser Briefen zu verdanken, von welchen er so viel hat sprechen hören; ferner seiner Nichte, der Mademoiselle von Karsdorf aus München, die in mich verliebt ist. Das hat sie mir selbst gesagt. Nicht, daß sie in mich verliebt ist (das verrieten mir ihr Vater und ihr Onkel), sondern daß aus Liebe zu ihr der Onkel mich eingeladen. Übrigens haben Valentins mich versichert, als ich Ihnen einige Male meine Verwunderung zu er-

kennen gab, daß Eichthal, ob ich zwar an ihn empfohlen, mich niemals zu sich bitte: es habe dieses keinen andern Grund, als weil die Familie, wegen der Verirrung des einen Sohnes, der Vater und Mutter und Geschwister verlassen, um sich den St. Simonisten zu ergeben, alle Ruhe und Freudigkeit verloren hätten. Es ist eine merkwürdige Familiengeschichte, von der ich Ihnen schon erzählte und auf welche ich ein andermal zurückkommen werde. Wenn ein großes Schicksal oder ein furchtbar wogender Weltgedanke, wie der Simonismus ist, in die kleine enge Wohnung der Menschen dringt und ihre kleinen Freuden und Leiden berührt, so kömmt doch immer etwas Komisches dabei zum Vorschein, was das Tragische sehr mildert; es ist, als wenn ein brennendes Kinderweihnachtskerzchen in das Meer fiele und dabei zischt vor Zorn. Es war eine große Tischgesellschaft bei Eichthal und ein Prunkessen. Unter den Gästen waren keine bemerkenswerte Leute. Zu meiner Linken hatte ich einen dummen Bankier, Hr. von Schetzler aus Augsburg, und zu meiner Rechten das erwähnte Fräulein Karsdorf. Ich habe mich verliebt in sie, und, um meine Rache vollständig zu machen, werde ich mir eine kleine nette Ausgabe irgendeines Buches von ihr schenken lassen. Sie ist nicht schön, fast schwarz im Gesicht, aber reizend genug und verständig und gebildet – aber wie! Sie ist eine Republikanerin, haßt die Fürsten und verspottet die Deutschen wegen ihres ewigen unmännlichen Schwätzens und ihrer weibischen Untätigkeit. Ich war erstaunt; es ist, als wäre sie zwanzig Jahre meine Schülerin gewesen. Sie verwickelte mich und verlor sich selbst so tief in das Gespräch, daß ihr Onkel [ihr] einmal zurief: mais vous absorbez monsieur Boerne! Nach dem Essen trat ich zu ihrem Vater und machte ihm ein Kompliment über den Geist seiner Tochter, hinzufügend, welch ein Glück es [sei], wohlgeratene Kinder zu haben. Der Mann erwider-

te darauf auf etwas mysteriöse Weise: ja, es ist etwas eignes mit Kindern! Ich ging zur Tante und wiederholte das Kompliment über ihre Nichte. Diese nahm es mit einer eignen Kälte auf. Zuletzt kam ich zum Onkel Eichthal, um ihm mein Herz auszuschütten. Dieser erwiderte: ja, sie hat viel Verstand *aber*, die Frauenzimmer emanzipieren sich jetzt (s'émancipent; französisch ist es deutlicher) sie sind *Simonisten*. Das also ist's. Ich habe es Ihnen, glaube ich, schon geschrieben. Das Mädchen ist ihrem Vetter, dem jungen Eichthal als Frau bestimmt, und die jungen Leute lieben sich. Nun hatte man, als sie herkam, gehofft, die Braut werde den Bräutigam von seiner Schwärmerei heilen; aber das Gegenteil geschah: sie ward selbst für die neue Lehre [ein]genommen und ist, wie sie mir gestand, ganz davon beseelt. Bei Tische sprach sie mit mir davon, laut und eifrig. Aber ich hielt mich zurück, nicht zu tief in das Gespräch einzudringen, denn ich bedachte, daß Onkel und Tante, die in der Nähe sitzend es hörten, davon schmerzlich berührt werden müßten. Ganz kürzlich ist der junge Eichthal nach England gereist, von seinen Eltern dazu bewegt. Diese freuten sich darüber, sahen seine Entfernung als den ersten Schritt an, sich von den Simonisten ganz loszumachen. So ist es aber nicht; denn wie ich von mehrern aus der simonistischen Welt gehört, ist Eichthal als Missionär nach England geschickt worden und hat also seine Eltern durch einen angenommenen Schein von Reue noch getäuscht. Jetzt werden sie es wohl selbst wissen. Übrigens soll der junge Eichthal ein sehr liebenswürdiger, bescheidener und sanfter Mensch sein, der voll Treue und Glauben recht zu tun denkt, und, mit der frommen Verblendung aller Neugläubigen, gar nicht fühlt, daß er ältere heilige Bande der Natur zerreißt. Seine Braut hat mich eingeladen, sie zu besuchen, und sie wolle mir alle diese Verhältnisse auseinandersetzen.

Es wäre doch gar zu artig, wenn sie mich zu bekehren suchte! Ich, mit meinem alten Herzen und meinen alten Ohren, brauche wohl die Stimme keiner Sirene mehr zu fürchten. Aber ich sage Ihnen, das Mädchen singt schön. Sitzt jetzt der Stachel tief genug? Nun, dann lesen Sie in Ihrem Béranger ... Felix Mendelssohn war auch da. Es ist doch ein sehr liebenswürdiger junger Mensch. Er ist mein Nebenbuhler bei der Malibran geworden*, und auch in die Leontine Fay hat er sich verliebt. Er soll einen äußerst ernsten Charakter in seiner Musik haben und ihn auch von andern fordern. Sie ist ihm eine heilige Sache. Ich versprach ihm bei Tische, ihm etwas Schönes zu schenken, wenn er mir seine aufrichtige Meinung über Robert le Diable sagte. Er äußerte sich: es wäre nichts daran, sie habe weder französischen, noch deutschen noch sonst einen Charakter, diese Oper. Dem Meyer-Beer wäre es nicht ernst mit der Musik. Wissen Sie, daß er das Kreuz der Ehrenlegion bekommen? Jetzt will die Mutter warten, bis Michel auch eines bekömmt, und dann will sie beide Kreuze als Ohrringe tragen. Ich komme gar nicht mehr zu ihnen. Vorige Woche haben sie mich zweimal zu Tische gebeten, und ich habe die Einladung unter einem Vorwande ausgeschlagen. Ich weiß selbst nicht, warum ich wegbleibe, seit ich meine Briefe geschrieben; es ist Instinkt, dem zu folgen ich aber gewiß wohl tue. Reiche Leute können mich unmöglich lieben. Michel ist seit einiger Zeit so tiefsinnig geworden (aber ganz ernstlich), daß er, sich zu heilen, in dieser rauhen Jahreszeit eine Reise nach der Normandie gemacht hat. Einige glauben, es müsse ihm jemand etwas gegen sein Drama gesagt haben, das seinen Dichterstolz gekränkt. Andere meinen, und er selbst sagt es, er gehe mit einem neuen Stoffe schwanger. Ob er sich wohl schämt, in Paris

* Vgl. dazu Felix Mendelssohn an Immermann am 11. Jan. 1832.

öffentlich in die Wochen zu kommen? Weil wir von Narren sprechen, muß ich Ihnen doch folgendes erzählen. Bei Eichthal sagte ich zufällig dem Mendelssohn: „Hören Sie, der Robert muß verrückt geworden sein!" Ich dachte nämlich an das dumme Zeug, das er gegen mich geschrieben. Worauf er mir ins Wort fiel: „Nein, *er* nicht, das ist sein Bruder." Und da erfuhr ich denn, daß dieser Bruder, ein Bankier in Berlin, den ich kannte und der ein witziger, höchst jovialer Mensch ist, wirklich den Verstand verloren. Er war ein Hauptteilnehmer des polnischen Anleihens und hat durch die polnische Revolution großen Verlust erlitten. Welch eine Welt der Torheit und des Jammers, weil keiner unvermeidliches Übel, weder zu mildern noch zu ertragen weiß! Neulich kam jemand zu Eichthals und fand die ganze Familie, Vater, Mutter und Kinder, in Tränen schwimmen, wegen des Betragens des Simonisten. Und doch hätten diese Leute alles erträglicher machen können (und das habe ich dem Alten schon deutlich zu verstehen gegeben), wenn sie, statt den Glauben ihres Sohnes zu verspotten, die Sektenhäupter als Spitzbuben und Verführer zu schelten und so ihm in allem wehe zu tun, ihn leiser gelenkt, das Gute in der Lehre anerkannt und nur das Ausschweifende verdammt hätten. Das bißchen Freiheit, das der Staats-Absolutismus den Menschen läßt, zerstören sie sich durch häuslichen Absolutismus.

Mittwoch d. 18. Jan. Schon wieder ein Brief! Ist denn das schicklich für ein Frauenzimmer, so zudringlich zu sein? Aber nicht wahr, ich weiß, wie man die widerspenstige Dame kirre macht? Mit 100 Briefen müssen Sie das Versäumnis des einen am Neujahrstage abbüßen. Ach! ich weine noch, wenn ich daran denke. Hi, hi, hi!
Den Tabak durch Kulb habe ich erhalten. Ganz gewiß, das ist ein Bote, Ihrer würdig! Ein wahrer Wechselbalg!

Fridolin ist ein Ganymed dagegen! Er war mir bekannt, es ist ein Stiefsohn des verstorbenen Geisenheimers. Und wie komisch! Gestern erzählte mir einer, einige Polen wären auf dem Postwagen mit einem Frankfurter Kaufmann gereist, der kenne mich und habe mir etwas zu bringen, und ich wäre ein *Misanthrop*. Das war dieser Kulb. Wo zum Teufel hat er das Wort Misanthrop her? Heißt eine Art Tücher so; oder eine Art Crizot-Uhren? Das ist sein Handel? Ich ein Misanthrop, Anbeter der Malibran, angebetet von einer schönen Simonistin und geliebt von der liebenswürdigsten ihres Geschlechts! Nicht zu rechnen die *englische* Madame *Mitschel* aus Heidelberg, gegenwärtig hier. Erinnern Sie sich nicht des schönen Gartenhauses, das in Heidelberg, dem Tore nach Neckar-Steinach zu, am Wasser liegt? Es gehört der englischen Familie Mitschel, die diesen Winter hier wohnt. Die Mutter, eine dicke achtungswürdige Frau, sucht ihre Liebe zu mir vergebens unter Bewunderung zu verstecken. Sie liebt mich, sie liebt mich und hat eine wunderschöne Tochter.

Sagen Sie dem Reinganum, daß ich die Vollmacht noch nicht bekommen. Das ist hier alle mit vielen Umständen verknüpft. Sobald ich sie erhalte, schreibe ich ihm. – Wie können Sie nur das dumme Zeug glauben, daß Senator Harnier meinetwegen hierher geschickt worden? Wahrscheinlich ist Paris überhaupt nur ein Vorwand, und er mag nach London reisen, den Schutz der englischen Regierung für Frankfurts Handel anzurufen, der durch die strenge Mautbelagerung ganz zugrunde zu gehen droht.

Schreiben Sie nur alles ab; das wegen Campe, wegen Heine, wegen Beer. Vielleicht zerfalle ich einmal mit diesen Herren, und dann ist immer gut, ein kleines Zeughaus vorgerüstet zu haben. – Ich war gleich anfänglich Ihrer Meinung, daß man in Frankfurt nur gerichtlich gezwungen sein will, mir meine Pension zu bezahlen.

Aber ist es nicht um so erbärmlicher, ohne Macht eine Ungerechtigkeit durchzusetzen, ja selbst ohne Vorsatz, es zu tun, bloß den Schein der Tyrannei annehmen, um den Tyrannen Frankfurts zu schmeichlen? Ich danke Gott, daß ich in Frankfurt als Jude geboren, sonst würde ich mich schämen, dort geboren zu sein.
Es ist zum Totlachen mit dem Campe! Er schreibt dem Buchhändler, seinem Neffen, hierher: er hätte den größten Schaden mit den Briefen, er verkaufe keine, sie würden ihm alle zurückgeschickt. Das soll ich nun erfahren und zahm werden. Die Wahrheit ist, wie ich neulich aus Berlin gelesen, daß nicht allein die ganze Auflage vergriffen ist, sondern daß er auch in Sachsen heimlich eine zweite Auflage hat drucken lassen, die er auch schon verkauft. Er hat gewiß 15000 Gulden an dem Buche verdient. *Hurra!*

B. (*Donnerstag d. 19.*)

381.

Nr. 25
ad 23 *Paris, Donnerstag, d. 19. Jan. 1832*

Ich habe eben erst einen Brief auf die Post geschickt und fange gleich einen neuen an. Lesen Sie den Schluß des vorigen und betrachten Sie diesen als die Fortsetzung. Campe schrieb auch seinem Neffen hierher, er wünsche die neuen Pariser Briefe auch zu drucken, aber gar nicht des Vorteils wegen, denn er habe Schaden dabei; sondern nur aus Trotz, um zu zeigen, daß er sich von der *guten Sache* nicht abschrecken lasse. Das alle erfahre ich von einem Dritten, dem es der hiesige Campe mitteilt; denn ich selbst bin so maliziös, daß ich gar nicht mehr in den Buchladen des Campe komme, welches sonst täglich geschah, damit er nicht Gelegenheit finde, mir die Lügen seines Onkels aufzubinden. Ich werde nun dabei

bleiben, dem Campe gar nicht zu schreiben und den Erfolg abwarten. Das Reisenlassen auf Subskription für mein Werk wäre nicht ehrenvoll für mich und überhaupt nicht ausführbar. – Meine Freiexemplare sind immer noch nicht angekommen.
Ich mußte lachen, daß Sie Bedenken tragen, Dinge, die ich vom König von Bayern gesagt und deren ich mich übrigens nicht mehr erinnere, abzuschreiben. Ich habe noch ganz andere Sachen in meinem Magazin. Was verliere ich dabei? Höher als der Mond kann man meinen Galgen doch nicht bauen. →

Und lassen Sie die Leute immerhin s. III/70/468–470 bis: *nach Deutschland komme.* – S. 469 *und darum keine vor mir* erst im ED. –

Das Blatt von *Juster* (soll wohl Schuster heißen – sehr zerstreut!) schicken Sie mir nicht. Der Aufsatz von Pittschaft ist gewiß der nämliche, von dem ich gesprochen. Schicken Sie mir überhaupt keine Zeitung durch die Post, ehe Sie mich darüber gefragt; denn ich bekomme hier jetzt auch dies und jenes zu lesen. — Die Verschwörungs-Hieroglyphen sind kein Latein, sondern *Uz.* Aber nur ja alles abgeschrieben, und wehe Ihnen, wenn ich einmal entdecke, daß ein falscher Buchstabe gesetzt.
Reinganum möchte die Papiere haben, die sich auf meine Polizei-Pension beziehen. Ich glaube, daß ich dergleichen noch besitze; aber wo? Erinnern Sie sich denn nicht, daß ich bei meiner Abreise von Frankfurt (aber nicht das letzte Mal, sondern ein früheres Mal) ein oder zwei Schiebkasten von Papieren zurückgelassen? Und ich glaube, daß ich sie Ihnen in Verwahrung gegeben. Sollte das der Fall sein, dann bitten Sie den Dr. Reinganum, zu Ihnen zu kommen, damit er in *Ihrer Gegenwart* meine Papiere untersuche.

Gestern las ich wieder s. III/70/470–479 bis: *Amen.* – S. 473 *Schiff und Wagen wurde* im O recte: *Schiff und Wagen wurden.* – *für*

unsere Waren erst im ED. – S. 473/4 *Diese Spitzbuben ..... die Hälfte Profit* im O: *Dann brauchten wir den Juden nicht noch einmal Geld zu geben.* – S. 475 Im Passus: *Unsere Kaufleute geben ..... das Handwerk legen* hat O jeweils statt: *hundert Goldgulden / funfzig Goldgulden* und statt: *zweihundert / hundert.* – S. 476 *laßt Euch auch Maut von Ihnen bezahlen / von ihnen* erst im ED. – *gemißhandelt* im O recte: *mißhandelt.* – *Zwar werdet Ihr noch jetzt / noch* erst im ED. – S. 479 *Und wollt ihr ja einmal* im O recte: *Und wollt ihr je einmal.* – *wir waren alle einmal jung* im O: *ich war auch einmal jung.* – *Du sagst nichts* im O: *Du schweigst.* –

Sonntag d. 22. Jan. Gestern abend haben Paulinens Vater und deren Schwester Rosa einige Stunden zugebracht und Kaffee bei mir getrunken. Ich habe mich recht gut unterhalten. Es ist ein sehr angenehmes, lebhaftes Mädchen.

Es widerfährt mir s. III/71/480 f. bis *und von Alexis.* – S. 480 *kurzweilig, aber langwierig* im O: *kurzweilig, aber langweilig.* – Nach: *Sie werden ihn* folgt im O: *wenn auch unter gleichem Monatstage, doch.* – Wo der ED durchgehend *Häring* und *Härings-Salat* hat, findet sich hier und im folgenden im O grundsätzlich *Herings-Salat* und *Hering*, auch wenn von Willibald Alexis alias Häring die Rede ist. – *diesem Männchen zu antworten* im O: *mich mit diesem Männchen einzulassen.* –

Montag d. 23. Januar. In der *deutschen Tribüne* (Nr. 16 d. 19. Januar) steht ein guter Artikel „Über Börnes Briefe und deren Aufnahme in Deutschland“. Vielleicht können Sie sich das Blatt verschaffen.

Gestern hat Casimir Périer s. III/71/481 f. bis: *zu fühlen ist.* – S. 481 *die Renten, das zarte* im O recte: *die Rente, das zarte.* –

Dienstag d. 24. Jan. Ihren heutigen Brief kann ich nicht mehr beantworten, es ist zu spät. Sagen Sie dem Reinganum, die Vollmacht hätte ich immer noch nicht bekommen. Was der Notar dabei zu tun, war gleich am ersten Tage fertig; aber die verschiedenen Legalisationen

sind noch nicht bewirkt. Die Verzögerung kann mir doch nicht schaden? — Satan! Du ruinierst mich ja mit Deinen Abschriften! Das habe ich ja alle schon gelesen. — Adieu. Ich muß zum Notar! B.

[Der Nr. 25 ist ein kleines Doppelblatt beigeheftet, überschrieben: „*Kurzer Unterricht im Kopieren. Für die unteren Volksschulen. Von Ludwig Börne, Schreiblehrer am Gymnasium zu Frankfurt a. M.*“ Danach folgt eine Anleitung für die Abschrift anhand einiger Stellen aus den Pariser Briefen, deren Umgruppierung, die bei dieser Gelegenheit angeordnet wird, aus dem nachstehenden Passus hervorgeht.]

Beispiele zur Übung, aus den noch ungedruckten neuen Briefen aus Paris.

Nehmen Sie aus den früheren Briefen das, was ich über den Schneider *Staub* gesagt, in die neuen und setzen Sie an den passenden Orten folgende Stellen dazu.

„Hätte einer der andern großen Männer unseres Jahrhunderts diese erhabene Einfachheit wagen dürfen? Keiner; nicht einmal Robert. Denn läsen wir *Robert* auf einer Tafel, würden wir nicht wissen, ob es der Robert ist in „Robert oder der Mann wie er sein sollte“; oder der Robert im Liede „Noch einmal Robert, eh wir scheiden“; oder „Robert le Diable“; oder Robert, der Restaurateur im Palais Royal; oder Robert, Graf von Paris; oder der Koch Robert, der die Sauce Robert erfunden; oder Robert an der Oos, der nichts erfunden, der aber an der Spree einen großen Waldfrevel begangen. Liest man aber *Staub*, weiß jedermann sogleich, es ist der Schneidermeister Staub, ob es zwar viel Staub in Paris gibt. →

Mit diesem schönen Überrock s. III/79/584 f. bis: *Prügel bekommen.* – S. 584 *Lindner und Geheime Hofrat* im O recte: *Lindner und der Geheime Hofrat.* – *Ich hasse die Fürsten* im O recte: *Ich haßte die Fürsten.* –

Zur Seite dieser Staub- und Rockgeschichte schreiben Sie

folgendes: N. B. Diese Staubgeschichte ist in einem spätern Brief, einem aus der ersten Hälfte Januars, anzubringen.

Den Beitrag zum Sustentationsstand mit 12 fl. bezahlen Sie, wenn am 1. März Geld eingeht.

Soviel ich das flüchtig geschriebene Motto s. III/79/585 bis: *vernichtet werden.*

[— — —]. Von Schmitts Brief konnte ich Ihnen noch nichts schreiben; denn obzwar Wolf schon vor einigen Wochen bei mir war, hat er mir den Brief doch erst vor einigen Tagen gebracht. Ich danke ihm für sein freundliches Andenken. Dem jungen Wolf kann und brauche ich übrigens wenig dienen. Es fehlt ihm nicht an Bekannten. Unter uns gesagt, der junge Mensch ennuyiert mich. Er mag wohl ein guter Musiker sein, aber ein guter Kopf ist er schwerlich.

Mit der Suzett ihrem Briefe habe ich mich sehr gefreut. Suchen Sie doch zu erfahren, wer der Ziegler ist, von dem sie spricht. Was er studiert? Wer seine Eltern in Frankfurt? Ich habe meine eigenen Gründe und schon frühere Veranlassung, das zu erfahren. Wollen Sie auch gelegentlich den Dr. Reinganum *ausholen* (aber nicht geradezu fragen): was Dr. Eder für politische Gesinnungen habe. Ist der Herold in Frankfurt, oder wo hält er sich sonst auf?

Ende.

[Bis hierher reicht der Text des angegeb. kl. Doppelblattes.]

382.

Nr. 25 b *Paris, den 22.–28. Januar 1832*

Herings-Salat

s. III/74/523–561. – Die im folgenden zitierten mythologischen Namen sind von Alfred Stern (Börnes Werke · Historisch-kritische Ausgabe 1911–1913, Band 7) nach Jakob Grimm, Deutsche Mythologie, 2. Aufl. 1844 berichtigt und so in Bd. III der

vorliegenden Ausgabe übernommen worden. – S. 524 *Bestla* O und ED haben: *Belsta.* – *Bälthorn* im O und ED: *Bergthor.* – *Ymir's* im O und ED: *Imer's.* – *Audhumla* im O und ED: *Andumbia.* – *Heimdallr* im O und ED: *Heimball.* – S. 525 *und bittet Allerhöchstdieselben mit Allerhöchstdenselben* im O: *und bittet Allerhöchstdieselben mit Hochderselben.* – S. 527 *huldreichst beizuwohnen* im O nur: *beizuwohnen.* – S. 529 *Roberts europäisches Schauspiel* im O: *Roberts bestes Schauspiel.* – *im Gelehrtenvereine bemerkten* im O: *im Gelehrtenvereine erwidert.* – S. 530 *Ich habe den Namen* im O: *Ich habe den neuenNamen.* – S. 531 *dem etwa einer meiner Schutzbefohlenen / etwa* erst im ED. – *es ist ein gutes Beispiel / gutes* erst im ED. – S. 533 *haben es die alten Römer auch getan / auch* erst im ED. – S. 534 *Sonntagskind, erkennest nur* im O: *Sonntagskind, erkanntest nur.* – S. 536 *Hunger und Durst* im O: *Hunger und Frost.* – S. 538 *Mardochai* im O recte: *Mordochai.* – *Café Français Unter den Linden / Unter den Linden* erst im ED. – *hungern mußten* im O recte: *hungern müßten.* – *gegen Goethe zu schreiben* im O: *gegen Goethe zu sprechen. Aber sie wissen recht gut, daß ich ihn nicht geschrieben.* – S. 539 *verwirrt gemacht; daher kann* im O: *verwirrt gemacht; doch kann.* – *eures Schimpfwörterbuchs* erst im ED. – S. 541 *in der Dachkammer* im O: *in der kleinen Dachkammer.* – S. 542 *ein Verzeichnis* im O: *ein numeriertes Verzeichnis.* – *alleinigen Gegenwart öffnen* im O: *alleinigen Gegenwart von einem Bedienten öffnen.* – S. 543 *Grobe und schwere Talente* im O: *Große und schwere Talente.* – S. 544 *Mir brauchte er sie nicht erst zu geben* im O: *M i r gibt er sie nicht.* – S. 545 *Daß ihn dies gereut* im O: *Daß ihn dies jetzt gereut.* – *welchen erst die Knochen* im O: *welchen kaum erst die Knochen.* – S. 546 *um desto besser* im O: *nun desto besser.* – S. 548 *Skala auszudrücken* im O: *Skala anzudeuten.* – S. 549 *pulvis, sitis* im O: *pulvis, finis.* – *bei dem ersten deutschen Schullehrer* im O: *bei den ersten deutschen Schullehrern.* – S. 550 *Was hält euch ab* im O: *Was hielt euch ab.* – *inhaltloses Geschwätz* im O: *gehaltloses Geschwätz.* – *und wissen nicht, was* im O: *und wissen nicht mehr, was.* – S. 551 *den Hof kennen, an den sie* im O: *den Hof kennen, in dem sie.* – *aber ich fürchte, man duldet mich* im O: *aber ich fürchte, es geschieht.* – *Es ist aber ein*

geduldiges Volk im O recte: *Es ist eben ein geduldiges Volk.* – S. 552 *Ihr habt euch gegen mich, den Juden, ereifert* im O recte: *Ihr habt auch gegen mich, den Juden, geeifert.* – S. 553 *eine Kritik, die keine Antikritik* im O: *ein Kritiker, der keine Antikritik.* – S. 554 *Und jetzt hoffen sie* im O: *Und jetzt hofften sie.* – *ihrer himmlischen Allmacht rügen?* im O recte: *ihrer himmlischen Allmacht rächen?* – *der sie füttert, verehrend,* im O: *der sie füttert, als den Herrn der Welt verehrend.* – S. 555 *aus den Zeitungen ersehen* im O: *aus den Zeitungen erfahren.* – *warum sie gestorben* im O: *woran sie gestorben.* – S. 557 *ich würde das fort geduldig* im O recte: *ich würde das immerfort geduldig.* – S. 558 *Büffel, Buschklepper* im O: *Büffel, Bürzel, Buschklepper.* – S. 559 *Glockenschwengel, Grobiane* im O: *Glockenschwengel, Grindköpfe, Grobiane.* – Nach: *Hungerleider* folgt im O: *Hutzeln.* – *Kellerhunde* im O recte: *Kettenhunde.* – *Mastvieh, Maultrommeln* im O: *Mastvieh, Maulaffen, Maultrommeln.* – S. 560 *Quantitäten, Quappen,* im O: *Quantitäten, Quallen, Quappen.* – *Quarke* im O: *Quark.* – *Verjagte* im O recte: *Verzagte.* – S. 561 *jenen allen der einzelne* im O recte: *jener allen als der einzelne.* –

383.

Nr. 26
ad 24 *Paris, Samstag, d. 28. Jan. 1832*

Zuerst vom Wichtigsten. Wie können Sie daran zweifeln, daß ich noch immer mit der größten Pünktlichkeit morgens und abends die Strümpfe wechsle? Wäre ich auch niederträchtig genug, dieses zu versäumen, würde Conrad meine Pflichtvergessenheit nicht dulden. Mir die Strümpfe anziehen ist seine Lebensfreude, das Meisterstück seiner Kunst. Nichts gleicht seinem Glücke, wenn es ihm gelungen, die letzte Falte aus dem Strumpfe zu verbannen und ihn am Fuße so glatt anzulegen, daß zwischen Haut und Strumpf kein Floh durchkriechen kann. Mögen auch die Zehen darüber brechen, das kümmert ihn nicht. Glatt muß alles sein, mag die Welt

darüber untergehen. Dann streichelt er den Fuß und zieht mir die Hosen an. Aber auch wo ich frei und unabhängig bin, vernachlässige ich die Regeln der Reinlichkeit nicht. Noch keinen einzigen Tag habe ich versäumt, jeden Morgen Zahnpulver zu gebrauchen und nach dem Essen mir den Mund auszuspülen. Ganz im Ernste. Ich muß von Natur eigentlich gute Zähne haben. Denn die wenigen, die ich noch unverdorben besitze, haben durch die sorgfältige Pflege einen Glanz und eine Frische bekommen, die zum Erstaunen ist. Wäre ich nicht glücklicherweise ein Philosoph, dem keine Reue nahen darf, so würde es mir den größten Verdruß machen, daß ich durch eigene Schuld einen großen Teil meiner Zähne schon verloren habe, und die Hälfte der noch übrigen hohl und angefressen sind. Auch habe ich diesen Winter noch keine Zahnschmerzen gehabt. Aber dieses verdanke ich nicht bloß der Reinlichkeit, sondern dem Verfahren Oertels, das ich befolgte. Seit vielen Jahren hatte ich noch jeden Winter Zahnschmerzen und war genötigt, mir einen Zahn ausreißen zu lassen. Auch diesen Winter hatte ich schon vier- bis sechsmal leichte Anfälle von Zahnweh, die aber nie sehr heftig geworden sind. Sobald ich sie spürte, nahm ich einen Schwamm voll eiskaltem Wasser, wusch mir das Gesicht und hinter den Ohren, und nach fünf Minuten waren die Zahnschmerzen wie weggezaubert. Ich wollte, daß ich den Mut hätte, Oertels kalte Wasserkur allgemein anzuwenden; es würde mir gewiß guttun. Fragen Sie in Frankfurt einen Arzt, ob man bei Zahnschmerzen sich des kalten Wassers bedienen soll, wird er laut aufschreien. Und doch habe ich selbst schon mehrere Mal dessen Heilsamkeit erprobt. Die Anwendung des kalten Wassers in der Cholera hat sich überall heilsam gezeigt. Wie triumphiert aber auch Oertel! Er hat zwei Broschüren herausgegeben. Die eine heißt: *Victoria, Kaltwasser hat die Cholera besiegt*; die

andere: *Medizinische Böcke. Von Ärzten, welche sich für infallibele Herren über Leben und Tod halten, in der Cholera geschossen. XXXX – weniger – I Bocksdorf und Schussbach, Verlag Simon Treffer und Compagnie.* Auf dem Titelblatte steht ein großer Bock und auf beiden Seiten zwei Jäger, welche nach ihm schießen. Jetzt werden nun die Böcke aufgezählt: *erster* Bock, *zweiter* Bock, bis 39. Bock. Hätte der Mann soviel Witz als gesunden Menschenverstand, die Satire wäre köstlich geworden. Aber an Witz fehlt es freilich. [– – –].

Die Geschichte mit der Adresse der Kommis erzählen Sie lieber *nicht*; es ist ja doch nichts daraus geworden. Sie kamen später zu mir und sagten, da jetzt die Stände aufgelöst, wollten sie die Adresse auf später verschieben.

Es ist im Ernste nicht recht von Ihnen, daß Sie mir die alte Narrheit mit Ihrem Hierherkommen von neuem in den Kopf setzen. Sie tun es doch nicht. Ich bin schon glücklich genug, wenn Sie mir die Zusicherung geben, im nächsten Frühlinge mit mir zusammenzukommen, wo es auch sei. Ohne Sie könnte ich doch die Briefe nicht ordnen, ich würde dumme Streiche machen. Wenn es wirklich für mich Gefahr haben sollte, nach Deutschland zu kommen, so könnten wir ja in Basel zusammentreffen, wohin man von Frankfurt mit dem Eilwagen sehr bequem in 24 Stunden reist, und dort könnten wir uns einen hübschen Sommeraufenthalt in der Schweiz suchen. Wären Sie denn imstande, mit Janson nach Paris zu kommen? Es wäre himmlisch; aber einer Philisterin, wie Sie, traue ich so etwas [n]immer zu.

Wenn ich mich einmal nötigenfalles der Adresse von Rindskopf bediente, würde ich aber nicht auf die Adresse setzen für J. W. (dann sähe man ja doch, daß der Brief für Sie bestimmt); sondern ich würde Ihren Brief unter Kuvert *einschließen.* – Ich möchte wissen, *wann* Sie eigentlich meine Briefe bekommen, am 4ten oder am

5ten Tage, morgens oder abends, um wieviel Uhr? Ich erhalte die Ihrigen erst am 6ten Tage, mittags 12 Uhr.
Rothschild hat dem Papste s. III/72/482–491 bis: *Eierkuchen gegessen.* – S. 483 *médiatiseurs* im O: *médiateurs.* – *um viele Millionen* im O: *um einige hundert Millionen.* – *alte Regel* im O recte: *alle[s] Regel.* – *auf dem französischen Throne* im O: *auf den europäischen Thronen.* – S. 485 *sind die nämlichen* im O recte: *es sind die nämlichen.* – S. 488 *eines verblichenen Paradieses* im O: *eines verblühten Paradieses.* – *kämpft gegen hundert* im O: *kämpft gegen Tausende.* – *wird zurückgerufen* im O: *wird zurückberufen.* – S. 489 *es standen alle* im O: *er findet alle.* – *nur der einzige* im O: *nur den einzigen.* – S. 490 *Er geht* erst im ED. – *da die Fiber spannt* erst im ED. –

Montag d. 30. Jan. Ihren lieben langen Brief erhalten. Aber ich habe wenig Zeit mehr, und ich werde heute wieder genötigt sein, meinen Brief mit *Hurra* zu schließen. – Den Tabak von Strauss habe ich erhalten. – Der junge Wolf hat mir erzählt, Schmitt sehe sehr schlecht und abgemagert aus und erbreche sich oft. Ist das nicht ein böser Umstand? Ich hätte doch großen Verdruß, wenn dem Schmitt etwas Bedeutendes fehle. Durch Reis müßten Sie doch am besten erfahren können, wie sich die Sache verhält. Schreiben Sie mir etwas darüber.
Was auch von meinen Papieren mag verbrannt worden sein, ich glaube bestimmt zu wissen, daß sich in dem bezeichneten Kasten noch einige Dokumente vorfinden. Ich bitte, suchen Sie darnach. – Lachen Sie mich nicht aus und schelten Sie mich nicht: *ich mißtraue dem Dr. [. . .].* Nicht, daß ich etwas Böses von ihm wüßte, aber sein Charakter gefällt mir nicht. Das Gold ist sein Götze, dem er alles opfert; jetzt kömmt es nur auf den Zufall an, welche Opfer der Götze fordert. Ich überlasse es Ihnen, mein Mißtrauen zu berücksichtigen, soviel [Sie] es für gut finden. Fragen Sie aber nicht bloß Ihr Herz, fragen Sie auch Ihren Verstand dabei um Rat.

Wenn Ihnen das Abschreiben der Sachen von Heine, Beer etc. Umstände macht, unterlassen Sie es. Sollte ich es, was nicht wahrscheinlich, gebrauchen wollen, kann ich es ja immer später aus den Originalbriefen entnehmen. Aber das von Pittschaft, Robert und dergleichen, was noch folgen könnte, schreiben Sie ja ab. Ihre Bemerkungen darüber, die ich erwartet, sind zwar ganz richtig, aber ich werde mein Verfahren in meinem nächsten Briefe verteidigen. — Die Namen müssen Sie alle ausschreiben. Da, wo ich sie weggelassen und Striche setzen will, kann ich sie ja mit Leichtigkeit wieder ausstreichen.

Lassen Sie den Bunsen tausend-, ja zehntausendmal von mir grüßen, bitten Sie doch den Reis, daß er Ihnen den Bunsen vorstelle, küssen Sie ihn statt meiner (ich hätte bald geschrieben: statt m i c h) und danken Sie ihm s. III/72/491 f. bis: *als Lohn verlangte.*

Dem Sauerländer in Aarau habe ich noch nicht geschrieben. Das eilt nicht. — Bitten Sie doch den Strauss oder sonst einen, der sich dazu paßt, einmal, wenn er durch die Judengasse geht, mein elterliches Haus aufzusuchen. Es liegt, wenn man von der Bornheimerstraße kömmt, auf der linken Seite, ohngefähr in der Mitte der Straße und hat Nr. 118. Das Haus hat zwei große Türen, die durch einen breiten Pfosten getrennt werden. Wenn man in die erste Türe (von der Bornheimerstraße kommend) eintritt, ist rechts am Pfosten die Jahreszahl 1794 eingehauen, in jenem Jahre von mir oder einem meiner Brüder. Ich möchte wissen, ob die Inschrift noch leserlich, und ob auch ein Monatstag dabei steht? Daran knüpft sich eine Jugenderinnerung, von der ich vielleicht öffentlich sprechen werde. Darum möchte ich die Sache wissen.

Von den herrlichen Reden s. III/72/492 bis: *gut sein.* – Nach: *mitteilen werde* folgt im O: *(Aber in Extrabeilagen. Meine Briefe sollen dazu keinen Platz hergeben).* – [– – –].

Die Geschichte der Cornelius ist ja schrecklich. Die Bei-

spiele, daß Frauenzimmer mit einer Pistole geendet, sind höchst selten, ja fast unerhört. Sollte wirklich mystische Schwärmerei die Veranlassung gewesen sein?
Wie freue ich mich auf Jansons, *besonders, wenn sie mir etwas Schönes mitbringen.* Eine große Puppe sollen sie mir mitbringen, die schön sprechen und schreiben kann, aber viele orthographische Fehler macht; sie muß schön angezogen sein und sich jeden Morgen fünf Stunden waschen lassen. — Ich wüßte gern Näheres von dem, was Janson noch mehr für die Polen getan, damit, wenn er herkömmt, ich es meine bekannten Polen erzählen kann. — Ein schlechter Hamburger Maler ist hier, der die ausgezeichneten Polen zeichnet und lithographiert und gelegentlich auch mich. Ein Maul hat er mir gemacht, sieben Ellen breit, und ich sehe aus wie der leibhaftige Mephistopheles. Nein, so ein Teufelsgesicht ist mir noch gar nicht vorgekommen. Sie hätten Ihre Freude daran. — Ohne Hurra, wie ich sehe, werde ich doch nicht fertig. Also Hurra!

Baruch modo Börne.

384.

Nr. 27
ad 25 *Paris, Donnerstag, d. 2. Febr. 1832*

In dem letzten Heft s. III/73/492–503 bis: *Geschenke bringen.* – S. 492 *ein Stück von Lord Byron* im O recte: *ein Stück über Lord Byron.* – S. 494 *von meiner Ästhetik* im O: *von meinem Kunstsinn.* – S. 496 *und Königen* im O recte: *und den Königen.* – S. 497 *Lernen wir begreifen* im O: *Lernen Sie begreifen.* – *der Frechheit keine Milde* im O: *der Bosheit keine Milde.* – S. 498 *aber man muß Feinde / aber* erst im ED. – Nach: *Ich habe mir das gemerkt* folgt im O: *Ohne Rousseaus Kraft habe ich alle seine Schwächen, und ich habe nichts, es wieder gut zu machen, wenn ich, diesen Schwächen frönend, duldete und schwiege.* – S. 499 *ein Komet* im O: *ein furchtbarer Komet.* – S. 501 nach: *Festigkeit ausgedrückt* folgt im O: *und gleich dar-*

auf öffentlich verkündigt. – keine Preußen im O recte: *keene Preußen.* –

Samstag d. 4. Februar. Gestern abend, wo ich diesen Brief fortsetzen wollte, bin ich durch Polenbesuch gestört worden, und so werde ich heute wieder mit Hurra schließen müssen. Doch wenn Ihr Brief, den ich erwarte, etwas Dringendes enthält, werde ich wohl noch Zeit haben, das zu beantworten.
Der schöne Kulb ließ mir vor einigen Tagen sagen, er reise wie gestern oder heute nach Frankfurt zurück, und wenn ich ihm etwas zu besorgen hätte, möchte ich es ihm schicken. Nun brachte ich ihm gestern ein Päcktchen für Sie, fand ihn aber nicht zu Hause und mußte das Päcktchen, ohne ihn gesprochen zu haben, in seinem Hotel zurücklassen. Jetzt weiß ich nicht, ob er abreist. Das Päcktchen enthält den Cormenin, zwei Hefte der Revue Germanique und zwei Bände La Fontaines Fabeln, die ich früher schon besaß. Sie verlangten auch die Briefe eines Verstorbenen; aber das Paket wäre zu groß geworden. Wenn Hr. Strauss zurückreist, gebe ich es ihm mit. Unter dem Papiere, worin die Bücher eingewickelt, befinden sich zwei Blätter des *Entr'acte*, worin zwei mit Rotstift angestrichene Artikel ich Ihrer Aufmerksamkeit empfehle. Von dem einen, überschrieben *Marie-Louise*, brauchen Sie nicht mit mir zu sprechen. Doch um mir auf eine feine Art zu verstehen zu geben, daß Sie den Artikel gelesen, können Sie mir schreiben, Sie hätten ihn *nicht* gelesen. Sobald Sie es nicht gelesen, teilen Sie es der Pauline mit, die sich für ihre alte gute Freundin Marie-Louise wohl noch interessieren wird. Von dem zweiten Artikel, *Une histoire*, dürfen Sie mit mir sprechen.

Heine wurde neulich s. III/73/503 bis: *im Kerker.* – S. 503 *General Dubourg* im O und ED: *General Dufour.* Es handelt sich, wie Alfred Stern in Bd. 7 der hist.-krit. Ausgabe nach-

weist, um Frédéric Dubourg-Butler. – *vor dem Rathause* im O recte: *vor dem Stadthause.* –

Eben kömmt Ihr dreibeiniger Brief hergehinkt. Ich antworte darauf. Erstens sind Sie dumm. Sie berechnen gar nicht, daß zwischen jeder Beantwortung Ihrer Briefe 14 Tage verfließen, daß sich immer mein Brief auf Ihren vorletzten bezieht, und jetzt klagen Sie, wie heute, daß ich nicht alle Punkte Ihrer Briefe beantworte. Konnten Sie denn, als Sie Ihren heutigen Brief schrieben, schon Antwort haben auf Ihre Frage wegen der Art des Abschreibens? – Alles schreiben Sie ab, jedes Wort über Robert und Pittschaft. Sie fürchten, diese Herren möchten über Sie herfallen? Nun, Gott sei Dank, daß Sie wieder ein Lebenszeichen von sich geben. Ich dachte, Sie wären gestorben, weil Sie sich seit so lange nicht gefürchtet. Wie? Sie können ernstlich fürchten, der Mann der Robert würde über Sie herfallen. Das würde ja schon sie nicht dulden. Oder der Pittschaft? Glauben Sie mir, sie lassen mich künftig in Ruh. Und was vermöchten sie? Die Leidenschaft, die bessere Menschen erhebt, bringt die gemeinen gar herunter. Das bißchen Verstand, das meine Gegner noch hatten, wird ihnen die Leidenschaft vollends rauben. Meine liebe Sarah, seien Sie ruhig, und wenn Engel zu Ihnen kommen, lachen Sie nicht, das hat üble Folgen. – [– – –].

Auf Périers Ball s. III/73/503 bis: *sitzen.*

Über die Wiener Gedichte schreibe ich noch. Nachdem ich sie flüchtig gelesen, mußte ich sie wieder abgeben und habe sie seit wenigen Tagen erst zurückbekommen. Gegenwärtig bin ich noch mit dem Heringssalat beschäftigt. Das strengt mich nicht an; ich schreibe ja nicht zwei Briefe zu gleicher Zeit, mit beiden Händen und zwei Federn, sondern abwechselnd, und die Mühe wird dadurch nicht größer.

Noch einmal, schreiben Sie alles ab. Könnten Sie denn

niemand finden, der außer Strauss noch dabei helfe? Etwa die Fanny Ochs? Kann man sich aber auf deren Verschwiegenheit verlassen? Ich begreife nicht, warum Sie der Fanny nicht gradezu gesagt, daß ich dem Stiebel nicht antworten werde; und auch die Ursache? Das wäre am besten. Denn, wenn Stiebel gar nicht erführe, für welch einen erbärmlichen Menschen ich ihn halte, das [wäre] mir grade nicht recht. Doch tun Sie, was Sie für mich und sich selbst dabei für das Beste halten.
Außer Campe habe ich keinem gesagt, daß ich wieder Briefe schreibe, und Sie sollen es auch keinem erzählen. Daß es aber die Leute vermuten, kann nicht verhindert werden.
Meine schwarze Simonistin ist mit ihrem Vater wieder nach München gereist, und sie hatte nicht Zeit, mich zu bekehren. →

Bei dem Anlasse neulich s. III/73/504 f. bis: *enteilt.* – S. 504 *Waffen nun gegen* im O recte: *Waffen nur gegen.* –

Jetzt hurra!

B.

385.

Nr. 28
ad 26 *Paris, Dienstag, d. 7. Febr. 1832*

Vor einigen Tagen s. III/74/505–517 bis: *Vater nicht.* – S. 505 *doch jene andern, die* im O: *doch jene Menschen, die.* – S. 506 *einen Verbrecher hinrichten* im O: *Einen hinrichten.* – *ruhig und rettungsfroh* im O: *ruhig und vergnügt.* – S. 507 *doch wir rächen uns nicht* erst im ED. – *Auch ein Edelmann* im O: *Aber auch ein Edelmann.* – *nie gefunden* im O recte: *nie erfunden.* – S. 508 *einst der Bayard des Tugendbundes* erst im ED. – *gefesselt* im O: *gebunden.* – S. 509 *so vollständig* im O: *immer so vollständig.* – *sehr schwer* erst im ED wiederholt. – S. 513 *sechsunddreißig Fürsten* im O: *dreiunddreißig Fürsten.* – S. 515 *und die Bewegung* im O: *und die Übung.* – *den Weihrauch,*

den im O: *den Weihrauch verzehren, den.* – S. 517 *eine unheilbare Schwäche* im O: *eine heilbare Schwäche.* –

Donnerstag d. 9. Febr. Heute mittag bekomme ich Ihren Brief. Es geht mir immer damit wie mit dem Essen. Vor dem Essen bin ich hungrig, nach dem Essen bin ich satt, und zu beiden Zeiten habe ich keine Lust zu arbeiten. So habe ich auch an dem Tage, wo ich Ihren Brief erhalte, am wenigsten Lust zu schreiben. Ich wollte, der Teufel hätte mich geholt, ehe ich mich in Sie verliebt hätte; aber es geschieht mir nicht wieder.

Es erzählte mir jemand s. III/74/518 bis: *widerstehen.* – *künftig achtzehn Paare / künftig* erst im ED. –

Vielleicht kömmt bald ein gewisser Franckh zu Ihnen, ein guter Bekannter, der von hier nach Deutschland reist und dem ich Ihre Adresse gegeben. Er war früher Buchhändler in Stuttgart, hat sich mit einigem Gelde aus dem Geschäfte gezogen und lebt seit dem vorigen Sommer in Paris. Er ist ein wütender Jakobiner, spielt in der revolutionären Welt eine Rolle, *glaubt* aber eine große zu spielen. Seine Gegner nennen ihn hier aus Spott: *Die provisorische Regierung von Deutschland.* Er ist ein leidenschaftlicher Mensch, in der Leidenschaft roh, in der Ruhe ohne Bildung. Doch meint er es aufrichtig mit der guten Sache. Ihre und meine Gesinnungen brauchen Sie ihm nicht zu verhehlen. Aber, wenn Sie Geheimnisse besitzen, eigene oder meine, die teilen Sie ihm nicht mit. Auf mich hält er viel als treuen Bruder Jakobiner. Den Heine schlägt er gewiß noch einmal tot. Wenn er zu Ihnen kömmt, binden Sie sich einen dicken Schal um den Hals, denn er haut einem den Kopf ab, ehe man sich's versieht. Reden Sie vorher mit keinem von seiner Ankunft, auch, kömmt er an, nichts von seiner Anwesenheit. Ich begreife nicht, wie er es wagt, nach Deutschland zu reisen, denn er hat einen gefährlichen Namen,

als er verdient. [Vgl. III/74/518 von: *Wenn* *** bis: *Jakobiner!*]

In Preußen s. III/74/518–520 bis: *überläßt.* – S. 518 *das wäre etwas Himmlisches* im O: *es ist etwas Himmlisches.* – *Wappen tragen* im O recte: *Mappen tragen.* – S. 519 *Und hätte er wirklich ..... dürfen* erst im ED. – S. 520 *als hohnlächelnde Beweise vorzeigen* erst im ED. –

Ihr Brief bleibt lange! Mich hungert sehr.

Freitag d. 10. Februar.

Heute bin ich s. III/74/520 f. bis: *an die Vanille kam.* – S. 520 *schreibe ich Ihnen wieder / wieder* erst im ED. – S. 521 *Eine Art Wehmut* im O: *eine Wehmut.* –

Da ist er! Und ob ich zwar wenig Zeit mehr habe und Sie wollen, daß ich erst den folgenden Tag antworten soll, weiß ich als schlauer Diener doch, wo man seinem Herrn gehorchen soll oder nicht. Ich schicke heute den Brief ab. Was zu beantworten übrigbleibt, hat im nächsten auch noch Zeit. Es ist ja nicht so dringend. – Sie halten sich an das Schreibmuster, und lassen Sie mich ungeschoren.
Der Hiller kömmt anfangs April nach Frankfurt. Er will am Karfreitag-Konzert dort etwas von sich hören lassen. Dann eine Reise durch Deutschland machen, woran ihn aber die Cholera im Norden und Süden hindern wird. Es ist wahr, daß ich ihn weniger sehe als vorigen Winter. Er besucht mich nicht oft und gefällt mir lange nicht mehr so gut als sonst. Er ist anmaßend, unverschämt geworden. Es ging ihm wie vielen Deutschen, welche die Nebensache zur Hauptsache gemacht. Die französische Leichtigkeit ist bei ihnen zum Leichtsinn, das so notwendige und darum verzeihliche *Sich-Hervorstellen* zur Zudringlichkeit geworden, und wenn sie sich als die gemeinsten Scharlatane betragen, glauben sie, Leute von Welt, feine Pariser zu sein. So Hiller. Wenn er nach Deutschland kömmt und sich nicht besser beträgt, wird er wenigstens ausgelacht werden. Aber das

unter uns. [Vgl. III/74/521 f. von: *Es geht dem* *** bis: *Pariser zu sein.*]
Der Herings-Salat ist noch nicht fertig. Es gibt eine große Schüssel, und Sie werden Durst darauf bekommen. [Vgl. III/74/522].

An der *Deutschen Tribüne* s. III/74/522 bis: *verurteilt worden. – fehlen soll* im O recte: *fehlen sollte. – wofür der Redakteur zu* im O: *Aber der Redakteur ist darum zu.* –

Der Herr v. Haber verläßt mich eben und hat mich lange gestört. Er kömmt zuweilen, mich *auszuspionieren.* Er hält sich für gewaltig schlau. Aber ich schicke ihn heim.
Wenn Sie Platz in Ihrer Wohnung haben, ist es ja auf jeden Fall besser, daß Sie meine Bücherkasten zu sich nehmen. Aber haben Sie denn Platz auch für die Möbel? Es fällt mir eben ein, daß die Polizei-Papiere vielleicht in meinem Sekretär liegen. Auf jeden Fall sind allerlei Papiere darin. Es kann sein, daß ich mich mit dem Papier-Kasten geirrt. Früher hatte ich einen solchen. Adieu.
B.

386.

Nr. 29
ad 27 *Paris, Montag, d. 13. Febr. 1832*

Dem Herrn Strauss, der gestern nach Frankfurt gereist ist, habe ich für Sie mitgegeben: Die Briefe eines Verstorbenen, die Probeblätter der Tribüne, ein Zahnpulver und zwei Stück Seife, damit sich mein Aschenbrödel ein bißchen sauber macht, denn es wird bald ein Prinz kommen, der Sie heiratet. Der Kulb ist schon vor einigen Tagen abgereist, und wird wohl das Paket schon in Ihren Händen sein. Ich habe mit großer Freude erfahren, daß Leopold Bamberger die Mademoiselle Weissweiler heiratet, denn ich finde, daß es eine passende Partie ist. Odillon-Barrot hat sich aber sehr darüber ereifert und

sagte er, das wären die schönen Folgen von der französischen Intervention in Italien. Die Karlisten freuen sich natürlich darüber, weil sie voraussehen, daß jene Partie die Heilige Allianz stutzig machen und sie jetzt noch weniger geneigt sein wird, das Protokoll der Londoner Konferenz wegen Belgien zu ratifizieren. Wir wollen sehen.
Dem Sauerländer habe ich noch nicht geschrieben, ich tue es aber jetzt bald. Aus Faulheit habe ich es nicht unterlassen, aber es eilt gar nicht. Ich habe Ihnen ja schon geschrieben, daß ich dem Sauerländer mein Buch nicht zum Verlage antragen werde, sondern ich werde bloß davon sprechen, es auf meine Kosten bei ihm drukken zu lassen. Ob er mir dann selbst mit Anträgen entgegenkömmt, muß ich abwarten. Von langen Unterhandlungen kann künftig zwischen mir und einem Buchhändler nicht mehr die Rede sein, denn ich werde von meinen einmal gemachten Forderungen nicht um ein Haarbreit abgehen. Es kann mir diesmal mit dem Verkaufe der Briefe sehr schlimm gehen. Die Buchhändler werden angst sein, nicht sowohl es in Verlag zu nehmen, als es zu verkaufen. Wer weiß, was bis dahin der tyrannische Bundestag noch für Gesetze gegen den Verkauf verbotener Bücher geben wird.
Wo haben Sie Freinsheim gesprochen? Ich erinnere mich nicht mehr, ob der liberal ist oder nicht. Haben sie von meinem Buche mit Ihnen gesprochen? – Die Quittung werde ich Ihnen im nächsten Briefe schicken. Sie können sie ja doch nicht früher als den 5. März präsentieren.
Gott weiß, wo der 8te Band bleibt. Meine Freiexemplare habe ich auch noch nicht erhalten. – Die spätern Exemplare der Briefe, welche an hiesige Buchhändler geschickt worden, sind von der neuen Auflage. Man erkennt sie am schlechten Druck. Papier und das Äußere sonst ist ganz gleich.

Ich las kürzlich s. III/75/562 bis: *Prügelei.*

In dem *Morgenblatte* stehen *Xenien* von *Menzel* auf mich, auf *Heine* und andere. Ich habe das Blatt nicht bekommen können und sie also nicht gelesen. Wenn Sie sie zu Gesicht bekommen, und es sich der Mühe lohnt, schreiben Sie mir sie ab.

Der Mädchenverein s. III/75/562 f. bis: *nimmermehr.* – S. 562 *hochgeprüften* im O recte: *hartgeprüften.* – Nach: *darin lesen* folgt im O: *Sollte es nicht sein, werde ich Ihnen später eine Abschrift davon schicken.* – S. 563 *gegen Tyrannei* im O: *gegen die Tyrannei.* –

Der Dr. Riesser im Hamburg hat eine Broschüre zu meiner Verteidigung geschrieben. Wenn Sie es lesen, schreiben Sie mir etwas davon.

Habe ich Ihnen nicht schon früher von dem Stück *Les Polonais* geschrieben, das ich bei Franconi gesehen? Sollte ich es vergessen haben, will ich es nachholen.

Der Dr. Gartenhof s. III/75/563–565 bis: *Wege.* – S. 564 *feine Sitte* im O: *freie Sitte.* – →

Könnten Sie in Frankfurt in Ihrem Kreise nicht auch dafür wirken? Die Sache ist so leicht, die Beiträge können so gering sein! 24 bis 30 kr. monatlich können viele geben. Die Namen der Mitglieder der Assoziation werden in der *Tribüne* gedruckt. Wer aber wünscht, unbekannt zu bleiben, dem wird es auch bewilligt. Könnte der Strauss nicht Unterschriften sammeln? Es ist dabei weiter nichts zu tun als einen Bogen Papier zu nehmen und oben darauf zu schreiben: „Die Unterzeichneten treten der Deutschen National-Assoziation, die sich zur Verteidigung der Pressfreiheit gebildet, bei und leisten den angegebenen monatlichen Geldbeitrag.“ Eine deutliche Abschrift der Liste mit dem ersten Monate der Beiträge wird nach *Zweibrücken* an den Deputierten *Schüler* geschickt. Wenn der Strauss eine solche Liste zusammenbringt, soll er mir es aber vorher schreiben, ehe

er sie abschickt, damit ich ihm den Entwurf eines Briefes aufsetzen kann, mit welchem die Einsendung begleitet werden soll. Er darf sich aber durch keinen *Chuchem* [Chuschem?] abwendig machen lassen. Es wäre gut, wenn die Liste nur Juden enthielte. Ich sage Ihnen, *so deutlich als ich es dem Papiere anvertrauen darf*, es ist die höchste Zeit, daß die Juden etwas tun für die allgemeine Sache des Vaterlandes. Man will ihnen bei der neuen Organisation Deutschlands ganz gleiche Rechte mit allen Deutschen geben; wenn sie sich aber lau, furchtsam oder gar feindselig zeigen, werden die Lenker der Dinge auch bei dem besten Willen nicht imstande sein, die Meinung des Volks, die den Juden entgegen ist, günstig zu stimmen. Sie mögen das jedem sagen, dem zu wissen das gut ist.

Der Heine ist ein verlorener Mensch. Ich kenne keinen, der verächtlicher wäre. Nicht die Verachtung, die sich mit dem Hasse paart, kann man gegen ihn hegen, sondern die Verachtung, die sich mit Bedauern verbindet. Meine Briefe aus Paris haben ihn zugrunde gerichtet. Von nichts getrieben als von der Eitelkeit, von nichts angezogen als von der Hoffnung, Aufsehen zu machen, haben ihm meine Briefe die liberale Schriftstellerei ganz verleidet, weil er verzweifelt, mehr Lärm zu machen als ich. Er hat den schlechten Judencharakter, ist ganz ohne Gemüt und liebt nichts und glaubt nichts. Seine Feigheit würde man keinem Weibe verzeihen. Neulich schrieb er einmal einen Artikel in der *Allgemeinen Zeitung*, worin er Louis-Philippe sehr verächtlich behandelte. Dieser Artikel wurde in einem der hiesigen revolutionären Blätter übersetzt und das Blatt in Beschlag genommen. Jetzt hätten Sie nur Heines Todesangst sehen wollen, bei der Untersuchung möchte auch er in Anspruch genommen werden. Und doch ließ ihn seine Eitelkeit nicht schweigen, und er erzählte überall, daß der Artikel von ihm sei, was man

ohne sein Geständnis gar nicht ersehen hätte. Es ist ihm nur wohl, wenn er mit Menschen zusammen ist, die er unter sich fühlt; meine Gegenwart drückt ihn ganz zu Boden. Auch meidet er mich, so viel er kann. Er hängt sich an das schlechteste Volk, geht mit bekannten Spionen um, macht den Zuträger und das ganz gewiß für Geld! Er ist so lüderlich, daß er nur ein einziges Paar Stiefel hat, wie er mir gestern selbst sagte, die jetzt zerrissen sind, so daß er nicht weiß, was er machen soll. Neulich schrieb er einen zweiten Artikel in der *Allgemeinen Zeitung*, worin er sagte: er sei *aus Neigung ein guter Royalist*. Und so ist es auch. Seine ganze Natur und Geistesrichtung, seine Lüderlichkeit, seine Nervenschwäche und weibische Eitelkeit macht ihn zum gebornen Aristokraten. Er macht kein Geheimnis daraus, daß er sich bei Preußen einzuschmeichlen sucht. Auch weiß man es dort. In meinem Herings-Salat (den ich acht Tage liegen lassen, aber jetzt bald endigen werde) habe ich 2 Artikel aus Berliner Berichten, die Heine betreffen, mitgeteilt, und daraus werden Sie sehen, wie man es darauf angelegt, ihn durch die gröbsten Schmeicheleien in die schlechte Partei hinüberzuziehen. Es gibt doch für einen Mann keinen größern Fluch als Charakterschwäche. Man kann in jeder Partei ein achtungswerter Mann sein, und Heine könnte durch seine Talente die Zierde jeder Partei sein, hätte er nur die Kraft, irgendein Interesse ganz zu umfassen. Aber da schwankt er immer von einer zur andern, wird auf beiden Seiten als feiger Flüchtling verachtet und wird auf beiden Seiten Prügel bekommen, was ich ihm schon oft vorhergesagt.

Der Mensch, der mich so garstig gezeichnet, ist ein armer Jude, der etwas damit verdienen will. Ich konnte es ihm daher nicht abschlagen.

Darf ich denn jetzt schon von unserer Zusammenkunft im Frühlinge sprechen? Ich glaube wirklich nicht, daß

ich wagen darf, nach Deutschland zu kommen. Also nach der Schweiz. Und Sie kämen wirklich nach Basel, mit Ochs? Wann reist denn der Ochs? Das müssen Sie ja jetzt schon wissen. Aber seien Sie nur nicht angst, ich übereile Sie nicht wie das vorige Mal, ich will mich sehr gut aufführen und in Basel ganz geduldig Lebkuchen essen, bis Sie kommen. Können Sie aber vertragen, 26 Stunden hintereinander auf dem Eilwagen zu reisen und eine Nacht durch? Welches Frauenzimmer werden Sie mitnehmen. Wieder die Marie? Das wäre mir recht. Ach, ich kann es nicht erwarten, bis ich wieder des Morgens an Ihr Schlafzimmer klopfe, mich dann von Ihnen verführen lasse, ein bißchen Kaffee zu trinken und mittags auf das schlechte Essen zu schimpfen. Das ist nun meine größte Seligkeit. Wenn Sie die Marie wieder als Gesellschafterin mitnehmen, ist wieder an die unglückselige Cholera zu denken, die uns schon voriges Jahr so viele Sorgen gemacht. Diesen Frühling oder Sommer kömmt sie gewiß nach Kassel. Wird dann die Marie nicht zurück wollen, oder würde sie, da man die große Angst vor der Cholera verloren, jetzt ruhiger sein? Doch müßte das vorher ausgemacht werden. Nach Paris sollen Sie nicht kommen, auch nicht, wenn Sie Geld gewinnen, außer Sie müßten hier bleiben wollen, bis wir zusammen wegreisen. Ich bin sehr neugierig, ob Sie sich gut konserviert haben. Über meine Zähne werden Sie erstaunen.

Dienstag d. 16. Febr. Heute geht der Brief ab, und ich habe noch nicht eine Seite herunter. Diesesmal werden muntere Worte und Hurras nötig sein. Seit drei Tagen war ich aber auch dumm und faul, und das kömmt bloß vom viehischen Essen. Ich gehe jetzt viel spazieren, und davon bekomme ich starken Appetit, und da esse ich viel und davon werde ich dumm. Ich will mich aber bessern. Sie aber schreiben mir gewiß: essen Sie lieber so viel Sie

vertragen können und Ihnen schmeckt, und arbeiten Sie lieber nichts.
Ich brenne vor Begierde auf Ihren heutigen Brief, und ob Sie mir die wichtige Nachricht bestätigen werden, welche die heutige Zeitung enthält, daß in Kassel und Hanau eine *Militär-Revolution* gewesen. O wie will ich jubeln, wenn diese letzte Stütze der Tyrannei kracht.
Die offizielle Nachricht ist eingegangen, daß die Cholera in London ausgebrochen ist. Jetzt kömmt sie gewiß auch sehr bald hierher, und das könnte meine Abreise nach der Schweiz beschleunigen, worauf ich Sie jetzt schon vorbereite. Sobald ich erfahre, daß die Cholera an der französischen Küste ist, verlasse ich Paris. Die Krankheit wird hier bestimmt schlimmer als irgendwo. Die Unreinlichkeit, die Armut, die heillos schlechten Medizinalanstalten lassen das mit Sicherheit erwarten. Dazu kömmt für den Fremden die eintretende Teuerung und Prellerei in vielen Dingen.
Die Geschichte mit dem Dr. Stiebel und dem dummen Briefe, den er mir geschrieben, ist mir immer noch ein Rätsel. Was war seine Absicht dabei? Ist er denn so dumm und kennt er mich so wenig, daß er erwarten durfte, ich würde auf einige Zeilen von ihm meine Grundsätze verleugnen und mich *entschuldigen*? Und wenn ich auch schlecht genug dazu wäre, welchen Vorteil hätte ich denn dabei, welchen Vorteil hat er mir angeboten? Ich begreife es nicht. Könnten Sie nicht mit der Fanny Ochs davon sprechen und sie auszuholen suchen? Auf mich haben Sie dabei gar keine Rücksicht zu nehmen, ich fürchte mich vor Stiebel so wenig als vor seinen Protecteurs. Überlegen Sie bloß, ob es Ihnen nicht schadet. Sie sollten der Fanny den Brief des St. vorlesen und was ich Ihnen darüber geschrieben. Sie wird schon klug genug sein, dem Stiebel nur das wieder zu sagen, was gut ist. Vielleicht hören Sie etwas von ihr. Sollte denn der St. ein

größerer Narr sein, als ich mir vorstelle? — Es ist schade, daß Sie die Speier nicht besuchen. Sie hätten dort manches Interessante von mir gehört. Sie müssen mehr spionieren.

Ich gehe heute abend s. III/75/565 bis: *genau kennt.*

Auf die interessanten Sachen, die Sie mir heute geschrieben, habe ich schwerlich Zeit, umständlich zu antworten. Was übrigbleibt, für das nächste Mal. — Über das Geld in Nassau weiß ich nicht zu raten. An Krieg zwischen Fürsten glaube ich weniger fest als früher. Aber Bürgerkriege auch in Deutschland sind wahrscheinlich. Wo gibt es aber dann einen Ort, eine Kasse, wo Geld sicher wäre? Ich bin freilich nicht ohne Angst für mein Geld; aber an jedem andern Orte hätte ich die nämliche Furcht. Warum also das Verhältnis ändern. Indessen rate ich hierin keinem andern als mir selbst. Reden Sie doch einmal mit dem Dr. Goldschmidt darüber.

Ich werde von jetzt an größer schreiben. — Für Ihren Paß sorgen Sie bald, wenn auch nicht gleich. Nach Frankreich und der Schweiz. Sehen Sie, daß Sie für mich auch einen bekommen, da meiner abgelaufen. Aber wahrscheinlich bekomme ich keinen. — Dem *Janson* geben Sie *nichts* mit. Ich will noch warten. — Für die Zeitungen danke ich; ich kann sie aber vor dem Schlusse meines Briefes nicht lesen. Über den Inhalt in meinem nächsten. — Die Soirée bei Schmitt muß ja sehr interessant gewesen sein. Die *junge* Frau hätte ich sehen mögen. Wie war sie denn angezogen? Der Schmitt hat sich brav benommen gegen Elsholz. Der war früher preußischer Offizier, ist ein Adliger und ist gewiß preußischer Spion. →

Man muß jetzt s. III/75/565 bis: *ein Sieg.*

Der [. . .] ist ein verfluchter Aristokrat; dafür kenne ich ihn schon lange, man muß sich vor ihm in acht nehmen. Für den Rothschild macht er den Spion, und vor einigen Jahren schickte ihn dieser auf seine Kosten

nach Kassel, um dort durch Spohr und andere Verbindungen zu erfahren, was am kurfürstlichen Hofe vorgeht. Sagen Sie das dem Schmitt. –

Es ist schön s. III/75/565 bis: *stattgefunden haben!*

Ich muß jetzt schließen. Nächstens mehr. Adieu junge Frau.

B.

387.

Nr. 30

ad 28 *Paris, Sonntag, d. 19. Febr. 1832*

Sie schrieben mir in Ihrem letzten Briefe von einem Manne, der vielleicht bloß, weil er *harthörig* gewesen, den Zuruf der Maut nicht verstanden und darum ganz jämmerlich erschossen wurde, und bei der Gelegenheit von einem Anfalle Ihrer *Furcht.* Ich dachte anfänglich an gar nichts, als ich das las; erst später fiel mir ein, ob Sie nicht etwa dabei an *mich* gedacht und angst geworden, ich möchte bei einer ähnlichen Gelegenheit, weil ich harthörig bin, auch totgeschossen werden. Hi, hi, hi, hi, hi, hi! ha, ha, ha, ha, ha! he, he, he, he, he! ho, ho, ho, ho, ho! hu, hu, hu, hu, hu! O wie muß ich lachen! Nun Gott sei Dank, Sie leben noch. Ich werde, wenn ich an eine deutsche Maut vorbeikomme, einen Haarbeutel anhängen. So gaben vor der Revolution die tauben Menschen in Paris ihre Taubheit zu erkennen, damit sie nicht überfahren wurden. Hi, hi, hi, hi, hi! O Bobeline! O Gräfin Plater!

Der Dr. Stiebel gibt mir immer noch zum Nachdenken. Warum hat der Pfarrer Kirchner, der doch selbst kein Tugendheld ist, von ihm gesagt: er sei ein *versunkener* Mensch? Zu wem hat er das gesagt? Was wirft man dem Stiebel vor? Was traut man ihm zu? Sie sind aber auch zu gar nichts Ehrlichem zu gebrauchen. Die Pauline

hätte mir das schon längst ausspioniert. Warum gehen Sie nicht zur Dr. Reis, die den Stiebel nicht leiden kann, und wo Sie alles erfahren würden? Mir liegt daran. Es ist eine Zeit, wo alles unter eine der beiden Fahnen freiwillig tritt oder geworben wird, und man muß darum seine Feinde und seine Freunde kennen. Wenn Sie nicht besser spionieren, werden Sie verabschiedet.

Seitdem die Cholera in London ist, werden die Leute auch hier ängstlich, und man liest täglich in den Zeitungen von Cholerafällen. Es fand sich aber bis jetzt noch immer, daß die Nachricht entweder falsch war, oder daß es von den einzelnen Cholerafällen gewesen, die hier wie überall zu jeder Zeit manchmal vorkommen. Indessen lange wird sie nicht ausbleiben, da man in Rücksicht auf die freundschaftlichen politischen Verhältnisse in welchen man zu England steht, sich zu keiner den Handel beschränkenden Quarantäne entschließen wird. Ich werde mich reisefertig machen, denn wenn die Cholera einmal hier ist, müßte ich an der Schweizergrenze Quarantäne halten. Ich gehe bestimmt nach Basel. →

Alle Deutsche hier s. III/76/565 f. bis: *zu fallen.* →

Sagen Sie in Frankfurt *niemand*, daß ich nach der Schweiz gehe. Sagen Sie, wenn Sie je davon reden müßten, ich ginge nach Straßburg und würde von dort aus bei der badischen Regierung anfragen, ob ich nach Baden kommen dürfte.

Die Frankfurter Jahrbücher s. III/76/566–573 bis: *sein Untertan.* – S. 566 *Die Frankfurter Jahrbücher haben* im O: *Das Blatt der Frankfurter Jahrbücher hat.* – Nach: *Morgendämmerung sein* folgt im O: *Freilich wird Hr. v. Münch-Bellinghausen, der Hausknecht des Deutschen Bundes, die Frankfurter Fensterladen bald wieder zuschließen – doch warten wir ab, ob es gewagt wird.* – *alle gut geschrieben* im O: *alle sehr gut geschrieben.* – S. 567 *die Richter lächelten* im O: *der Richter lächelten.* S. 568 nach: „*Baounhd!!!*“ folgt im O: *ou le manteau d'un sous-lieutenant.* – Dr. *** im O: *Der Dr. Donndorf.* –

S. 569 *** im O jeweils: *Donndorf.* – *sie könnten einen jeden beliebigen Ruf* im O recte: *sie könnten einem jeden beliebigen Ruf.* – S. 570 *sie die Revolution* im O: *sie gleich die Revolution.* – *Judasse von Minister* im O recte: *Judasse von Ministern.* – *Ich kann es nicht verantworten* im O recte: *Ich kann es nicht erwarten.* – S. 571 *der sehr edlen Leidenschaftlichkeit* im O: *der edlen Leidenschaftlichkeit.* – *gar nichts Vernünftigeres tun* im O recte: *gar nichts Vernünftiges tun.* – *nicht vernünftig werden* im O: *nicht vernünftig sein.* – S. 572 *Der eigentliche Verfasser jener* im O: *Der eigentliche Verfasser aber jener.* – *der Fuß der Tyrannei* im O: *der Fuß der Tyrannen.* – *Welcker hat* im O: *Der Hr. Welcker hat.* – *wem zeigen:* im O nur: *wem?* – S. 573 *Großer Gott* im O: *Gerechter Gott.*

Wenn ich von hier abreise, muß ich für den Fall, daß Briefe an mich ankämen, meine Adresse zurücklassen. Welche aber, weiß ich wahrhaftig nicht, da ich nicht bestimmen kann, wohin ich gehe. Könnte ich nicht meine Briefe nach Frankfurt adressieren lassen? Aber die Post hier, die würde nicht eine von mir angegebene Adresse — etwa Ihre — auf den Brief setzen, denn das sind zu viele Umstände; sondern bloß den Ort Frankfurt. Wenn nun Briefe unter meinem Namen nach Frankfurt kämen, können Sie die Einrichtung treffen, daß Sie sie bekommen? Antworten Sie mir darauf.

Mittwoch d. 22. Febr. Ich muß Ihnen doch wieder ein kleines Muster geben, wie mich Conrad beim Auskleiden abends unterhält. Gestern abend erzählte er mir und konnte es vor Lachen kaum herausbringen: „Wie ich zum Dr. Donndorf ging, rief ein Frauenzimmer hinter mir: Pst! Pst! Dann kam sie zu mir und sagte: vous ne me *connez* pas? Ich: non. Vous ne *connez* pas *de* mademoiselle Antoinette? Ich sagte non. Darauf sagte sie: J'en suis bien fâchée und ging fort.“ Was er von der Sache denken soll, weiß er wirklich nicht. Von seiner Unschuld kömmt auch wahrscheinlich seine Dummheit. Vor eini-

gen Tagen ließ sich der Sattler Stiebel mit seiner Frau und Dr. Haas [?] zum Tee bei mir ansagen. Ich wollte der Madame Stiebel, die eine Liebhaberin von Eis ist, eine angenehme Überraschung machen und ging ins Vorzimmer und sagte dem Conrad, er soll 4 Gläser Eis holen. Nach einer Viertelstunde kam er herein und fragte mich, ob er den Tee wegräumen solle? Ich sagte: es hätte nichts zu eilen. Nach einiger Zeit kam er wieder herein und legte Holz im Kamin. Ich genierte mich, von dem Eis zu sprechen, da es aber so lange dauerte, mußte ich dem Conrad laut sagen, er solle das Eis holen. Er antwortete: er hätte es schon geholt. Warum er es denn nicht hereingebracht? Er hätte geglaubt, er solle warten, bis der Tee wegwäre. Als nun das Eis hereinkam, war es ganz zerschmolzen! So geht es einem, wenn man keine Frau hat.

In einem deutschen Blatte s. III/76/573 f. bis: *das Kreuz!*

Auf Ihren heutigen Brief folgendes. Daß Sie mich anbeten, wundert mich gar nicht. Dieses Schicksal haben alle Frauenzimmer. Aber beweisen Sie mir Ihre Liebe, und kommen Sie so bald als möglich. Ich freue mich sehr auf die Abreise, besonders, da ich jetzt einen neuen Teil Frankreichs und die Schweiz kennenlerne. Der alte langweilige Weg nach Deutschland hat mich immer mit Schrecken erfüllt, sooft ich nur daran dachte.

Es scheint, Sie glauben, daß Sie mir früher schon von Paulinens Briefe an Lafayette etwas geschrieben, weil Sie mir die Sache nicht vollständig erzählen. Es ist aber das erste Mal, daß Sie mit mir von der Sache sprechen.

Wenn Sie meine Lithographie nicht selbst brauchen, schicken Sie mir sie durch Janson. Ich will sie hier jemand schenken. Ich hätte sie der Malibran gegeben, aber die ist nach Belgien, um dort in die Wochen zu kommen. Ich gebe sie der Prinzessin Adelaïde, des Königs Schwester, welcher ich sie versprochen. Das ist ein *Oos*!

Der Pfeilschifter ist bei dem Postpersonal verhaßt. Der Ertrag der Postzeitung gehört den Postbeamten, und seit sie der Pfeilschifter schreibt, den man ihnen durch Metternichs Protektion aufgedrungen, hat das Blatt die Hälfte seiner Abonnenten verloren. Die Postbeamten haben also großen Schaden durch Pfeilschifter. Daher der Zorn. Sonst, als Katholiken und Fürstlich-Thurn-und-Taxische Staatsdiener, möchten sie nicht so ehrliche und liberale Männer sein.

Wie können Sie nur so dumm sein — nehmen Sie mir es nicht übel, aber das ist meine Art, wie ich mit allen Frauenzimmern spreche, die mich anbeten — und fragen, wer mit Rothschild recht habe, ich oder der Temps? In den *Temps* kann man für Geld alles hineinbringen. — Freilich hat der Robert den Artikel im *Morgenblatte* gegen mich geschrieben. Das haben andere, die seine Art kennen (wie Heine) auch erkannt. Und wenn auch nicht, was läge daran? Hat der Schurke die Züchtigung nicht ohnedies verdient? Daß er gegen mich geschrieben, war ja nicht der Grund, es war nur der Vorwand, ihn zu züchtigen.

Der Stiebel ist ein Narr und ein Schuft. Das ist ausgemacht, und lassen wir es dabei bewenden. Und er ist nicht oberflächlich wie ich, er ist ein gründlicher Narr und Schuft.

Guter Gott, ich schriebe gern an Schmitt, wenn ich nur Zeit hätte. Ich habe außer Ihnen auch noch an manchen andern zu schreiben. Übrigens gibt mir sein Brief zu gar keiner Antwort Stoff. Wenn ich von Paris weg bin, schreibe ich ihm gewiß.

Was? Sie wollen, um mir Porto zu sparen, kein Couvert gebrauchen, also mir eine Seite weniger schreiben? Sie sind nicht klug, Anbeterin. Ich, der eine Million reich bin und einen so kostbaren Überrock habe!

Sobald ich Paris verlassen und meine Briefe in Ordnung

gebracht, schreibe ich für die *Tribüne* und unentgeltlich. Wenigstens werde ich nichts dafür fordern.
Ich habe Ihnen zwei Blätter vom Entr'acte geschickt, und in dem einen Blatte steht *une histoire.* Ich weiß das ganz gewiß. Oder hat vielleicht Ganymed das Paket aufgemacht und ein Blatt verloren? Dann soll Ganymed die Misemeschine kriegen.
Eben kömmt ein Besuch, der mir aber willkommen ist. Was sind Sie geprellt durch mein *Größerschreiben,* das Sie verlangt haben. Wenigstens ein Drittel Seite weniger bekommen Sie jetzt. Da wird Ihre Anbetung etwas kleiner werden. – Ich habe dem jungen Demagogen, der eben auf meinem Sofa sitzt, zwar einige Zeitungen zum Lesen gegeben, daß ich weiterschreiben kann. Indessen stört mich seine Gegenwart doch, und ich muß schließen. – Ich bitte Sie, schonen Sie nur meine Möbel gut. Sollten Sie nicht jemand haben, der sie alle Tage putzt? Die Kosten will ich gern tragen. – Adieu, junge interessante Frau, Bobeline, angebetete Anbeterin. Auch ohne hurra der Ihrige.

B.

388.

Nr. 31
ad 29 *Paris, Sonntag, d. 26. Febr. 1832*

Der deutsche Bund s. III/77/574 f. bis: *Mund verziehen.* – S. 574 *Die Polen haben begriffen* im O: *Die Polen haben schnell begriffen.* –

Mit Entzücken habe ich heute so unerwartet einen Brief von Ihnen bekommen. Was das wohltut! Auch habe ich o tanti palpiti gesungen. Ich hatte Ihnen zwar verboten, mir am Sonntage zu schreiben; doch das eine Mal noch will ich es Ihnen verzeihen.
An dem Strauss habe ich meine große Freude. Der hat Feuer; hätten wir nur viele solche! Ich werde ihm in ganz

wenigen Tagen den Brief nach Zweibrücken schicken. Diesen Brief muß *er allein* unterschreiben. Auch wenn die andern mitunterzeichnen wollen, wäre das nicht passend. Er spricht in dem Namen aller. Die Abschrift der Liste wird mitgeschickt. Diese Namen kommen natürlich in die *Tribüne*. Doch wenn einer ängstlich ist, braucht er nur mit Buchstaben oder mit einem Motto zu unterzeichnen. Ich werde einige Mottos zur Auswahl mitschicken. Das Geld für den Monat Februar muß zugleich mitabgesendet werden, bar oder durch Wechsel: an Herrn *Schüler*, *Deputierten* in *Zweibrücken*. Ob die Leute viel oder wenig unterschreiben, darauf kömmt es nicht an. Jeder nach seinem Vermögen. Ich werde in dem Briefe sagen, daß die Liste aus lauter Juden besteht, und bemerken, was dabei zu bemerken ist. Er soll auch suchen, jüdische Frauenzimmer zu bekommen. Er muß ihnen vorstellen, das sei das einzige Mittel, die *Heiratsfreiheit* (woran ihnen wohl mehr als an der Preßfreiheit liegt) zu gewinnen. [Vgl. III/77/575 von: *Haben* bis: *tun Sie das.*] Von dem Briefe soll er den Subskribenten gar nichts sagen, sie brauchen gar nichts davon zu wissen. Ist er gedruckt, werden sie schon damit zufrieden sein. Auch später soll er nicht sagen, daß ich den Brief gemacht. Es tut mehr Wirkung, wenn man glaubt, er wäre von einem andern. Unterdessen, bis mein Brief kömmt, soll er nur fortfahren, Unterschriften zu sammeln, daß die Liste so groß als möglich werde.

Von Sauerländer in Aarau habe ich heute Antwort bekommen. Ich sprach natürlich nur davon, daß ich meine Briefe auf meine Kosten bei ihm wolle drucken lassen, und erwartete, er würde mir Anträge zum Selbstverlage machen. Aber nicht allein das hat er nicht getan, sondern er will es nicht einmal drucken. Er sagt: er habe mit seinen eignen Verlagsartikeln so viel zu drucken, daß er selbst fremde Druckereien brauchen müsse und seine

eigne nicht zureiche. Das mag nun wohl kein Vorwand sein, denn er hat wirklich viel zu drucken. Aber der Sauerländer, der übrigens als einer der ärgsten Buchhändler-Schufte bekannt ist, zeigt sich in seinem Briefe als ein arger Philister, wie alle Schweizer sind. Alle Schweizer sind Frankfurter im schlimmsten Sinne des Wortes. – In Zweibrücken könnte ich das Buch am besten drucken lassen, aber der dortige Buchhändler, wie ich aus den Reden des *Savoye* höre, hat kein Geld, auch hat er in der Buchhändlerwelt keinen Namen. Wenn ich pekuniäre Vorteile von dem Buche erwarte, wird es mir schlimm gehen. Viele sind ängstlich wegen des Verbots oder stellen sich doch so an, um wenig zu bezahlen. Denn das Verbot nützt eigentlich. Sauerländer schreibt mir, er habe kein Exemplar mehr, denn wegen des Verbots sei der Vorrat schnell aufgekauft worden. Daß der *Kemmitzer* [?] weiß, daß ich 200 fr. für den Bogen fordere, das kömmt gewiß von Campe. Dieser macht das bekannt, weil es ihn in Mißkredit setzt, daß ich die Fortsetzung nicht bei ihm erscheinen lasse, und vielleicht auch deswegen, um andere Buchhändler abzuschrecken, mir keine Anträge zu machen. Es sind heillose Spitzbuben. 200 fr. nennen sie viel. Wenn Campe nur 3000 Exemplare abgesetzt, hat er schon 9000 Gulden reinen Gewinn gehabt. Und er hat ganz gewiß 6000 verkauft, wo nicht mehr. Ich habe vor einigen Tagen dem Campe einen sehr groben Brief geschrieben, wegen der Freiexemplare, die ich noch nicht erhalten. Von dem Buche natürlich kein Wort. Jetzt will ich sehen, ob er in seiner Antwort wieder davon anfängt. Erkundigen Sie sich doch, wie die Handlungsfirma des Kemmitzer heißt, denn unter diesem Namen ist mir keine Buchhandlung in Deutschland bekannt. Der Sauerländer schrieb mir, wenn meine neuen Briefe so arg wären als die vorigen, würden sie in der Schweiz auch verboten werden. Ich glaube das

gern, dort sind noch ärgere Hunde als in Deutschland. Ich weiß mir nicht zu raten noch zu helfen. Ende des Sommers ist mein Geld alle, und dann habe ich nichts. Der Savoye rät mir natürlich auch, das Buch in Zweibrücken drucken zu lassen. Aber von Bezahlung kann ich aus seinen Reden nichts entnehmen. Er dringt sehr in mich, an der *Tribüne* zu arbeiten, und ich täte es gern, selbst unentgeltlich, denn es ist von der größten Wichtigkeit, hätte ich nur erst meine Briefe aus dem Kopfe. Auf jeden Fall muß ich in diesen Tagen ein paar Aufsätze für das Blatt machen und meine Briefe darüber zurücklegen. Es kömmt gar zuviel darauf an. Können Sie nicht ohngefähr berechnen, wieviel mir noch an 2 Bänden fehlen. Die Abschrift der vorigen Briefe betrug 208 (gebrochene) Seiten. Die Briefe einzeln in die Tribüne drucken zu lassen, ist (abgesehen, daß ich kein Honorar dafür bekäme) nicht tunlich. So zerstückelt würden sie allen Wert verlieren und keine Wirkung machen. Savoye rät mir, nach Zweibrücken zu gehen, dort wäre ich ganz sicher. Als Advokat muß er das doch wissen. Ich tue es auch vielleicht. Überhaupt mag es mit der Unsicherheit in Deutschland nicht so schlimm sein, als wir fürchten. Der Dr. Cassebeer aus Bergen, der doch wahrscheinlich an der Mautinsurrektion teilgenommen, wurde doch in Karlsruhe nicht ausgeliefert. Denn das mit seiner Krankheit ist gewiß nur ein Vorwand. Wenn ich nach Zweibrücken gehe, würde ich dort bleiben, bis Sie nachkämen. Sie könnten mich dort abholen. Rheinbayern grenzt an Frankreich, es kann mir also auf einer Durchreise in andern deutschen Gebieten nichts geschehen. Nach Zweibrücken habe ich noch 20 Stunden näher als nach Basel, wo ich, wie Sie mit Recht denken, mich ennuyieren werde. Ich bleibe auf jeden Fall nur noch solange hier, als ich brauche, 2 Bände Briefe fertig zu machen. Dann arbeite ich für die Tribüne; denn jetzt gilt's. Diese Woche werde

ich Ihnen wenig mehr schreiben, denn ich habe außer dem Briefe für Strauss einen Aufruf für die hiesige deutsche Gesellschaft zu machen. Doch werde ich auf jeden Fall Ihre Briefe, wenn auch kurz, beantworten.

Montag d. 27. Febr. Gestern abend s. III/77/575–577 bis: *O Zeitgeist.* – S. 576 *der in Gefahr* im O recte: *der in eine Gefahr.* – S. 577 vor: *Nachmittags sagte* hat O: *Abends sagte* – *Konrad lachte* im O: *Conrad (von Natur ein wütender Robespierre) lachte.* – Nach: *Söhne reicher Eltern sind* folgt im O: *(wie ein Knoblauch aus Frankfurt).* –

Ihnen aber sage ich: Schuster bleib bei deinen Leisten. Das heißt: schreiben Sie Deutsch und kein Lateinisch. Ich müßte mir ja die Augen aus dem Kopfe schämen, wenn einer erführe, daß Sie im *theatrum* mundi geschrieben. Theatrum muß ja hier im Dativ stehen, und es muß heißen im *theatro* mundi.
Was, der Riesser hat gegen mich geschrieben? Der soll ja die Kränk kriegen. –
Wer hat Ihnen gesagt, daß ich bei Richard esse? Übrigens geschah das kurz nach meiner Ankunft nur einige Male. Ich esse jetzt oft in einem andern Hause à 2 fr., auch im Palais Royal. Aber ich tue es nur der Gesellschaft wegen, weil Heine und andere Bekannte dahinkommen. Gewöhnlich aber esse ich zu Hause. Doch wenn Jansons herkommen, werde ich mich mit ihnen zu einem bestimmten Tische verabreden.

Es interessiert mich s. III/77/577 bis: *Mode ist.* – *** im O: *Stiebel.* –

Die Frankfurter Ehen erfahre ich nicht von Hiller, sondern von Salwert und zuweilen von Madame Stiebel. – Die „Némésis“ werde ich Ihnen schwerlich schicken, Sie müßten denn ein besonderes Heft verlangen. Die ganze Sammlung käme zu teuer und ist das Geld nicht wert. Schön sind die Sachen eigentlich nicht, nur manchmal interessant wegen der derben Satire. Die Broschüre von

Belmontel ist mir nicht bekannt. Die Reden der Amis du Peuple besitze ich. Sie müssen mir die Broschüre aber wieder mitbringen, weil ich vielleicht daraus übersetzen will, besonders, wenn meine zwei Bände noch nicht komplett wären. Das braucht aber hier nicht zu geschehen; ich kann es überall nachholen.

Machen Sie sich keinen Verdruß, daß Sie mir keine Handarbeit schicken konnten. Die schönsten Handarbeiten sind Ihre Briefe, und die schicken Sie mir oft genug, nur zu oft; sogar am Sonntag habe ich keine Ruhe. – Meine Wäsche ist in gesegneten Umständen. Haben Sie denn vergessen, daß ich diesen ganzen Winter eine schöne Wäscherin gehabt? Für neue Leinwand danke ich, ich brauche keine.

Das Pereat: Der deutsche Bund, der tote Hund hat mir sehr gut gefallen. Vivat das Pereat. [Vgl. III/77/577] Hat denn Reng. [Reinganum] das ausgebracht? Und wo, und unter welchen [Umständen?]

Den *Herings-Salat* müssen Sie unter dem Titel Herings-Salat besonders abschreiben. Es ist kein Brief, sondern eine Beilage zu einem Briefe, ein Aufsatz. Doch mögen am Rande zu meiner Notiz die Nummer und das Datum aufgesetzt werden.

Heute erhielt ich mit der Stadtpost einen Brief, unterzeichnet *Kossbühl* (wahrscheinlich ein Kommis), worin es heißt: „Ich war gestern willens, in der Gesellschaft, die Sie so gütig mit Ihrer Gegenwart beehrt haben, beiliegende Zeilen abzulesen; zu großes Mißtrauen in ihren Wert hielt mich davon ab; ich nehme mir die Freiheit, sie Ihnen vorzulegen und Sie zu fragen, ob Sie dieselben des Druckes würdig halten? usw." Das Gedicht ist zwar nicht regelrecht und etwas hochtrabend, doch nicht ohne schönes Feuer. Es beginnt:

> Gruß diesem Kreis; – o welche Sehnsucht klammert
> So aneinander Brust an Brust? – Verschied'ne

Gefilde, — dieser Jenem unbekannt —
Nennt Ungeweihten das geheime Band?
Und *Börne* naht — und krönt die hehre Feier;
Kein zungentspross'nes Wort die Rührung schildert;
Vom deutschen Vaterlande hör ich Worte;
Sind seine Scheidewände eingesunken?

Dienstag d. 28. Febr. In dem Herings-Salat kommen viele lateinische Worte vor. Es ist kein Uz, sondern wirkliches Latein, theatrum mundi. Die lassen Sie abschreiben, so gut es geht. Aber für die einige griechische Worte lassen Sie leeren Platz. Und weil ich diese später selbst vergessen könnte, kleben Sie am Rand der Stelle, wo die griechischen Worte hinkommen sollen, beiliegendes Zettelchen auf.

Dieser Brief kostet Ihnen erschrecklich viel Porto. Ich tue es durchaus nicht anders als Sie müssen, wenn Sie Geld für mich einnehmen, 50 fl. für Porto, Zeitungen etc. behalten. Es wäre ja unverantwortlich von mir, wenn ich, ein Millionär und Besitzer eines Überrocks, mich noch mit dem Pfennig der armen Witwe bereicherte. Schreiben Sie mir, ob Sie es getan. — Die Quittung überreichen Sie erst den 5. März. Denn es wird angenommen, sie [sei] erst am 1sten geschrieben, und meine Brüder sollen nicht glauben, daß ich nötig Geld brauche und darum die Quittung vordatiert. —

O, prächtig s. III/77/578 bis: *glauben. – Die Bundeskasse* im O recte: *Die Landeskasse. – es kömmt nun darauf an* im O recte: *es kömmt nur darauf an. – mit 39 dividieren lassen, dann wären* im O: *mit 36 dividieren lassen, dann waren. –*

Was habt Ihr für Wetter? Wir zehen Grad Wärme. Alle Stühle in den Tuilerien, auf den Boulevards von alten Weibern besetzt, und wir jungen Leute putzen unsere Lorgnetten.

Heute esse ich mit mehreren andern in [der] Rue Tirechape, welches wie eine Mördergrube aussehen soll, um

die deutschen Schneidergesellen aufzuwiegeln. Als gestern Conrad dort war und man so einigen Gesellen die Liste vorlegte, sagten sie: man wird uns doch darum den Kopf nicht abschlagen?
Eigentlich kann ich's nicht erwarten, von hier wegzukommen, ich habe eine sehr große Reiselust. Das Wetter ist so schön.

Gestern steht s. III/77/578 f. bis: *der Sieg.* →

Ich glaube, könnte ich es dahin bringen, daß wir einmal sehr erbittert gegen einander würden, wir heirateten uns noch. Seitdem mir neulich der dumme Conrad das Eis schmelzen ließ, habe ich wieder die größte Lust zu heiraten.
Schreiben Sie mir so viel als möglich von dem Fortgang der Assoziation in Frankfurt. Wieviel haben Sie unterschrieben? Wieviel Belli, Stiebel, der Gelehrtenverein überhaupt?

B.

389.

Nr. 32 *Paris, Donnerstag, d. 1. März 1832*

Ich schicke Ihnen den Brief für Strauss. Und beschwören Sie ihn bei allem was heilig ist im Himmel und auf Erden, ihn ja gleich abzuschreiben und nach Zweibrücken zu schicken. Er soll seinen Namen darunter setzen und nur keine Furcht haben und sich von nichts abschrecken lassen, was auch etwa unterdessen der Bundestag oder die einzelnen deutschen Regierungen in dieser Sache feindlich beschließen möchten. Den Leuten, die unterzeichnet, soll er gar nichts davon sagen. Ist es gedruckt, werden sie es schon zufrieden sein. Inwendig im Brief kommt gar kein Titel. Die Adresse *an den Hrn. Deputierten Schüler in Zweibrücken* habe ich schon bemerkt. Als *Postskript* unter dem Namen soll er noch setzen: „Schicken Sie uns doch gefälligst eine Zahl Abdrücke obigen Schreibens

mit dem Postwagen unter der Angabe *gedruckte Sache* und unter der Adresse: ..." Und Strauss muß die Adresse angeben, vielleicht ist es am besten, er gibt einige an, damit wenigstens ein Paket eintreffe. [Vgl. III/78/579 *Da ist die Adresse* bis: *in Zweibrücken.*]

Wir haben die Ehre s. III/78/579–583 bis: *wir sterben.* – S. 580 *wie überall in Deutschland* – *in Deutschland* erst im ED. – *Als wir aber aus* im O: *Als wir aus.* – S. 581 *kein Recht unterdrücken* im O: *kein Staat unterdrücken.* – *Rechtfertigung sucht* im O recte: *Rechtfertigung suchte.* – *herausgedeutet* im O: *herausgedeutelt.* – S. 582 *die Reichen unter uns* im O: *die Reichern unter uns.* –

Wenn der Strauss durchaus nicht dahingebracht werden kann, diese Adresse mit seinem Namen zu unterschreiben, dann mag er sie nur mit einem Buchstaben unterzeichnen oder ganz ohne Unterschrift abschicken. Aber besser wäre, er täte es.

Freitag d. 2. März. Wie ich Ihnen schon geschrieben, ich habe diese Woche wenige Zeit, viel zu schreiben, da ich eine Adresse an die hiesigen Deutschen arbeiten muß. Doch werde ich auf jeden Fall, was Ihre Briefe Dringendes enthalten, gleich beantworten. — Sollte in der *Frankfurter Postzeitung* ein Bundestagsbeschluß über Postfreiheit u. dergl. erscheinen, schicken Sie mir's gleich am nämlichen Tage.

B.

390.

Nr. 33
ad 30/31 *Paris, Montag, d. 5. März 1832*

Tausend Dank für Ihre Locke, die ich bald verbrannt durch meine Küsse. Und wenn sie einst wird grau geworden sein wie ich, werde ich sie mit gleicher Liebe an meinen zahnlosen Mund drücken. Doch jetzt habe ich in der Locke,

die ich durch mein Operngas betrachtet, noch nicht ein einziges graues Härchen gefunden. Aber alles hat seine Zeit. Nachdem ich der Zärtlichkeit meinen Tribut bezahlt, will ich auch der Grobheit meine Schuld abtragen. Sie sind erschrecklich dumm! Als ich Ihren Brief geöffnet, da schien es mir, als wäre etwas herausgefallen, es war wie ein leises Geräusch, wie wenn ein Vogel durchs Gebüsch huscht. Ich sah auf die Erde und fand nichts, und da vergaß ich es wieder. Bis ich endlich von der Locke las. Nach langem Suchen fand ich sie. Sie hatte sich ganz behaglich in meinen warmen Pelz eingenistet. Eine Locke wickelt man in ein Papier; merken Sie sich das für Ihre künftigen Liebhaber. Als ich aber Ihr Postskript las, worin Sie mir schrieben, ich solle beim Öffnen des Briefes achtgeben, den kostbaren Inhalt nicht herausfallen zu lassen, da mußte ich laut auflachen. Sie hielten mich wohl für ein Frauenzimmer, das ein Postskript zuerst liest; ich mache es aber wie alle Männer, ich lese das Postskript zuletzt, und als ich es las, war es zu spät, denn die Locke war schon herausgefallen. O Dummheit, dein Name ist Weib!
Jansons sind hier angekommen und haben mir alles Mitgegebene eingehändigt. Wir haben noch jeden Tag miteinander gegessen, im Palais Royal, wo auch Heine, Donndorf und andere hinkommen. Gestern beim Essen haben sie es mitangehört, wie ich dem Heine, was ich oft tue, die Wahrheit gesagt, und das etwas barsch. Gewöhnlich ist seine elende Feigheit der Text, über den ich lese. Aber unter dieser Feigheit versteckt sich noch etwas Schlimmeres, eine niederträchtige Gesinnung. Als Heine fortgegangen und ich den Jansons eine kleine Schilderung von ihm gegeben, sagte *er* zu seiner Frau: habe ich dir nicht gleich gesagt, als wir ihn zum erstenmal gesehen, daß er mir so vorgekommen? Das jetzige Treiben der Deutschen, die Assoziation, das kömmt ihm alle

lächerlich vor, und doch hat er sich unterschrieben! Und das bloß aus Feigheit, wie er selbst eingesteht. Er hat Furcht, von den deutschen Patrioten Prügel zu bekommen. Nein, so eine Eitelkeit ist mir noch gar nicht vorgekommen. Es ist ein *Ekel,* wie meine Rezensenten sagen. Die Janson erzählte mir, wie der Döring in Frankfurt von meinen Briefen geurteilt. Er habe gesagt: „Nun, seine übertriebenen Ansichten in der Politik will ich hingehen lassen; aber ich hätte nie gedacht, daß der Mann *so langweilig* schreibt." Nun wollte ich darauf schwören, daß das sein Ernst gar nicht ist. Das war bloß wieder eine diplomatische Manier, dem Döring und seinen Freunden vorgeschrieben, das Buch für langweilig in den Ruf zu bringen, daß es keiner lese.

Jetzt machen Sie, daß Sie mit dem Abschreiben meiner Briefe bald fertig werden; es wird wenig mehr dazu kommen. Schreiben Sie mir doch, wieviel Nr. 1 bis 9 an druckbarem Material betragen. Denn in den ersten 9 Briefen dachte ich noch nicht an Druckenlassen und habe mir also nicht notiert, wieviel sie betragen, wie ich es von Nr. 10 an getan.

Die Geschichte von Mumms Ball habe ich in den *Constitutionnel* setzen und noch dazu lügen lassen; ein Gesandter habe dem Mumm versprochen, ihm für seinen Hof eine Weinlieferung für 50000 fr. zu verschaffen und ihm so den Schaden zu ersetzen, den er sich durch seine Anhänglichkeit für den Adel zugezogen.

Der Lindner s. III/79/583 bis: *werden.* – *geprägten Knöpfen* im O: *gestochenen Knöpfen.* –

Den Passus: *Ach, was habe ich für einen schönen neuen Überrock* bis: *vernichtet werden* (III/79/583–585) vgl. im vorliegenden Band mit den Original-Briefen vom 30. Nov. 1831 (Nr. 16): *Ach, liebe Mama* bis: *morgen tot,* sowie vom 19. Januar 1832 (Beilage zu Nr. 25): *Mit diesem schönen Überrock* bis: *vernichtet werden.* –

Nicht auf Myrons Kuh bis: *gerecht Geschick* (III/79/585–587)

vgl. mit Brief Nr. 51 des vorliegenden Bandes vom 29. März 1832. –
Donnerstag, den 8. März. – Als ich gestern den „Wechselbalg“ s. III/79/587–593 bis: *entreißen lassen* erst im ED. –

Von Campe habe ich Antwort auf meinen Brief bekommen. Welch ein Schuft! Die Freiexemplare müssen in der Druckerei vergessen worden sein. Ob ich zwar von meinen neuen Briefen ihm gar nichts mehr gesagt, kömmt er darauf zurück, wiederholt sein altes Anerbieten, 4 Louisdor für den Bogen, welches für das ganze Buch 1600 fl. machen würde. An den gesammelten Schriften hätte er Schaden; *wie die Briefe abgegangen, das wisse er noch nicht,* das erfahre er erst auf der Leipziger Ostermesse! Natürlich antworte ich gar nicht darauf. Ich habe es Ihnen schon gesagt, es ist gar keine Aussicht, mich mit einem Buchhändler über den Verlag meiner Briefe zu verständigen. Das einzige, was mir übrigbleibt, ist, mich an die *Deutsche Tribüne* zu wenden, daß diese im Namen des Vaterlandes und für die allgemeine Sache zu Subskriptionen einlade. Dazu muß ich mich aber erst für die Tribüne verdient zu machen suchen, ich muß für sie arbeiten. Das hätte ich nun freilich ohnedies auch getan. Von hier aus kann ich zum Druck meiner Briefe gar nichts unternehmen. Das ist zu weit von Deutschland, und ich kann, da ich [nicht] weiß, wie lange ich noch hier bleibe, keine Korrespondenz mit einem Buchhändler oder sonst einem anknüpfen. Ich werde also in diesem Monate noch abreisen. Nach der reiflichsten Überlegung bin ich bei dem Entschlusse geblieben, nach Zweibrücken zu gehen. Da kann ich für die Tribüne am besten arbeiten und wegen meiner Briefe das Nötige anordnen. Von dort sind nur 4 Stunden bis zur französischen Grenze, die man in 1½ Stunden fährt. Von Unsicherheit für mich ist da gar keine Rede. Ich könnte auch nach dem Badischen und hätte im geringsten nichts zu besorgen.

Sie sehen ja, daß man in Karlsruhe den Dr. *Cassebeer*, den der preußische Gesandte requiriert hat, hat entwischen lassen.

Mittwoch d. 7. März. Nein, was war ich über den Strauss verwundert! Ich lag nachmittags grade auf dem Sofa und las, dem Conrad hatte ich, weil es Karneval war, Urlaub gegeben, als Strauss unangemeldet hereinkam. Ich bin schon darum froh, daß er hier ist, weil er Ihnen statt meiner von mir schreiben kann. Ich habe jetzt wenige Zeit — das Vaterland ruft! Wir haben gestern im Palais Royal zusammen gegessen, und dann ging er mit mir nach Hause, wo er bis 10 Uhr blieb. Diesen Morgen war er auch, aber nur kurz da. Er ist in die Kammer gegangen. Wir sind gestern nicht *gelaufen*, sondern *gefahren*. Gehen war ohnedies nicht möglich, denn es war so stürmisch Regenwetter, als noch den ganzen Winter nicht gewesen. Ich werde ihrem Empfohlnen so viel Angenehmes und Liebes als möglich erzeigen.
Um des Himmels willen, strengen Sie sich nicht mit Abschreiben an. Es ist noch viel. Könnten Sie nicht die Fanny Ochs zu Hülfe nehmen. Aber es eilt gar nicht so sehr. Schreiben Sie nur nach Bequemlichkeit, so wenig es auch sei. — Es ist mir lieb, daß Sie das Fertige mitgeschickt. Ich war nur ängstlich; aber gegen eine so sichere Gelegenheit, als der Strauss ist, hätte ich nie etwas eingewendet.
Es tut mir leid, daß Sie der Franckh verfehlt. Er hat allerdings Eile, und es war rätlich, sich nicht lange in Frankfurt aufzuhalten. Aber um Gottes willen, er wird doch die Tante nicht für Sie gehalten haben? Das wäre ja erschrecklich. Ich denke bald Brief von ihm zu bekommen. Ich möchte fast glauben, daß man mir meine Pension wieder ausbezahlen will, und daß es nicht bloß [für] das eine Quartal gemeint ist. Mehr ist bis jetzt nicht fällig. Wenn der Senat nur im mindesten Ehre und Ge-

wissen hat, muß ihn doch Reinganums Vorstellung auf andere Gedanken gebracht haben. Es ist sonderbar! Ich habe eine so schlechte Meinung von den Frankfurter Advokaten, daß ich ganz erstaunt bin, wenn ich eine klare anständige Schrift, eine, die man drucken lassen kann, lese, wie die, welche Rgn. für mich beim Senat eingegeben. Aber vielleicht macht Reinganum eine Ausnahme.

O Husar! jetzt denken Sie wieder an Einkerkern. Seien Sie ruhig, ich werde nirgends hingehen, wo ich nicht weiß, daß ich sicher bin. Doch erzählen Sie vorläufig keinem, daß ich nach Rheinbayern reise, sondern sagen Sie, ich ginge nach Straßburg und bliebe dort vorderhand. Der Ausfall von dem Wirth war so übel nicht gemeint, doch freilich ungerecht. Wirth hat vergessen, daß er in einem konstitutionellen Lande wohnt, wo öffentliche Gerichte, Geschworne sind und wo die Regierung keine Macht hat, einen Gewaltstreich zu begehen. Bei mir aber ist das etwas anderes. Ich habe grade gestern einen Brief von Wirth bekommen, den ich Ihnen abschriftlich mitteile. Er ist an mich und Heine gerichtet. „Verehrte Herren! Durch die Bekanntmachung in franz. Journalen, daß Sie den deutschen Vaterlandsverein unterstützen würden, haben Sie uns aufs Erfreulichste überrascht und der guten Sache einen außerordentlichen Vorschub geleistet. Wenn hier in der Tribüne oder sonst einem liberalen deutschen Blatte Artikel von Ihnen erscheinen, welche mit Ihren Namen unterzeichnet sind, so wird der Eindruck und die Wirkung eine ganz ungewöhnliche sein. Noch mehr aber könnte geleistet werden, wenn Ihre Verhältnisse Ihnen erlaubten, zur tätigen Mitwirkung der Befreiung des Vaterlandes Ihren Wohnsitz irgendwo im Rheinkreise zu nehmen. Sie stehen hier unter denselben Gesetzen wie in Frankreich und genießen denselben Schutz, und im äußersten Notfalle sind Sie der

französischen Grenze so nahe, daß Sie jeden Augenblick sich wieder nach Frankreich begeben können. Der Augenblick aber ist so entscheidend, daß Deutschland aller seiner Kräfte bedarf, besonders aber so ausgezeichneter Talente, auf welche die Augen so vieler Tausende gerichtet sind und deren Beispiel unsere Kraft verdoppeln könnte. Überlegen Sie es daher, ob es nicht möglich ist, dem Vaterlande dieses Opfer zu bringen und lassen Sie es uns nicht entgelten, wenn wir im Eifer für die gute Sache eine Bitte wagen, die man unter andern Umständen für unbescheiden erklären müßte. – Zweibrücken 28. Febr. Wirth.“

Wäre ich nicht schon früher entschlossen gewesen, nach Rheinbayern zu gehen, hätte ich dieser feierlichen Beschwörung nicht widerstehen können. Opfer habe ich dabei nicht zu bringen, und ich wäre ja selbst so erbärmlich, als ich so oft die Deutschen geschildert, wenn ich mich von irgendeiner Bedenklichkeit abhalten ließe.

Wieviel könnten *Sie* nun für die gute Sache tun, wenn Sie für *mich* etwas täten. Ohne Sie kann ich mir nicht raten noch helfen. Ich brauche Sie beim Ordnen meiner Briefe und besonders, um mit Ihnen zu überlegen, wenn ich mit Buchhändlern zu tun haben werde. Kommen Sie doch auch nach Rheinbayern; und das zugleich mit mir. Es ist das schönste Land der Welt und ein herrlicher Frühlingsaufenthalt. Wir sind dort an der Grenze von Frankreich und nahe der Schweizer Route. Zur Schweiz ist es ja ohnedies noch zu frühe, und ehe ich mit meinen Briefen in Ordnung bin, kann ich ja doch nicht reisen. Rheinbayern ist so nahe bei Frankfurt. Sie fahren Nachmittag 4 Uhr mit dem Pariser Postwagen ab und lassen sich einschreiben bis *Homburg*, wo der Wagen den andern Mittag ankömmt und wo gegessen wird. In Homburg (da erscheint die Tribüne) erwarte ich Sie. Von dort sind 2 Stunden nach Zweibrücken. Sorgen Sie doch gleich

für eine Gesellschafterin, schreiben Sie der Marie oder nehmen Sie eine andere. In Frankfurt sagen Sie, Sie gingen nach Metz oder Straßburg, wo ich mich aufhielte, meine Briefe drucken zu lassen. Ich wiederhole es, was Sie in diesem Falle für mich tun, tun Sie für die gute Sache. Ich will gerade nicht immer in Zweibrücken bleiben, sondern nur so lange, bis ich dort den Geist kennengelernt, um zu wissen, wie ich auch in der Ferne wirken könne. Wenn Sie wollen, können Sie auch, bis die Briefe fertig, in Sarreguemines wohnen, welches französisch ist und an der Grenze liegt. Strauss wird auf jeden Fall länger hier bleiben als ich und kann uns auf dem Rückweg in Zweibrücken besuchen. Wenn die Tribüne wüßte, wie ich so ganz von Ihnen abhänge, sie forderte Sie gewiß öffentlich auf, für Deutschlands Wohl tätig zu sein. Kommen Sie, bedenken Sie nichts und antworten Sie gleich. Ich habe zu tun und muß schließen. Strauss will Ihnen morgen schreiben.

B. geb. W.

391.

Nr. 34
ad 32 *Paris, Sonntag, d. 11. März 1832*

Ich nehme kleines Papier, damit Sie nicht merken, wenn ich weniger schreibe. So betrügt man die Kinder. Mit Ihrer erschrecklichen Angst, daß ich nach Deutschland reisen möchte, machen Sie mir wirklich Verdruß, und ich kann nicht, wie gewöhnlich, darüber scherzen. Der Benzel-Sternau mag sagen, was er will, es ist nicht wahr, daß ich in Baden etwas zu fürchten hätte und in Rheinbayern gewiß nicht. Indessen bin ich schuldig, Ihre Schwäche zu schonen, da sie doch aus Teilnahme für mich entspringt, und ich verspreche Ihnen daher, ohne Ihre Einwilligung nicht nach Deutschland zu gehen. Wenigstens werde ich immer Ihre Antwort abwarten. Aber von Paris gehe ich

weg, sobald das Wetter gut wird. Ich höre es aus Strauss' Reden, der darin Ihr Echo sein mag, daß Sie glauben, es wäre nichts als Ungeduld, die mich von Paris wegtreibe. Da[s] ist es aber nicht. Ich muß, um die Herausgabe meiner Briefe zu besorgen, an der Grenze von Deutschland sein. Paris ist zu weit; da kann ich mit keinem in Korrespondenz treten. Ein Brief nach Hamburg und zurück fordert 16 Tage Zeit, und so nach Verhältnis. Auch will ich wegen der politischen Bewegungen, die Deutschland jetzt interessanter machen, als Frankreich ist, mehr in der Nähe sein. Nach der Schweiz zu reisen, bin ich nicht willens und halte es nicht für gut. Das Beste ist, ich gehe nach Straßburg, wo ich doch viele Bekannte habe, und überlege dort (mit Ihnen), was ferner zu tun sei. Von dort aus kann ich auch in Karlsruhe Erkundigungen einziehen, ob ich ohne Gefahr ins Badische kann. Die Hauptsache ist aber, einen Verleger für mein Buch zu finden. Mit Levrault (Bergers Bruder), den ich kenne, ist nichts zu machen. Treiben Sie doch den Reinganum, Kemmitzer, auch Sauerländer auszuholen. Er braucht kein Geheimnis daraus zu machen, daß ich wieder Pariser Briefe drucke, und auch nicht aus meiner Forderung. Unter 4000 fl. gebe ich es nicht. Fragen Sie ihn doch, ob mit Subskriptionen nichts zu machen. Wenn ich nur 1400 Abonnenten hätte und verkaufte das Buch nur zu 4 fl., hätte ich nach Abzug der Kosten mehr als 4000 fl. Profit. Übrigens würden ja die neuen Briefe besser als die ersten gefallen und sogar viele Gegner mit mir versöhnen. Sagen Sie das Reinganum. Sie mögen ihm auch einige Briefe (die zur Verteidigung meiner frühern Schreibart, die *für* die Deutschen) vorlesen. Doch überlasse ich Ihrem Urteile, ob Sie ihm sagen sollen, daß ich das Ihnen aufgetragen. Sollte denn nicht möglich sein, 1400 Exempl. zu 4 fl. anzubringen? Reden Sie auch mit Dr. Goldschmidt (wenn Sie es für gut finden).

Die franz. Übersetzung meiner Briefe ist vor einigen Tagen erschienen. In *einem* Bande. Voraus geht der ganze Artikel mit den Auszügen meiner frühern Schriften aus den zwei Heften der *Revue Germanique*. Die Übersetzung ist im ganzen *sehr gut*. Das Buch ist viel besser als das Original, denn es ist nicht einmal die Hälfte davon. Von dem Besten ist das Beste ausgewählt. Man sollte es, so wie es jetzt ist, ins Deutsche übersetzen. Einige Dummheiten sind durch Mißverstand des Übersetzers sehr anmutig zu lesen. Auch die franz. Sprache, bei übrigens treuer Übersetzung, wandelt, was im Deutschen gut war, in Possierlichkeiten um. Z. B. von Lord Byron heißt es: „... il buvait tout le jour le Johannisberg de la vie." Wenn ein Franzose das liest, muß er doch vor Erstaunen den Mund weit aufmachen. Auf die Kritiken der franz. Blätter bin ich nun begierig. Ich erwarte nichts Gutes, besonders, weil fast in allen Zeitungsbureaus dumme Deutsche arbeiten und Einfluß haben. Heine hat mir gesagt, der Michel Beer (der jetzt nach Berlin gegangen) habe dafür gesorgt, daß ich heruntergemacht werde. Der Temps enthielt vorgestern: „nous parlerons aussi en détail des lettres de l'Allemand Boerne sur Paris ... ouvrage spirituel, plein d'exagérations, mais d'une piquante originalité!"

Mit Strauss bin ich über aller Erwartung zufrieden. Schon seine geistreichen Augen ziehen mich an. Wir sind sehr viel, oft mehrere Stunden beieinander (auf meinem Zimmer), und ich amüsiere mich mit ihm. Sie wissen, wieviel das sagen will bei mir.

Vor kurzem schrieb ich dem Professor Welcker einen Brief nach Freiburg. Ich bat ihn, mir zu sagen, ob ich im Badischen etwas zu fürchten hätte? Ob ich, unter welchem Vorwande es sei und auf die Requisition irgendeiner Macht, etwa arretiert oder beunruhigt werden könnte? Soeben erhalte ich die Antwort, die wie folgt

lautet: „Freiburg 6. März. Herzlichen Dank, verehrter Mann! für Ihre gütige Teilnahme an unserm Unternehmen. Hierbei die Probeblätter. Unterstützen Sie das wohlgenannte Tageblatt, wenn Sie können, zuweilen auch durch einen Artikel. Es ist die einstimmige Überzeugung von uns allen, daß für unsere Sache nichts förderlicher sein könnte. Hier in Baden haben Sie entschieden nichts zu fürchten, so urteilen wir alle. In der Stadt Baden vollends wäre gar nicht daran zu denken, und, wenn Sie längere Zeit sonstwo verweilten, sicher im *allerschlimmsten* Falle eine höfliche Bitte, Ihren Aufenthalt nicht zu verlängern. Aber auch daran, wie gesagt, kann niemand von uns glauben. Besuchen Sie uns also! (Ich hatte nämlich an Welcker geschrieben, ich wollte mich eine Zeitlang in Freiburg aufhalten). Es wird eine große Freude für uns sein. Lassen Sie uns und unsere gute Sache Ihnen wohlempfohlen sein." — Sie sehen also, wie unrecht Sie haben. Am liebsten ging' ich freilich nach Rheinbayern. Aber da dort leicht Unruhen ausbrechen können, ist Ihre Angst nicht ohne allen Grund. Aber gegen Freiburg ist gar nichts einzuwenden. Eine Art Schweizer Gegend, gebildete Leute. Am neuen Blatte könnte ich arbeiten (es wird honoriert). Dort könnte ich meine Briefe in Ordnung bringen.

Der Strauss sagte mir: man könne 6 Stunden bei Ihnen sein, ohne sich zu ennuyieren. Ich sagte ihm, Sie könnten sich sehr gut verstellen. — Also es bleibt dabei, ich gehe über Basel nach Freiburg. Antworten Sie bald. Weil heute Sonntag, muß ich den Brief schließen. Entsetzlich dumm war es, daß Sie nicht zu Speyer gegangen, und danken Sie der *Not des Vaterlands*, daß ich nicht Zeit habe, mit Ihnen zu zanken. Adieu Gräfin Plater. Ihr B.

Langenbach, der gestern nach Frankfurt gereist, bringt Ihnen die Übersetzung meiner Briefe. Also Donnerstag oder Freitag erhalten Sie den französischen Börne.

392.

Nr. 35 *Paris, Mittwoch, d. 14. März 1832*

Ich bin ganz irre und weiß nicht mehr, wenn ich Briefe von Ihnen zu erwarten habe oder nicht. Die vielen Empfehlungsbriefe, Frankfurter Besuche und Tabakspakete machen mich verwirrt. Wegen Strauss sehe ich Jansons selten, und unter uns gesagt, sie ennuyieren mich eigentlich. Ich habe sie seit einigen Tagen nicht gesprochen. Sie reisen bald zurück. Ich gebe ihnen für Sie ein Blatt des *National* mit, worin eine Kritik meiner Briefe steht. Ich werde darin mit Voltaire, Brissot, Rivarol, Chamfort, Cauchois-Lemaire verglichen, und man findet in mir eine beneidenswerte jeunesse naïve.

Ich warte jetzt nur auf gutes Wetter, um abzureisen. Haben Sie denn Anstalten getroffen, mit mir zusammenzutreffen? Sie müssen mir dieses Mal noch helfen, meine Bücher machen, dann sind Sie frei, können heiraten und tun, was Sie wollen. Ich möchte Ihnen etwas von der Sache schreiben, wovon mir voriges Jahr in Baden so angelegentlich gesprochen; ich fürchte aber, es setzt Sie in Todesangst, wenn ich solche fürchterliche Geheimnisse dem Papiere anvertraue. Sie müssen mich erst autorisieren, mit Ihnen davon zu sprechen. Übrigens habe ich die Sache nur bis zu einem gewissen Punkte zur Erklärung gebracht, und weiter kann ich nicht gehen. Was bei ihm Verschlossenheit und was Kälte ist, kann ich nicht unterscheiden. Der Verschlossenheit kam ich entgegen und öffnete sie; aber die Kälte zu erwärmen, kömmt mir nicht zu. Dumme jüdische Religionshindernisse macht er mit der größten Ruhe geltend. Kurz, ich kann keinen Schritt weitergehen. Übrigens scheint es mir, daß er sich mit Ihnen selbst erklärt. Doch kann ich mich irren.

Im heutigen *Temps* steht ein Artikel über mich, aber schlecht. Der Verfasser (Depping) ist ein Kompilator, ohne

alle Ideen, und so hat er den Tadel der deutschen Rezensionen, wie er sie gelesen, nachgebetet. Übrigens ist er ein Preuße und schreibt im preußischen Interesse.
Flörsheim der Große hat mich heute besucht. Schon Sonntag bei Valentin war er auffallend artig gegen mich. Wahrscheinlich ist das Dankbarkeit, weil ich vorigen Winter seinen Sohn zu Tische eingeladen. Vielleicht sucht er auch den gefährlichen Verfasser von Pariser Briefen zu gewinnen. Daß ich auf Rothschild geschimpft, hat ihm wahrscheinlich große Freude gemacht. Er hat sich über sie lustig gemacht, über die Adelheid Herz und die Predigt gegen den Stolz, eine Geschichte, die Sie kennen werden. Heine besucht das Rothschildische Haus auch und beträgt sich dort wie ein Speichellecker. Ich erfahre manchmal, was er dort gesagt. Am vergangenen Samstag machte er dem Salomon R. große Freude damit, daß er sagte, es werde noch 50 Jahre dauern, bis eine Revolution in Deutschland losbricht. Einer in der Gesellschaft wollte etwas gegen Heine sagen, da bemerkte die junge Frau v. Rothschild, er solle nichts gegen Heine sprechen: „il est de notre bord" (er ist auf unserer Seite) . . . Es war vom *Panthéon* die Rede, worüber an dem Tage gerade in der Deputiertenkammer verhandelt worden. Rothschild (der Pariser) sagte: wenn die Menschen alle ins Pantheon kommen (Benjamin Constant, Foy etc.), alors *nous* serons en très mauvaise société . . ." *Nous!* Ist das nicht merkwürdig? Der rechnet sich auch unter die Leute, die ins Pantheon kommen.

Freitag d. 16. März. Ich erhalte eben Ihren Brief. Ihre erschreckliche Angst und die Gemütsbewegung, in der Sie zu sein scheinen, hat mich ganz bestürzt gemacht. Um Gottes willen beruhigen Sie sich doch. Ich habe Ihnen ja geschrieben, daß ich ohne Ihre Bewilligung nirgendshin gehen werde. Der Reinganum ist ganz im Irrtum. Ich

weiß recht gut, daß mich in Rheinbayern die franz. Gesetze als Ausländer nicht schützen und daß die Regierung sich auch um die Gesetze nicht bekümmern würde, wenn sie Lust hat, mich festzunehmen. Das ist aber die Frage, ob sie das will. Ich bin überzeugt, daß man in Bayern, Württemberg und Baden mir nichts anhätte, und ich würde ganz ohne Bedenken nach München reisen. Höchstens würde man mich ausweisen, aber einstecken gewiß nicht. Gegen Freiburg und Baden hoffe ich aber wenigstens, daß Sie nichts einzuwenden finden werden. Wenn Ihnen jemand sagt, ich würde im Großherzogtum Baden eingesteckt oder gar ausgeliefert werden, so muß ich ihn für toll erklären, und Reinganum kann Ihnen das unmöglich sagen. Sie lesen ja, was mir Welcker geschrieben. Besonders im Badeorte Baden ist ja wie in allen Bädern die größte Freiheit. Voriges Jahr war es angefüllt mit Gaunern und politisch Berüchtigten aller Art, und keiner ist beunruhigt worden. Der Dr. Gartenhof, der viel ärgere Sachen geschrieben als ich und der später in Fuld arretiert worden, war lange da, und es hat ihm niemand ein Wort gesagt. Wenn Sie es wünschen, will ich statt nach Freiburg nach Baden gehen. Da bin ich Ihnen näher. Ich will sogar, Sie ganz zu beruhigen, einstweilen in Straßburg bleiben. Ich hoffe aber, daß Sie gegen Baden nichts einzuwenden haben. Da ich Ihnen so viel nachgebe, geben Sie mir doch auch in einigem nach. *Erstens* haben Sie keine Angst. *Zweitens* beschwöre ich Sie bei allem, was heilig ist, das Abschreiben der Briefe *ganz einzustellen*. Das strengt Sie, besonders in Ihrer jetzigen Gemütsunruhe, zu sehr an *und ist gar nicht nötig*. Bringen Sie mir die Originalbriefe mit. Da,. wo gar keine oder nur wenige Privatsachen darin enthalten, die man umbiegen kann, kann sie jeder Kopist unter unsern Augen abschreiben, und dann ist alles schnell fertig. Ich kann nicht ruhig sein, bis ich weiß, daß Sie nichts mehr abschreiben. *Drit-*

tens machen Sie sich reisefertig, nach Baden zu kommen. Sorgen Sie für eine Gesellschafterin, am liebsten hätte ich die Marie. Schicken Sie ihr Reisegeld, und in 2 Tagen ist sie bei Ihnen. Bei dem Kummer, den mir Ihre ängstlichen Briefe gemacht, tröstet mich wenigstens der Gedanke, daß ich Sie jetzt in meiner Gewalt habe und ich drohen kann, wenn Sie nicht zu mir kommen und bald, ich nach Wien reisen und an Metternichs Haustüre die dreifarbige Fahne aufstecken werde. Also dabei bleibt es. Wenn Sie in Ihrem nächsten Brief nichts gegen Freiburg oder Baden einzuwenden [haben], gehe ich dahin, wenn ja, einstweilen nach Straßburg, wo wir unsere Unterhandlungen fortsetzen werden. Auf jeden Fall warte ich noch Ihre Antwort auf den heutigen Brief ab, und dann reise ich. Ich muß mich eilen, meine neue Briefe in den Druck zu bringen, denn diesmal ist die Gefahr, daß sie *zu spät* kommen, größer als voriges Jahr. Ein Krieg, eine Revolution, kann all mein Geschwätz außer Mode bringen. Die Hauptsache ist, einen Verleger zu finden, und von hier aus kann ich wegen der großen Entfernung keine Unterhandlungen anknüpfen.
Heute ist *Purim*, wie mir Strauss sagt, der den Morgen bei mir gefrühstückt. Die schöne Esther sollte an dem Tage besonders vergnügt sein und nicht jammern. Mein größter Jammer bei der ganzen Sache ist, daß Sie in Ihrer unruhigen Eile mir nur *eine* Seite geschrieben.
Jetzt schreiben Sie mir kurz: wollen Sie kommen, nach Freiburg, Baden oder im äußersten Falle nach Straßburg, oder soll ich mit der 3farbigen Fahne nach Wien reisen?
Danken Sie dem Reinganum für seine verständige Erörterung der Sache. Er irrt aber, wenn er glaubt, man würde mich festnehmen. Es ist gegen die jetzige Politik, man hat Furcht und macht gern alles friedlich ab. Von Baden ist so etwas im Traume nicht zu denken. Badens Politik ist jetzt ganz gegen den Bundestag.

Sonntag reisen Jansons ab. Sie nehmen einen Polen mit, den sie ins Haus nehmen. – Strauss sehe ich nicht vor Abgang dieses Briefes, sonst hätte er Ihnen wahrscheinlich unter dem meinigen geschrieben. Ich bin sehr neugierig, was sein Bericht [?] enthält.
Gestern sind die Renten sehr gefallen. – Ehe Sie abreisen, denken Sie daran, wie mit meinem Wiesbader Gelde zu verfahren, das Ende Mai fällig ist. Wäre der Rothschild vielleicht imstande, aus Bosheit mir das Geld nicht auszubezahlen? Oder nur gegen starke Provision? Und was dann zu tun? Ich freue mich sehr auf Baden, und wie ich da mit Robert und Pittschaft ganz freundschaftlich umgehen würde. Ehe meine Briefe erscheinen, würde ich dann natürlich Deutschland wieder verlassen. Die ganze Familie Beer, Dichter, Musiker, Mutter, alles kömmt nach Baden. Ich meine, wir bleiben aber nur dort, bis meine Briefe fertig und an Verleger gebracht, und gingen dann nach der Schweiz ... *wenn das Geld nicht fehlt.* Ich habe hundert kleine Dinge für meine Abreise zu besorgen. Adieu. Wenn Sie an Strauss etwas zu schreiben haben, was ich nicht wissen soll, da haben Sie seine Adresse: Rue Montorgueil. Hôtel de Poste Nr. 57. Bin ich nicht der gefälligste Mensch von der Welt? Adieu Husar!

393.

Nr. 36 *Paris, Sonntag, d. 18. März 1832*

Einen Teil meines Lebens gäbe ich freudig darum, wenn ich jetzt bei Ihnen sein könnte. Noch immer war es mir gelungen, auch auf Ihre unglücklichste Gemütsstimmung beruhigend einzuwirken; denn dann betete ich inbrünstig zu Gott, der nie der wahren Liebe versagt, was sie aus wahrer Liebe fordert, und Gott gab mir die Kraft, zu stillen und zu trösten. Aber was meiner Gegenwart

gelang, das vermögen schriftliche Worte aus so weiter Ferne nicht zu tun. Ihr Leben ist um eine Täuschung reicher und um eine Hoffnung ärmer geworden. Und daß ich so unglücklich bin, Ihnen das selbst verkündigen zu müssen! Nur eins tröstet mich noch etwas: daß, weil Sie wissen, daß wie Ihr Glück auch Ihr Schmerz der meinige ist, Sie suchen werden, meinen Schmerz so klein als möglich zu machen. Noch einen andern Trost habe *ich*, den Sie aber freilich, da er nur auf meine eigene Ansicht beruht, nicht teilen werden. [. . . . .] Er liebt Sie leidenschaftlich, aber was beweist das? Auch der Teufel würde Sie lieben. Aber das alle hatte ich vergessen, als heute Ihr Brief kam. Ich war glücklich in meinem Schmerze, ich war einer Mutter gleich, die selig ist unter Wehen. Ich lachte und weinte zugleich. Da kam der Strauss, der schon gestern Ihren Brief erhalten. Gestern ließ er sich nicht sehen. Heute trat er bestürzt herein. Mir ahndete nicht Gutes. Aber noch hoffte ich; ich dachte, es wäre nur erklärliche und zu entschuldigende Verlegenheit mir gegenüber. Da kam es zur Erörterung, und er wiederholte mir: [. . . . .] Vielleicht hält ihn etwas anderes ab. Wer kann in das menschliche Herz sehen? Ich sagte ihm, es gebe jüdische Rabbiner, die für Geld und gute Worte, vielleicht auch aus größerer Aufklärung, über das Gesetz hinausgehen. [. . .] . . . gewiß, es ginge nicht. Ich sagte ihm, er könne sich ja taufen lassen, darauf erwiderte er: ich müßte mich dann von allem losreißen und könnte dann [. . . . .]. Wie schön malte ich mir unser Leben zu drei aus. Ich habe Str. Ihren Brief gezeigt. Er will Ihnen heut schreiben. Wenn er mich nicht grade dazu zwingt, werde ich seinen Brief gar nicht lesen. Er hat mir auch den nicht gezeigt, den er Ihnen von hier geschrieben. Vorwürfe habe ich ihm nicht gemacht, weil ich sah, daß er soviel litt als ich. Doch sagte ich ihm kalt und ruhig: er habe unüberlegt gehandelt. Gott! wäre ich nun bei Ihnen!

Und jetzt sind Sie ganz allein und niemand, dem Sie Ihr Herz mitteilen! Was werden Sie nun tun? Werden Sie Ihren armen alten Freund vergessen? Werden Sie vergessen, daß meine Gesundheit, mein Leben, und, was mehr als alles, meine Ruhe von der Ihrigen abhängt? Werden Sie aus Liebe zu mir die zu Str. vergessen? Werden Sie Ihre Täuschung edel und weiblich ertragen? Und zehen lange Tage dauert es, bis ich Ihre Antwort erhalte! Und was wird mich Ihr Brief helfen? Mich zu beruhigen, werden Sie auf jeden Fall sagen, daß Sie ruhig wären; aber ich werde es nicht glauben. Nur *die Tat* und wenn Sie tun, was ich Ihnen rate, kann mir Ruhe geben. *Reisen Sie sogleich nach Heidelberg.* Bleiben Sie dort, bis ich Ihnen nahe komme. Warten Sie nicht auf eine Gesellschafterin. Die kann Ihnen ja nachkommen. Ich will nicht eher abreisen, bis ich Antwort auf diesen Brief bekomme. Machen Sie, daß Sie von Frankfurt wegkommen, ehe Strauss zurückkehrt. Wenn ich nur erst bei Ihnen bin, werden Sie schon ruhig werden. Sie wissen noch gar nicht, wie sehr ich Sie liebe. Ich habe Ihnen mein Herz noch nicht ganz gezeigt. Dreimal kann ich Ihnen ersetzen, was Sie an Str. verlieren. Werden Sie an Ihren armen Freund, der seit 15 Jahren keinen andern Gedanken, kein andern Traum hatte als Sie, wenn auch nicht aus Liebe, doch aus Dankbarkeit denken und sich schonen wegen seiner? Sie sind mir getraut vor Gott, Sie haben auch Pflichten gegen mich. Antworten Sie mir nicht am nämlichen Tage, da ist es zu spät, und Sie müssen sich zu sehr eilen. Antworten Sie erst den folgenden Tag. Dem Strauss antworten Sie erst nach einigen Tagen, ruhig, mit Würde, doch freundlich, Ihrer und meiner würdig.

Montag d. 19. März. Sagen Sie dem Dr. Reinganum, es wäre alles so recht und gut, wie die Sache ausgegangen,

ich dankte ihm einstweilen und würde bald schreiben. Heute kann ich nicht, Sie wissen warum. Entschuldigen Sie mich unter irgendeinem Vorwand.

Ich habe seit gestern für Sie gebetet, daß Ihnen der Himmel Kraft leihe, eine getäuschte Hoffnung zu verschmerzen. Gott hat mich gewiß erhört, und mein Herz sagt mir, Sie werden noch glücklich werden. Machen Sie nur, daß Sie von Frankfurt wegkommen. Ich erwarte Sie, *wo* Sie wollen. Gott weiß es, ich dränge Sie nicht wegen meiner zur Abreise. Aber ich weiß, die Veränderung des Orts und später meine Gesellschaft werden Ihnen guttun. Erhalten Sie sich nur gesund, alles andere kann noch gut werden. Lassen Sie die Marie kommen. Die kennen wir ja als gutes Mädchen und daß sie uns nicht stört.

Der Str. war eben bei mir und sagte, er hätte Ihnen geschrieben. Ich war seit gestern kalt und einsilbig gegen ihn. Nicht aus Bosheit, aber ich will, daß er mich nicht mehr besuche, denn seine Gegenwart tut mir unendlich wehe. Antworten Sie mir nur noch auf diesen Brief und später nicht mehr. Ich müßte es denn ausdrücklich verlangen. Liebe Freundin, auch dieses Leid wird vorübergehen. Vertrauen wir auf Gott. Gestern morgen sind Jansons von hier abgereist.

Ewig Ihr B.

Die Postzeitung habe ich heute erhalten.

394.

Nr. 37 *Paris, Dienstag, d. 20. März 1832*

Ich muß Ihnen jetzt öfter schreiben, das erleichtert etwas mein Herz. Wieviel kömmt doch auf den körperlichen Zustand des Menschen an! Wäre ich zum Glück nicht jetzt gesünder als sonst, ich ertrüge das Wehe nicht, an dem ich leide. Man vermag vieles über seine Seelen-

stimmung; aber wie kann ich von Ihnen, dem schwächern Weibe, eine Selbstüberwindung erwarten, die ich, der stärkere Mann, nicht habe? Gestern hatte ich mir fest vorgenommen, in die Oper zu gehen, wo ein neues Ballett allgemeines Entzücken erregt. Ich dachte: es hilft immer etwas, man gewinnt doch eine Viertelstunde der Zerstreuung. Als aber der Abend kam, hatte ich nicht die Kraft dazu. Ich blieb zu Hause und weinte. Noch spät um 9 Uhr mußte ich einem feierlich gegebenen Versprechen nachkommen, der *Deutschen Gesellschaft* beizuwohnen. Mehr als 200 Deutsche waren versammelt. Man las aus der *Postzeitung*, die Sie mir geschickt, die Beschlüsse des Bundestages vor. Der Bundestag wurde ausgepfiffen. Einige Deutsche, deren Rednertalent sich schnell entwickelt, hielten Reden aus dem Stegreife, die mit Begeisterung aufgenommen worden. Und da vergaß ich doch meinen Schmerz, und ich erkannte, man könne etwas tun für die Beruhigung der Seele. Versuchen Sie es. Seien Sie stärker als ich. Der alte Lafayette, den ich den ganzen Winter nicht gesehen, hat zu mir geschickt: ich möchte ihn besuchen, er wolle sich bei mir bedanken für das Schöne, das ich in meinen Briefen von ihm gesagt. Ich habe aber jetzt keinen Sinn dafür und werde nicht hingehen. Wäre ich nur schon bei Ihnen. Es ist doch immer besser für Sie und für mich. Ich werde mich aber nie mehr von Ihnen trennen. Sie sollten so bald als möglich Frankfurt verlassen. Sobald das Wetter, das jetzt sehr schlecht ist, sich bessert, reise ich fort, um Ihnen wenigsten näher zu sein. Wenn wir in 2 Tagen Antwort auf unsere Briefe haben könnten, so ist das doch ganz etwas anderes, als wenn man 10 Tage warten muß. Ich werde auf jeden Fall ganz Ihren Wünschen folgen und hinreisen, wo Sie es zu Ihrer Beruhigung haben wollen. Ich hoffe aber, daß Sie gegen Freiburg nichts einzuwenden haben. Dieser Ort hat für meine und auch für Ihre jetzige

Lage die größten Vorzüge. Ich habe dort Bekannte, die Sie auch schon kennen, Welcker, Rotteck, Zell, gebildete Leute, die mich sehr hoch achten und, besonders weil sie meine Teilnahme an ihrer neuen Zeitung wünschen, mir sehr zuvorkommend begegnen würden. Ich gestehe es Ihnen offenherzig: die *offene* Verfolgung der deutschen Regierungen fürchte ich nicht, und ich würde ohne die geringste Besorgnis nach Stuttgart und München reisen. Aber die *versteckten* Verfolgungen, die Aufhetzung des vornehmen Pöbels, fürchte ich mehr. Daß meine Rezensenten alle erklärt: ich würde in keiner honetten Gesellschaft geduldet werden, das war gewiß keine eigene Erfindung der Bosheit, kein freiwilliger Fingerzeig, sondern ein mot d'ordre der Aristokratie, die mich auf diese Art angreifen wollte, weil sie mir nicht anders beizukommen weiß. Ohne daß man gerade die Menge gegen mich aufhetzte (welches man nicht zustande brächte), wäre so etwas doch leicht zu machen. In jeder öffentlichen Gesellschaft gibt es immer einige Wortführer, und man braucht nur diese zu gewinnen. Die übrigen, wenn auch im Herzen mir nicht übel gesinnt, würden doch nie den Mut haben, offen meine Partei zu nehmen. Darum möchte ich zuerst nach Freiburg, wo ich nicht allein gut aufgenommen, sondern gewiß *fetiert* werden würde; das würde bekannt werden und hätte dann auf die Deutschen günstigen Einfluß. Daß ich im Badischen überhaupt nichts zu fürchten, sehen Sie aus Welckers Brief. Ja ich bin überzeugt, daß im vorkommenden Falle die badische Regierung mich mit besonderer Rücksicht behandeln würde. Sie steht ganz offenbar feindlich mit dem Deutschen Bunde, und ich glaube, daß in solcher Lage der Dinge es ihr nicht gleichgültig ist, einen politischen Schriftsteller, der, wie ich, so viel Lärm gemacht, auf ihrer Seite zu haben. In Freiburg sind wir nur einige Stunden von der Schweiz und von Frankreich entfernt

und können uns schnell hinwenden, wohin wir wollen. Werden Sie aber jetzt noch Sinn haben für die Wünsche und den Vorteil Ihres alten Freundes? Ich wiederhole Ihnen: gehen Sie nach Heidelberg, und warten Sie dort, bis der Ort unserer Zusammenkunft bestimmt ist. Daß Sie sich jetzt nicht mit Abschreiben bemühen sollen, brauche ich Ihnen nicht zu wiederholen. Sie wissen ja, daß die meisten Briefe fast ohne Aufsicht einem Kopisten anvertraut werden können, weil keine Privatsachen darin stehen (wie der Heringssalat), und wo etwas darin steht, lassen wir in unserer Gegenwart abschreiben. Wenn ich 2 Kopisten nehme, ist das die Sache von 8 Tagen. Die französische Übersetzung meiner Briefe habe ich noch einmal. Ich wünsche darum, daß Sie bei der Abreise Ihr Exemplar jemand schenken, etwa Schmitt, Reinganum oder Reis, damit es in Frankfurt etwas herumkomme.

Bis *Montag den 25. März* können Sie auf jeden Fall noch hierher schreiben; denn vor dem 31sten reise ich auf keinen Fall.

Es ist mir schon einige Male eingefallen, ob ich nicht dem *Cramer* in Baden, dem ich nichts gezahlt, eine Aufmerksamkeit, die geldeswert ist, bezeigen sollte. Es ist ein Mann, der bei dem Badischen Hofe viel gilt, was mir doch vorkommenden Falles nützen könnte. Ich denke nicht an *Schutz*, den ich nicht brauchen werde, sondern an etwas anderes, wovon ich jetzt nicht sprechen will. Ich könnte dem Cramer ein Buch schenken, das ihm sehr lieb wäre, da er große Leidenschaft für Politik hat. Nämlich die Sammlung der politischen *Karikaturen*, die seit der Revolution hier erscheinen. Es ist ein Text dabei und eigentlich ein Journal, das wöchentlich erscheint. Es ist wirklich eine der besten Quellen für die politischen Verhältnisse Frankreichs, und die Volksstimmung ist daraus am deutlichsten zu sehen. Es kostet schön gebunden 70

bis 80 Frank. Ich meine, das Geld wäre gut angewendet. Was liegt daran, da ich doch so viel gebraucht? Ich könnte es von Freiburg oder Straßburg aus dem Cramer schicken. Doch will ich erst, ehe ich es kaufe, Ihre Meinung abwarten und werde darin Ihrem Rate folgen. Ich bin heute abend auf einen Ball eingeladen, der hart neben meinem Hause ist. Vielleicht überwinde ich mich und gehe hin — wie sonderbar! Es ist, als wollte das Schicksal sich über mich lustig machen. Soeben erhalte ich noch eine andere Einladung auf einen Ball für Donnerstag.

Teuerste Freundin! Ruhig wenn möglich. Sie kennen doch ein Herz, das nur für Sie empfindet, nur für Sie schlägt. Es ist etwas. Es gibt Menschen, die allein stehen unter all den Millionen Menschen. Verschmähen Sie die Liebe nicht, weil sie nicht alle Ihre Forderungen befriedigt. Bin ich nicht glücklich durch Ihre Freundschaft, ob ich zwar weiß, ob ich zwar immer wußte, daß sie nicht mehr ist als das?

Ihr B.

395.

Nr. 38 *Paris, Mittwoch, d. 21. März 1832*

Ich erhalte Ihren Brief und antworte darauf. Sie sind zerstreut, das erkläre ich leicht und verzeihe es noch leichter. Wäre Ihre Unruhe nur erst vorüber! Die franz. Übersetzung meiner Briefe habe ich vielleicht darum besser gefunden, als sie ist, weil sie meine Erwartung übertroffen. Ich meine aber doch, sie wäre gut genug.

Der Rousseau ist ein Narr, seine Narrheit hat aber einen so schlechten Stil, daß sie selbst Narren nicht gefallen wird. Den Artikel in der Times [irrtüml. f. *Temps*; s. Brief Nr. 35 u. unten] übersetzt er gewiß. Das wird Wasser auf seine Mühle sein. Sie müssen in Frankfurt bekannt machen, was ich Ihnen über den Artikel schon ge-

schrieben. Er ist von *Depping*, der ein Preuße ist und im preußischen Interesse schreibt. Auf dem Bureau des Temps haben sich andre preußische Agenten, *Klaproth* und Dr. *Koreff*, Einfluß verschafft. Erzählen Sie das dem Dr. Reis, daß er es bei Speier erzähle, für den Fall Rousseau mit dem Artikel im Temps triumphieren sollte. – Ich hätte von Speier 3400 fr. Kredit, die ich jetzt alle genommen, da ich bald abreise. Gebraucht habe ich dieses Geld mit dem sonstigen, das ich mitgebracht und mir nachgeschickt worden, aber noch nicht. Meine Kasse beträgt heute noch 3200 fr., also fast der ganze Kredit des Speiers ist noch da.

Natürlich dürfen Sie dem Stiebel die ihn betreffende Stelle meines Briefes nicht zeigen. Was fällt Ihnen aber bei, daß ich ihm schreiben soll? Wenn ich ihm Dank schuldig bin, habe ich ihn reichlich dadurch abgetragen, daß ich ihm auf einen so schändlichen Brief *nicht* geantwortet, wie er's verdiente. – Seien Sie nicht bange, daß ich die *Histoire* von der Marie-Louise, die Sie auszustreichen vergessen, stehenlasse. Überhaupt haben Sie viel unbrauchbares Zeug aufgenommen, wie ich mich aus einer flüchtigen Durchsicht des Manuskripts überzeugt. Z. B. von Conrad. – Der *Freisinnige* ist freilich etwas langweilig, doch gut. Wirken kann er aber nicht; denn die, welchen solche Sprache verständlich, bedürfen die Belehrung nicht, und die, welche Belehrung nötig haben, verstehen solche gelehrte Sprache nicht. Das ist eben das Unglück, wenn man nicht versteht oder zu stolz ist, die Sprache des Volkes zu reden. – Sie hätten mir das Schustersche Blatt über „Schiller und Goethe" schicken sollen; doch jetzt ist es zu spät. Nicht einmal des Titels erinnere ich mich; doch da ich das Manuskript habe, kann ich es nachsehen. Der 8te Teil, wie mir Campe schrieb, ist der Zensur unterworfen worden, doch wurde gar nichts gestrichen. Doch hat das Mühe gekostet. Ich

habe den Campe beauftragt, alle mir gebührende 25 Freiexempl. des 8ten Teils nach Frankfurt zu schicken. Wenn Sie sie also bekommen, verteilen Sie 12 wie die Briefe, und über die andern erwarten Sie meine Bestimmung. – Ich weiß zwar nichts davon, daß hier von meinen Briefen eine neue Auflage gemacht wird; doch kann es immer sein. Natürlich wird mir ein Geheimnis daraus gemacht.

Warum mir der Campe nicht mehr geben will für meine neue Briefe? Weil er ein Spitzbube ist. Wahrscheinlich aber darum nicht, weil ich bare Bezahlung verlange.

Sie sollten aber Ihre Angst nicht zu weit treiben. Wenn mir Welcker in seinem Namen und im Namen aller seiner Kollegen schreibt, im Badischen hätte ich gar nichts zu fürchten, was soll ich denn da noch bedenken? Auf Welcker und Rotteck nimmt die badische Regierung soviel Rücksicht, daß mir schon darum nichts geschähe. Als Cassebeer in Karlsruhe arretiert war, reiste Rotteck dahin, und auf dessen Verwendung wurde er freigegeben.

Ich habe es Ihnen schon oft geschrieben, ich eile darum von Paris, um meine Briefe in den Druck zu bringen, wofür ich hier, so weit von Deutschland, nichts veranstalten kann. In Straßburg werde ich freilich nicht lange Geduld haben, darum will ich eben nach Freiburg.

Hat Ihnen die Adresse der Juden gefallen. Später kann man das noch einmal brauchen.

Ich verstehe nicht, was Sie von Reinganum gewollt. Haben Sie denn nicht seinen Brief gelesen, den Sie mir selbst geschickt, daß alles aus sei und daß die Pension wieder bezahlt werde?

Ich kann nicht ruhig sein, wenn Sie mir nicht versprechen, gar nichts mehr abzuschreiben. – Das Wetter ist auch hier schlecht. Solange es dauert, reise ich natürlich nicht. – Sie können mir bis *Samstag d. 25. März* schreiben, also noch diesen Brief beantworten. –

Gestern morgen kam Str. zu mir, bestürzt und traurig, wie immer in diesen Tagen. Ich, wie gewöhnlich, sprach fast kein Wort mit ihm. Dann aber bemerkte ich ihm freundlich: „Glauben Sie nicht, weil ich so einsilbig bin, daß ich Unwillen auf Sie geworfen. Ich weiß, daß Sie soviel leiden als ich. Aber Ihr Anblick macht mir Gemütsbewegung; bleiben Sie lieber einige Zeit weg." Er antwortete: er mißdeute und verkenne mich nicht und ging. Nach einigen Stunden kam er wieder und sagte wörtlich: „Ich habe die Sache überlegt, vielleicht geht's noch, ich will mit meinen Eltern sprechen und darüber der Wohl schreiben. Ein Haupthindernis ist die Trauung, die, weil ich ein *Kohn* bin, gar nicht gesetzlich geschehen kann." Ich antwortete ihm: „Das Schlimmste läßt sich nicht wieder gutmachen. Durch Ihren Brief haben Sie die Wohl betrübt. Seien Sie jetzt vorsichtig und bedenken Sie erst, was Sie ihr schreiben wollen. Täuschen Sie sie nicht zum zweiten Mal. Wenn Sie nicht fest entschlossen sind, die W. zu heiraten, auch gegen die Einwilligung Ihrer Eltern, wozu neue Hoffnung erregen, die sich nicht erfüllt? Mit der Trauung ist es dummes Zeug. Es finden sich Rabbiner genug, die für ein paar Dukaten über das Gesetz hinausgehen. Darauf erwiderte er: „Ja ich kann mich doch nicht von allem losreißen; ich könnte nicht glücklich leben, wenn meine Eltern dagegen wären. Und dann der W. ihre Neigung zu Ihnen! Ich weiß recht gut, daß das nur geistig ist; aber was ändert das, wenn ich befürchten muß, daß, sobald Ihnen was fehlt, sie gleich fortläuft, zu Ihnen zu kommen?" Ich bemerkte dem Str.: er habe zwar recht; die W. ist zu gut. Nicht bloß zu mir, sondern zu allen ihren Freunden würde sie in der Not eilen. Aber das brauche ihn nicht zu beunruhigen. Wäre die W. einmal verheiratet, dann habe sie Pflichten, und sie würde um einen andern willen nicht ihren Mann verlassen ... — Daß der Str. Sie sehr

liebt, ist keine Frage. Ob er es für sein Glück nötig hält, sich mit Ihnen zu verbinden, weiß ich nicht. Meine Meinung schwankt. Das aber scheint mir offenbar: er ist in jener sklavischen Abhängigkeit von seinen Eltern, die man in jüdischen Familien häufig findet. Er hat *Furcht*, mit Ihnen von der Sache zu sprechen, und ob er sich zwar nicht ganz deutlich ausgedrückt, scheint mir, seine Eltern wären gegen die Verbindung. Es kömmt darauf an, dem Str. Mut einzuflößen. [...] Wenn Sie zur Süsschen nach Heidelberg gingen, mit ihr von der Sache sprechen, dort den Str. auf seiner Rückreise erwarten, wäre das nicht gut? Ich gebe die Hoffnung eines günstigen Ausgangs nicht auf. Aber ob Sie glücklich mit ihm sein würden, das zu überlegen ist Ihre Sache. Ich übernehme nicht die geringste Verantwortlichkeit. Doch glaube ich eher *ja* als *nein*. Wie schön habe ich mir unser Leben zu drei ausgemalt! Ja meine Phantasie eilte voraus und entwarf ein Bild von einem Leben zu vier, fünf, sechs. Ihre Kinder müßten in dem Glauben erzogen werden, ich sei ihr Großvater, und sobald sie das zweite Jahr erreicht, müßten sie mir abends meine Pfeife und meine Pantoffeln bringen. Ich wäre der Zerberus im Hause; nur *selige Geister* dürften herein, die andern würde ich anbellen. Und sobald ein Kind vier Wochen alt, nähme ich es auf den Schoß und läse ihm meine Schriften vor und fragte, wie sie ihm gefielen. Dann pißte es wahrscheinlich auf meine Pariser Briefe, und ich freute mich wie ein Gott über die herrliche Rezension. Ach! könnte denn das nicht noch alle so kommen? Mein Herz sagt *ja*. Gott hat mich lieb und hat mir schon viel Gutes erzeugt. Adieu.
Eine rote Jakobinermütze, wie sie jetzt die Republikaner tragen, bekomme ich soeben. Sähen Sie mich darin, Sie lachten trotz Ihrer Stimmung gewiß. Ach, der Mensch!

B.

396.

Nr. 39 *Paris, Montag, d. 26. März 1832*

Wie ist mir auf Ihren heutigen Brief die Brust so leicht geworden! Gelobt sei Gott, der Ihnen beigestanden. Ich darf Ihnen wohl glauben, daß Sie ruhig sind, Sie haben es mich zu feierlich versichert. Ich hoffe, daß, so wenig wie mich, Sie so wenig sich selbst betrügen. Wie gut war es, daß ich Ihnen noch die folgenden zwei Tage geschrieben. Das wird Sie wegen mich beruhigt haben. Meine Gesundheit hat diese Gemütsbewegung, so stark sie auch war, nicht angegriffen. Str. ist auch ruhig. Er hat eine starke Natur, und für ihn war nichts zu fürchten. Gestern sagte er mir, jetzt sei er einig mit sich. Aber wie er das meine, sagte er nicht, und ich wollte ihn auch nicht weiter fragen. Er will Ihnen heute schreiben. Ihren Brief habe ich ihm gezeigt.

Ich gehe Ende der Woche nach Straßburg. Ihre Briefe, die hier noch eintreffen könnten, werde ich wahrscheinlich abwarten. Wo nicht, lasse ich sie mir nachschicken. Ich hoffe, von Straßburg aus Sie zu beruhigen, daß ich im Badischen auf Sie warten kann. Was wollen wir in Straßburg. Dort ist für Fremde gerade so teuer wie in Paris, und es ist der langweiligste Ort der Welt. In Freiburg könnte ich auch wegen meiner Briefe am besten Einleitungen treffen. Von dort aus haben wir eine halbe Tagereise nach der Schweiz. Auch in Zürich könnte ich meine Briefe vielleicht unterbringen. Dort ist eine sehr demokratische Regierung. Herrlicher Aufenthalt am Zürcher See. Auch ist dort ein liberaler Buchhändler. Sie schreiben mir nichts von Ihrer Reisegesellschafterin. Lassen Sie doch die Marie kommen. Das ist eine alte Bekannte, die uns nicht geniert.

Strauss bleibt noch 14 Tage hier und geht dann nach Lyon. Es wird also wenigstens noch einen Monat dauern, bis er nach Frankfurt kömmt. Er sagt aber, er werde auf

jeden Fall auf der Heimreise, seien wir im Badischen oder in der Schweiz, zu uns kommen. – *Den Wechsel auf Campe schicken Sie mir nach Straßburg.* Ich schicke ihn dort gleich adressiert zurück. – Lassen Sie mir doch auf der Polizei einen neuen Paß auf ein Jahr nach Frankreich ausstellen. Nicht zu vergessen das Visa des franz. Gesandten.
Danken Sie dem Reinganum für seinen Brief und entschuldigen Sie mich, daß ich noch nicht geantwortet. Seit einigen Tagen sprechen die hiesigen Blätter von meiner Pensionsgeschichte. Ich bin nicht schuld daran. Auch hat keiner der Deutschen hier, welche in die Pariser Blätter schreiben, es hineinsetzen lassen. Wahrscheinlich ist die Nachricht aus einer deutschen Zeitung entnommen (ich glaube aus dem schwäb. Merkur). – Wenn Sie nicht zu betrübt sind, werden Sie über einen Artikel lachen, den vorgestern abend der *Messager* über mich enthielt. Da Sie vielleicht das Blatt nicht zu Gesicht bekommen, will ich ihn abschreiben. Wer den Artikel gemacht, kann ich nicht erraten. Auf jeden Fall ist es ein Franzose; das sieht man am Stil. „Nous avons rencontré dans plusieurs de nos cercles le littérateur allemand M. Boerne, dont les lettres sur Paris pendant les années 1830 et 1831 ont obtenu tant de succès dans sa patrie, et dont la traduction, récemment publiée chez nous, n'est pas destinée à en obtenir un moins certain. M. Boerne recèle dans un corps frêle et délicat une énergie d'âme peu commune. Il parle assez correctement notre langue et, quoiqu'il ne soit pas de la première jeunesse, ses réparties sont remarquables par leur vivacité et leur tour original. Aussi se dispute-t-on le plaisir de le posséder, et n'est-il pas de réunion un peu à la mode où sa place ne soit marquée auprès de tout ce que nous avons de plus instruit et de plus aimable." Sollte man nicht meinen, das habe eine Dame geschrieben, die mich im stillen liebt?

Also von jetzt schreiben Sie mir poste-restante nach Straßburg. Auf jeden Fall schreibe ich Ihnen noch einmal, ehe ich abreise und dann auch auf dem Wege. – Muntern Sie Reinganum auf, mir öfter Bundestag-Neuigkeiten zu schreiben.

Die dumme Cholera! Man weiß jetzt gar nicht, wo man hin soll. Aber ihr auszuweichen, wenn man kann, ist immer vernünftig. An der Grenze der Schweiz, Deutschlands und Frankreichs, wo wir uns aufhalten wollen, ist der beste Ort, sich frei nach jeder Seite hinzuwenden. Doch müssen Sie daran denken, für jetzt dem Str. nicht allzuweit aus dem Wege zu gehen. Ich denke, noch ist nicht alles *abgetan.*

In dem letzten Hefte der *Revue de Paris* (vom 25. März), eine Wochenschrift, steht eine Kritik der Briefe. Vielleicht schaffen Sie sich das Journal. Nur einige Bemerkungen, das Ganze ist zu lang zum Abschreiben. C'est l'album ... d'un Tristram Shandy allemand ... Obligé de fuir son pays, il le traite en vrai Coriolan littéraire (gut gesagt) ... Adieu.

Wie immer B. geb. W.

407.

[Nr.] 40 *Paris, Dienstag, d. 27. März 1832*

Ihr heutiger Brief, gute treue Seele, hat mich wieder ganz erfrischt. Ich glaube jetzt, daß Sie ruhig sind, und bin es auch. Das Rätsel, wie Sie in Ihrem Zustande sich so schnell fassen konnten, hätte ich Ihnen vorgestern noch nicht lösen können; aber seit gestern verstehe ich es. Ich las nämlich einen Roman von Cooper, dessen Heldin, ein Frauenzimmer (Helene), trotz unglücklicher Verhältnisse immer heiter ist. Eine andere fragt eine gemeinschaftliche Freundin, wie doch Helene immer so heiter sein könne? Diese erwidert: Helene sei immer mit dem Glücke anderer so sehr beschäftigt, daß sie nicht Zeit habe, an

ihr eignes zu denken. Die Gemütsbewegung, die ich hatte, hat auf mein körperliches Befinden nicht den geringsten nachteiligen Einfluß gehabt. Sie können also wegen meiner Reise ganz unbesorgt sein. Mit Packen gebe ich mich ja ohnedies gar nicht ab, ich rühre keinen Finger. Ich reise Donnerstag, spätestens Samstag. Morgen bekomme ich vielleicht noch einen Brief von Ihnen. Hätten Sie gewußt, daß die Briefe keine Quarantäne halten, nicht mehr geräuchert werden, und daß ich sie jetzt schon den 5ten Tag statt früher den 6ten erhalte, hätte das auch etwas zu Ihrer Beruhigung beigetragen. Sie dachten, ich bekäme sie einen Tag später. Daß Sie mit Schmitt nach Mannheim gehen, wäre mir sehr recht, das würde Sie zerstreuen. Nur habe ich (im Vertrauen gesagt) eine Bedenklichkeit dabei. Ich fürchte sehr, die Oper hat nicht den gehofften Beifall, und das würde Sie mißmutig machen. Also ich gehe nach Straßburg und ohne Ihr Wissen nicht weiter. Dort wird es mir, wie ich hoffe, gelingen, Sie wegen Freiburg zu beruhigen. Sie sehen ja aus allem, daß die badische Regierung uneinig ist mit dem Bundestage; wird sie mir also des Bundestages willen etwas antun? Wenn bayrische Truppen kämen, bliebe ich freilich nicht dort; aber das geht nicht so geschwind. Die 3 Blätter des *Freisinnigen*, die, weil sie gegen den Bundestag geschrieben, konfisziert worden, sind auf Spruch der Gerichte wieder freigegeben worden. Sie sehen also, wie die Sachen stehen. Der Aufenthalt in Straßburg, wenn man nicht eingerichtet ist und im Wirtshause wohnt, ist teurer als in Paris. Ich habe noch die Rechnungen von meinen 2maligen Aufenthalten dort. Jeden Tag habe ich 20 fr. gebraucht. – Mit Cramer werde ich es doch wahrscheinlich sein lassen. Ich kann das Geld besser brauchen.

Gestern abend beim Auskleiden sagte Conrad: „Ich habe mich bei Ihnen zweimal zu bedanken. Erstens, daß Sie

mir Ihre Briefe geschenkt und zweitens, daß Sie mir die Ehre erzeigt, darin von mir zu sprechen." Diese Art des Betragens und Redens für einen Bedienten ist aber merkwürdig. Doch – wie der Herr, so der Diener.
Vier Koffer sind schon gepackt; jetzt sind nur noch 6 bis 8 größere und kleinere Kisten zu packen. Ist das nicht zum Lachen? Aber 3 Koffer bleiben hier. Mein Bett und meinen Pelz nehme ich mit. – Ihren Brief, den ich vielleicht morgen bekomme, beantworte ich übermorgen. Ich habe noch tausend Dinge zu besorgen für die Reise: Feigen, Biskuits, Bonbons, Zündhölzchen. Darum Adieu und *Hurra*!
Ihr B.

Ich hätte doch lieber, daß Sie gleich mit der Marie oder einer anderen Gesellschafterin reisten, als Sie ein Dienstmädchen mitnähmen. Diese müßten Sie zurückschicken, und das würde Ihnen doppelte Kosten machen.

398.

Nr. 41 *Paris, Donnerstag, d. 29. März 1832*

Ich reise heute mittag um 12 Uhr von hier ab. Ihren Brief erhalte ich also noch vorher. Wenn später welche ankommen, werden sie mir von Strauss nachgeschickt. Seit vorgestern ist die Cholera hier. Bis jetzt nur in der Cité. Gestern wurden schon 10 Kranke ins Spital gebracht. Meine Abreise hängt damit nicht zusammen, die war früher schon bestimmt. Es werden gewiß viele Fremde Paris verlassen. Schon diesen Morgen hörte ich zufällig von einer mir bekannten Wiener Familie, die heute abreist. Das wird den Geschäften hier, die anfingen, etwas besser zu gehen, einen starken Stoß geben. Ich habe herrliches Reisewetter. Ich schreibe Ihnen von unterwegs einigemal. Ich gehe über Metz. In der heutigen Zeitung steht, Goethe wäre gestorben.

Die badische Regierung, die noch vor wenigen Wochen die Preßfreiheit bewilligt, hat in Widerspruch mit dieser die Beschlüsse des Bundestags anerkannt. Das Gericht in Freiburg hat sich auch dafür erklärt. Das Volk schweigt. Werde ich wohl recht behalten? Gestern wurde mir unter der Adresse M. Boerne, savant allemand, folgendes anonymes Sonett von Hamburg (zum Glück frankiert) zugeschickt:

An L. Börne
den Briefsteller aus Paris.

s. III/79/587 bis: *gerecht Geschick.*

Wie gefällt Ihnen *entwichner Wechselbalg*? Das fehlt noch in meinem Schimpfwörterbuch.

Ihr treuer Wechselbalg

B.

Ihr Brief ist angekommen, aber die Pferde sind da. Nur das zur Beruhigung. Str., der eben bei mir war, dem ich die betreffende Stelle mitgeteilt, sagt: er werde seinen Eltern *nichts* schreiben.

399.

Nr. 42 *Châlons, Freitag, den 30. März 1832*
Abends 10 Uhr

Ihr „*flüchtiger Wechselbalg*“ ist so lebhaft mit Ihnen beschäftigt und lebt so ganz in Ihnen, daß er den Schreibtisch, der früher neben dem brennenden Kamin stand, so weit als möglich abrückte, aus Furcht, sein Schlafrock könnte Funken fassen. Können Sie einen größern Beweis der innigsten Sympathie verlangen? Ich bin sehr wohl und so guter Laune, daß ich mich nicht im geringsten darüber geärgert habe, als ich vor einigen Stunden, in Epernay, für den Mittagstisch ohne Wein 10 fr. bezahlen

mußte. Ich begnügte mich, der Wirtin kalt und boshaft zu sagen: c'est inouï! Vous avez perdu la tête! Vous n'êtes pas raisonnable! C'est un coupe-gorge! Je vous mettrai sur mes tablettes. Das nämliche sagte ich auch verflossene Nacht im Wirtshaus, wo ich 25 fr. verzehrt. Unerhört! Ich wünsche nur, daß Sie meinen gestrigen Brief aus Paris früher bekommen als die Nachricht von der ausgebrochenen Cholera. Es könnte Sie doch ängstlich machen, wenn Sie glaubten, ich wäre noch dort. Ich habe es an mir selbst erfahren, daß sich die Cholera-Angst leicht abstumpft. Schon Dienstag abends wußte ich, daß die gute echte Cholera in Paris sei. Anfänglich bekam ich auch etwas Furcht; aber schon den andern Tag dachte ich wenig daran, und wäre meine Abreise nicht schon früher auf Donnerstag bestimmt gewesen, wäre ich ohne Angst noch länger in Paris geblieben. Einige Stationen hinter Paris traf ich eine Wiener jüdische Familie, die in größter Eile die Flucht nahm. Im Fortlaufen sind wir Juden vornan. Ich habe heute gehört, die Cholera wäre in München. Nach Straßburg wird sie wohl auch bald kommen. Heut den ganzen Tag habe ich mich mit einem Romane beschäftigt, von dem ich aber nur den Titel fertig habe. *Des Hofrats und Professors Buttermilch Flucht vor der Cholera, Antikritik, Nichte und Wasserkur.* Darin will ich die Reiseabenteuer eines hypochondrischen deutschen Gelehrten schildern. Neben ihm seine junge lebensfrohe Nichte. Liebschaft mit einem jungen Arzte, der den Onkel zu seiner Sicherheit begleitet. Buttermilch gebraucht Oertels Wasserkur und ersauft beinahe. Auf dem Wege liest er eine schlechte Rezension seiner neuesten Schrift, hat aber diätetische Angst, sich zu ärgern. Fragt den Doktor: habe ich mich geärgert? Dieser sagt *ja*, damit er sich ins Bett lege, schwitze und schlafe. Unterdessen macht er der Nichte den Hof. Buttermilch schreibt eine sehr sanfte Antikritik, droht aber dem Re-

zensenten mit einer stärkern Antwort, sobald die Cholera vorüber ist. Usw.
Lesen Sie doch im gestrigen *Journal des Débats* (jeudi 29 mars) den Artikel über Goethes Tod. Die *politische* Bedeutung, die diesem Ereignis gegeben wird, wird Sie frappieren. Es ist die weitere Erörterung meines Satzes in den Pariser Briefen, wo ich, von Goethes Sterbetag redend, sagte: „Ich meine, an diesem Tage müßte die Freiheit geboren werden." Der Artikel hat treffende Bemerkungen, und ich möchte wissen, wer ihn gemacht hat.
Ihren letzten Brief, den ich, als ich in den Wagen steigen wollte, nur flüchtig gelesen, las ich später mit Entzücken zum zweiten Mal. Was darauf zu antworten, muß ich auf Straßburg ersparen. Von dort schreibe ich auch dem Reinganum und an Schmitt. – Diesen Brief lege ich morgen früh, ehe ich abreise, auf die Post. Übermorgen von Metz schreibe ich Ihnen wieder. Dienstag morgen komme ich wohl nach Straßburg und hoffe, dort einen Brief von Ihne zu finden. – Ich habe sehr gutes Wetter. Adieu. Unter allen meinen Titeln gefällt mir am besten: *Elende Schmeißfliege* und *flüchtiger Wechselbalg*. Mir tausendmal lieber als Hofrat. Ihr B. geb. W.

Str. hat mir Ihre Briefe versiegelt mitgegeben.

400.

Nr. 43 *Samstag, Verdun, d. 31. März 1832*

Schönen guten Abend. Und jetzt ist es mit meinem Verstande schon zu Ende; ich weiß nicht, was ich Ihnen sonst schreiben soll. Doch Sie sehen es gern, auch nur einige Zeilen. Ich bin sehr wohl, und das Wetter ist herrlich. Hier im Wirtshause ist auch eine zweite jüdische Familie aus Wien von Paris angekommen; Hr. v. Neu-

wall, die ich oft bei Valentin gesehen. Ich komme von einem Besuche, den ich ihnen auf dem Zimmer gemacht, soeben zurück.

Vergessen Sie nicht Ihre Kaffeekanne einzupacken, soviel Cholera-Medizin als möglich und ein *Säuchen*. Ich meine nicht ein Spanferkel, sondern ein Sieb für die Teekanne. Sollten Sie nicht etwas Silberzeug mitbringen?

Diesen Brief lege ich morgen in Metz auf die Post. Dann schreibe ich Ihnen von Straßburg wieder, wo ich Dienstag Mittag ankomme. Wenn es bei meiner Ankunft noch Zeit ist, schreibe ich gleich Dienstag, wo nicht, erst Mittwoch.

Gute Nacht, lieber Engel, ich bin müde und lege mich schlafen. Frau v. Neuwall hat mir eine ganze Stunde von der Vortrefflichkeit der österreichischen Regierung vorgeplaudert. Neulich war sie bei Herrn Apponyi, dem österreichischen Gesandten in Paris. Beim Weggehen sagte sie ihm: sie gehe jetzt noch in eine deutsche Gesellschaft (zu Valentin). Apponyi fragte, welche Leute dort hinkämen? Sie nannte unter andern: Heine, Börne. Apponyi rief aus: „Börne, der unsere Regierung eine fluchwürdige Regierung genannt." – Nun, noch einmal gute Nacht.

Ihre treue Schmeißfliege und Sie liebender Wechselbalg

B.

Auf dem vorigen Briefe vergaß ich die Nr. zu bemerken. Schreiben Sie sie darauf: Nr. 42. Conrad erzählt mir eben, er habe bemerkt, die Kammerjungfer der Frau v. Neuwall sei guter Hoffnung. Immer satirisch! Wie der Herr so der Diener.

401.

Nr. 44 *Straßburg, Dienstag, den 3. April 1832*

Goddelkum! Diesen Mittag bei dem herrlichsten Sommerwetter bin ich hier angekommen. Gleich auf die Post

geschickt und Ihren Brief geholt. Ein schöner langer Brief! Der Carové war mir ein Labsal, den will ich zwiebeln! Der möchte schon längst eine Anstellung auf einer preußischen Universität haben. Das war ganz gewiß seine Hauptabsicht, als er gegen mich schrieb. Man hat wirklich geglaubt, Ihnen Verdruß damit zu machen? O die Menschen. Hätte ich nur Carovés Schriften! Geld möchte ich nicht dafür ausgeben. Vielleicht hat Herr Ackermann die Barmherzigkeit und leiht sie mir. Dann schicken Sie mir sie mit der Post. Weil Sie gern gleich Nachricht von meiner Ankunft haben, schrieb ich Ihnen heute schon. Doch habe ich jetzt nicht Zeit mehr. Morgen bekomme ich wahrscheinlich Brief von Ihnen, und übermorgen schreibe ich Ihnen umständlich. Adressieren Sie die Briefe nicht mehr poste-restante sondern: à l'*Hôtel de Paris* à Straßbourg, wo ich logiere.
Gleich fange ich an für den Carové zu notieren, ich habe schon einiges im Kopfe.

Adieu. Ihr B.

402.

Nr. 45 *Straßburg, Donnerstag, d. 5. April 1832*

Ich bin sehr verdrüßlich, daß ich außer dem einen Briefe, den ich bei meiner Ankunft hier vorgefunden, keinen weitern von Ihnen erhalten, weder gestern noch heute. Ich kann mir nicht erklären, woran das liegt. Sie haben doch Sonntag nicht allein meinen letzten Pariser Brief erhalten, worin ich Ihnen meine Abreise meldete, sondern wahrscheinlich auch schon einen der spätern Briefe, den ich auf dem Wege geschrieben. Was nun Ihre Abreise betrifft, gestehe ich, daß es mich in Verlegenheit setzt, was ich Ihnen schreiben soll. Vorigen Frühling, wo es, wie diesmal, der Schmitt war, der Sie länger aufgehalten, beschwerten Sie sich über meine ungeduldigen Klagen. Bedenken Sie, daß, wenn Sie nach Ostern mit Schmitt

nach Mannheim gehen, also am 24sten April, und wenn Sie die 8 Tage und vielleicht mehrere dazu rechnen, die Generalprobe und Aufführung der Oper erfordern, wenigstens *ein Monat* darüber hingeht, bis wir zusammenkommen. Und dann haben Sie schwerlich Freude bei der Sache zu erwarten; denn es ist 10 gegen 1 zu wetten, daß die Oper kalt aufgenommen wird. Warum wollen Sie Zeuge von Schmitts Désappointement sein? Was nun mich betrifft, so kann ich unmöglich in Straßburg warten, bis Sie kommen, auch nicht, wenn Sie um die Mitte Aprils schon kämen. Ich sterbe hier vor Langeweile und brauche mehr Geld als in Paris. Es würde mich ganz glücklich machen, wenn Sie sich beruhigen könnten über Baden, und daß Sie mich entweder nach Baden oder nach Freiburg reisen lassen. Dort will ich auf Sie warten. Bestimmen Sie den einen oder den andern Ort. Wenn Sie durchaus nicht wollen, will ich in Zürich auf Sie warten. Glauben Sie nicht, daß mir dort der Aufenthalt schadet. Ich leide ja gegenwärtig nicht an der Brust. Übrigens sind ja einige Tage Versuchs ohne Gefahr. Kann ich Zürich nicht vertragen, gehen wir an einen milden Ort, der ja in der Schweiz leicht zu finden ist. Bedenken Sie auch, daß mir ja hauptsächlich um die Vollendung meiner Briefe zu tun ist, und daß ich darum bald mit Ihnen zusammenkommen möchte. Ich muß auch aus dem Grunde nach Deutschland oder der Schweiz, um zu versuchen, mit einem Buchhändler in Verbindung zu treten.

Was die Wahl Ihrer Gesellschafterin betrifft, so überlasse ich das Ihrer eignen Entscheidung. Die Marie und die Fanny haben beide Ihre Vorzüge und Nachteile, die sich ziemlich wechselseitig aufheben, so daß, wie Sie wählen, Sie gut wählen.

Aarau ist ein langweiliger Ort, hat für die Schweiz keine schöne Gegend und eine philiströse Regierung, Zürich

hat eine demokratische Regierung und ist also vorzuziehen. Auch gibt es dort einen liberalen Buchhändler, mit dem sich vielleicht etwas machen läßt.
Schicken Sie mir den Wechsel. – Ich werde also nur Ihre Antwort auf diesen Brief abwarten und dann abreisen, wohin Sie wollen. Hier kann ich auf keine Weise bleiben. – Die Schweizer Bücher habe ich mitgenommen. – Anliegenden Brief habe ich heute von Strauss erhalten, er wird Sie interessieren.
Gestern habe ich wieder eine Rezension in der *Abendzeitung* gelesen, worin ich ein *Tiger* genannt werde und mir prophezeit wird, ich würde mich entweder totschießen oder wie Pittschaft im Tollhaus sterben. Könnte ich alle Tage solche himmlische Rezensionen lesen, so würde ich die Trennung von Ihnen leichter ertragen, so gut habe ich es aber nicht. Den Carové abzumachen, wird mir besondere Freude sein. Schaffen Sie mir doch (durch Ackermann) Nachrichten über ihn und womöglich auch seine Schriften.
Sie Ungeheuer, warum haben Sie mir nicht geschrieben?
[– – –].

403.

Nr. 46 *Straßburg, Freitag, d. 6. April 1832*

Eben erhalte ich Ihren Brief. Dank, Dank für die schönen *Schmelzle-Züge*, die Sie mir zu meinem Roman geliefert. Vergiftete anonyme Briefe . . . Essigräuchern – das hätte ich nicht erfunden! Sie bekommen auch Ihren Teil Honorar. Meinem hypochondrischen Professor selbst kann ich diese Züge nicht anheften, denn solche Menschen treiben keine demagogische Umtriebe. Ich werde aber den jungen Menschen, der ihn auf der Reise begleitet und in seine Nichte verliebt ist, zum demokratischen Schriftsteller machen und dem Professor zu seiner Cholera-

Angst noch die politische geben: er möchte als ein Mitschuldiger des Demagogen angesehen werden. Schreiben Sie mir mehr solche Sachen.

Es bleibt also bei Zürich, wohin ich einstweilen gehen werde. Schreiben Sie mir jetzt nicht mehr hierher und nicht eher, bis ich Ihnen meine Adresse angebe. Alle Schweizer Städte sind langweilig, die Schweizer sind noch ärgere Philister als die Deutschen; aber in so schöner Natur kann man die Menschen entbehren. In Zürich werde ich wohl Geduld haben. Übrigens liegt ja ein interessanter Ort beim andern, und ich kann ja herumwandern. Auch werde ich mich mit Schreiben beschäftigen. Kommen Sie nur sobald als möglich, und schreiben Sie mir oft.

Ich sagte es Ihnen schon: gegen die Fanny habe ich gar nichts, und daß sie wenigstens einen Teil der Reisekosten beiträgt, ist doch auch ein Vorteil: mit ihren 50 fl. monatlich reicht sie freilich nicht aus. Doch das schadet nicht. – Vergessen Sie nicht, vor der Abreise Anordnung wegen meiner Wiesbadner Interessen zu treffen. – Hr. v. Liebenstein hat mich nicht in Straßburg, sondern am Tage meiner Abreise von Paris auf dem Wege getroffen. Er wird nur erzählt haben, daß ich nach Straßburg gehe. –

Gestern Donnerstag d. 5. ging es arg in Paris her. Eine gestern hier bekanntgemachte telegraphische Depesche lautet wie folgt: „Paris. 5 avril. Les faux bruits d'empoisonnement de substances alimentaires ont encore occasionné des désordres dans quelques quartiers de Paris. Cinq individus poursuivis par la populace, sous prétexte qu'ils étoient empoisonneurs, *ont succombé victimes des plus funestes préventions*. L'autorité a fait constater que ces bruits n'avoient pas le moindre fondement, et elle croit être parvenue à détromper complètement les esprits égarés. Aujourd'hui la tranquilité règne sur tout le point

de Paris." – Das kann wichtige Folgen haben. Also 5 Menschen wurden vom Volk schon umgebracht. Bemerken Sie aber: das ist nicht, wie es in Preußen und Rußland war, wo das Volk aus Aberglauben von Vergiftungen träumte, sondern es sind, von den heillosen Karlisten veranstaltet, um Unruhen zu erregen, *wirkliche* Vergiftungen vorgefallen. Ein Weinhändler, der, um den Verdacht zu beseitigen, von seinem eignen Wein vor seinen Gästen trank, fiel augenblicklich tot zur Erde. Das sind die Karlisten, das sind die Aristokraten, denen kein Verbrechen zu gräßlich! Die niederträchtige franz. Regierung schiebt alles auf die Patrioten, die Republikaner. In St. Pélagie, wo die politischen Gefangenen sitzen, war eine Insurrektion, *von außen* von der Polizei angestiftet. Ein junger Mensch wurde erschossen. Die Cholera in Paris, wie ich es schon vorhergesehen im vorigen Jahre, ist ärger als irgendwo. Die Medizinalanstalten sind zu schlecht und besonders die Unreinlichkeit überall zu groß. Paris ist nur halb so bevölkert als London und hat 2mal so viel Kranke. Am letzten Tage kamen 252 neue Kranke. In London an den schlimmsten Tagen waren täglich nur 100. – Die ganze Pariser Garnison ist unter den Waffen. Es wurde unter das Volk eingehauen, und über 30 sind verwundet worden. Das kann nicht gut enden, oder vielmehr es wird gut enden. Die Regierung ist vom Wahnsinn ergriffen.
Haben Sie denn in Frankfurt auch solches Sommerwetter wie hier? – In Rheinbayern ist es noch nicht aus, und die Volkspartei widersteht mehr, als ich gehofft. Fein, der doch ein Fremder und den man arretiert, ihn über die Grenze zu bringen, wurde von den Gerichten freigegeben. Und als ihn die Regierung von neuem arretieren lassen wollte, haben die dazu beauftragten Gendarmen sich geweigert, weil es gesetzwidrig sei. Wie unrecht Sie in Ihrer Ängstlichkeit vor Baden haben, ersehen Sie auch

daraus, daß Dr. Siebenpfeifer, der doch im *Westboten* noch ärger als Wirth in der *Tribüne* geschrieben, sich nach *Mannheim* begeben hat und dort eine Zeitung schreibt. – Reinganum soll sich nur ferner brav halten. Die Advokaten sind die gebornen Verteidiger des Volks, und von ihnen muß die Revolution ausgehen.

Wie gut war's, daß ich noch zeitig von Paris wegging. Donnerstag um 12 Uhr wollte ich abreisen. Ich dachte gleich, am nämlichen Tage würden viele Fremde forteilen, und daß dann Mangel an Pferden sein werde. Darum bestellte ich die Pferde schon um 11 Uhr und ließ sie eine Stunde vor der Türe warten. Hier las ich nun in der Zeitung, daß abends keine Pferde mehr zu haben waren. Die 120 Pferde der Post reichen für die Fremden nicht hin.

Dem Polen bei Janson können Sie trauen. Daß er auf die Franzosen schimpft, darin hat er ganz recht. – Was wird das für eine nächste Zeit werden. Ich glaube wieder an Krieg. Es kann nicht friedlich ausgeglichen werden. Die Regierungen sind verrückter als je.

Wenn es uns nur an Geld nicht fehlt. Ich habe jetzt nur noch 2000 fr. In Paris schrieb ich Ihnen noch kürzlich von 3200 fr. Seitdem habe ich aber noch viel ausgeben müssen: für Kleider, Hausmiete etc., besonders aber für die Reise hierher. Aus meinen neuen Briefen Geld zu machen, habe ich wenig Hoffnung, die Zeiten sind zu schlecht.

Ihr B.

Mein größter Spaß ist, in meinem Kopfe die Titel zu rekapitulieren, die mir meine Rezensenten gegeben. Jetzt ist auch ein *Tiger* dazu gekommen. Und Sie haben den Mut, mit einem Tiger zu reisen? In der Schweiz gebe ich Sie für die Gräfin Plater aus und die Fanny für deren Adjudant. Ganz im Ernste, ich habe mir das fest vorgenommen. Welch ein Spaß!

Ich habe heute dem Strauss geschrieben. Schreiben Sie ihm doch, er möchte etwas vorsichtig sein, sowohl wegen der Cholera als besonders sich in keinen Straßenlärm zu mischen. Ich habe ihn auch dringend gewarnt.

404.

Nr. 47 *Straßburg, Samstag, d. 7. April 1832*

Ihren Brief mit Wechsel habe ich richtig empfangen und schicke Ihnen denselben heute zurück. Die Werke des Carové lassen Sie sich angelegen sein. Bringen Sie mit, was Sie davon auftreiben können; aber ja kein Geld dafür ausgeben. Vor 2 Jahren gab er auch *Moosblüten* und voriges Jahr so ein ähnliches Werk ästhetischer Art heraus. Gestern las ich wieder im *Liter.Konvers.blatt* eine Rezension. Das ist der 5te Artikel, den ich in diesem Blatte allein über mich gelesen. Man kann sich wirklich ein Buckel darüber lachen. Sie hören nicht auf, von den Briefen zu sprechen und sagen immer, es sei ein unbedeutendes Werk, von dem sich gar nicht der Mühe lohne zu reden: „Nicht leicht ist uns ein unbedeutenderes, gehaltloseres, stupideres Buch vorgekommen als diese Briefe aus Paris."
Was Sie mir über das Ziel unserer Reise in bezug auf die Cholera sagen, haben Sie ganz recht: es kann sein, daß wir ihr entgegeneilen. Und da weiß ich Ihnen wahrhaftig nicht zu raten und muß Sie Ihrer eignen Entschließung überlassen. Für Sie wäre freilich besser, im Falle die Cholera ausbreche, in Frankfurt zu sein. Das Schlimmste ist, daß sich ihr Lauf gar nicht berechnen läßt. In Halle ist sie schon monatelang, und in Leipzig, das nur 6 Stunden davon entfernt, bis jetzt noch nicht. Auch wird so viel gelogen. Gestern hieß es, die Cholera wäre in Lausanne. Schon vor einigen Tagen sagten Pariser Blätter, sie wäre in Bern und Genf. Das alle aber

ist bestimmt nicht wahr. In Paris ist es fürchterlich. Am letzten Tage allein kamen 270 Kranke und 127 Tote hinzu. Sie müssen nicht versäumen, die jetzt so interessanten Pariser Blätter zu lesen. Mit den Vergiftungen ist es fürchterlich. Wein, Fleisch, Milch, Wasser wird vergiftet. Es wagt keiner mehr, etwas zu genießen. – Eben erzählt mir jemand, es sei gestern eine telegraphische Depesche angekommen, in Paris sei Aufruhr, und es werde mit Kanonen auf das Volk geschossen. Die hiesige Zeitung enthält aber nichts davon, und so mag es nicht wahr sein. – Die Familie Beer, 2 Wagen mit Weibern und Kindern schwer bepackt, sind vorgestern abend hier angekommen von Paris. Sie gehen nach Frankfurt. Ich habe sie in den englischen Hof adressiert.
Könnten Sie mir das Blatt schaffen, worin Stücke aus meinem 8ten Teile stehen? – Heut steht in der hiesigen Zeitung: „Hr. B., der Verf. der berühmten Briefe aus Paris, ist seit einigen Tagen in Straßburg." Das bin ich.

Adieu, adieu. Ihr B.

405.

Nr. 48 *Straßburg, den 9ten April 1832*

Ich erhalte soeben Ihren Brief. Ich verspreche Ihnen, nicht mehr zu jammern. Aber was kann ich für meine Jammersucht? Sie haben mich angesteckt. Ich reise morgen ab. Übermorgen schreibe ich Ihnen auf dem Wege. Natürlich dürfen Sie auf keinen Fall von Frankfurt abreisen, bis Sie Nachricht erhalten, ob ich in Zürich angekommen.
Ich soll Ihnen über Str. schreiben, weiß aber nicht gewiß, wie Sie das meinen. Soll ich Ihnen sagen, was ich von seiner *Persönlichkeit* halte oder von seinen *Gesinnungen* und *Absichten* rücksichtlich Ihrer? Ein großer Men-

schenkenner bin ich nicht. Ich brauche lange Zeit, bis ich einen begreife. Str. ist gewiß ein guter Mensch, [. . .] und ich glaube [. . .] ausgenommen gegen Sie. Den haben Sie wieder einmal durch Ihre mir wohlbekannten Künste der Koketterie gefangen. Ob er Sie gern heiratet, kann ich wirklich nicht entscheiden. Ich glaube eher *nein* als *ja*. Und doch liebt er Sie leidenschaftlich! Ihr Weiber begreift nicht, wie sich das vereinigen kann, und daß ihr das nicht begreift, gereicht euch freilich zum Verdienste. Unglücklich würden Sie wohl auf keinen Fall mit ihm sein; aber glücklich? Das ist die Frage. Ich muß Ihnen die Wahrheit sagen, und ich beteuere Ihnen, daß in meinen nachfolgenden Äußerungen gar nichts von Satire ist: [. . . . . .] wären Sie gewiß in dieser Ehe; Str. ließ sich von Ihnen lenken, wie von seiner Mutter auch. Wäre Ihnen aber eine *mütterliche* Herrschaft über sein Herz genug? Noch am Tage meiner Abreise fragte ich Str.: werden Sie der W. schreiben? Er antwortete: „Ich tue, was die Wohl will." Ich sagte: „ja, das ist aber sonderbar. Es kömmt in dieser Sache nicht darauf an, was die W., sondern was *Sie* wünschen." Darauf schwieg er. Aber nach allem wollen Sie vielleicht in bestimmten Worten meinen Rat. Ich denke mir, Sie legen mir folgende Fragen vor. 1. Soll ich den Str. heiraten? 2. *Will* mich der Str. heiraten? 3. *Wird* mich Str. heiraten, wenn ich will? Darauf antworte ich *zu 1. Ja*, Sie sollen ihn heiraten. *Zu 2.* Er heiratet lieber nicht als ja; denn er scheint keine Neigung zur Ehe zu haben. Wer kann in das menschliche Herz sehen? [. . .] zu entdecken. *Zu 3.* Es wird wohl auf Sie ankommen, ihn zu bestimmen. Er scheint sehr unter der Herrschaft seiner Eltern zu stehen, und wer weiß, ob seine Eltern ihn überhaupt verheiraten wollen. Die Dynastie Strauss will vielleicht ihr Tuch-Reich in eine einzige Hand bringen.

Adieu Ihr B. geb. R. Gehler

Also Sie schreiben mir nicht eher, bis Sie Brief von mir erhalten. Ihre Briefe, die hier noch eintreffen könnten, werden mir nachgeschickt.

406.

[Nr. 49] *Stollhofen, Montag, d. 9ten April 1832*
Abends 9 Uhr

Ihr Gesicht möchte ich sehen, wenn Sie auf der Adresse des Briefes *Karlsruhe* lesen. Wenn Sie sich ärgern, lache ich Sie aus. Lachen Sie mich lieber aus, daß ich mich ärgere; dabei kommen Sie viel besser weg. Es ist aber wahrhaftig nicht meine Schuld, daß ich nach Karlsruhe reise. Ich und Conrad, wir sind eine Konstellation, aus der nichts Kluges hervorgehen kann. Hören Sie, wie es mir ging. Heute nachmittag um 4 Uhr setze ich mich in den Wagen, nach Zürich zu reisen. Dem Conrad hatte ich auch gesagt, ich reiste nach der Schweiz. Beim Einsteigen sagte ich es dem Postillion. Und so ging's fort. Ich war gerade vom Tische aufgestanden ... (vor Lachen mußte ich 5 Minuten die Feder niederlegen) ... hatte gut gegessen und schlief ein. Als ich erwachte, war es nach 7 Uhr, bald Nacht, und der Wagen hielt am Posthause. Ich frage, wo sind wir? Und erfahre zu meinem Erstaunen, daß wir in Stollhofen, halbwegs Karlsruhe sind. Ich werde doch nicht der Narr sein und wieder über den Rhein und nach Straßburg zurückreisen? Also gehe ich morgen früh nach Karlsruhe, wo ich vormittags ankommen werde. Wie gefällt Ihnen die Geschichte? Der Mensch denkt, Gott lenkt. Ich wollte nach Zürich und gehe nach Karlsruhe. Meine Ankunft in Karlsruhe muß aber schon verraten worden sein, denn hinter mir her zog viele Artillerie, die eilig nach Karlsruhe fuhr. Wenn sie mir dort etwas anhaben wollen, stelle ich mich, als hätte ich die Cholera von Paris mitgebracht, und dann

läuft gewiß alles fort. Im Ernste, seien Sie nicht kindisch ängstlich. Ihre Ratgeber in Frankfurt und Dr. Stiebel mitgerechnet, sind keine große Helden; sie zittern alle vor der Polizei. Ich werde ein paar Tage in Karlsruhe bleiben und dann nach Baden, wo ich Sie erwarte. Doch haben Sie grade nicht nötig, nach Baden zu kommen. Wir können auch in Freiburg zusammentreffen, wo Sie, um nach der Schweiz zu kommen, durchmüssen. Auf jeden Fall erwarte ich in Karlsruhe Ihren Brief. Wenn ich morgen diesen Brief von Karlsruhe absende, ohne etwas dort hinzuzusetzen, ist das ein Beweis, daß mir die Post keine Zeit ließ. Ich glaube, sie geht von Karlsruhe schon um 12 Uhr ab.

Wenn Sie Lust haben, kann ich auch in Heidelberg mit Ihnen zusammentreffen. Ganz glücklich wäre ich, wenn Sie mir erlaubten, nach Frankfurt zu kommen. Es juckt mich, den Philistern dort, besonders dem Dr. Stiebel, unter die Augen zu treten. Doch *gebe ich Ihnen mein Ehrenwort*, daß ich ohne Ihre Bewilligung nicht nach Frankfurt komme. Sie werden doch in Frankfurt keinen Lärm machen und gegen irgendjemand Besorgnis äußern, daß ich nach Karlsruhe gegangen? Das wäre sehr dumm. Auf jeden Fall schreibe ich Ihnen übermorgen (also *Mittwoch*, denn dieser geht morgen *Dienstag* ab) wieder. Adressieren Sie mir Ihre Briefe bis auf weitere *Ordre* poste-restante nach Karlsruhe. Und nicht gemuckst bei meinem Zorne! Gute Nacht. Ihre Briefe, die nach meiner Abreise in Straßburg ankommen könnten, habe ich dort zwar den Wirt beauftragt nach Zürich zu schicken; da aber Zürich ohngefähr lautet wie Karlsruhe, so hat der Wirt wahrscheinlich verstanden, er solle sie nach Karlsruhe schicken. Ich werde sie dort also richtig erhalten.

Gute Nacht. Himmlisch sehe ich aus in meiner roten Jakobinermütze. B. geb. W.

Karlsruhe, Dienstag, d. 10. April. Soeben vor 1 Uhr komme ich wohlbehalten hier an. Der Brief muß aber sogleich auf die Post. Ich logiere im *Erbprinz.* Adressieren Sie mir aber die Briefe poste-restante.

Ihr B. geb. Gräfin Plater.

407.

Nr. 50 *Karlsruhe, Mittwoch, d. 11. April 1832*

Ich bin sehr begierig auf Ihren nächsten Brief. Vergessen Sie nicht, mir zu schreiben, ob Sie mir noch einen Brief nach Straßburg geschickt haben. Das Wetter ist seit einigen Tagen zwar rein, aber sehr rauh. Auf dem Wege von Straßburg hierher gestern war ein Sturm, wie ich ihn noch selten gesehen. Ich mußte den Wagen ganz zumachen. Ich bin besorgt, daß Ihnen die Nachtreise bei so kaltem Wetter schaden könnte. Sollten Sie nicht lieber einen Mietwagen nehmen, statt mit der Diligence zu gehen?

Die Familie Beer ist auch hier und wird nach Baden reisen. Ich gehe dorthin, sobald ich Ihren Brief erhalte. Aber ich wiederhole, Sie brauchen nicht hinzukommen, wenn Sie keine Lust dazu haben. Übrigens muß ich Ihnen wegen Zürich einiges bemerken. Erstens ist es dort jetzt noch zu rauh und zweitens (ich hätte es Ihrer Ängstlichkeit gern verschwiegen, aber meine Pflicht gebietet mir zu reden) kann es leicht kommen, daß dort Bürgerkrieg ausbricht. Es soll überall in der Schweiz sehr unruhig sein. Für mich wäre das eine Lust, aber für Sie, holde Bobeline?

Ach, welch eine schöne Sache ist es um die Preßfreiheit! Einer der Redaktoren der Tribüne, *Fein* aus Braunschweig, wurde aus Rheinbayern an eine benachbarte badische Behörde abgeliefert und vom Amtmann mit oder ohne Wissen der Regierung eingesteckt. Gleich Lärm in Karlsruhe und in der Freiburger Zeitung, so daß die

Regierung hier eine Estafette abzuschicken genötigt war, seine Freigebung zu befehlen. Sie sehen also, wie unter solchen Verhältnissen die badische Regierung nicht wagen dürfte, mir was anzutun, wenn sie auch Lust dazu hätte.
In welches deutsche Blatt ich einen Blick werfe, ist von mir immer noch die Rede. Von Hofrat Schreiber in Baden werde ich am besten erfahren, was diesen Winter alle über, für oder gegen mich geschrieben worden ist. Die letzte *Mannheimer Zeitung* (ein niederträchtiges Ultrablatt) eifert gestern gegen den *Hochwächter* (ein ultraliberales Blatt, das in Stuttgart erscheint), welches sich über meine Pensionsgeschichte ausläßt und des Senats spottet, der mich habe fangen wollen. *Mäuse fange man mit Speck* (sagt der Hochwächter), aber ein *Genie wie Börne* lasse sich nicht fangen. Ich möchte den Artikel gern lesen. Die Mannheimer nennt mich *Ehren-Börne*, u. der Hochwächter wäre mein Sancho Pansa. Sie schreibt: *Ludwig (!) Börne*. Begreifen Sie? Das Ausrufungszeichen hinter Ludwig. Ich ersehe zu meiner Freude, daß ich die Aristokraten ins innerste Mark der Seele getroffen; ihre Wut ist grenzenlos ... O ich Dummkopf! Hätte ich das nur nicht geschrieben! Jetzt sagen Sie gewiß: und Sie fürchten nicht die Rache der Aristokraten? Nein! Ich sage wie Caesar im Shakespeare: „Wohl weiß die Gefahr, daß Börne noch gefährlicher ist als sie."
Die alte Mad. Beer ist himmlisch. Die kann ich in der *Flucht vor der Cholera* als Nebenperson abkonterfeien. Nicht wegen ihrer Cholera-Furcht, die nicht unmäßig, sondern wegen ihrer Parvenus-Manieren einer reichen Jüdin ... ihres Stolzes auf Robert le Diable ... sie zankt eine halbe Stunde mit ihrem französischen Kammermädchen, nur um sich vor mir im Französischen hören zu lassen usw. Sie hat eine Schwiegertochter mit sich, 4 Enkel, 2 Gesellschafterinnen, 2 Bedienten und 1 Kammermädchen.

Die Cholera-Luft, die ich ein paar Tage in Paris eingesogen, muß mir sehr gut bekommen, denn seit langem war ich nicht so wohl als in den letzten 14 Tagen. – Bringen Sie mir doch ein *Uhrbändchen* mit und Rauchtabak. – Besorgen Sie auch die Einnahme der Wiesbader Interessen im nächsten Monat. Adieu. – Die Frau des Marx ist lebensgefährlich krank. Ihr B.
Muß ich auf der Reise auch Hurra schreiben?
Bringen Sie mir Silbergeld mit, denn ich habe noch 90 Napoleons vom vorigen Jahre her, die mir nach Baden von Frankfurt geschickt worden; das ist aber auch all mein Geld. Sie müssen mich ernähren. Fanny oder Marie? Ich bin sehr begierig. – Übermorgen schreibe ich Ihnen wieder. Ich muß Ihnen bemerken, daß ich wegen der dummen hiesigen Postreinrichtung am nämlichen Tage Ihre Briefe nicht beantworten kann. Die Post von Frankfurt kömmt um 10 und geht ab um 12. Dann aber geht eine andere frühmorgen, zu der man den Abend vorher die Briefe auf die Post gibt.
Viele Cholera-Flüchtige kommen nach Baden.
Sie haben doch an Reinganum meinen Brief besorgt? Haben Sie meinen Wechsel bekommen?

418.

Nr. 51 *Karlsruhe, Donnerstag, d. 12. April 1832*

Ich habe Ihren letzten Brief, den Sie nach Straßburg geschrieben, heute hier erhalten. Wie freue ich mich, bald mit Ihnen zusammenzukommen. Aber ich werde Sie beregnen mit Vorwürfen, und mein ganzes Schimpfwörterbuch im Herings-Salat werde ich auf Sie anwenden. Ungeheuer, Treulose, Verräterin, abscheuliche Kokette! Also ganz einig seid Ihr? Neue Kleider bringen Sie mit! Etwa um mir zu gefallen? Und weiß ich nicht, daß Sie den ganzen Winter durch jeden Abend für Str.

Kartoffelklöße machen lassen? Haben Sie das je für mich getan? Aber die Rache der Götter, die den Meineid rächen, wird nicht ausbleiben. Ich habe gegen Könige und Völker geschrieben; von jetzt aber sei meine Feder der Rache geweiht. *Vogel Strauss*, einen grimmigen satirischen Aufsatz habe ich schon im Kopfe. Bekommen Sie ein Kind, wird es beständig an der Nase gezupft, und ich werfe ihm Salz in die Milch. Werde ich eingesteckt, gebe ich Sie als Mitschuldige an. Ach, holde Bobeline, wären Sie gestern bei mir gewesen, wie wären Sie erschrocken und blaß geworden. Als ich mittags auf meinem Zimmer war, meldet mir Conrad einen Polizei-Kommissär, der mich sprechen wolle. Sogleich werfe ich mich in eine grobe Positur und heiße ihn hereinkommen. Es war nichts, als daß er mit der größten Höflichkeit meinen Paß forderte, weil man auf der Polizei sehen wollte, wann ich Paris verlassen, wegen der Cholera und Quarantäne. Er holte aus gleichen Gründen von Mad. Beer den Paß. Bald darauf wurde er uns zurückgebracht. Hätten Sie nun nicht geglaubt, die Polizei wäre gekommen, mich zu arretieren? *Nutzanwendung*. Man soll keine unnötige Furcht haben. – [– – –].

Mit Ihrer Reise machen Sie es nun so. Haben Sie Lust, nach Baden zu kommen, erwarte ich Sie dort, und wir gehen dann weiter. Wo nicht, reisen Sie (das Wetter wird jetzt gelinder, und eine Nachtreise, wie Sie sagen, schadet Ihnen nicht) auf dem Postwagen nach Freiburg, und dort treffen wir zusammen. Sie sollen nur Ihren Platz bis Freiburg nehmen und nicht bis Basel. *Erstens*, weil ich gern dort einige Tage mit Ihnen zusammen bleiben möchte. *Zweitens* (!), weil in Basel Krieg ist zwischen Stadt und Land und die Gegend unsicher. Von Freiburg aus führt aber ein anderer Weg unmittelbar nach Zürich. Dort ist es ruhig und nichts zu fürchten. Wahrscheinlich werfe ich Sie in den See. O machen Sie, daß Sie unter

die Haube kommen; die Zeiten sind wild, und mich ruft das Vaterland. Was schenke ich Ihnen zum *Einwurf*? Der Marie haben Sie zu wenig Geld geschickt. Der Eilwagen von Frankfurt nach Kassel kostet 13 fl. 56 kr., und jetzt ist noch Überfracht und Zehrung zu bezahlen. Wie kann sie da mit 15 fl. auskommen? Sie fangen schon an zu sparen für die neue Einrichtung. Wie wird mir's gehen? Sie werden mich viel Geld kosten. Muß ich wieder, wie voriges Jahr, den Salon allein bezahlen? – Gleich nach Ihnen heirate ich auch und bekomme lauter Zwillinge. O welche Schadenfreude! – [– – –].
Denken Sie nur: Madame Robert in Baden hat im höchsten Grade die Halsschwindsucht und der Arzt sagt, *vielleicht* könne eine Reise nach Italien sie noch retten. Aber weder sie noch ihr Mann kennen die Gefahr, sie meinen, es wäre bloß ein Katarrh; sie soll gar nicht mehr zu erkennen sein. – Wahrscheinlich kömmt die Cholera nicht nach Straßburg, wenigstens so bald nicht. Merkwürdig ist, daß, während die ganze Umgegend von Paris angesteckt ist, nur die Seite nach Deutschland frei geblieben, so daß die Cholera nicht einmal im nächsten Dorfe ist. – [– – –].

Ihr B. geb. Treulosigkeit.

Es ist diesen Mittag kein Brief gekommen. Warum? Das ist dumm.

409.

Nr. 51 bis. Karlsruhe, Freitag, d. 13. April 1832

Dummkopf, Vieh, Schafskopf, Gans, Eselin, Kuh – nein, es ist unerhört! Das also ist die berühmte Madame Wohl, an welche die Pariser Briefe geschrieben? Das ist die Freundin des geistreichen Börne? O Schmach! Wie? Sie haben im Ernste geglaubt, ich hätte mich im Schlafe nach Deutschland fahren lassen statt nach der Schweiz;

wäre über den Rhein gefahren und hätte es nicht gemerkt? Hätte die französische Grenze passiert, die man ohne zweimaliges Vorzeigen des Passes gar nicht verlassen kann, und hätte das nicht gemerkt? Wie? Sie haben nicht verstanden, daß ich mit diesem Roman Ihre Ängstlichkeit necken wollte? Schämen Sie sich; es gibt kein Rot in der Natur, das rot genug ist für Ihre Schamröte. Und den armen Conrad gleich angeklagt! O Liebe, Liebe, wie dumm machst du das Weib! Nicht im Traume wäre mir eingefallen, daß Sie das wirklich glauben könnten! Und der kluge Reinganum, der noch *zweifelt*, ob ich die Sache nicht angelegt! Es war immer mein Vorsatz, nach Deutschland zu kommen, ich stellte mich aber an, als hätte ich mich von Ihnen abwendig machen lassen, um Sie nicht zu ängstigen. Und wenn ich auch gewußt hätte, daß man mich arretieren würde, ich wäre doch hierher gereist. Denn glauben Sie nicht, daß es ein fruchtloses Opfer sei, für die gute Sache seine Freiheit hinzugeben. Das wirkt mehr wie Schreiben. Das vermehrt die Erbitterung des Volks, zeigt die Tyrannei in ihrer häßlichen Gestalt und führt zum Ziele. Die vorn stehen, wie ich, müssen den Graben ausfüllen, daß die andern gebahnten Weg finden. Nach Frankfurt zu gehen, wäre nur eine leichtsinnige Neckerei gewesen, da ich ohnedies keine Lust hatte hinzugehen. Aber ins Badische wäre ich auf jeden Fall gereist, wäre ich also weggeblieben, hätte man das mit Recht meiner Furcht zuschreiben können. Das wollte ich nicht. Übrigens habe ich mich nie auf die Freisinnigkeit der hiesigen Regierung verlassen, sondern auf die im Lande herauskommenden zensurfreien Zeitungen und unabhängigen Gerichte, und daß die Regierung aus Scheu vor dem Skandal mich in Ruhe lassen würde. Wie hat aber meine Schwester gleich erfahren, daß ich in Karlsruhe bin?
Ich reise morgen früh nach Baden, und am liebsten wäre

mir, Sie kämen auch dahin. Dort könnten wir dann weiter überlegen, was wir machen wollen. In Baden ist an Gefahr für mich nun gar nicht zu denken. Aber, lieber Dummkopf, komme bald. Nicht warten bis Ende der künftigen Woche. Die Zeit wird mir lange, bis ich Ihnen die verdienten Ohrfeigen geben kann. – Im Ritter will ich nicht logieren, weil keine ordentliche Leute dort einkehren, sondern im Zähringerhof oder im Salmen. – Reisen Sie mit dem Postwagen nach Karlsruhe? [– – –]. Das Wetter ist wieder ganz herrlich. Schreiben Sie mir bestimmt, wann Sie nach Baden kommen, daß ich Ihnen entgegenkommen kann.

Adieu. Dummkopf!

B.

Übermorgen schreibe ich wieder.

410.

Nr. 52 *Baden, den 14. April 1832*

Diesen Mittag bin ich wohlbehalten hier angekommen. Dieses Mal war ich vorsichtig, habe nicht geschlafen, sonst wäre ich vielleicht nach Straßburg statt nach Baden gefahren worden. Das habe ich Ihren hochweisen Ermahnungen zu verdanken. Es ist doch ein großes Glück, wenn man so eine „kluge Frau im Walde", wie Sie, zur Freundin hat. Ich wohne im *Zähringerhof*, wohin Sie mir Ihre Briefe adressieren wollen. Das Haus ist schon ganz voll fast. Schon mehr als 20 Personen bei Tische. Den Hofrat Schreiber habe ich schon besucht, der sich sehr mit mir gefreut. Es gibt jetzt eine Art Casino mit Lesegesellschaft hier, worüber ich mich sehr freue. 70 fremde Familien waren den Winter hier. Schreiber sagt mir, mit Robert wäre er in offner Feindschaft. Derselbe ginge mit der übrigen Gesellschaft gar nicht um; er werde gemieden, weil er für einen *preußischen Spion* gehalten

werde. Dafür hielt ich ihn schon voriges Jahr. Es ist hier himmlisch und der schönste Ort der Welt. [...] In meinem nächsten (übermorgen) mehr. Jetzt machen Sie aber, daß Sie bald herkommen, sonst fange ich an zu schimpfen. Aus Ihnen mache ich mir nichts mehr, und Sie könnten noch lange wegbleiben; aber ich sehne mich nach meiner guten Marie, [...]. – Die Beers kommen morgen auch her. – Bestimmen Sie mir so genau wie möglich, wann Sie herkommen. Es ist auch nötig, damit ich Ihnen für ein Zimmer hier im Hause sorgen kann. – Adieu kluge Frau

Ihr B.

411.

Nr. 53 *Baden, Montag, d. 16. April 1832*

Mit Ihrem dummen Briefe gestern haben Sie nichts bewirkt, als daß Sie mich in neuen Kummer gestürzt, da ich kaum von dem frühern, den ich Ihnen auch zu verdanken, geheilt war. Geändert wird gar nichts in der Sache. Ich werde mich weder von Ihnen noch dem alten [...] zum Narren machen lassen. Ich verlasse Baden nicht, und wenn Sie nicht herkommen wollen, so bleiben Sie lieber in Frankfurt. Es ist ganz erbärmlich von [...], daß er, statt Sie zu beruhigen, [Sie] in Ihrer dummen Ängstlichkeit noch bestärkt. Auf diese Weise taugen wir nichts zusammen, hierin hat uns die Natur aufs Feindlichste gegeneinanderüber gestellt. In frühern Zeiten haben Sie mich durch Ihre ewigen Ängste und Bedenklichkeiten oft zur Verzweiflung gebracht. Ich ertrage das nicht. Was hilft es mich, wenn Sie auch dieses Mal wieder zur Besinnung kommen und hier jeden Tag hundertmal für mich zittern? Jetzt haben Sie sich durch einen Zeitungsartikel über Fein in unnötigen Schrecken setzen lassen. Der Fein ist schon längst freigegeben, wie Sie aus einer spätern Nummer des *Freisinnigen* sich überzeugen kön-

nen. Was Sie gelesen, ist eine ältere oder falsche Nachricht. Die badische Regierung war auch gar nicht schuld an der Sache. Die bayrische Polizei hat den Fein, ihn wie einen Vagabunden behandelnd, an das badische Grenzamt abgeliefert, und dieses mußte, wie in solchen Fällen üblich, ihn in Verwahrung nehmen und um Verhaltungsregeln bitten. Die Regierung aber, sobald sie es erfuhr, befahl seine Freigebung. Was hilft es aber, wenn Sie sich hierüber beruhigen? Jeder Tag kann was Neues bringen, das Ihrer Angst Nahrung gibt. Noch niemals ist einer in einem Badeort arretiert worden. Im allerschlimmsten Falle wird er von der Behörde selbst gewarnt, weil Badeorte immer Freistätten politischer Verfolgten waren. Der Reinganum ist ganz verrückt. Frankfurt, meine Regierung, das weiß er doch recht gut, wird meine Auslieferung nicht verlangen; Baden hat nichts gegen mich; was bleibt denn übrig? Wird etwa die badische Regierung mich an Preußen, an eine mir fremde Regierung ausliefern? So etwas ist selbst in Deutschland noch nie geschehen. Ich habe in Karlsruhe und hier so viele Bekannte, worunter Staatsräte und andere Beamten; hätten die mich nicht gewarnt, wenn etwas für mich zu fürchten wäre? Keiner hat darauf angespielt. Würde der Cramer, der Schreiber, nicht davon sprechen, wenn nur im entferntesten daran zu denken wäre? Ich glaube, daß, wenn ich nach Frankfurt käme, selbst dort kein Gesandter gegen mich verfahren würde. Was der Dr. Stiebel von seinen Diplomaten Drohendes für mich gehört haben mag, das kann ich mir auf eine andere Art recht gut erklären. Die Aristokraten möchten mich gern schrecken, daß ich nicht nach Deutschland komme. Sie haben durch einige bezahlte Rezensenten die Meinung zu verbreiten suchen, das deutsche *Volk* sei wegen meiner Briefe in Wut, und man werde mich in keiner honetten Gesellschaft dulden. Nun wissen sie aber recht

gut, daß grade das Gegenteil stattfindet, und daß, wenn ich durch Deutschland reiste, man mich wegen der Briefe verehren würde, und es so an den Tag käme, daß alle ehrlichen Leute meine ausgesprochenen Gesinnungen teilen. Darum wollen sie mich entfernt halten, daß sich das nicht zeige. Ich selbst habe durch die Rezensenten mich etwas irreführen lassen und wirklich geglaubt, viele verdammten mich wegen meiner Briefe. Ich habe aber in Karlsruhe und hier grade das Gegenteil gefunden; alles drängt sich zu mir und beweist mir die größte Freundlichkeit. Der Schreiber, seine Frau und Tochter, schrien laut auf vor Freude, als ich unerwartet ins Zimmer trat. Den Spindler habe ich besucht, der als Romanschreiber sich grade nicht viel um Politik bekümmert, er hat die Briefe mit Entzücken gelesen. Seiner Frau leuchtete die Freude aus den Augen, als sie mich sah, und sie kam nicht aus dem Lachen, solange ich da war, wegen meiner Einfälle. Und gar der Cramer! Der fiel mir um den Hals und küßte mich. Dann rief er seine Frau, die, wie er sagte, mich kennenlernen wollte. Die hätte mich bald auch geküßt. Ein badischer Staatsbeamter von Adel, der im Hause wohnt, sitzt beständig mir zur Seite. Kurz alles ist verliebt in mich. Über den Pittschaft machen sie sich lustig, und Schreiber wie Spindler, die gut bekannt mit ihm sind, verwenden sich gleichsam bei mir für ihn, daß ich ihn nicht verschlinge. Ich bin überzeugt, daß in ganz Deutschland die nämliche Stimmung gegen mich herrscht.

Aber was nützt das alle? Sie saugen überall Gift. Hätten Ihnen hundert Menschen in Frankfurt zugeredet, daß ich nichts zu fürchten, das hätte keinen Eindruck gemacht. Sobald aber [. . .] wie Reinganum oder Goldschmidt von Gefahr reden und Ihrer Ängstlichkeit schmeichlen, halten Sie sich daran. Jetzt zum Unglück habe ich Ihnen gestern nicht geschrieben, weil ich Ihnen *sechs* Tage hin-

tereinander leere Briefe geschickt, und da glaubten Sie gewiß, ich sei arretiert. Als ich aber Ihren Brief erhielt, war es zu spät, ihn zu beantworten; denn, wie Sie sich erinnern werden, kömmt die Post abends 6 Uhr und geht auch um diese Zeit. Ich bemitleide Ihre ängstliche Natur, aber ich kann Ihnen nicht helfen. Ich kann Ihretwegen meine Natur nicht ändern. Kommen Sie je her, kann ich mich lebhaft hineindenken, wie Sie sich die sonst so angenehme Reise durch Besorgnisse verbittern, da Sie die zwei Tage auf dem Wege ohne Nachricht von mir bleiben und sich immer fragen werden: werde ich ihn noch frei finden? Das macht mich unglücklich, aber ich kann es nicht ändern und muß es ertragen. Also es bleibt dabei, ich verlasse Baden nicht, und wenn Sie nicht ruhig sein können, wollen wir lieber getrennt bleiben.

Auf den Brief, der heute noch kommen kann, kann ich nicht warten. Ist etwas darin Dringendes zu beantworten, geschieht es morgen, wo nicht, schreibe ich Ihnen erst in einigen Tagen wieder. Bis jetzt schrieb ich täglich, um Ihre Ängstlichkeit zu vermindern. Da, wie ich sehe, das aber doch nichts hilft, und ich Ihnen gar nichts zu berichten habe, will ich Ihnen lieber das Postgeld sparen.

Ihr B.

412.

Nr. 54 *Baden, Mittwoch, d. 18. April 1832*

Jetzt sind Sie mein liebes Bärbelchen wieder, da Sie sich vernünftig betragen. Ich schreibe diese Zeilen *in der Hoffnung*, daß Sie der Brief nicht mehr findet, und daß Sie Donnerstag abreisen. Wenn ich genau erfahre, um welche Zeit Sie von Karlsruhe abreisen und das Wetter gut ist (es regnet seit einigen Tagen), komme ich Ihnen ein Stück Weges entgegen. Ob ich im Hause ein Zimmer bekomme, ist ungewiß, gestern war keines zu haben,

doch wird vielleicht bis Freitag eines leer. Wo nicht, gehen wir einstweilen in Salm oder Ritter. Die Beers, die bis jetzt im Hause wohnten, ziehen heute aus in ein Privatlogis. Wie kommen Sie auf den Gedanken, daß sie amüsante Leute währen? Doch haben sie Verstand genug, sich in meiner Gesellschaft zu amüsieren. Sie sind sehr begierig, wer die Damen sind, die ich erwarte. Ich habe ihnen weis gemacht: es wäre meine *Großmutter* und meine *Tante*, und das glauben sie ganz im Ernste! Sie müssen sich also mit der Marie abfinden, welche von euch die Großmutter und welche die Tante sein soll. Die Zeit wird mir hier nicht lange. Ich werde angestaunt wie das achte Wunder der Welt, und es hinge bloß von mir ab, das große Wort zu führen. Cramer besuchte mich gestern und sagte mir, einige Leute, ein Breslauer Kaufmann und eine polnische Gräfin, die mit Familie hier lebten, stürben vor Ungeduld, mich kennen zu lernen, und ich möchte doch mit ihm zu ihnen gehen. Bei dem Breslauer waren wir auch schon; die Gräfin will ich noch einige Tage schmachten lassen. Gestern auf der Straße begegnete ich Robert und seiner Frau und ging zu ihnen. Mit ihrer gefährlichen Krankheit war Übertreibung, sie sieht so gut aus wie voriges Jahr. Der Pittschaft, der ein schlechter Arzt sein soll, hat aus ihrem Übel eine Schwindsucht gemacht. Sie schaffte ihn und mit ihm die Schwindsucht ab. Der neue Arzt erklärte, es wäre nur ein Unterleibsleiden („der Weiber ewig Ach und Weh ist all aus einem Punkte zu kurieren", *Mephistopheles*). Er Robert aber ist mager wie ein Spatz. Gestern abend im Casino traf ich den Pittschaft. Ich redete ihn freundlich an und betrug mich wie ein Hofmann. Die andern, als sie das sahen, lachten verstohlen. Ich brachte ihn auf medizinische Gespräche, damit seine arrogante Art hervortrete und ich ihn abkonterfeien kann; denn ich werde mich in einem Supplement noch

mehr lustig über ihn machen. In einer Wochenschrift, die Spindler hier herausgibt (der Zeitspiegel), stehen medizinisch-philosophische Abhandlungen von Pittschaft – es gibt nichts Lächerlichers! Das gibt mir Stoff zu 100 Bogen Satiren. Er, der Robert und Carové müssen zernichtet werden. So alle meine Feinde. *Wer klug ist, merke sich das.* Sie sind ein Schurke, wenn Sie sagen, ich hätte mein Ehrenwort gebrochen. Erstens gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich es vergessen, Ihnen mein Ehrenwort gegeben zu haben, nicht nach Deutschland zu reisen. Zweitens habe ich Sie damals wie ein krankes Kind behandelt. Mein Wort war Medizin, die man wegwirft nach der Genesung.
Der Breslauer Kaufmann zeigte mir einen Brief von Breslau, worin man ihm schreibt: Die Zensur dort hat die *Ankündigung* der Lithographie von Börne gestrichen. Ist das nicht merkwürdig? Ich hätte gedacht, mein Bildnis müßte der preußischen Regierung willkommen sein, um es in contumatiam an den Galgen zu schlagen, wie in Houwalds Bild. Adieu liebe Großmutter. Gruß an die liebe Tante. Ihr B.

[– – –].

413.

[N. 55] Neustadt an der Haardt, Freitag, d. 25. Mai 1832

Meine liebe Braut!
Es ist die erste Reise, die ich als Witwer mache. Es ist himmlisch so zu reisen ... Aber zuerst muß ich Ihnen sagen, daß ich keine Zeile lang sicher bin, ungestört zu bleiben; eben verließen mich drei Besucher, und wenn andere kommen, (die ich nicht abweisen kann) muß ich auch den kürzesten Brief ohne Hurra schließen. Dann müssen Sie wissen, daß die Briefe von hier nach Baden

und zurück einen großen Umweg über Mannheim machen, also später anlangen, als ich berechnet habe.
Mit dem Wetter habe ich ein wundervolles Glück. Nach so vielen schlechten Tagen, und gestern morgen war es noch regnerisch, gestern das herrlichste Wetter. Nicht besser hätte ich es machen können. Keine Hitze, kein Staub, himmlische Luft. Wären Sie nur mitgereist. Der Weg vom Rheine an, der zwei Stunden hinter Rastatt liegt, bis hierher der schönste freundlichste Garten. Fruchtfelder, Weinfelder, Wälder und Obstbäume in einem fort, daß das Herz darüber lacht. Um 8 Uhr gestern abend kam ich hier an. Von Rastatt aus mußte ich, weil die nächste Station 9 Stunden entfernt ist, 3 Pferde nehmen. Am Rheine war ich genötigt, eine ganze Stunde zu warten, bis die Nähe [Fähre], die unglücklicherweise auf der andern Seite war, zurückkehrte. Jenseits des Rheins (im Bayrischen) in einem Dorfe, hielten die Pferde, um zu füttern. Ich ging auf der Straße auf und ab. Da kam ein Mann, der Akten unter dem Arme trug, also Beamter war. Er hatte wahrscheinlich sich bei Conrad erkundigt, wer der vornehme Herr mit den 3 Pferden sei und es von ihm erfahren. Denn als ich wieder herbeikam, trat er zu mir, ungeheuer artig sich bückend und sagte: Sie sind der Herr Börne? Ich lächelte genädig. Der die Pariser Briefe geschrieben? Abermals. Dann große Freude. Er zeigte mir ein Schreiben der Regierung, das er soeben erhalten, worin alle Beamten des Rheinkreises aufgefordert worden, sich beim Hambacher Feste einzufinden, damit die honetten Leute das Übergewicht bekämen.
Auf der nächsten Station, wo ich Mittag aß, bekam ich Händel mit der Post. Man wollte mir, weil ich mit 3 Pferden an[ge]kommen, auch weiter 3 Pferde aufdrängen. Das war kein Spaß, denn ich [hätte] auf der ganzen Reise 3 Pferde behalten müssen. Da es friedlich

nicht abzumachen, wiederholte ich mein Abenteuer von Dormans und ging zum Friedensrichter klagen. Dieser, ein alter freundlicher Mann, fing an, meine Klage zu Protokoll zu nehmen. Ihr Name? Börne aus Frankfurt. Der die Pariser Briefe geschrieben? Und jetzt hätten Sie die Sonnenfreundlichkeit des Friedensrichters sehen sollen. Protokoll, günstiges Urteil gleich zu Papier gebracht. Dann rief der Alte seinen Sohn herab, einen jungen Mann, der erst kürzlich die Universität verlassen. Wie war der froh, mich kennenzulernen. Er nahm den Richterspruch seines Vaters und begleitete mich ins Wirtshaus; ich bekam also 2 Pferde. Und der Wirt, die Wirtin, die Töchter, die sahen, daß der Friedensrichter mir so schnell geholfen, seinen eignen Sohn geschickt, gebückt und geknickst bis zur Erde. Die dachten wohl, ich wäre ein Prinz. Der junge Mann setzte sich zu mir in den Wagen und begleitete mich eine Strecke weit. Er äußerte, wenn ich nur länger in dem Orte geblieben wäre, wie sich die Herren mit mir gefreut hätten den Abend. — Kandel heißt der Ort und der Friedensrichter Braun.

Neustadt liegt wunderschön am Fuße des Gebirgs. Als wir eine Stunde vor der Stadt an einem Gartenhause vorbei kamen, zog ein anständiger Herr den Hut ab und rief: Vive la liberté.

Unter den Gästen, die gestern abend bei Tische im Wirtshause waren, kannte mich noch keiner, wahrscheinlich weil Conrad nicht ausgefragt wurde. Ich trank also meinen Tee incognito. Ein Zug Herren und Damen, von Hambach herabziehend, kam noch in der Dunkelheit, Musik voraus, durch die Straße. Ein junger blonder dicker Mann stürzte jubelnd ins Zimmer und rief: es lebe die Freiheit. Noch als ich im Bette lag, hörte ich Musik und Vivatlärm auf der Straße. — 10000 Menschen werden erwartet.

Diesen Morgen erhielt ich Besuch von einigen des Festkomitees, Dr. Epp, Buchhändler Christmann. Sie zeigten mir eine Verordnung, daß außer Rheinbayern kein Fremder zum Feste zugelassen werden soll. Nun begreife ich nicht, warum man mich durchgelassen, da ich doch an der Grenze meinen Paß vorzeigte. Vielleicht ist auch nur Zweck des Verbots, die Heidelberger Studenten abzuhalten. – Ich erfahre, daß ich wenigstens noch Montag hier bleiben muß. Schreiben Sie mir, erwarten Sie aber ferner keine Briefe *mit Bestimmtheit.* Adieu

B.

O Schmerz, o Pein.
Da häng ich allein.
Die Freundschaft ist aus.
Zum Teufel der – – [Strauss]

An
Frau J. Wohl
im Stephaniebad
in
Baden bei Rastatt

414.

[Nr. 56] *Neustadt an der Haardt, Montag, d. 28. Mai 1832*

Ihren Brief von Samstag habe ich heute erst erhalten. Wenig Zeit. Werde der Kürze wegen im Infinitiv sprechen, wie der König von Preußen. *Eine Närrin sein!* Keinen Spaß verstehen. Erinnere mich so wenig, was ich Ihnen geklagt, daß ich Ihren so herzlichen Brief kaum verstanden. Ich schwöre es Ihnen bei allen Heiligen, daß mich Ihr neues Verhältnis so zufrieden gemacht und gelassen, daß ich gar nicht daran denke. Auf der Reise, wo ich doch, wie täglich einmal, an Sie gedacht, ist mir

der Str. gar nicht eingefallen. (Aber verraten Sie mich nicht).
Ich weiß noch nicht, wenn ich abreise; vor Mittwoch gewiß nicht, vielleicht aber erst den Donnerstag. Auch wenn ich Zeit hätte, könnte ich Ihnen nicht schildern, wie bedeutend das Fest war und in seinen Folgen werden wird. Ich habe mich nach meiner Art zurückgezogen und fast versteckt. Half aber alle nichts. Ich werde als ein Napoleon angesehen. Gestern abend brachten mir die Heidelberger Studenten unter Anführung des Herold ein Vivat mit Fackelzug vor meine Wohnung. Schon früher zog mir auf den Straßen alles nach mit Geschrei: es lebe Börne, es lebe der deutsche Börne! Der Verfasser der Briefe aus Paris! Ich flüchtete mich zu Bekannten in ein Haus, da stürzte man mir nach und rief vor den Häusern. Als ich heute über die Straße ging, riefen die Abreisenden aus den Wagen: es lebe Börne. Nicht bloß Studenten, auch Bürger. Die Rheinbayern, Polen, kommen alle deputationsweise zu mir und halten förmliche Reden. Gestern abend war mein Zimmer gedrängt voll Menschen, die alle stehen mußten, die Tür blieb offen, und die andern, die keinen Platz hatten, blieben auf dem Vorplatz. Sie ergriffen meine Hand und drückten sie an das Herz, wie die einer Geliebten. Ich hatte Mühe, männliche Fassung zu behaupten. Einige junge Leute aus Heidelberg, blond und hoch und schön wie Apollos, selbst bewegt, brachten mich dem Weinen nahe. „Nicht Herr Doktor, lieber Börne möchten wir Sie nennen" ... „Nennen Sie mich lieber Freund" erwiderte ich, „so höre ich es am liebsten." Es ist merkwürdig, welche Wirkung die Briefe hervorgebracht. Viele reden davon, als hätte ich allein die Bewegung dieser Zeit hervorgebracht. Und das Fest! Doch davon mündlich. *Wie kann man jetzt heiraten?* Hätte ich in diesen Tagen mit Ihnen vor dem Traualtar gestanden, hätte ich auf des Pfarrers bekannte

dumme Frage *nein* geantwortet. Damit beruhigen Sie sich und machen Sie mich nicht heulen mit Ihrer dummen Freundschaft.

A propos. Gott hat mir etwas zugeschickt, sehr vortrefflich unsere beiderseitige Romantik zu dämpfen. *Meine goldne Uhr ist mir gestohlen worden.* Habe die Nacht die Türe aufgelassen. Ein Kerl, der sich morgens, während ich schlief, hereinschlich, nahm sie vom Bette. O weh! Was werde ich von Ihnen für Predigten hören müssen! Der wahrscheinliche Dieb ist gefangen, aber die Uhr noch nicht. Noch einem andern meiner Bekannten im Hause, auch ein Genie wie ich, wurde seine Uhr auf gleiche Weise gestohlen. Schreiben Sie mir nicht mehr. Also wahrscheinlich komme ich Donnerstag erst zurück.

O was ist der Strauss für ein Narr! Es scheint alles gut zu gehen mit euch; aber warum haben Sie mir das nicht deutlich geschrieben, wenn auch nur mit einem Worte . .

Unter andern kamen auch ein paar Gymnasiasten zu mir und fragten: wohnt hier der berühmte Börne. Adieu. Schreiben Sie mir keine so dumme Briefe mehr.

Ihr bis zum Galgen treuer und Sie liebender Börne,

der deutsche Börne!

An dem Tage, wo Sie mich erwarten, hängen Sie eine Fahne vor das Fenster als ein Zeichen der Versöhnung um die gestohlene Uhr, sonst kehre ich vor der Tür wieder um, ich fürchte mich erschrecklich vor Ihrem Zanken.

415.

Nr. 1 *Freiburg, d. 29. Juni 1832*
Vormittag 1/2 11 Uhr

Schmerzt Dich Dein Fingerlein
Zieh Handschuh a- a-an

Ich habe es heute den ganzen Morgen gesungen, denn sobald ich von Ihnen fort war, war mir wieder ganz wohl. Er war ein Zahn herauszureißen — ruck — und es ist vorbei.
Ich kam gestern abend noch weiter als ich gedachte, übernachtete in Kenzig und komme eben an. In einer Stunde geht die Post ab; Sie werden also morgen frühe schon mit einem Briefe überrascht. Heute ist das herrlichste Wetter der Welt. Freiburg ist eine sehr liebe Stadt. Alles liegt auf den Straßen, ich glaube wegen Feiertag. Gestalt und Kleidung der Landleute haben schon schweizerisches Aussehen. — Sie müssen fragen, um welche Zeit die Post hierher geht. Vielleicht früher als den Abend. Adieu. Bald mehr. Ihr B.

Im Zähringerhof.

Frau J. Wohl
Im Stephaniebad
in
Baden (bei Rastatt)

416.

Nr. 2 *Freiburg, Montag, d. 2. Juli 1832*

Euren dicken Brief habe ich schon ganz frühe erhalten, als ich noch im Bette lag. Es freut mich, daß Sie noch in Baden bleiben. Von den Büchern aus Karlsruhe hätte ich gern wenigstens zwei hier. Ich mag mir sie aber nicht

schicken lassen, weil ich fürchte, sie kommen mit dem Postwagen zu spät an, wenn ich schon abgereist bin. Behalten Sie sie also einstweilen. Es müßte denn sein, daß Sie sogleich eine Kutschergelegenheit fänden, sie mir herzuschicken. Aber die Beschreibung des Hambacher Festes möchte ich auf jeden Fall haben. Schicken Sie mir sie *unter Kreuzband* mit der Briefpost. Das wird nicht viel kosten. Wahrscheinlich werden mir die Hefte Gelegenheit geben, etwas über das Hambacherfest in den *Freisinnigen* zu schreiben. Von hier kann ich Ihnen nichts Interessantes schreiben. Die Stadt ist sehr heiter, auch lebhaft. Aber geistiges Leben spürt man nicht. Die Studenten, meistens arme Landeskinder und katholische Theologen, sind sehr still und zahm. Bei Rotteck war ich einmal und er einmal bei mir. Morgen mittag werde ich bei ihm essen, und da werde ich wohl mehrere von den Herrn kennenlernen. Welcker ist verreist, kömmt aber heute zurück. Der Zell hat mich auch besucht. Wir gingen gestern nachmittag zusammen spazieren, wobei ich mich ziemlich ennuyiert. Rotteck sympathisiert sehr mit meinen Ansichten in den Pariser Briefen. Aber die Narrheit mit seinem geliebten Landesvater ist ihm nicht aus dem Kopfe zu bringen. Die Stadt ist sehr freundlich, aber die nächste Umgebungen, mit denen Badens verglichen, sehr ungefällig. Die schönen Partien liegen entfernter. Ich bin wohl, aber verdrießlich. Meine Briefe machen mir Sorge. In Zürich gibt es sehr reiche Buchhändler, die aber bloß Schweizer Sachen verlegen. Doch ist das meine letzte Hoffnung. Ich werde noch diese Woche dahin reisen; doch auf jeden Fall Ihren nächsten Brief abwarten. Mein Weg geht durch den schönsten Teil des Schwarzwaldes über Donaueschingen und Schaffhausen. Rotteck hat von Mitarbeiten am Freisinnigen gesprochen; ich gab keine bestimmte Antwort, werde aber, wenn Welcker davon zu reden anfängt, auf das Honorar anspielen. Die Post

kömmt schon morgens 8 Uhr in Baden an, warum haben Sie den Brief erst um 10 bekommen?
Sie, lieber Strauss, amüsieren mich sehr durch Ihre Briefe. Schreiben Sie mir oft Stuß, das wird mich erheitern.
Mein Wagen ist mir sehr zur Last. Ich könnte nicht allein billiger sondern auch angenehmer mit dem Hauderer reisen. Es ist aber nicht zu ändern. Auf jeden Fall lasse ich ihn [in] Zürich zurück, wenn ich von dort weitere Ausflüge mache. Macht, daß Ihr bald heiratet und mir nachkommt. Erkundigen Sie sich doch, was Robert macht, und besuchen Sie den Dr. Frank (in der Sonne) und sagen Sie ihm, es gefiele mir hier nicht, ich könnte ihm nicht raten herzukommen, und ich ging' nach Zürich. Erbsen habe ich vollauf. Wir haben alle Tage 4 Gemüse. Die Engländer wimmeln hier wie die Mücken. Sie reisen aber bloß durch. Meine Reisebeschreibung werde ich später anfangen. Jetzt und von mir weiß ich noch nichts zu sagen. Rotteck hat einen Brief bekommen, der von nahe bevorstehenden Tyranneien des Bundestages spricht. Alle Konstitutionen sollen aufgehoben werden.
Wie verdient man etwas? Das Wetter ist herrlich. Es gibt aber in der Nähe der Stadt, eine ganz kurze englische Anlage ausgenommen, nicht einen einzigen schattigen Spaziergang. — Vielleicht ist Benzel-Sternau auf seinem Gute bei Zürich. Dann besuche ich ihn. Adieu. Was macht meine teuere Amalie? Gruß an Caroline

Ihr B.

417.

Nr. 3 *Freiburg, Donnerstag, d. 5. Juli 1832*

Ja, die Haube tut Wunder! Sie zeigen nicht allein Mut, daß Sie nicht erschrecken, wenn es in der Nacht klingelt, sondern auch den größern, daß Sie ihre Briefe nur noch mit *einer* Oblate versiegeln. Der Briefträger, wenn er klug ist, muß merken, daß Sie Braut sind. Wenn ich in

meinem vorigen Briefe verdrießlich war, so kam es wahrscheinlich daher, weil ich den Tag vorher zu viele Kirschen gegessen, die mir Blähungen machten. Unergründlich sind die Geheimnisse des menschlichen Herzens! Gar freundlich ist diese Stadt. Zu Oertels Wasserkur wäre sie vortrefflich. Durch alle Straßen strömt das hellste frischeste Quellwasser, und Sie würden sich nicht bedenken, sich in der Gosse zu waschen. Überall, und keine anderen, als Röhrbrunnen, die, wie Guthörende erzählen, einen so angenehm in den Schlaf murmeln. Gestern abend lauschte ich unten 12 Dienstmädchen am Brunnen, welche acht Röhren übermurmelten – hätte ich sie verstehen können, Roberts sämtliche Novellen hätte ich dafür gegeben. Er ist schlecht, schreiben Sie. Sie meinen wohl, sein Arzt; denn *er* war es immer.

Diesen Morgen um 3 Uhr weckte mich der Schein der Blitze, der durch die geschlossenen Fensterladen drang, aus dem Schlafe auf. Es donnerte stark, ich verließ das Bett und kleidete mich an. Dann öffnete ich das Fenster, der Atem des jungen Tags war balsamisch, und unter Donner, Blitz und Regen seufzte ich *Amalie*! Da warf mich ein fürchterlicher Schlag vom Fenster zurück. War es die Stimme des Himmels? Ist sie treulos, vielleicht gar schwanger? Aber nein, der Schlag galt nicht mir. Wie ich später erfuhr, hat der Blitz vor der Stadt eingeschlagen und gezündet; die Feuerspritzen gingen hinaus.

Die Gegend hier ist nicht so unschön, wie ich in meinem vorigen Briefe in meiner Naseweisheit (die ich meinem vieljährigen Umgang verdanke) voreilig geurteilt. Auch ganz in der Nähe der Stadt hat man die herrlichsten Täler und Hügel. Vorgestern ging ich mit Welcker und einer Gesellschaft, die er wegen meiner eingeladen, in ein solches Tal, das, eng von Bergen eingeschlossen, ein halb niedergebranntes Kloster und einige Gasthäuser versteckt. Da ist es gar herrlich. Wir aßen da zu Nacht, und

kurz vor 12 Uhr kam ich erst nach Hause. Das bekam mir den folgenden Tag sehr wohl, und ich hätte in meiner Ängstlichkeit gefürchtet, es möchte mir schaden. Am nämlichen Tage aß ich bei Rotteck. Gemütlich, verständig, aber kleinstädtisch und nicht geistreich war alles: Essen, Einrichtung, Gespräch. Daß ein in Paris erzogener Weltmann wie ich nicht gelacht, mögen Sie leicht sich denken; aber nicht zu lächlen fiel mir sehr schwer. Wir wurden umständlich auf unsere Plätze gewiesen, teils nach Staatsrang und Würde, teils wie man uns ehren wollte. Ich, als Held des Tages, versteht sich zu oberst. Dann rechts neben mir *der Chef der Liberalen der Landstände von Sigmaringen.* Das Reich Sigmaringen wird wahrscheinlich in Europa liegen; mehr weiß ich nicht. Links neben mir der Geheimrat Duttlinger, dann ein Professor, der kein Hofrat war, ihm *rechts* gegenüber ein Professor, der es war; dann zwei junge Doktoren, dann die Frau und die drei Töchter Rottecks. Kein Bedienter und kein Dienstmädchen servierte, sondern die Töchter und die Frau, was zwar recht idyllisch war, einen aber oft in Verlegenheit setzte. Wenn ich Wasser haben wollte, mußte ich sagen: Frau Hofrätin, darf ich um Wasser bitten? Von Rotteck wurde feierlich meine Gesundheit ausgebracht in deutsch-land-ständischem Stil. Ich gab gar nicht acht auf die Worte, vernahm aber einiges vom geistreichen Börne. Da standen Frau und Töchter und alle Kinder auf (er hat 9) kamen mit ihren gefüllten Gläsern zu mir und stießen verächtlich an mein Wasserglas. Ich, stumm wie ein Fisch, habe zu Erwiderung bloß gelächelt und genickt. Der 2te Toast galt dem Mirabeau von Sigmaringen. Dieser konnte auch keine Worte des Dankes finden. Erst später sprudelte er einige Worte hervor und deklamierte dummes Zeug, so ohngefähr wie Ferdinand in Kabale und Liebe. Da brachte Duttlinger die Gesundheit der Frau von Rotteck und sagte 3 mal:

diese Frau Hofrätin ... mit ihrem Hofe (nämlich ihren Kindern) soll leben! Das andere habe ich nicht verstanden. Duttlinger, Rotteck sind nächst Welcker die ersten Redner in der badischen Kammer. Es ist nicht zu sagen, wie ungeschickt und holprig die kurzen Toasts waren, die sie bei Tische vorgebracht. Welcker, der abends beim Essen auch meine Gesundheit ausbrachte, sprach nicht minder schlecht. Rotteck, Welcker und die andern Liberalen hier sympathisieren sehr mit meinen politischen Ansichten, und des Rühmens meiner Pariser Briefe war kein Ende. Viele und rührende Bitten um Mitarbeiten am Freisinnigen; da aber diese deutschen ehrlichen Narren, ganz gewiß um mein Zartgefühl zu schonen, nicht von Gelde sprachen, verschließe ich meine Ohren. (N. B. wenn ich gestört werden sollte, wie es leicht kommen kann, schließe ich mitten im Worte, denn die Post geht um halb 12 Uhr ab. Also einstweilen Hurra!) Die Hefte habe ich heute *nicht* bekommen. Erkundigen Sie sich doch auf der Post, woran es liegt.

Welcker sagte: ich könnte in den Freisinnigen schreiben, wie ich wollte, und er hätte ganz ohne Bedenken alle meine Pariser Briefe abdrucken lassen. Bei Rotteck war auch ein Professor Schneller, ein Historiker, der 30 Jahre in Österreich Professor war und es endlich nicht länger aushalten konnte. Da ging er nach Freiburg, seinem Geburtsorte zurück und ließ sich hier anstellen. Als bei Tische von der Cholera die Rede war, sagte er: ich will gern sterben, wenn nur mein *Töchterle* gesund bleibt, und sprach dann so viel und zärtlich von seinem Töchterle, daß ich ihn gestern besuchte. Die Frau, eine Österreicherin, ist noch ziemlich hübsch und munter. Das Töchterle schön wie alle jungen Mädchen, doch nicht mehr. Kaum hatte ich mich gesetzt, sagte der Vater: sing doch dem Herrn Dr. etwas, sing das Lied an den Mond. Und das Töchterle setzte sich an den Flügel und sang — greulich! Dem Vater

glänzte die Zärtlichkeit aus den Augen. Und dabei arbeitete das gute Kind mit ihren kleinen Füßchen fürchterlich auf dem Pedale herum. Ob sie aber piano oder forte hervorbringen wollte, war gar nicht zu unterscheiden; die Temperatur blieb sich immer gleich.

Die Professoren leben hier, wie auf allen Universitäten, wie Katze und Hunde untereinander. Besonders Rotteck und Welcker scheinen sehr gespannt, wahrscheinlich wegen wechselseitiger Eifersucht auf ihren demagogischen Einfluß. Welcker war auch zum Essen bei Rotteck geladen. Leider bin ich hier auch berühmt, alles guckt mir nach, alle wollen mich kennenlernen. Glücklich die Dummen! Jeden Abend kommen einige Studenten ins Haus und erkundigen sich beim Wirt, ob ich noch hier bin, wann ich abreise. Wahrscheinlich möchten sie mich besuchen und sind zu blöde dazu.

Gestern war Schelble hier mit seiner Frau, die noch jung und hübsch ist. Er ist nicht weit von hier im Schwarzwalde geboren und besucht auf einige Wochen seine Heimat. Von Schmitt erzählte er mir nichts Erfreuliches. Er sagt, daß er sehr schlecht aussehe und gar nicht zu erkennen sei. Wir sprachen viel von Musik. Über Meyerbeer und seine Eitelkeit machte er sich sehr lustig. Er kennt ihn von früher und spricht ihm alle Bedeutung ab. Auf Hiller hält er etwas. Doch sagte er mir: Hiller hat in Frankfurt etwas Neues erfahren. Er dachte wunder was er Erstaunen erregen würde, weil er von Paris kömmt etc. Aber Felix Mendelssohn stellt er hoch, *sehr hoch*. Er meint: wenn er auch bei seinem Leben nicht anerkannt würde, geschähe es doch gewiß nach seinem Tode. Von der Nachwelt eines 20jährigen Menschen schon jetzt zu reden, das ist viel. Aber natürlich, Mendelssohn ist von der altdeutschen religiösen Schule, wie Schelble und der Cäcilienverein. Seine Musik ist bei diesen weiblichen Musikpfaffen sehr geachtet. Hiller macht jetzt in Frank-

furt den Cavalier servant der Damen *Goethe,* die sich seit einiger Zeit dort aufhalten; nämlich der Witwe von Goethes Sohn und deren Schwester.
Ich weiß noch nicht, wenn ich abreise, und werde mich nicht übereilen. Vorher will ich noch einige Bekanntschaften machen und mir Adressen nach der Schweiz verschaffen. – Von Conrad Gruß an Mad. Wohl und Hrn. Strauss, von mir an Hrn. Strauss und Caroline. Strauss seine Briefe amüsieren mich sehr, und Sie sagten: seine guten Späße wären dünn gesät, weil Sie selbst keine solche machen können und neidisch darauf sind. – Sie wohnen und essen ja so wohlfeil, daß es eine Schande ist. 1½ Portionen! Doch immerhin, werden Sie nur nicht geizig mit Ihrem Briefpapier. Adieu, teure Amalie. Übrigens weiß ich noch nicht, ob ich's tue.
Diesen Morgen fuhren Wagen mit Hochzeitgästen unaufhörlich hin und her. Die Hüte der Kutscher mit weißen Bändern und Blumensträußen geschmückt. Aber dem Putze der Frauenzimmer nach war es eine vornehme Hochzeit. Gleich hinter einer solchen Freudenkutsche kam der Leichenzug eines jungen Mädchens, der Pracht und zahlreichen Begleitung nach das Kind reicher Eltern. Voraus wohl 50 Mädchen, keine über 15 Jahre alt; dann der Sarg mit Kränzen von weißen Rosen behängt. An jeder Seite des Leichenwagens sechs Mädchen, die eine Blumenkette verband, dann ein langer Zug von Männern und Frauen. Priester in ihrem Ornate mit Kreuz und Rauchfaß – es war alles sehr schön. Hinter dem Leichenzuge kam die aufziehende Wachtparade mit Trommeln und Musik. Zu gleicher Zeit kamen vor mein Haus 2 Wagen voll Engländer, einer von der Schweiz, einer nach der Schweiz. Meinem Fenster gegenüber wohnt Schneller. Das Töchterle sitzt am Fenster und arbeitet sehr an einer Chemisette. Sie reist in einigen Tagen mit den Eltern nach Ri-ppoldsau (das war abgeteilt nach

Ihrer Art: Ri — — ppol ... statt Rip — pold!). Ich trete oft ans Fenster, geschmückt mit meinem neuen Schlafrock und Ihrem roten Halstuche und die Feder in der Hand und liebäugle hinüber. Über diese Liebelei habe ich manche 5 Minuten und Sie manche Zeile verloren. Sie werden doch nicht die Keckheit haben und sich darüber beklagen? Ach wie gern schaffte ich mir eine neue Freundin an; aber ... *Da sitze sie und habbe Hütche auf!* Ich weiß noch gar nicht, ob ich's tue ... Eben hat das Töchterle gelacht! Adieu und heiratet bald, ehe ich Reue bekomme. Ich möchte mein Glück gesichert sehen. Die Post schlägt.

Ihr B.

Sooft ich ans Fenster trete, verläßt das Töchterle das seinige. Bedeutet das Liebe? — Den Münster habe ich schon oft besucht, aber ich verstehe ihn noch nicht. Prof. Zell erzählte mir: eine Wiener Dame habe bei seinem Anblick gesagt: sie habe noch keinen Turm gesehen, der so schön gewachsen wäre.

418.

Nr. 4 *Freiburg, Samstag, d. 7. Juli 1832*

Was meinen Sie, sollte ich nicht die Witwe Robert heiraten? Ich könnte viel Geld mit ihr verdienen. Der dumme Robert! Was mir der schaden tut! Jetzt muß ich alles, was ich gegen ihn geschrieben, weglassen. [— — —].
Ich habe gestern dem Welcker versprochen, ihm einige Fragmente aus meinen Briefen für den *Freisinnigen* zu geben. Vom Gelde anzufangen bin ich gerade nicht zu blöde; aber was wird es helfen? Die armen Schlucker haben nicht viel Geld. Aber noch weniger Geist (im Schreiben). Es ist ein Mitleid, wie schwerfällig sie sich im Freisinnigen bewegen, und ich möchte ihnen manchmal einen Tritt in den Hintern geben, daß sie von der Stelle

kommen. In Zeit von 8 Tagen wollte ich dem Freisinnigen einen Ruf durch ganz Deutschland verschaffen. Aber ohne Geld ist kein Börne zu haben.

Die Studenten hier haben mir auch ein Ständchen gebracht. Donnerstag abend um 10 Uhr, da ich mich eben ins Bett gelegt, kamen sie in großer Zahl vor mein Haus mit Laternen und sangen aus Musikbüchern ganz herrliche Lieder. Conrad sagte, ohngefähr 16 hätten gesungen. Dabei riefen sie: es lebe der Verteidiger der deutschen Freiheit! Hoch! Ich ließ ihnen durch Conrad sagen, daß ich bedauere, schon im Bett zu liegen, und es möchten doch einige heraufkommen. Da kamen eben 10, stellten sich um mein Bett, und ich, die Nachtmütze auf dem Kopfe, hielt eine wirklich sehr schöne und rührende Rede an sie und revolutionierte sie ganz entsetzlich. Die ganze Nachbarschaft war in Alarm und lag am Fenster. Gestern kamen wieder 12 Studenten zu mir, und da habe ich sie förmlich instruiert, wie sie sich bei der bevorstehenden Revolution zu verhalten hätten.

Meine Ideen reifen doch alle nach und nach. In Rheinbayern haben sich mehrere Gemeinden vereinigt – und es ist zu erwarten, daß sich nach und nach alle anschließen werden – und haben beschlossen: sie würden ihren Söhnen und Angehörigen, die im bayrischen Militär dienen, erklären: wenn künftig einer von ihnen, sei es in Bayern, sei es sonstwo in Deutschland, *gegen das Volk* sich brauchen lasse von der Regierung, dann solle er von seinen Eltern verstoßen, von seinen Angehörigen und Mitbürgern als ehrlos angesehen werden, so daß sich keiner in seiner Heimat mehr dürfe blicken lassen. Das muß wirken.

Ich werde vielleicht noch 8 Tage hier bleiben, länger aber gewiß nicht. – In Sachen der Wiener Dame und des Turms contra Strauss, ist beschlossen: Mad. Wohl, Klägerin, ist dumm. Hr. Strauss Beklagter, ist noch düm-

mer; denn wer eine dumme Frau heiratet, ist noch dümmer als sie. Und werden beide solidarisch in die Kosten verurteilt. — Bin gestört worden.

Ihr B.

419.

Nr. 5 *Freiburg, Dienstag, d. 9. Juli 1832*

Ihr müßt mit meinen kurzen Briefen einstweilen zufrieden sein, in der Folge schreibe ich länger. Ich werde gar zu viel gestört von Professoren und Studenten. Was ich in meiner Nachtmütze den Studenten gepredigt habe, können Sie sich ja leicht denken. Vaterlandsliebe, Freiheit, Waffenkampf, Fürstenjagd. Bekannt wird nichts davon werden. Hat doch keine der hier erscheinenden 4 Zeitungen von dem Ständchen etwas erzählt, wahrscheinlich aus Furcht, *der Bürgerfreundliche* und seine Gesellen möchten das übelnehmen und der ganzen Stadt anrechnen. Was sollte ich dagegen haben, daß Sie darüber nach Hause berichteten? Gestern abend wurde von den Studenten dem liberalen Deputierten v. Itzstein aus Mannheim, der auf einen Tag hergekommen und der in meinem Hause logiert, auch ein Ständchen gebracht und dabei wiederum gerufen: es lebe der deutsche Patriot Börne! Am meisten Spaß macht mir, daß der Mensch, welcher neulich in dem *Freisinnigen* in einem Berichte über das Hambacherfest gesagt, etwa 20 Heidelberger Studenten hätten mir in Neustadt ein Ständchen gebracht, *„ich hoffe eine Spottmusik"*, hier ist und zu seinem Ärger die Teilnahme der hiesigen Studenten für mich selbst mitansehen und anhören mußte. Es ist ein junger Mensch aus Karlsruhe, der seit einiger Zeit als Unterredakteur des Freisinnigen angestellt ist. Sonst liberal, aber ein Deutschtümler und Franzosenfeind. Er hat sich mir durch ein eigentümliches Wort, das er auf lächerliche Weise oft gebraucht, als Verfasser jenes Ar-

tikels selbst verraten; doch weiß er nicht, daß ich ihn kenne. Sie sehen, daß alle gegen mich erscheinende Kritiken die öffentliche Meinung weder leiten noch irreführen konnten. Ich habe doch noch kein Wort zu meiner Verteidigung öffentlich gesprochen, und doch huldigen alle bis auf wenige Ausnahmen meinen Gesinnungen. Zu den Ausnahmen gehört auch Professor Zell, den Sie voriges Jahr mit Welcker gesehen. Er ist zwar sehr artig und freundlich gegen mich, aber daß ich so gegen die Deutschen losgezogen, will er mir nicht verzeihen. Neulich in einer Gesellschaft äußerte er: nicht bloß in meinen Pariser Briefen, sondern auch in allen meinen früheren Schriften wäre ich gegen die Deutschen losgezogen. Ich erwiderte: wer 15 Jahre lang in so mannigfaltigen Verhältnissen und Schriften immer das nämliche behauptet, der muß wohl recht haben. Darauf [wurde] Hr. Zell von der ganzen Gesellschaft ausgelacht.

Vor einigen Tagen wir ich bei einem Professor *Amann*, einem meiner Verehrer, zu Tisch gebeten. Auch Zell war da. Da brachte Amann meine Briefe herbei und sagte, die Stelle über Blücher hätte ihm so gut gefallen: „Es ist, als wenn ein Stein triumphieren wollte, daß ein Mensch über ihn gestolpert.“ Ich bemerkte ihm: nicht ich, sondern Lord Byron hätte das gesagt. Darüber wurde Zell ganz giftig und sagte zu mir: ja so wäre ich. Da entspann sich ein allgemeiner Wortwechsel über Blücher, gegen den sich die meisten ausgesprochen. Nun war es ein großer Spaß. Ich selbst, der den Streit herbeigeführt, zog mich gleich zurück, und Welcker, der sehr heftig ist, fiel entsetzlich grob über Rotteck her, mit mir aber disputierte er sehr freundlich. Welcker sagte: „Ich muß Blücher besser kennen; ich [habe] ihn 14 Tage lang täglich gesprochen.“ Das wollte der eitle Narr eigentlich anbringen. Wie kleinstädtisch und eitel sind die hiesigen Professoren. Bei Amann waren die Servietten der 10 Gäste auf

eine höchst altmodische Art, jede in einer andern Figur geformt. Amann, badischer Deputierter, hatte sich in der letzten Kammersitzung sehr bemüht, das *Zölibat* der kathol. Geistlichkeit aufzuheben. Eine große Zahl katholische Geistliche, die gern heiraten möchten (o sancta simplicitas!) haben darauf, ihren Dank zu bezeugen, dem Amann einen sehr schönen silbernen Becher verehrt. *Der Mirabeau von Sigmaringen*, dessen ich schon früher erwähnt, überbrachte den Becher. Aus diesem Becher wurde nun bei Tische getrunken und Toasts ausgebracht. So steife, vorbereitete, lächerliche und holperige Reden – es ist nicht zu beschreiben. Sie waren entsetzlich zudringlich: ich sollte auch eine Rede halten – wie man einem zuredet zu singen. Aber ich lachte sie aus. Die Studenten machen sich über Welcker und Rotteck und deren Justemilieu-System sehr lustig. Rotteck sagt: Welcker wäre ein Dummkopf. Ich könnte unmöglich auf die Dauer mit diesen Kleinstädtern fertigwerden.
Ich werde wohl schwerlich etwas in den Freisinnigen drucken lassen. Ich hatte dazu mehrere Stellen meiner Briefe angezeichnet. Ich habe aber keinen Kopisten. Ich habe dem Welcker gesagt, er solle mir einen schaffen, da er es aber vernachlässigt, und ich ohnedies nichts dafür bezahlt bekomme, werde ich mich weiter nicht darum bemühen.
Ich werde Samstag nachmittag abreisen. Also können Sie mir Freitag zum letzten Male schreiben. Die Bücher werde ich wohl morgen erst erhalten. – In der heutigen Stuttgarter Zeitung steht: „*Börne* hat Baden verlassen und reist, dem Vernehmen nach, nach Frankreich zurück." Robert spielt mir durch sein dummes Sterben einen sehr boshaften Streich. Der Heringssalat wird ja dadurch ganz zerrissen. Denn nicht allein alles, was Robert betrifft, sondern auch so vieles, was den *Häring* betrifft, das damit verflochten, muß ich jetzt auslassen.

Sie haben sehr unrecht, wenn Sie glauben, *anbeten* sei dümmer als *heiraten*. Anzubeten kann ich aufhören, wann ich will; aber seine Frau hat man auf immer. – Es ist wahr, Conrad ist ganz glorreich über die mir gebrachte Huldigung. Er lacht immer. Am Sonntage hatten sich die Studenten zufällig in der Nähe meines Hauses versammelt, um von da auf einen Berg hinaufzuziehen, wo sie mit Gesang und Reden den Jahrestag der Sempacherschlacht feiern wollten. Da kam Conrad lachend herein und sagte, die Studenten kämen wieder. Er meinte, sie wollten zu mir. Sie schickten mir auch eine Deputation und ließen mich zur Feierlichkeit einladen. Es war mir aber zu warm und zu hoch. Doch schickte ich Conrad hinaus, der mich dort gleichsam repräsentierte.

Gestern abend schon um Mitternacht (wie mir Conrad eben erzählt) wurde in der Wirtsstube ein Bürger, der sich unehrerbietig über Itzstein ausgelassen, von andern Bürgern zur Türe hinausgeworfen. Dabei war eine große Balgerei und 4 Philister lagen auf der Erde. Ich hätte das mitansehen mögen. Es kann wohl in die Mannheimer oder eine ähnliche Zeitung kommen: ich wäre schuld an den Unruhen, die vorgefallen; es liegt aber nichts daran, in einigen Tagen gehe ich fort. – Wie geht's euch denn mit euren armen 1½ Portionen? Fallt Ihr recht vom Fleisch? – Gestern habe ich das *Töchterle* Klavier spielen hören. Sie spielt wirklich recht schön. – Adieu. Grüßen Sie Amalie. Und Strauss soll mehr Witze machen als im letzten Briefe. Aber freilich, bei 1½ Portionen kann man nicht mehr fordern. Adieu. Ich muß schließen. Euer B.

420.

Nr. 6 *Freiburg, Freitag, d. 13. Juli 1832*

Wann heuraten wir denn eigentlich? Ich kann aus der Geschichte nicht klug werden. Sie sprechen ja davon,

noch lange in Baden zu bleiben. Ihre Wohnung unter dem Dache ist sehr ungesund, und Sie hätten sie schon früher verlassen sollen. Ich weiß nicht, ob es Ihnen im Grünen Winkel gefallen wird. Die Zimmer sind so schlecht möbliert, und alles im Hause ist schmutzig. Strauss hat wieder sehr schön geschrieben, das Gemälde von der Grotte des Antiporos ist ein Meisterstück. – Aus Campes Brief geht unverkennbar hervor, daß er Lust hat, wieder mit mir anzuknüpfen. Ich werde ihm antworten. – Was ist denn das für eine Geschichte mit Ihrem Halse, der Ihnen zugehen wollte? Sie sind in weit größerer Gefahr, daß Ihnen einmal der Kopf zugeht als der Hals. Übrigens ist das ein Zufall, der in der Hitze häufig ist, besonders bei Frauenzimmern. Ein Glas Wasser ist das beste Mittel dagegen.
Was sagen Sie denn zu den Bundestagsbeschlüssen? Hier lacht man dazu. Das heißt, man ist zwar in großer Wut über die niederträchtige Gesinnung des Bundestags; aber die Folgen, meint man, würden von keiner Bedeutung sein. – Die Hitze ist auch hier fürchterlich. Gestern waren 26 Gr. im Schatten. Es versteht sich von selbst, daß ich nur abends und morgens reisen werde. Morgen nachmittag 4 Uhr reise ich wahrscheinlich ab. Ich habe da einen Weg von nur 3 Stunden Zeit zu machen und bleibe die Nacht im *Höllental*, einer wilden romantischen Gegend im Schwarzwalde, wovon Sie im „Schreiber“ nachsehen können. Sonntag und Montag werde ich verschiedene interessante Gegenden im Schwarzwalde besuchen. Mich interessieren die Uhrenfabriken und die des Hrn. v. Eichthal (Bruder des Parisers) in St. Blasien. Dienstag gehe ich nach Schaffhausen, wo ich die Nacht bleibe. Dort habe ich bloß den Wasserfall zu sehen, und Mittwoch komme ich nach Zürich. Schreiben Sie mir also künftigen *Montag* nach *Zürich*. Ich logiere im *Schwert*. Dahin adressieren Sie die Briefe. Ich habe mir Empfehlungs-

briefe von hiesigen Professoren nach der Schweiz geben lassen. Ich habe heute schon 7 Stück, bekomme aber noch mehrere. Unter [anderen] habe ich einen an den badischen Gesandten nach Luzern. Dort ist jetzt Tagssatzung, sehr lebhaft und der Mittelpunkt vieler politischen Verhandlungen und Intrigen. Luzern ist eine der interessantesten Gegenden der Schweiz. Doch werde ich Zürich nicht eher verlassen, bis die Sache meiner Briefe ganz in Ordnung ist. Glauben Sie denn wirklich, diesen Sommer noch einmal nach der Schweiz zu kommen. Es sieht mir gar nicht darnach aus. Aber im Ernste, wann wird denn geheiratet?

Es stand doch in einer der hiesigen Zeitungen, daß mir die Studenten ein Ständchen gebracht, aber in einem Blatte, das wenig im Auslande bekannt ist: im *Schwarzwälder.* – Die Bücher habe ich erhalten. – [– – –].

Nicht, wie ich neulich schrieb, die Studenten waren es, welche dem Hrn. von Itzstein ein Ständchen gebracht, sondern die hiesigen Bürger. Das Vivat, das bei dieser Gelegenheit auch mir ausgebracht wurde, war also nicht, wie das erste Mal, von den Studenten, sondern von den Bürgern, welches meinen Ruhm erhöht! Der Mensch, welcher hinausgeworfen wurde, war ein Kommis, weil er gesagt: *der Itzstein ist ein guter Mensch.* Ein Chirurg nahm das übel, und sagte dem Kommis: ob er denn mit Itzstein so familiär wäre, daß er sich so ausdrücken dürfe? Darauf warf er ihn zur Türe hinaus.

Ich habe Besuche zu machen und muß schließen. In Zürich werde ich also einen Brief von Ihnen vorfinden. Ich schreibe Ihnen von Schaffhausen. – Gruß an Caroline. Adieu

Ihr B. geb Wohl, verehelichte Strauss

221.

Nr. 7 *St. Blasien, Montag, den 16. Juli 1832*

Ich habe euch versprochen, erst in Schaffhausen wieder zu schreiben. Da ich langsamer fortkomme, als ich gedachte, mich besonders hier lange aufgehalten und fürchte, daß ich so wenig als bis jetzt auch in Schaffhausen Zeit finden werde zu schreiben, will ich einstweilen bloß mit kurzen Worten berichten, daß ich mich wohl befinde und sehr angenehm und lehrreich reise. In Zürich schreibe ich alles ausführlich. Seit gestern bin ich hier, wo ich die bewunderungswürdigen Fabriken des Hrn. v. Eichthal gesehen. Morgen reise ich nach Schaffhausen, wo ich morgen oder übermorgen ankomme. Donnerstag werde ich wohl in Zürich sein, wo ich mich in den See stürze, wenn ich keinen Brief von Ihnen vorfinde. Überall berühmt und angebetet, wo nicht geliebt gefürchtet, und daher überall gut aufgenommen und aufs Freundlichste behandelt. Auch habe ich wieder ein Frauenzimmer kennengelernt, das ich wieder einmal heiraten werde. Aber wie verdient man etwas?

B. geb. *Fecht*, verwitwete *Lemme*
Schwester der Madame *Grunelius*
in Frankfurt!!!

Sie hat schon Kinder, und ich habe nichts zu tun als *ja* zu sagen.

422.

Nr. 8 *Zürich, Donnerstag, d. 19. Juli 1832*

Soeben morgens 7 Uhr komme ich von der Erfüllung meiner Staatsbürgerpflichten zurück, wobei mir Pfarrer [...] herrliche Predigt „Denkmal der Liebe und Achtung“ ungemein behülflich war. Teuerste Freunde! Das ist der

Weg des Ruhms, alles hinunter, hinunter! Wenn es [. . .] wüßte, sie würde sich rächen und meine Schriften zu gleichem Zwecke verwenden. Ehe ich aber fortfahre, folgendes. Ich habe eben die Briefpostkarte vor mir, kann aber über Ankunft und Abgang der Posten nicht klug werden. [— — —].

Gestern mittag kam ich von Schaffhausen hier an, oder eigentlich vom Wasserfalle; denn seit einiger Zeit ist nahe dabei ein Wirtshaus errichtet, wo man übernachten kann und also gar nicht nötig hat, das unsehenswürdige Schaffhausen zu berühren. Erwarten Sie keine Beschreibung, ich habe nicht so viel Phantasie mehr, ein Stückchen Schwamm daran anzuzünden. Der Bundestag hat mir zwanzig Eimer Wasser über den Kopf gegossen. Auch verderben einem die Bücher und Kupferstiche alle Lust. Jeder Felsen im Wasserfalle, jedes Schaumgewölke war mir bekannt, und als ich sie nun sah, überraschten sie mich nicht mehr. Auch kam ich von der unrechten Seite an. Das Buch schreibt vor, man müsse von der linken Rheinseite sich dem Falle nähern, weil er dann plötzlich vor die Augen tritt, ich aber (was nicht zu vermeiden war) kam von der rechten Seite, sah ihn schon aus dem Wagen und dann, vom Führer begleitet, von verschiedenen Standpunkten, so daß er endlich, wie immer, wenn man ein Wunder wachsen sieht, die Bewegung nicht in mir hervorbrachte, die er nach Vorschrift des Buches in einem wohlerzogenen Menschen hervorbringen soll. Dabei hatte ich 1 ½ Stunden hinab- und hinaufzugehen, zweimal über den Rhein zu setzen und stehenzubleiben und zu bewundern, sooft es dem Führer beliebte. Den ersten schönen Standpunkt des Rheinfalles hat ein Müller unter Schloß und Riegel, den zweiten in Laufen eine garstige Frau; beide mußte ich bezahlen, zweimal den Schiffer, dann den Führer, und dabei schwitzte ich sehr. Als ich nun bedachte, daß das erst das Abc der Schweizer Herr-

lichkeiten sei und der erste Tropfen eines Meeres von Schweiß, da wünschte ich mich in eine arabische Sandwüste, wo man schwitzt, weil man muß, und nicht, weil man ein Narr ist und will, wo man nicht zu klettern braucht, sondern ganz gemütlich auf dem trabenden Kamele sitzt, wo man nicht geprellt wird, sondern höchstens beraubt von den Beduinen, und wo kein dummer Cicerone mir erzählt, was ich seit dreißig Jahren auswendig weiß. Wenn Sie nichts dagegen haben — aber ich schiebe alle Verantwortlichkeit auf Sie, Sie allein haben zu entscheiden — also, wenn Sie es erlauben, will ich mich aufknüpfen oder mich in den See stürzen oder, was am allerromantischsten wäre, ich will mir das Riesenschwert, welches als Wirtshausschild unter meinem Fenster hängt und das ich mit den Händen erreichen kann, in die Brust stoßen, um meinem jammervollen Leiden ein Ende zu machen. Die *Gebräuche* [Jiddisch für: Preise, Ausgaben] in der Schweiz sind fürchterlich. Ein Tee mit Butterbrot 30 sous. Vom Wasserfalle aus mußte ich Hauderer-Pferde nehmen, denn in der Schweiz gibt es keine Extra-Post. Der Weg nach Zürich beträgt 10 Stunden, den ich, einschließlich 1½ Stunden für Fütterung, in 7 Stunden zurücklegte. Für diese halbe Tagereise mußte ich 7 große Taler zahlen, also 2 mal soviel, als die Post kosten würde. Und das ist die Taxe. Eine Tagereise kostet 3 Brabanter Taler und einen kleinen Taler Trinkgeld. Da man aber immer das Doppelte zahlen muß für die Rückfahrt, kostet eine Tagfahrt (ungerechnet des beträchtlichen Chaussee- und Brückengeldes) 7 große Taler. Und wenn die Entfernung auch nur einen halben Tag beträgt, wie in meinem Falle, so macht dieses keinen Unterschied. Wagen und Pferde, oder Pferde allein zu eignem Wagen, das ist alle eins; so daß mein eigner Wagen mir in der Schweiz das Reisen nicht verteuert. Sollte ich aber weiterreisen, werde ich den Wagen zurücklassen, um womöglich mich

einer Gesellschaft anzuschließen oder einen Einspänner für mich allein zu nehmen. Auch das Geld für Führer und dergleichen kömmt hoch, wenn man sich keiner Gesellschaft anschließt. Nur allein den Rheinfall zu sehen, hat mich einen kleinen Taler gekostet. Also wählen Sie: Strick, See oder Schwert.
Eben erfahre ich, daß ich weiß nicht ob alle Briefe oder nur die, welche in Wirtshäuser adressiert sind, gar nicht ins Haus gebracht werden, sondern von der Post abgeholt werden müssen. Vielleicht war gestern schon einer für mich da. Ich habe hingeschickt ... Da ist er! Bin begierig, ob etwas darin steht, was mich vom Erhängen, Erstechen und Ersäufen abhält. – Was sollte ich Ihnen denn von den Bundestagsbeschlüssen noch sagen? Wußte ich doch alles vorher, wie es kommen würde. Im Addieren und Multiplizieren verrechne ich mich zuweilen; aber den Wahnsinn und die schamlose Ruchlosigkeit der deutschen Aristokratie, die das unglückliche Land beherrscht, berechne ich auf den kleinsten Bruch. Und das sind erst die Grundzüge des Tyrannensystems, die schreckliche Ausarbeitung wird noch erscheinen. Und wenn ich recht behielte auch mit dem Volke! Wenn es alle die Schmach geduldig ertrüge! Noch hoffe ich. – Jetzt muß ich schließen. Ich will ausgehen, um meine Empfehlungsbriefe abzugeben. Bald mehr. Adieu.

B.

423.

Nr. 9 *Zürich, Samstag, d. 21. Juli 1832*

Ich habe Ihnen zwar von den vergangnen Tagen noch manches Interessante mitzuteilen, ich käme aber gar nicht zur Gegenwart, wollte ich zu den alten Geschichten zurückkehren. Ich werde also mit dem Neuesten von gestern anfangen und die alten Geschichten später und gelegentlich erzählen. Gestern besuchte ich die Gräfin

Benzel-Sternau auf ihrem Gute, das zwei Stunden von der Stadt entfernt am See liegt. Es heißt nach dem Namen der Gräfin Marie, Mariahalden. Um halb 9 Uhr morgens setzte ich mich in eine Gondel (ich allein, Conrad ließ ich zur Bewachung meiner Schätze zurück) und ließ mich fortschiffen. Es sind zierliche grün angestrichene Schiffchen, oben gegen die Sonne mit grünem Tuche bedeckt, die offnen Seitenwände verstatten die Aussicht. Der See kann überall übersehen werden, er ist wie ein Strom, doch überall so breit als wo der Rhein am breitesten ist. Der Himmel war etwas bedeckt, es wehte ein mäßiger aber frischer Wind, so daß ich die Sonne begierig suchte, den bedeckten Teil des Schiffes verließ und mich am Schnabel des Schiffes hinlegte. Da ward ich eingelullt von alten Liedern in die schönsten frühesten Tage, zurück in die Wiegenzeit meines Herzens, ich bekam Tränenwehen, konnte aber lange nicht weinen. Dann kehrte ich dem Schiffer den Rücken zu und ließ meine Augen vom Winde trocknen. Warum waren Sie nicht bei mir? Ich glaube, allein zu sein in der Freude ist noch schmerzlicher als allein sein im Schmerz. Was Schiller im Wilhelm Tell singt: *Es lächelt der See* – das lernt man erst verstehen, wenn man ihn gesehen. Er ist blau und vom Winde bewegt wie fließender Himmel. Nichts freundlicher als die Ufer. Die mäßigen Höhen, auf beiden Seiten vom herrlichsten Grün bedeckt, sind vom Gipfel bis unten überstreut von Dörfern und Landhäusern. Es schwebt eine Friedlichkeit über diese Landschaft, man könnte ein Lämmchen darin werden. Die Natur, mit mütterlicher Zärtlichkeit, wirft eine ganze Handvoll Zukker in den sauern Trank des Lebens. Ich lehnte mich über den Bord des Schiffes, sah, träumte in den See hinab, und es war mir, als sollte ich alle meine Sorgen darin versenken. Mein Schiffer war träge und ruderte wenig, er ließ das Segel arbeiten, das nicht viel fleißiger war als

er. So ging es langsam fort, und mir war das recht. Nach zwei Stunden kam ich an. Ich wußte, der Graf sei abwesend. Durch einige Bekannte, die schon den Morgen hinausgegangen, war man schon vorbereitet auf meine Ankunft. Ich bin gewiß, man hätte sonst vor Überraschung laut aufgeschrien. Mit welcher Freude und Herzlichkeit ich aufgenommen worden, kann ich Ihnen kaum schildern. Schon jahrelang erwartete man mich. Der Graf hatte schon mehrmals geschrieben, man sollte mich einladen. Als sie aus der Zeitung erfuhren, daß ich in Straßburg sei, wollten sie mir schreiben, sie verloren aber meine Spur. Der Gräfin bin ich ganz ein Mann ihres Herzens und ihres Geistes; sie denkt und fühlt wie ich. Meine Briefe lagen im Zimmer, sie wurden im vorigen Winter unter Jubel vorgelesen. Aus meinem 8ten Teile (den sie noch nicht besitzt) hatte der Graf die Stellen von Goethe handschriftlich mitgeteilt. „Über Goethe haben Sie ganz aus meinem Herzen gesprochen", sagte die Gräfin. Vor 12 Jahren, oder gar schon vor 14 war ich einen Tag (mit Jakob Maas) bei dem Grafen auf seinem Gut bei Frankfurt. Damals trug sie das wunderschöne Kind auf den Armen, das einige Jahre später am Zürichersee so traurig das Leben verlor. Die Gräfin ist eine schon sehr alternde Dame. Leidenschaftlich liberal. Außer einigen Besuchern von Zürich, die vor dem Mittagessen weggingen, fand ich dort keinen Fremden als einen jungen Mensch aus Zürich, der im Hause wohnt, den Hofmeister des jungen Grafen, Werner (Dichter von vielen Anlagen, der Victor Hugos Tragödien übersetzt, und den Sie von Frankfurt aus kennen müßten). Vor 2½ Jahren, als ich im Winter krank war vor dem Allerheiligen Tore, besuchte er mich. Er erinnerte sich Ihrer und Ihrer *„geistreichen Physionomie"* und vermutete, daß die Pariser Briefe an Sie gerichtet. Des Grafen Sohn, der hier ist, (ein älterer ist in österreichischen Militärdiensten) ist 12 Jahr

alt. Die Freude dieses Knaben, wie auch jenes schon erwähnten 18jährigen jungen Menschen, als sie erfuhren, ich sei der Verfasser der ihnen so bekannten Briefe, hätten Sie sehen sollen. Die Gräfin erzählte mir später, sie wären oft ins Nebenzimmer gegangen, hätten dort in den Briefen gelesen und sie ganz frisch mit mir verglichen. Mittags aß ich dort. Nachmittags kamen, wie gewöhnlich, verwandte Damen, die sich in einem nahe gelegenen Dorfe eingemietet, zum Tee. Es ist: Frau von Gemmingen aus München, Cousine der Gräfin; deren nicht schöne Tochter und deren zukünftige Schwiegertochter, ein Fräulein von Berlichingen, die schön genug, aber nichts Anziehendes zu haben scheint. Die Gräfin hatte mir vor Ankunft ihrer Cousine anvertraut, sie sei eine Aristokratin. Doch spricht sie verständig und scheint gebildet. Abends, als ich grade Abschied nahm, im Wagen nach Zürich zurückzufahren, kamen noch andere Herren und Damen von benachbarten Landgütern zum Besuche. Außer mir wohnt noch seit wenigen Tagen ein junger Pole auf dem Gute. Dieser war morgens früh nach Zürich gegangen, hatte dort in einer Zeitung meine Anwesenheit erfahren, kam gleich in den Gasthof, mich zu besuchen, da er meine Schriften kennt und liebt, und war, als er zu seiner Überraschung hörte, ich wäre zur Gräfin gegangen, gleich wieder umgekehrt. Doch ließ er mir ein artiges Billet zurück, das ich abends fand. Ein sehr liebenswürdiger Mensch.

Was ich nun gleich *gefürchtet,* als ich mich entschlossen, die Gräfin zu besuchen, das trat auch ein. Kaum war ich angekommen und das Willkommenreden vorüber, wurde ich eingeladen, auf dem Gute zu wohnen, so dringend, so freundlich, daß ich es nicht abschlagen durfte. Es ist mir nicht recht. Eine Viertelstunde von Zürich am See liegt ein öffentlicher Vergnügungsgarten mit einem sehr schönen Hause, und die Wirte, die mir gleich gefielen,

wurden mir von hiesigen Einwohnern als sehr ordentliche Leute empfohlen. Da wollte ich mich einmieten. Im Vorüberfahren landete ich da, sah die Zimmer an, fand alles gut und war schon für wöchentliche Miete und Preise der Kost übereingekommen. Die Forderung war für die Schweiz sehr billig und billiger als in Baden. Kost und Logis für mich und Conrad hätten wöchentlich kaum 18 Gulden betragen. Und die Aussicht auf Land und Wasser ist herrlich. Das Haus wird vom See, dessen frischer Wind mir vielleicht nicht zuträglich gewesen wäre, durch die ganze Länge des geräumigen Gartens getrennt. Vorn aber, hart am See, sind herrliche Bäume, dicht belaubte und umschlossene Plätze, und da hätte ich den ganzen Tag, gegen Wind und Sonne geschützt, arbeiten, schwärmen, lesen können. Den ganzen Tag allein. Erst abends kömmt die schöne Welt, die mich amüsiert hätte. Und am Ufer ist eine kleine gemauerte Bucht, wo muntere Gondeln landen, und da hätte ich zu jeder Zeit nach der Stadt und sonsthin fahren können, wo mich die Laune lockte. Nun ist zwar bei der Gräfin Garten und Aussicht noch weit schöner und an ungestörter Freiheit, ganz nach meiner Laune zu leben, wird es mir unter so gewandten Weltleuten gewiß nicht fehlen; doch — ich bin der ich bin: mehr noch an Geist als an Körper verwöhnt, mehr noch mit der Seele als mit dem Körper in Pantoffel und Schlafrock, und jeder Zwang, auch der freundschaftlichste, ist mir zuwider. Muß ich nicht zuweilen an der Gesellschaft teilnehmen, muß ich nicht spazierengehen? Darf ich über das Essen schimpfen? Muß ich nicht wie ein Narr geistreich sprechen, und darf ich je ein Wort von den Staatsbürgerpflichten und der Grotte des Antiporas reden? Ich habe schon gestern so viele vernünftige und schöne Dinge gesagt, daß man einen 11ten Band damit füllen könnte. Und wer singt mir vor: schmerzt dich dein Fingerlein, zieh Handschuh an? Und das Schlimmste

kömmt noch. Als ich mit der Gräfin von meinem Bedienten sprach, war sie verlegen. Es ist für Conrad kein Zimmer mehr frei. Eigentliche städtische Bedienung hat die Gräfin nicht, sondern nur Knechte für die Landwirtschaft, und die, wie sie sagte, wären und herbergten so schmutzig, daß man keinen ordentlichen Bedienten zu ihnen gesellen könnte. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als Conrad in das eine Viertelstunde vom Gute abgelegene Dorf für Logis und Kost anzudingen. Er wird nun zwar den ganzen Tag bei mir sein, auch mich morgens bedienen können. Indessen werde ich ihn abends beim Schlafengehen vermissen, und ich werde genötigt, meine Strümpfe selbst auszuziehen. Es ist nicht zu ändern. Der dringenden Einladung durfte ich nicht widerstehen, und dann überlegte ich auch, daß es gut sei, wenn ich meine körperliche und geistige Trägheit einmal überwinde und unter fremden Menschen lebe. Mein Verstand ist dafür, und so mag es geschehen. Heute oder morgen ziehe ich mit Sack und Pack hinaus. Adressieren Sie meine Briefe künftig Poste-restante. Der Bote geht zweimal wöchentlich in die Stadt und bringt und holt Briefe.

Sonntag d. 22. Juli. Vielleicht bekomme ich heute nachmittag noch einen Brief von Ihnen. Dieser aber muß früher auf die Post, ich kann Ihren also nicht abwarten. Nach dem Essen (ich bin bei einem Professsor eingeladen) fahre ich nach Mariahalden.
Im Schwarzwalde bin ich ungeheuer berühmt. Welchen neuen Ruhm aber ich mir im Gasthaus von St. Blasien erworben und wie ich dort durch meine Schriftstellerei mir 5 bis 6 fl. erworben, so daß ich nicht mehr klagen darf: wie verdient man etwas? — das will ich Ihnen jetzt erzählen. Als ich im Wirtshause von St. Blasien, das in einer rauhen romantischen Gegend des Schwarzwaldes liegt (es wäre ein Paradies für einen Fra Diavolo), des

Morgens beim Frühstücke saß, trat der Wirt, ein großer starker Mann, in mein Zimmer und klagte mir fast weinend: im *ächten Schwarzwälder*, (einem Volksblatte, das in Freiburg erscheint) hätte jemand drucken lassen, sein Wirtshaus wäre das schlechteste weit und breit, und so wäre er ein zugrunde gerichteter Mann, wenn ich nicht die Gnade hätte, etwas gegen die Verleumdung drucken zu lassen, und er würde ewig dankbar dafür sein. Ich versprach es ihm. Ich hatte den ganzen Tag keine Zeit und erst abends 10 Uhr setzte [ich] mich schlaftrunken hin und schrieb einen Brief *an den Redakteur des ächten Schwarzwälders*, in dem ich das Wirtshaus lobte. Auch fand ich wirklich alles gut. Es war 11 Uhr, als ich damit fertig wurde. Dann ließ ich den Wirt rufen, gab ihm das Konzept und sagte ihm: er solle es den Abend noch abschreiben lassen, weil ich den andern Morgen abreisen wollte, das Konzept aber zurück haben müsse. Nach Mitternacht kamen 2 Philister zu mir herauf, von welchen einer den Artikel abgeschrieben und der andere als Deputierter der Wirtsstube sich hinzugesellte. Wahrscheinlich war der Artikel in der Wirtsstube öffentlich vorgelesen worden. Nun hätten Sie das Gesicht dieser Bürger sehen sollen, als sie vor mir standen und sich auf meine dringenste Einladung nicht zu setzen wagten! Dieses Lachen, diese durchbohrende Bewunderung, und wie sie in meinem Gesichte herumwühlten, da das Geheimnis meiner Größe zu finden! Es war der Triumph meiner Schriftstellerei. Und doch war, bis auf einen Spaß, nichts im Artikel, den ich halb schlafend und in der Eile geschrieben. Als ich nun den andern Morgen abreiste, machte mir der Wirt eine auffallend wohlfeile Rechnung und für seine 3 Pferde, die er mir 4 Stunden weit und über die höchsten Berge des Schwarzwaldes mitgab, wollte er durchaus keine Bezahlung nehmen. *So verdient man etwas!*

St. Blasien ist ein Amtsflecken, in einem Winkel versteckt, von der Landstraße abgelegen, und dort kennt alle Welt meine Schriften. Noch am Morgen kamen Leute atemlos vor meinen Wagen, die mich kennenlernen wollten. Den Abend vorher, es dämmerte schon, kam ein rußiger Mann in mein Zimmer. Ich hielt ihn für einen bettelnden Handwerkspurschen und empfing ihn barsch. Dann verstand ich ihn deutlicher und sagte: so, Sie sind ein Uhrmacher. Endlich verstand ich ihn ganz deutlich, und ich erfuhr, daß er ein Pfarrer sei in einem Dorfe, das auf einem hohen Berge, eine Stunde von St. Blasien liegt. Er sagte mir, er kenne meine Schriften, und ich hätte ihm ganz aus der Seele geschrieben. Was der Mann ängstlich war! Wie er verlegen und kurzatmig stotterte, als spräche er mit einem König! Alle meine Freundlichkeit mußte ich aufbieten, ihm Mut einzuflößen. Und *Sie* haben sich nie vor mir gefürchtet! (Von Herrn von Eichthal ein anderes Mal)

Jetzt möchte ich nun wissen, ob mein Artikel im Schwarzwälder abgedruckt worden. Passen Sie auf, was Sie zu tun haben. In Freiburg erscheint der *Schwarzwälder* und der *ächte Schwarzwälder*. Im Letzteren steht mein Artikel. Einer von beiden Wäldern wird im Casino von Baden gehalten. Gehen Sie also eines Morgens mit Ihrem Liebhaber in das *Lau* (in der Straße der Post). Es ist ein schöner Garten dort. Fordern Sie Kaffee, Eier oder ein Krug mineralisch Wasser und bitten Sie den Wirt, Ihnen den Schwarzwälder aus dem Casino zu holen. Ist es der *ächte*, suchen Sie in den Blättern seit 8 Tagen nach dem Artikel: *An den Herrn Redakteur des ächten Schwarzwälders* und unterzeichnet L. B. Ist das Blatt nicht da oder steht der Artikel nicht darin, will ich ihn Ihnen abschriftlich schicken. Jetzt muß ich schließen, um einzupacken. Um *zwölf* Uhr esse ich bei einem Professor, der 500 fl. Gehalt und Frau und Kinder hat. Da werde ich

mir wahrscheinlich den Magen nicht verderben. Zürich, es ist wahr, ist die Hauptstadt der Langeweile. Von Mariahalden schreibe ich Ihnen oft und viel. Gruß an den Bräutigam. O! ich weiß noch gar nicht, ob ich es tue.

Euer B.
Verteidiger der Gastwirte und
Beschützer der Unschuld

[Beilage im O: Brief an den Herrn Redakteur des ächten Schwarzwälder, s. Bd. V. Briefe an verschiedene Empfänger, Nr. 105]

424.

Nr. 10 *Mariahalden, Donnerstag, d. 26. Juli 1832*

Gestern abend vor Mitternacht, da ich von einer Seefahrt zurückkam, erhielt ich Ihren lieben Brief. Wir wollen beide schreiben, wenn wir Stoff und Lust haben, und nicht grade abwarten, bis des andern Brief ankömmt. Das gäbe oft Aufenthalt, da ich auf dem Lande, 2 Stunden von der Stadt entfernt, weder Ihren Brief immer am nämlichen Tage seiner Ankunft in Zürich erhalte, noch ihn auch an jedem Tage beantworten kann. Was sagen Sie zu den Rasereien der Bundesversammlung? Zwar ist es mir recht, daß sie die Saite so gewaltig spannen — mir war nur immer vor ihrer Mäßigkeit bange, welche den gutmütigen Deutschen so leicht gewinnt — doch diese Unverschämtheit, dieser Hohn und Trotz bringt mich in die heftigste Leidenschaft. Jetzt will ich sehen, was mein Volk macht. Übrigens bin ich vergnügt. Seit Sonntag wohne ich hier bei der Gräfin Benzel-Sternau. Ich bin da schon so eingewohnt — es ist mir manchmal wie ein Traum! Die Gräfin ist eine sehr gute Frau und sorgt für mich, für meine Bequemlichkeit, Diät, kurz für alles, so freundlich, als Sie es nur könnten. Könnte ich Ihnen nur

eine lebhafte Vorstellung von der herrlichen Lage des Gutes geben. Es liegt am Abhange eines Hügels, am See, von diesem durch den Garten getrennt, der terrassenförmig hinabsteigt bis ans Wasser. Die herrlichsten Schattenpartien, Sitze, Aussichten im Garten. Ich wohne im ersten Stock und sehe aus dem Bette den See und die Berge drüben. Vor meinem Fenster ist ein großer breiter Balkon, der die Breite des ganzen Hauses einnimmt, mit Orangen besetzt und die Geländer mit Weinreben umflochten. Neben meinem Zimmer ist ein anderes mit den herrlichsten Gemälden, dann die Bibliothek, ganz wie ich sie sammeln würde, die neueste französische Literatur; ich hätte ein Jahr daran zu lesen. Alle Türen stehen offen, und kann ich diese Zimmer wie zu meinem Appartement gehörend betrachten. Ich lebe sehr ungeniert und bequem. Daß Conrad nicht im Hause ist, hindert mich gar nicht. Er kömmt täglich 3 mal zu mir und macht alles in Ordnung. Eine Klingel führt zu den Mägden, und ein junger Mensch, der bei unverschlossener Tür neben mir schläft, macht sich eine Ehre und ein Vergnügen daraus, mir in allem behülflich zu sein. Es darf auch überall geraucht werden im Haus und Garten, nur in den Zimmern nicht, wo die Gemälde hängen. Diese (höchstens 20 an der Zahl) sind die ersten Meisterstücke, Raphaels, Titians, Van Dycks etc. Sie sind 200 000 fl. wert. Morgens frühstücke ich allein, weil ich früh aufstehe; die andern um 8 Uhr gemeinschaftlich. Dann gehe ich hinauf und setze mich dazu, wie bei Ihnen. Ich werde eingeladen, eine Tasse Kaffee zu trinken, nur eine; aber ich widerstehe besser als bei Ihnen. Um 9 Uhr gehe ich auf mein Zimmer oder am See spazieren. Um 1/2 2 Uhr wird gegessen. Nach Tische schlafe ich. Um 5 gehe ich in den Garten, wo ich immer Besuche antreffe. Da wird Tee getrunken bis 9. Wenn die Fremden fort sind, wird im Zimmer zu Nacht gegessen, gesprochen, auch vorgelesen bis 11. Gestern

haben wir eine Wasserfahrt gemacht, 4 Stunden weit, bis zur Insel Ufenau bei Rapperswil. Auf dieser Insel liegt Hutten begraben. Auf einem Hügel setzten wir uns ins Gras, ich auf meinen Mantel, breiteten da kalte Küche aus und aßen und tranken. Als wir uns um 6 Uhr ins Schiff setzen, zurückzufahren, bekamen wir Sturm. [......] Nachdem wir 2 Stunden bis einbrechender Nacht gefahren, landeten wir und legten den übrigen Teil des Weges teils zu Wagen, teils zu Fuß zurück.
So lebe ich in den Tag hinein, ohne Plan, fast ohne Wunsch. Aus Paris wird diesen Winter gewiß nichts. Wohin sonst? Ich weiß nicht. Nach Deutschland kann ich nicht, da wäre ich nicht sicher. Es sind erschreckliche Zeiten! Ich schrieb Ihnen vorigen Winter: „Es wird mit einer großen Hängerei endigen." Und so wird es kommen. Campe, wenn er auch wollte, kann meine Briefe jetzt gar nicht drucken lassen. Nach den neuen Bundestagbeschlüssen werden alle Buchhändler *unter besondere Polizeiaufsicht gesetzt.* Sie sind ruiniert, wenn sie etwas Liberales drucken lassen. Denn nicht bloß das Buch wird konfisziert, sondern alle ihre Verlagsartikel werden verboten, auch die erlaubten Bücher, um sie zu bestrafen. So hat es Preußen schon mit 2 Buchhändlern gemacht. Weil sie liberale Sachen herausgegeben, wurden alle ihre Schriften ohne Unterschied verboten. Es ist mir fast lieb, wenn meine Briefe, so wie sie geschrieben, gar nicht erscheinen. Ich würde meinen durch die frühern Briefe erworbenen Ruf verlieren. Die Späße gegen meine Rezensenten sind nicht an der Zeit. Ich habe die Deutschen gelobt, und wer weiß, wie sie sich jetzt betragen. Was auch geschieht, bleiben meine frühern Briefe (kommen keine neuen dazu) in Ehren. Wehren sich die Deutschen, heißt es bei vielen: ich hätte viel dazu beigetragen, sie aufzuregen, indem ich ihnen ihren bisherigen Sklavensinn vorgeworfen. Lassen sie sich alles gefallen, ist es gewiß mein

Triumph. Wenn also Campe die Briefe nicht nimmt – in welchem Falle ich dem Geldgewinste ein Opfer bringen würde – mache ich einen Auszug von den besten der Briefe, das zusammenstellend, was *jetzt* paßt, was ich vorhergesagt, und gäbe um jeden Preis das Buch irgendeinem Schweizer in Verlag. – Sie leben im 7ten Himmel und lesen höchstens die Karlsruher Zeitung. Sie kennen also vielleicht die neuen Bundesbeschlüsse gar nicht. Der *Freisinnige* ist verboten; Welcker zum Zuchthaus verurteilt etc. Der Bote geht fort, auch fehlt es mir an Gemütsruhe. Übrigens bin ich gesund, viel wohler als in Baden, und habe es hier so gut als bei Ihnen. Das sagt alles. Wann heiraten wir? Wie kann man jetzt heiraten. Gruß an Ihren Liebhaber und an Caroline. Ich lebe jetzt ganz das adlige Landleben, wie es Goethe in seinen Romanen beschreibt. Wäre ich so ein Geck wie er, könnte ich die erhabenste Poesie darin finden und daraus dichten. Ein närrischer Kauz von Arzt aus dem nächsten Dorf ... ein humoristischer Geistlicher ... ein italienischer Graf, geflüchteter Carbonaro; mehrere Polen; Maler; eine alte Dame, höchst aristokratisch, die, weil sie glaubt, eine schöne Stimme zu haben, in einem fort den Marseiller Marsch singt, und über die wir uns lustig machen. Ein junges schönes Fräulein sagt mir naiv wie Gurli: ach, heute habe ich mich an der Brust gestoßen, grade unter dem Herzen, und ich habe einen roten Fleck davon. Teetrinken, Französischsprechen, Zeichnen, Musik, Medisieren, übrigens bei allen einige Bildung und viel Literatur. Ich, der Alte. Das ist's.

Adieu B.

425.

Nr. 11 *Mariahalden, Samstag, d. 28. Juli 1832*

Gestern abend, fast unerwartet, erhielt ich Ihren Brief. Sie sind aber immer noch die alte Schmarotzerin. Sooft

sich einer ein Vergnügen macht und weint, gleich weinen Sie ungebeten mit. Habe ich Sie dazu eingeladen? Und aus Rührung wollen Sie mit mir nach Paris, nach dem südlichen Frankreich. Das sind Träume und Schäume. Zu Paris habe ich kein Geld und werde auch keines bekommen. Von Campe kann ich jetzt täglich Antwort erhalten; aber es ist nicht daran zu denken, daß er mein Werk druckt. Er wäre ein Narr, wenn ich [er?] es täte. In der Schweiz – kein Gedanken! Ich habe mich schon darnach erkundigt. Wie die Schweizer die potenzierten Deutschen, so sind die Schweizer Buchhändler die potenzierten Buchhändler. Ich kenne einen Professor in Zürich, ein berühmter Philolog, der die mühsamsten, in ganz Europa geachteten Werke herausgibt; er bekömmt für den Bogen *fünf Gulden*. Schreckliche Menschen die Schweizer. Sie müssen nur die Gräfin darüber sprechen hören. Die ungeheuersten Philister. Sie wissen gar nichts vom Auslande und bekümmern sich nicht darum, weder in Politik noch Literatur. Sie kennen nicht einmal Schiller und Goethe, sie lesen nichts als ihren Zschokke. Meine Briefe sind zwar überall bekannt, doch das ist eine Ausnahme. In den Schweizer Blättern findet man fast nichts über Deutschland, so daß ich von den neuesten dortigen Ereignissen gar nichts oder nur spät erfahre. Es erscheinen viele Blätter in der Schweiz; aber alle wöchentlich nur einmal.

Raten Sie mir, was ich tun soll für den nächsten Winter. Übrigens sind die politischen Ereignisse abzuwarten. Im südlichen Frankreich sich aufhalten ist, einschließlich der langen Reise, so kostspielig als in Paris. Auch haben Sie vom südlichen Frankreich eine falsche Vorstellung. Es gibt wenige schöne Gegenden da. Im Winter ist das Klima zwar milder als anderswo, aber böse Winde sind der Gesundheit schädlich. Sie haben ja jetzt 2 Verstande, raten Sie mir. Ich haushalte mit meinem bißchen Gelde

so viel als möglich. Höchstens werde ich mir erlauben, eine kleine Tour von 10 Tagen nach Luzern und den kleinen Kantonen zu machen. Und dann? Wohin? Ach wohin?
Seien Sie nur nicht besorgt, ich möchte aus Höflichkeit meine Diät vernachlässigen. Sie kennen mich gut! Ich geniere mich nicht. Aber meine Wohnung ist himmlisch. Machen Sie nur, daß Sie bald heiraten, damit Sie disponibel werden.
Ich erfahre soeben, daß der Bote nach der Stadt schon Mittag fortgeht; ich muß also eilen. Eigentlich wüßte ich Ihnen auch nichts zu schreiben. Ich lebe so still und gedankenlos fort, nicht vergnügt, nicht mißvergnügt. Daß ich hier auf dem Lande nicht täglich, in Zürich selbst nicht hinreichend erfahre, was in Deutschland vorgeht, erhält mich in einer unruhigen Spannung. Die wichtigsten deutschen Angelegenheiten werden in den Schweizer Blättern mit wenigen Zeilen berührt. In Mannheim soll ein Regiment, das man gegen die Bürger gebrauchen wollte, die Waffen niedergelegt haben. Ist das wahr? Schreiben Sie mir doch, was Sie Wichtiges erfahren. – Ich mache mir keine Sorge mehr, wenn zur bestimmten Zeit kein Brief von Ihnen kömmt. Seit Sie einen Bräutigam haben, denke ich, es kann Ihnen nichts Unangenehmes mehr begegnen. Höchstens werde ich verdrüßlich. Aber in dieser Entfernung, und eigentlich abseiten der ordentlichen Postwege, läßt sich auf Regelmäßigkeit der Beantwortung nicht rechnen.
Die Cholera, die in Paris wieder fürchterlich gestiegen, nimmt wieder ab; nach der gestrigen Zeitung nur 80 in einem Tage. Um so sicherer ist Paris gegen einen neuen Ausbruch im Herbst. Aber dann kömmt sie erst nach dem südlichen Frankreich.
Sehen Sie die Beers und den Frank nicht? – Den Le Bret aus Augsburg kenne ich sehr gut von Stuttgart her, wo

er früher war. Er hat immer viel auf mich gehalten. Er ist bekannt als ein wütender Buonapartist. Es ist ein wahrer Fanatismus bei ihm. Grüßen Sie den Dr. Weil.
Ich will recht gern mit euch zusammen sein; aber mir ist etwas bange vor dem Essen. Da Ihr drei jetzt 1½ Portionen braucht, kömmt auf die Person, habe ich berechnet, ½ Portion. Für Liebende ist das genug; aber für mich? Darüber muß ich vorher Auskunft haben. — Der Strauss ist ja jetzt ganz dumm und trocken geworden. Wahrscheinlich ist der Bundestag schuld daran. Bei mir hat er dieselbe Wirkung hervorgebracht. Ich könnte jetzt kein Wort schreiben, und wenn mir ein Buchhändler 100 Karolin für den Bogen gäbe.
Ich gähne sehr oft beim Tee und Abendessen, mitten unter den edlen Damen. Sie sehen daraus, wie wenig ich mich aus Artigkeit geniere. Auch bin ich gesund nach Verhältnis meiner Gesundheit. Aber was hilft nicht gesund [?], wenn ich keine Massematten habe. Wie verdient mer ebbes? — Könnten Sie nur einen Blick, nur einen Blick aus meinem Fenster tun! Ich glaube, Sie vergäßen sogar das Heiraten darüber. Es ist zu schön. Könnte ich diese herrliche Gegend doch an der Seite meiner Amalie genießen! Ach, warum gibt es kein vollkommenes Glück auf dieser Erde.
In den Briefen, welche die Gräfin mit ihrem Manne wechselt, werden zu mehrerer Sicherheit Personen von politischer Bedeutung durch Buchstaben oder willkürliche Namen bezeichnet. *Ich* heiße seit Erscheinung des 8ten Teils *der Kurfürst von Soden.* Gestern bei Tische wurde auf die Gesundheit des Kurfürst von Soden getrunken. Adieu. Der Bote eilt. Ihr B.

Frau J. Wohl
Im grünen Winkel
in
Baden bei Rastatt

426.

Nr. 12 *Mariahalden, d. 2. August 1832*

Ich habe gestern einen Brief von Ihnen erwartet, und ich glaube, daß ich schon vorgestern hätte einen erwarten dürfen. Hat Amor Ihnen die Augen verbunden oder gar Hymen auf die Finger geschlagen, daß Sie nicht haben schreiben können? Ich berechne eben, daß es 12 Tage sind, seit ich hier auf dem Gute wohne, und ich noch auf keinen einzigen Brief, den ich von hier geschrieben, Antwort erhalten. Wie geht das zu? Ihre Briefe von Baden sind auch immer erst am 4ten Tage in Zürich angekommen. Gewiß werden sie aufgemacht und gelesen. Das geschieht jetzt überall, sogar in der Schweiz, wie mir die Gräfin gesagt. Wir müssen in der Folge uns über fremde Adressen verständigen und zu den Briefadressen eine andere Hand gebrauchen. Vorgestern war ich seit 8 Tagen zum ersten Male wieder in Zürich und habe dort Samuel Ochs getroffen. Im Vertrauen gesagt, er hat mich ennuyiert. Er ist ein so ordentlicher Mensch und spricht an der Wirtstafel so viel und altklug und so laut mit aller Welt über Politik, daß ich ein bischen Krämpfe davon bekommen. Es ist gar nicht mehr Mode, mit fremden Leuten viel zu sprechen. Ich habe von ihm erfahren, daß F. Ochs geheiratet hat.

Von Campe habe ich Antwort erhalten. *Es ist nichts.* Er wagt es nicht in jetziger Zeit und hat recht. Aber eine andere Aussicht hat sich eröffnet. Ein Buchhändler in Luzern, der wahrscheinlich von meinem hiesigen Aufenthalt erfahren, hat mir schriftlich den Antrag gemacht, die Briefe zu übernehmen. Er hat aber nur gerade so viel angeboten als Campe, nämlich 4 Louisdor für den Bogen, und zwar $^{2}/_{3}$ bar und das andere Drittel später. Dafür kann ich es aber unmöglich tun. Zu 4 Louisdor würde das ganze Buch auf 1560 fl. kommen. Was hilft

mir das? Mit diesem Geld könnte ich doch den Winter nicht in Paris leben. Ich werde ihm den Vorschlag machen, 5 Karolin für den Bogen zu bezahlen. Das Schlimme ist nur, daß der Buchhändler ins Seebad von Doberan gereist ist. Dahin muß ich ihm antworten und von dorther Antwort erwarten. Darüber vergehen 3 Wochen. Es ist aber nicht zu ändern, man muß Geduld haben. Ich werde diese 3 Wochen benutzen, das Manuskript ganz fertig zu machen. Bekomme ich diese Summe, dann kann ich nach Paris reisen und, mit weniger Beschränkung gegen den frühern Aufenthalt, sorgenfrei dort leben. An eine Reise in die Schweiz denke ich jetzt also gar nicht. Erstens war ich ohnedies nicht dazu gestimmt, und dann muß ich mein sehr bißchen Geld schonen.

Ich werde die nächste Woche wieder in die Stadt ziehen, und zwar in den Garten, von dem ich Ihnen früher geschrieben. Ich muß nahe bei der Stadt sein, erstens wegen des Kopisten, den ich brauchen werde; zweitens, weil ich hier auf dem Gute selten Zeitungen bekomme und ich wenig erfahre, was in der Welt vorgeht; endlich weiß ich auch nicht, wie lange es sich schickt, das Gastrecht zu benutzen. Zwar bat mich die Gräfin aufs Dringendste und Freundlichste, länger zu bleiben, und sie hat gewiß ernstlich gewünscht – indessen mir fehlt es an Erfahrung in solchen Verhältnissen. Ich denke, 14 Tage hier zugebracht, das ist genug. Dazu kommen die andern schon erwähnten Gründe.

Nachdem man lange bescheiden gezaudert, hat man mich hier doch zuletzt so freundlich gebeten, etwas aus meinen neuen Pariser Briefen vorzulesen, daß ich nachgeben mußte. Ich suchte mehrere Stücke heraus, las gestern und vorgestern abend vor und werde heute damit fertig werden. Es hat alles großen Beifall gefunden, besonders die Predigt über die Maut. – Von dem Drucke der neuen Briefe dürfen Sie mit keinem sprechen; – Ge-

heimnis wurde mir zur Bedingung gemacht. Doch ich fürchte, es wird nichts daraus.

Freitag d. 3. August. Auch gestern keinen Brief erhalten. Seit dem letzten sind es 8 Tage. — Verflossene Nacht habe ich im Bett wieder Pläne gemacht, wie in Paris diesen Winter über viel Geld zu verdienen sei. Es ging bis in die Millionen, und ich konnte die halbe Nacht nicht darüber schlafen. Warum halte ich dort keine Vorlesungen über die neuesten Ereignisse und Erscheinungen der deutschen Literatur und Politik? Jede Woche eine Vorlesung. Das Abonnement für je 5 Vorlesungen soll nur 5 fr. kosten. Ich kann 2, 3, 4, 5, 6 hundert Zuhörer haben. Hundert bekomme ich gewiß, das machte jede Woche 100 fr. Und wenn ich das Vorgelesene später herausgäbe und den Bogen nur zu 110 fr. Honorar rechne, machte dieses wöchentlich 170 fr. Also zusammen 270. Halte ich nun den Winter über 16 Vorlesungen, würde mir dies 4320 fr. eintragen. Das Manuskript für 16 Vorlesungen würde aber mehr betragen, wenigstens 40 Bogen; denn so viel haben ja immer meine Briefe betragen. Also zusammen 6000 fr. Und das ist alles so wenig angesetzt. Jede 100 Zuhörer mehr würden 1600 fr. mehr betragen. Was halten Sie davon? Ihre Nerven zu schonen, habe ich Ihnen nicht einmal den ganzen Plan mitgeteilt. Es geht ins Ungeheuere.

Samstag d. 4. August. Auch gestern keinen Brief bekommen! Ich rede immer vom vorigen Tage, weil der Bote erst abends 9 Uhr aus der Stadt kömmt. Sie brauchen sich aber darum über meine Unruhe keine zu große Sorge zu machen. Wenn einer kömmt, ist gleich alles wieder verschmerzt. Gestern abend war ich so betrübt, daß ich auf meinem Zimmer blieb, und als die Gräfin herunterschickte, ließ ich ihr aufrichtig sagen, daß ich unglücklich

sei, weil ich seit 8 Tagen keinen Brief erhalten, und sie mich entschuldigen möchte. – Ihr letzter Brief war vom 25. Juli datiert. – Ich schicke heute den Brief weg und warte nicht länger auf Ihren. – Da es nun jetzt der Fall sein kann, daß ich mit dem Buchhändler einig würde, und ich über dem stehenbleibenden Teil des Honorars mir auf Strauss' Rat einen akzeptierten Wechsel geben lassen möchte, bitte ich Strauss, daß er mir einen solchen Wechsel schicke. – Adieu B.

427.

Nr. 12 [13!] *Zürich, Montag, d. 6. August 1832*

Das Fragezeichen hinter 12 bedeutet, daß ich der Nummer nicht gewiß bin; denn ich habe das Verzeichnis nicht bei mir, da ich in der Stadt schreibe. Vorgestern, am nämlichen Tage, da ich meinen Brief abgeschickt, erhielt ich endlich abends den Ihrigen. Das war nun von beiden Seiten wieder ein unnötiger Jammer. Jetzt wissen wir, woran es liegt: der Brief kömmt immer am 5ten Tag an. Er wird bestimmt (wahrscheinlich in Basel oder Schaffhausen) geöffnet. Daher die Verzögerung. Andere Leute haben mir das auch geklagt. Welch eine lächerliche Tyrannei! Als wenn ein Mensch, der nicht allen Verstand verloren, in diesen Zeiten so toll sein könnte, einem Briefe seine Geheimnisse anzuvertrauen. Von Baden nach Zürich ist höchstens 30 Meilen, ein Weg, den die Post in 1½ Tage zurücklegt, und der Brief kömmt erst am 5ten Tage. Paris ist einige und 70 Meilen von Zürich, und die Zeitung kömmt am 4ten Tag hier an!

Ich werde doch wieder draußen auf dem Gute bleiben. Ich habe eingesehen, daß es der Gräfin nicht allein angenehm ist, wenn ich bleibe, sondern daß es ihr unangenehm ist, wenn ich weggehe (ohne doch die Gegend zu verlassen). Ich glaubte sogar, Empfindlichkeit darüber

bemerkt zu haben: Eigentlich hatte ich auch gar keinen Grund wegzugehen. Die unglückseligen Zeiten haben mich seelenkrank gemacht, und wie alle Kranke glaubte ich, meinen Zustand zu erleichtern, wenn ich den Ort wechsle.

In der letzten *Züricher Zeitung* (ein aristokratisches Blatt) wird Europa davon benachrichtigt, daß ich mich auf dem Gute des Grafen Benzel-Sternau aufhalte. Zugleich wird erzählt: Murhard aus Kassel sei durch Zürich gereist, und Rotteck solle in der Schweiz angekommen sein. Das ist nun alles miserable Spionerie, und durch diese Zusammenstellung soll die deutsche Bundespolizei benachrichtigt werden, daß wir nach der Schweiz gekommen, eine Verschwörung anzuzetteln.

Wie es mit meinem Buche steht, habe ich Ihnen im vorigen Briefe geschrieben. Zehen gegen eins ist zu wetten, daß die Briefe nicht gedruckt werden. Erstens wird der Buchhändler nicht mehr Honorar geben, und ich bin fest entschlossen, mich um kein so Spottgeld wegzuwerfen. Wenn man sich selbst wohlfeil macht, verliert man bald seinen Wert. Zweitens, wollte ich auch dem Buchhändler oder er mir nachgeben, kömmt gewiß innerhalb 3 Wochen (und solange dauert es, bis ich Antwort bekommen kann) irgendein Ereignis, das dem Verleger den Mut nimmt, das Werk zu verlegen. — Ich werde also auf jeden Fall den Monat August in Marienhalden bleiben und inzwischen die Briefe ganz ins Reine bringen. Alle Hausbewohner dort, selbst die Gräfin, haben sich erboten, mir zu kopieren. Wenn es mit der Herausgabe der Briefe auf die eine oder andere Art entschieden sein wird, wohin dann? Das wissen die Götter. Wenn Sie nur schon verheiratet wären, daß wenigstens das eine Hindernis unseres Beisammenseins beseitigt werde.

Ich habe aus meinen Briefen eine dritte Abendvorlesung gehalten. Die Leute sind ganz entzückt darüber. Die

Geschichte mit Gagern u. Griechenland gefiel besonders. Überhaupt macht das Humoristische mehr Eindruck als das Sentimentale. Ich habe der Gräfin versprochen, meine Pariser Briefe künftig an sie zu richten. Porto, die Mühe des Antwortens und des Kopierens, werden Ihnen dadurch gespart. – Grüßen Sie Ihre Wirte, und entschuldigen Sie mich bei ihnen und der Frau Pfarrerin meine Grobheit, daß ich nicht geantwortet. Der Bundestag ist an allem schuld. – Die Süschen und Fanny könnten mich in meiner jetzigen betrübten Stimmung sehr aufheitern, wenn sie mir schrieben. Die Ochsischen Briefe haben mich immer amüsiert. Besonders glücklich würde es mich machen, wenn sie sich über Sie und Ihrem Brautstand lustig machten, mir meldeten, wie Sie sich aufführen etc. Der Strauss hat seit einiger Zeit allen Verstand verloren, so daß ich noch überlege, ob ich es tun soll. Ich mag keinen dummen Schwiegersohn. In der Ehe gesellt sich gleich und gleich *nicht* gut, wie ich oft beobachtet.
Die Schweizer sind fürchterliche Menschen. Unsere deutschen Philister sind Athenienser dagegen. Die Liberalen sind am langweiligsten. Den Aristokraten, die jetzt unterdrückt sind, gibt die Wut noch etwas Poesie. Diese Schläfrigkeit, dieser Egoismus, diese Habsucht – es ist erschrecklich! Diese Verehrung vor das Geld ist mir noch nicht vorgekommen. Die so gewinnsüchtigen Pariser sind Catonen dagegen. Deutschland gegen die Schweiz ist wie Frankreich gegen Deutschland.
Unser *geliebter* Großherzog, der *bürgerfreundliche* Leopold, hat die Preßfreiheit wieder aufgehoben, Zensur wieder eingeführt; aber die Kaution hat er beibehalten! O das Freiburger Vieh! Der Welcker, Rotteck! Wenn ich nur die gehörige Gemütsruhe dazu gewinne, werde ich in der Vorrede zu den Briefen noch von den Bundestag-Ordonnanzen sprechen. Da will ich schimpfen! Alles Frühere soll Höflichkeit dagegen sein.

Ich gab Ihnen in Baden den Auftrag, im *neuen Konversationslexikon* den Artikel *Börne* zu lesen. Ich habe den Artikel in Freiburg gelesen. Er ist sehr unbedeutend, obzwar nicht *gegen* mich. Mich hat nur geärgert, daß man mich 2 Jahre älter gemacht, als ich bin. Ich soll 1784 geboren sein. Welche schändliche Verleumdung! – Gestern hörte ich, in dem *Zeitgenossen* stünden 2 Artikel über mich und Heine, die *„recht hübsch"* wären. Wolf kann Ihnen das neueste Heft, worin es stehen soll, wohl leicht auf eine Stunde schaffen. Ich habe es noch nicht gelesen. Ach Gott! Wie verdient mer ebbes? – Nie war ich in solcher ungewissen Lage, was ich tun, wohin ich gehen soll und kann, als jetzt. In der Verzweiflung habe ich meine Hoffnung auf die nächste Lotterie gebaut. Sie sehen, daß Geld zur Zufriedenheit viel beiträgt.
Von Conrad könnte ich Ihnen schöne Geniestreiche erzählen. Neulich ist der Wildfang hier im Wirtshause nachts 11 Uhr *aufs Dach geklettert.* Ich habe aber heute keine Zeit, die Geschichte umständlich zu erzählen. Ein andermal. Erinnern Sie mich daran, wenn ich es vergessen sollte. Auch habe ich entdeckt, daß er einen großen Teil seines Vermögens auf Kupferstiche, Lithographien verwendet. Er ist ein Kunstfreund, und wer weiß, ob er nicht heimlich malt. Es ist ein Genie. Kurz – wie der Herr, so der Diener. Adieu Ihr armer Teufel

B.

428.

Nr. 14 *Mariahalden, Freitag, d. 10. August 1832*

Ich habe Ihnen noch den letzten Brief aus Heidelberg zu beantworten, der statt vom 3. August vom 3. Juli datiert ist. Das ist Frimmles! Obzwar Heidelberg 14 Meilen entfernter von hier als Baden, bekam ich den Brief doch einen Tag früher als die bisherigen, nämlich schon am 4ten, statt am 5ten Tage. Vielleicht ist gestern schon ein

Brief für mich angekommen; aber es kam kein Bote aus der Stadt. Ich bin sehr neugierig, wie es mit uns noch werden wird, ob unsere Wünsche zur Ausführung kommen und wir nächsten Winter zusammen in Paris zubringen werden. Es würde mich ganz glücklich machen. Ich mußte aber lachen über Ihre Aufgeblasenheit, daß Sie mir schrieben: *Ihr* hättet Geld genug für Paris, aber – *ich*? Ihr habt von euern Interessen monatlich kaum 400 Frank, und damit können zwei Menschen, die zwar nur ein Herz, aber doch zwei Magen haben (und welche!), nicht gut in Paris leben. Wenn mir aber der Buchhändler gibt, was ich verlange, habe ich monatlich 600 fr., die ausreichen, ob ich zwar immer 700 fr. monatlich gebraucht habe. Wenn Ihr nach Paris gehen wollt, müßt Ihr euch durchaus vornehmen, einen Winter lang ein Opfer zu bringen (z. B. die Summe, die Sie bei Ochs haben, daran zu wenden). Ich fände das – ganz unparteiisch und ohne Rücksicht auf mich gesprochen – gar nicht leichtsinnig, sondern im Gegenteil vernünftig. Erstens halte ich für sehr wichtig für euer eheliches und häusliches Glück, das erste halbe Jahr nach der Hochzeit nicht in Frankfurt zu sein. Unangenehmen Verhältnissen könntet Ihr dort nicht ausweichen, und die sind im Anfange der Ehe sehr gefährlich. Störungen, die nur von fremden äußeren Einflüssen herrühren, werden dann leicht innern Einflüssen zugeschrieben, und das säet Unkraut. Ich halte sehr viel auf angenehme Flitterwochen. Zweitens ist es wünschenswert, daß Strauß aus der jüdischen Atmosphäre komme. Er sollte versuchen, ob er nicht in Paris irgendein einträgliches Geschäft anfangen könne. Mein Plan mit Vorlesungen halten und dann Druckenlassen der Vorlesungen ist gar nicht so dumm als es scheint. Dabei könnt Ihr mir helfen und monatlich wenigstens 1500 fr. verdienen. (O Aufschneiderei!) Was Sie mir von Ersparungen in Paris bei gemeinschaftlicher

Haushaltung reden, ist sehr dumm. Wenn ich viel dabei sparte, wäre es monatlich 100 fr. Denn von meinen Bequemlichkeiten kann ich nichts aufopfern. Lieber ging ich gar nicht nach Paris. Ich könnte weder Conrad noch ein zweites Zimmer entbehren. Aber allerdings würde bei gemeinschaftlicher Wohnung und besonders bei gemeinschaftlichem Essen viel gespart werden. Es kömmt nun freilich darauf an, ob ich die Briefe verkaufe. Was ich dafür gefordert, beträgt 2200 Gulden, und ohne diese Summe wage ich mich nicht nach Paris. Dort Sorgen zu haben oder sich einschränken zu müssen – Sie wissen, wie drückend das ist. – Über mein Verhältnis im gräflichen Haus könnte ich freilich Umständlicheres schreiben, als ich bis jetzt getan; aber das bleibt doch besser mündlicher Mitteilung vorbehalten. Auf jeden Fall, wenn wir auch unglücklicherweise nächsten Winter nicht beisammen sein könnten, muß ich Sie nach Ihrer Hochzeit noch einmal sehen, um das Maß von Ihnen zu nehmen.
Diese Woche las ich etwas in der Zeitung, was mich sehr amüsiert. Sie können sich das Blatt in Heidelberg leicht schaffen. Es ist die *Stuttgarter Allgemeine Zeitung* vom 2. August. Darin hat *Louis Drucker* eine Todesanzeige von seiner Schwester Jeannette drucken lassen, so romantisch und liebevoll, als je eine geschrieben. Er rühmt ihr[en] Geist, und wie sie schon in frühester Jugend *die Tabellen* zu einem Büchelchen von der *Darmstädter Lotterie-Anleihe* und manche solcher Schriften verfertigt, aber darum doch nie auf ihre Autorschaft stolz gewesen. Und – sagt der Bruder – jetzt sei der Stern seines Lebens verloschen. Kurz es gibt nichts komischer. Ist dieser Louis Drucker etwa der Mann meiner Nichte Spiro?
Ihre Nachricht von den Hindernissen, welche der Frankfurter Senat euerer Heirat entgegengesetzt, hat wieder alles Gift in mir rege gemacht. Um Gottes willen bekümmert euch doch nicht um alle diese Erbärmlichkeit

und heiratet ohne Erlaubnis. Und dem dummen Rabbiner, der wegen der Priesterschaft Umstände macht, ließ ich drohen, daß, wenn er die Kopulation verweigerte, Ihr euch taufen ließet, welches dann seine Seele zu verantworten habe. – Der Brief Nr. 9 hat sich gefunden. Soll ich ihn Ihnen schicken oder ihn aufbewahren, bis wir wieder zusammenkommen?
Brüssel ist freilich wohlfeiler als in Paris und soll angenehm genug sein. Aber so nahe bei Paris, würden wir nicht jeden Tag in Versuchung kommen, dahin zu reisen? Ich gewiß. Also, wenn ich Geld bekomme, soll es bei Paris bleiben. Ihr Liebende habt immer genug. Aber verkaufe ich meine Briefe nicht, dann geht es nicht. Von meinem Kapitale zu borgen, finde ich bei meiner leichtsinnigen Natur sehr gefährlich.

Samstag d. 11. August. Gestern ist kein Brief gekommen. Vielleicht kömmt heute einer. Ich muß aber diesen heute in die Stadt schicken; denn morgen geht kein Bote. Überhaupt wäre es besser, wir schrieben uns, sooft Lust oder Stoff da ist, ohne erst des andern Antwort abzuwarten. Wir haben schon erfahren, daß die Zeit der Ankunft nicht berechnet werden kann, und daß ich auf dem Lande wohne, verursacht auch oft Zögerung. – Jetzt weiß ich nichts mehr zu schreiben. Das ist ein langweiliger, aber dafür auch ein kurzer Brief. So geistesschläfrig wie jetzt war ich lange nicht gewesen. Ich beschäftige mich mit Korrigieren der Briefe. Conrad schreibt ab, sehr gut und nicht langsamer als die andern Kopisten auch. „Warum sind Sie mir nicht gefolgt und haben den Conrad schon früher abschreiben lassen?" Weil Sie mir nichts zu befehlen haben. Adieu. Machen Sie, daß wir bald heiraten. Ich habe die größte Ungeduld darnach. Schreiben Sie mir oft und viel; das ist mein einziger Trost heutzutage. „*Heut zur Nacht*" schrieb Benzel-Sternau in seinem letz-

ten Briefe seiner Frau. Er schreibt ihr oft und viel und über alles, wie ich Ihnen. Auch gerade so eng wie ich. Was mitteilbar, wird vorgelesen. Gruß an die Wölfe und die Pfarrleute.

Ihr B.

Sr. Wohlgeb.
Herrn S. Wolff, Antiquar
Für Mad. Wohl
in
Heidelberg

429.

Nr. 15 *Mariahalden, Dienstag, d. 14. Aug. 1832*

Das war ein schöner Abend gestern abend! Ich habe zwei Ihrer Briefe auf einmal bekommen, den vom 9ten und den vom 11ten. Sie sehen also, daß Unordnungen auf der Post vorgehen. Zwar kann sein, daß die Briefe schon einen Tag früher in Zürich angekommen, und ich erhielt [sie] erst gestern, weil Sonntag kein Bote herausgeht. Indessen bleibt immer unerklärlich, wie zwei Briefe, die zwei Tage auseinander stehen, zu gleicher Zeit ankommen konnten. Indessen wissen wir das jetzt ein für allemal, und wir wollen uns nicht mehr ängstigen. Was schadet der gute Vorsatz? Bei der nächsten Gelegenheit geht der Spektakel und die Angst doch wieder von neuem los. In Ihren Briefen sind Sie wieder die alte Jeanette: gut, dumm und ängstlich. Wie konnte es Ihnen nur in den Sinn kommen, daß ich künftig die Pariser Briefe an eine andere schreiben soll? Kann ich denn das, wenn ich auch wollte? Bin ich denn ein Schriftsteller wie die andern, die nur gelesen und gelobt sein wollen? Kömmt mir nicht alles aus dem Herzen, und muß ich nicht jemand lieben, ihm meine Gedanken mitteilen zu können? Sie sollten rot darüber werden, daß Sie haben blaß werden

können. Schon daß ich neulich nur aus den Briefen einiges hier vorgelesen, war mir eine wahre Pein, und ich tat es nur aus schuldiger Höflichkeit. Sie sind und bleiben ewig mein einziges und ganzes Publikum, und die andern bekommen, was ich schreibe nur vom Buchhändler zu lesen, nicht von mir. Aber daß Sie aus Conrads Dachkletterei eine nagelneue Furcht gezogen, er möchte ein Nachtwandler sein, darüber mußte ich herzlich lachen. Ach Gott, ein Tagwandler ist er, so im Schlafe düstert er alle seine Wege fort. Die Geschichte war folgende. In Zürich wohnte ich im ersten Stock, der ein kleines Vordach nach der Straße hatte. Wie ich nun schlafen gehen wollte, sagte ich Conrad, er solle die Fensterladen zu machen. Nun war aber der Laden von dem Ladenflügel des benachbarten Zimmers bedeckt und festgehalten. Das Nebenfenster lag so breit ab, daß Conrad mit dem Arme den Riegel nicht erreichen konnte. Erst setzte er sich rittlings aufs Fenster, den einen Fuß im Zimmer, den andern auf die Straße hinaushängend, und da er auch so das Nebenfenster nicht erreichen konnte, stieg er, tollkühn und leichtsinnig, wie Sie ihn kennen, hinaus aufs Dach und schlich sich da fort bis er den Riegel erreichte. Alles Schreien half mir nichts. Ich hielt in Todesangst ihn am Zipfel des Rockes fest. Es war nicht bloß die Gefahr da, daß er hinabstürzte und den Hals brach, sondern auch die zweite Gefahr, daß die Wache gegenüber ihn wahrnehme und ihn für einen Dieb und Einbrecher halte, und die dritte, daß die Fremden, die im Nebenzimmer logierten, zum Fenster hinaus Diebe, Mörder schrieen und um Hülfe riefen. Es lief aber alles glücklich ab. Und mit solchen Pagenstreichen ängstigt er mich alten Mann schon 4 Jahre! Was tue ich? – [– – –].

Ihrem Rate, die Briefe im schlimmsten Falle auch für 4 Louisdor den Bogen zu geben, werde ich, wenn auch ungern, folgen. Wer weiß auch, ob es mit dieser Nach-

giebigkeit abgetan ist. Es kann noch 14 Tage dauern, bis ich Antwort bekomme, und unterdessen können neue Beschlüsse des Bundestags dem Buchhändler allen Mut rauben. Wenn nun meine Forderung nicht bewilligt wird, und ich eine billigere machen will, muß ich erst noch einmal schreiben und 3 Wochen auf Antwort warten, so daß diese Geschichte vielleicht erst Ende künftigen Monats entschieden sein kann.
Über Brüssel habe ich Ihnen meine Meinung schon gesagt. Über das Wenige, was man dort wohlfeiler als in Paris lebt, lohnt nicht der Mühe von letzterem Orte wegzubleiben. Übrigens bin ich es nötigenfalls zufrieden. Nur ist die Cholera erst seit kurzem dort und wird sich wahrscheinlich bis in den Winter erstrecken. Nach allem aber können Sie darüber beruhigt sein, daß ich grade nicht närrisch verzweifle, wenn ich nächsten Winter nicht in Paris sein kann. Ich werde überall vergnügt sein, wo Sie sind, wenn es nur nicht Frankfurt ist. Übrigens ist zu bedenken, daß ich nach Erscheinung der neuen Briefe nirgends in Deutschland sicher wäre. Wegen meiner vergangnen Missetaten würde ich wohl nichts zu fürchten haben. – *Die neue Sonne* erscheint nicht in Paris, wie das deutsche Journal und Sie zu glauben scheinen, sondern in London. Ich habe schon früher davon gewußt und daran gedacht, wenn ich in Paris wäre, mich daran als Mitarbeiter zu engagieren. – Ich werde in den Briefen nichts auslassen und auch die Juden-Adresse hineinbringen.
Lassen Sie doch, um des Himmels willen, den elenden Judenvorstand laufen und heiraten Sie frisch weg. Gar mit miserablen Juden zu tun zu haben, das ist doch gar zu arg. Warum hat denn der Riesser mit den andern geweint? O da hätte ich dabei sein mögen. Ich hätte eine revolutionäre Rede gehalten, daß die ganze Gesellschaft unter den Tisch gekrochen wäre. – Die Sichel hat ganz

bestimmt daran gedacht, mich zu heiraten. Ich täte es auch vielleicht, wenn Amalie nicht wäre. Wir zwei Paare könnten dann sehr vergnügt zusammenleben. Es müßte himmlisch sein, besonders, wenn ich meine Schwiegermutter, den *Trauerwagen*, zu mir ins Haus nähme. Abends in Paris spielten wir zusammen Grandbouche und mein Schwager, der Dieb, der junge Samson, käme jeden Abend aus dem Gefängnis und spielte mit. – Es lohnt sich nicht der Mühe, Ihnen den Artikel des Schwarzwälders zu schicken. Wahrscheinlich ist er auch gar nicht gedruckt worden. Der Conrad hat jetzt viel für die Briefe abzuschreiben, und ich mag ihn mit nichts anderm die Zeit verderben lassen. Es ist merkwürdig, was der gut abschreibt. Selbst meine Fehler und sogar solche, die ich nicht bloß in der Übereilung, sondern aus Unwissenheit geschrieben, korrigiert er. Er ist ein Ge*nie*; er klettert aufs Dach und versteht Orthogra*phie*.
Über Homöopathie habe ich einen Professor in Freiburg, der diese Art Heilung angenommen, oft und lang gesprochen. Ich bin sehr dafür eingenommen. Er versprach, mich ganz zu heilen. Man muß aber wenigstens 4–6 Wochen in der Nähe des Arztes bleiben, nachher kann man die Kur durch Korrespondenz weiter leiten. Wie soll ich nun das ausführen? Es gibt noch an wenigen Orten Homöopathen. In Paris gar keine. Wären Sie dafür, daß, eh ich Deutschland verlasse, ich noch einige Zeit in Freiburg bliebe? Natürlich müßte ich fort, sobald meine Briefe erscheinen. Indessen wäre das erst im November der Fall. Es ist eine merkwürdige Sache mit der Homöopathie. Ich habe in Freiburg selbst einige Kranke gesprochen, die nach vieljährigen Leiden homöopathisch gründlich geheilt worden sind. Sogar Sinnesfehler, Taubheit und Blindheit, gegen welche die alte Medizin gar nichts tun kann, heilen sie. Ich habe den Brief einer Dame an ihren homöopathischen Arzt gelesen, worin sie

von dem Befinden ihrer Tochter Nachricht gibt. Diese, ein 16jähriges Mädchen, war gleich nach der Geburt, wahrscheinlich durch Krämpfe, taub geworden, konnte also nicht sprechen lernen und blieb taubstumm bis zum 16. Jahre. Da nahm sie ein homöopathischer Arzt in die Kur. Schon im zweiten Monat stellte sich das Gehör wieder ein, und in diesem Zustande ist der Brief geschrieben, den ich gelesen. Die Mutter klagt: der Schall mache bei Ihrer Tochter einen so heftigen Eindruck, daß sie Zuckungen im Gesicht davon bekomme, und bittet um Rat. Ich habe dem Professor in Freiburg Joseph R.'s Augenübel erzählt und er versichert mich, daß man das homöopathisch heilen könne. Das Eigentümliche des homöopathischen Verfahrens besteht darin, daß erstens streng auf Diät [geachtet wird] und zweitens, daß die Arzneimittel in unendlich kleinen Portionen gegeben werden. Z. B. wenn ein gewöhnlicher Arzt 1 Gran gibt, geben die Homöopathen den millionsten, billionsten Teil eines Grans. Um diesen hervorzubringen, machen sie es auf folgende Art; sie werfen z. B. einen Gran Schwefel in einen Zuber Wasser und lösen das auf. Dann nehmen sie aus diesem Zuber ein Glas voll und gießen das Glas wieder in einen Zuber Wasser und so fort, bis der Billionste Teil herauskömmt. Die Gegner der Homöopathie lachen darüber und sagen: alles, was die Homöopathen Gutes bewirken, geschähe durch die Diät, und das übrige wäre dummes Zeug. Mein Professor in Freiburg aber sagt, es wäre nicht so. Erstens nehmen sie es mit der Diät gar nicht genau. Es dürfe jeder nach Herzenslust essen. Nur müsse er alle Gewürze, solche Dinge nämlich, die medizinisch wirken, meiden. Selbst Wein darf einer, der daran gewöhnt ist, wenn auch im Anfange der Kur nur mäßig, trinken. Dann sagen sie: ihre Arzneimittel wären auch, abgesehen von der Quantität, von dem üblichen in der Apotheke verschieden. Diese wirkten gemein chemisch;

die homöopathischen Mittel würden aber so zubereitet, daß sie dynamisch, durch eine gewisse geistige unbekannte Naturkraft wirkten. Alle homöopathische Mittel werden nicht, wie in der Apotheke, gekocht und gemischt, sondern sie werden zerrieben und zwar sehr lange, 6 Stunden lang, und dadurch käme die Wunderkraft heraus. Ein Homöopathe erbietet sich, jeden gesunden Menschen mit dem Millionsten Teil eines Grans des einfachsten Mittels z. B. Kochsalz, auf homöopathische Art zubereitet, krank zu machen.

Susett Louise küsse ich die Hand, mit der sie mir geschrieben. Die Galechte soll es auch tun, sobald sie ausgeflittert hat. – Wie herrlich wäre, wenn Sie noch nach Zürich kämen, und wäre es auch nur einige Wochen da zu wohnen und von Ort zu Ort zu wandern. Es ist gar zu schön. Man kann 3 Tage lang zubringen, zu Fuße um den See zu gehen. Der schönste Fußpfad, wie in einem Garten, führt hart am Wasser. Wird er zuweilen unterbrochen, dann geht der Weg über mäßige Höhen, wo man eine noch schönere Aussicht hat als unten. Alle halbe Stunde ein Flecken, wo man übernachten kann. Ist man müde, setzt man sich zu Schiff. Und da hätte ich nun meine Freude daran, wenn wir drei noch einige Wochen bis nach der Weinlese am See wohnten und alle paar Tage unsern Aufenthalt wechselten. Die kleinen Kantone könnte man doch dabei sehen. Wäre ich nur erst mit den Briefen fertig und hätte mein Wintergeld. Aber heiraten! heiraten! ist mein Motto. Shakespeare sagt im Sommernachtstraum, wenn es Liebenden ernst ist zu heiraten, bekümmern [sie] sich weder um Verstand noch um Senat. – In allen Schweizer aristokratischen Blättern steht: „Der berüchtigte Börne hält sich jetzt auf dem Gute des Grafen Benzel-Sternau auf, wahrscheinlich um mit ihm zu fraternisieren."

Sagen Sie doch: wie ist denn mein Lotteriezettel versorgt?

Soviel ich weiß, bekam ihn früher Dr. Reinganum. Wie aber jetzt, da dieser verreist ist. Man sollte das doch nicht vernachlässigen. Der Zettel könnte einmal gewinnen, und hat ihn dann die Adler in Händen, bin ich geprellt. Sollten Sie nicht dem Strauss darüber schreiben? Wäre nicht gut, wenigstens eine Klasse in Händen zu haben? Doch überlasse ich das Ihrem Gutdünken.
Wenn ich einmal in Deutschland flüchtig werden müßte, rechnete ich sehr darauf, mich bei der Galechte zu verstecken unter einem falschen Namen. Wie einmal abends in dunkler Nacht sich jemand unter dem Namen Walter meldet, dann soll sie wissen, daß ich es bin und ja vor den Dienstboten meinen Namen nicht aussprechen. Sagen Sie ihr das gelegentlich.
Nun adieu. Und wenn Sie mir nicht oft schreiben, mache ich Sie blaß. Jetzt noch tausend Grüße und Dank an die Wolfs. — Gestern hat der Graf B.-St. viel an seine Frau von mir geschrieben. Wann die Fortsetzung meiner Prophetenbriefe erscheint etc. Ich werde ihm schreiben, es ist nötig und schicklich. — Ihr B.

Hier heißt es allgemein, Rotteck mit seiner ganzen Familie habe sich nach der Schweiz geflüchtet. In Heidelberg können Sie ja wohl die Wahrheit erfahren. B.

430.

Nr. 16 *Mariahalden, Samstag, d. 18. Aug. 1832*

Gestern erhielt ich Ihren Brief vom 14ten. Vielleicht war er schon einen Tag früher da, aber vorgestern kam kein Bote aus der Stadt. Unser Zusammenkommen und später unser Zusammenleben, womöglich in Paris, hängt also jetzt von zwei Umständen ab: von Ihrer Hochzeit und vom Verkaufe meiner Briefe. Ist es der Tor-Speier, der über Ihr Glück entscheidet? Welches närrische Schicksal.

Über meine Briefe kann ich in 8 Tagen Antwort haben. Nachgeben, nach Ihrem Rate, wegen des Honorars, will ich recht gern. Zu fürchten ist nur, daß der Buchhändler meine größere Forderung benutzt, die Unterhandlung ganz abzubrechen. Und wiederholt er seinen frühern Antrag, dauert es, von heute an gerechnet, wieder 4 Wochen bis ich Antwort bekomme. Was soll ich solange hier machen? Und hier müßte ich die Antwort abwarten, denn ich wüßte ja selbst nicht, wohin ich mir die Briefe sollte adressieren lassen. Freilich kann es noch 4 Wochen dauern bis zu Ihrer Heirat, und früher könnte ich ja doch nicht fort. Nun, wir wollen einstweilen das Beste hoffen. Ich wiederhole es. Bis zum Herbste hört die Cholera gewiß in Paris auf. Die Pariser Ärzte haben es gleich anfang der Epidemie vorausgesagt, sie würde vor dem Herbste nicht aufhören. Aber wenn sie auch dort aufhört, und unsere Ängstlichkeit hört nicht auf — wie kommen wir ohne Furcht hin? Denn es gibt nicht ein einziger Weg nach Paris, und reiste man auch im Zickzack, der von der Cholera frei ist. Nun, kömmen wir nicht ohne Furcht durch, so reisen wir mit Furcht. Ein paar Tage Angst kann uns beiden nicht schaden; das wäre eine gerechte Strafe für unsere Hasenherzigkeit. Übrigens bedenken Sie das: wenn meine Briefe erscheinen, *muß ich* nach Frankreich; denn in Deutschland würde ich sicher eingesteckt. Auch in der Schweiz würde ich sicher, wenn auch nicht eingesteckt und ausgeliefert, doch gewiß weggewiesen werden. Die Schweizer sind noch ängstlichere Philister als die Deutschen, und sie geben den Befehlen der Heiligen Allianz gewiß nach, daß sie keine der politischen Flüchtlinge im Lande dulden. Wie hier der Geist beschaffen, können Sie am besten aus nachfolgender Bekanntmachung der Polizei von Zürich, die gestern in die Zeitung kam, ersehen. „Der Polizeirat hat in Erfahrung gebracht, daß im Anfang dieser Woche

von einem durchreisenden Fremden ein gedruckter Aufruf an die *Deutschen*, den Titel „*Empörung*" und die Unterschrift „*Herold*" tragend, teils durch unsere Postämter versendet, teils auch an mehreren Orten in Privat- und Wirtshäusern niedergelegt wurde. Da nun der Regierungsrat mit höchstem Mißfallen die Verbreitung einer solchen Schrift in unserm Kanton vernommen hat und fest entschlossen ist, gegen allfällig wiederholte Versuche dieser Art alle nötigen polizeilichen Maßnahmen zu treffen, so findet sich auch die unterzeichnete Behörde veranlaßt, öffentlich bekannt zu machen, daß die hiezu erforderlichen Befehle bereits an die betreffenden Beamtungen erlassen worden sind." — In der nämlichen Zeitung steht ein Aufsatz eines der *liberalsten* Mitglieder der Züricher Regierung. Da heißt es unter anderm: „... Das freie Helvetien soll kein Tummelplatz zügelloser Leidenschaft, unüberlegten Beginnens, kein Feuerherd werden, von da aus die Fackel der Empörung in fremde Länder zu schleudern ... Uns ziemt den Verfolgten zu beschützen, aber uns mit Entschlossenheit wegzuwenden von jedem Versuch, *die Freiheit der Presse zu mißbrauchen* und uns in den Wirbel von Kämpfen zu *stürzen für Völker, die, mächtiger als wir, uns nimmer bedürfen, und, wenn sie sich selbst verlassen — verlassen zu sein verdienen.*" Sie sehen daraus, daß ich, *wenn ich die Freiheit der Presse mißbrauche,* auch in der Schweiz nicht sicher wäre.

Wissen Sie denn noch nicht, wo Ihre Trauung statthaben wird? Machen Sie nur, daß Sie nicht in Frankfurt geschieht. Überhaupt wäre mir bange, wenn Sie sich nach Frankfurt locken ließen. Ich fürchte dann immer, daß man Sie nicht mehr von dort fortläßt. Und, offenherzig zu reden, ich traue dem Strauss darin selbst nicht; ich rede mir ein, daß er nach der Hochzeit die Sprache ändern und Sie überreden wird, in Frankfurt zu leben,

welches mir immer seine geheime Neigung zu sein schien. Ich fürchte, schon aus Ökonomie geht er nicht nach Paris. Es ist doch sonderbar, daß der Strauss, seitdem er von Ihnen weg ist, wieder seinen alten Verstand bekommen hat. So war es mir auch oft mit Ihnen ergangen. Wie geht das zu? Sein letzter Brief, die Erzählung von den Hofräten, ist wieder sehr hübsch. Daß Sie nicht, wie früher, für Ihre Oblaten Platz lassen, hat mir schon manches Ihrer Worte gestört. So schreiben Sie mir von Späßen, die Ihnen Str. geschrieben, von: *seelig . . . ungetüm.* Was zwischen beiden Worten lag, hat die Oblate gefressen, so daß mir das ganz unverständlich ist. — Ein Tagebuch zu führen, hatte ich bis jetzt nicht die mindeste Zeit, weil mich die Briefe den ganzen Tag beschäftigen. Übrigens hätte es mir bis jetzt an Stoff gefehlt. Mein hiesiges Leben ist sehr einfach. Etwaige Beobachtungen [kann ich] kaum Ihnen mitteilen, noch weniger dem Publikum. Nicht einmal Zeitungen habe ich täglich. Später, wenn ich die Briefe fertig habe und den Ort wechsle, will ich, was ich selbst rätlich finde, ein Tagebuch führen. Der Inhalt wäre immer zu jeder beliebigen Form der Bearbeitung zu benutzen.
In London erscheinen jetzt schon 2 deutsche Zeitungen. — Gestern schrieb Graf Benzel-Sternau, in Frankfurt herrsche jetzt ein sehr guter Geist, und er ließe mich das wissen, weil er denke, daß mir das Freude machen würde. Ist das wahr? Ich glaube, daß ich mir dann schmeichlen dürfte, durch meine Schriften seit 15 Jahren viel dazu beigetragen zu haben. Es dauert lange, bis der Same, den man in ein Volk geworfen, keimt; aber er geht auf, früher oder später. Frankfurt ist bestimmt, einst die Hauptstadt von Deutschland, der Sitz der deutschen Nationalversammlung zu werden. Es muß seiner großen Bestimmung sich würdig zeigen. Adieu

B. Hurra!

431.

Nr. 17 *Zürich, Mittwoch, d. 22. Aug. 1832*

Ich schreibe Ihnen heute aus der Stadt, wohin ich wegen Geschäfte gehen mußte. Daher, und weil die Post bald weggeht, werde ich nicht viel schreiben können. Ihr gestriger Brief hat mir große Freude gemacht. Die Unruhe zur Zeit der Briefankunft kenne ich. Ich muß mich auch *aufs Sofa legen* vor Ungeduld. Das tat ich in Paris immer und so ähnliches. Dort kamen die Briefe um 1/2 12 an. Punkt 11 begann mein Fieber. Oft ging ich dann ins Kaffeehaus, um die Zeit mit Zeitungenlesen zu vertreiben. In Marienhalde, wo die Briefe abends 9 ankommen, lege ich mich aufs Bett. O die Liebe, was die einen närrisch macht! Unheilbare Krankheit! Nicht einmal die Ehe hilft immer.

Nach Freiburg zu reisen, gestehe ich Ihnen, wäre ich ängstlich. Im geraden Wege glaube ich zwar nicht, daß meine alten Briefsünden mir würden angerechnet werden; aber die Angeberei und Spionerie ist jetzt überall zu arg, und das geringste, was mir begegnen könnte, wäre, daß ich ausgewiesen und auf diese Weise nach Frankfurt getrieben würde. Mit der Homöopathie muß ich es also jetzt sein lassen. Vielleicht treffe ich in der Schweiz irgendwo einen homöopathischen Arzt. Ob diese Heilungsart mir nützen würde, (schaden kann sie auf keinen Fall) bin ich nicht gewiß. Der Arzt in Freiburg sagt selbst: wenn ein Kranker schon früher viel Medizin genommen, so wäre das ein großes Hindernis. Dieses ist aber bei mir der Fall. Und nach allem, was gewinne ich viel, von meinen Hämorrhoidalbeschwerden befreit zu werden, wenn ich von meiner unglücklichen Liebe und meinem 3 tägigen Brieffieber nicht geheilt werden kann? — Den Herbst am Zürichersee die Weinlese von Ort zu Ort durchzufeiern, ist eine herrliche Idee. Machen Sie doch, daß Sie unters Joch kommen.

Mit dem Luzerner Buchhändler bin ich jetzt ins reine [gekommen]. Er hat mir meine Forderung von 5 Karolin den Bogen bewilligt. Das macht fürs Ganze 2200 fl. 2/3 hat er mit 1466 fl. bar bezahlt; das übrige bekomme ich im Februar. Über genannte Summe habe ich heute einen Wechsel auf Winterthur erhalten (4 Stunden von hier), der den 28. dieses fällig ist. Ich werde die Promenade hin machen, das Geld einzukassieren. *Das alle muß ein Geheimnis bleiben.* Jetzt hätte ich also diese Sorge vom Hals. Jetzt habe ich wieder mehr als 2000 fl. in der Kasse. „Nehmen Sie sich nur in acht, daß es Ihnen nicht gestohlen wird." – Es ist aber merkwürdig, wie ich mich immer wieder erhole. Es geht mir gerade wie England. Von England sagten gescheite Leute schon 50 Jahre lang, es müßte Bankrott machen; und es ist immer noch im Flor!

Ich und Conrad waren 14 Tage lang sehr fleißig, so daß wir morgen mit allem fertig werden und das Briefpaket auf die Post geben können. – Da nun jetzt das Geldhindernis wegen Paris beseitigt, erwacht die Lust, mit Ihnen diesen Winter dort zusammenzusein, wieder recht stark. Jetzt machen Sie, daß auch Ihre Hindernisse beseitigt werden. Sie *müssen* mit nach Paris, sonst leide ich nicht, daß Sie heiraten. Jetzt muß ich schließen. Nächstens mehr.

Ihr B.
Hurra!

432.

Nr. 18 *Mariahalden, Samstag, d. 25. Aug. 1832*

Du bist eine ungeratene Tochter, die verdient hätte, daß ich ihr den hübschen Mann, den ich ihr geschafft, wieder wegnähme. Im Ernste, ich bin nicht mit Ihnen zufrieden, und in diesem Augenblick sind Sie es wahrscheinlich mit sich selbst nicht. Sie haben dem Str. sehr unrecht getan,

und ich muß ihn bewundern und loben, daß er so viel Geduld und Nachsicht mit Ihnen gehabt und Ihnen so gelassene Vorstellungen gemacht. Ist er denn schuld an der Heiratsverzögerung, und leidet er nicht ebensoviel dabei als Sie? Wie ist das nun aber zu ändern? Durch Ungeduld gewiß nicht. Welchen Ausweg Sie auch nehmen, und gingen Sie nach Amerika, das würde immer viel länger dauern als auf dem geraden Weg. Geduld mein Hermelinchen, nur noch 4 Wochen Geduld. Was Ihr Projekt betrifft, noch vor der Hochzeit in der Schweiz zu reisen, so glücklich mich das auch machen würde, besonders jetzt, da ich die Briefsorgen vom Halse habe und frei bin — so kann ich Ihnen doch nicht dazu raten. Erstens würde es sich ohne Begleiterin durchaus nicht schicken, nicht einmal *halb und halb*. Zweitens würden Sie das Vergnügen, das Sie von dieser Reise erwarten, nur verkümmert genießen, weil die Sorge um Ihre Heiratserlaubnis Sie immer stören würde. Drittens können ja eben wegen der Heiratserlaubnis noch Umstände eintreffen, die Straussens Gegenwart in Frankfurt erfordern. Viertens wäre es ja sehr verkehrt, wenn Sie nach der Reise, wegen der Hochzeit, wieder zurückreisen müßten, um dann später wieder den nämlichen Weg zu machen, mit mir zusammen[zu]treffen. Ich muß Ihnen also von der Reise vor der Hochzeit abraten, so schwer mich auch das Opfer kostet. Denken Sie nur, daß, wenn Sie jetzt herkämen, und das Wetter wäre gerade so schlecht, als es seit 3 Tagen wirklich ist (und das hält in der Schweiz oft wochenlang an), dann hätten Sie ja den Weg vergebens gemacht. In 4 Wochen, wenn das Wetter gut ist, kann man auch noch die kleinen Kantone bereisen, wenigstens in den Ebenen, und dann können wir am Zürcher- oder Genfersee die Weinlese genießen, und dann brauchen wir uns nicht wieder zu trennen, wie es geschehen müßte, wenn Sie vor der Hochzeit reisten. Also ich bin nicht da-

für. Im schlimmsten Falle sehen Sie den Teil der Schweiz, den Sie diesmal nicht mehr durchreisen können, das künftige Jahr. Wir werden diesen Winter in Paris so viel Geld verdienen, daß wir nächsten Sommer unter der Last der Geldsäcke schwitzen werden.

Mein Manuskript ist also gestern abgegangen. Ich glaube, wenn ich mehr gefordert, hätte ich mehr bekommen. Der Mann war gar zu schnell und bereitwillig mit der Bewilligung und Barbezahlung bei der Hand. Indessen bin ich zufrieden, und Sie waren es ja zufrieden mit noch weniger. Es ist immer merkwürdig, daß ich für das angenehme Geschäft, Ihnen Briefe zu schreiben, für das ich gern noch bezahlen würde, bezahlt werde. Von den Briefen, die ich Ihnen voriges Jahr geschrieben, sind nur 31 zum Drucke benutzt worden, und für diese bekomme ich 2200 fl., so daß auf jeden Brief 71 fl. kömmt. Und im Durchschnitte hat mich diese Arbeit durch 5 Monate täglich nur 1 Stunde Zeit gekostet. Aber das nächste Mal muß ich die Sache besser einrichten. Wenn ich nicht jeden Winter 8000 fr. in Paris verdiene, kann ich nicht bestehen. Eigentlich sollte ich Ihnen die Hälfte von dem Gelde geben; aber wo gibt ein Jud heraus? Besonders ein Baruch? Ich habe vor Absendung des Manuskripts es noch einmal berechnet, und ich hoffe, es wird hinreichen. Doch muß ich immer vorsorglich nacharbeiten, wenn es nicht genug sein sollte. Doch kann ich das nach Laune und Bequemlichkeit tun, da das Neue hintendran käme, und der Druck diesmal langsamer als das vorige Mal geschehen wird. Alles aber muß Geheimnis bleiben, überhaupt daß die Briefe erscheinen. Der Buchhändler hat es zur Bedingung gemacht. Den Carové, den Görres und den Narren in der *Abendzeitung*, der gesagt: ich stünde auf dem Punkte, wo der Mensch in den Tiger übergeht – möchte ich noch durchhechlen. Mein Tagebuch kann ich jetzt also nicht anfangen. Aber später tue ich es.

Vorgestern in Zürich sprach ich Berliner Damen, die ich in Baden oft gesprochen. Sie erzählten mir, was Sie mir ja noch gar nicht geschrieben. Sollten Sie es nicht wissen? Vier Wochen nach Roberts Tod starb auch seine Frau und deren ältere Schwester, die bei ihr im Hause gewohnt. Es tat mir sehr leid. Sie starben an der nämlichen Krankheit wie Robert, wahrscheinlich durch Ansteckung. – Ich habe an jemand, von dem ich Antwort auf einen Brief erwarte, geschrieben, er solle wegen der Ungewißheit meines Aufenthalts hier mir den Brief unter Couvert an Wolf nach Heidelberg schicken, der mir ihn besorgen würde. Also, wenn Sie von Heidelberg abreisen, instruieren Sie Wolf, wo ich mich befinde, daß er mir den Brief zuschickt.

Was fällt Ihnen ein, daß Sie mir das Lotterielos schicken wollen? Sie können es ja behalten. Und das ist nicht nötig. Ich hatte geglaubt, Reinganum wäre nach München. Ist er aber in Frankfurt, kann er vor wie nach den Lotteriezettel für mich aufbewahren. – Zum Schlusse noch einmal: Seien Sie vernünftig, soviel es Ihre weibliche Natur zuläßt. Vier Wochen sind bald vorüber. Die Fanny Ochs hat auch gejammert und hat doch noch geheiratet und ist jetzt im 7ten Himmel, wie es heißt. Und quälen Sie den Strauss nicht, so könnte er es Ihnen machen wie ich, und läßt Sie sitzen. – Die Adresse der Frankfurter Juden nach Zweibrücken wird auch gedruckt und noch mehrere schöne Briefe, die Sie gar nicht kennen. Denn ich habe vorigen Winter noch mit einer andern Dame korrespondiert. Warum soll ich nicht so gut wie Sie eine Zwickmühle haben? – Glauben Sie wohl, daß Ludwig der XV. (Hr. Amschel) der Frau v. Pompadour (Mad. Sichel) eine reiche Ausstattung gäbe, wenn ich sie heiratete? Dann sollte ich doch die Sache nicht vernachlässigen. Adieu liebe Gurli.

Ihr B.

433.

Nr. 19 Mariahalden, Donnerstag, d. 30. August 1832

Ihren Brief vom vorigen Samstag habe ich erst heute, also am 6ten Tage erhalten! Da wäre ja besser, ich wäre in Paris, wo ich Ihre Briefe schon am 5. Tag bekomme. Es ist recht traurig! Was Ihre projektierte Schweizerreise betrifft – so war ich noch nie in einem solchen Zwiespalte mit mir selbst, was ich Ihnen raten soll, als in dieser Sache. Es ist ein Kampf zwischen meiner Neigung und meiner Pflicht, ein Krieg, den ich zu führen gar nicht gewohnt bin. Sie haben immer mir [von] einer Schweizerreise leidenschaftlich geschwärmt, und mich würde es unaussprechlich glücklich machen, Sie bald wieder zu sehen. Ihnen davon abraten – da mein Rat entscheiden soll – das heißt geradezu, Ihnen ein so heftiges, aber dabei edles Vergnügen zu versagen. Was soll ich tun? Dagegen ist: daß Sie, um die Trauung zu vollziehen, wieder den weiten Weg zurücklegen müßten; daß etwas vorfallen kann, wo Strauss nach Frankfurt muß; daß kommen kann, daß Sie gerade schlechtes Wetter haben, also die Reise vergebens machten; daß es sich nicht ganz schickt, ohne weibliche Begleitung zu reisen. Dann traue ich aber wieder meinem eignen Urteile nicht und frage mich: ob nicht bei meinem Abraten ein garstiger Egoismus von mir teilhat. Ich überlege, daß, wenn Ihr vor der Hochzeit reiset, ich mich zum zweiten Male von Ihnen trennen muß. Dann fürchte ich, wenn Ihr Geld und Zeit auf diese Reise wendet, das könnte euch später abhalten, nach Paris zu gehen. Kurz, ich weiß zwar, was ich wünsche, doch nicht, was für uns alle gut ist. Entscheiden Sie selbst. Übrigens brauchen Sie vor Zank und Schlägen nicht bang zu sein, wenn Sie ohne meine Einwilligung hierher kommen. – Eine bloße Ziviltrauung in Belgien oder Frankreich ist nach der heutigen Sitte der öffentlichen

Meinung anstößig und muß also vermieden werden. Wozu auch dieses Äußerste? In Frankreich findet sich gewiß auch ein Jude, der die Trauung vollzieht. Warum müssen Sie aber auch einen Pfaffen zum Manne nehmen? Übrigens rate ich Ihnen, für den Fall, [daß] die Trauung bei euch Hindernisse fände und Ihr gnötigt wäret, euch anderswo hinzuwenden, schon jetzt sich mit allen dazu nötigen Papieren zu versehen und darüber mit Reinganum in Korrespondenz zu treten. Dadurch würden Sie den Zeitverlust ersparen, der stattfände, wenn Sie warten wollen, bis in Frankfurt alles entschieden.
Was den Druck meiner Briefe betrifft, so kann ich Ihnen durchaus nichts Näheres mitteilen. Nur so viel will ich Ihnen gestehen, daß ich Sie *belogen*. Die Briefe werden nicht in der Schweiz gedruckt, sondern weit weit von hier. Wo? Das können Sie am leichtesten verschweigen, wenn Sie es selbst nicht wissen. Sie wissen dann nicht weniger als ich, denn ich weiß es auch nicht. Ich kenne nur den Buchhändler. Er heißt .... und wohnt in ... Aber nicht geplaudert. Also auf keinen Fall kann ich mich am Druckorte aufhalten. Mit dem Drucke wird es langsam gehen, weil nur ein Band nach dem andern gedruckt wird. Das vorige Mal wurden beide Bände zugleich gedruckt. Die Druckerei hat aber nur eine Presse. Indessen versteht sich, daß beide Bände zugleich erscheinen; aber es wird lange dauern. Es ist nichts weggelassen, auch nicht einmal das von Robert. Nach reiflicher Überlegung habe ich gefunden, daß es gar nicht meine Pflicht ist, die Wahrheit der Konvenienz aufzuopfern. Dazu gekommen ist manches, gewöhnlich nur hier und da eine Stelle; aber über Goethe ein ganzer gedruckter Bogen. Ich hoffe, es wird genug sein. Doch auf jeden Fall arbeite ich noch vorsorglich einen großen Aufsatz aus, der mich wohl 4 Wochen beschäftigen kann. Darin werden Carové, Görres und der Tiger-Rezensent in der Abendzeitung ausgelacht.

Ich habe schon einen gedruckten Bogen fertig und habe meinen Spaß daran. Es ist eine ganz neue Art, wie ich noch nie gearbeitet; es ist nämlich das erste Mal, daß ich eigentlich auf Satire hinziele, die in frühern meiner Schriften nur gelegentlich vorkam. Der Aufsatz heißt: *Antikritische Belustigungen am Zürichersee* und ist in Kapiteln geteilt. Die fertigen Kapitel heißen: 1. *Die Tiger-Brücke.* 2. *Die Sokrates-Hütte.* 3. *Der 21ste Bogen.* 4. *Eratophilos.* Da ich aber gar nicht die Courage habe, etwas drucken zu lassen, ohne daß Sie es gesehen, werde ich, sollten wir unterdessen nicht zusammenkommen, Ihnen den Aufsatz zuschicken, ehe ich ihn in die Druckerei gebe. Ich habe noch 4 Wochen Zeit.
Was heißt das! *„um Entlassung einkommen"* in Frankfurt. Ist denn das nötig, wenn Sie ohne die verdammte Erlaubnis heiraten? – Vor einigen Tagen sprach ich den Professor Schlosser von Heidelberg auf seiner Reise durch Zürich. Ich sagte ihm: ich würde vielleicht nach Heidelberg reisen (ich dachte wirklich daran), ob ich dort nichts zu befürchten hätte? Er antwortete mir: er würde mir nicht dazu raten. Die dortige Bürgerschaft und Professoren suchten aus Eigennutz der Universität einen Ruf von Loyalität zu verschaffen, damit keine Regierung ihren Untertanen deren Besuch untersagte. Sie machten darum (ohne gerade im Herzen unliberal zu sein) großes Geräusch von ihrem Monarchismus und würden, wenn ich als bekannter Demagog hinkäme, gewiß Lärm machen, damit ich hinausgewiesen werde.

Freitag d. 31. August. Ich setze hier *in Zürich*, wo[hin] ich wegen Einkassierung meines Wechsels gehen mußte, heute fort. – Ein merkwürdiges Beispiel von der Zerstreutheit eines deutschen Gelehrten! Den Professor Schlosser kenne ich schon seit 10 Jahren. Als wir uns im Jahre 1824 sechs Monate in Heidelberg aufhielten, be-

suchte ich ihn sehr oft. Voriges Jahr sprach ich ihn viel in Baden. Da ich ihn nun vor einigen Tagen hier in Zürich traf, war er sehr erfreut, und wir sprachen sehr lebhaft und freundschaftlich miteinander. Als er mir erzählte, er käme von Baden, sagte ich ihm, ich wäre auch einige Monate da gewesen. *Schlosser:* Haben Sie nicht den *Börne* da gesehen? *Ich:* welchen Börne? *Schlosser:* den Schriftsteller Börne! Ich mußte laut auflachen. Seit 10 Jahren kennt er mich und weiß nicht, daß ich Börne bin! Ich fragte ihn: ob er denn voriges Jahr in Baden auch nicht gewußt, wer ich sei? Er sagte *nein.* Und das ist einer der ersten deutschen Historiker!
Ich werde wahrscheinlich nächste Woche nach Winterthur reisen und einige Zeit dort bleiben. Man lobt mir den Ort als einen der angenehmsten der Schweiz, wo eine sonst im ganzen Lande ungewöhnliche Gastfreundlichkeit stattfände. Ich werde Sie davon benachrichtigen, für den Fall Sie mir etwa dahin schreiben sollten. Es ist nur 4 Stunden von Zürich. Ich muß mich unter irgendeinem Vorwande von Marienhalden wegschleichen, sonst läßt man mich nicht fort. Seit 8 Tagen wohnt auch ein Bruder der Gräfin aus Wien, ehemals Offizier, mit 2 Töchtern da. Ich behalte mir vor, Ihnen *später* über das dortige Haus umständlicher zu schreiben. — [. . . . . .] überlasse ich Ihrer Entscheidung. Doch war es meine Pflicht, Sie davon zu benachrichtigen. Ich bitte Sie, ja niemanden zu sagen, *daß* die Briefe gedruckt werden; für euere Verschwiegenheit über das *Wo?* habe ich gesorgt. — [— — —].

B.

434.

Nr. 20 *Zürich, Samstag, 1. Sept. 1832*

Gestern habe ich Ihren Brief vom Dienstag d. 28., also diesmal am 4ten Tag, erhalten! Ich weiß nicht, was das für eine miserable Posteinrichtung ist. Und jetzt werden

Sie gewiß wieder ängstlich über das lange Ausbleiben meines Briefes gewesen sein. Daß Sie nicht nach der Schweiz kommen können, tut mir leid, das können Sie sich denken; aber der Strauss hat recht, töricht grämen tue ich mich nicht darüber. Das Unabänderliche ertrage ich leicht. Wenn Sie nach Paris kommen, entschädigt mich das für alles. Überhaupt habe ich Sie nur für den Winter nötig, Sie sind mein Kamin. Wenn es nötig ist, daß Sie nach Frankfurt gehen, tun Sie es. Aber warum denn warten, bis die Heiratserlaubnis kömmt? Darüber vergehen einige Wochen, und dazu gerechnet einige Wochen in Frankfurt, gehen Monate darüber hin, der Winter kömmt, und Ihre sogenannte Freunde in Frankfurt werden es dann zu einer Reise zu spät finden. Wäre es nicht besser, Sie gingen, ohne die Heiratserlaubnis abzuwarten, gleich nach Frankfurt, um unmittelbar nach der Trauung abreisen zu können? Dann haben Sie ohnedies den besten Vorwand, eine übliche Flitterreise zu machen, und haben nicht nötig zu sagen, daß Sie nach Paris gingen. Auch könnten Sie die Zeit benutzen, zur Pariserreise alles vorzubereiten. Die Cholera wird mich nicht abhalten. Daß ich ängstlich bin, liegt in meinen Nerven, deren ich nicht Herr bin, aber ein ordentlicher Mann muß sich zu beherrschen wissen. Ich würde also trotz meiner Ängstlichkeit doch nach Paris gehen. Die Cholera ist übrigens dort von keiner Bedeutung mehr und wird wahrscheinlich mit der heißen Jahreszeit ganz aufhören. Da die Cholera nach und nach überall hinkömmt, ist immer besser, an einem Ort zu sein, wo sie schon war und ihre erste Wut vorüber ist. Nach Genf kömmt sie den Herbst gewiß, da sie nach offiziellen Berichten jetzt auch in Lyon ausgebrochen. Überhaupt ist der Aufenthalt in Genf statt Paris gar nicht zu raten. Es ist so teuer als in Paris und, wie mir alle Reisenden sagen, im Winter zum sterben langweilig. Es sind dort

wie in der ganzen Schweiz unnahbare Philister — wahre Stachelschweine.
Da Sie jetzt nicht nach der Schweiz kommen, so ändert das meinen Plan. Ich wollte in Zürich oder doch in der Nähe bleiben, weil ich dachte, Sie kämen da mit mir zusammen. Da dies nicht ist, so habe ich kein Interesse mehr an meinem bisherigen Aufenthalt. Eine Reise in die kleinen Kantone zu machen, wäre mir jetzt nicht möglich, denn je besser es mir da gefiele, je mehr Verdruß hätte ich, daß Sie nicht dabei sind. Ich werde also wahrscheinlich nach *Aarau*, wo ich Bekannte habe, dort den Rest meiner Briefe fertig machen und dann über Basel nach Paris reisen. Darüber wird der Monat September vorübergehen, und vielleicht sind Sie dann verheiratet, so daß wir die Reise noch gemeinschaftlich machen können. Über Aarau geht ohnedies der Weg nach Basel, so daß ich weder Zeit noch Geld verliere, wenn ich dorthin gehe. — Wahrscheinlich werde ich gegen den 7. oder 8. Sept. Mariahalden verlassen. Ich werde Ihnen zu gehöriger Zeit Nachricht davon geben. — [— — —].
Ich habe heute nichts mehr zu schreiben. Wir wollen gutes Mutes sein, es wird noch alles gut gehen. Ich habe bis jetzt noch immer Glück gehabt mit meinen Plänen. O wie sehne ich mich nach „schmerzt Dich Dein Fingerlein". — Ich sage es Ihnen vorher: sobald ich in Aarau sein werde, werde ich Ihnen *dann* vergangene, Ihnen noch unbekannte Leiden mitteilen, wobei Sie vor Lust und Schadenfreude bis an die Decke springen werden. O wieviel Geld verliere ich, daß ich von den allerschönsten Sachen nichts darf drucken lassen. O Gott! freilich: *da sitze sie und haben Hütcher uff*. — Sie müssen mir diesen Brief gleich beantworten. Adieu.

B.

435.

Nr. 21 *Mariahalden, Montag, 3. Sept. 1832*

Soeben erhalte ich Ihren Brief vom 1sten, also schon am 3. Tage und neulich erst am 6ten. Wie schmerzt es mich, daß Sie wieder so ängstlich wegen Ausbleibens meines Briefes waren – es schmerzt mich, weil ich schuld daran bin. Denn was hatte ich nötig, auf Ihren Brief zu warten, hätte ich Ihnen nicht früher schreiben können? Es soll aber nicht mehr geschehen. Ich werde Ihnen künftig schreiben zur gehörigen Zeit, auch wenn Ihr Brief ausbleibt. Übrigens wissen wir jetzt, woran es liegt. Könnten Sie denn in Heidelberg (etwa durch Zimmern) erfahren, woher es kömmt, daß zuweilen ein Brief 6 Tage nach Zürich geht? Aber reden Sie sich doch nicht immer gleich von Krankheit ein. Wenn ich krank bin, schreibe ich Ihnen oder lasse Ihnen schreiben. Ich bin sehr wohl und weit gesunder, als ich diesen Sommer in Baden war. Es ist sonderbar, daß ich sehr oft wohler entfernt von Ihnen als in Ihrer Nähe bin. Das kömmt daher: ich kann keinen Wein vertragen.

Das vom Schimpfen und Hofrat kömmt nicht in den Briefen vor. Wenn Sie Lust haben, können Sie mir vom 32sten Brief an ausziehen, was noch zu brauchen. Ich kann es immer noch in dem Aufsatz anbringen, mit dem ich jetzt beschäftigt bin.

Ich wiederhole Ihnen: wenn Sie je nach Frankfurt wollen, warum wollen Sie es verschieben, bis die Heiratserlaubnis kömmt? Wäre nicht besser, Sie gingen gleich hin, um alles vorzubereiten, damit Sie gleich nach der Erlaubnis Hochzeit machen und gleich nach der Hochzeit reisen können? – Also es bleibt dabei, ich gehe Anfang künftiger Woche nach Aarau, das 10 Stunden von Zürich und ebenso weit von Basel ist, mache da meine Arbeit fertig und warte der Zukunft.

Es ist schrecklich, was Sie mir geschrieben von Griessupp und Taube! Ich bitte Sie, verschonen Sie mich doch künftig mit solchen traurigen Geschichten. Ich habe eine so lebhafte Einbildungskraft, daß ich den Zahnstocher gebrauchen mußte, als ich von Ihrem zähen Kalbfleisch las. – Frau v. G., die morgen mit ihrer Tochter in die kleinen Kantone reist, hat mich sehr gebeten, sie zu begleiten, ich habe aber keine Lust dazu. Ja, dürfte ich alles drucken lassen, wozu mir solche Gesellschaft Stoff gäbe, dann hätte ich mich keinen Augenblick bedacht. Herrliche Sachen hätte ich schreiben können. Diese Frau v. G. aus München ist zwar gar nicht adelstolz, aber im bürgerlich-kaufmännischen Sinne Royalistin, weil sie fürchtet, in einer Revolution möchte ihr Vermögen zugrunde gehen. Meine revolutionäre Grundsätze verabscheut sie also. Doch ist sie ungemein artig gegen mich, weil sie Angst hat, ich möchte etwas Schlimmes von ihr drucken lassen. Sie ist eine große dicke Frau und ihre Tochter ein 16jähriges kleines und auch schon dickes viereckiges Mädchen. Beide haben viel Karikaturartiges, und auf der Reise müßte das alle ergötzlich hervortreten. Denken Sie sich nur folgenden schönen Zug und was der schon allein auf der ganzen Reise humoristischen Stoff gäbe. Frau v. G. reist mit Bedienten und Kammermädchen. Nun sagte sie mir, weil das ein so vornehmes Ansehen gäbe und den Aufenthalt in den Wirtshäusern verteuere, habe sie ihren Bedienten aufgetragen zu verheimlichen, wer sie wären, sondern sich anzustellen, als reisten sie als gemeine Leute auf eigene Rechnung, und die Herrschaft habe sie unterwegs aus Mitleid in den Wagen aufgenommen. Was muß das für schöne Quidproquos geben!
Schreiben Sie mir immerfort hierher, bis ich es abbestelle. – Am 1sten dieses betrug meine Kasse: 200 Napoleon in Gold und 450 fl. in Silber. Ich habe alles vorige Nacht

unter einen Birnbaum vergraben, damit es mir nicht gestohlen wird. Habe ich recht getan? – Sie sind aber eine merkwürdig leichtsinnige Person! Sie denken gar nicht daran, daß wir bald das große Los gewinnen, und haben noch gar nicht davon gesprochen, wo wir das Geld verwahren sollen. – Adieu. Tausend Grüße an Str. Es ist doch schön, daß er jetzt alle Geduld mit Ihnen haben muß, die ich früher mit Ihnen gehabt.

B. *der Tiger*!

436.

Nr. 22. *Mariahalden, Mittwoch, 5. Sept. 1832 (eigentlich Donnerstag 6., weil d. Brief erst morgen abgeht)*

Ich denke jetzt nicht mehr an Paris, nicht an Sie, nicht an Ihre Briefe, ich denke nur an Ihr Bild! Gott segne Sie dafür, ich wünschte nie etwas wärmer als das, und ich könnte weinen vor Freude. Ihr Bild will ich heiraten, dazu brauche ich keine Erlaubnis. Freilich sollen Sie mir es schicken, und sähe ich es auch nur um einen Tag früher als Sie. Aber Sie müssen den Rat des Malers einholen, ob durch zu frühzeitiges Transportieren das Gemälde nicht verdorben geht? Ob es genug eingetrocknet? Ist es ein Ölgemälde (nicht etwa Pastell), muß es auch vorher gefirnißt werden. Und das Einpacken muß der Maler besorgen. Denken Sie daran, daß, wenn Sie es schicken (in einen Kasten würde es ja auf alle Fälle gepackt), die Kiste nicht mit Nägeln zugemacht, sondern mit einem Schieber versehen sei, damit, wenn es die französische Grenze passiert, die Maut durch Öffnen nichts daran beschädige. Es versteht sich von selbst, daß im Falle einer Sendung auf der Post es in Wachstuch eingepackt werde. Ich freue mich ganz närrisch darauf. – Was träumen Sie von *galanten* Leiden? Es waren ennuyante Leiden; aber von *hier* kein Wort. – Ihnen die neuen Sachen zu den

Briefen zu schicken, lohnte nicht die Mühe und Zeit, die es kosten würde. Das über Goethe bliebe auch unverständlich ohne die Auszüge, zu welchen sie gehören, und das wäre zu viel zum Abschreiben. Auf jeden Fall schicke ich Ihnen aber den neuen Aufsatz, mit dem ich jetzt beschäftigt bin, sobald er fertig ist; denn ich wage nicht, ihn drucken zu lassen, ehe Sie ihn gelesen.

Ich reise wahrscheinlich nächsten Sonntag nach *Aarau.* [– – –].

Ich gebe Ihnen das feste Versprechen, daß ich mich mit Paris nicht eilen werde. Ich werde nicht eher reisen, als bis Sie über die Cholera beruhigt sind. Ich kann noch in der Mitte Oktobers reisen. Bis dahin sind es 6 Wochen und die Cholera gewiß vorüber. Sollte sie im nächsten Frühling oder Sommer wiederkehren, nun, dann laufen wir fort. Das ist ja das Schönste bei der Sache. – Der Pfeilschifter in Frankfurt ist ja wieder einmal gestorben! Das war eine der festen Säulen des Throns und des Altars.

Ich wäre freilich gern Ende Septembers in Paris, um dort zu sein, wenn anfangs Oktober die Kammern eröffnet werden. Das gibt diesmal ein heftiger und entscheidender Kampf. Ich hoffe, die liberale Partei wird siegen. Doch wenn es wegen der Cholera nicht sein kann, werde ich mich auch trösten. Verlassen Sie sich darauf, daß ich dann heiter bin. Überhaupt bin ich viel zu egoistisch, um lange mißvergnügt zu sein. Nur Langeweile kann ich nicht vertragen. Die habe ich aber nie, wo ich mein eigner Herr bin und meine Umgebung mir nach Belieben wählen kann.

Der Str. hat ein unterschriebenes Wort gebraucht, das ich nicht lesen kann, und worauf sich vielleicht Ihr *dumm* bezieht. Strauss dumm? Das ist nicht möglich. Ein Mensch, der fest entschlossen ist zu heiraten, ist nie dumm. Denn wäre er vorher noch so dumm gewesen,

hätte sich seine Dummheit erschöpft. Ich bin jetzt ganz verflucht satirisch! — Ich sehe eben zum Fenster hinaus. Es ist herrlich warmes Wetter; o sähen Sie nur den See, wie er jetzt im Mondschein glänzt! Aber was ist's ohne Sie? Ich habe drei Frauenzimmer im Hause, *aber da sitzen sie und habe Hütcher uff!* O wie dumm sind Sie, daß Sie mich nicht erraten und ganz ohne Sinn von *galant* gesprochen, bloß des Reimes willen!

In Hanau hatte sich eine Volksgesellschaft gebildet, die Graf Benzel-Sternau präsidierte. Die Polizei verbot sie. Man hätte nicht nötig gehabt zu gehorchen, da nach der Hessischen Konstitution Volksversammlungen erlaubt sind. Aber der Graf riet zum — Auseinandergehen, doch sollten sie protestieren! Und so geschah. Wer hat recht? Sie müssen jetzt meine (gedruckte) Briefe lesen und wie ich alles vorhergesagt, *wörtlich*. Man sollte glauben, ich hätte sie jetzt erst geschrieben. Ich mache jetzt eben die Entdeckung, daß Sie von ganz Deutschland angebetet werden — *als Göttin der Furcht*. Könnte ich mir nur das Satirisieren abgewöhnen! Adieu.

Ihr B. geb. Furcht.

437.

Nr. 23 *Zürich, Samstag, 8. Sept. 1832*

Ich bin heute mittag von Mariahalden weggezogen und werde morgen früh nach Aarau reisen. Die Gräfin mit ihrem ganzen Hause kommen morgen früh hierher und werden mich bis Baden begleiten, wo wir zu Mittag essen. Baden, ein sehr besuchter Badort, liegt auf dem Wege nach Aarau, vier Stunden von hier. [— — —].

Ich muß heute sehr kurz sein. Die Gräfin hat mir ihren 14jährigen Sohn mitgegeben, weil ich sie darum gebeten, da ich ihn gern habe. Er geht morgen mit der Mutter zurück. Da er nun lebhaft ist, stört er mich im Schreiben, und ich will ihn auch, weil er meiner Aufsicht anver-

traut, so viel als möglich amüsieren. Er spielt Schach, und nach Endigung dieses Briefes machen wir eine Partie. Im Wagen habe ich ihm „Schmerzt Dich Dein Fingerlein“ und noch andere schöne Lieder vorgesungen. Wenn er das seiner Mutter erzählt, wird sie sich sehr wundern. Ich sah dort bei ihr gar nicht nachtigallmäßig aus.

Vor meiner Abreise heute ließ ich einen *künstlich gedrechselten* Brief an den Grafen zurück. Warum gedrechselt? Das, wie mehreres andere, sollen Sie später erfahren. Von dem Brief an den Grafen habe ich eine Kopie behalten, die ich Ihnen zu seiner Zeit mitteilen will. — Ich lese eben, daß die Cholera in der Nähe von Kassel ist. Ich glaube, daß viele Leute diesen Winter wegen der Cholera aus Deutschland flüchten und, die es können, Paris wählen werden. — Was macht Freund Strauss? Taube, Griessuppe und eine Braut, das ist zuviel auf einmal.

Ich habe wieder mein gewöhnliches Reisewetter, nämlich schönes. Noch eine Viertelstunde, ehe ich [in] den Wagen stieg, regnete es. Mir leuchtet die Sonne von Austerlitz. Herr Werner sagte mir gestern, Ihr *„geistreiches Gesicht“* wäre ihm gleich aufgefallen. Er erzählte mir, die Gräfin habe ihm gesagt: sie möchte die Dame sein, an welche meine Briefe gerichtet sind. Sie sehen, daß es überall närrische und kurzsichtige Menschen gibt. Adieu Bärbelchen. Mein adoptierter Sohn lärmt schrecklich. „Frau Hutzel“ habe ich lange nicht gesagt. Adieu, Frau Hutzel!

B.

438.

Nr. 24 *Aarau, Dienstag, den 11. Sept. 1832*

[Original nicht auffindbar. Der nachfolgende Text gibt den Brief nach NS V, S. 346–350.]

Ich bin, wie vorher angekündigt, Sonntag abend hier an-

gekommen. Ich wohne im Wilden Mann und bin selbst ein wilder Mann, weil bis heute noch kein Brief von Ihnen da ist, weder der, den Sie unmittelbar hierher geschrieben, noch der letzte, den Sie noch nach Zürich geschickt haben werden. Ich war so glücklich, gleich bei ordentlichen Leuten ein Privatlogis zu finden, das sehr schön ist, und das ich billig wochenweise gemietet. Dahin adressieren Sie meine Briefe, nämlich an: *Ernst, Bierbrauer, Neue Vorstadt. In Aarau.*

Sonntag früh kam die Gräfin mit ihrem ganzen Hause nach Zürich, und wir fuhren zusammen nach Baden, wo wir zu Mittag aßen. Ich nehme so ungern Abschied, daß ich vor dem Dessert aufstand und fortfuhr.

Hier noch einige Erinnerungen aus Mariahalden.

Die Gräfin ist vielleicht in der Nähe der fünfzig Jahre. Genau läßt sich ihr Alter nicht bestimmen, sie kann jünger sein, als sie aussieht. Sie gehört zu den feinen zartgebauten Weibern, die leicht altern. Sie hat noch die wunderschönen blonden Haare ihrer Jugend. Nach einem Miniaturgemälde, das sie mir gezeigt, war sie einst schön und graziös.

Der junge Graf, ein Knabe von Verstand, Geist und Gemüt. Nervenzart, erst 14 Jahre alt.

Der Graf, ob dieser zwar abwesend ist, muß ich doch von ihm sprechen; denn als Herr des Hauses, als Anordner aller dortigen Verhältnisse, endlich durch seine häufige Korrespondenz mit der Gräfin, hat er täglichen Einfluß auf Mariahalden und die gesellige Lage. Er ist ein geistreicher Mann, der viel geschrieben. Früher waren seine Romane (gewöhnlich Hof-, Welt- und Staatsleben schildernd), sehr geachtet. Er Jean-Paulisiert, ich glaube nicht aus Nachäfferei; es ist seine Art. Er schreibt ungeheuer viel, vom frühen Morgen bis Abend. Briefe schreiben und empfangen ist seine Leidenschaft. Er schreibt wöchentlich seiner Frau zwei große Briefe, ganz von meiner eig-

nen kleinen Handschrift, ganz wie meine Pariser Briefe an Sie, politischen, zuweilen literarischen Inhalts. Die Gräfin las uns oft daraus vor. Manchmal Geistreiches und Witziges. Von mir und über mich schreibt er fast in jedem Briefe in den allerfreundlichsten, allerschmeichelhaftesten Ausdrücken, erkundigt sich, was ich von dem und jenem politischen Vorfall hielt, was ich meine, hoffe, fürchte. Ihm zu schreiben war meine große Pflicht. Die Gräfin sprach einige Male davon... Aber ich konnte mich in eine Korrespondenz nicht einlassen, die mir alle Zeit geraubt hätte. Erst am Tage meiner Abreise ließ ich einen Brief an den Grafen zurück.
Der Bruder der Gräfin, *Baron von Seckendorff*, kam erst vor wenigen Wochen aus Wien, wo er wohnt und früher Offizier war. Etwa einige fünfzig Jahre alt. Stock-Österreicher. Sehr artig mit mir, und ganz gewiß hat ihn die Gräfin instruiert, meine demagogischen Grundsätze und meinen österreichischen Haß mit Geduld und Nachsicht zu ertragen. Wir disputierten oft, doch mit Freundlichkeit, und da ich an ihm, wie an den meisten Wienern, nicht bloß geheuchelte, sondern aufrichtige Liebe für ihre Regierung beobachtete, und ich jeden Glauben achte, war ich aus Gutmütigkeit oft so nachsichtig gegen ihn, als er aus Artigkeit es gegen mich war. Seine beiden Töchter gemütlich wie alle Wienerinnen.
Adieu, für heute genug. Wenn nicht bald ein Brief kömmt, fange ich wieder mein altes Katzengeheul an.

439.

Nr. 25 *Aarau, Freitag, d. 14. Sept. 1832*

Geliebte schwarzbraune Freundin! Und wäre Ihr Bild so schwarzbraun wie Maulbeeren, es würde mich doch entzücken. Aber ich werde mich sehr hüten müssen, daß beim Öffnen der Kiste das Stroh mit dem Gemälde darin

nicht in helle Flammen aufgehe — mit solchem Feuer werde ich die Hand anlegen: ... O die Männer, die Männer! Treuloses, betrügerisches, heuchlerisches Geschlecht! Während ich Ihnen diese Liebeserklärung mache, schmachte ich für eine andere. Wenn der elende Conrad nicht wäre, wären Sie jetzt verraten. Was fange ich nur mit diesem jämmerlichen Dummkopf an? Könnte ich ihn nur auf acht Tage in die Dienste eines Don Juan bringen, daß er zu Brei geprügelt werde! Aber im Ernste — haben Sie je in den sieben Jahren meiner Dienstbarkeit für Sie (doch war ich dabei glücklicher als Jakob; denn ich bekam nicht allein, wie er, die Lea nicht, sondern die Rahel auch nicht) — haben Sie je bemerkt, daß ich vor Wut mit den Zähnen geknirscht und mit den Füßen auf den Boden gestampft? Nun, das habe ich gestern abend getan, um eines Mädchens willen, oder eigentlich wegen des verdammten Conrads. Ich glaube, daß ich Ihnen schon früher geklagt, schriftlich oder mündlich, wie der dumme Conrad mich nie im Zimmer mit einem Mädchen allein läßt. In Paris, sooft dieses vorfiel, kam er jedesmal mit herein, wenn er auch gar nichts im Zimmer zu tun hatte, und ging nicht eher wieder hinaus, bis das Mädchen fortging. Nun ist hier im Hause eine wunderschöne Kellnerin; nicht schön in gewöhnlicher bürgerlicher Art, sondern reizend wie eine polnische Gräfin. Und dabei die malerische Schweizertracht. Das arme Mädchen hatte mich kaum gesehen, als sie Neigung für mich gewann; das merkte ich gleich. Weil sie nun schüchtern war, wie alle schweizerische Kellnerinnen, wollte ich ihr Gelegenheit geben, mit mir allein zu sein, daß sie mir ungestört ihre Liebe erkläre. Gestern abend acht Uhr sagte ich also dem Conrad: gehen Sie hinunter und schicken Sie mir die Kellnerin herauf. Der Esel fragt mich, was ich mit ihr machen wolle? Ich sage, das Bett wäre nicht hoch genug. Er: das kann ich selbst machen. Jetzt türmt er mir die

Kopfkissen so hoch, daß ich im Bette nur hätte sitzend schlafen können. Ich aber, der mir meinen Vorwand nicht wollte nehmen lassen, sagte mit verbissener Wut, die Kellnerin solle mir noch ein Kopfkissen bringen, und er solle unten essen und nach dem Essen gleich wieder heraufkommen. Das hieß: nicht früher. Conrad geht hinunter, die Kellnerin kömmt herauf und Conrad hinter ihr. Er stellt sich zwischen uns beide vor dem Bette und, weil ihm die zwei Lichter im Zimmer noch nicht hell genug machten, brachte er von unten noch ein drittes Licht mit. Er ging nicht eher aus dem Zimmer, bis das Mädchen mitging. Es ist mir wirklich unerklärlich, wie ein Mensch so dumm sein kann, und ich möchte glauben, es ist von ihm gar nicht Dummheit, sondern, daß er von irgendeiner Dame, die mich liebt, bestochen ist, auf mich achtzugeben und mir im Wege zu stehen. Wer mag diese wohl sein. Unter allen meinen Anbeterinnen ist nur eine, die reich ist: Amalie, und ganz gewiß ist sie es, die dem Conrad Geld gibt. Aber die unglückliche Kellnerin härmt sich ab aus Liebe, so daß ich den Jammer gar nicht länger mitansehen kann und, um mich zu zerstreuen, wahrscheinlich auf einige Tage in die benachbarten Bäder, nach Baden und Schinznach, reisen werde.

Schicken Sie doch das Bild unmittelbar an mich: bei Bierbrauer Ernst, Neue Vorstadt. Doch ist es schon an Sauerländer abgegangen, ist es auch recht. – [– – –].

Als der König von Württemberg von seinem Bibliothekar (Münch) gefragt wurde: Nun, wie gefallen Ihnen die *Briefe aus Paris?* antwortete er: *Das ist eine gescheite Bestie!* Das erzählte mir jemand hier, dem es Münch selbst erzählte.

Ich habe hier einige nicht uninteressante Bekannte, aber Aarau ist ein fürchterlich langweiliger Ort, noch ärger als Zürich. In den Wirtshäusern wird schon um 12, bei den Bürgern um 11 Uhr zu Mittag gegessen. Und gewöhnlich

ißt man allein. Fremde kommen selten hierher, auch ist die Jahreszeit zum Reisen schon zu weit vorgerückt. Abonnenten, wie bei uns, essen nicht im Wirtshaus. Ledige Leute, Kommis, Studenten, hier wie in Zürich, geben sich in Pension für Kost und Logis. Ich weiß gar nicht, wie für kurze Zeit mich wegen Essen einzurichten. Auch tut man Zichorie in den Kaffee. Ich bin das Leben müde, ich will heiraten. Der Dr. Troxler hier, den ich gut kenne, hat zwei wunderschöne Töchter, aber ich kann es nicht dahin bringen, daß sie mir gefallen. Da sitzen sie und haben Hütcher uff! In eine Verbindung mit der Kellnerin will Conrad nicht einwilligen. Es ist gar zu traurig.

Warum Sie noch einige Wochen *nach* der Hochzeit in Frankfurt bleiben wollen, begreife ich nimmermehr. Das würde sich ja im besten Falle bis Ende Oktobers hinziehen. Und welchen Vorwand hätten Sie dann, noch anfangs Winters eine Reise zu machen? Meine Hoffnung, diesen Winter in Paris mit Ihnen zu sein, ist sehr schwach. Sie machen sich auch unnötige Besorgnisse wegen der Cholera. Nach dem letzten Berichte waren nur noch 12 Sterbefälle, und ich bin gewiß, daß sie in 8 bis 14 Tagen gänzlich verschwunden sein wird. Ich möchte bei Eröffnung der Kammer in Paris sein. Wer weiß, ob Louis-Philippe nicht bald springt. Es geschehen seit einiger [Zeit] die greulichsten Räubereien und Mordtaten in Paris. Nach meiner Überzeugung duldet, veranstaltet das vielleicht die Polizei, ein Schreckenssystem einzuführen. Das geht der Despotie, diese einer Revolution vorher. So war es auch vor den Ordonnanzen unter Charles X (die Brandstiftungen in der Bretagne). Ich hoffe doch, daß die Mordtaten in Paris Sie reizen werden, bald hinzugehen. O ich Dummkopf! – Was Sie mir neulich geraten, ich solle den Dr. Sichel um Rat fragen, ob ich wegen der Cholera nach Paris kommen soll, ist dummes

Zeug. Der lacht mich aus. Er hat übrigens jeden Winter einiges Geld an mir verdient und wird sich wohl hüten, mich abzuschrecken, sintemal er den gewinnsüchtigen Pariser nachäffen will, wobei der ehrliche Deutsche sich sehr linkisch benimmt.
Professor Gans und Mauguin reisen jetzt in der Schweiz umher. Wenn sie mich nur irgendwo treffen. Die Landstraßen der ganzen Schweiz sind mit Agenten besetzt, mit royalistischen und demagogischen. Mich hält man auch für einen. Nein, solche Philister als die Schweizer gibt es nicht mehr. Die Feindschaft zwischen Aristokraten und Demokraten ist unmenschlich. Man kann durchaus mit beiden Parteien nicht zugleich umgehen, wie ich es möchte. Man wird dann von beiden Seiten weggestoßen. Meine Pariser Briefe sind in der Schweiz überall bekannt. Man rühmt meinen Prophetengeist. Was sagen Sie dazu, daß die Universität Freiburg aufgehoben? Es waren dort blutige Schlägereien zwischen Studenten und Militär. Es sind viele verwundet worden, mehrere tödlich. An den dortigen Liberalen habe ich große Schadenfreude. Ich habe ihnen alles vorhergesagt; das Vieh blökte mich aus. Übrigens geht es gut; ich hätte nicht gehofft, daß es die Regierungen so aufs Äußerste treiben. Ich fürchtete Mäßigung, uns einzuschläfern. So wörtlich habe ich in meinen neuen Briefen alles vorhergesagt, daß ich mir manchmal vorkomme, als hätte ich im magnetischen Schlafe geschrieben. – In Genf ist ein Buch erschienen: *Promenade d'un solitaire à Bade.* Darin soll (nach Zeitungsberichten) auch von mir die Rede sein. Wenn Sie das Buch in Frankfurt haben können, kaufen Sie es für meine Kosten. Ein anderes Buch: *Erinnerungen aus Paris 1831,* sagt unter anderm von mir „Börne ist der einzige Jude, den ich liebe." Der Verfasser hat sich nicht genannt, aber es ist Seybold in Stuttgart. Nächstens [. . . Blatt verletzt]. Adieu B.

440.

Nr. 26 *Aarau, den 18. September 1832*

[Original nicht auffindbar. Der nachfolgende Text gibt den Brief nach NS V, S. 361 ff.]

Ihren Frankfurter Brief erhielt ich (wie jeden) schon morgens nach sieben; wäre er heute nicht gekommen, hätte ich müssen einheizen lassen. Die Morgen sind schon kalt, nebeldick, doch im Tage ist es heiß. Auch habe ich die Sommerseite in meinem Zimmer und den ganzen Tag die Sonne. Übrigens, Madame, wenn Sie es nicht übelnehmen, werde ich verdrießlich über Sie, wenn sich das so länger hinzieht. Mein Leben ist Ihnen geweiht, das wissen Sie; aber es kömmt auf die Todesart an. Für Sie an Langeweile sterben – gehorsamer Diener. Hier ist es fürchterlich. Schweizer könnten London und Paris zur kleinen Stadt machen, und jetzt denken Sie sich gar Schweizer in einer kleinen Stadt! Der Mensch sollte doch immer seinem Instinkte folgen, dem Hofmeister, den ihm die Natur selbst gegeben. Ich hatte immer einen mir selbst unerklärlichen Widerwillen gegen alle Empfehlungen. Hier brachte ich welche mit und habe mir dadurch Jammer und Not zugezogen. Die Menschen quälen mich tot. Der eine will mich alle Tage spazieren führen und, mir seine Wohltaten ganz schön auszumalen, sagt er oft: das wäre zwei – drei Stunden weit. Ich spazierengehen! Sie wissen, ich habe es schon besser ausgeschlagen. Ich gehe zwar in der Schweiz gern spazieren, wegen der schönen und mir neuen Gegend; aber das zu genießen, muß ich allein sein. Im Angesichte der schneebedeckten Alpen durch den Sumpf und Sand der Unterhaltung eines Kleinstädters, eines Schulmanns, zu waden, das ist schrecklich. Einen andern fragte ich, wem das schöne Haus mir gegenüber gehöre? Jetzt geht der Mann *achtzig* Jahre bis zum Erbauer des Hauses zurück, erzählt

mir dessen Geschichte, die seines Sohnes, durchwandert mit mir den größten Teil des 18. Jahrhunderts – während der Erzählung machen wir verschiedene Besuche – sooft wir allein, fährt er fort – wir trennen uns endlich – und jetzt, heute, nach mehreren Tagen, weiß ich immer noch nicht, wem das Haus gehört, denn wir standen zuletzt erst in den 90er Jahren. Ich kenne einen Doktor *** [Troxler?], einen in der Demagogenwelt sehr bekannten Mann, geistreich, beredt; in London und Paris wäre er einer der ausgezeichnetsten Parlamentsredner, Staatsmann geworden. Aber auch auf ihm liegt die Kleinstädterei wie ein Nebel. Er sieht keine zehn Schritte weit. Nichts als ihre erbärmlichen kleinen Kantonsinteressen. Es gibt kein Deutschland, kein Frankreich für sie, und wie das Wohl der Schweiz mit dem anderer Staaten zusammenhänge, begreifen sie nicht. Sooft ich noch mit einem Schweizer von den Angelegenheiten seines Vaterlandes sprach und wie sie mit der allgemeinen Politik zusammenhingen, meinte man, ich wollte sie aufhetzen, um Deutschland beizustehen. Und daß einer Nutzen von ihnen ziehe, *ohne Bezahlung*, der Gedanke ist ihnen schauderhaft. In dem Aufsatze gegen einige meiner Rezensenten, von dem ich Ihnen geschrieben, sage ich, ich brauchte noch einige Bogen, daß mein Buch dick und so zensurfrei werde; ich wüßte aber gar nicht, worüber ich schreiben sollte. „Ich habe zwar manchen guten Gedanken gehabt, seitdem ich in der Schweiz lebe, den ich gebrauchen könnte. Erführe es aber ein Schweizer, daß ich einen Gedanken aus seinem Lande mitgenommen, ohne ihn zu bezahlen; er verfolgte mich bis an das Ende der Welt und schlüge mich tot, wo er mich fände.“ Kurz, ich ennuyiere mich. Über meine Aarauer Leiden könnte ich ein Buch schreiben. Aber dürfte ich das wenigstens, das wäre mir noch ein Trost. Aber ich dürfte es nie. Die Geschilderten würden sich erkennen. [Der in NS V S. 364–

366 im Anschluß an den vorstehenden Text gedruckte Absatz: *Gibt es denn* bis: *ennuyieren will* steht im Original in anderem Zusammenhang im folgenden Brief vom 21. Sept. 1832.]

441.

Nr. 27 *Aarau, Freitag, d. 21. Sept. 1832*

Ich erhalte eben Ihren Brief. Da haben Sie wieder den Jammer mit Ihren Frankfurter Besuchen, und ich muß auch darunter leiden, weil man es allen Ihren Briefen ansieht, daß sie in der Eile geschrieben. Nun, es wird besser werden. Wenn Ihr so töricht seid, in dem unglückseligen Frankfurt zu bleiben, wo Sie nicht einen ruhigen vergnügten Tag leben können, dann ziehe ich meine Hand von Ihnen ab und überlasse Sie Ihrem Schicksale. Warten, bis Sie von Frankfurt wegkömmen, das kann ich nun nicht, denn es dauert gewiß noch zwei Monate, so lange Zeit mag ich ganz ohne Zweck und Nutzen in der Schweiz nicht zubringen, und auch mag ich nicht in so später rauher Jahreszeit reisen. In der Mitte Oktober werde ich also nach Paris und dort euch erwarten. Ich warte jetzt nur noch auf das Geld von Rindskopf und auf Ihr Bild und werde dann noch nach Luzern, um wenigstens den Vierwaldstädtersee und die Umgebung zu sehen. Ich bitte Sie, beide Zusendungen zu beschleunigen.

Prof. Gans reist in der Schweiz, und ich hoffe, ihn hier noch zu sprechen. Er hat in Basel gesagt, daß er nach Aarau käme. — Sie müssen nicht verdrüßlich werden. Liebende finden immer Hindernisse. Conrad ist ein wahrer Höllenhund, ich kann meine Kellnerin nicht sprechen noch sehen. Gestern wollte sie in mein Zimmer, etwas zu holen, da hielt sie Conrad unter der Tür zurück und bringt ihr das Verlangte hinaus. Denken Sie nur,

welches Unglück: Die Malibran wird diesen Winter nicht in Paris sein und Lablache auch nicht. Das ist wirklich ein großer Verlust, auch für Sie. Der Gräfin Benzel-Sternau bin ich noch ein Brief schuldig. Diese Pflicht liegt mir zentnerschwer auf dem Herzen. Es ist doch erschrecklich, daß man ohne Heuchelei und Falschheit gar nicht durch das Leben kann. Ich muß der Gräfin danken, und wofür? Daß sie mich, der ich Vermögen genug habe, mich selbst zu ernähren, 6 Wochen verköstigt und beherbergt hat, daß man mich dort mit Gewalt zurückgehalten und die Langeweile und Antipathie mich wahrhaft unglücklich gemacht. Und hatten sie dort auch nur einen wohltätigen Zweck bei ihrer Gastfreundschaft? Keineswegs. Es ist nur Eigennutz und Eitelkeit, wenn nicht noch etwas Schlimmeres. Ich sollte das einsame Landleben amüsanter machen, sollte später in meinen Schriften davon sprechen, sollte hauptsächlich mit der Gräfin und dem Grafen mich in einen fortdauernden Briefwechsel einlassen. Das letztere scheint die Hauptabsicht gewesen, und ich gestehe, daß ich eine herzliche Schadenfreude dabei genieße, daß ich sie hierin täusche und prelle. Auf unserer Reise von Zürich nach Baden hatte ich den Werner in meinen Wagen genommen, und da leitete ich es dahin und bemerkte: Korrespondieren ist mir verhaßt. Ich kann nur einem Brief schreiben, dem ich mein ganzes Herz mitteilen darf; außer der Wohl schreibe ich nie jemandem. Da hätten Sie nun sehen sollen, wie der Werner erschrak, er ist fast bleich geworden; der wahre eigentliche Zweck meines Aufenthaltes in Mariahalden schien ihm vereitelt. Mich mit dem Grafen in eine Korrespondenz zu verwickeln, war der Gräfin ihr angelegentlichstes Bemühen. Aber vor einer solchen Torheit hütete ich mich wohl. Der Graf hätte auf jeden Brief augenblicklich geantwortet, welches von meiner Seite wieder eine Antwort nötig gemacht hätte, und so hätte diese Korrespondenz

alle meine Zeit verschlungen, andere Bedenklichkeiten ungerechnet. *Ich traue dem Grafen nicht.* Sollte ich ihm auch unrecht tun, so schadet das nicht, da ich außer Ihnen keinem meine geheime Gesinnung mitteile. Ein Tor, wer einem deutschen Edelmann traut, der Minister war, es wieder sein möchte und lauter Verwandte hat, die an das Fürsten- und Hofinteresse gefesselt sind. Daß er liberal schreibt, mag einen deutschen gelehrten Gimpel wie Welcker irremachen. Mich täuscht das nicht. Ist er auch jetzt kein Verräter, kann er es doch täglich werden, wenn ihn die Aristokratie wieder in ihre Mitte aufnimmt. Dann könnte er alles benutzen, was man ihm früher anvertraut. Wär' ich nicht ein Tor, wenn ich das nicht bedächte? Nicht etwa, als hätte ich für mich zu fürchten, ich habe ja das Ärgste drucken lassen; aber andere Personen könnte ich in [meinen Briefen] kompromittieren und überhaupt der Sache der Aristokratie sowohl durch meine mitgeteilte Tatsachen als auch durch meine Ansichten nützen. Dieser Gedanke, Dupe zu sein, war mir unerträglich. Da ich nun einmal dem Grafen schreiben mußte, hielt ich es für nötig, ihm alle Hoffnung zu benehmen, mich in eine politische Korrespondenz zu ziehen. Mit welcher Heuchelei und mit Höflichkeit vergoldeten Unverschämtheit ich es getan, werden Sie aus nachfolgendem Briefe ersehen, den ich vor meiner Abreise aus Mariahalden dem Grafen geschrieben.

[An dieser Stelle ist, in Abschrift, der Brief an Graf Benzel-Sternau eingeschoben, s. Bd. V, IV., Nr. 106.]

Es wundert mich, daß mir der Graf noch nicht geantwortet, aber es freut mich. Vielleicht hat auch die Gräfin einen Brief für mich erhalten und wartet, mir ihn zu schicken, bis ich ihr geschrieben. Ich aber werde erst am Tage meiner Abreise ihr schreiben und den Ort, wo ich hingehe, nur schwankend bezeichnen, damit sie gar nicht wisse, wohin sie mir den Brief schicken soll. Ich will we-

der von ihm noch von ihr Antwort haben. Nur auf diese Art behaupte ich meine kostbare Unabhängigkeit. Ich habe seit den letzten Bundestagsbeschlüssen und seitdem ich wieder sah, wie die seit 2 Jahren versteckte Aristokratie wieder aus ihren Löchern hervorkriecht, unverschämter, drohender als je, so einen glühenden Haß gegen den Adel bekommen, daß ich mit keinem Edelmanne etwas zu tun [haben] will, und mag er auch so achtungswert als Benzel-Sternau sein. Er entgeht dem Einflusse seines Standes doch nicht, bei allen liberalen Gesinnungen. Diese Herren wollen zwar keinen Fürsten-Despotismus, unter dem sie selbst leiden, aber die freisinnigsten unter ihnen wollen eine englische Aristokratie. Darum hole sie der Teufel alle miteinander. Und Mariahalden, wenn einmal unsere Edelleute wie einst die französischen emigrieren, kaufe ich als Nationalgut und schenke es Ihnen und gebe ihm den Namen Wohlhalden. Nur 2 Zimmer und 14 Tische werde ich mir lebenslänglich vorbehalten.

Gibt es denn keine Art Rattengift, womit man alle Dichter von der Welt schaffen kann? Kaum habe ich mich von Werner erholt, befällt mich schon wieder ein anderer Poet. Heute vormittag besuchte mich ein 70jähriger Mann, ehemals reicher Fabrikant, jetzt im Wohlstande den Musen huldigend. Dieser Mann, wie er in seinem Gespräche verriet, glaubt, ich wäre ehemals ein *katholischer Klostergeistlicher* gewesen, hätte mich aus dem Pfaffentum hinausgearbeitet und wäre endlich ein aufgeklärter Schriftsteller geworden. Wie er zu der Fabel gekommen, begreife ich nicht. Vielleicht hat er einmal von meinem Judentum gehört und es falsch verstanden. Aber ich ließ ihn dabei, ich wäre früher Mönch gewesen. Was tut der Elende darauf. Er zieht aus seiner Rocktasche ein Packt Manuskripte vor und liest mir eine halbe Stunde lang prosaische Aufsätze und Gedichte vor, die er ge-

gen den *Papst* teils schon hat drucken lassen, teils noch drucken lassen will. Ich war grade mit dem Briefe beschäftigt, und die Störung setzte mich in Verzweiflung. Ach! was steht ein Gelehrter aus, und danken Sie Gott, daß Sie einen dummen Mann bekommen. – Ein anderer langweiliger Freund kömmt seit 8 Tage täglich zu mir, um mich herüber in ein „*Tälchen*" zu führen, das „*gar hübsch*" und nur 2 Stunden entfernt sei. Ich aber berechnete, daß 2 Stunden hin und 2 zurück 4 Stunden machen und daß ich mich so lange nicht ennuyieren will.
Gestern und vorgestern mußte ich einem hiesigen Kupferstecher sitzen, der mich zeichnete, um mich zu lithographieren oder in Kupfer zu stechen. Der Mann scheint Talent zu haben, das Bild ist sehr schön gezeichnet, ob ich aber ähnlich bin, kann ich nicht beurteilen. – Beschleunigen Sie die Sendung des Geldes von Bernhard, und sobald es ankömmt und das Bild, reise ich nach Luzern und mache vielleicht Reisebilder, die ich in Briefen der Gräfin Benzel-Sternau mitteilen werde!!
Der Bericht in der Zeitung, daß Baron Anselm, als er kaum in Kassel angekommen, wegen der Cholera gleich wieder umkehrte, hat mich sehr amüsiert. In Aachen und bei Köln ist sie jetzt auch. Auch wegen der Cholera wünschte ich, daß Sie Frankfurt verließen. Nicht Ihrentwegen, denn wegen Ihrer hätte ich nicht die geringste Furcht, auch abwesend von Ihnen, da Sie gar keine Anlage dazu haben, aber wenn ich denke, was Sie, wenn die Cholera nach Frankfurt käme, von der Schnapper ausstehen würden, graut mir. Zehenmal jede Nacht ließ' sie Sie aus dem Bette holen, Sie vor ihrem Tode noch einmal zu sehen. Wahrhaftig, das ist kein Spaß. – Antworten Sie mir auch wegen des Berner Kellnermädchens und, ob ich für Sie eines mit nach Paris bringen soll? – Adieu. Wäre nur das schwarzbraune Mädel schon da. Wenn ich nach Luzern reise, nehme ich es mit auf den See und

zeige ihm den Rigi und den Pilatus; vielleicht geht etwas davon in Sie über. B.

Sr. Wohlgeb.
Herrn Aloys Schmitt
Vor dem Allerheiligentor
Für Mad. Wohl
in
Frankfurt a/M.

442.

Nr. 28 *Aarau, Montag, d. 24. Sept. 1832*

Soeben erhalte ich Ihren Brief vom Donnerstag (also erst am 5ten Tag), und vorgestern habe ich Ihr Bild erhalten. Ich muß Ihnen die Wahrheit sagen, welchen Eindruck es auf mich gemacht, ob sie Ihnen auch leid tun möchte. Denn es ist besser, Sie wissen, Ihr Bild hat mir nicht gefallen, als daß Sie denken möchten, es genüge meinem Herzen. Mit Zittern vor Ungeduld machte ich mit Conrads Hülfe das Kistchen auf und erschrak, als ich das Gemälde sah. Es war mir eine ganz fremde Person. Conrad aber, der doch von gar nichts ahndete, erkannte Sie gleich. Ich war so verdrüßlich, daß ich es gleich ins Nebenzimmer stellte, um es nicht vor Augen zu haben. Aber, Sie wissen, mit einer Geliebten schmollt man nicht lange. Gestern holte ich es wieder herbei und stellte es auf einen Stuhl meinem Pulte gegenüber, und da fing es an, mir besser zu gefallen. Ich habe Ihre Züge endlich herausgefunden, und jetzt habe ich Freude genug daran, daß sie ausreichen wird, bis Sie sich einmal von einem bessern Künstler malen lassen. Ich habe sehr viel mit Ihnen gelacht, und Sie haben mir im Zimmer immer nachgesehen, wohin ich auch ging. Ich dachte, es in den Wagen zu nehmen, es immer bei der Hand zu haben, aber dazu ist es zu groß. Ich muß es, noch weiß ich nicht wie, aufpacken.

Ich werde jetzt nach *Luzern* reisen, Mittwoch oder Donnerstag wahrscheinlich. Ich habe nur auf das Bild und auf die Anweisung gewartet. Aarau ist gar zu still und langweilig, Luzern aber ist erstens wegen seiner herrlichen Gegend berühmt, dann wird der gesellige Ton dort gerühmt. Dort sind sie katholisch, lebenslustig, die Weiber gefällig. Die Tagsatzung, die jetzt versammelt, und viele Gesandtschaften machen den Ort lebhaft. Auch ist Theater dort. Ich werde in Luzern mehr Geduld als hier haben, das weitere abzuwarten. Schicken Sie mir also den nächsten Brief postrestant nach *Luzern*. Ich habe noch Silbergeld auf einige Zeit, und vielleicht findet sich Gelegenheit, nach Luzern und Basel eine Anweisung zu schicken. Josef kann sich ja unterdessen umhören, er soll mir aber nichts schicken, bis ich weitere Anweisung gegeben. Was mich beim Wechseln des Geldes in die peinlichste Verlegenheit setzt, ist folgendes: Doch Strauss kann mir vielleicht einen guten Rat geben. Die Hälfte meiner Napoleons haben mich 34 kr. gekostet, die andere Hälfte nur 32. Wenn ich letztere wechseln ließe, würde ich am Stück 2 kr. weniger verlieren. Wie kann ich aber die unterscheiden, welche mich nur 32 kr. gekostet, von denen, welche 34? Das ist die Frage. Was würde Rothschild in diesem Falle tun.
Ich habe es Ihnen schon oft versprochen, daß ich meine Reise nach Paris verschieben will, bis dort die Cholera ganz aufgehört. Wenn ich aber warten wollte, bis Ihre Furcht aufgehört, dann käme ich in meinem Leben nicht dahin. Jetzt fürchten Sie, sie könnte wiederkommen, wenn sie auch aufgehört. Diesen Winter schwerlich, und kein Ort ist ja sicher dagegen. So bleibt immer der Ort am besten, wo sie schon gewesen. – Ich freue mich sehr auf Luzern. Um Ihnen alle Ermahnungen zu ersparen, gebe ich Ihnen voraus folgende Versprechungen: Ich werde mich auf dem Vierwaldstädtersee nicht erkälten, da

ich weder morgens noch abends darauf fahren werde, sondern bloß mitten im Tage, wo es noch sehr heiß ist. Stürme gibt es keine im Herbste; da ist der See so glatt wie ein Spiegel. Übrigens werde ich wegen Wahl der Schiffer und des Wetters Einheimische fragen, worunter ich Bekannte habe. Besonders werde ich mich vor betrunkenen Schiffern hüten, da mir ewig unvergeßlich sein wird, wie Sie mich einmal in Bingen durch Ihren Leichtsinn zu Tode geängstigt haben. Berge besteige ich nicht. Wird das Wetter rauh, bleibe ich in der Stadt. Es soll dort eine bedeckte Brücke sein, von der man eine himmlische Aussicht hat und auf der man selbst bei Regen und Sturm wie in einem Zimmer spazieren kann. Bekannte hier, die meine Trägheit und Weichlichkeit zu anstrengenden Reisepartien kennen, rühmen mir sehr diese bequeme Brücke und sagen, sie wäre ganz für mich gemacht.

Ich freue mich sehr, wenn Strauss meine Bücher ins Haus nehmen, und noch mehr, wenn er einen Katalog davon verfertigen will. Er muß ihn aber eng und auf Postpapier schreiben, damit der Katalog, wenn er mir ihn schickt, nicht zuviel Porto kostet. Auf jeden Fall soll er oben und erreichbar hinlegen: Alle Lexika und Grammatiken in alten und neuen Sprachen, alle Enzyklopädien, mythologische, Kunstwörterbücher, Geographien (alte u. neue), kurz alle Bücher, die man zum Nachschlagen braucht. Auch muß im Katalog bemerkt werden, wieviel Bände jedes Buch hat und welche defekt sind. – Mit dem Aufsatze geht es langsam. Ich habe zwar noch Lust daran, werde aber oft gestört, freiwillig und unfreiwillig. – Samstag abend war ich in einer Teegesellschaft, wo mehrere hübsche und artige junge Damen waren, verheiratete und ledige. Alles wie in Paris! Zum Tee geben sie Milchbrötchen ohne Butter. Doch auch Konfekt. Talglichter. Als ich um 7 Uhr kam, war der Tee schon getrunken. Um

8 Uhr ging alles fort, nur wir junge Leute blieben bis gegen 9. Ich habe mich sehr amüsiert. Es wurde Pfänder gespielt. Unter anderm folgendes. Jeder bekam einen Namen, die Männer einen weiblichen, die Weiber einen männlichen, und zwar *jüdische*, damit die Namen schwer zu behalten seien. Es wurden die Namen gegeben: Esther, Jekef, *Rebbe-Gunkel*, Moses, Aaron etc. Ich hieß *Sarah*. Nun sage ich: Ich heiße Sarah ohne Strich, Rebbe-Gunkel, wie heißt Du? Diese antwortet: Ich heiße Rebbe-Gunkel, ohne Strich, Jekef, wie heißt du? Wer einen Fehler macht, bekömmt einen Strich mit einer Kohle im Gesicht. Dann muß dieser sagen: Ich heiße N... mit einem Strich oder mit zwei. Sooft er die Striche in seinem Gesichte nicht genau angibt oder den Namen verfehlt, bekömmt er wieder einen Strich. Zuletzt hatte ich 6 Striche, und noch am andern Morgen war mein Gesicht noch ganz schwarz. – In ganz Aarau bin ich so bekannt, als wäre ich Bürgermeister. Alles grüßt mich auf der Straße. Weil ich einen Bedienten und eignen Wagen habe, gelte ich hier wie überall in der Schweiz für einen reichen Mann. In Mariehalden, in Zürich und hier redete man mir zu, mich in der Schweiz niederzulassen und ein Gut zu kaufen.

Das Büchelchen „Schillers politisches Vermächtnis" scheint nichts als politische Stellen aus Schillers Schriften zu enthalten, die mit meinen Ansichten übereinkommen. Ich hatte es in der Hand, es interessierte mich aber nicht. – Grüßen Sie den Dr. Reis und seine Frau. Fragen Sie doch den Dr. Reis, was er von der *Schafgarbe* (achillea millefolium) hält? Ein Freiburger allopathischer Arzt empfahl sie mir zum Tee, als gut in Hämorrhoidalbeschwerden, und ein dortiger homöopathischer Arzt empfahl sie mir auch, weil es eines von den wenigen Mitteln sei, die im natürlichen Zustande homöopathisch wirken. Ich trinke sie seit Freiburg morgens zum Tee

und glaube guten Erfolg davon zu spüren. Auf jeden Fall habe ich den Vorteil dabei, daß ich morgens etwas Warmes frühstücke, da ich sonst nur kalt Wasser genommen. Durch Gewohnheit schmeckt mir die Schafgarbe so gut als chinesischer Tee. Auch fragen Sie Reis, ob millefolium nicht auch Einfluß habe in *puncto puncti?* Ich hätte auffallende Erfahrungen darüber gemacht; er solle es aber keinem wiedererzählen. – Das Wetter ist ganz herrlich. Nur morgens bis 9 Uhr ist es oft nebelig.
Lord Holland (wie ich gestern gelesen) gab seinem Sohne die Lehre: „Ne faites jamais aujourd'hui ce que vous pouvez remettre à demain; ne faites jamais vous-mêmes ce que vous pouvez faire faire par un autre." Es gibt doch nichts Neues unter der Sonne. Ich bildete mir immer [ein], *ich* hätte diese Weisheit erfunden. – Gestern abend war ich gerade zu Hause, als die Kellnerin mein Bett machte. Conrad wich nicht von der Stelle. Es ist wirklich merkwürdig, und es ist schade, daß ich diese komische Geschichte nicht kann drucken lassen. Sollte er wirklich klüger sein als ich? Es wäre merkwürdig.
In Deutschland geht es her wie in Spanien. Ich habe Nachrichten aus Stuttgart und Mannheim. Alle Liberale und wer nur je gegen die Regierung etwas geschrieben flüchten sich. Es ist keiner mehr sicher, und ich möchte mich jetzt um keinen Preis nach Deutschland wagen. – Adieu. Ich werde auf jeden Fall noch in Aarau bleiben, bis der Brief, der auf dem Wege ist, ankömmt. Grüße an Strauss. Heiratet, heiratet! Was macht Jone Jeschaje?

B.

443.

Nr. 29 *Aarau, Dienstag, d. 25. Sept. 1832*

Ich habe diesen ganzen Abend verwenden wollen, Ihnen zu schreiben; aber ungelückselige Besuche haben mich bis diesen Augenblick halb 10 Uhr gestört. Da ich nun

morgen früh nach Luzern abreise, wollte ich Sie, wenn auch nur mit wenigen Zeilen, davon benachrichtigen. Morgen abend komme ich in Luzern an, es ist nur eine Tagereise. Vielleicht erhalte ich morgen früh noch einen Brief; dann zeige ich es Ihnen kurz an. Kömmt er nicht, habe ich dafür gesorgt, daß er nachgeschickt werde.
Ich habe das herrlichste Reisewetter von der Welt. So schön war es diesen ganzen Sommer nicht. Ich kann also von Luzern aus noch einen Teil der kleinen Kantone besuchen. Ich habe viele Empfehlungen nach Luzern, und man versichert mich allgemein, es herrsche dort ein fröhlicher Ton, besonders unter den Frauenzimmern, und ich würde mich sehr amüsieren.
Ich habe hier in Aarau mich später auch zu unterhalten angefangen. Einige Frauenzimmer, die ich kennengelernt, haben mich sehr amüsiert, und ich war nahe daran, mich in eine verheiratete Frau zu verlieben, die viele Ähnlichkeit mit Ihnen hat, ob sie zwar nicht so hübsch ist.
Der König von Spanien ist gestorben. Das ist wieder einer von den Zufällen, die wie ein Blitz vom Himmel fallen, und auf die ich immer rechne. Das ganze künstliche juste-millieu-System Louis Philippes, das ganze Gewebe der europäischen Diplomatik wird dadurch zuschanden gemacht. Das ist ein Gegengift der Bundestag-Ordonnanzen.
Ihr Bild habe ich mit dem Kästchen in Wachstuch einpacken und mit eigens dazu verfertigten starken ledernen Riemen unter dem Vorderkoffer des Wagens befestigen lassen. So bändigt man die widerspenstigen Weiber.

Mittwoch d. 26. Es ist heute kein Brief von Ihnen gekommen. Ich reise in einer Stunde ab. Adieu. Von Luzern bald mehr.

Bitten Sie doch Rindskopf, mir eine Anweisung auf Basel zu schicken (wenn nach Luzern keine zu haben ist). Nach Basel ist ja ein sehr bedeutender Handel, und es kann ja an Gelegenheit gar nicht fehlen.
Ich kann es Ihnen nicht beschreiben, mit welcher Freundlichkeit ich hier behandelt worden. Alle lieben mich, und die Weiber sind ganz vernarrt in mich.
Grüße an Schmitt. Wie geht es mit seiner Gesundheit?

B.

444.

Nr. 30 *Luzern, Donnerstag, d. 27. Sept. 1832*

Seit gestern abend bin ich hier, ich, unglücklicher als Ulysses — ich fliehe mein Vaterland und finde es überall. Jener suchte es nur und erkannte es nicht, als er es endlich gefunden. Ich kam gestern nach Sonnenuntergang hier an und sah die ersten hohen Alpen in der Dämmerung, und da dämmerte auch eine neue Welt in mir. Aber gleich darauf in meinem Zimmer las ich die deutschen Zeitungen und von dem Wüten des losgebundenen Bundestages, und da war alles wie ein Traum verschwunden, und ich lebte wieder in der flachen Wirklichkeit. Doch soll Ihnen das nicht leid tun; ich müßte gelähmt sein, wenn ich das nicht fühlte, und besser Schmerzen als Lähmung. Das Wirtshaus, in das ich eingekehrt (der Adler), das beste und vornehmste der Stadt, liegt in einer engen Gasse, aber so eng wie in Frankfurt die Gelnhäusergasse. Ich ging heute ein Privatlogis zu suchen, wobei mir Freunde behülflich waren; aber es war keins zu finden. Ich muß also im Gasthaus bleiben, doch wahrscheinlich in ein anderes ziehen, das am See liegt und eine schöne Aussicht hat. Es heißt zur *Waage* und paßt also sehr für den ehemaligen Herausgeber der Wage. Schon diesen Morgen um 8 Uhr bekam ich Besuch vom Aarauer Gesandten bei der Tagsatzung, dem

seine Frau meine Ankunft gemeldet; der blieb eine ganze Stunde bei mir und hielt mich auf auf meinem Wege zur Grotte des Antiporas. Das war schrecklich, und ich hätte bald nicht bloß die Geduld verloren. Ein gemütlicher geistreicher Mann; aber o Jammer! ein Dichter. Er sprach mit mir schon von seinen Gedichten, und kleine schwarze poetische Wölkchen ziehen sich am Horizont zusammen, und morgen kann das Ungewitter losbrechen. Ach! wie oft beneidete ich einen Reisenden, der kein berühmter Mann ist wie ich, und den keiner stört. Ich sollte eigentlich den Conrad für mich ausgeben, was recht leicht zu tun wäre. Wissen Sie, daß er Reisebilder macht wie Heine? Gestern, als er die Schneeberge sah, bemerkte er mir und lachte dabei — er freute sich seiner poetischen Flügel — „es ist sonderbar, wenn man so dem Winter ins Gesicht sieht". Und als fleißiger Künstler arbeitete er dieses Bild noch schöner aus, und vorhin, als wir zurückkamen, sagte er: „Es ist sonderbar, wenn man zwei Jahreszeiten zugleich sieht." *Als wir zurückkamen*, sagte ich. Ich habe mich verraten. Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen gar nichts zu sagen von der Herrlichkeit dieser Gebirgswelt, an deren Eingange ich doch erst stehe. Ich meine, das müßte Ihnen Verdruß machen, Ihnen das Gefühl getäuschter Hoffnung erneuern. Aber Sie werden sich doch freuen über die Freude eines andern, auch wenn Sie sie nicht teilen können. Es übertrifft die Erwartung, und es schauerte mich als etwas Fremdes an, was ich doch so oft im Bilde gesehen, was ich mir alle seit vielen Jahren so klar vorgestellt. Um 4 Uhr Nachmittag setzte ich mich mit Conrad Heine in eine Gondel und schiffte den See hinaus. Luzern liegt am Fuße des Pilatus, man glaubt seinen Gipfel mit der Hand erreichen zu können, und man braucht doch 7 Stunden hinaufzukommen. Gegenüber liegt der viel niederige Rigi, so klar, daß man mit bloßen Augen das untere Wirtshaus

darauf sieht. Der See glatt wie ein Spiegel, das Wetter kann nicht herrlicher gedichtet werden. Und wenn man so weiter schifft, treten die Berge und Gletscher immer näher heran, einer über dem andern, immer einer höher als der vorige. Es schien mir, als kämen sie mir entgegen, als sähen sie sich einander über Schultern und Köpfe, mich vorüberfahren zu sehen. Was wir, die wir nur den Rhein, den Taunus, Heidelberg gesehen, schöne Gegend nennen, kann hier nicht angewendet werden. Es ist wie ein Warenlager der Natur, wo hundert schöne Gegenden aufgehäuft liegen und des Käufers warten. Da hörte ich doch ein neues Lied; aber weil Sie mir fehlten, war es eine Melodie ohne Text. Nach Sonnenuntergang, bei immer steigender Dämmerung, kehrte ich zurück. Vor mir über der Stadt brannte hell das Abendrot; wie ich nun zurücksah, wo zwischen den Bergen schon Nacht war, war es wie ein Schrecken, was ich fühlte. Es war, als ginge dort die Welt unter und als wäre es die ewige Nacht, die immer näher, alles verschlingend, der Stadt zuflutete, die noch im Lichte des Lebens glänzte. Und das ist erst der Anfang. Übermorgen will ich die ganze Länge des Sees bis Altdorf durchschiffen. Das sind acht Stunden. Da sehe ich Brunnen, Küßnacht, Tells Kapelle und Platte. Strauss kennt das alle. Das ist eine Reise von 2 Tagen. Und bei diesem Wetter, sagen mir die Schiffer, kömmt kein Sturm. Es ist auch, als fahre man über eine Eisenbahn [Eisbahn?], so wenig rührt sich das Wasser. Morgen könnte ein Brief von Ihnen kommen, wenigstens der letzte nach Aarau. Wenn keiner kömmt, schreie ich miau! Das sage ich Ihnen vorher. Gute Nacht!

Freitag d. 28. Sept. Ihren sehr lieben Brief erhalten, der mir Freude gemacht. Zum Reisen ist es ja nicht zu spät, sondern das Wetter schöner als je. Man riet mir hier an,

noch nach dem Berner Oberland zu reisen, das werde ich aber doch nicht tun, sondern mich mit den nähern Partien begnügen, die ich oben angegeben. Seien Sie ohne Angst, ich werde weder Schiffbruch leiden noch mich erkälten. Ich reise morgen ab und komme den 3ten Tag zurück. Vor nächsten Dienstag oder Mittwoch kann ich Ihnen also nicht schreiben. Die Cholera in Paris, schon jetzt so unbedeutend, wird, ehe ich abreise, ganz aufgehört haben. Ich bleibe noch 14 Tage in der Schweiz. Von hier gehe ich nach Basel, wo ich auch einige Tage bleibe.

Es freut mich, daß Sie meine Bedenklichkeiten mit Benzel-Sternau gut heißen. Der Gräfin habe ich noch gar nicht geschrieben, doch einmal muß ich es noch tun; aber ein für allemal. – Ich bin ganz vergnügt, seien Sie es nur auch. Geduld mein Hermelinchen! Es ist noch lange bis Pfingsten – Gut Jondef! Fasten Sie Jom Kipper nicht zu viel, daß Sie sich den Magen nicht verderben. – Ich habe schon wieder Besuch gehabt. Merkwürdig ist, daß mich die Leute hier früher besuchen, ehe ich zu ihnen gehe. – Auf dem Vierwaldstättersee ist sehr strenge Aufsicht der Obrigkeit auf die Schiffe. Man muß, um bei ungünstigem Winde Hülfe zu haben, *drei* Schiffsleute nehmen. Ihnen wird das recht sein, mir aber tut das leid, weil das Fahren so teuer kömmt. Von hier nach Flüelen am Ende des Sees fährt man in 6 Stunden, und dafür muß man 11 Gulden bezahlen. Wenn man mit dem nämlichen Schiffe gleich zurückfährt, die Hälfte. Ich aber werde von Altdorf über Zug und Schwyz zu Lande nach Luzern fahren. Die Abwechslung ist interessanter. Wären Sie nur dabei.

Das schwarzbraune Mädchen ist noch wie ein Bullenbeißer unter dem Wagen festgemacht und führt, in eine dunkle Remise gesperrt, ein sehr trauriges Leben. Ich wollte es nicht eher in mein Zimmer nehmen, bis ich in

mein neues Logis gezogen. – Nun adieu. Ich muß ausgehen wegen der Wohnung, und um 12 geht die Post weg. Gehen Sie mit Strauss viel spazieren. Führt er Sie am Arm? Als ich dieses schrieb, legte ich die Feder weg und schlenkerte mit beiden Armen in die Luft herum, ihre Freiheit zu probieren. Es ist noch alles gut. Also ich soll keine Kellnerin mitbringen? O schwarzbraune Eifersucht! Daran ist keiner wie der Strauss schuld. Ich habe das gleich gefürchtet. Ist die Caroline noch bei Ihnen? Was macht die Marie Stumme? Grüßen Sie sie gelegentlich und auch Jansons. Adieu

B.

445.

Nr. 31 *Luzern, Dienstag, d. 2. Okt. 1832*

Aus dem Lande Uri vom Fuße des Gotthard zurückzukommen und zu Hause zwei Briefe von Ihnen vorzufinden, das ist das große Los mit einer Prämie. Die vergangene Nacht schlief ich in Zug. Ich wollte von da auf dem Zuger See nach Immensee fahren und zu Fuß durch Tells *hohle Gasse* gehen und dann von Küssnacht zu Land oder zu Wasser nach Luzern zurück. So wäre ich diesen Abend erst angekommen. Aber ich schmachtete nach Ihren Briefen. Wie ich diesen Morgen aufwachte, sah ich zu meiner großen Freude, daß der Himmel von Wolken bedeckt war und das Wetter kühl. Und in meinem Buche las ich vom Zuger See: „Außer dem furchtbaren Föhn ist auch der Nordwestwind, *Arbis* genannt, gefährlich." Des allen freute ich mich. Ich überredete mich, auf dem See könnte ich bei solchem Wetter untergehen und mich erkälten, und es wäre besser, den geraden und kürzeren Weg zu Lande zu machen. So kam ich schon Mittag hier an. Da Küssnacht nicht weit von hier ist, kann ich das Versäumte zwischen Morgen und Abend nachholen. Jetzt zuerst zu Ihren Briefen. Ich rate

Ihnen, wenn ohne Erlaubnis heiraten üble Folgen nach sich ziehen kann, lieber zu warten. Aber so lange es noch dauern möge, ich rechne sicher darauf, Sie diesen Winter in Paris zu sehen. Ich werde mir dort die fernere Ausbildung des Strauss sehr angelegen sein lassen, denn ich sehe, daß der junge Mensch Talent hat. Er hat wieder einen charmanten Brief geschrieben. Ich habe ihn zweimal gelesen und darüber zweimal gelacht. Mit dem Geldschicken warten Sie noch, bis ich es bestimme. Aber unterdessen könnten Sie immer nachfragen, ob nicht eine Anweisung auf Basel zu haben sei. Sie ist bestimmt zu haben, da Basel ein bedeutender Wechselplatz ist. Sie muß *auf Sicht* ausgestellt sein, weil ich noch nicht weiß, wenn ich nach Basel komme. Vergessen Sie ja nicht, bei Reis das *puncto puncti* zu besorgen. Es ist mir viel daran gelegen. Daß der Strauss lacht, das muß Sie nicht argwöhnisch machen. Er hat gut lachen! Er hat einen guten Magen und braucht, seine Verdauung zu stärken, keine Schafgarbe zu saufen wie ich. Das ist das ganze Geheimnis. O lieber Freund! hätten Sie nur die Wirtstöchter in der Waage nicht erwähnt, jetzt grade wo ich Schafgarbe gebrauche. Sie haben alte Wunden wieder aufgerissen. Seit drei Stunden (so lange ist es, daß ich sie nicht gesehen) hatte ich sie vergessen. Ich logiere nicht dort, sondern in einem Privatlogis. Als ich herkam, kehrte ich in den Adler ein, der noch teuerer ist als die Waage. Aber ich gehe dorthin essen. Sie sind schön, die Wirtstöchter, aber was haben wir junge Leute davon? Man muß 65 Jahre alt sein, ein halbes Lächlen, und 70, ein ganzes von ihnen zu bekommen. Mich armen Lebensteufel von nur 46 Jahren starrten sie wie Gletscher ins Gesicht, starr und kalt, obzwar hold wie im Rosenschein der Abendröte. O die Schafgarbe! Ruhe findet man nur im Grabe. – Die Angst vor der Cholera müssen Sie durchaus loszuwerden suchen. Sie kömmt überall hin,

kehrt überall zurück. Doch jetzt hat sie in Paris aufgehört, und im Winter, sobald, bricht sie sicher nicht wieder aus. Den 14. Oktober werde ich auf jeden Fall noch in der Schweiz sein, um einem großen Schützenfeste beizuwohnen, das an diesem Tage, von Patrioten aus politischen Gründen veranlaßt, statthaben wird.

Ob Sie mein Bild mitnehmen sollen – ich wünsche es, doch weiß ich nicht zu raten. Da Sie keinen eignen Wagen haben, möchte solch Gepäck lästig werden. Und beim Transport durch Post oder Fuhrmann könnte es beschädigt werden. Ihr Bild festzumachen, sind so viel Riemen verwendet, daß man ein Pferd damit satteln könnte. – Wenn Sie es durchaus nicht für nötig halten, dem Dr. Reinganum etwas zu kaufen, möchte ich für jetzt das Geld sparen. Ich warte lieber, bis Ihre badische Lose gewinnen. – Was ich Ihnen von Dr. Sichel geschrieben, müssen Sie so genau nicht nehmen. Um des Geldes willen würde er mich freilich in keine Lebensgefahr bringen. Aber wozu ihm schreiben? Die Cholera hat aufgehört, es werden keine Bulletins mehr bekannt gemacht. Und ob sie wiederkomme oder nicht, darüber weiß Sichel nicht mehr als ich auch. Im unglücklichen Falle kann man sich ja jeder Zeit von dort in eine gesunde Gegend Frankreichs wenden. Der alte Hirsch wohnt in der ungesundesten Lage der Stadt, in einer verpesteten Luft. Es ist ein Wunder, daß seine Familie so glücklich davongekommen. – „Beim Schützenfest nehmen Sie sich ja in acht, nicht erschossen zu werden."

Eine herrliche Reise habe ich gemacht. Ich habe auch allerlei notiert, es später auszuarbeiten, um etwas zu verdienen. Für den Strauss, der die Gegend kennt, will ich nur kurz die Route bemerken. Samstag nachmittag fuhr ich nach einem Dorfe *Winkel* zu Lande, das am See liegt. Von da in einer halben Stunde nach *Stansstaad* zu Wasser. Von dort zu Fuß nach *Stans* in Unterwalden, wo

ich übernachtete. Morgens ging ich nach *Stansstaad* zurück und nahm dort ein Schiff nach Flüelen. Auf dem Wege am *Grütli* und *Tellskapelle* ausgestiegen. Von Flüelen zu Fuß nach *Altdorf*, wo ich übernachtete. Sonntag morgen ging ich nach *Bürglen*. Von da zurück nach Altdorf. Von da zu Wasser nach *Brunnen*. Von da zu Land über *Schwyz*, *Goldau* und *Arth* nach *Zug*, wo ich Montag nacht zubrachte. Von Zug fuhr ich heute morgen zu Land nach Luzern; Küssnacht und Sarnen in Unterwalden werde ich ein anderes Mal besuchen.
Die beiden Blümchen, eins für Sie, eins für Strauss, sind auf dem Grütli gepflückt. *Bürglen* – wie bin ich so froh, daß ich Ihnen das nicht beschreiben kann, Sie, ja Sie hätten schwarzen Neid auf mich. Das ist nicht Wirklichkeit, das ist ein Gedicht. In *Bürglen* ist Tell geboren und gestorben; kein Held hatte eine schönere Wiege und ein schöneres Grab, wie keiner ein schöneres Leben und einen schönern Tod. Er ertrank hochbejahrt im tobenden Schächenbach, als er bei einer Überschwemmung ein Kind aus den Fluten retten wollte. Von himmelhohen Bergen rings umschlossen grünt das kleine Tal, und aus Felsen hervor, Felsen hinunter tobt der Schächenbach so wild, daß man glaubt, die hohen Berge hätten sich dahin gestellt, ihn zu bewachen. Und das alle am Fuße des Gotthards! Meine Phantasie war schnell darüber in Italien, und ich seufzte ihr nach. In 12 Stunden hätte ich unter Pomeranzen wandern können. Wie beneidete ich die Kühe, die ich vor Altdorf und den folgenden Tag in großen Herden kommen sah. Sie werden über dem Gotthard zum großen Viehmarkte in *Locarno* getrieben. Das sah sehr reizend aus. Einer der Treiber, ein Schwyzer, jodelte herrlich, daß es zwischen den Bergen widerhallte. Alle Treiber hatten holzerne Melknäpfe auf dem Rücken. Die vornehmste Kuh trug eine Glocke, so groß wie der größte Kürbis, am Halse. Auf meine Frage, wozu die große

Glocke, antwortete man mir: die Kühe hätten ihre Freude daran. Am Halse tragen die Kühe kleine hölzerne Schemelchen, worauf sich die Treiber setzen, wenn sie melken. Die Milch wird auf dem Wege verkauft. Als ich nach Flüelen kam, es war Sonntag, fand ich die ganze Dorfjugend, eine Schar kleiner Tells, mit Bogen bewaffnet und mit Pfeilen nach der Scheibe schießend. Ich zahlte einen Batzen für einen Schuß und traf so glücklich, daß, wenn der Apfel auf dem Kopf des kleinen Tell so groß gewesen wäre als die Scheibe, die drei Schuh im Durchmesser hatte, ich zwar den Apfel nicht getroffen hätte, aber den Knaben auch nicht; denn ich hätte ihn gerade unter die Beine weggeschossen. Mein Pfeil blieb gerade über dem Boden in der Stange stecken, auf welcher die Scheibe stand. Ich wurde von allen Buben ausgelacht und ging beschämt fort.

Meine Erwartung übertroffen hat die schauervolle Szene von Goldau. Wäre ich damals gerade dort gewesen, und man hätte mir vorhergesagt, der Berg würde einstürzen, ich hätte mich 500 Schritte zurückgezogen und hätte ganz ruhig das Schauspiel abgewartet und wäre begraben worden. Häuserhohe Felsen wurden eine Stunde weit geschleudert. Der Weg, auf dem man jetzt fährt und der hoch liegt, war früher ein Tal, der von Schutt und Steinen ausgefüllt worden. Ein großes Stück des Lowerzersees wurde davon ausgefüllt. Und jetzt haben sich dort wieder Menschen angesiedelt, und ich habe sie an den Fenstern lachen sehen. – Nachmittags hatte ich starken Wind auf dem See, wobei mir etwas bänglich zumute war. Ein Sturm muß da fürchterlich sein. Ans Land zu gelangen hilft einem gar nichts; die Ufer sind gewöhnlich so glatt und steil, daß kein Vogel Platz hätte, sich dahin zu retten. Der gefährliche Wind ist der Föhn. Er war in der Luft, kam aber nicht herunter. Der Föhn ist nämlich der warme Ostwind, der aus Italien über den Gotthard

kömmt. Unmittelbar kann er nicht über das flache Land und über das Wasser streichen. Er muß erst die Berge herunter in die tiefern Luftregionen steigen, und das sieht man vorher. Ich sah weiße Wölkchen über den Bergen und den Wind mit den Blättern der Bäume spielen, die hoch oben standen. Doch immer kömmt er nicht herunter. Aber auch bei gutem Wetter ändert sich der Wind auf dem Vierwaldstättersee jede halbe Stunde. Sooft man um eine Felsenecke biegt, ändert sich die Luft und mit ihr das Wasser. Jetzt ist es glatt und grün wie eine Wiese. Gleich darauf kräuselt sich das Wasser, und bald schlägt es hohe Wellen. Auf dem Rütli war ein Tag vor mir der Dichter Uhland und hatte einen Reim ins Buch geschrieben. Zu gleicher Zeit eine Pole, der in einer langen Rede mit herzzerreißenden Klagen über sein Vaterland schrieb. Er sagte unter andern: Die Schweiz hatte nur einen Gessler, Polen hat 3. – Alle Fremdenbücher in den Wirtshäusern sind mit komischen Klagen der Reisenden über die Prellereien der Wirte ausgefüllt. Es ist oft zum Lachen. So las ich in Schwyz den langen Jammer eines Franzosen, der herrechnet, was er genossen und wieviel er dafür bezahlt. Es ist eine ganze Seite des Buchs. Am Schlusse sagt er: er müsse alles widerrufen. Er habe geglaubt, es sei von Schweizer Franken die Rede, und bei Bezahlung der Rechnung habe er gesehen, daß nur französische Franken gemeint waren. Man braucht aber schrecklich viel Geld. Freilich mußte ich Wagen und Schiff allein bezahlen, in Gesellschaft kömmt es wohlfeiler. Von Samstag abend bis Dienstag mittag, also 3 Nächte und 2½ Tage haben mich 49 Gulden gekostet! Und ich war bedacht, soviel als möglich zu sparen. In Aarau habe ich wohlfeil gelebt. Mein schönes Logis, 2 Zimmer und ein Bedientenzimmer, kostete mich täglich 40 Kreuzer. Hier muß ich für ein schlechteres täglich das Doppelte zahlen.

Daß Sie mir Bücher mitbringen sollen, davon war keine Rede. Dazu haben Sie keinen Platz. Ich möchte nur einen Katalog haben, um zu wissen, was ich besitze, wenn ich vielleicht später mir welche wollte schicken lassen. – Hören Sie denn gar nichts von meiner Familie, von meiner Schwester? Was sie von unserer Scheidung gesagt?

Mittwoch den 3. Okt. Heute schon wieder ein Brief! Sie sind sehr zudringlich. Freilich sind drei Briefe wöchentlich zuviel, vier wären auch genug, und dabei lassen Sie es bewenden. Der König von Spanien *ist schon wieder einmal gestorben,* kann man jetzt sehr gut mit Müllerchen im Bürgerkapitän sagen; denn jetzt soll er wirklich tot sein. Es lebe der Tod! Das paßt mir sehr in meinen Kram. – Mit der Anfrage an Dr. Reis hat es ja gar nichts zu eilen. Ich befinde mich bei der Schafgarbe gut und andere auch, und das ist die Hauptsache. Der Vorfall mit dem Michel Beer ist köstlich. Das war ein *tragischer* Fall. Jetzt hat er doch Stoff zu einem Drama. Nach Luzern (wenn es nicht schon geschehen) sollen Sie mir keine Anweisung schicken; da wäre ich ja in beständiger Erwartung derselben am Abreisen gehindert. Sondern nach Basel, wohin ich auf jeden Fall reisen werde. Bloß auf diesen heutigen Brief antworten Sie mir hier nach Luzern. Wo später, werde ich Ihnen schreiben. Mein Weg nach Basel geht wieder über Aarau zurück, und ich werde wahrscheinlich noch einige Tage dort bleiben. In Aarau fing ich erst an, mich zu amüsieren; als ich mich verliebte. Ich bin, ganz im Ernste, ohne weibliche Gesellschaft wie ein ungeschmiertes Rad: ich stöhne und krache und komme nicht von der Stelle. Wer sollte das von mir denken? Sie haben recht gehabt, dem Dr. Goldschmidt alles abzuleugnen. Lernen Sie endlich lügen. Das ist das Nötigste in der Ehe; hauptsächlich weil ich nicht lügen kann, möchte ich nicht heiraten. Ich habe und kann hier kein

Tagebuch führen. Wenn ich nach allem Sehen noch Zeit übrig habe, muß ich sie benutzen, den schon erwähnten Anhang zu meinen Briefen fertig zu machen, weil es kommen kann, daß das Manuskript nicht reicht. Das ist wieder in Stocken geraten. In Zürich war ich mit meinen Briefen selbst beschäftigt und konnte an nichts Neues denken. So bleibe ich aus Faulheit immer zurück. Ich will mich aber bessern.

Strauss soll mir eine Kiste mit allen den Büchern voll machen, die ich in eintreffendem Falle mir vielleicht werde schicken lassen. Ich kann ihm das nicht so genau bezeichnen, er muß den Verstand haben zu wissen, welche Bücher ein Ignorant wie ich oft zum Nachschlagen braucht. Also Sprach- und Sachwörterbücher, Grammatiken, Enzyklopädien, Historie. Wenn in der Kiste Platz übrigbleibt: Übersetzungen der lateinischen und griechischen Klassiker, die ich alle besitze. Von letztern so viel als es braucht, die größte der Kisten voll zu machen. Wenn noch Platz übrigbleibt, kann er Brabanter Taler hineinlegen. Adieu. Das Wetter ist fortwährend herrlich. Gruß an alle Welt. Pereat der Senat! B.

446.

Nr. 32 *Luzern, Samstag, d. 6. Okt. 1832*

Ich erhalte soeben Ihren Brief vom 2ten, also wieder erst am 5ten Tage. Ich muß Sie nun auch bitten, sich wegen Ihrer Heiratsgeschichte nicht zu ärgern. Wenn Sie der Sache kein baldiges Ende absehen, lassen Sie sich von einem Bacher trauen. Möge Sie diese erbärmliche Tyrannei der Frankfurter Regierung wenigsten in dem Vorhaben bestärken, nicht in Frankfurt zu leben, dann wären Ihnen diese Hindernisse eine heilsame Lehre. Ist es in Paris für immerwährend zu teuer, können wir doch einen großen Teil des Jahres in Genf leben oder in Lau-

sanne, die herrlichsten Orte der Welt. Ich habe erst gestern abend mit einem Lausanner (dem Prof. Monnard), den ich vor 10 Jahren in Paris kennengelernt und hier als Tagsatzungsgesandten wiedergefunden) über den Aufenthalt in Lausanne gesprochen. Er ist sehr billig. Er versichert, für *3 Louisdor* monatlich fände ich schon eine gute Pension, d. h. Kost und Logis in einer guten Familie. Dort (wie auch in Genf) ist nämlich seit langer Zeit das Pensionenwesen eingeführt. Es sind anständige Familien, die Gesellschaften geben und besuchen und ihre Pfleglinge mitnehmen. Ich erinnere mich, in Reisebüchern gelesen zu haben, daß das Ansehen eines Fremden in Lausanne mit dem Range (d. h. mit dem Preise) der Pension, in die er sich begibt, ganz in Verhältnis steht, so daß je vornehmer die Pension, je bessere Gesellschaften stehen dem Fremden offen. Jetzt berechnen Sie, daß wir zwei Paare (Sie und Strauss und ich und Conrad) für 6 Louisdor dort monatlich Kost und Logis haben können. Das wäre, andere Ausgaben hinzugerechnet, monatlich 100 Gulden. Wenn dann auch Sie nicht Lust und Geld hätten, jeden Winter einige Monate mit mir in Paris zuzubringen, ging' ich allein hin; wir wären dann aber immer die größere Hälfte des Jahres beisammen.

Nach Bern kann ich jetzt nicht, das ist zu weit von hier, und die bloße Stadt zu sehen, lohnte sich des Aufwands nicht. Auch fängt das Wetter an, unsicher zu werden. — Ich werde künftigen Mittwoch wieder nach Aarau reisen. [— — —].
Ihnen was ich gesehen in der Schweiz, umständlich zu beschreiben, dazu habe ich wirklich weder Zeit noch Ruhe. Indessen ist allerlei notiert, daraus einmal (und wenn längere Schweizerreisen künftig dazu kommen) etwas zu machen. Gestern fuhr ich zu Land nach Küssnacht. Nahe dort ist die *hohle Gasse*, wo Tell den Gessler erschossen,

und eine Kapelle bezeichnet den Ort der Tat. Ins Fremdenbuch dort schrieb ich folgende Reime:

Er faßt 'nen langen Bogen
War keiner von Papier,
Hat aus dem Köcher gezogen
Kein Federlein wie wir.

Mit feigem Protestieren,
Untertäniger Bitte
Mocht' er nicht Zeit verlieren —
Traf gleich die rechte Mitte.

Drauf zog das Volk mit Lanzen
Gen das monarch'sche Prinzip,
Gen Östreichs Ordonnanzen,
Den uralten Freiheitsdieb.

Und meinen Namen drunter. Was mir in der Schweiz wohltut, dessen Geschichte ich jetzt lese in Büchern und in Felsenschrift an den Bergen, ist der Schweiz uralter Haß gegen Österreich und wie letzteres immer zuschanden geschlagen worden. Wie dieser Haß glühend war, lehrt folgende Stelle in Müllers Geschichte: „Von derselbigen Zeit an (Ende des 14ten Jahrhunderts) wurzelte immer tiefer ein bitterer Haß des östreichischen Volks und Adels, den sie nicht geduldig nur nennen hören konnten. Keinem konnten sie vergeben, von Östreich in der Schweiz Gutes zu sprechen; wer seinen Helm oder Hut (wie die Herzoge zu tun pflegten) mit Pfaufedern hätte schmücken wollen, würde von dem Volk umgebracht worden sein. Es ist aufgezeichnet worden, daß in der ganzen Schweiz kein Pfau habe sein dürfen; als einem eidgenössischen Mann, der in einer öffentlichen Schenke saß, ein Spiel der Sonnenstrahlen die Farben des

Pfauenschweifs in sein Glas voll Wein gebildet, habe er sein Schwert ausgezogen und mit hundert Flüchen das Glas in Stücken geschlagen." Ja so muß man Österreich hassen oder noch besser — wie ich.
Die alte Heldengeschichten der Schweiz und der Schauplatz ihrer schönsten Taten (die Ufer des Vierwaldstättersees) lernen Sie am besten aus Schillers Wilhelm Tell kennen. Er hat alles der Natur und Geschichte gemäß erzählt. Schiller war nie mit einem Fuße in der Schweiz (wahrscheinlich aus Geldnot nicht), und als er den Tell schrieb, ließ er sich die Landschaften schildern und zeichnen. Ich sah wieder, daß mehr der Dichter als der Geschichtschreiber Heldentaten verewigt; denn mehr aus Schillers Tell als aus der Geschichte kannte ich der Schweizer Großtaten. In den 4 Urkantonen ist kein Berg und kein Tal, die nicht durch eine große Tat verewigt. Diese Heldenzeit der Schweizer hat viel Ähnlichkeit mit der der Griechen und Römer, wie wohl mit der jeden Volks. Wäre die unleidliche Aufklärung nicht, zu welcher schönen Mythologie wäre nicht die alte Schweizergeschichte in diesen fünf Jahrhunderten ausgeschmückt worden. Sie hätten ihren Theseus, ihren Herkules, ihre Lucrezia. Aber das Christentum hat nicht alles verdorben. Zum Glück fiel die schönste Schweizergeschichte vor der Reformation und in Ländern, die bis heute noch katholisch geblieben. Tell wird wie ein Gott verehrt. Er hat an allen Schauplätzen seines Lebens und Wirkens Kapellen, in denen Gottesdienst geschieht und wohin zu verschiedenen Zeiten gewallfahrt wird. An Kapellen, öffentlichen und Privatgebäuden sieht man seine Lebensszenen abgebildet. Er steht in Stein auf Brunnen, so auch Arnold von Winkelried und das Bild anderer Helden. Wie wohl mir das in der Schweiz tut, kein Bild eines Fürsten zu sehen, sondern nur das von Männern aus dem Volk . . . Auch die katholische Andacht der Leute erfreut mich. Wo

auf dem Wege eine Kapelle steht, sieht man Männer, Weiber und Kinder darin, davor knien. Gestern auf meinem Wege fand ich so ein schönes Bild. Die Kapelle war verschlossen. Bauernweiber knieten vor dem Gitter, der den Blick in das Innere gibt. Eine, die vor dem Gitter keinen Platz gefunden, kniete vor der geschlossenen Türe, genau da, wo beide Türflügel die Spalte bilden, als könne ihr Gebet da leichter eindringen als durch die Mauer, vor der sie bequemeren Platz gefunden hätte. Der Weg nach Küssnacht ist herrlich. Überhaupt finde ich viel reizender, an den Ufern der Seen zu Land zu reisen, als auf dem Wasser. Die Ufer sind gewöhnlich hoch, und man hat dort eine schönere Ansicht hinab auf das Wasser und die Ufer als auf dem Wasser hinauf und hinüber.

Ich Esel schrieb Ihnen neulich von Grütli-Blumen und vergaß sie einzuschließen. Heute tue ich es (wenn ich es nicht wieder vergesse). Verwahren Sie die Blumen gut. Sie können noch einmal neben Schwert und Dolch auf einem Kriminaltisch prangen, wenn früher oder später unsere demagogische Umtriebe zur Untersuchung kommen und wir, weil wir die bestehenden Dinge umstürzen wollten, geköpft werden. Dann werden die Blümchen von dem revolutionären Grütli gegen uns zeugen.

Gestern abend war ich (bei schon erwähntem Monnard) in Gesellschaft. Da fand ich fast alle Tagsatzunggesandte. Lauter Bürgerliche, doch führt der Präsident den Titel Exzellenz. Die Sitzungen der Tagsatzung sind zwar nicht öffentlich, doch war da gar keine Geheimniskrämerei, wie bei monarchischen Diplomaten. Ich fragte den Präsident und die andern alles, was ich wissen wollte, was sie verhandeln, in der und jener Sache beschlossen oder beschließen werden. Sie sagten mir alles. Bei Tische fingen alle Gesandten an, eine Art Studentenlied zu singen, der Präsident (ein großer starker Mann und von diplomatischem Ansehen) sang mit. Er saß auf dem Sofa,

ich neben ihm. Da verglich ich in Gedanken dieses diplomatische Souper mit einem Frankfurter des Bundestags, und wie sich das dort ausnehmen würde, wenn Herr von Münch-Bellinghausen mit Herrn von Nagler und den übrigen ein Lied sängen, und da mußte ich lachen. Es waren meistens Männer von meinem Alter, wenige älter, viele jünger. Sehr artige Leute, besonders die aus der französischen u. italienischen Schweiz. Es wurden drei Sprachen gesprochen. Meine Pariser Briefe kannten die meisten. Was Sie mir neulich von Ochs geschrieben, daß er hübsch geworden, ist merkwürdig. Es scheint, daß in dieser Zeit die Brustkrankheiten mit Schönheit endigen. Stellen Sie sich vor: ich bin auch schön geworden. Seit wie lange, weiß ich nicht. Erst vor einigen Tagen, da ich in meinem blauen Morgenhalstuche vor einem großen Spiegel frühstückte, entdeckte ich es. Wenn das die Weiber erfahren, bekommen sie alle die Schwindsucht. – Ist Hiller noch in Frankfurt oder schon nach Paris zurück. Meyerbeer ist wieder dort und schreibt eine komische Oper. Warum geht der Schmitt nicht einmal hin? Und Sie? kommen Sie denn auch gewiß? Das Geld darf Sie nicht abschrekken. Ich ernähre Sie dort, wie man alle Blumen ernährt – mit Wasser. – Adieu. Und Geduld, mein Hermelinchen! Vergessen Sie Reis und puncto puncti nicht. B.

447.

Nr. 33 *Luzern, Sonntag, d. 7. Okt. 1832*

Wir wollen ein wenig plaudern. Heute ist Regenwetter, doch warm. Ich habe es noch gut getroffen mit meiner Reise. Jetzt muß ich darauf sehen, schönes Wetter auch für die Pariserreise abzupassen, denn wenn Regenwetter die Wege schlecht gemacht, ist das Reisen sehr lästig. – Wenn Sie nur bald einen Bacher finden, der Sie einsegnet. Könnte ich im Notfalle dieses nicht auch tun? Ich bin

ja auch ein Bacher. – Im Fremdenbuche in Küssnacht und früher noch an einem anderen, ich weiß nicht mehr an welchem Orte, stand unter dem 3. Okt., also nur zwei Tage vor mir, *Janson* aus Frankfurt eingeschrieben und zugleich der Russe Lieven. Ist das unser Janson und der Fürst Lieven, der als Maler reist?
Kürzlich las ich in einem Pariser Blatte: „Opinion de Börne sur Goethe" aus dem 8ten Teile übersetzt. – In Sursee, einem Orte zwischen Aarau und Luzern, habe ich eine sonderbare Sitte gefunden, die wahrscheinlich noch an andern Orten der Schweiz üblich ist. Den Leuten, die ein Verbrechen begangen haben, wird außer der gesetzlichen Strafe auch noch der Besuch der Wirts- und Schenkhäuser auf eine gewisse Anzahl Jahre untersagt. Im Wirtshaus zu Sursee hängt eine Tafel mit folgender gedruckter Überschrift: „Schwarze Tafel, oder Verzeichnis derjenigen Angehörigen des Gerichtsbezirks, denen der Besuch aller Wirts- und Schenkhäuser verboten ist." Darauf stehen die Namen der Verbrecher, die Art ihres Vergehens und auf wie lange Zeit ihnen Wirtshäuser verboten sind. Darunter sind einige Diebe. Mehrere wegen *Mutterschafts-Vergehen*. Die dürfen 2 Jahre keinen Wein trinken. Andere wegen *Vaterschafts-Vergehen* wurden nur mit 5 Monaten Abstinenz bestraft. Eine gewisse *Barbara* wegen *Erzeugung* unehelicher Kinder mit 2 Jahren. Also in Sursee *erzeugen* die Weiber ihre Kinder. Das ist merkwürdig. Am schlimmsten mit 6 Jahren Wirtshausverbannung wurde aber einer wegen *unbefugten Heiratens* bestraft. Das ist wichtig für Sie. Wenn Sie ohne Erlaubnis des Senats heiraten, dürfen Sie 6 Jahre kein Wirtshaus betreten. Wie wollen Sie dann reisen? – Gestern brachte mir jemand Grüße von Gans, der, während ich hier war, nach Aarau kam. In Luzern war er früher schon gewesen. Es tut mir leid, ihn versäumt zu haben.

Es ist auch Theater hier. Neulich sah ich eine Pantomime, *Arlequin in der bezauberten Kaffeemühle*, was recht hübsch war. Es war zum Verwundern, was in dem kleinen Hause und bei den wenigen Mitteln einer herumziehenden Truppe für schöne Metamorphosen vorkamen. Auch ist der Erfinder der Maschinerien ein Frankfurter, ein gewisser *Schnepf*, der beim Theater als Dekorationsmaler und zugleich als Schauspieler angestellt. Er hat wirklich Genie, spielte den Arlequin sehr gewandt, und seine Maschinen sind vortrefflich. Ich begreife nicht, warum man den Menschen nicht in Frankfurt anstellt. Der Direktor des Theaters, ein artiger solider Mann und bedrängter Familienvater, besuchte mich und zwar aus folgendem Grunde. Er habe gehört, ich sei in Baden gewesen, und er wolle sich erkundigen, wie es seinem Sohne gehe, der bei Spindler im Hause ist. Das ist der Junge, der mir diesen Sommer abgeschrieben. Ich konnte dem Vater die beste Auskunft geben. Er sagte mir, der Junge habe keinen Kopf. Spindler hat den Jungen zu sich genommen und will bis zu seiner vollendeten Erziehung für ihn sorgen. Das ist doch schön. Das Theater ist auf einer Bodenkammer des Jesuitengebäudes, und man muß drei Treppen steigen, ins Parterre zu kommen. Mich interessierte das Publikum, die schöne Welt. Die Weiber haben hübsche katholische Augen, aber noch so schön, ihre harte Schweizer Sprache macht sie sehr unliebenswürdig.

Montag 8. Okt. Gestern besuchte ich eine Stunde von hier einen öffentlichen Vergnügungsort. Sie können sich nichts Schöners denken als die Gegend um Luzern. Es ist ganz anders wie bei uns, auch Baden, das Murgtal gibt keine Vorstellung davon. Es ist ein anderes Grün, es sind andere Berge, ander Wasser. Ich kann mir denken, wie man in der Schweiz tage- und wochenlang zu Fuße reisen kann, ohne müde zu werden. Man hat immer ein nahes,

immer ein schönes und schöners Ziel. Immer ist es ein Berg, eine Felsenwand, welche den Weg zusperren. Da wird man neugierig zu wissen, wie es hinter dem Berg, hinter der Wand aussieht; hat man sie erreicht, lockt uns wieder ein nahes Ziel und so immerfort, und so wird man von Morgen bis Abend gelenkt. Merkwürdig ist das Spiel der Wolken in den Höhen der Berge gegen Abend. Ein Nebel erhebt sich und verhüllt die Mitte des Berges, die Spitze bleibt frei, so daß sie in der Luft zu schweben scheint. Oder der Berg wird bis an die untere Region eingehüllt und zeigt dann nur einen mäßigen Hügel. So suchte ich gestern abend (das Wetter war sonnenhell) den Pilatus und konnte ihn nicht finden. Endlich entdeckte ich, daß er von Wolken eingehüllt war. – Gestern abend war ich im Theater und sah Kotzebues „Kreuzfahrer". Balduin von Eichenhorst, Bohemund von Schwarzeneck, Emma von Falkenstein – es war prächtig; ich habe das seit so lange nicht gehört. Es war Sonntag, das Haus gedrückt voll. Ich hatte große Freude am weiblichen Publikum. Die ersten 6 Bänke des Parterres waren nur von Frauenzimmern besetzt und ich der einzige Herr unter ihnen. Von diesem Geplauder haben Sie keine Vorstellung. Sie sprachen alle miteinander, über die Bänke hinüber, rechts, links. Sie genierten sich gar nicht vor mir, drängten sich an mich, lehnten sich über mir um mit Nachbarinnen zu plaudern. Sie hatten keine Ahndung davon, daß sie einen gefährlichen Reisebeschreiber unter sich hatten, der so manches auffangen könne. Es war wie die Lamas und andere sanfte Tiere oder Vögel, die in Gegenden, wo nie ein Mensch gewesen, sich zutraulich dem ersten Menschen nahen und keine Furcht haben. Es ist erstaunlich, was diese Luzernerinnen für Ähnlichkeit mit Jüdinnen haben. Die nämliche Physiognomie, Lebhaftigkeit, die nämliche Sprache, dieselben eigentümlichen Worte und ganz der singend Ton jener.

Heute, kurz vor dem Essen, ging ich noch vor der Stadt hinaus spazieren. Da kam ich unversehens in ein kleines Tal rings von sanften Hügeln eingeschlossen. Und in dem Tale lagen wieder andere noch niedrigere Hügel. Es war ein Sofa von grüner Seide, rings an den Wänden schwellende Polster. Ich hätte mich hineinwerfen mögen, man meint, die Erde wäre elastisch. Ich kann Ihnen dieses Grün nicht beschreiben, es müßte Blinde heilen können. Nichts lieblicher als das Schellengeläute des Viehs, das jetzt von den Bergen herab ist und überall in der Ebene weidet. Kein Mensch in der Schweiz hat es besser als eine Kuh. Sie ist der Reichtum, der Adel des Schweizers, und so viele Kühe er hat, so viele Ahnen zählt er. Sobald im Frühling das erste Gras sproßt, werden sie hinaus auf die Weide geführt. Dann werden sie zu Berge getrieben, erst in die untern Regionen, dann in die mittlern, endlich im Sommer die höchsten Alpen hinauf. Im Herbste gehen sie so abweidend zurück. So reisen, wie es gewöhnlich geschieht in der Schweiz, möchte ich nicht. Wochen, monatelang von einem Ort zum andern jagen, nichts voll genießen, alles nur kosten – ist das nicht töricht? Wenn uns ein Berg, ein Tal entzückt, warum wegeilen nach einem andern Tale, einem andern Berge, bloß um zu Hause erzählen zu können, daß man dort gewesen? Ich will zwar nicht, daß man der ersten schönen Gegend treu bleibe und in einer christlichen Ehe mit ihr lebe; aber von Morgen bis Abend von einer zur andern flattern, das will ich auch nicht. Man soll in der Schweiz leben wie ein Türke in seinem Serail. Alles Schöne ist in der Nähe, gefällig, jede Laune zu befriedigen; aber man wähle eine Favoritin und werfe, wenn man ihrer satt ist, einer andern das Schnupftuch zu.

Wären Sie vor einigen Tagen mit mir hier gewesen und hätten sich von mir spazierenführen lassen, Sie hätten mir vor Wut eine Haarnadel in das Herz gestoßen. Ich

ging nämlich aus, auf meine Art die *Physiognomie* von Luzern kennenzulernen. Es war das herrlichste Wetter. Ich aber schlich mit unbeschreiblicher Wonne den schmalen Weg herum, der zwischen zwei hohe Mauern in einem Halbkreise die Stadt umgibt. Nichts als Mauern und Hütten. Keine Sonne, kein Feld, kein Baum. Nur eine kleine Seitenspitze des zackigen Pilatus schaute in die dürre Gasse von oben auf mich herab. Es war wie eine Zunge, die er herausstreckte, mich zu verspotten. Ich aber setzte mein Vergnügen fort und ließ mich nicht stören. Endlich kam ich zur Stadt hinaus ins Freie, geriet in eine weiche Wiese, über der von Schritt zu Schritt Steine gelegt waren, daß man trockenen Fußes hinüber kommen [konnte]. Dann gelangte ich an einen Bach, über den eine Art schwimmende Brücke führte. Ein Mädchen stand darauf mit einem Ruder, das Schiff ohne Bord abzudrücken. Ich wollte hinüber; aber sie bemerkte, hier führe kein Weg. Es war ein Landhaus auf eine Insel im See, durch einen schmalen Wasserarm vom Lande geschieden. Ich mußte den nämlichen Weg über die nasse Wiese, von Stein zu Stein hüpfend, in die Stadt zurück; noch einmal zwischen die hohen Mauern durch. Darüber ward es dunkel. Und hätten Sie darauf mich abends beim Tee nicht ermordet oder noch grausamer mit mir gegrollt? Ach, wie schön ist es, ledig zu sein! Ich kann es nicht erwarten, bis wir drei zusammenkommen und Sie das erste Mal mit mir zanken. Ich endossiere Ihren Zorn und schreibe darauf: für mich an die Ordre H. Sal. Strauss.

Dienstag d. 9. Okt. Soeben erhalte ich Ihren Brief. Küssen Sie für mich den goldnen Bacher, der mein Glück sichert. O wie schön, daß Sie bald kommen! Den Vogel im Käfig werde ich noch lieber haben, als da er frei war. Von Basel nach Straßburg sind 14 Meilen, und so weit wäre auch der Umweg, den ich zu machen hätte. Denn die Ent-

fernung von Basel nach Paris ist genau die nämliche wie die von Straßburg nach Paris. Welchen Weg ich ohnedies nehmen wollte, darüber war ich noch nicht entschlossen. Ich wollte mich in Basel erst erkundigen, auf welcher Route die Cholera aufgehört oder wenigstens am gelindesten ist. Wenn Sie unterdessen erfahren sollten, daß die Cholera in Straßburg ist und Sie das abschrecken sollte, rate ich Ihnen, nach Basel zu kommen. Wie unangenehm, daß es zehen bis 12 Tage dauert, bis ich Antwort von Ihnen bekomme. Ich dachte heute oder morgen schon Antwort auf meinen vorletzten Brief vom vorigen Mittwoch zu erhalten, worin ich Ihnen schrieb, mir ferner nach Aarau zu schreiben. Jetzt wird hier noch einer Ihrer Briefe ankommen, wenn ich schon fort bin. Morgen früh gehe ich nach Aarau. [— — —]. Sie können gleich entweder nach Straßburg oder nach Basel und mir vorausschreiben, wenn Sie hinkommen. In Straßburg logieren Sie *à la ville de Paris.* In Basel *in den 3 Königen.* Ich muß mich in jedem Falle ein paar Tage in Basel aufhalten. Erst heute am 6ten Tage habe ich Ihren Brief erhalten. – Wie machen Sie es denn mit Ihrem Paß? Als Madame Strauss dürfen Sie sich keinen ausstellen lassen, sonst erfährt der Römer, daß Sie verheiratet sind. Versäumen Sie nur den Paß und das Visa des franz. Gesandten nicht. An Jom Kipper essen ist recht; aber um Kartoffelklöß möchte ich die Sünde nicht begehen. So wird's euch auch ausgehen. Im Ginim müßt Ihr feurige Klöß essen. Was habt Ihr denn für romantische Pläne? Ich bin sehr neugierig. Wer hat denn bei der Hochzeit das *Unterführen.* Der Dr. Greilsheim ist ein Ignorant, wenn er behauptet, die Schafgarbe sei kein heroisches[?] Mittel. In 9 Monaten will ich ihm das Gegenteil beweisen.

Warum wollen Sie denn nach Mainz am Rhein? Wenn Sie nach Straßburg wollen, wäre ja noch Heidelberg. Das

ist der Weg. Gott weiß, ob Sie in diesem Augenblicke schon Mad. Strauss oder noch Mad. Wohl sind. Ich aber bin und bleibe der alte B. geb. W.

Eine höllische Rache habe ich mir ersonnen, Ihre Untreue zu bestrafen. Von jetzt an, da Sie heiraten, werde ich suchen, dick, rot und sehr gesund zu werden, um Sie in üblen Ruf zu bringen, da ich es früher nicht war.
Eben habe ich gesungen. Wäre nur einer da, der mich fragte: was ist die Simmche? Gruß an Jean-qui-pour.

448.

Nr. 34 *Luzern, Mittwoch, d. 10ten Okt. 1832*

Eben, da schon der Wagen vor der Türe steht, erhalte ich Ihren Brief vom Samstag, und einige wenige Worte darauf. Also jetzt Madame Strauss! Je l'ai échappé belle. O meine teuere Wohltäterin, ich werde es Ihnen nie vergessen, ich habe Ihnen das ganze Glück meines Lebens zu verdanken.
Aber Sie sagen ja kein Wort von Paris? Wollen Sie denn nicht hin? Mir wird bange. Heute abend komme ich nach Aarau. Ich kann von dort nicht fort, ehe ich weiß, ob Sie meiner letzten Anweisung zufolge mir Geld geschickt haben oder nicht. Wenn letzteres, und Sie wissen, daß ich es aus Ihrem nächsten Briefe erfahre, schreiben Sie mir nach Basel. So schnell, als Strauss und ich selbst es wünsche, kann ich unmöglich in Straßburg sein. Ich muß erst Ihren nächsten Brief abwarten.
Ach, wäre ich nur bei der Sude bei Hecht. Ich wollte vor Freude Chassen, Baß und Sänger zugleich machen. Aber Ihre Mutter ist mir eine Erkenntlichkeit schuldig. Masseldof! Euch und doppelt mir. Adieu Wohltäterin. Adieu lieber Schwager. Weisheit, dein Name ist Börne!
Wie geht's mit puncto puncti? B. geb. W.

449.

Nr. 35 *Aarau, Sonntag, den 14. Okt. 1832*

Ihren Brief aus Hattersheim vom 8. Okt. habe ich heute erst, also am 7ten Tag erhalten. Also geheiratet! Nun, Gott segne euch — und ich würde gern hinzusetzen: und vermehre euch wie Sand im Meer; aber das gäbe eine schöne Welt voll Dummköpfe. Nein, wie dumm Ihr seid, es ist unglaublich! Das habt Ihr gar nicht berechnet, daß ich Ihre Briefe von Frankfurt gewöhnlich erst den 6. Tag erhalte; daß, wenn Sie sich am Rhein, etwa in Rüdesheim, aufhalten, wo keine Post [mit] Regelmäßigkeit abgeht, noch 2 Tage dazu kommen; daß ebensoviel Zeit mein Brief auf dem Wege zu Ihnen zubringt. Und jetzt erwarten Sie meine Bestimmung, wenn ich in Straßburg sein will! Warum haben Sie mir nicht geschrieben: „Den Tag bin ich in Straßburg, kommen Sie hin." Da Sie doch wissen, daß ich ganz frei bin? Hätten Sie das getan, könnten wir uns schon übermorgen dort treffen. Jetzt aber muß ich 6 Tage rechnen, bis Sie meinen Brief erhalten, dann 3 Tage zu Ihrer Reise, und wer weiß, ob das zureicht. Noch obendrein kann ich nicht einmal Ihre Antwort auf diesen Brief abwarten. Ich bestimme also *Mittwoch den 24. Okt.* als den Tag, wo ich in Straßburg eintreffen werde. Ist es nicht erschrecklich, daß ich es durch Ihre Schuld so lange verschieben muß? Schreiben Sie mir nach Empfang dieses gleich nach *Basel*. Sollte ich auch nicht mehr dort sein, wenn er ankömmt, so tut das nichts. Ich werde Ihnen nicht mehr schreiben, aber doch nach *Straßburg*, für den Fall Sie etwa früher ankämen als ich. Sobald Sie also nach Straßburg kommen, lassen Sie nach Briefen an *Salomon Strauss* fragen. Schreiben Sie mir auch nach Straßburg (poste-restante), sobald der Tag Ihrer Ankunft dort bestimmt ist. In Straßburg logieren Sie *à la Ville de Paris*.

Ich bin so ärgerlich über Euch Schwerenöter, daß ich einen großen Trost in der Vorstellung finde, daß Ihr heute schon 8 Tage verheiratet seid und also Euch gewiß schon einmal gezankt habt. Ha! wie will ich triumphieren, wenn Ihr das Ehejoch tut spüren!
Jetzt aber, da ich mich satt gezankt habe, will ich euch wieder lieben und euch und mir Glück wünschen. Liebt euch, das ist die Hauptsache. Vertragt euch, denn wer von euch dem andern das Leben sauer macht, den ärgere ich tot; das habe ich mir fest vorgenommen. – Was mich beunruhigt, ist, daß Ihr gar nicht von Paris redet. Es scheint, Ihr wollt nicht hin und schweigt davon, bis wir zusammenkommen, es mir dann mündlich glimpflich beizubringen. Dann denke ich immer an den möglichen Zufall, es möchte unterdessen die Cholera nach Straßburg kommen und Sie das abhalten hinzukommen. [– – –]. Also wie gesagt, ich bleibe bis *Dienstag früh 23. Okt.* in Basel *(In den 3 Königen).* Wenn Ihr also Lust dazu habt, macht, daß Ihr spätestens bis *Montag den 22. Okt.* dort seid. Kommen Sie früher nach Straßburg als ich, erinnere ich Sie an den Advokat *Meyer,* den Sie ja kennen und der Ihnen nötigenfalls über alles Auskunft geben kann. Er wohnt Grand'Rue Nr. 141.
Aber was habt Ihr einen ganzen Tag in Hattersheim gemacht? Ihr seid gewiß die Hohenheimerkapelle hinauf geklettert. Das sieht euch ähnlich.
Jetzt also schreibe ich nicht mehr. Aber vielleicht nach Straßburg unter Adresse *Sal. Strauss.* Adieu B.

450.

Nr. 36 *Aarau, Dienstag, den 16. Okt. 1832*

Ihren Brief vom Donnerstag den 11ten habe ich heute, also auch wider den 6ten Tag erhalten. Ich antworte eini-

ge Worte, ob ich zwar vermute, daß Sie der Brief nicht mehr in Mainz finden, sondern Sie ihn erst in Straßburg erhalten werden. [— — —].

Daß Ihr nicht nach Paris gehen würdet, wußte ich diesen Sommer schon. Das sage ich Ihnen, damit Sie nicht fürchten, die getäuschte Erwartung möchte mir Verdruß machen. Übrigens, ob es mir zwar leid tut, werden vernünftige Gründe, die Sie haben möchten, doch Eingang bei mir finden und mich beruhigen. Für Ihren schönen Mann sind Sie mir bis jetzt noch keinen Dank schuldig, denn ich weiß noch gar nicht, ob ich's tue. Die Sache muß erst reiflich überlegt werden. Unterdessen amüsiert euch, das gönne ich euch. Sie haben recht, durch Rheinbayern zu gehen, das ist ein schöner Weg.

Daß Sie Dr. Reis wegen puncto puncti nicht befragt, haben Sie mit allen Folgen zu verantworten. Mich geht die Sache nichts an.

Der Gräfin habe ich noch nicht geschrieben. In Straßburg sollen Sie mir am Brief helfen. — Wenn Ihr aber nicht nach Paris geht, wo wollt Ihr denn diesen Winter zubringen?

Adieu liebes Ehepaar, oder — liebes *Dummpaar*. So will ich euch künftig nennen.

B. geb. W.

Der Strauss kann sich zu jeder Zeit von Ihnen scheiden lassen. Mit 50 p. c. Disconto nehme ich Sie immer wieder an. Wenn ihn der Ehering drückt, ist kein besser Mittel, als einen Stock zu nehmen und darauf zu schlagen — ich meine auf den Ring. Wenn ich diesen Winter nicht mit euch zubringen kann, ist mein größter Verdruß, daß ich mich über euch nicht lustig machen kann.

451.

Nr. 37 *Basel, den 20. Okt. 1832 (Samstag)*

Geht zum Teufel und laßt mir mein Manuche. Ihr seid schuld an allem. Konnt' ich denn berechnen, daß der Brief von Aarau, der sonst 6 Tage braucht, auf einmal in 4 Tagen ankommen würde? Also mußte ich den Tag meiner Ankunft auf Mittwoch den 24sten festsetzen. In euerem Brief vom 17ten, den ich eben erhalte, schreibt Ihr nun, Ihr kämet Montag schon nach Straßburg. Und jetzt möcht ich mir darüber die Haar aus dem Kopp reißen, denn Montag kann ich noch nicht in Straßburg sein. Ich komme vielleicht und wahrscheinlich Dienstag, doch Mittwoch ganz gewiß. Ich schreibe morgen noch einmal. Laßt euch die Zeit nicht lang werden, geht auf den Münster, bleibt oben, macht, was Ihr wollt. In meinem Leben lasse ich Sie nicht wieder heiraten. Das hat Ihnen gar das bißchen Verstand gekostet, das Sie noch hatten.
Da Sie also auf jeden Fall früher kommen als ich, bestellen Sie ein Zimmer mit 3 Betten. Oder wäre das nicht zu haben, richten Sie es wenigstens so ein, daß der Strauss sein Zimmer neben dem unsrigen bekömmt.
Im Wirtshaus wird um 1 und um 5 Uhr gegessen. Dienstag und Mittwoch essen Sie nicht um 1, sondern warten bis 5, um welche Stunde ich wohl in Straßburg sein werde, daß wir zusammen essen können.
Sie sind grenzenlos dumm. Da ist meine Mathilde ein ganz anderes Frauenzimmer. Wenn Sie mich noch ein bißchen lieb haben, zerkratzen Sie mir das Gesicht; denn wenn das mit meiner Schönheit noch lange so fortgeht, bin ich grenzenlos unglücklich. Ich war kaum in Straßburg [Basel] angekommen, fand ich schon einen Brief von Mathilde, den sie also gleich nach dem Abschiede geschrieben hatte. O Weiber, Weiber, Weiber! wie Figaro sagt. Und heute habe ich zum ersten Male Napoleons

wechslen lassen, und Gott weiß, ob ich nicht grade welche zu 34 kr. herausgegriffen! Und für den Brabanter Taler bekömmt man hier nur 2 fl. 40 kr.! An all dem Unglück seid Ihr schuld.

Da capo B.

Monsieur
Salomon Strauss
à
Strasburg
postrestant

452.

Nr. 1 *Lunéville, Montag, d. 29. Okt. 1832*

Liebe Kinder!

Um 10 Uhr abends bin ich hier an[ge]kommen. Dann brauchte ich eine Stunde mit Tee trinken, so daß darüber 11 Uhr geworden ist. Also vor dem Schlafengehen wenige Zeilen. Ich hatte heute gutes, gelindes Wetter und im Dunkeln Mondschein. Ich bin sehr wohl und vergnügt. Wohl – durch das 100 Karolin-Mittel. Vergnügt – durch einen Spaß ganz eigener Art, den ich Ihnen, wie ich schon heute morgen versprochen, von Paris aus mitteilen werde.

Ich lege diesen Brief morgen hinter Nancy auf die Post.

Adieu und gute Nacht.

B.

Monsieur
Salomon Strauss
à
Francfort sur le main

453.

Nr. 2 *Château-Thierry, Donnerstag, 1. Nov. 1832*
Morgens

Von hier, wo ich übernachtet, wenige Worte. Da ich heute abend erst nach Abgang der Post in Paris ankomme, will ich den Brief an einem Orte vor Paris auf die Post legen. Übermorgen schreibe ich Ihnen von Paris. Vielleicht kann ich dann zugleich meine Wohnung angeben.

Adieu, Kinder.

Ich bin wohl und vergnügt

B.

454.

Nr. 3 *Paris, Freitag, d. 2. Nov. 1832*

Gestern abend bin ich gesund und vergnügt hier angekommen und im Hôtel des Princes abgestiegen. Um Sie nicht warten zu lassen, melde ich Ihnen das gleich. Sonst weiß ich gar nichts zu schreiben, da ich noch gar nicht aus dem Hause war und noch niemand gesprochen habe. Schreiben Sie mir solange poste-restante, bis ich Ihnen meine Adresse schreibe. Wahrscheinlich nehme ich mein früheres Logis. Gewiß ist es noch nicht. Jetzt gehe ich aus, mich umzusehen, ob ich nicht eine zweckmäßigere Wohnung zu gleichem Preise finde. Wie geht's euch? Noch immer verliebt. Ach! wie ich höre, ist meine Amalie mit der ganzen Familie nach Italien gereist! [...] *Sie* in Frankfurt und die Beer in Rom! Warum? Weil sie Geld hat. O Gott, es ist zum rasend werden. Ich bin willens, bei Vidocq Unterricht in der Spitzbüberei zu nehmen. Dann werde ich euer Lehrer, und dann reisen wir auch nach Italien.

In einigen Tagen mehr.

Adieu B.

455.

Nr. 4 *Paris, Montag, d. 5. Nov. 1832*

Meine liebe Flitterwöchnerin! Gestern habe ich Ihren müden Brief erhalten. Wie würde ich Sie bedauern, eine schlaflose Nacht im Eilwagen zugebracht zu haben, wenn ich nicht wüßte, [...]. Wie glücklich wäre ich, wenn ich mich auf Ihr neu Sofa mit Stiefeln werfen könnte, um Sie zu ärgern. Ich schreibe auch heute wieder kurz und in der Eile, denn ich habe noch keine Wohnung, und solange ich die nicht habe und mein Pult nicht aufgeschlagen ist, kann ich nicht ordentlich schreiben. Auch

habe ich keine Zeit, weil ich wegen Logis herumlaufen muß. Alle hier, die mich sehen, wundern sich über mein gutes Aussehen und über meine Heiterkeit. Ich hoffe, noch heute eine Wohnung zu bekommen, und da fange ich gleich an, gedruckte Sachen zu schreiben, um etwas zu verdienen. Als ich herkam, erzählte mir Dr. Donndorf zu meinem Schrecken, Benzel-Sternau wäre gestorben, und er hätte es in der Karlsruher Zeitung gelesen. Es ist aber wahrscheinlich ein anderer. Ich habe erst gestern einen Brief von ihm aus Emmerichshofen erhalten. Der ist freilich schon vom 11. Okt. datiert. Erkundigen Sie sich doch gleich. Den Brief des Grafen habe ich noch gar nicht gelesen, er ist so undeutlich geschrieben. Fangen Sie doch wieder an, Ihre Briefe zu nummerieren. Also immer noch poste-restante geschrieben, bis ich Ihnen meine Adresse mitteile. Hier ist wieder so warm, daß mir das Feuer faßt lästig ist. Ich bin auf der Reise hierher jeden Abend bis 10 Uhr, einen sogar bis Mitternacht gefahren. In diesem Monat sind die Wege schon schlecht und es geht langsam. Am letzten Tage, um nicht spät nach Paris zu kommen, erhöhte ich das Trinkgeld des Postillons. Donnerwetter, wie ging es da! In $^5/_4$ Stunden legte ich immer 4 zurück. Ich zitterte, der Wagen möchte in tausend Stücke zersplittern. Als ich ankam, war der Wagen so mit Kot bedeckt, daß keine Farbe, kein Glas mehr zu erkennen war. O Geld! O Gäscht Ihr! Ihr schlaflosen Eilwagen-Lumps! Sagen Sie dem Strauss, er soll schnell Arabisch und Syrisch u. Persisch lernen; denn ich würde ihm vielleicht eine Stelle als Professor der orientalischen Sprachen verschaffen, deren eine ledig ist.

Jetzt kleide ich mich an und laufe nach Wohnungen wie [. . .].

Adieu und bald mehr.

B.

456.

Nr. 5 *Paris, Dienstag, den 6. Nov. 1832*

Ich habe Conrad auf die Post geschickt, und jetzt warte ich voll Sehnsucht und Ungeduld, ob mir die Taube ein Ölblatt zurückbringe. →

Schreiben Sie mir nur ja recht s. III/80/596 bis: *Schneeballen werfen.* ·

Ich habe gestern meine neue Wohnung bezogen. Sie liegt der des Frankfurter Gesandten gerade gegenüber. Ist das nicht artig? Ich werde einmal abends das Licht auslöschen, das Fenster öffnen und hinüber rufen: es lebe Freieisen! Meine Adresse: *Rue Caumartin 23*. Die Wohnung ist so groß, daß Ihr beide noch Platz darin hättet, was mir wahren Verdruß macht, da ich bedenke, daß euch nur die Kosten abgehalten, herzukommen, und euch doch das Logis gar nichts kosten würde. Ich habe zwei große Zimmer, ein großes und noch ein kleineres Vorzimmer. Dann hat Conrad ein artiges herrschaftlich eingerichtetes Stübchen, mit Sekretär und Himmelbett. Es ist ein Boudoir, wie für eine schöne Choristin, und er mag sich herrlich darin ausnehmen. Wenn Ihr nun herkämet, würde ich mein jetziges Schlafzimmer zum Wohnzimmer machen, in Conrads Zimmer schlafen, Conrads Bett in das Vorzimmer stellen und euch den Salon überlassen. Wenn ich nun für zwei Betten monatlich noch 20 Frank rechne, so würde das zusammen (da das Logis 130 fr. kostet) monatlich 150 fr. machen, also 10 Frank weniger als ich vor zwei Jahren für meine Wohnung ausgegeben. Salz und Wasser würde ich auch bezahlen, so daß Ihr in Paris fast umsonst leben könntet. Überlegt es.

Conrad hat nichts gebracht; gewiß sind die Flitterwochen – Visiten schuld daran. Ihr Flitterwochen, ich Flitterjahre. Weisheit, dein Name ist Börne! Also von nun an verheiratete Briefe. Wir wollen sehen; wie Sie lesen, so

schreibe ich. Aber wie es auch komme – könnte ich je vergessen, daß Sie meine Wohltäterin waren, daß ich Ihnen das ganze Glück meines Lebens zu verdanken habe, indem Sie vorgezogen, es zu sichern als zu machen – ich wäre ein Ungeheuer. Nein, ich werde kein Ungeheuer sein, ich werde es nicht vergessen. Es fragte mich hier einer: warum wir uns nicht geheiratet hätten. Da erinnerte ich mich der Antwort, die einst auf die gleiche Frage ein Franzose gegeben: où passerois-je mes soirées? und ich erwiderte: an wen sollte ich dann Briefe schreiben?

Jetzt will ich Ihnen auch die spaßhafte Geschichte mitteilen, die ich Ihnen am letzten Abende in Straßburg von Paris aus zu schreiben versprochen. Hätte ich sie Ihnen gleich damals mitgeteilt, sie wäre Ihnen gar nicht spaßhaft vorgekommen. Mein lieber Schwiegersohn, das rotblütige Tier, wird darüber lachen. Ich hatte im Kasino den *Moniteur* und darin zu meinem Schrecken gelesen, daß in zwei Departementen, die auf meinem Wege nach Paris lagen, die Cholera noch stark herrsche. Es war eine artige Summe an Kranken und Toten. Augenblicklich bekam ich offizielle Leibschmerzen, die ich auch bis Paris behielt. Und dabei mußte ich doch laut auflachen, denn ich wußte vorher, welche lächerliche Torheiten ich auf der Reise denken und begehen würde, und daß diese trotz meiner Selbstkenntnis doch unvermeidlich blieben. Auch trafen sie richtig ein. Man riet mir im Kasino, den Weg über Dijon zu nehmen. Zu jeder anderen Zeit hätte ich es auch getan, um nur den alten, schon sooft gemachten und höchst langweiligen Weg zu vermeiden. Aber um mich für meine Furcht zu bestrafen, band ich mich daran fest. Ich tat mit mir, was einst ein berühmter Admiral mit seinem Kinde getan. Der Knabe zitterte in der ersten Seeschlacht, der er beiwohnte. Den Vater verdroß das, und er band zornig sein Kind an den Mast fest.

Ich glaube, es war Jean Bart, Admiral Ludwigs des Vierzehnten. Und es war ein Schlacht bloß für den Ruhm und den Vorteil eines Königs, und der gottlose Narr konnte ruhig kommandieren und die Schlacht gewinnen, während sein Kind im Kugelregen auf dem Verdecke stand und weinte! Und alle Geschichtsprediger preisen so etwas als eine große Tat! Daß ich aber ungezwungen die Cholera-Schlacht aufsuchte, das war wirklich groß und erhaben. Nun hören Sie, wie es mir erging.

Das erste gefährliche Departement war das *De La Meurthe*, wovon Nancy die Hauptstadt ist. Es beginnt erst hinter den Vogesen, ich hätte also noch Stunden mit meiner Furcht warten können. Da kam mir aber der sehr vernünftige Gedanke: wie! Wird sich die allmächtige und so launische Natur um die revolutionäre Einteilung in Departemente bekümmern? Konnte sie nicht heute morgen den Einfall bekommen haben, die Vogesen zu übersteigen? Ich bekam also gleich hinter Straßburg Angst, und die Leibschmerzen wurden immer ärger. Als nun der Wagen den Savernerberg hinaufkroch, lagerten sich finstere Wolken über dem Ardennerwald, es war wie eine Schar grauer riesiger Raben, und schwarze Todesgedanken stiegen in mir auf. Seufzend sah ich nach der verfallenen Burg des Grafen von Saverne und beneidete den toten Grafen, den frommen Fridolin, ja selbst den im Schmelzofen verbrannten Jäger, da sie in so herrlichen gesunden Zeiten gelebt hatten. Jetzt rasch den Berg hinunter und ich war in Phalsbourg, dem ersten Cholera-Ort. Da war zu meinem Jammer gerade Markttag, eine große Menschenmenge hatte sich angehäuft, und das unsinnige Volk lachte. Die Pfeile des Todes flogen um mich herum, es ward immer ärger mit mir. Ich bekam Kopfschmerzen und gleich darauf auch Brustschmerzen. Also auf drei Seiten hatte mich der Feind schon angegriffen, und jetzt blieben bloß noch die Füße

übrig. Die Hauptsache war, daß ich kalte Füße bekäme, aber sie staken in einem Fußpelze, und es war sehr schwer, ihnen beizukommen. Eine ganze Stunde dauerte der Streit zwischen meiner Einbildung und dem Pelze. Meine Einbildung sagte *kalt,* der Fußpelz sagte *warm.* Zu meiner großen Freude gewann der Pelz den Prozeß, und meine Füße blieben warm. Aber mein Glück dauerte nicht lange. Plötzlich bekam ich eiskalte Lippen; es war wie ein Kuß des Todes. Bald kamen Übeligkeiten dazu. Ich wußte mir in der Verzweiflung nicht zu helfen und schlief ein. Als ich nach einer Stunde wieder erwachte, fiel mir bei, wie nötig es sei, nach meiner Zunge zu sehen, ob sie belegt sei oder nicht. Das war einer der wichtigsten Punkte. Ich streckte sie soweit als möglich heraus und sah, daß die Spitz rot war. Aber das beweist nichts, ich mußte sie ganz sehen. Wie aber das anfangen, da ich keinen Spiegel im Wagen hatte? Ich schraubte das Objektivglas von meinem Perspektive los und wollte etwas Schwarzes als Folie dahinter halten. Aber der Zipfel meines Seidenhalstuches, den ich dazu bestimmt hatte, war zu kurz und das Halstuch aufzuknüpfen wagte ich nicht, aus Furcht, mich zu erkälten. Da fiel mir bei, daß ich in der Brieftasche ein Stück englisch Pflaster habe. Ich zog es heraus, bildete einen Spiegel und sah, daß meine Zunge rein war, welches mich sehr amüsierte. Zum Glücke hatte ich dieses Mal durch ein Objektivglas gesehen, und nicht, wie gewöhnlich und wie alle Menschen, durch ein Subjektivglas. Ich ward wieder ruhig, blieb es aber nicht lange; denn ich dachte an Lüneville, nach Nancy der Hauptort des Cholera-Departements, wo ich übernachten wollte. Um zehen Uhr kam ich daselbst an. Schon das Aussteigen aus dem Wagen war mit der größten Cholera-Gefahr verbunden. Einen Überrock, den braunen Mantel und den Carbonaro hatte ich am Leibe, den Schlafpelz über die Beine gelegt. Nun konnte ich aber mit allen

diesen dicken Kleidungsstücken nicht zum Wagen hinaus, die Türe war zu eng, ich mußte zwei zurücklassen. Doch den ganzen Tag an die Wärme gewöhnt, wie leicht hätte ich mich da erkälten können! Indessen es mußte gewagt sein. Wie ein Tollkühner stieg ich bloß mit einem Überrock und einem Mantel bekleidet zum Wagen hinaus, zog aber den linken Fuß nicht eher aus dem Pelzschuhe, bis ich den rechten schon auf dem Wagentritte hatte. Dann stürmte ich ohne auf die fragende Wirtin zu hören und ehe ich noch wußte, welches Zimmer man mir anweisen würde, im Dunkeln die Treppe hinauf. Oben mußte ich eine ganze Minute auf dem Steinboden warten, bis das Mädchen mit dem Lichte nachkam. Im Zimmer war es eiskalt, die Fenster schlossen nicht gut, und es zog ganz infam, und da bekam ich denn endlich, was ich schon längst gewünscht, auch kalte Füße. Kleinmütig bestellte ich ein eiliges Kaminfeuer, und da ging das heillose Mädchen hinaus und ließ die Türe offen. Sie werden sich erinnern, daß kein französisches Dienstmädchen je eine Tür hinter sich zumacht. Im größten Zorne, aber doch mit möglichster Gelassenheit, schloß ich die Tür; denn ich hatte mir vorgenommen, mich vor jedem Ärger zu hüten, da man leicht die Cholera davon bekömmt. Die spitzbübischen Wirte müssen mir das angemerkt haben, denn nie wurde ich unverschämter geprellt als dieses Mal.

Meine Gewohnheit, auf der Reise nichts zu essen als bloßes Brot, wobei ich mich immer sehr wohl befand, befolgte ich diesesmal um so strenger, da mir bekannt war, daß jeder Bissen Essen zur Cholera-Bombe werden kann, die einem im Leibe platzt und das Leben in tausend Stücke sprengt. Meine Brotmahlzeit hatte ich schon nachmittags im Wagen verzehrt. Nun hatte ich aber die größte Begierde, meinen Appetit auf die Probe zu stellen, um meinen Gesundheitszustand kennenzulernen. Nach

langen und schweren Kämpfen entschloß ich mich, eine Suppe kommen zu lassen. Man brachte mir eine, die schimmerte von Fett. Aus jedem Fettauge drohte mir der Tod entgegen. Ich stach sie mit bewunderungswürdiger Geduld alle aus, verzehrte dann die Suppe mit großem Behagen, legte mich in das Bett und schlief ganz vortrefflich. Als ich am Morgen erwachte, fand sich, daß ich noch lebte. Ich befand mich sehr wohl, alles Übelbefinden hatte aufgehört, und ich ward so heiter, daß ich die Baßarie [N. S. verbessert: Tenorarie] aus dem „Opferfeste" sang: „Was ist der Tod? Ein sanfter Schlummer. Der Tor erschrickt darüber, der Weise ist entzückt." Meine Weisheit trat an das Fenster. O Gott, O Gott, was sah ich da! Ein langer Husar ging vorüber. Mit der rechten Hand stützte er sich auf einen dicken Stock, mit dem linken Arme führte er sich an einem Kameraden. Er sah ganz erbärmlich aus. Aber aus seiner Heiterkeit und seinem Stocke erkannte ich, daß es ein Wiedergenesener war. Und wovon anders wiedergenesen als von der Cholera! Und da die Cholera bei glücklichem Ausgange oft in wenigen Stunden geheilt wird, kann sein, daß der Husar sie erst in der vorigen Nacht gehabt hat! Also herrscht sie noch im Orte, und ich konnte ruhig schlafen! Da wurde mein Lüneviller Friede, erst am vorigen Abend geschlossen, schon gebrochen, und Leibschmerzen, Brustschmerzen, Kopfschmerzen und Übligkeiten kehrten zurück. Ich sah mich im Spiegel und gewahrte, daß ich sehr blühend aussah. Das machte mich aber um so betrübter. Ja — rief ich aus — das ist eben die Tücke der Cholera; heute rot, morgen tot! Ich setzte mich traurig zum Frühstücke, trank drei Tassen Schafgarbe und aß einen halben Leib Butterbrot dazu. Der Appetit schien mir krankhaft, und ich verwünschte ihn. Mir gegenüber stand der weggerückte Kaminschirm; es war eine Papiertapete, auf welcher eine Schäferin in verworrenem Anzuge neben

einem Wasserkruge im Grase lag. Ich sah aber den Wasserkrug für einen Aschenkrug an. Die Schäferin sah so traurig und mitleidig aus, und ich rief: Ja du gute treue Seele, herzallerliebste Schäferin, du weinst auf meinem Grabe! Vergiß mich nie! Dann stieg ich in den Wagen und schlief bald darauf ein.
In der Nähe von Nancy, wo das Hauptquartier des ersten feindlichen Armeekorps war, musterte ich alle Teile, Organe und Verrichtungen meines Körpers, um zu sehen, ob alles im schlagfertigen Zustande sei. Da fühlte ich nach meinem Pulse und konnte keinen finden. Er war verschwunden, und wie Peter Schlemihl seinen Schatten, hatte ich meinen Puls verloren. Sie können sich denken, wie mir zumute war. Meine Verzweiflung ging jetzt zu meinem Glücke in Apathie über, ich dachte: gehe wie es gehe, und als der Wagen am Tore von Nancy stillhielt, fand ich auch meinen Puls wieder und ward ruhig. Es dauerte nicht lange. In der ersten Straße, durch die ich kam, stand ein Bäcker vor seinem Laden, der eine Nachtmütze auf dem Kopfe und eine brennende Pfeife im Munde hatte. Nun war mir leider bekannt, daß Franzosen, die Eßwaren feilhaben, nicht rauchen, wenigstens nicht öffentlich. Warum raucht aber der Esel? Er tut es zum Schutze gegen die Cholera. Jetzt kam ich über einen großen Platz, auf dem Markt gehalten wurde. Jetzt sprang das große Tor der Hölle donnernd auf, und ich sah schaudervoll in die heiße Verdammnis hinein. Es war zu fürchterlich. In dem Augenblicke, daß ich über den Markt kam, wurde eine alte Frau, die auf einem Stuhle saß, von vier andern alten Weibern fortgetragen. Bewußtlos war sie nicht, denn ich sah sie sprechen; der Anfang einer gewöhnlichen Krankheit kann es auch nicht gewesen sein, denn sonst hätte man nicht so viele Umstände mit ihr gemacht und sie zu Fuße weggeführt. Also war es eine Cholera-Kranke. Und sie war nur dreihundert

Schritte von meinem Wagen, und der Postillon fuhr wie rasend, setzte die Luft in die heftigste Bewegung, und wie leicht konnte die Cholera-Ausdünstung der Frau von dem Luftstrome ergriffen und in meinen Wagen geführt werden! Dann war ich verloren. Ich hätte in diesem Augenblicke mit Salzmanns Carl von Carlsberg selbst in seinem sechsten Bande noch getauscht. Und zu meiner noch größern Bestürzung war mir in dieser gefahrvollen Lage die Pfeife ausgegangen, und ehe ich wieder Feuer geschlagen, konnte mich die verpestete Luft erreicht haben.

Beim Wechseln der Pferde fiel mir etwas ein, woran ich früher gar nicht gedacht hatte, und ich bekam eine neue Sorge. Es fiel mir nämlich bei, daß Conrad ja die Cholera ebensogut bekommen könnte als ich, und das wäre ja noch viel schlimmer; denn von ihm könnte ich angesteckt werden, von mir selbst aber nicht. Und jetzt sah ich Conrad an und bemerkte zu meinem Schrecken, daß er sehr niedergeschlagen aussah. Aber ich schwieg, ich wollte ihn auf unsere gefährliche Lage gar nicht aufmerksam machen. – Bis zur nächsten Station erheiterte es mich etwas, daß der Postillon froschgrüne Hosen trug, und meine Lebenshoffnungen blühten wieder auf. Endlich hatte ich das Departement de la Meurthe hinter mir und kam in gesundes Land. Den Waffenstillstand benutzte ich, um mich auf die Kämpfe des folgenden Tages vorzubereiten, denn da kam ich durch das zweite Cholera-Departement, das *de la Marne,* wovon *Châlons* die Hauptstadt ist. Es ging aber den dritten Tag besser als ich erwartete, und ich war so ruhig, daß ich mir vornahm, wie Caesar meine Heldentaten zu beschreiben. Als ich auf der Straße in Châlons eine junge schöne Frau in Trauerkleidern sah, die mit einer andern sprach und sehr lachte, schloß ich daraus, ihr Mann müsse schon acht Tage tot sein, und ich dachte, es war vielleicht der letzte Cholera-Kranke, und

dabei beruhigte ich mich und ward so vernünftig, daß ich mich gar nicht mehr fürchtete, als beim Wechseln der Pferde in einer engen schmutzigen Gasse eine Wirtin beide Hände auf den Kutschenschlag legte und mich fragte, ob ich nichts genießen wollte? Ich bat sie bloß, den Wagen nicht anzurühren. Ich sollte in Châlons etwas genießen? Ist das nicht zum Lachen? Keine Ambrosia hätte mir gemundet.

Gegen Abend war alle Gefahr überstanden, und der Weg nach Paris war von nun an frei. Ich hatte zwar noch immer Leibschmerzen; aber ich überlegte, daß ich in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und in der ersten des neunzehnten schon oft Leibschmerzen gehabt, und es brauche darum nichts Besonderes zu bedeuten. Ich übernachtete in Château-Thierry. Am Morgen war ich sehr heiter. Da trat ich in ein Zimmerchen, auf dessen Türe geschrieben war: c'est ici. Das sehr kleine Zimmerchen hat eine große runde Fensteröffnung, aber ohne Glas. Draußen war Regen und Wind, und in solchem gefährlichen Luftzuge mußte ich zehen Minuten aushalten. Da brach meine Angst von neuem aus. Ich konnte ja auf dem Wege die Cholera eingesaugt haben und diese später ausbrechen. Ich fragte den Spiegel, wie ich aussähe? Aber ich hatte, um alle gefährliche Berührung zu vermeiden, mich seit drei Tagen nicht rasieren lassen, und jetzt hatte ich einen so großen Bart, daß er die Gesichtsfarbe bedeckte und ich nicht unterscheiden konnte, ob ich rot oder blaß aussah. Ich schickte nach einem Barbier und ließ mich rasieren. Ich fand, daß ich wie eine Rose blühte, und jetzt hatten die Leiden Ihres Freundes ein Ende.

Zehen Mal dachte ich auf dem Wege daran: hätte ich nur jenen Mann zum Reisegesellschafter, der noch ein größerer Hebräer ist als ich einer bin; nämlich *Gesenius*, der berühmte Professor der hebräischen Sprache in Halle.

Dessen größere Furcht hätte meine kleinere verschlungen und mich vernünftig gemacht. Als im vorigen Jahre die Cholera in Halle ausbrach, flüchtete sich Gesenius fast in Pantoffeln und ließ Frau und Kinder zurück. Sechshundert Studenten, die sehr am Aleph und Beth hingen, zogen ihrem Lehrer nach Nordhausen nach. In den Zeitungen spottete man damals darüber. In Berlin zirkuliert handschriftlich ein Gedicht auf Gesenius, das ich in der Schweiz gelesen. Hätte ich nur eine Abschrift davon genommen. Es ist eine Parodie von Schillers Gedicht: *Hektors Abschied von Andromache* und himmlisch. Ich wollte, der nämliche Dichter machte auch eines auf mich. Es wäre mir willkommen als Buße. Sie werden [mich] nicht auslachen, denn auch Sie sind in Arkadien geboren. Aber auch Ihr Mann soll nicht lachen. Wäre er unverheiratet wie ich, wäre er vielleicht auch ein Hypochondrist. Aber Ehemänner bekommen die Hypochondrie seltener als Ledige. Woher das kömmt? Ich weiß nicht; vielleicht, weil sie den Tod weniger fürchten. Und warum fürchten sie den Tod weniger? Ich weiß nicht; vielleicht weil sie am Leben weniger verlieren. Und warum verlieren sie weniger am Leben? Das weiß ich; ich will es Ihnen aber nicht eher sagen, als bis die Flitterwochen vorüber sind.

Mittwoch den 6. Nov. [recte: 7.]. Gestern besuchte ich das Italienische Theater, bloß um vor dem leeren Käfig, in dem einst meine geliebte Nachtigall sang, zu trauern. Es vereinigte sich alles, mir meinen Verlust fühlbar zu machen. Man gab eine Oper von Bellini zum ersten Male: *La Straniera.* Ich glaube, es ist ein neuer Komponist. Im ersten Akte schläft man ein, und wenn man im zweiten manchmal aufgeweckt wird, hat es der Mühe nicht gelohnt. Eine Primadonna, die *Judith Grisi* heißt, debütierte. Sie können sich denken, wie man singt, wenn man *Judith Grisi* heißt. Aber die Männer waren vortrefflich:

Rubini und noch ein anderer *Ini.* Ich besuche aber gewiß die italienische Oper diesen ganzen Winter nicht mehr. *Donnerstag den 8. Nov.* Gestern erhielt ich zu meiner großen Freude Ihren Brief vom Samstage. Ich hätte ihn gern gleich beantwortet, aber das Ordnen meiner neuen Wohnung störte mich so viel, daß ich nicht Zeit dazu fand. Ihre schönen silbernen Leuchter wären eine Zierde einer Pariser Soirée. Ich wollte sie und Sie wären schon hier. Sind Sie wieder die alte Plaudertasche? Sie sollen dem Joseph nichts, gar nichts sagen. Antworten Sie, Sie wüßten nicht, woher ich Geld für Paris bekommen, Sie glaubten, ich hätte es von Amalie. [— — —]. — Am letzten Tage meine Reise (Donnerstag) hatte ich starken Regen, und ich nahm Conrad in den Wagen. Sobald ich in Ordnung bin, schreibe ich wieder und mehr. Adieu Kinder.

B.

457.

Nr. 6 *Paris, Samstag, den 10. Nov. 1832*

Diesen Brief s. III/80/593 bis: *die Tugend selbst.* – Nach: *angezogen* folgt im O: *daß ich meine alte Ketten darüber nicht fühlte.*

Jetzt will ich Ihren gestrigen Brief beantworten. Sie Närrin machen mir ganz bange, so zuversichtlich und hoffnungsvoll reden Sie von der Stelle, die ich dem Str. verschaffen werde. So leicht und so schnell geht das nicht, aber ich denke daran. Da Ihnen aber Ihre Mutter 20 Dukaten geschenkt hat, begreife ich nicht, wozu Sie eine Stelle haben wollen, da Sie auch ohne diese in Paris leben könnten. Den größten Ärger habe ich über die Leuchter und alles andere Silber. Wie schön würde sich das alle in Paris ausnehmen. List ist nicht hier, sondern, wie ich höre, in Hamburg. Also mit dieser Protektion ist's nichts.

Montag d. 12. Nov. Gestern bin ich wieder gestört worden durch Besuche, die ich bekommen und durch andere, die ich machen mußte. Ich muß Ihnen doch etwas von Mad. Carl erzählen, der Sie sich wohl von Frankfurt aus noch erinnern werden. Ich habe gestern bei ihr gegessen, tête-en-tête. Zwar saß ihre Kammerfrau auch bei Tische, aber diese versteht kein Deutsch, so daß wir ungestört unsere verliebte Gespräche halten konnten. Seitdem sie Frankfurt verlassen, war sie in Italien, Spanien und England und, wie sie erzählt, wäre sie überall mit fanatischem Entzücken aufgenommen worden. Das Mädchen hat gar wenig Verstand, ist durchaus nicht liebenswürdig und hat von italienischem und spanischem Feuer nichts mitgebracht. Von Spanien spricht sie mit Entzükken, und sie hat mir so viel Herrliches von dem Lande erzählt, daß ich die größte Lust bekommen, es zu sehen. Aber voller Räuber. Des Nachts reist niemand. Sie muß sich Geld gemacht haben, denn sie ist hübsch eingerichtet, hat eine Kammerfrau, einen spanischen Bedienten, der zugleich ihr Koch ist, und reist in eigenem Wagen. Sie muß von sehr vornehmen Leuten empfohlen sein; denn ihr Spiegel ist ganz bedeckt von Visitenkarten aller Arten, Prinzessinnen, Gräfinnen. Sie will haben, ich soll immer bei ihr essen, aber ich sagte ihr, dazu müßte ich erst Ihre Erlaubnis haben. Die Königin von Spanien, erzählt sie, wäre vor Erstaunen, als sie gehört, daß Mad. Wohl geheiratet, so außer sich gekommen, daß sie darüber eine brennende Zigarre aus dem Munde fallen ließ, welche einen herrlichen Fußteppich von Gobelin in Brand steckte. Sie will hier im Konzerte und im italienischen Theater als Desdemona auftreten. Da bin ich nun sehr begierig, denn sie scheint mir so linkisch zu sein, als sie je gewesen.

Sie wundern sich gewiß, daß ich noch kein Wort Politik gesprochen in diesen sechs Briefen; ich wundere mich

selbst darüber, und ich weiß nicht, wie es kömmt. [Vgl. III/80/594]. Ich habe Hunger, bin aber zu verdrossen, den Hasenbraten zu tranchieren, der vor mir steht. Hasenbraten — das ist mir so entwischt. Wie gefällt Ihnen Hasenbraten? Soll ich Deutschland mit einem gebratenen Hasen vergleichen? Es hängt ganz von Ihnen ab. →

O! es ist so langweilig, so langweilig! Wie ein alter Hund liege ich unter dem Ofen und knurre, und vor lauter Bosheit kann ich es nicht zum Bellen bringen s. III/80/594–596 bis: *in seinem Leben nicht.* – S. 594 *Gewaltsdurste* im O: *Durst.* – S. 596 *Das ist deutlich* erst im ED. – *Doch wer weiß!* erst im ED.

Jetzt muß ich schließen, ich habe sehr nötige Ausgänge. Adieu, liebe Flitterwöchnerin. Meinen herzlichen Gruß an den Schwager.

B.

458.

Nr. 7 *Paris, Montag, den 12. Nov. 1832*

Der kleine Ignaz Reis ist mir heute auf der Straße begegnet und, wie er mir sagte, wäre er schon einige Monate in Paris. Suchen Sie doch zu erfahren, ob und welche Geschäfte er hier habe. Ich glaube gehört zu haben, er hätte Bankrott gemacht. Er ist mein Jugendfreund und, ich weiß nicht woher es kömmt, der einzige Mensch in Frankfurt, mit dem ich mich duze.

Fragen Sie doch s. III/81/596–598 bis: *Anschauung zu gewinnen.* – S. 597 *einen Teufel gibt* im O: *einen Teufel in der Welt gibt.* – Nach: *den und jenen* folgt im O: *etwa Dr. Goldschmidt, Ackermann, Dr. Hess, Reinganum, Berli.* – *jeder von ihnen sagt* im O: *jeder von ihnen gesagt.* – S. 598 nach: *Schellenkappe – gleichviel* folgt im O: *Ich nehme Sie auch in meine Arche, als Taube, und, es versteht sich, auch den Vogel Strauss.*

Etwas aber bedenke ich, und es betrübt mich. Ich kann das Werk nur in Paris unternehmen und zustandebringen. Da ich mich aber während dieser Arbeit gar nicht

zerstreuen darf und also in mehreren Jahren durch kleinere literarische Arbeiten nichts erwerben kann – woher will ich das kostspielige Leben in Paris bestreiten? Ich muß darauf sinnen, wie ich in der Lotterie gewinne. Also von den Launen des Daumens und des Zeigefingers eines Frankfurter Waisenknaben hängt es ab, ob ich eine Geschichte der Französischen Revolution schreiben werde oder nicht! Das ist merkwürdig, aber gar nicht romantisch. Das abscheuliche Geld! Selbst es zu entbehren, braucht man es.

Dienstag den 13. Nov.

Ein herrliches deutsches Buch s. III/81/598–601 bis: *zu witzigen.* – S. 599 *wenn die Republikaner* im O: *wenn alle Republikaner.* – *haben diesen immer* im O recte: *haben diesem immer.* – S. 600 *ich aber möchte* im O recte: *ich aber mochte.* – *Wechsel der Hoffnung* im O recte: *Wechsel der Gesinnung.* – *Lohne vorausginge* im O: *Lohne vorausging.* – *stellen, wenn man* im O: *stellen, indem man.* – S. 601 *darum zu tun sei* im O recte: *darum zu tun ist.*

Mittwoch d. 14. Nov. Ach! welche Flitterwochen! Haspelchen, Erbsen und Kartoffelklöß! Wie freue ich mich, daß Sie so munter sind. Man sieht das Ihrem Briefe an. Als ich aber von Haspelchen und Erbsen las, da kam mir das Weinen nah. Das ist gerade mein Lieblingsessen, und wie glücklich wäre ich, das an Ihrem Tische zu verzehren. Es ist recht, daß Sie nach Mannheim gehen, Sie sind dem Schmitt eigentlich diese Aufmerksamkeit schuldig. Aber für das Gelingen der Oper ist mir bange, Schmitts, besonders Ihrentwegen, die sich das zu Herzen nehmen. Findet sie Beifall und Ihr seid abends nach dem Theater beisammen und vergnügt, lassen Sie für meine Rechnung eine Flasche Champagner kommen und regalieren den Schmitt in meinem Namen.

Was ich für Späße gemacht, wegen der Sie mit mir zan-

ken möchten, erinnere ich mich wahrhaftig nicht. Deuten Sie mir das doch an. Ja, es ist merkwürdig, was sich die Leute über mein gutes Aussehen wundern. Jacques [Ignaz?] Reis sagte: So gut hast Du noch in Deinem [Leben] nicht ausgesehen, und ein Pole sagte mir gestern, ich hätte mich ganz verjüngt. Und der Letztere ist doch ganz unbefangen; denn er weiß nichts von Ihnen und Ihrer Heirat.

[— — —]. Sie sind aber ein abscheuliches Lästermaul. Ist das die Erziehung, die ich Ihnen gegeben? [— — —]. — Auf die Liste des Frauenvereins für die deutschen Verbannten setzen Sie mich vierteljährlich mit 5 Gulden. Hier kann ich nichts dafür tun. Grüßen Sie Reinganum und Pauline von mir. [— — —].

Das Wetter ist, seitdem ich hier bin, sehr schlecht. Mit meiner Wohnung bin ich sehr zufrieden, sie ist schön und geräumig. Heine sehe ich oft genug, bei Tische. Besucht hat er mich noch nie, es ist ihm nicht behaglich bei mir. Er mißfällt mir wie immer. In seinem Charakter hat er gar nichts Genialisches; man sollte es nicht glauben, was er für ein gewöhnlicher Mensch ist. Ungewöhnlich ist er nur in seinen Schwächen, seinen Fehlern. Auch sieht er so schäbig aus. Es ist nicht möglich, ein vernünftiges, noch weniger ein warmes Wort mit ihm zu sprechen. Er hat nur Sinn für Witz, das heißt, fürs Feuerschlagen. Was man aber mit dem Feuer mache, das ist ihm ganz gleichgültig. Er sucht etwas darin, nichts zu lieben und nichts zu glauben. Er ist ein Jude, nur ohne Geld und mit Geist. Und der Geist sitzt ihm nur in den Fingern; denn wenn er nicht schreibt, hat er keinen. Von einem solchen Menschen hatte ich früher gar keine Vorstellung. Und dann hat er solch eine asthenische Lüderlichkeit, die mir auch zuwider ist. Wenn ein Mensch seinen Leidenschaften nicht widerstehen kann, das finde ich verzeihlich; er sucht aber die Leidenschaft auf, und das finde ich gemein.

Ich muß noch einmal s. III/81/601 bis: *erklären. – krähen könnte* im O: *krähen könne. – Staats- und Diner-gefährlich* im O verschrieben für: *Staats- und [Staats]diener-gefährlich. – * * ** im O: *Ihren Mann.* – →

Ist er wirklich weggenommen, dann soll Strauss auf dem Rückwege gleich zum Dr. Reinganum gehen und sich bei ihm nach dem Verhältnisse der Sache erkundigen. Von Reinganum soll er hinabsteigen zu Dillenburger, sich einen Schoppen Wein geben lassen und sich unter den Bürgern nach der Sache genauer erkundigen, mir dann schreiben, was er erfahren.

Donnerstag d. 15. Nov.

Heute marschieren s. III/81/601 f. bis: *Handwerk lernen lassen.*

Eben bringt mir Conrad mit großer Selbstzufriedenheit einen hölzernen Kochlöffel, den er aus einem Stücke Brennholze geschnitzt hat und womit ich die Schokolade rühre, die auf dem Feuer steht. Schokolade ist freilich nicht so poetisch wie Haspelchen, aber ein unglücklicher Junggesell wie ich, kann es nicht besser haben. Es ist aber merkwürdig, was der Conrad ein Genie ist! Einen Kochlöffel zu improvisieren! Ich habe ihm viel zugetraut, aber das nicht.

Wie geht es Ihnen denn mit der verbotenen Heirat? Schweigt denn der Senat dazu? Es wäre gar zu schön, wenn Ihr mit Schimpf und Schande aus Frankfurt gejagt würdet und in Heddernheim wohnen müßt.

Die arme Berry! s. III/81/602 f. bis: *vollendete.* →

Von Köln, wo er geboren, geht er nach Rom, wo sein Onkel Rabbiner ist. Ich ließ geschehen, daß er sich in eine schöne Christin verliebte, und aus Liebe zum Christentume überginge. Sein Onkel verflucht ihn. Der Fluch wird erhört. Seine Geliebte verrät ihn, und er hat vergebens seinen Gott verleugnet. Er geht nach Amerika, dort Ruhe zu suchen, findet sie aber nicht. Nach einigen

Jahren kehrt er zurück, wird der Berry bekannt. Diese traut ihm. Mit ihren Sendungen besucht er alle Höfe, von Lissabon bis Petersburg lernt er alles Verborgene kennen. Er verliert allen Glauben an Wahrheit, Recht und Tugend. Bis Frankfurt blieb er treu. Dem dortigen Klima konnte seine starke gute Natur nicht widerstehen. Er gab der Verführung eines französischen Spions Gehör und knüpfte Unterhandlungen an. Was ließe sich daraus nicht machen. Im Dome zu Köln begänne die Geschichte, mit einem Selbstmorde ließe ich sie endigen.

Ein Münchner Bierbrauer s. III/81/603 bis: *Adieu für heute.*

B.

459.

Nr. 8 *Paris, Sonntag, den 18. November 1832*

Welch eine angenehme Überraschung war es mir mit den 35 000 fl., die wir bald gewonnen haben werden. Früher sprachen Sie mir von 18 000, und da glaubte ich, das wäre der ganze Gewinn und die müßten wir miteinander teilen. Darüber war ich sehr verdrüßlich. Jetzt aber erfahre ich, daß ich allein 18 000 fl. bekomme. Der Wechsel ist glücklich angekommen und schon einkassiert. Was ich von der Cholera geschrieben, das ist alle wahr; nur war es in der Wirklichkeit ein bloßer Umriß von Angst, den ich zu meinem Vergnügen ausgemalt habe. Das sind die Geheimnisse der Hypochondrie, die selbst ein Dichter nicht erraten kann, wenn sie ihm die Natur nicht offenbart. Ein Kenner der menschlichen Nerven hätte das gleich gesehen, daß meine Furcht keine Erfindung war. Lassen Sie es nur immerhin abschreiben; das gibt eine Tonne für meine Walfische von Rezensenten. Und vielleicht, wenn diese Briefe gedruckt erscheinen, wird das Lachen ungeheuer im Preise gestiegen sein. Meine alte Wohnung habe ich, ob sie zwar leerstand, aus zwei wichtigen Gründen nicht wieder gemietet. Erstens war

ein Papierschirm, der vor dem Fenster stand und der mich beim Schreiben zwei Jahre lang gegen den Wind schützte (was auch Kenner meinen Pariser Briefen angemerkt haben) um eine ganze Handlang niedriger geworden, so daß ich mir die obere Hälfte des Unterleibes hätte erkälten können. Zweitens war ein großer Kleiderschrank von Mahagoni gegen einen kleinern von Nußbaumholz vertauscht worden. – [– – –].

Werden Sie mir es glauben, daß ich Ihr Bild noch nicht herausgetan? Ich kann mich gar nicht dazu entschließen, es aufzuhängen, es ist kein Zug von Ihrer Seele darin, und wer es sähe, würde sagen: die Liebe ist blind. Der Maler war blind, die Liebe ist es nie, nur oft kurzsichtig. Und so stehen Sie eingeschachtelt im Vorzimmer auf dem kalten Steinboden, welches mich dauert.

Die alte Gesellschaft bei Valentin hat verloren, und es ist dort nicht viel mehr zu holen. Valentin und seine Frau bleiben diesen Winter in Berlin. Madame Leo ist nach einer 10jährigen kinderlosen Ehe vor zwei Monaten in die Wochen gekommen. Das hat die Cholera-Angst gemacht. Den Dr. Sichel habe ich noch nicht gesehen. Als ich ihn besuchte, war er nicht zu Hause. Seine Frau ist diesen Winter mit einem toten Kinde niedergekommen. Sie ist aber jetzt wieder schwanger. Mauguin habe ich nicht zu Hause gefunden. Das ist alles, was ich Ihnen von alten Bekannten sagen kann. Neue Bekanntschaften habe ich noch nicht gemacht.

Jeden Tag freue ich mich mehr darüber, daß ihr die schmachvolle Heiratserlaubnis nicht abgewartet. Wenn es in gleichen Fällen alle so machten, dann wäre der tolle Übermut unserer Regierung bald gebändigt. Ich kann an die Sache gar nicht denken, ohne daß sich mein ganzes Blut empörte. Wer sich eine Ungerechtigkeit gefallen läßt, der begeht sie zur Hälfte. Es ist als hätte die Tyrannei eine Art magnetische Kraft und die Dummheit der

Menschen wäre von Eisen, so daß sie von jener unwiderstehlich angezogen wird; sonst ließe sich gar nicht erklären, warum der Gehorsam nicht einmal wartet, bis ihn der Befehl erreicht, sondern ihm ganz lustig entgegenspringt. Das elende Frankfurt! Es ist als läge ihm daran, daß ich meinen Haß nicht vergesse und nie aufhöre, es zu verachten. Nirgends, in keinem monarchischen Staate, habe ich so viele eitle Regierungsucht gefunden als dort. Und eine Zeit wie die unsere, eine Kupplerin wie die deutsche Bundesversammlung haben noch gefehlt, die Bestialität recht hervortreten zu lassen. Es ist so viel Lächerliches in ihrer Nomomanie! Ihre zwei Schüsse in die Luft mit welchen sie drohen – als wären nicht alle ihre Schüsse in die Luft, nicht alle ihre Drohungen in den Wind! Der Senat kömmt mir vor wie der Hahn auf alten künstlichen Turmuhren, welcher die Stunde kräht. Was die Räder und Federn der Bundesversammlung im Verborgenen treiben, das kräht unser Senat für ganz Deutschland aus, daß jeder wisse, welche Zeit es ist. Eine Seele von Messing – der Ekel geht mir bis an den Hals hinauf. Und sterben muß es doch, und sein Ende ist nahe; aber viel scheint ihm daran gelegen, daß keine Träne an seinem Grabe fließe, sondern es mit Spott und Gelächter eingeschaufelt werde. Wie die einige Männer von Tugend und Ehre, welche im Senate sitzen, nicht lieber ihr Amt aufgeben, als sich zum Schergen des Bundestages herabwürdigen, das begreife ich nicht. Lieber wollte ich doch als treuer Bornheimer Nachtarbeiter mein Brot verdienen, als den ganzen Tag in der weit mephiterischen Kloake der Heiligen Allianz herumwühlen. Und was sie vor ihrem Ende noch zappeln! Es gleicht dem Federlesen der Sterbenden. Sie glauben etwas zu zupfen, und es ist nur eine Nervenvision, nichts als ein Krampf in den Fingern. *Hochverrat!* weil einige ehrliche Bürger sich über die Unregelmäßigkeiten der Wahlen beschwert! Da

haben Sie Metternichs Lakei. Wer seine Livree nur im mindesten unfreundlich berührt, der hat seinen durchlauchtigsten Herren beleidigt. Das ist freilich Hochverrat. Pfui, pfui! ein vierzigtägiger Wolkenbruch müßte herabstürzen, der Main müßte bis zur Spitze des Pfarrturms steigen, um Frankfurt von all dem Schmutze zu reinigen, den seit siebzehen Jahren die deutsche Bundesversammlung hineingeworfen.

Montag den 19. Nov. Uff! Was habe ich mich gestern geärgert. Ich ging auch zu einem besonders guten Restaurateur essen, mich wieder zu stärken. Heute aber kann ich wenig mehr verdienen. *Erstens,* ist seit ich hier bin der erste schöne Tag, und ich will ihn benutzen spazierenzugehen. *Zweitens* wird heute die Kammer eröffnet, und ich will auf die Börse gehen, wo in ungeduldiger Erwartung der königlichen Rede die größte Bewegung herrscht. Ich werde diesen Brief offen mit auf die Börse nehmen und ihn dort versiegeln. Ich will nämlich die Rede des Königs, die schon nachmittags dort zu haben ist, hineinlegen; nämlich wenn sie nicht zuviel kostet. Ich hörte, daß sie manchmal mit 5 fr. bezahlt wird. Sollte sie also beiliegen, dann erhalten Sie sie einen Tag früher als die Zeitung in Frankfurt ankömmt, und Strauss kann spekulieren oder wenigstens in der Handelskammer Lärm damit machen. *Drittens* habe ich heute abend Teegesellschaft und dazu noch Vorbereitungen zu treffen. Paulinens vier Schwestern wollen mich besuchen. Mein Portier wird große Augen machen, wenn vier junge Damen in Trauerkleidern in das Haus treten.
Also jetzt beginnt die Kammer und mein Brief-Sommer voller Donner und Blitz. In jeden Brief muß wenigstens für 100 fr. Ärger. Ob ich das wohl aushalten werde?

Ich danke es den unbekannten s. III/82/608 f. bis: *Adieu.* – S. 609 *verrät ihn* im O: *verrät alles.*

Wie geht's in der Ehe? Noch immer verliebt? Das wäre lächerlich. Der Strauss schreibt mir zu wenig Neuigkeiten. Er muß mehr herumspionieren. Vidocq ist abgesetzt. Will Strauss seine Stelle haben? Er muß aber vorher 10 Jahre auf die Galeere gehen.

B.

Schicken Sie mir einen Topf mit Haspelchen.

470.

Nr. 9 *Paris, Mittwoch, d. 21. Nov. 1832*

Schon gestern s. III/82/603–605 bis: *oder Leopold heiße!* – S. 603 *die beste aller Republiken* im O: *die beste Republik.* – S. 604 *die Minister in allen Blättern* im O: *die ministeriellen Blätter.* – *dichten undurchdringlichen* im O: *dicken undurchdringlichen.* – *konnte ich mich schämen* im O: *lernte ich mich schämen.* – *erst mit anderthalb* im O: *erst seit anderthalb.* – S. 605 nach: *Preßfreiheit herrscht, wo* folgt im O: *hundert Zeitungen, wo hundert.* – *weniger in der Stadt* im O: *weniger in der Welt.* – *Die Erde ..... versammelt* erst im ED.

Zwischen dem Uhrmacher Wanitzer und meinem Bruder kann doch etwas stattgefunden haben. Er hat viele Jahre lang seiner Frau den Hof gemacht. Aber 15000 fl.! Das ist nicht möglich; so hoch liebt Feischen nicht.
Ich berste fast vor Neid über die 26 goldene Teelöffel. Ich hoffe aber, sie sind bloß vergoldet wie die Ehen, und daß nach kurzer Zeit das bleiche Silber zum Vorschein kommen wird. An mich denkt niemand, es ist zu schändlich.
Es ist recht komisch, daß Sie die Carl für eine diplomatische Agentin halten. Das ist eine schöne Madame Talleyrand! Sie ist sehr borniert. Daß sie so stark protegiert und empfohlen wird, mag freilich einen Grund haben. Wahrscheinlich ist sie das natürliche Kind eines

großen Herrn, etwa eines preußischen Prinzen. Sie wurde in Berlin von einem vornehmen Staatsbeamten erzogen. Sie wird in vierzehen Tagen im Italienischen Theater als Desdemona auftreten, auch noch in einigen andern Rollen. Also nach Frankfurt kömmt sie jetzt nicht.
Der Jude Deutz, der die Berry verkauft, ist Sohn des hiesigen Rabbiners und hält sich gegenwärtig bei seinem Vater auf. Die Judengemeinde will den Rabbiner zwingen, seinen Abschied zu fordern.

Es darf Sie nicht wundern s. III/82/605–607 bis: *unsterblicher Spaß.* – S. 605 *mit den andern* im O: *mit diesen.* – S. 607 *guten deutschen Senaten* im O recte: *guten deutschen Seelen.*

Donnerstag d. 22. Nov. Ich erhalte soeben einen Brief, worin man mir schreibt: unter Adresse an Salomon Strauss sei ein Brief an mich abgeschickt worden. Schikken Sie mir ihn gleich. Der nämliche Korrespondent schreibt mir: „Dr. Spazier, der bekannte Polenfreund, schrieb mir: ‚Sollten Sie Dr. Börne nächstens schreiben, dessen Aufenthalt mir unbekannt ist, so bitte ich ihm mitzuteilen, daß ihm zur größten Wut der Berliner und anderer Absoluten meine Biographie Jean Pauls, die als 13te Lieferung von dessen sämtlichen Werken in viertausend Hände kommen dürfte, dediziert und J. P. überall als der Dichter der Freiheit und des Volkes im Gegensatz zu Goethe im Werke hervorgehoben werden wird.'"
Wenn also Jean Pauls Biographie von Spazier erscheint, sehen Sie, daß Sie es bekommen.

Die Rede s. III/82/607 f. bis: *zu gehorchen.*

Ich glaube, wenn ich den Brief auf der zweiten Seite schließe, brauche ich kein Hurra. Aber vorsorglich will ich doch eines hinsetzen. Also Hurra!
Habt Ihr euch noch immer lieb? – Neulich hatte ich Paulinens vier Schwestern zum Tee eingeladen; aber nur die älteste kam, und zwar in Begleitung der Mutter. Sie

sehen, was ich für ein Mensch bin, eine vernünftige Mutter traut mir nicht. →

Adieu. Ich gehe auf die Börse s. III/82/608 bis: *sicher.* – Nach: *jetzt oft.* folgt i. O die Unterschrift: *B.*

461.

Nr. 10 *Paris, Samstag, d. 24. Nov. 1832*

Abends. s. III/83/609 bis: *bei Ihnen.* – *die **** im O: *die Carl.* – →

und esse Haspelchen. Die Carl kann ich mit nichts anderem vergleichen als mit einem Kuchen, der sitzen geblieben; nie ist mir eine Komödiantin vorgekommen, die weniger locker gewesen. Und nächstens will sie bei den Italienern als Desdemona auftreten! Nie war ich auf eine Vorstellung begieriger als auf diese. Wo sie nur im dritten Akte das Feuer hernehmen will? Sie ist wie nasses Holz, und ich fürchte, es wird rauchen im ganzen Hause. Dann ging ich spazieren, und nach dem Essen, gegen sieben, kam ich nach Hause. Da lag der Brief auf meinem Pulte. [Vgl. *gegen sieben .... Pulte* mit III/83/609]. Er war um halb 2 Uhr, da ich schon ausgegangen war, gekommen. Gewöhnlich kömmt er schon um 11. Ich vermute auch den Grund der Verzögerung. Die Numero 23 auf der Adresse konnte man bei flüchtigem Lesen für 25 halten. Warum hat Strauss den unglückseligen Schnörkel auf die 3 gesetzt? Da haben Sie die Dummheit getreu nachgemacht. Das hat der [...] gewiß noch von [...]! Jetzt schnell die Stiefel aus, Pantoffel und Schlafrock angezogen, die Lampe angezündet, eine Pfeife gestopft und dem Conrad gesagt, er solle mir eine Tasse Kaffee bestellen. Bis der Kaffee kam, schlummerte ich ein wenig. Dann den Brief und vier ungeheuere Stücke Zucker, wovor sich jede brave Hausfrau entsetzt hätte, in den Kaffee geworfen. Das war nun zu süß. Jetzt stehe ich am Pulte und beantworte den Brief.

Der J. Reis hat mich einmal besucht und, versteht sich, auch gleich Geld geborgt. Ihm gar nichts zu geben, war bei unserer alten Bekanntschaft doch hart; aber ich setzte seine Forderung auf 25 fr. herab. Diese versprach er mir in 8 Tagen wieder zu bezahlen. Ich betrachte sie als Geschenk. Doch vielleicht ist er überfein und geht in die Falle. Ich wollte wetten, daß er das Geld zur rechten Zeit zurückbringt, um später eine größere Summe zu bekommen. Dann ist er aber geprellt, denn zum zweiten Male gebe ich ihm nichts. Ich hatte schon früher von seinem Selbstmorde gehört; als er aber bei mir war, hatte ich es vergessen.

Den Gedanken des Dr. Goldschmidt s. III/83/609 f. bis: *Liebe weg.* – S. 609 *Aber *** hat* im O: *Aber Strauss hat.* – *freilich auch Robespierre* im O: *freilich auch Marat.* – →

→ den vermag nur die Hölle einzutrocknen.

Also mit dem Brückenhahn s. III/83–84/610–616 bis: *Grund haben.* – S. 610 *einigen französischen Zeitungen* im O wohl irrtümlich: *einigen deutschen Zeitungen.* – *ihre Jugendzeit* im O: *ihre Jugend weit.* – S. 611 *die Erfahrung belehren* im O: *die Mutter belehren.* – *wir wollen keine Vorurteile* im O: *wir sollen keine Vorurteile.* – *plein des choses* im O recte: *plein de choses.* – S. 613 *wollte Diderots Freundin wissen* erst im ED. – *antwortete er* erst im ED. – S. 614 *wären sie feige* im O: *wären sie hündisch feige.*

Gestern hörte ich, der Komponist Meyer-Beer mit seiner Frau wären in Frankfurt und blieben diesen Winter dort. Ist das [wahr], dann müssen Sie ihn ja wohl einmal bei Schmitt treffen. Adieu. Hurra. B.

462.

Nr. 11 *Paris, Montag, d. 26. Nov. 1832*

Ich fürchte sehr, daß der Brief, den ich gestern auf die Post gelegt, erst heute abgegangen ist und daß Sie ihn einen Tag später erhalten werden. Sonntags werden Brie-

fe nur bis 2 Uhr expediert, und es war 5 Minuten darüber, als ich ihn in den Kasten geworfen. Das machte mir gestern Verdruß, denn ich weiß, wie einem zumute ist, wenn am bestimmten Tage ein erwarteter Brief ausbleibt. Nun wollte ich gestern abend zu Hause bleiben, schreiben und vor dem Schlafengehen mich noch für 50 fr. ärgern. Aber ich war so verstimmt, daß ich mich nicht ärgern konnte. Ich ging zu Leo. Dort traf ich den Grafen Kielmannsegg aus Hannover, seit kurzem hiesiger chargé d'affaires und seine Frau, eine Tochter oder eigentlich nur eine Pflegetochter von Geymüller in Wien, der keine eigenen Kinder hat. Ist das Haus Geymüller ein jüdisches? Diese Gräfin Kielmannsegg, von der ich, nachdem sie die Gesellschaft verlassen, erfuhr, daß sie sehr begierig gewesen, mich kennenzulernen, gefiel mir ungemein gut, nämlich ihre schöne Gestalt und ihre geistreiche empfindungsvolle Physiognomie. Ich lernte sie aber weiter nicht näher kennen, denn sie war unwohl, mußte im Nebenzimmer sich auf das Bett legen und bald darauf nach Hause gehen. Sie ist seit vier Jahren verheiratet und noch kinderlos, und sooft ihr übel ist, ist sie glücklich. An ihrem Manne scheint nicht viel zu sein. Fragen Sie Schmitt, ob er ihn vielleicht kennt? Er ist ein großer schöner Mann von kaum 40 Jahren, und Neffe des Stallmeisters Kielmannsegg in Hannover. Ich habe greulich demokratisiert, denn in Gegenwart von Diplomaten fanatisiere ich gern meine Gesinnung zugleich aus Gütmütigkeit und aus Klugheit. Denn Überspannung verzeihen sie leichter als kaltes Rechthaben. Da war noch eine andere Dame, frühere Bekanntschaft, gut und schön aber hoch geschminkt mit Royalismus. Ich setzte mich neben ihr und sagte, ich wollte sie zum Republikanismus bekehren; doch unterließ ich es, denn ich merkte bald, wie ihr und allen Anwesenden die ersten Elemente der Wahrheit in der Geschichte fehlten. →

Aber dabei fiel mir ein s. III/85/616–622 bis: *zu jagen.* – S. 617 *Es ist unglaublich* im O recte: *Es ist unglaublicher.* – *fünfhundert Jahre* im O: *sechshundert Jahre.* – *Beweisstätte* im O: *Beweisstücke.* – S. 619 *die Revolution in Baden* im O recte: *die Revolutionen in Baden.* – S. 620 *an mich gedachte er gewiß* im O recte: *an mich dachte er gewiß.*

Mittwoch d. 28. Nov. Heute kömmt ein schöner langer Brief von Ihnen; ich spüre es in dem großen Fußzehen. Aber vor lauter Ärger habe ich die ganze Zeit vergessen, Sie daran zu erinnern, mir Tabak zu schicken, sobald sich Gelegenheit dazu findet. Denken Sie daran.

In Frankfurt s. III/85/622 f. bis: *Brüder.* – S. 622 *die dummen Philister* im O: *die elenden Philister.*

Hurra! Das ist der Brief. *Erstens*, Vorwürfe über Ihr schmales Papier, da geht wenig darauf. Nicht geplaudert! sonst traue ich [Ihnen] nie ein Geheimnis mehr an. Wenn ich Ihnen Geheimnisse zu schreiben habe, werde ich den Brief unter Kuvert an – chs schicken. Wenn Sie mir [schreiben], bedienen Sie sich nicht der Adresse Chedeaux, sondern lieber die von *Stiebel*, sellier, rue Richet, Passage Saulnier Nr. 14. Aber ohne Not tun Sie es nicht, nur in dem Falle, wenn es ein *wichtiges* Geheimnis ist. Die Bücher unter Adresse des – chs nach Frankfurt zu bestellen, möchte zu spät sein. Der Mann wohnt in Neu-Orleans (aber nicht geplaudert), und bis ich dem schreibe, sind die Bücher vielleicht abgeschickt. Ich rate Ihnen, diese meine jetzigen Briefe (sobald sie abgeschrieben) in ein drittes Haus in Sicherheit zu bringen. In Deutschland ist jetzt alles möglich, und bei Gelegenheit wäre man imstande, bei Ihnen nach meinen Schreibereien Nachsuchung zu halten. Wenn Sie sich bei Oppenheimer wollen malen lassen, schieben Sie es nicht auf; denn ich wünschte, daß Sie es mir bis zum Frühjahre, wenn wir zusammen kommen, mitbringen, *ganz fertig.* Nun aber muß ein Ge-

mälde einige Monate trocknen, bis man es firnissen kann, und gefirnißt muß es sein, um nicht zu verderben.

Mit den Briefen eines Narren s. III/85/623 bis: *Gelegenheit findet. – daß die Briefe nicht* im O: *daß sie nicht. – Die Xenien und das* im O: *Die Xenien von Schwenk, das. – eine Gelegenheit* im O: *eine portofreie Gelegenheit.*

Wenn die Bücher eintreffen, verteilen Sie sie augenblicklich an die bestimmten Personen, ehe sie weggenommen werden. Die Prügelgeschichten von Strauss haben mich königlich ergötzt. Wenn nur alles wahr ist! War es Ihnen bloß um Prügel zu tun, hätten Sie mich auch heiraten können. Der Strauss muß lange kein Haspelchen gegessen haben, denn er bekömmt wieder Witz. Hurra steht oben schon, ich brauche es also nicht hierherzusetzen.

Das neue Drama s. III/85/623 bis: *bestraft.*

Adieu, und nur immerfort geprügelt, ich habe meine Freude daran. B.

463.

Nr. 12 *Paris, Samstag, d. 1. Dez. 1832*

Liebes Haspelchen! Der Name gefällt mir sehr gut und viel besser als Bärbelchen, und ich werde ihn künftig gebrauchen. Aber das macht mir den größten Verdruß, daß Ihr, wie ich aus euern Briefen ersehe, euch so lieb habt. Das ist ganz gegen den Vertrag. Ich habe gehofft, künftig bei euch zu leben und den Hausteufel zu machen. Aber in euerem Bunde der Dritte, das ist langweilig, dabei werde ich nicht dick. Auch schickt es sich gar nicht, daß ihr auf einem Sofa beisammen sitzt, denn ihr seid eigentlich noch nicht gehörig verheiratet, und bis die obrigkeitliche Erlaubnis kömmt, solltet ihr tête-à-tête sitzen, wie früher, und abschreiben. Also sorgt für Zank und Prügel, sonst komme ich nicht zu euch. Ihm* hat

* *Name eines Frankfurter Senators.*

ganz recht; es ist unbegreiflich, wie eine geistreiche Frau wie Sie ohne Erlaubnis heiraten mag. Aber so ein Frankfurter Senator, wenn er noch so klug ist, ist doch dumm. Denn wäre Ihm nicht dumm, hätte er aus Ihrem leichtsinnigen Streiche schließen können, daß Sie keine geistreiche Frau sind. Daß Sie eingesehen, daß der Pistolenschuß ein Märchen der Polizei war, beweist nichts; das haben Sie von mir gelernt. Nicht wahr, ich habe doch recht, die Briefe eines Narren sind sehr interessant. Der Verfasser ist ein unbekannter ganz junger Mensch, der eben erst von der Universität gekommen. Den Namen habe ich vergessen... *Abends.* O dumm, was bin ich heute gestört worden! Ich kann nur gleich *Hurra* schreien, denn dieser Brief wird sehr kurz werden. Ich habe den Abend herumlaufen müssen, eine Kommission für meine Schwester zu besorgen. Es ist schon 9 Uhr, und ich muß durchaus noch ins Kaffeehaus, die Abendzeitung lesen, weil heute die Nachricht gekommen, daß das Bombardement von Antwerpen angefangen. Morgen, weil es Sonntag ist, muß der Brief früh auf die Post, und die wenige Zeit, die mir vorher noch übrig bleibt, muß ich 2 Briefe schreiben, einen an den Verleger der Briefe in Otahaiti und einen an meine Schwester. [— — —]. Ich führe mich diesen Winter mit dem Schreiben schlecht auf, ich bin faul und dumm. Die Dummheit kömmt vom Gesundsein und die Faulheit von dem lüderlichen Romanelesen. Gestern schon wollte ich den Brief anfangen und gedachte, viel zu schreiben, da fällt mir ein Roman von Kock in die Hand, und den lese ich in einem Zuge aus. Vier Bände. Le Barbier de Paris. Wenn das so fortgeht, werde ich wenig verdienen. Bis jetzt habe ich erst 5 gedruckte Bogen fertig, also erst der 8te Teil, denn ich brauche 40. Ich hoffe aber, daß ich noch hineinkomme. Was mich am meisten stört, ist die Liebe. Ich weiß nicht, was das ist, die Schafgarbe muß Schuld sein; aber ich war in meinem Leben

nicht so verliebt als jetzt. Ich möchte gern lieben, ich möchte gern geliebt werden und kann beides nicht erreichen. Ich biete mein Herz unter dem Fabrikpreise aus „pour cessation de commerce", wie man hier sagt, aber es findet sich keine Käuferin dazu. Diese Woche war ich einen Abend bei der Carl. Sie hatte mich zu Musik eingeladen, es würden noch andere Leute kommen. Ich ziehe meine unwiderstehliche Samtweste an und gehe um 8 Uhr hin. Ich trete ins Zimmer, kein Fremder da. Die Carl war ganz allein und saß in einem dunkelroten Negligé auf einem roten Sofa unter einem roten Baldachin, dessen Hintergrund ein großer Spiegel bildete. Ich merkte gleich, was vorging. Die Einladung auf Fremde war eine List, sie wollte mich nur allein haben. Gleich legte ich meinen Mantel ab, damit nichts an mir zu zerreißen sei wie einst am keuschen Joseph. Sie sagte, Sie könne nicht singen, sie habe einen bösen Hals und darum der Gesellschaft absagen lassen. Mich hätte sie nicht benachrichtigen können, weil sie meine Adresse nicht gewußt. Ich solle Tee bei ihr trinken. Als sie sah, daß die Einsamkeit keinen Eindruck auf mich machte, rief sie ihre Kammerfrau und wir spielten Lotto. Emches! Ich mit der Carl in Paris! Und mit welch einem Eifer! Jeder 3 Tafeln. Da fühlte ich mich in die schönen alten Zeiten zurückversetzt, wo ich mit der alten Mad. Ellisen, der alten Mad. Adler und dem Trauerwagen Emches spielte und ich glaubte ‚trantrutel, der Jud' ausrufen zu hören. So spielten wir Lotto bis halb 11 und ich verlor 4 sous. Sie ist schrecklich dumm, die Carl, und zum Sterben langweilig. Ich bin überzeugt, daß selbst ein junger Mensch, der auch nur eine Stunde bei ihr geblieben und sie als der glücklichste Liebhaber verlassen, bedauert, 55 Minuten zu frühe zu ihr gekommen zu sein. Und dabei die schöne spanische Sprache, die sie mit ihrem Kammerdiener spricht, der Mühe hat, in Gegen-

wart eines Fremden aus Respekt das Feuer seiner Augen zu dämpfen! Die Carl spanisch! Es ist wie ein wilder Schweinskopf, mit einer Rose in der Schnauze. In meinen Gedanken nannte ich sie immer *die Kuh von Sevilla.* Da saß ich da, ernst und betrübt 2 Stunden lang. Einer meiner Rezensenten hätte mich in der Lage sehen sollen! Selbst Häring hätte Witz bekommen. Sehen Sie, so unglücklich bin ich in der Liebe, und die Malibran und Haspelchen sind weit von mir.

Heute sagte mir ein deutscher Buchhändler hier, er habe mehr als 100 Exempl. von meinen Briefen verkauft. Das ist doch viel für Paris. Und der andere deutsche Buchhändler hier, der größere Geschäfte macht, hat doch wahrscheinlich noch mehr verkauft.

Ihre Augenschmerzen sind doch nicht von Bedeutung? Wenn ich mir nur das kleine Schreiben abgewöhnen könnte. Lassen Sie sich doch meine Briefe von Strauss lieber vorlesen.

Meine Backenbärte stehen immer noch, ich lasse sie nicht eher abschneiden, bis der Mörder des Königs entdeckt ist.

Eben wird mein Tee aufgetragen, und den muß ich ganz allein trinken. Ist das nicht traurig? Dazu ließ ich mir von einem Zwiebackfabrikanten mehrere Sorten Zwieback holen. Sie heißen Citron, Anis, Orange, Américain, Vanille Crème. Bin neugierig, wie das schmeckt. Sind runde gestuppelte Kuchen und sehen ganz aus wie Mazze.

Ich meine, es wäre bald Zeit, davon zu sprechen, wo und wann wir im Frühlinge wieder zusammenkommen. Sie sollen nicht sagen, ich hätte Sie übereilt. Nicht eine Stunde wird auf Sie gewartet, und wenn Sie zur Zeit meiner Ankunft in dem Orte, wohin wir uns bestellt, nicht dort sind, kehre ich gleich wieder um. Ich bleibe nicht länger in Paris, als bis ich meine 2 Bände Briefe fertig habe. Sie können das also selbst berechnen. Ein gedruckter Bogen macht 240 Silben. Da ich nun 40 Bogen (41 eigent-

lich) brauche, so ist ... Ich habe mich geirrt. Die gedruckte *Seite* macht 240 Silben, der Bogen also 16 mal 240 gleich 3840 Silben. Zu 41 Bogen gehören also: 157 440 Silben. Also können Sie jeden Tag nachrechnen. Bei 150 000 Silben müssen Sie schon reisefertig sein. (Im heutigen Briefe habe ich keine Silbe verdient.) Bis jetzt sind erst 5 Bogen und 2 Seiten fertig. Sie haben also noch Zeit. Bin ich nicht ein genialischer Schriftsteller? Ganz wie Lord Byron.

Wer hat Ihnen denn gesagt, daß *Ihm* ein ordentlicher Mann ist? Persönlich kenne ich ihn nicht, aber aus früherer Zeit, da ich noch auf der Polizei war, kenne ich ihn aus amtlichen Verhandlungen. Da er kein Frankfurter ist, ist er zwar nicht frankfurtisch dumm, aber er ist ein Tyrann aus fürstlicher Schule, der vom Liberalismus unserer Zeit nicht die geringste Vorstellung hat und die Obrigkeit für eine Gottheit ansieht. Er steht täglich um 4 Uhr auf und ist täglich um 4 Stunden herrschsüchtiger als ein anderer Senator. Ich bin neugierig, wie es euch noch geht. Der Strauss muß gewiß noch schanzen, und Sie kommen auf den Graben. Es ist, als lägen die Akten auf dem Römer, die in dieser Sache geführt werden, unter meinen Augen. Auf dem blauen Umschlag steht: *Salomon Strauss & Uxor*, israelitischer Bürgerssohn dahier. Unerlaubtes Heiraten betr. – Wenn Sie auf den Graben gesetzt werden, versammle ich eine Schar deutscher und polnischer Patrioten in Straßburg, ziehe nach Frankfurt und befreie Sie. Unser Feldgeschrei ist Haspelchen und Freiheit! Miltenberg wird gehenkt, und Ihm wird 10 Jahre bei Mazze, Glundcher und Wasser eingesperrt. Rothschild muß einen ganzen Schinken essen und wird dann auf St. Helena gebracht. Jone Jeschaje kömmt nach Ham zu Polignac. Gute Nacht.

Sonntag d. 2. Dez. Guten Morgen, adieu, Hurra! B.

474.

Nr. 13 *Paris, Dienstag, d. 4. Dez. 1832*

O Haspelchen! Was ist der Mensch? Ich weiß es nicht. Vielleicht gebackner Wind, vielleicht ein Hund s. III/86/623 f. bis: *Geschichte.* →

Ich habe Ihnen schon mitgeteilt, daß ich eine sehr schöne Wohnung habe, die mich 130 fr. monatlich kostet. Die Wohlfeilheit fiel mir zwar gleich auf, doch ich dachte, es läge am Quartier, das wohlfeiler wäre als ein anderes. Sooft mich einer besuchte, bewunderte jeder meine Wohnung, und wenn man den Preis erfuhr, war man erstaunt über die Billigkeit. Nun war Sonntag wieder einer bei mir. Er war gleichfalls erstaunt und sagte: das sei eine Wohnung für 230 fr. Da schlug [es] wie ein Blitz vor mir ein. Ich dachte: wie, wenn ich nicht recht gehört hätte? Wenn man mir 230 gefordert und ich 130 verstanden hätte? Es wäre fürchterlich! Ich bekäme nicht allein ein Defizit von 200 fr. in meiner Kasse (denn ich müßte den zweiten Monat das Logis auch noch behalten, da ich nicht aufgesagt), sondern ich müßte [hätte] die fürchterliche Arbeit, eine neue Wohnung zu suchen. Morgen oder übermorgen ist der Monat aus, da bekomme ich die Rechnung, und da entscheidet sich mein Schicksal. Begreifen Sie jetzt meinen Schmerz? Gleich morgen früh wird ein Strick mit einem Triangel zum Fenster hinausgehängt. Im nächsten Brief erfahren Sie den Ausgang der Sache. Wenn oben am Briefe *Zeter* steht, war er unglücklich, wenn *Halleluja*, glücklich. Beten Sie für mich, und der Strauss soll zwanzig Messen für meine arme Seele lesen lassen; er soll nämlich 20 Kartoffelklöß essen, den Schutz des Himmels für mich zu erflehen.

Ich habe Sonntag s. III/86/624–626 bis: *Dunkelheit.* – S. 624 *wofür sie jedes* im O recte: *wofür sie jeder.*

Abends. Wie vergnügt macht es mich, wenn ich bedenke, daß in fünf Stunden Ihr Brief ankömmt. Ich erhalte ihn vormittags halb zwölf, und die Nacht rechne ich nicht, weil ich dann schlafe und von der Zeit nichts weiß. Jetzt will ich doch sehen, ob Sie etwas von der Algebra gelernt. Jetzt ist es 9 Uhr. Ich gehe 2 1/2 Stunden später zu Bette als ich aufstehe. Frage: um wieviel Uhr lege ich mich schlafen, um wieviel Uhr erwache ich? Wenn Sie es erraten, schenke ich Ihnen Willibald Alexis' neuen Roman in sechs Bänden, der angekündigt worden; wenn Sie es nicht erraten, schenke ich ihn Ihnen auch, zur Strafe.

Die Börse s. III/86/626 f. bis: *Stunde darin.* – S. 626 *„Unsere Kinder!“ ..... begreife ich nicht* erst im ED.

Wieviel Uhr ist es jetzt?

Mittwoch den 5. Dez.

Was ich diese ganze Zeit über s. III/86/627 f. bis: *geworden.* – S. 627 *wirklich wahr* im O: *wörtlich wahr.*

Da ist der Brief. Er war auch von außen fast offen, wie meiner. Das ist nun nicht zu ändern. Vielleicht ist es Zufall, vielleicht werden die Briefe geöffnet. Was liegt daran? Wir werden uns wohl hüten, einander Geheimnisse mitzuteilen. Ihr Papier ist wieder erschrecklich schmal. Von dem J. Reis habe ich Ihnen schon geschrieben. Der Conrad hat Ordre, ihn abzuweisen. Die 25 fr. will ich gern verlieren. Über Victor Hugo schreibe ich Ihnen im nächsten Briefe. Die Schweizer Briefe will ich allerdings benutzen; aber ich spare sie auf, bis ich nächsten Sommer wieder nach der Schweiz komme und dann mehr darüber schreibe. Die Geschichte mit den ledernen Hosen ist köstlich. – Lafayette hat wieder zu mir geschickt, ich möchte ihn besuchen. Ich werde es nächstens tun. Ich weiß heute nichts mehr zu schreiben. Adieu. Gruß an den [...].

B.

465.

Nr. 14 *Paris, Samstag, d. 8. Dez. 1832*

Halleluja! Ich habe meine Rechnung bekommen, ich habe recht gehört, das Logis kostet nur 130 fr. Was ich in Angst war, das glauben Sie nicht. Sie aber werden mir wahrscheinlich auf Ihre gewohnte Art im nächsten Briefe Trost einreden, ich solle mir um 200 fr. keinen Verdruß machen etc. Daran werde ich meine Freude haben.
Ein junger Zimmern, ein Bruder des Adolph, der hier in einer Handlung ist, hat mich besucht; da ich aber gerade beschäftigt war, bestellte ich ihn auf ein andermal.

In der heutigen Zeitung s. III/87/628 bis: *Sache?*

Seit ich in Paris bin, hat es fast unaufhörlich geregnet, ich konnte kaum zwei Male spazieren gehen. Heute ist der erste kalte und schöne Tag, und da will ich laufen. — Wie freue ich mich, aus Ihrem heutigen Briefe zu erfahren, daß Schmitts Oper gefallen hat. Also nichts gewonnen in Baden? Das ist das Los der Lose. Ich fürchte auch, wir bleiben Gäscht unser Leben lang. Wir sind auf die Tugend angewiesen. Haspelchen und Witz, das ist alles, was wir haben.

Alle hiesigen Blätter s. III/87/628–631 bis: *im nächsten Briefe.* – S. 629 *die Macht der Tyrannei* im O: *die Macht der Tyrannen.*

Er ist wieder fort. Das Zahnherausziehen wurde noch verschoben. Er machte Kreuz- und Querschnitte ins Zahnfleisch, um durch Blutlassen die Entzündung zu heben. „Das könne helfen. Wir wollen sehen. Jetzt aber muß ich gurgeln, und wenn der Schmerz sich gelegt, will ich schlafen. Ich habe drei Nächte lang fast gar nicht geschlafen. Mein nächster Brief wird um so länger.
Vor einigen Jahren verliebte sich ein junger Maler in ein himmlisches Kind von 16 Jahren, die ihm gegenüber wohnte. Blond, blaue Augen, englische Sanftmut, die Tochter eines reichen und angesehenen Mannes. Das

Mädchen hatte eine moralische Erziehung genossen, war seit seiner Geburt der Mutter nicht von der Seite gewichen. Der Maler verschafft sich Zutritt. Er ist kaum vier Wochen im Hause, so hat er schon Herz und Hand der Geliebten, und der selige Maler fährt mit seiner Geliebten in einem schönen Wagen zur Trauung. Um Mitternacht hört man im Brautzimmer ein fürchterliches Toben und Lärmen. Der junge Ehemann rennt wie toll im Zimmer umher, flucht, lärmt, zerschlägt alle Spiegel und Möbel. Der blonde Engel von 16 Jahren, der nie seiner Mutter aus den Augen gekommen, war im achten Monate schwanger. Während nun der betrogene Ehemann tobt wie ein Verrückter, fällt ihm das liebe gute Kind um den Hals, streichelt ihm die Wangen und sagt mit ihrer süßen Pariser Flötenstimme: *vilain jaloux!* Ist dieses ‚vilain jaloux' nicht köstlich, unbezahlbar? Aber den dummen Maler entwaffnete das nicht. Er verließ noch in der Nacht das Haus und ging nach Rußland. Die Geschichte ist wirklich vorgefallen. Im 6ten oder 7ten Bande des „Livre des cent et un" können Sie sie unter dem Titel Les Demoiselles à marier lesen. Ich habe sie Ihnen im Übermute meiner Freude kurz erzählt, weil meine Zahnschmerzen sehr nachgelassen haben und ich mich wieder der alte Taugenichts fühle. Aber schläfrig bin ich und darum adieu.

B.

466.

Nr. 15 *Paris, Montag, d. 10. Dezember 1832*

Le roi s'amuse. Fortsetzung. s. III/88/631–38 bis: *Beschluß morgen.* – S. 632 *taumelt singend* im O: *geht singend.* – S. 635 *Die Räuber waren schon weg, sie brachten* im O: *Die Räuber brachten.* – *Triboulets Mut steigt* im O recte: *Triboulets Wut steigt.* – S. 636 *Hälfte des Preises* im O: *Hälfte des Lohnes.* – *Das betrübt sie* im O: *Das betäubt sie.* – S. 637 *und da werde er rufen* im O: *und da werde es rufen.*

Mittwoch, d. 12. Dezember. Wie ich aus Ihrem heutigen Briefe ersehe, erhalten Sie meinen nicht immer am 4ten Tage, was ich dachte. Was Sie mir von Meyer-Beer schreiben, nämlich daß er anmaßend wäre, mag wahr sein; aber hier in Paris hatte er nicht den Namen dafür. Natürlich in diesem Gedränge wird jeder mürbe gedrückt, und die allgemeine Eitelkeit läßt die besondere nicht aufkommen. Eine Stelle für den Strauss konnte ich noch nicht finden. Unter dem gegenwärtigem Ministerium habe ich keinen Einfluß. Wenn aber die Parti du Mouvement daran kömmt, schaffe ich ihm die Stelle als Präsident der Kammer. Das trägt 80000 fr. ein, und er hat eine herrliche freie Wohnung. Ich habe mit der Opposition schon darüber gesprochen, und sie macht keine andere Bedingung, als daß bei den Diners des Präsidenten niemals Haspelchen fehlen sollen. – Der Benzel-Sternau habe ich noch nicht geschrieben. Ich tue es wohl noch später und schicke ihr einige neue französische Werke. Das wird sie versöhnen. Mich in Mannheim niederzulassen, dazu hätte ich keine Abneigung; aber ich kann Sie versichern, daß ich, jetzt und solange die gegenwärtige Lage der Dinge dauert, in Deutschland nirgends sicher wäre, daß ich dort wenigstens nicht ruhig sein könnte. Die Kolonialwaren aus Otahaiti werden mich nicht empfehlen. Ich dachte einstweilen an Zürich, den Sommer am See, den Winter in der Stadt. Dort wird im Frühling eine neue Universität errichtet, und das kann ein neues frisches Leben in dem sonst schläfrigen Orte aufbringen. Oken, weil Liberaler in München verfolgt, soll der Zeitung nach dort angestellt werden. Wahrscheinlich werden noch andere vertriebene Professoren dort angestellt, etwa Rotteck, Welcker. Ich könnte dort Vorlesungen halten für Studenten und die schöne Welt. Die leichteste Art, ein Buch zusammenzubringen. Ich möchte dort zwar keine Professor-Stelle

haben, die mir zu erreichen vielleicht nicht unmöglich wäre. Aber verdienen könnte ich doch mit Vorlesungen. Erstens bezahlen die Zuhörer, zweitens wird ein Teil des Universitäts-Fonds dazu verwendet, freiwillige Vorlesungen, wenn sie Interesse haben, außerordentlich zu remunerieren. Jetzt denken Sie Ihrerseits nach. Es ist in Zürich freilich teurer leben als in Mannheim. Aber nichts schöner als der Züricher See und zum beständigen Aufenthalte angenehmer als irgend eine andere Gegend der Schweiz.

Die Fanny Gallechin * soll mir nur schreiben, wenn es ihr Freude macht und es sie erleichtert, das Glück, das ihr Mann in sie geschüttet, in mein Herz auszuschütten. „Der Weiber ewig Ach und Weh ist all aus einem Punkte zu kurieren.“ (Mephistopheles).

Sie haben recht mit der ‚femme vertueuse‘. Das Ende ist dumm — dumm wie das Ende jeder vertu féminine.

Mit Gesellschaften hier geht es mir freilich schlecht, sie mangeln mir fast gänzlich. Ich bin faul, ungeschickt. Es wird sich vielleicht noch machen. Aber ennuyieren! Gott bewahre, ich bin sehr vergnügt, die Zeit wird mir gar nicht lange, und wenn ich Gesellschaften besuchen möchte, ist es mehr des Nutzens als des Vergnügens wegen. — Die reizende Jenny Collon in den Variétés will ich kennenlernen. Sie sind aber eine schöne Gelegenheitsmacherin, Sie sind der Ruin aller jungen Leute. — [— — —].

Gruß an Freund Haspelchen. Liebt euch, prügelt euch, eßt Schweinsohren; das ist die Bestimmung der Ehe.

Schreiben Sie mir doch, welche Nummer mein Brief hat, von dem Sie mir heute schrieben, es wäre gar nichts zu drucken darin. In allen meinen Briefen von Nr. 5 bis 14

* Gemeint ist Frau Pfarrer Hormuth, geb. Ochs; Gallochim: jiddisch für: christl. Geistliche.

stand immer noch mehr oder weniger zum Drucken, *ausgenommen Nr. 12*. Sprechen Sie von dieser?
Adieu, liebes Haspelchen.

B.

467.

Nr. 15b *Paris, Mittwoch, den 12. Dez. 1832*

Halt! Halt!
Um des Himmels willen das Kistchen nicht eher aufgemacht, bis Ihr den Brief gelesen, wenigstens den Teil davon, der Lateinisch geschrieben. Ich bin in Verzweiflung. Hätte ich Sie nur nicht heiraten lassen! Wären Sie noch ledig, hätten Sie gewiß, so neugierig Sie auf den Inhalt der Kiste gewesen, doch den Brief erst gelesen. Jetzt aber ist *er* da, der garstige Haspelmann, und während Sie lesen, öffnet er die Kiste, und dann sind Sie mit mir verloren.
Halt!
Als der Emballeur die Kiste einpackte, kam sie mir zu eng vor. Der Schurke aber behauptete, sie sei groß genug. Dann drückte er die Sachen mit Gewalt hinein. Und da die Wände dadurch etwas nachgaben, schlug er sie mit Nägeln wieder zusammen. Jetzt fürchte ich, wenn Ihr die Sachen mit Gewalt herauszwängt, könnten sie beschädigt werden. Darum ist nach folgender Angabe zu verfahren.
Wenn der Deckel aufgeschlagen und Papierschnitzel und was sonst leicht beweglich, herausgenommen, schlagt die eine Seitenwand auch auf.
Jetzt könnt Ihr ans Werk gehen, wenn Ihr nicht Geduld habt, den Brief zu Ende zu lesen. [Bis hierher ist der Brief in für Börne ungewöhnlich großer und lateinischer Schrift geschrieben, der folgende Teil, wie gewöhnlich, in seiner minutiösen deutschen Schrift.]
Uf! Das Lateinisch Schreiben hat mich sehr angestrengt.

Ich bin ganz in Schweiß darüber geraten. Das Schreibpult ist für meine liebe Tochter und das italienische Buch für meinen lieben Sohn. Habt nur euere Freude daran, denn nächste Weihnachten schenkt euch euer Papa nichts mehr, sondern der Großpapa schenkt das Schönste, was er auftreiben kann, seinem Enkel. Es liegen noch 2 oder 3 andere Bücher dabei, die ich bloß hineingelegt, die Kiste auszufüllen. Strauss soll sie in meine Bibliothek stellen, doch darf er sie lesen, gegen täglich 1 Kreuzer den Band. Das neue Buch hätte ich gern schön binden lassen, aber um diese Zeit bis Neujahr kann man von den Buchbindern um keinen Preis fertige Arbeit bekommen, weil sie alle für die Buchhändler beschäftigt sind.
Mit dem Schreibpulte verfahren Sie folgendermaßen. Nachdem Sie es mit dem Schlüssel geöffnet, ziehen Sie ihn heraus, sonst kann das Pult nicht glatt auf dem Tisch liegen. Dann wicklen Sie alles, was in Papier gewickelt, heraus und legen es auf einen Tisch nebeneinander, damit Sie eine Übersicht Ihrer Schreibmaterialien bekommen. Dann tun Sie das Dintefaß heraus, welches rechts in einem 4eckigen Loche steht. Dieses Loch hat eine doppelte Wand, eine bis hinauf und eine zweite, die bis in die Mitte geht. An dieser 2ten innern Wand, und zwar mit der Seite, die nach vorn ist, drückt Ihr mit dem Finger abwärts, dann springt ein Brettchen auf, hinter welchem drei verborgene Schubladen sind. Soll das Brettchen und das Geheimnis wieder zugedeckt werden, dann wird es links, wo es einen Zapfen hat, in die dazu bestimmte Öffnung der linken Seite des Pults eingesetzt und dann rechts, wo es eine eiserne Feder [hat], angedrückt.
O, die Dummköpfe werden dieses Meisterstück von Beschreibung nicht verstehen, und ich fürchte, das Geheimnis bleibt ihnen Geheimnis! [Dieser Absatz wieder in lat. Schrift]. B.

468.

Nr. 16 *Paris, Donnerstag, den 13. Dezember 1832*

Le roi s'amuse s. III/89/638–651 bis: *hellenische Reich.* – S. 642 *affiche les quatre mots* im O recte: *affiche ces quatre mots.* – S. 643 *Denn nicht von ihnen selbst* im O recte: *Denn nicht von ihm selbst.* – S. 644 *zu allen Dächern* im O: *zu allen Bleidächern.* – S. 645 *und es versuchte einmal* im O: *und es wagte es einmal.* – *Verbrechen seiner Fürsten* im O recte: *Verbrechen seines Fürsten.* – *niederträchtigen Gesinnungen* im O recte: *niederträchtigen Gesinnung.* – S. 646 *möchten Sie [Poissl?] gern zu Lakaien* im O: *möchten sie gern zum Lakaien.* – S. 647 *Neufchâtel der Wassersack der Schweiz* erst im ED. – *der spanischen Halbinsel* im O: *der europäischen Halbinsel.* – S. 648 *die herrlichen Griechen* im O: *die herrlichsten Griechen.* – S. 649 *und euch nach und nach* im O: *aber ich werde euch doch.* – S. 650 *nach Lais kicherte* folgt im O: *daß sie bald erstickt wäre.* – *Ein Major schrie* im O: *Herr von Heidegger schrie.* – *die griechische Frau von Staël* im O: *die Frau von Staël der damaligen Zeit.* – *ein wogendes Gewässer* im O: *ein tosendes Gewässer.* – *die Phöcile* wahrscheinl.: Stoa Poikile. – S. 651 *bei dem Arme* im O: *bei den Armen.*

Solche Späße machte ich mir, wenn ich Gott wäre und sollte ich darüber meine Unsterblichkeit zu Tode lachen.

Samstag den 15. Dez. Den einliegenden Brief bitte ich Strauss, nachdem er ihn gelesen, sogleich abzugeben. Er braucht ihn nicht zu versiegeln. Sie aber bitte ich, sogleich zur Pauline zu gehen und mit ihr und Reinganum von der Sache zu reden. Der Mann ist in einer verzweiflungsvollen Lage, und es muß ihm geholfen werden. Körner hat, glaube ich, seinen Laden in der Gegend des Weißen Schwans.

Wie hat mich Ihr heutiger Brief amüsiert, daß ich vorher gewußt, wie Sie mich trösten würden wegen des Logis. Es ist alles gut abgelaufen. Die Klöß-Messen haben geholfen; aber wie gewöhnlich ist er dumm davon ge-

worden. Das ist ein Algebraist! Um 11 Uhr lege ich mich schlafen, und um 1/2 9 stehe ich auf.
Wer von euch beiden am gescheitesten ist? Das hängt von der Frage ab: Wer von euch beiden zuerst den Gedanken hatte, den andern zu heiraten. Ihr könnt also selbst entscheiden.
Das Wetter ist abscheulich. Zum Glücke geht ein Omnibus vor meinem Haus vorbei, und ich kann damit überall hinfahren. So ist jetzt die schöne Einrichtung. Adieu

B.

469.

Nr. 17 *Paris, Sonntag, d. 16. Dezember 1832*

Nächsten Dienstag wird meine Freundin zum ersten Male im Italienischen Theater singen, und ich habe mir meine Hände dazu gerben lassen. Wenn Sie diese Woche etwas Ledernes in meinen Briefen finden, so wissen Sie die Ursache. Jetzt kann geschehen, daß die kleinen Blätter sich um das Wortspiel: die *Carlisten* herumdrehen: das kann ihr nützen, das kann ihr schaden, wie es kömmt. Daß ich aber schlaflose Nächte darüber habe, mögen Sie sich vorstellen. Wäre nur alles schon vorbei, glücklich oder unglücklich; aber die Ungewißheit ist fürchterlich. Die Ehre der Nation steht auf dem Spiele; da wäre nicht zu zittern Verräterei.

Die Berry s. III/90/651–668 bis: *da ist Ihr Brief.* – S. 651 *Karl X nicht mehr* im O: *Karl X diesen Winter nicht.* – *in die Zeitung setzen lassen* im O: *in den Constitutionnel setzen.* – *Diese Abneigung der Völker / der Völker* erst im ED. – S. 652 nach: *besonders unbeliebt zu sein* folgt im O: *und darum habe ich schlaflose Nächte.* – S. 653 *um ein Jahrhundert hinausschickt* im O recte: *um ein Jahrhundert hinausschiebt.* – S. 654 *werden vor Schrecken alle Wangen bleich* im O: *wird vor Schrecken alles Wasser rot.* – S. 656 *1418* im O irrtüml.: *1448*, im ED irrtüml.: *1443.* – *durch Not die Alpe* im O: *durch die Not diese Alpe.* – *Gestern kam die komische Oper* im O recte: *Gestern gab*

die komische Oper. – S. 658 *Leben nicht kunstreich* im O: *Leben nicht künstlerisch.* – S. 662 *der nicht aus seiner Lage* im O recte: *der nicht aus seiner Loge.* – S. 663 *Feinde der Menschlichkeit* im O: *Feinde der Menschheit.* – S. 664 *alle möglichen Handarbeiten* im O: *alle mögliche weibliche Handarbeiten.* – S. 667 *Königin Christine* [Maria Cristina] im O wie im ED irrtüml.: *Katharine.* – *Plötzlich wendete* im O recte: *Plötzlich wendet.* – *sich aufhaltenden Spanier* im O: *sich aufhaltenden verbannten Spanier.*

Meine Zahnschmerzen sind jetzt ganz vorüber. Jawohl habe ich das herrliche kalte Wasser gebraucht, und es hat mich auch immer erleichtert. Daß dessen täglicher Gebrauch, woran ich mich angewöhnt habe, die Zähne stärkt, hat sich jetzt am meisten erprobt, daß ich trotz der anhaltenden und starken Zahnschmerzen nicht nötig hatte, mir einen Zahn ausziehen zu lassen, was früher in ähnlichen Fällen immer noch der Fall gewesen. Es hätte mir sehr leid getan, es war einer meiner noch übrigen Weisheitszähne.

Fragen Sie s. III/90/668 bis: davon schreiben.

Sie haben sich gewiß geirrt, als Sie glaubten, ich hätte in einem meiner Briefe den Empfang des Ihren nicht erwähnt. Das ist gewiß geschehen. Vielleicht habe ich von Schmitts Oper nicht gesprochen, weil ich das schon früher getan. Ich freue mich, daß er zufrieden ist, fand aber nicht, daß er in dem Mannheimer Artikel besonders gelobt worden sei. Doch gratulieren Sie ihm von meiner Seite.

Die Gräfin Liegnitz soll die Kränk kriegen. Freilich nehme ich an das Darmstädter Los teil; denken Sie, ich würde Sie allein gewinnen lassen?

Die Speier hat einen Liebhaber in Mannheim, das vermute ich, ich kenne euch. Alle verheiratete Weiber möchten gern nach Mannheim ziehen.

Ich warte mit Ungeduld auf das Goethe-Büchlein. Ge-

stern las ich in einem Inhaltsverzeichnisse der *Berliner Jahrbücher der Literatur*, daß *Varnhagen von Ense* dieses Goethe-Büchlein rezensiert hat. Dieser Varnhagen ist der wütendste Goethe-Pfaffe. Er ist es, auf den ich in meinem 8ten Teile und in meinen Briefen angespielt habe. Er hat das sicher gemerkt. Nun möchte ich diese Kritik gar zu gerne haben, sie wird mir Stoff geben. Aber woher schaffen? In das Lesekabinett kömmt Strauss nicht. Vielleicht kann er das Blatt bei Körner oder einem andern Buchhändler geliehen haben. Wenn ja möglich, lassen Sie mir den Artikel abschreiben, meinetwegen durch einen bezahlten Abschreiber (der Varnhagen schreibt breite Artikel), aber es liegt mir viel daran. Tun Sie Ihr Möglichstes.
Der Schwenck ist nicht ohne Geist und Witz, aber er schreibt etwas rauh. Er ist ein arger Hyphochondrist und seine Satire hat etwas Menschenfeindliches, das sie sauer macht. [Vgl. III/90/668].
Von Otahaiti habe ich noch nichts erfahren. Vielleicht haben die Wilde meinen Cook totgeschlagen.

Jawohl s. III/90/668 bis: *welche Menschen!*

Aber heute ist Mittwoch. Strauss ist dumm, nicht weil er so oft Haspelchen ißt, sondern weil er nicht begreift, warum Sie ihm so oft Haspelchen zu essen geben. Er soll dumm werden. Mich betrögen Sie nicht, ich verstünde das.
Vergessen Sie den unglücklichen Savoye nicht. Und jetzt adieu Euer B.

470.

Nr. 18 *Paris, Donnerstag, den 20. Dez. 1832*

Gestern kam Victor Hugos s. III/668 f. bis: *ihren Gürtel stahl.* – S. 669 *unter diesem Säulendache* im O: *unter diesen Säulen.* – *und klingelt* im O: *und blinzelt.* – *Merkur, Feind* im O: *Merkur, der Feind.*

Ja wohl ist es mit einem deutschen Gelehrten gar nicht auszuhalten; aber ich bitte Sie, seien Sie still. Ich möchte gern Professor in Berlin werden, an Jarckes Stelle, der ein berühmter Fabellehrer war und schwer zu ersetzen ist...

Also, da ich die Treppe s. III/669–679 bis: *Merkwürdig!* – S. 670 *legt in beiden Waagschalen* im O recte: *legt in beide Waagschalen.* – S. 671 *ein Werk zur Übereinkunft* im O recte: *ein Werk der Übereinkunft.* – *Herrn v.* * * * im O gleichlautend. – S. 673 *Bürgers gegen die Regierung* im O: *Bürgers gegen eine Regierung.* – S. 674 nach: *den er nicht hatte* folgt im O: *auch nie in meinen Gedanken hatte.* – S. 676 *nur eine verhaßte Gesetzwidrigkeit* im O recte: *immer eine verhaßte Gesetzwidrigkeit.* – *wo wir uns dessen nicht versehen* im O: *wo man sich dessen nicht versieht.* – S. 677 *werden wir in diese Hauptstadt hineingehen* im O recte: *werde ich in diese Hauptstadt einziehen.* – S. 678 *und ohne den Ruhm* im O recte: *nur ohne den Ruhm.* – *Noch zwei Worte* im O: *noch vier Worte.*

Samstag d. 22. Dez. O Dank den Göttern! Jetzt beginnt der Spektakel, jetzt brennt das Feuer, jetzt schüre ich, jetzt fange ich erst recht zu leben an. Noch heute wird Mademois. Julie besucht. Ich esse in der Nähe. Vorher wird Amor, dem Unruhestifter, ein Opfer gebracht, ein Hahn oder ein Hase. Aber Strauss braucht nicht zu fürchten, daß ich die Wahrheit verrate. Ich werde sagen, Julie ist eine Modehändlerin, alt, häßlich. Ist es aber nicht merkwürdig, daß wir uns zu gleicher Zeit eine Visitenkarte geschickt? Aber wie unähnlich beide – nein, wie ähnlich, wollte ich sagen. Nacht und Liebe!

Was das für eine Zeichnung sein mag, die mich interessiert, bin ich doch sehr begierig. Ich habe keine Vorstellung davon und erwarte sie mit Ungeduld. Ich werde sie vorsichtig aufmachen. *Es ist eine Regel, die jeder befolgen sollte, der etwas Eingepacktes erhält: es vorsichtig zu öffnen.*

Haben Sie denn Guhrs Konzert nicht gehört? Ich zweifle, daß Robert le Diable in Frankfurt gefallen wird.
Ob ich in Zürich im Winter Geduld haben werde? Ich zweifle selbst. Ich gehe aber ohne Sie nicht mehr nach Paris. Und wie kann das sein? Darmstadt [Darmstädter Lotterie] müßte helfen. – [– – –].
Heute weiß ich nichts mehr zu schreiben. Das ist ein großer, doch leerer Brief. [. . . .]
Von Schmitts Oper habe ich Ihnen ja geschrieben. Ich freue mich sehr, daß es so gut gegangen. Aber die Künstler sind doch große Narren, daß sie sich solche Sorgen machen. Schreiben Sie mir doch, was Schmitt über Robert le Diable gesagt, die er doch gewiß in Guhrs Konzert gehört hat. Ich möchte gern sein Urteil hören. Ich halte sie nicht für ein schlechtes, aber für ein gewöhnliches Werk.
Adieu B.

Ich habe vergessen, Platz für die Oblate zu lassen, und daß keines meiner kostbaren Worte unleserlich werde, muß ich einen überflüssigen Umschlag machen. Das ist ein Unglück, kostet 10 sous.

471.

Nr. 19 *Paris, Montag, den 24. Dez. 1832*

Charbne Buhje! Ich schäm mir die Auge aus dem Kopp heraus! Die Kuh von Sevilla hat miserabel gesungen. Das war eine Desdemona! Und was mich am meisten ärgert, daß ich nichts an ihr verdiene, daß ich nichts darf von ihr drucken lassen; denn wer weiß, welcher König ihr Vater ist, und ich habe schon Feinde genug auf dem Hals unter den Königen. Sie wurde beim ersten Auftreten mit einigem Klatschen empfangen, um sie aufzumuntern, denn sie schien erschrocken. Das Publikum im Italienischen Theater ist sehr nachsichtig, weil es teils aus gebildeten

Zuschauern, teils aus Kennern besteht. Was nur ein bischen gut ist, jeder einzelne schöne Ton wird hervorgehoben. Aber die Carl sang oft falsch. Ihr Gesang schien mir sehr gewöhnlich, wie man sie in Deutschland auf allen Theatern hört. Und welch ein Spiel! Wie steif, wie dumm! Und was ein breit Maul! Es ist merkwürdig, was Komödiantinnen eingebildet sind! Als ich die Carl auf das Gewagte ihres ersten Versuchs aufmerksam machte, weil gerade in dieser Rolle die Sontag und die Malibran geglänzt hätten, rümpfte sie die Nase, als täte ihr das gar nichts. Wie gesagt, wo sie nur im mindesten genugtat, wurde geklatscht, aber als der Vorhang nach dem dritten Akte, welcher der wichtigste ist, fiel, und das Stück aus war, rührte sich keine Hand. Diese Todesstille muß doch für einen Künstler noch viel kränkender sein als das Auspfeifen, wo man sich einreden kann, es sei Kabale. Indessen hat mir Prixis gesagt, die Carl singe immer noch besser als alle Damen, die jetzt beim Italienischen Theater wären. In den Blättern habe ich noch nichts über sie gelesen. Ich habe die Carl seit einigen Wochen nicht besucht, aus Vorsicht, damit ich keinen Jammer mitanzuhören hätte, wenn sie durchfiele. Sie wird weiter auftreten. Erzählen Sie in Frankfurt nichts Nachteiliges von ihr in meinem Namen. Das könnte ihr schaden. O ich habe eine Wut! Für wenigstens 15 Gulden Witz hätte ich über die Carl können drucken lassen, und so ist nicht allein Geld, sondern auch Witz verloren; denn für ein Haspelweibchen bin ich nicht witzig, das trägt nichts ein.

Tabor aus Frankfurt, vor dem man mich hat warnen lassen, ist hier angekommen; ich habe ihn noch nicht gesehen. Er kömmt von Antwerpen. Könnten Sie nicht von einem (etwa von Dr. Reinganum) genauer erfahren, wodurch er verdächtig geworden?

Jetzt einen gelehrten Auftrag für Professor Strauss. In

meinem Briefe Nr. 17, da wo ich von dem Fürstennamen Wilhelm, Leopold, Carl spreche, und wie das alles eins wäre, wollte ich eine dahin passende Stelle aus Shakespeare anführen, hatte aber keinen. Ich bitte also Strauss, die Stelle im Shakespeare, die ich ihm bezeichnen werde, abzuschreiben, sowohl englisch als in der deutschen Übersetzung von Schlegel, und sie in den Brief Nr. 17 zu legen. Die Verse müssen aber genau geschrieben sein, damit es mir, wenn ich zu seiner Zeit davon Gebrauch machen will, das Original ersetze. Es ist im *Julius Caesar* in der Szene, wo Cassius den Brutus gegen Caesar aufhetzen will. Er sagt ihm ohngefähr: „Was ist denn in dem Namen Cäsar? Brutus ist gleich wohllautend. Man beschwört mit Brutus' Namen Geister wie mit Cäsars."

Heute nachmittag s. III/92/679–68 bis: *auf das Maul schlagen.* – S. 679 nach: *nichts davon* folgt im O: *Ich höre aber sehr deutlich, was Sie jetzt, abends acht Uhr, in Ihrem Zimmer von mir sprechen. Nicht wahr? Opfern Sie nur recht oft auf diesem A l t a r e d e r F r e u n d s c h a f t. Und viel.* – *wollte seine Ehre* im O: *wollte nur seine Ehre.*

Mittwoch den 26. Dez. [— — —].

Da ist Ihr Brief. O Beheme! Sie wissen jetzt so wenig von Otahaiti als vorher auch. Und jetzt meinen Sie, alle Welt wäre so dumm wie Sie, ja sogar ich, der Verfasser von 12 Bänden! Das ist zu arg. Wie freue ich mich, daß für den Savoye etwas geschehen ist, und wie danke ich es dem Strauss, daß er sich die Mühe gegeben. Sehen Sie, man kann zweimal täglich Haspelchen essen und doch ein ordentlicher Mensch sein. Sollte mir der Savoye, ehe das Geld käme, ein Darlehen fordern, werde ich es ihm geben. Ich hätte ihm früher etwas angeboten, aber ich getraute mich nicht.

Was doch das für eine Zeichnung sein mag, die mir Strauss schicken will! Wahrscheinlich denkt er, mich da-

mit zu bestechen, damit ich Ihnen nicht die Wahrheit von der Mademoiselle Julie schreibe. Aber er verrechnet sich darin. Ich war noch nicht bei ihr, weil ich Furcht habe, allein hinzugehen. Allein, ich werde wahrscheinlich heute noch mit einem unerschrockenen jungen Menschen diese Julie besuchen. [— — —].

Soeben erhalte ich von Madame Leo, die ich selten besuche, folgendes Billet: „Wenn Sie Montag den 31sten abends, wie so viele Deutsche, das St. Sylvesterfieber bekommen, mit melancholischer Sehnsucht an die vielen glücklichen Landsleute denken, die Schlag zwölf Heringssalat essen und Punsch trinken, so kommen Sie schnell zu uns und sagen, Deutschland soll doch mit seinen angenehmen Sitten leben. Versuchen Sie doch auch früher uns einmal abends zu treffen. Freundschaftlich Sophie Leo." Das ist der Stil einer Schriftstellerin! Ich weiß jetzt ganz bestimmt, daß sie heimlich Romane schreibt. O wär ich wieder bei meinem dummen Haspelchen, deren höchste Eitelkeit ist, zu wissen, was in Otahaiti vorgeht; und doch nicht weiß! Nun adieu B.

Donnerstag d. 27. Dez. Nein, so eine dumme Widerwärtigkeit ist mir noch nicht begegnet! Gestern steckte ich diesen Brief ein, ihn selbst auf die Post zu legen, laufe den ganzen Nachmittag herum, vergesse ganz den Brief und werde erst zu meinem Schrecken wieder daran erinnert, als ich abends zu Hause meine Rocktaschen ausleerte. Ich war ganz in Verzweiflung darüber. Hätte sich der Brief aus einer andern Ursache um einen Tag verspätet, wäre nichts daran gelegen gewesen; aber daß ich aus Dummheit Ihre Erwartung getäuscht habe, ärgert mich. Und da habe ich eben jetzt mit der Schere meinen eigenen Brief aufgeschnitten. Ich muß Sie nicht mehr liebhaben, ich kann es mir sonst gar nicht erklären. — Gestern bei Tische habe ich den Tabor kennengelernt; das scheint

ein artiger bescheidener junger Mann, und es wäre zum Bewundern, wenn er ein Taugenichts wäre und schon so jung es in der Verstellungskunst soweit gebracht hätte. Er scheint ganz unbefangen. Ich wüßte gern etwas Näheres darüber. Vielleicht könnte Strauss bei Körner etwas erfahren. Er soll ihn nun in meinem Namen, ohne nähere Beziehung, fragen, was der T. für ein Mensch sei und was er in Paris für Geschäfte habe?

Von Otahaiti habe ich nichts erfahren. Strauss kann Körner bitten, wenn die Sachen ankommen, ihm gleich ein Exemplar zu schicken, das er ihm aus den Freiexempl. zurückerstatten werde.

Gestern bei Tische habe ich den anwesenden jungen Leuten die Visitenkarte der Mademoiselle Julie vorgezeigt und einem derselben den Auftrag gegeben, sich nach diesem Frauenzimmer zu erkundigen. Ich erzählte den Hergang der Sache, aber mit Veränderung des Orts. Ich sagte: eine Pariserin meiner Bekanntschaft, seit kurzem verheiratet, habe diese Karte in der Rocktasche ihres Mannes gefunden und mir den Auftrag gegeben, die Sache zu untersuchen. Alle beneideten mich, mit einer liebenswürdigen Dame so vertraut zu sein und ihr so nahe zu stehen, daß, wenn es ihr einfallen sollte, sich für die Untreue ihres Mannes zu rächen, mein Glück gemacht wäre. Ich log wie ein Roman. Et voilà comme on écrit l'histoire!

Zum zweitenmal adieu
B.

472.

Nr. 20 *Paris, Freitag, d. 28. Dez. 1832*

Gestern habe ich mit dem Savoye gesprochen, und daß ich Geld für ihn bekäme. Jetzt will er's nicht nehmen. Er ließe sehr danken, aber er brauche es jetzt nicht, wenn er in Not käme, wolle er es annehmen. Es ist aber nichts

als ein mißverstandener Ehrgeiz, denn ich weiß, daß er es jetzt schon braucht. Er sagt, er wolle den Regierungen, die ihn verfolgten, den Triumph nicht verschaffen, daß er Unterstützung annehme. Ich erwiderte ihm, das sei gerade das Gegenteil, man triumphiere über die Regierungen, indem man ihnen zeige, daß ihnen ihre Verfolgungen nichts helfen, weil das Volk die Verfolgten in Schutz nähme. Er ließ sich aber nicht zureden. Das ist nun eine dumme Geschichte. Das Geld ist wahrscheinlich schon auf dem Wege, und ich muß es zurückschicken. Sagen Sie dem Strauss, er solle das Geld denen, die es ihm gegeben, zurückbringen, aber ohne Abzug; die Kosten für Ankauf des Wechsels, Diskonto etc. solle er mir auf die Rechnung setzen.

Gestern abend war der Tabor bei mir. Savoye hat mir gesagt, er wäre aus Rheinbayern auch vor diesem T. gewarnt worden. Aber er, so wenig als ich, will in seinem Betragen etwas Verdächtiges finden. Das einzige, was mir an ihm auffiel, daß er mit warmem Eifer für Preußen spricht und meint, wie glücklich Deutschland wäre, wenn es unter Preußen stünde. Vielleicht hat ihn das als preußischen Agenten verdächtig gemacht. Indessen kann sein, daß es seine eigne und freiwillige Dummheit ist. Übrigens ist T. ein wohlerzogener Mensch, wie mir aus Frankfurt noch wenige vorgekommen sind.

Dieser Brief wird auch klein werden, denn ich habe mir vorgenommen, in diesem Jahre nicht mehr viel zu schreiben. Nach meinen drei letzten großen Briefen bin ich so erschöpft geworden, wie die Franzosen nach ihren drei Julitagen. Die deutschen Fürsten mögen aber nicht triumphieren wie Louis-Philippe und meinen, ich hätte meine Abdankung gegeben. Es ist nichts als Müdigkeit. Wenn ich mich wieder erholt habe, sollen sie erfahren, daß ich noch der alte bin.

Ich möchte gern wissen, wieviel meine bisherigen Briefe

gedruckt machen. Ich schreibe das zwar auf und berechne es jedes Mal, um aber die Probe zu machen, möchte ich, daß der Strauss es auch berechne nach seiner Abschrift. Er muß nämlich die Silben zählen. [— — —]. Es ist dieses die angenehmste Arbeit von der Welt, nachdem einmal die langweiligen Flitterwochen vorüber sind, und Haspelchen kann er dabei essen, soviel er will; je dümmer, je besser.

Der Gedanke, nach Brüssel zu gehen, den ich schon vorigen Winter hatte, ist mir jetzt lebhafter zurückgekommen, und ich bin sehr entschlossen, vor dem Frühling noch dahin zu reisen. Ich habe Leute genug gesprochen, welchen Paris, wenn auch grade nicht mißfiel, doch wegen der Teuerung oder aus andern Gründen nicht recht heimlich war. Doch nie ist mir einer vorgekommen, der nicht Brüssel gelobt hätte. Es soll wie Paris sein, nur kleiner, aber dabei mit einer merkwürdig schönen Gegend und erstaunlich wohlfeil. [— — —]. Ich bin also willens, Anfang Februar nach Brüssel zu gehen, dort bis Ende März zu bleiben und dann mit Ihnen in der Schweiz zusammenzukommen. Bis dahin werden meine Pariser Briefe weit vorgerückt sein, und was dann noch an den zwei Bänden fehlen mag, fülle ich, interessanter, mit Briefen aus Brüssel aus. Es hängt nur noch davon ab, ob mir der König von Otahaiti das noch schuldige Drittel des Honorars schickt. Für die Mitte Februars hat er es mir versprochen; sollte er nun auch Wort halten, so wird es mir [bis] dahin zu warten mit der Abreise doch zu spät. Ich werde ihm aber schreiben und sehen, daß er mir das Geld schon im Januar gibt. Vermehrte Ausgaben wird mir die Reise nicht verursachen; denn die Reisekosten hin und her (beim Rückweg gehe ich nicht über Paris sondern schlage den kürzern Weg nach der Schweizergrenze [ein], doch versteht sich, ohne Deutschland zu berühren), ersetze ich durch das, was mich der Aufenthalt

in Brüssel weniger kostet als der in Paris. Verschaffen Sie mir doch eine Empfehlung dahin, so an einen jungen Menschen, der Zeit hat, in den ersten Tagen mir zu meiner häuslichen Einrichtung behülflich zu sein. Ich glaube, ein Dr. Reis (Sohn der Waldgräfin) hält sich dort auf. Ich kenne ihn von Frankfurt aus. Lassen Sie sich von *unserem* Medic. Doktor Reis seine Adresse verschaffen. Mehr brauche ich nicht. Andere Empfehlungen werde ich von hier mitnehmen. Schreiben Sie mir Ihre Meinung hierüber. Ich will auch Antwerpen, und was sonst Interessantes in der Nähe von Brüssel liegt, besuchen.

Samstag d. 29. Dez. Ach, was ein schöner großer Brief. Und sehen Sie, was der Mensch ein Egoist. Ehe ich den Brief öffnete, dachte ich, ein beigeschlossener Wechsel für S. mache ihn dick; als ich aber sah, daß er ganz vollgeschrieben war, machte mich das ganz glücklich. Wegen Savoye brauchen Sie sich also keine Mühe zu geben, da er nichts nehmen will. Sollte eine Anweisung schon auf dem Wege sein, werde ich sie zurückschicken. Es ist mir lieb, wenn Strauss gleich zum Körner ging und ihm das mitteilte, und die Nachricht, daß ich das Geld zurückschicken würde; denn wenn es später geschähe, könnte man glauben, Savoye wolle nichts annehmen, weil es zu wenig sei. Das ist es aber nicht, denn ich habe ihm von der Summe gar nichts gesagt. — Was Ihr aber dumm seid, daß Ihr das Geheimnis nicht finden könnt, das ist schrecklich. Ihnen nehme ich's nicht übel, denn Sie sind ein Frauenzimmer, aber Strauss! Ihn zu bestrafen ... *lassen Sie ihn von hier an den Brief nicht weiter lesen.* Ich will suchen, Ihnen die Sache deutlicher zu machen. Dann behalten Sie das Geheimnis für sich und sagen es dem Strauss nie. In den 3 verborgenen Schubladen können Sie ein Halbdutzend Liebesbriefe vor seiner Eifersucht versteckt halten. Aber himmlischer Gott, wer gibt

mir Beredsamkeit, mich einem Dummkopf verständlich zu machen! Betrachten Sie einmal die Wände Ihres Zimmers. Unten, ehe die Tapeten anfangen, ist die Wand mit Holz belegt, welches man, glaube ich, Lambris nennt. Das Loch, worin das Dintenfaß steckt, hat inwendig auch eine solche Lambris, die sich rings an der Wand, gegen den obern Teil, der gleichsam die Tapete vorstellt, hervorragend umherzieht. Jetzt stecken Sie ins Teufelsnamen Ihren dummen Finger in das Loch des Dintefaß hinein und drücken die vordere Lambris — die zunächst Ihrem Gesichte zugewendet ist, wenn Sie vor dem Pulte stehen, abwärts, und dann springt das Brett auf. Aber mein Reden wird mir sowenig helfen, als hätte ich mit dem Tische gesprochen. Es ist zum Verzweifeln! Mich wundert nur, daß Sie herausgebracht, daß das Petschaft 50 Abdrücke hat. Die zwei Petschafte, die Sie zum Briefe gebraucht, haben mir viel Freude gemacht.
Die Zeichnung habe ich bis jetzt noch nicht erhalten, und ich brenne vor Begierde. Wenn sie zum Weihnachtsgeschenk bestimmt war, liegt nichts an der Zögerung, denn hier wird eigentlich [nicht] zu Weihnachten geschenkt, sondern zu Neujahr, und bis dahin kann sie noch ankommen.
Der Strauss fragt mich, warum ich kleines Papier zu den letzten Briefen genommen? Dabei verliert Ihr aber nichts; denn ich schreibe dann mehr Seiten. Bei großem Papier, da ich nicht vorher wissen kann, wieviel ich schreibe, bleiben oft leere Seiten, und dabei ist Papier und Porto verloren.
Grüßen Sie Ihre Schwester von mir und fragen Sie sie, wie es denn jetzt mit unserer alten Sympathie stünde? Ob wir noch zusammen das Wetter spüren, Schwindel, Ohrenbrausen, Übelkeiten, überhaupt die gemeinschaftliche Kränk hätten? Meine Liebe aber hat sehr abgenommen, ich habe wenig mehr von diesen schönen Gefühlen.

Trösten Sie Ihre Schwester, daß [sie], wenn sie in mein Alter kömmt, auch ihre Kränk verlieren wird.
Ich finde es doch wirklich schlecht von Ihrer Mutter, daß sie mir nicht das kleinste Präsent macht, ob ich ihr zwar so viel Gutes erzeigt habe. Der Strauss soll einmal mit ihr sprechen. Aber des Strauss' Eltern betragen sich auch nicht schön gegen mich, da sie mir gar kein Schatchen geben. Sie und der Strauss müßten aber rechte Spitzbuben sein und euch selbst nicht trauen, weil ihr mir die Nummern der Lotterie-Lose so ängstlich mitteilt. Schämt euch. — An die Berliner Jahrbücher denken Sie ja. Das interessiert mich sehr. [— — —].
Prost Neujahr! Adieu. Das Wetter ist in einem fort erbärmlich. Ich habe so etwas noch nicht erlebt.

B.

473.

Nr. 21 *Paris, Sonntag, den 30. Dezember 1832*

Louis-Philippe, der gute Friedensrichter s. III/93/681-683 bis: *Druckpapier!* – S. 682 *Vive le roi, vive le roi* im O recte: *Vive le roi, vive la loi.* – *seine Abgabe* im O recte: *eine Abgabe.* – S. 683 *ein lebhafteres Bild* im O: *ein lebhaftes Bild.*

Abends. Ach! was ist die Tugend für eine schöne Sache, und wie schön wird sie belohnt! Nach dem Essen ging ich mit einigen Kameraden in den Palais Royal, um Kaffee zu trinken. Nach dem Kaffee wollten sie mich überreden, sie zu begleiten, ich habe vergessen wohin. Doch ich widerstand ihnen allen. Es war ein Deutscher, ein Schweizer, ein Franzose, ein Ungar und ein Pole. Diese fünf lasterhafte Nationen besiegte ich allein. Dann ging ich stolz durch den Garten und sah die Sterne an, die mir zulächelten. Unter diese hatte sich ein rötlich funkelndes Licht aus einer Mansarde ganz hoch oben geschlichen; aber ich entdeckte sogleich den Betrug und eilte nach Hause. Da lag auf dem Tische das Kistchen von der Post.

Ich wußte, es könne nichts anderes als die Zeichnung sein, aber daß es keine Rolle war, wie ich erwartete, machte mich ganz irre. Das war so dünn wie ein Schachbrett. Nachdem das Wachstuch abgenommen war, wurde ich noch stutziger; zwei Bretter und ich sah nichts dazwischen. Bei dem Öffnen fing ich erst zu ahnden an, was mir früher gar nicht in den Sinn gekommen. Ich zog es endlich hervor. Was braucht der Himmel so wenig Platz! Nein, was mich das glücklich machte, kann ich Ihnen nicht sagen. Ich war nicht allein und lachte, um nicht zu weinen. Es kann nicht schöner sein. Der hat sich in mein Herz geschlichen und Sie in meiner Bildgalerie kopiert. *L'Allemand* heißt der Zeichner, wenn ich recht gelesen. Gott segne ihn. Ihnen mag, brauche ich gar nicht zu danken. Sie hatten gewiß so viele Freude, als Sie an die meinige dachten, daß Sie schon bezahlt sind. Morgen wird das Bild unter Rahmen und Glas gebracht. So kann ich es ganz bequem in meinem Reisewagen neben mir stellen, ja es kann eingerichtet werden, daß man es darin aufhängen kann wie in einem Zimmer. Was das artig sein wird, wenn ich auf der Landstraße eine junge blasse Engländerin begegne, auf dem Bocke sitzend, während ihr Mann inwendig schläft. Wenn sie das Bild sieht, was sie die Gattin eines so zärtlich liebenden Mannes beneiden wird! Ist sie eine Schriftstellerin, läßt sie es gewiß drucken. Nun, gute Nacht. Wenn ich vor drei Uhr einschlafe, bin ich der undankbarste Mensch von der Welt und verdiene mein Glück gar nicht. Ich kann nicht erwarten, bis es Morgen und Tag wird, um zu sehen, wie sich da das Bild ausnimmt.

Montag den 31. Dezember. Guten Morgen! Es ist der zweite Gute Morgen, den ich Ihnen gebe. Ich kann mich nicht satt daran sehen, es ist ganz herrlich. Jetzt werde ich auch drei Stunden länger Geduld haben, in Paris zu

bleiben und Sie im Frühjahre soviel später wieder zu sehen. Aber was ist das für ein Mantel mit zwei Kragen? Den kenne ich ja gar nicht. Ist das ein Flitterkleid?

Ein neues Journal s. III/93/683–685 bis: *Hoch!* – S. 684 *tous les comité littéraires* im O recte: *toutes les sommités littéraires.* – *tous les noms célèbres* im O recte: *tous les hommes célèbres.* – →

Gottes Segen über euch. Und mit dem Glockenschlage kam Conrad herein und überreichte mir folgendes Gedicht, das er eben erst fertiggeschrieben.

Dienstag den 1. Januar 1833. Da ist die Abschrift von dem Gedichte:

Lang und glücklich sei Ihr Leben,
Unter Gottes Himmelszelt;
Diesen Wunsch kann ich nur beten,
Weil er Gott auch wohlgefällt.

Jedes Jahr bring Ihnen Wonne,
Guter edler Freiheitsmann.
Blitzt *einst* die reine Freiheitssonne,
O, dann ist *allen* wohlgetan.

Er, der Schöpfer aller Werke,
Reiche Ihnen Kraft und Mut.
Nur mit Gottes Macht und Stärke
Endet jede Sache gut.

Am ersten Tage des Jahres 1833 gewidmet von
Conrad Ullrich

Ist das nicht schön und gut und treu? Goethe hat nur schöner gedichtet.
Was war ich gestern so schadenfroh über Ihren außerordentlichen Brief! Nicht wahr, man kann auch die unartigsten Kinder durch strenges Regiment an Folgsam-

keit gewöhnen? Daß ich voriges Jahr gejammert, weil ich keinen Brief auf den Neujahrstag bekommen, und Ihnen gedroht, wenn solche Vernachlässigung wiederkehrte, würde ich Ihnen das Herz in tausend kleine Stücke brechen, nicht wahr, das hat gewirkt? Schön.

Die Giraffe ist sehr schön und hat mir viel viel Freude gemacht, auch das Prost Neujahr! Str. hat die Allegorie meisterhaft erklärt. Aber so an der Nase herumgeführt werden wünschte ich für mich selbst. Wenn ich wüßte, daß Haspelchen dumm machte, gleich morgen reiste ich zu Ihnen.

Endlich weiß ich, was es mit der Julie für eine Bewandtnis hat. Gestern nach dem Essen ging ich mit Dr. Donndorf in das bezeichnete Haus. Hinter dem Palais Royal gelangt man zu einem langen langen Durchgang, dunkel und schauerlich. Da kamen wir an eine eiserne Gittertüre. Wir schellten, wurden eingelassen, und hinter uns schloß sich dröhnend die Türe, daß es mir durch die Nerven frieselte. Der Portier, ein junger Mann und seine alte Frau saßen bei Tische und aßen etwas Blutiges, das wie ein Kindskopf aussah. Ich fragte nach Mademoiselle Julie. Der Portier warf mir einen stechenden Blick zu und wetzte das Messer. Da zog ich mich hinter Donndorf zurück und ließ ihn weiterfragen. Demoiselle Julie hatte früher einen Putzladen, aber nicht in dieser Mördergrube, wo sie bloß wohnte, sondern in der Nähe. Sie ist eine betagte Person zwischen 18 und 60 Jahren, hat die Cholera gehabt und wohnt jetzt in Versailles.

Ich kehre zum französisch s. III/93/685–688 bis: *ist das schön?* – S. 686 *und Juste-Milianer* erst im ED. – *eine andere Richtung* im O: *eine andere Wendung.* – S. 687 *die Machthaber, um die* im O: *die Machthaber immer, die.* – →

Pfui, pfui, pfui. Schämen Sie sich.

Ich soll Sie freundlichst grüßen von meinem Homer und Ihnen ein glückliches Neujahr wünschen.

Ich elender beschämter, reuiger Sünder! Da ist noch Ihr Brief; aber erst um halb 3 Uhr kam er, drei Stunden später als sonst. Ich kann heute nicht mehr darauf antworten. Ich habe wie gewöhnlich Mittwoch geschrieben und begreife nicht, warum Samstag der Brief nicht angekommen. Ein zweiter Weihnachtstag wird hier nicht gefeiert. Aber vielleicht ist die Post streng religiös und betet an diesem Tage in ihrem Cabinet noir. Adieu. Verzeihen Sie mir meine *Pfuis*. B.

474.

Nr. 22 *Paris, Mittwoch, den 2. Januar 1833*

Ich komme auf Ihren Brief zurück. Ihr macht mich noch toll mit euerer Dummheit. Kann man denn den Mechanismus besser beschreiben, als ich es getan? Nicht die ganze politechnische Schule hätte es deutlicher machen können. In Frankfurt, am Sitze der hohen Deutschen Bundesversammlung, so verstockt zu sein, nicht zu verstehen, wie man verborgene Schubladen entdecke! Es ist zu arg. Warum war ich aber auch selbst so dumm, daß ich die Schubladen leer ließ und nicht Bonbons hineinlegte! Die schönsten und besten Bonbons: chocolat praliné, oranges glacées, beignets d'ananas, caramel au café, Haspélines à la vanille. Welche Schadenfreude hätte es mir gemacht, wenn Ihr wochenlang davor gestanden wäret, ohne dazukommen zu können. Es ärgert mich. Ich kann euch nun nichts weiteres raten, als entweder zu warten, bis in Deutschland die heimlichen Femgerichte aufgehoben werden, nämlich bis ich dahin zurückkehre, oder, wenn euch das zu lange dauert, aus dem Zuchthause einen geschickten Dieb kommen zu lassen; der wird das Geheimnis bald auffinden und es wahrscheinlich vor eueren Augen unbemerkt einstecken, wozu gar

nicht viel gehört. Weil wir grade von Spitzbuben reden, will ich Ihnen einen artigen Streich erzählen, den neulich jemand beging. Ein fein gekleideter Herr ging in einen Weißzeugladen und verlangte einige Dutzend feine Hemden für seine liebe Braut. Man legte ihm welche vor, die ihm auch sehr gut gefielen. Aber er war ungewiß, ob sie auch die gehörige Länge hätten, und bat darum die Händlerin, da sie ganz die Größe seiner Braut habe, eines der Hemden anzuprobieren. Mit Vergnügen. Als die Dame das Hemd angezogen, trat der Herr hinter ihr und befestigte unbemerkt mit einer Stecknadel das Hemd an dem Rocke. Dann nahm er einige Pakete und ging gelassen zur Türe hinaus. Die Händlerin schämte sich, im Hemde auf die Straße zu gehen, um dem Diebe nachzulaufen, und bis sie sich besonnen, ihre Scham überwunden und hinauslief, war der Dieb verschwunden.

Warum haben Sie von dem J. F. auf Ihrem Papiere gesprochen? Das hat alte Wunden meines Herzens wieder aufgerissen. Es ist kein Fabrikzeichen, es sollte J. S. heißen, es sollte Ihr Name sein. Man kann hier nämlich Schreibpapier mit jedem beliebigen Stempel haben. Der Papierhändler läßt den aufgegebenen Stempel verfertigen, man bezahlt ihn ein für allemal, er hält ihn zurück, und alles Papier, das man fortgesetzt bei ihm kaufet, zeichnet er damit unentgeltlich. Es ist dieses eine gute Art, die Kunden festzuhalten. Ich wurde mit meiner Bestellung mißverstanden, man setzte F statt S, und als ich es merkte, war [es] zu spät, auf einen andern Stempel zu warten. Es hat mir sehr leid getan. Freilich sollen Sie das Papier nur an Festtagen gebrauchen. Aber jeder Tag, an dem Sie mir schreiben, ist mir ein Festtag. Ich begreife nicht, wie Sie mich fragen konnten, warum ich mich zu meinen eigenen Briefen nicht des nämlichen schönen Papiers bediene? Ich gebrauche ja seit drei

Jahren kein anderes. Aber freilich merkten Sie das nicht, denn mein Papier ist mit schwarzen Zeilen so dicht bedeckt, daß man es nicht sieht; zwischen zwei Ihrer Zeilen aber kann ein Schuldner seinem Gläubiger recht gut ausweichen. Das ist eben mein alter Jammer. Jede Ihrer Zeilen kostet mich einen sou Porto. Sie sind Millionen wert, stünden sie aber dichter, wären sie ganz unschätzbar. Also, da ich Ihnen *eingestandenermaßen* so schönes Papier geschenkt, seien Sie auch dankbar und benutzen es künftig nach meinem Wunsche. Keine Briefe mehr wie Gärten mit breiten Wegen, sondern wie Wiesen und dichte Wälder, daß ich kaum durchdringen kann und mir Ihre B und S und K das Gesicht zerkratzen. Tuen Sie es nicht, schicke ich Ihnen künftig *gutes weißes Druckpapier*; darauf fließen die Zeilen ineinander, und ich kann jedes Wort dreimal lesen.

Ihr Päckchen wurde s. III/94/688–692 bis: *verliere mich darin.* – S. 689 *einen schönen Geist* im O: *einen schönen Schriftsteller.* – *die Hand aufhält* im O: *die Hand ausstreckt.* – *Nach solchen Sachen* folgt im O: *Glauben Sie, mich Pariser Gamin damit in Erstaunen zu setzen? Connu! . . . .* – S. 690 Nach: *seine Hosentasche* folgt im O: *Connu! . . . .* – Nach: *ein Mägdlein* folgt im O: *Connu! . . . .* – Nach: *und hoffe auch* folgt im O: *O Satan! möchten Sie nach zehen Jahren das Geheimnis noch nicht entdeckt haben!* – *ein ehrlicher Mann* im O: *ein ehrlicher Narr.* – *kann es freilich noch* im O: *kann es wohl.* – S. 692 *wo ist jetzt Jupiter* im O: *wo ist denn Jupiter.*

Das ist ja eine Woche der Überraschung! Bild, ein außerordentlicher Brief und Nachrichten aus Otahaiti. Daß ein Privatmann früher als die Buchhändler das Werk bekommen, halte ich für ein großes Unglück. Jetzt wird die Sache gleich bekannt, und der Bundestag und die Polizei können voraus Maßregeln treffen, die Briefe zu unterdrücken. Das kann eine böse Geschichte werden. Jetzt bitte ich Sie, mir doch öfterer, auch außer den ge-

wöhnlichen Posttagen, zu schreiben, was Sie über die Briefe erfahren. Ich habe noch ein ganz andres als das gewöhnliche schriftstellerische Interesse an der Sache. Sie müssen eine förmliche geheime Polizei und ein Spioniersystem organisieren. Dabei ist die beste Art, etwas zu erfahren, nichts sprechen und nichts fragen, sondern *hören*. Str. soll in die Handelskammer, auf die Börse, und, unter irgendeinem Vorwand, in den Laden zu Wimpfen und Goldschmidt gehen. Letzteres ist sehr wichtig. *Sie* besuchen Schmitt, Louis Ochs (wegen Stiebel) und lassen sich von Dr. Reis erzählen. Str. muß sich soviel als möglich hinter die Ärzte seiner Bekanntschaft machen; sie erfahren manches. Besuchen Sie Pauline. Geben Sie einen Tee. Laden Sie die Jansons, den Ackermann ein. Rührt euch. Schickt Agenten nach Mainz und laßt beobachten, ob keine Truppenbewegungen stattfinden. Jetzt heißt's klug sein, jetzt ist keine Zeit, Haspelchen zu essen. Schreiben Sie mir doch vorläufig, welchen *Titel* das Buch hat und wieviele *Seiten* jeder Band. Nach meiner (aber wie gewöhnlich zu ängstlichen) Rechnung fehlten 8 Bogen an den 40. Sie können ganz ruhig sein, ich habe gar nichts von Ihnen geschrieben, was unpassend wäre. Den Namen Quaita u. Heiden habe ich vorsätzlich gelassen. Warum nicht? Gehenkt werde ich doch. Je ärger, je klüger. Wenn man zu einer verfolgten Partei gehört, ist man am sichersten an deren Spitze. Ob ich mit *Eduard*, *Eduard* Veränderungen vorgenommen, erinnere ich mich nicht.

Den Wechsel habe ich erhalten. Sie werden unterdessen aus meinem letzten Briefe ersehen haben, daß Savoye es nicht annehmen will. Doch will ich noch einen Versuch machen. Ich war heute deswegen bei ihm, traf ihn aber nicht zu Hause. Sollte er morgen vor Abgang dieses Briefes noch zu mir kommen, schreibe ich Ihnen das Bestimmte; wo nicht, in meinem nächsten. [— — —].

Sie schreiben mir: „Heute ist *Sylvester*, um Mitternacht, wenn Sie noch wachen, denken Sie an uns." O wie klug! das sind die schönen Früchte der Haspelchen!

Gab es denn wirklich in Frankfurt Narren, welche hofften, die Franzosen würden vor Antwerpen zurückgeschlagen werden? Das ist merkwürdig! Gott weiß, wie ich das selbst wünschte, zwar aus andern Gründen als die Frankfurter; aber so toll, es zu hoffen, war ich nicht. Str. seine Allegorie aus La Fontaine ist merkwürdig treffend. Es scheint, Ihr wechselt miteinander um; einmal sind Sie klug und er ist dumm, und einmal sind Sie dumm und er ist klug. Die Geschichte mit „Heute ist Sylvester" ist ein Meisterstück.

Ihr Bild ist beim Schreiner. Morgen bekomme ich es, und es wird mit großen Feierlichkeiten aufgehängt. Mittag große Parade in den Tuilerien. Nachmittags Volksspiele auf den Boulevards; ein Diner von 20 Couverts; abends wird Paris beleuchtet; ich gehe auf den Opernball und Conrad mit der Köchin des Herrn Büdinger aus Kassel zu Franconi. Jeder Savoyardenbube, dem ich zwischen 3 und 5 auf der Straße begegne, bekömmt zwei sous. Den folgenden Tag feierlicher Gottesdienst in allen Kirchen. – [– – –].

Samstag den 5. Januar. →

Am Neujahrstage s. III/94/692 f. bis: *in Demut tragen.*

Soeben verläßt mich der Heine nach einem sehr langen Besuche, der mich gestört hat. Es ist das erste Mal, daß er diesen Winter zu mir kam, ob er zwar ganz in meiner Nähe wohnt. Sein böses Gewissen macht ihm meine Gesellschaft drückend. Ich verstehe hier unter bösem Gewissen nicht, was man in der Sprache der Moral darunter versteht. Ich vermute zwar, daß Heine Schuft ist, aber ich kann ihm keine schlechte Handlung beweisen. Doch ein böses Gewissen hat jeder, der mit sich zerfallen ist,

anders fühlt, als er denkt, anders spricht, als er denkt und fühlt, und anders handelt, als er spricht. Heute kam Heine, weil er erfahren, daß ich Xenien bekommen, worin von ihm die Rede ist. Den eitlen Narren macht so etwas ganz unglücklich, und ich Bösewicht hatte meine Schadenfreude daran.
Von Cottas Tod haben Sie wohl schon gehört. Das ist jetzt nach Robert der zweite, der es nicht erlebt, daß ich ihn in meinen Briefen heruntergemacht; Goethe mitgerechnet eigentlich der dritte. Meine Gegner haben Glück.
Die Komödie von den *Doktrinärs* haben Sie neulich recht gut gespielt. Man sollte darauf schwören, es wäre Ihr Ernst, und Sie wären von selbst darauf verfallen. Es war mir um einen Anlaß zu tun, mich von der Sache zu unterrichten; ich konnte aber bis jetzt noch nicht dazu kommen.
Seit Neujahr ist völliger Winter hier. Ich bin das gar nicht mehr gewöhnt und jammere wie ein Kind. Das dauert aber hier nicht lange. Diesen Morgen war der Wetzler bei mir, der mich früher nicht getroffen, und hat mich auch gestört. Er sagte mir, Strauss käme wahrscheinlich diesen Winter noch hierher. Ist das wahr? Ich hätte meine Freude an Ihrem ersten Strohwitwentum.
Adieu. B.

[– – –].

475.

Nr. 23 *Paris, Sonntag, d. 6. Jan. 1833*

Über Frankfurt habe s. III/95/694–705 bis: *bis zum Frühlinge*. – S. 694 *habe auch genug repräsentiert* im O recte: *habe mich genug repräsentiert*. – S. 697 *O Wahnsinn* erst im ED. – S. 698

denn das körperliche im O: *als das körperliche.* – *als Nordamerika gewesen / gewesen* erst im ED zugefügt. – S. 704 *einem guten Zeitungsschreiber* im O: *einem guten deutschen Zeitungsschreiber.* – *Wenn wir einmal das Elsaß / einmal* erst im ED. – S. 705 *seiner Meinung nach* erst im ED.

Mittwoch d. 9. Jan. Seit gestern habe ich Ihr Bild zurück, das einige Tage beim Schreiner war. Wenn Sie wüßten, welche Freude ich daran habe, es würde Sie glücklich machen. Es gibt nichts Schöneres auf der Welt. Ich schäme mich vor dem Conrad; sooft er herein kömmt, stehe ich vor dem Bilde und lache. An die Wand habe ich es nicht hängen können, weil die hohle Tapete keinen Nagel trägt. Es steht auf dem roten Sofa, wie auf einem Throne. Da sitze ich denn oft neben Ihnen, betrachte Sie und rauche Ihnen ins Gesicht. Als ich heute morgen aus dem Schlafzimmer kam, war ich erfreut und erstaunt, Sie schon ganz fertig zu finden, gewaschen und angekleidet, schon um halb 9 Uhr, und ich hatte nicht nötig, auf Sie zu warten. Aber diese Wohltat mit dem Bilde und was Sie mir sonst Gutes erzeigt, das habe ich jetzt alle vergessen und denke nur an Ihre Bosheit. →

Es ist recht garstig von Ihnen s. III/95/705–707 bis: *mich zu reizen.* – S. 705 *müssen Sie darum / darum* erst im ED. – Nach: *verdaue ich schlecht* folgt im O: *und kann meine Staatsbürgerpflicht nicht erfüllen.*

— Gott sei Dank, da ist der Brief. Was war ich angst. Schon zehen Minuten über der Zeit. Wäre kein Brief gekommen, hätte ich Sie in den kalten und dunkeln Kleiderschrank gesperrt. Ja, das Bild macht mir große Freude. Danken Sie dem L'Allemand auch in meinem Namen. Ist es denn ein Maler, oder zeichnet er bloß?

Daß die Briefe noch nicht in Frankfurt sind, hat wohl darin seinen Grund, der Verleger wollte sie später in Frankfurt bekannt werden lassen, weil von dort aus zu-

erst ein Verbot zu fürchten war, welches dann die Verbreitung in ganz Deutschland verhindert hätte. Daß Stiebel die Briefe nicht lobt, kann ich mir wohl denken. Erinnern Sie sich denn nicht, daß eine Stelle darin vorkömmt, die sich auf ihn bezieht? Das wird er wohl gemerkt haben. Doch sagen Sie das keinem. Der Enthusiasmus der Juden amüsiert mich. Die guten Leute denken wahrscheinlich, ich sei jetzt ein Feind vom Christentum geworden. Doch ist es wahr, daß ich auf eine Art für die Juden gesprochen, für die sie mir Dank schuldig sind. Das Buch vom Heine ist noch nicht hier. Daß er ein Aristokrat werden würde, sah ich voriges Jahr schon kommen. Er ist es geworden aus Furcht, aus Eitelkeit und aus Eigennutz. Ich bin überzeugt, daß er Geld bekommen. Er ist der unglücklichste Mensch von der Welt, dem die Eitelkeit das Leben verbittert. Da er keinen Glauben und keine Liebe hat und nur um den Beifall schreibt, hängt er ganz von dem launischen Urteile der Menschen ab. Ich war zugegen, als ihm Dr. Donndorf (aus der Leipziger Zeitung) von dem Erscheinen meiner Briefe sprach. Er, wie keiner hier, wußte ein Wort davon, denn ich hatte mit niemand ein Wort davon gesprochen. Als Heine das hörte – er war eben im Lachen begriffen – zog sich plötzlich eine dicke finstere Wolke um sein Gesicht. Da bekam er nun Furcht, die gleichzeitige Erscheinung unserer Werke möchte ihm schaden, es möchte weniger von seinem Buche gesprochen werden. Es kömmt gerade gelegen, was ich (im Herings-Salat) von Heine gesagt, und wie man sich in Berlin Mühe gegeben, ihn hinüber zu ziehen.
Dem Stiebel sollen Sie allerdings sein Exemplar schicken, wie auch allen übrigen. Schickt er es zurück, nun desto besser, so habe ich etwas über ihn zu sagen, und er wird ein Mitarbeiter wider Willen an meinen diesjährigen Briefen.

Wie sich der Strauss gegen Ihre Verzweiflung verproviantiert mit Brot und Wurst, und die Beschreibung meines festlichen Empfanges in der Judengasse, darüber habe ich mich bald buckelig gelacht. [......]

Wegen Brüssel werde ich noch überlegen. An die Cholera dachte ich nicht; dazu hätte es auch noch Zeit. Es war mir nur darum zu tun, Brüssel kennenzulernen; denn, da ich in den ersten Jahren auf keine Weise nach Deutschland kann, bleibt mir außer Paris nur Brüssel oder Genf übrig, mich da zu etablieren. Ich bin des Herumreisens, wenn auch nur jeden Herbst und Frühling, satt. Ich möchte gern einen Ort wählen, der winters wie sommers gleich interessant ist. Genf wird mir sehr gerühmt, besonders wegen seines literarischen und geistigen Lebens überhaupt. Es ist Gebrauch, daß die Fremden, die sich dort längere Zeit aufhalten, sich bei einer Familie in Pension geben, winters in der Stadt, sommers in einem Landhause. Von dieser wird er überall eingeführt und als Mitglied der Familie behandelt. Dort möchte ich mich gern einrichten und ein Buch schreiben, *der Genfersee*, worin ich das beste, was ich weiß, hineinbringe. Gehe ich also nicht nach Brüssel, werde ich doch nicht bis zum April hier bleiben, sondern schon im März nach Genf reisen und dort meine Pariser Briefe in Ordnung bringen, daß ich im Mai sie schon vom Halse habe und frei werde herumzuspringen. Im Laufe des Sommers einige Wochen in der Schweiz herumreisen, aber nicht zu lange. Und Ihr? kämet Ihr dann auch nach Genf und früh? Ohne Sie kann ich ja die Briefe nicht fertig machen. Schreiben Sie mir einstweilen Ihre Meinung darüber.

Beiliegend die Anweisung. – Ich warne Sie noch einmal, bringen Sie meine Briefe und deren Abschriften jeden Tag in Sicherheit. Es ist in den letzten Zeiten vorgefallen, daß man nach verbotenen Büchern sogar bei Privatleuten nachforschte. In einem solchen Falle

könnte es die Polizei gelüsten, auch andre Dinge, die nicht gedruckt sind, wegzunehmen.
Das von Schmitt im Constitutionnel habe ich übersehen. Ich werde es nachholen. – An den Carové werde ich früher oder später noch einmal kommen. Grade im heutigen Brief hat er einen Hieb bekommen. – [– – –].
Merkwürdig, daß der Miltenberg auch gestorben. Das ist der 4te von denen, gegen die ich in meinen Briefen losgezogen und die der Strafe entgangen sind. Goethe, Robert, Cotta und der Bürgermeister. Es ist eine wahre Pest unter meinen Gegnern. – Der Str. soll mir ferner soviel schreiben wie die beiden letzten Male, dann will ich auch seinen Verstand loben. Sooft ich ihn *dumm* genannt, habe ich jedesmal *kurz* darunter verstanden. – Das mit der Cotta ist ein herrlicher Gedanke. Aber Amalie, fürchte ich, stürzt sich aus Verzweiflung in den Vesuv. Adieu B. (Verfasser von 12 Bänden!)

476.

Nr. 24 *Paris, den 10. Januar 1833*

An dem ausgestrichenen *März*, das ich für Januar gesetzt, werden Sie erkennen, mit welcher Zeit meine Seele beschäftigt ist. So hat das Bild ganz die entgegengesetzte Wirkung, als ich davon erwartet: es vermehrt meine Sehnsucht, statt sie zu beruhigen. Es ist gerade wie mit einer konstitutionellen Monarchie, durch welche kluge Staatsmänner die Republikaner zu beschwichtigen hoffen. Ärgern Sie sich nicht, daß ich Sie mit einer Konstitution vergleiche; wer hieß Sie sich einen Kannegießer zum Freunde wählen? →

Ich wollte, ich wäre s. III/96/707 f. bis: *was denken Sie davon.* – S. 707 nach: *Hausrechte* folgt im O: *über welchen Punkt ich ein Werk von drei Bänden schreiben will.* – S. 708 nach: *verfaßte es* folgt im O: *natürlich.*

Freitag den 11ten. Dieser Brief, fürchte ich, wird sehr kurz werden. Gestern hatte ich Besuche zu machen und war faul, das heißt: habe viel gelesen. Heute den ganzen Vormittag Besuche. Auf diesen Abend habe ich Tabor und einige andere zum Tee eingeladen.
Ich wiederhole meine Bitte: mir genau anzugeben, wieviele Seiten die neuen Briefe 1. u. 2ter Band haben. Denn da ich aufgeschrieben habe, wieviel es damals im Manuskript betrug, kann ich aus der Vergleichung ersehen, wieviel Manuskript ich brauche. Gott weiß, wenn ich sie hier bekomme. Es ist sehr romantisch, wenn man so ganz in der Ferne den Donner wegen der Briefe rollen hört, und wie der Himmel immer schwärzer wird und das Gewitter näher rückt. Heute ist in der *Allgemeinen Zeitung* von der: „Dornenlese aus Goethe" im dritten Bande der Briefe die Rede, doch ohne weitere Bemerkung.
Den langweiligen Zeuner habe ich diese Woche wieder getroffen. Sein erstes Wort war, sich nach Ihnen zu erkundigen. Wahrhaftig, der Narr ist verliebt in Sie. Es war bei Tische an einem öffentlichen Orte, wo wir uns begegneten, und als meine Bekannte von einer Dame, die meine Freundin sei, reden hörten und sich darüber wunderten (weil sie mich für einen großen Philosophen halten) sagte Zeuner: ja das ist eine vortreffliche Frau usw. – Der Strauss muß achtgeben, was in den Zeitungen von meinen Briefen gesagt wird, denn hier wird mir sehr wenig davon bekannt.

Samstag den 12. Jan. Indem ich voller Freude Ihren heutigen Brief erwarte, schlägt mir das Gewissen, daß [ich] Ihnen die Ihre verkürze, indem ich Ihnen heute so wenig schreibe. Aber es ist nicht meine Schuld. Gestern abend erwartete ich Gesellschaft, die aber nicht kam. Erst um 9 Uhr kam einer, den ich nicht erwartet und blieb

bis halb 12 bei mir. Bis 9 Uhr hätte ich noch schreiben können; aber ich hatte lauter große Massematten-Stücke im Kopfe von 20 bis 30 fr. Wert, und die darf ich nie anfangen, wenn ich befürchten muß, gestört zu werden; denn da muß ich in der Mitte aufhören, vergesse das übrige und kann dann das Ganze nicht brauchen.
Da ist der Brief. Es ist ja erschrecklich, daß meine Briefe so teuer sind. Aber aus einem Artikel der Leipziger Zeitung und nach Ihrer eignen Bemerkung wird geglaubt, das Buch sei bei Campe erschienen. Das ist aber im Ernste gar nicht der Fall. Der Verleger wohnt hundert Meilen von Campe entfernt. Ich konnte ja wegen des Honorars mit ihm nicht einig werden, und er schien Angst von der Sache zu haben. – [– – –].
Das tut mir leid, daß Elissen den Stiebel erraten. Das müßt Ihr ja keinem eingestehen, im Gegenteil, Ihr müßt lügen, es sei ein anderer gewesen. Ehe ich die Rede von Stiebel im Gesetzgebundenen Körper gelesen habe, kann ich nicht urteilen, wie er es gemeint hat, „wo ein Diener ist, muß auch ein Herr sein". Er kann es ja gut gemeint haben in dem Sinne: da es in Frankfurt keinen Herrn gebe, könne auch von Staatsdienern nicht die Rede sein.
Der Gräfin habe ich noch nicht geschrieben, es soll aber gewiß noch im 19ten Jahrhundert geschehen. – Der gewünschte Artikel aus den *Berliner Jahrbüchern* steht wahrscheinlich im *Dezember*. – O wie dumm sind Sie. Das wegen dem „falschen Liberalismus" war ja nur eine Erfindung, die Sache zur Sprache zu bringen. Ich habe das Büchelchen gekauft, aber sonst weiter es von keinem bekommen. – Ich habe immer meine Freude daran, wenn Sie mit meinen Petschaften siegeln, ich kann aber gewöhnlich die Inschrift nicht lesen.
Heine jammert überall in Paris herum (ich selbst habe ihn noch nicht gesprochen), welch ein Unglück ihm geschehen sei mit seinem Buche. In der Vorrede habe er

Böses und Gutes vom König von Preußen gesagt; nun habe ihm die Zensur das Böse gestrichen und das Gute stehen lassen. Er wolle öffentlich dagegen reklamieren. Ich traue ihm aber nicht. Vielleicht hat er das Böse entweder gar nicht geschrieben, oder wieder ausgestrichen. – Sehen Sie nur, wie über Erwarten viel mein Manuskript beträgt. Nach meiner genauen Berechnung im vorigen Winter mußten 8 Bogen am Buche fehlen, und es war genug. Indessen habe ich doch höchstens bis jetzt wieder nur einen Band. Es wird schwer halten, den zweiten auszufüllen. Der Verstand fängt mir an auszugehen; schickt mir etwas von euerem Überfluß. – Gestern war ein Livländer bei mir, der aus Deutschland kam. Er sagte mir, die Aufregung dort wäre ungemein groß, und beim nächsten Anstoße von außen müßte es losbrechen. – Es tut Ihnen leid, daß ich nichts gegen Carové geschrieben, und Sie meinen, meine Faulheit wäre schuld daran gewesen. Aber das war es nicht. Den Artikel von Carové, den Sie mir geschickt, habe ich bei meiner Rückreise vorigen Frühling in Ihrem Briefe nach Straßburg erhalten. Da waren meine Pariser Briefe schon geschlossen. Den Sommer in der Schweiz fing ich doch noch darüber zu schreiben an, und ich habe Sie es ja lesen lassen. Sie meinten aber, es wäre gezwungen. Der Meinung war ich auch, und deswegen habe ich die Sache nicht fortgesetzt. Er wird mir wohl bei dem neuen Anlasse Gelegenheit geben, meine alte Schuld abzutragen. Wenn ich aber tückisch wäre, würde ich nie gegen Carové öffentlich auftreten; denn seit vielen Jahren ist sein ganzes Streben, auf einer preußischen Universität eine Professor-Stelle zu erhalten, und ich wäre ihm sehr behülflich dazu, wenn ich ihn zum Märtyrer seiner legalen Gesinnung machte.

Str. ist aber mit dem Abschreiben noch sehr zurück. Habt euch weniger lieb und seid fleißiger. Zur Liebe ist immer noch Zeit, aber Massematten ist nötiger. – Ich habe heu-

te mit Ihrem Bilde schon drei Seiten voll gesprochen, das macht mit dieser geschriebenen vier. Gegen das Heidelberger Ölbild habe ich einen wahren Haß. Es steht noch eingepackt im Vorzimmer und friert erschrecklich. Sie sehen, ich bin wie Goethe, ein reiner Kunstfreund. Am Gegenstand liegt mir nichts, sondern nur an der Form. – Der Strauss muß in der Handelskammer Spione aufstellen, vertraute Leute, auf die er sich verlassen kann und die ihm wiedererzählen, was von den Briefen gesprochen wird. In seiner Gegenwart werden sich die Leute genieren. Dann Wimpfen und Goldschmidt nicht vergessen. Dann soll er einmal abends von 6 bis 8 in den Schwan gehen und auf meine Kosten einen Schoppen *Grün Petschierten* und ein Beefsteak sich geben lassen. Er kann auch einmal mittags da essen. Donnerstag ist der Sauerkrauttag. Oder Freitag mittag im Englischen Hof. Da speist Welling, Schnyder. Er muß sich aber nie in das Gespräch mischen, sondern hören und mich nicht verteidigen. Sollte er als mein Freund Prügel bekommen, so ist es desto besser, da schreibe ich einen Brief darüber und verdiene etwas dabei. Gehen Sie ins Theater und horchen Sie, was in den Logen gesprochen wird. [. . .], und morgens in der Weiberschul wären interessante Notizen einzuziehen. Lassen Sie unter einem Vorwand die [. . .] kommen. Aber ich schicke euch nächstens den Vidocq, der soll euch die Polizei einrichten. – Sollten Sie nicht einmal den Ackermann sprechen? Sie könnten ja bei einem Spaziergange Jansons besuchen. – „Drei Bände ‚Blutpredigten'." Ist der Heine darunter begriffen? Was wird der wieder in Verzweiflung geraten, mit mir zusammengestellt zu werden! Nun Adieu. Nächstens mehr.

Spricht man s. III/96/708 bis: *eröffnen.*

B.

477.

Nr. 25 *Paris, Samstag, den 12. Januar 1833*

Ich komme auf Chateaubriand s. III/97/708–717 bis: *es ist zu spät.* – S. 709 *für den Fürsten* im O recte: *für die Fürsten.* – *jedes Fürsten sei* im O: *jedes Fürsten ist.* – *desto besser für uns* im O: *desto besser für mich.* – *als gäbe das eine* im O recte: *als gäbe der eine.* – *einer ausschweifenden Macht* im O: *einer ausschweifenden Willkür.* – S. 711 *einen gewissen Tag .... einen gewissen Menschen / gewissen* beidemal erst im ED. – *von welchem gesagt wird* im O: *von welchem behauptet wird.* – S. 712 *in Frieden durchzubringen* im O: *in Ruhe durchzubringen.* – *die alles mit ihrem Eiter beschmutzen* im O: *die allem ihren Schmutz mitteilen.* – *der Spötter aller jener Elenden* im O recte: *des Spottes aller jener Elenden.* – *wieder durch ihre Vernichtung die Revolution* im O recte: *wird durch ihre Vernichtung, die Revolution.* – S. 715 *und Franklins* im ED: *und Frankreichs.* – *Herrn Rothschild* im O recte: *Herrn von Rothschild.* – S. 716 nach: *unsere Nahrung* folgt im O: *und unser Vergnügen.* – *nur da sehen wir* im O recte: *und da sehen wir.* – *Purgo ... Madame Belise ...* [Molière: *Purgon ... Madame Béline*]. – S. 717 *sich stehende Heere / sich* im O gestrichen. – *Gesundheit Karolinens* [Gleichzeitig Anspielung auf den Namen der Herzogin von Berry: *Marie Caroline*]. – *die Büchse* im O recte: *die Büchsen.*

[Vgl. das Folgende mit dem Schluß des Briefes III/717 f.] Sie haben recht getan, dem Stiebel ein Exemplar zu schikken. Mir schicken Sie keines, das käme zu teuer; ich habe Geduld. Adieu ich muß schließen. Ein Spanier hat mich gestört, einst beim Corps des Marquis Romana. Ich erzählen Ihnen noch davon. — [...]. Eine *gemischte Schulkommission* heißt eine Schulkommission, die aus Dummheit und Pedanterie gemischt ist. Ihr müßt euch sicher wieder scheiden lassen. Was werde ich jubeln. Über das unglückselige Bild habe ich mich von neuem in Sie verliebt. O ich unverbesserlicher Esel. Adieu Haspelchen, Mann und Frau B.

478.

Nr. 26

Donnerstag, den 17. Januar 1832 [recte: 1833]. Ich komme auf Ihren gestrigen Brief zurück. Zuerst das Wichtigste. Sie schreiben, daß Sie erst im Mai in der Schweiz mit mir zusammentreffen wollen? Doch, ich will meine Wut verbeißen und anscheinend ganz gelassen mit Ihnen sprechen. Ich bin ganz ruhig, und hören Sie mich darum auch ruhig an. Wenn ich auch nicht nach Brüssel gehe, reise ich doch schon anfangs März nach Genf. Was soll ich länger hier machen? Bis dahin habe ich meine zwei Bände Briefe fertig; mehr zu schreiben, mangelt es mir an Stoff, und es wird mir auch nicht bezahlt. Wozu also hier bleiben und unnötig Geld verzehren? Ich brauche hier monatlich 300 fr. mehr als in Genf. Und dann will ich dort angekommen, gleich meine Briefe druckfertig machen und sie an den Käufer bringen. Soll es wieder werden, wie die beiden vorigen Male? Vor zwei Jahren in Baden und voriges Jahr in der Schweiz hat es bis August gedauert, bis ich mit den Briefen ins reine kam. Und doch ist es nur eine Arbeit von drei Wochen, wenn ich mich daran halte. Schiebe ich die Arbeit auf, geht mir wieder der ganze Sommer verloren, und ich kann weder reisen noch sonst etwas arbeiten. Ich will aber diesen Sommer in der Schweiz, besonders in der Landschaft von Genf, Stoff zu einem Buche sammeln, das ein Prachtwerk, ein deutsches Nationalwerk werden soll: Liebe, Natur, Politik, Haspelchen, Voltaire, Rousseau, die Staël, alles untereinander. Solange die Briefe nicht fertig sind, kann ich nichts andres anfangen, ich kann nie zwei Dinge auf einmal im Kopfe haben. Wie soll ich sie aber ohne Sie fertig bringen? Sie sagen, es wäre kalt dort. Erstens aber hat das auf die Konvenienz meiner Reise keinen Bezug, denn Genf liegt fast in gleicher Richtung mit

Lyon, und es wird also wärmer, je mehr ich mich von Paris entferne. Dann, sollte auch in Genf, seiner Lokalität wegen, noch kalt sein, was liegt daran? Wir wohnen in der Stadt und benutzen das rauhe Wetter, unsere Arbeit fertig zu machen. Warten wir aber bis zum Mai, dann werden wir schwerlich Geduld haben, im schönen Frühlingswetter und der himmlischen Gegend uns im Zimmer hinzusetzen. Warum wollen Sie also nicht zu gleicher Zeit mit mir nach der Schweiz reisen? Was hält Sie so lange in Frankfurt zurück? Ist mir der Strauss nicht Dankbarkeit schuldig? Hätte er ohne mich Haspelchen bekommen? Ich reise den 4. März von hier ab. Sie reden vom Mai; wissen Sie denn, wie lange das noch ist? Nur bis zur Mitte Mai sind von jetzt noch *vier* Monate, und da ich schon in der Mitte März nach Genf komme, müßte ich dort noch 10 Wochen warten, könnte nichts tun und nichts genießen und müßte verkümmern. Das Leben in Genf denke ich mir gar nicht teuer. Dr. Stellwag aus Frankfurt, der jetzt hier ist, hat sich vorigen Sommer und Herbst einige Monate dort aufgehalten und kann mir nicht genug Herrliches davon erzählen. Wer sich dort längere Zeit aufhält, begibt sich in Pension; das tun sowohl einzelne Herren als Familien. In solchen Pensionen hat man Kost und Logis und alles, was man braucht. In den Landhäusern im Sommer sind sie etwas teurer als in der Stadt. Aber wie ich Ihnen schon geschrieben: Der Rang der Pension bestimmt den Rang und das Ansehen des Fremden. Wie mir voriges Jahr Monnard erzählt, frägt man, wenn man sich nach der Bedeutung eines Fremden erkundigen will: in welcher Pension er ist. Ist ein Fremder Mitglied derselben, wird er leicht in Familien bekannt, obzwar dort die Leute gegen Fremde etwas steif [sein] sollen. Es soll ein herrliches Leben in den Pensionen der Landhäuser sein, sagt mir Stellwag. Es sind große Gärten, oft Parke bei den Häusern, und man

wird mit der Nachbarschaft bekannt[ge]macht. Es ist notwendig, sommers in einem solchen Haus zu wohnen, denn im Umkreise einer halben Stunde von der Stadt findet man keinen schattigen Spaziergang, und alle Wege gehen zwischen Häusern und Gartenmauern. (So ist es auch in Zürich). Wenn Sie also Ihren schauderhaften Plan vom Mai aufgeben und mir zum Troste schon im März kommen, werde ich Sie aus Dankbarkeit in meinem Prachtwerke himmlisch schildern; wo aber nicht, schildere ich Sie, wie Sie sind; zum Entsetzen Ihrer Zeitgenossen und zum abschreckenden Beispiele der Nachwelt. Jetzt von Masematten. Es ekelt mich jetzt schon, wenn ich daran denke, was ich mit meinen neuen Briefen wieder für ein Geschacher haben werde, bis ich mit einem Verleger einig geworden. Dann ist überhaupt die Frage, ob ferner ein Buchhändler es wagen wird, ob, wenn er auch wollte, es ausführen kann. Ich kann mir nicht denken, daß die Regierungen oder der Bundestag das gelassen mitansehen und nicht durch Vorbeugungsmaßregeln oder enorme Strafen das Erscheinen solcher Bücher verhindern sollte. Und wenn ja, was trägt es mir ein? Im Schweiße meines Angesichts habe ich 2200 fl. aus dem König von Otahaiti gepreßt. Das wird also auch diesmal das höchste Honorar sein. Ich denke darum wieder daran, wie voriges Jahr, ob es denn nicht möglich sein sollte, Subskriptionen auf das Werk zu bekommen und es so auf eigene Kosten drucken zu lassen. Da die Juden so entzückt von mir sind, tun sie vielleicht etwas. Könnte der Strauss nicht einstweilen die Leute sondieren? Erst muß er 8 Tage lang überall erzählen, meine neuen Briefe, die ich diesen Winter schreibe, wären himmlisch. Dann muß er erzählen, ich ärgerte mich, daß das Buch so teuer sei, und wenn ich Subskribenten hätte, es auf meine eigene Kosten drucken zu lassen, könnte ich es wohlfeiler geben. Gelegentlich könnte er mit Körner davon sprechen,

dem er, wenn er imstande ist, viele Subskribenten zu verschaffen, einen Vorteil dabei versprechen könnte. Ich will nur 4000 fl. davon haben. Wenn ich also nur 1000 Subskribenten habe, könnte ich das Werk doch nur für 6 fl. geben, wenn aber 2000, dann für 4. In Frankfurt sind die freilich im glücklichsten Falle nicht zusammenzubringen, aber vielleicht doch mit Zurechnung anderer Orte. Darmstadt, Hanau, Stuttgart, München, Mannheim, Karlsruhe, Hamburg. Sehen Sie, bekomme ich auch weit weniger Abonnenten, so nützt mir das doch; denn jeder Buchhändler, wenn er eine Zahl bestimmte[r] Abnehmer hätte, gäbe mir dann mehr Honorar. Ich muß ernstlich daran denken, wie ich künftig mehr Geld verdiene, sonst gehe ich zugrunde.

Wegen meiner Äußerung, daß ich bedauerte, drei Louisdor an den Pfarrer gewendet zu haben, die dem Schmitt auffiel, kann ich Ihnen wirklich nichts sagen. Das sind Dinge, bei denen alle Verständigung nichts hilft. Sie wissen, wie das gemeint ist, und das ist genug. Ich glaube nicht, daß es viele Leute gibt, die an meiner aufrichtigen christlichen Gesinnung oder meiner Religiosität überhaupt zweifeln. Die Grundzüge meiner Gesinnung müssen doch in meinen Schriften zu erkennen sein, und für einen Heuchler halten mich auch meine Gegner nicht.

Die Rezension von Menzel habe ich gelesen. Der gute Mann hätte mich gewiß gern mehr gelobt, wenn er gedurft hätte. Aber mit seinem Vorwurfe, daß ich mich mit dem schlechten Rezensentengesindel abgegeben, habe ich mich königlich ergötzt. Wie er sich nämlich von meinem Beispiele hinreißen ließ, alle seine Gegner auf das Heftigste und ganz in meinem eigenen Tone herunterzumachen. So ist der Mensch!

Die *Erinnerungen aus Paris* habe ich schon in der Schweiz gelesen. Was er von Donndorf sagt, ist dumm und gar nicht passend. Der D. ist ein bornierter Mensch und

eine wahre Karikatur von Journalist; aber Jüdisches hat er gar nichts, im Gegenteil, seine gute Seiten wie seine Schwächen sind ganz christlich. Er hat nicht einmal das Temperament von einem Juden. Er ist ein echt lutherischer Phlegmatikus. Der Seybold muß für sein Buch 7 Monate auf der Festung sitzen.
Ich lese die Postzeitung seit 14 Tagen; aber des *Königs Zeitvertreib* von Berli habe ich nicht darin gefunden. – Ich weiß nicht, was das ist: der *Ball im Himmel* von Heine. Ich habe ihn seitdem nicht gesehen, aber Donndorf, der sein Vertrauter und sein Trompeter ist, sagte mir, er wisse nichts von einem solchen Buche.

Samstag, den 19. Januar. [– – –].

Ich glaube s. III/98/718–721 bis: *O Schlingels! ihr.* – S. 719 *fortgeschmeichelt, fortgepredigt oder fortgezüchtigt* im O anstelle *fort* immer: *tot.* – S. 720 *war es oft eine* im O: *ist es oft eine.*

Der Bürger, der im Museum meine Briefe zerrissen (das zerreißt mir das Herz), ist gewiß kein anderer als der Lotteriekollekteur Ammann. Wir haben ihn vor zwei Jahren bei Tische in Gernsbach getroffen.

S. 721 *Auf das, was* s. III/98/721–723 bis: *Adieu.* – S. 721 *** im O: *Götz.* – S. 722 *die regierenden Fürsten / regierenden* erst im ED. – *der sein Wort* im O: *der zehenmal sein Wort.* – *Sie meinen: die Großmutter hat* im O: *Sie hat.* – *zum Teufel! nein* erst im ED. – S. 723 nach: *Adieu* folgt im O: *Großmutter, adieu Haspelchen. B.*

479.

Nr. 27 *Paris, Sonntag, den 20. Januar 1833*

Meine deutsche Eselshaut s. III/99 u. 100/723–735 bis: *O mein Friedrich!* – S. 726 *österreichisch gestimmt* im O: *österreichisch gesinnt.* – S. 727 *mich erheitern* im O: *mich erleichtern.* – S. 728 nach: *Welt geschrieben* folgt im O: *Dabei hatte ich das Fürstentum Neuchâtel vergessen. – und wie das Fürstentum .....*

Schweiz sei im O: *Neufchâtel, von den Königen von Preußen beherrscht, ist der Wassersack der Schweiz.* – S. 729 *in dieses Loch* im O: *dieses scheußliche Loch.* – S. 731 nach: *Sandelholz* folgt im O: *hängen oder sie, in einen Sack von Palmblätter genäht, einen großen Bernstein an dem Halse, in einen Teich von Rosenöl ersäufen wird.* – *Trüffeln bekomme* im O recte: *Trüffeln bekommen.* – *Ständen des Adels ..... Ständen des Volks* im O: *Händen des Adels .... Händen des Volks.* – S. 732 *Zahlen zu Zahlen gestellt* im O: *Zahlen zu Zahlen gesellt.* – *die Hinterstühle* im O: *die hintern Stühle.* – S. 733 *entdecken den Namen* im O recte: *entdeckten den Namen.* – S. 734 *der preußische Korrespondent, als er so schrieb, kam* im O anstelle von *kam: er kömmt.*

Mittwoch d. 23. Jan. Der Strauss ist ein schlechter Spion, und Ihr seid dumm alle beide. Was hilft grün Petschierter, wenn man Makkaroni ißt? Das hat alles verdorben. Selbst Vidocq würde bei Makkaroni nichts herausbringen. Er soll noch einmal hingehen und keine Makkaroni essen, und wird er sehen, wie die Leute zu reden anfangen.
Der Strick über meinem Namen an Jügels Fenster, das ist vorsätzlich geschehen. Es ist einstweilen das Symbol des Hängens. — Schneider *Staub* war dumm, darum gefiel er Ihnen auch so gut.
O! ich leugene es nicht. Freilich habe ich noch das Veilchen der Demois. *Gewer* in meinem Taschenbuche. Es sind ja kaum zwei Jahre, daß ich es verwahre, und wenn ich liebe, ist es auf das ganze neunzehnte Jahrhundert. Es freut mich, daß sie in Berlin gefällt; aber ich werde mich hüten, sie öffentlich zu lieben. Die Heringe dort wären imstande, das arme Mädchen auszuzischen, damit man sie für keine Jakobiner halte. — Wenn mir die polnische Violinspielerin einen Brief mitbringt, will ich für sie tun, was ich kann; weinen, wie Sie, auch ohnedies. —
Schicken Sie nur Ihre Sachen, ich werde nicht grob sein, wenigstens diese Woche nicht mehr, ich bin ganz erschöpft. — Ich freue mich, daß dem Louis meine Briefe so

gut gefallen. Ich will auch auf die Jugend wirken; wir Alten sind keines Punktes auf dem i der Freiheit würdig. Er soll es mit uns halten. Dagegen, wenn wir einst in Frankfurt auf dem Römerberg unser Fest der Vernunft feiern, sollen die Göttin, der Altar und die Priester der Freiheit aus seinem Laden in Seide gekleidet werden, und ich hoffe, er verlangt nur den Fabrikpreis. Grüßen Sie ihn herzlich von mir und seine Frau, und sie sollen der Röschen mehr Zucker in den Tee werfen, damit sie nicht so sauer spricht. – Glauben Sie ja keinem, der sagt, ich wäre kein Gelehrter; das ist schändliche Verleumdung. [Vgl. diesen Abschnitt mit III/100/736].

Der Strauss soll fortfahren, mich zu amüsieren; das ist die Hauptsache.

In der *Gazette de France* stand vorgestern: „L'auteur allemand Dr. Boerne, l'un des écrivains les plus spirituels de son pays, connu en dernier lieu par ses *Lettres sur Paris*, ouvrage pétillant d'esprit, d'une violence extrème contre les institutions monarchiques et surtout contre les princes allemands, vient de publier deux volumes nouveaux qui n'obtiendront pas plus pue les précédents la permission de circuler en Allemagne, car ils sont tout aussi violents et peut-être plus violents encore contre les gouvernements allemands. Boerne est juif de naissance, mais depuis longtemps baptisé protestant. Natif de Francfort-sur-le-Main, il fut obligé il y a trois ans de quitter sa ville natale dans laquelle il occupait un emploi public. Il a vécu depuis lors à Paris.

Adieu, Kinder.

B.

480.

Nr. 28 *Paris, Freitag, den 25. Januar 1833*

Wenn ich nur den bösen Zauber s. III/101/736–743 bis: *Kochsalz verkauft.* – S. 737 *und unglücklichen Liebe* im O: *und der*

unglücklichen Liebe. – S. 738 *noch jetzt* im O: *jetzt noch.* – *Terrasse gelegen* im O: *Terrasse gelegenen.* – S. 739 *zu dem Nachruhme der Ninon* im O: *zu ihrem Nachruhme.* – *sobald ein Mann* im O: *sobald einer.* – S. 742 *möchten gern die Strafe* im O: *mochten gern die Strafe.* – *es würde jeder niedergestochen* im O: *er würde jeden niederstechen.* – *entwendet, auch nicht* im O: *entwendet, auch nichts.*

Samstag d. 26. Januar. Jetzt naht die Briefstunde, jetzt bin ich in den Wehen der Erwartung, sonst hätte ich Ihnen noch von der Aufführung des Figaro gesprochen. Aber ich tue es in meinem nächsten, sollte mir heute nach Beantwortung Ihres Briefes keine Zeit mehr übrigbleiben. [Vgl. III/101/743].
Hurra! Da ist er.

Nun, das ist schön s. III/100/743 bis: *Doch genug heute.* – *daß Sie mir nachkommen* im O: *daß Sie mir noch kommen.*

Daß die Briefe nicht verboten werden, das kann auch eine List sein, um den Verleger sicher zu machen, daß er sich nicht verberge. Ich hoffe aber, er wird so klug sein, sich nicht fangen zu lassen.
Der *Komet* ist kein Viehstall, das ist ein liberales Blatt. Es kömmt aber nicht nach Paris.
Über die Schreibschatulle brauchen Sie nicht zu verzweifeln. Erstens ist jetzt große Hoffnung da, daß wir den Rothschild bald plündern. Zweitens hat die Schatulle, wie sie ist, nur mit Ausnahme der Schreibmaterialien, die wenig betragen, nur 100 fr. gekostet. Drittens bekomme ich nächste Woche vom Könige von Otahaiti den Rest des Honorars. Viertens bin ich ein reicher Mann und unterstütze die Armut mit Vergnügen. Fünftens heirate ich – ? Die Mutter meiner eifersüchtigen Freundin, eine Witwe von 40000 fr. Renten. Hem! – Da ich aber noch nicht bestimmt weiß, ob aus der Plünderung und der Heirat etwas wird, bemühen Sie sich wegen der Subskriptionen. Reden Sie mit Reinganum: ob nicht ein angesehener

Mann, (wie heißt doch der Patriot von Weinhändler am Gallustor? . .) *Hinkel*, sich vielleicht der Sache annehme. Str. soll sich Mühe geben, er bekömmt 1/4 per mille. – *Connu* ist der bekannte Ausruf der Pariser gamins, wenn man durch etwas Neues ihre Bewunderung zu erregen glaubt, sie aber erklären, daß sie das schon kennen. Man kann es im Deutschen übersetzen: *alte Geschichte!* Um das zu verstehen, muß man im Livre des Cent-et-un, den Artikel: *Les gamins de Paris* lesen. Gamins heißt, was bei uns Gassenjungen. Adieu
Hurra!

B.

481.

Nr. 29 *Paris, Samstag, den 26. Januar 1833*

In der Hochzeit des Figaro s. III/102/744–752 bis: *schnell hinzugetan.* – S. 744 *besorgt, die Majestät* im O recte: *besorgt, nie die Majestät.* – S. 745 *auf neue würdige* im O: *auf eine würdige.* – S. 746 *so anziehend / so* erst im ED. – *auf eine andere Art* erst im ED. – *man besuche .... und frage* im O: *man besucht .... und fragt.* – *die Möbels* im O: *die Möbel.* – *bald stürzte* im O: *bald darauf stürzte.* – *den fort* im O: *den weg.* – S. 747 *und kömmt mir einer* im O: *kömmt mir wieder einer.* – *Könige gewesen* im O: *Könige waren.* – *Menschlichkeit nie* im O: *Menschlichkeit nicht.* – S. 748 *aber die Hunde* im O: *aber alle Hunde.* – *galantesten Stimmen* im O recte: *geltendsten Stimmen.* – S. 749 *da kommen neue königliche* im O recte: *da kamen neue königliche.* – Nach: *wieder abbestellt* folgt im O: *Beaumarchais verlor nur Zeit aber nicht den Mut.* – S. 750 *bescheidenere Wege* im O: *bescheidenere Arten.* – Nach: *von edlen* folgt im O: *oder heiligen.* – *Richter Spur* offensichtlich verschrieben für *Richter Spruch.* – S. 751 *wenn Molière auch / auch* erst im ED. – S. 752 *Ihr Orakel* im O recte: *Ihre Orakel.*

Mittwoch den 30. Januar. Hurra! heute ist Mittwoch. (Das *Hurra* gilt auch für unten).
Von einem *Theodor Bamberger* habe ich einen recht schö-

nen Brief bekommen, der mir viel Freude gemacht hat. Lieber Strauss, sagen Sie ihm das, und daß ich ihm und seiner Mutter für ihre freundlichen Gesinnungen gegen mich herzlich danke. Antworten kann ich nicht, weil es mein alter Grundsatz ist, keine Briefe zu schreiben, die von politischen Angelegenheiten handeln, weil dieses in jetziger Zeit gefährlich ist. Nicht für mich, der ich das nicht scheue, sondern für andere, von welchen zu sprechen ich durch solche Briefe leicht verleitet werden könnte. – [– – –].

Da ist Ihr dummer langer Brief, lang bis zum Mai, 3½ Monate lang. Indessen die Beschwerlichkeit der Reise für Sie, da Sie keinen eigenen Wagen haben, brachte ich freilich nicht in Rechnung. So sind die Egoisten. Also im Mai. Aber meinen Plan ändert das nicht. Sobald meine Briefe fertig sind, ennuyiere ich mich hier. Ich reise also anfangs, spätestens Ende März von hier ab. So bin ich ja vors Jahr auch gereist. An die Cholera dachte ich nicht. Sollte sie wiederkehren, würde ich freilich darauf Rücksicht nehmen. Meine Art zu reisen hat übrigens auch bei schlechtem Wetter keine Beschwerlichkeit. Es ist wie eine Spazierfahrt im Bois de Boulogne. Besonders bequem werde ich nach Genf reisen. Es ist nicht weiter als Straßburg; da aber einige große interessante Städte auf dem Wege liegen, werde ich mich in jeder etwas aufhalten, also wenigstens 8 Tage auf dem Wege zubringen. Da kömmt auf den Tag 6 Stunden zu fahren, von morgens 9 bis abends 3 Uhr. So reisen kann man selbst während der Sündflut. Hier die Briefe abschreiben lassen ist keine Möglichkeit. Keinen vom deutschen [. . .], das ich dazu brauchen könnte, dürfte ich trauen, nicht in politischer, nicht in anderer Beziehung. Ich könnte solches Volk nicht ohne Sorgen in meinem Zimmer schreiben lassen, müßte ihm beständig auf die Finger sehen, und es würde mich ungeheueres Geld kosten. Selbst Conrad könnte mir hier

nicht viel helfen. Denn bei der Pariser Lebensart, dem späten Aufstehen, die Zeit, welche jede Kommission wegen der großen Entfernungen erfordert, läßt ihm meine gewöhnliche Bedienung nicht viel Zeit zum Schreiben übrig. In der Stille und Ruhe von Genf geht das besser. Da Sie also erst im Mai kommen, wäre gut, wenn ich die Briefabschriften früher hätte. [— — —]. Ich würde also in Genf alles fertig [machen], bis Sie kommen, und dann die letzte Meisterhand daran legen.

Wenn Sie nach einem Lotteriegewinst nach Paris kämen, das würde mir nicht die geringste Freude machen. In diesem Falle nehmen Sie sich in Heidelberg einen bequemen Mietwagen und reisen schon im März nach Genf.

Für die polnische Violinspielerin werde ich tun, was ich kann; das ist wenig. Aber freundlich will ich sie aufnehmen.

Der Strauss hat sich sehr klug bei der Polizei benommen; da sehen Sie, welch ein Glück es ist, wenn man einen gescheiten Schwiegervater hat. Man lernt immer etwas. — Gestern war wieder 6 Grad Wärme.

Ein Professor Wolff s. III/102/753 bis: *Adieu!* – *Der schrankenlose Professor* im Q: *der unbeschränkte Professor.* – *Spaß können wir nicht* im O: *Spaß kann ich nicht.* – →

Maiblümchen. Und noch einmal *Hurra*!

482.

Nr. 30 *Paris, Donnerstag, den 31. Januar 1833*

Béranger s. III/103/753–757 bis: *die Schläge.* – S. 753 *Der erste Band ..... Sachen gefunden* im O: *Der erste Band scheint mir unbedeutend, im zweiten kommen einige gute Sachen vor.* – S. 754 *immer die interessanteste / immer* erst im ED. – S. 755 *Zeitungen halb erraten* im O: *Zeitungen halb erfahren, halb erraten.* – *Darauf schreiben* im O recte: *Darauf schrieben.* – S. 756 *reden gehört* im O: *reden hören.* – *abscheulicher und furchtbarer* im O: *abscheulicher und fruchtbarer.*

Samstag den 2. Februar. Dieser Brief wird erst gar kurz werden. Gestern hatte ich im buchstäblichsten Sinne Besuche von morgens 11 Uhr bis abends 12 Uhr. Übrigens müssen Sie nicht die Keckheit haben, wie Sie es heute tun, die Kürze Ihrer Briefe mit der meinigen zu vergleichen. Das ist noch etwas ganz anderes. *Eine* von meinen Seiten gibt *vier* von Ihren und beträgt *neun* gedruckte Seiten. Wenn ich also in den Wald hineinschalle mit 1, schallt es als verkrüppeltes Echo mit 1/4 heraus.

Hierbei erhalten Sie einen Wechsel. Ihr Vetter Strauss, der grade bei mir war, als ich ihn bekam, will mir den ohngefähren Betrag von 1500 fr. hier ausbezahlen. Das ist mir lieber, da brauchen Sie keine Anweisung hierher zu schicken, und ich spare die unangenehme Gänge, die mir das verursacht. Rechnen Sie also mit ihm ab. — [— — —].

Sagen Sie dem Dr. Reinganum und dem Körner: sie möchten sich vor einem gewissen *Garnier* hüten, einem sogenannten deutschen Patrioten, der, seit lange in Paris, nächstens eine Missionsreise nach Deutschland machen wird, angeblich in Geschäften eines französischen Journals. Sie sollen die Warnung weitergehen lassen.

Lachen habe ich müssen über Ihren Vetter. Sein erstes Wort war: „Ich habe Ihnen doch was mitgebracht, jetzt tun Sie mir auch einen Gefallen. Sagen Sie mir, was das für 2 Worte sind, die mir voriges Jahr mein Vetter in das Taschenbuch geschrieben und die auch in Ihren neuen Briefen gedruckt sind." Ich erwiderte ihm ganz ernsthaft: Belügen mag ich Sie nicht und die Wahrheit darf ich Ihnen nicht sagen. Die Worte bedeuten eigentlich nichts; aber es sind Chiffern, die etwas bedeuten.

Vom südlichen Frankreich haben Sie eine zu gute Vorstellung. Marseilles hat eine öde traurige Gegend, kreidig, ohne Trinkwasser und ohne Butter, und außer dem Interesse des Hafens sonst kein andres, das es zum län-

gern Aufenthalt empföhle. Bordeaux ebenso, ganz flach und ein langweiliger Handelsort. Nur Hyères hätte wegen seines südlichen Klimas Vorzüge. Aber dort ist teuer. Nizza wäre herrlich, aber dahin wage ich nicht zu gehen, wegen der despotischen Regierung. Doch wir werden sehen. Ich meine auch, das Schreibpult würde lästig fallen. Doch würde ich es mit allen sonstigen Sachen, die man bei längerm Aufenthalte an einem Orte brauchen könnte, in eine Kiste packen lassen, um sie nachzuschikken, wenn Sie es wünschen. – Nach *Biel* in der Schweiz darf ich auch nicht, weil dort die Preußen Herr sind, die imstande wären, mich festzuhalten.

Ich habe vom Campe Brief bekommen. Jetzt, da er sieht, daß mein Buch nicht verboten worden, reut es ihn, daß er es nicht in Verlag genommen hat, und er gibt zu verstehen, daß er Lust hat, die neuen Briefe zu drucken. Ich will aber gar nichts mehr mit ihm zu tun haben.

Die Hefte von Riesser s. III/103/757–759 bis: *oder anderthalb.* – S. 757 nach: *mir schicken* folgt im O: *wenn sich eine Gelegenheit dazu findet.* – S. 758 *aus der garstigen Raupe des Judentums* im O: *aus einer garstigen Raupe.* – *überall, wo / überall* erst im ED. – S. 759 *auch nur ein Wort / auch* erst im ED.

Strauss, der Ende künftiger Woche nach Frankfurt reist, bringt Ihnen den neuen Béranger mit. Lassen Sie ihn doch binden, am besten ehe Sie ihn lesen. Ungebundene Bücher gehen gar zu leicht verdorben. Zu seiner Zeit bringen Sie ihn mir mit, denn ich will ein Lied daraus in meinen neuen Briefen abdrucken lassen. *Hurra!*

B.

483.

Nr. 31 *Paris, Montag, den 4. Februar 1833*

Bérangers neue Lieder s. III/104/760–770 bis: *auf dem Schlachtfelde.* – S. 760 *ihm wieder forthalf* im O: *ihm weiter forthalf.* –

Nach: *Schule Goethes* folgt im O: *ihres Benvenuto Cellini.* – S. 761 *die andern auch / auch* erst im ED. – *Schlummert nicht* im O: *Schlafet nicht.* – S. 761 *Der Frühling kam ..... Land herab* im O: *Ein Frühling hat Adel und Geistlichkeit aufgelöst, und Reichtum und Wissen flossen von selbst auf das Land herab.* – S. 762 *Stoff ließ Béranger* im O recte: *Stoff ließe Béranger.* – *nur die Verleumdung / die* erst im ED. – S. 763 *dem Lande gegenüber stehe* im O recte: *dem Lande gegenüber sei.* – *aber nicht mehr wie früher auf* im O: *aber nie auf.* – *vorjährigen Briefen / vorjährigen* erst im ED. – S. 765 *Mühlbache wieder* im O: *Mühlbache in dieser Zeit wieder.* – Nach: *Wasser zu sehen* folgt im O: *(N. B. Die zwei Lieder: Conseil aux Belges und Prédiction de Nostradamus abzuschreiben. – Viel Plaisir, Haspelchen!).* – Die beiden auf Seite 765–768 folgenden Gedichte erst im ED. – S. 768 nach: *Haarnadeln* folgt im O: *mit Sticknadeln,* nach: *Fischbeinen* folgt: *mit Stricknadeln.* – *von den spartanischen ..... enthalten* erst im ED. – S. 769 nach: *Sie fürchten* folgt im O: *mancher Abgeordnete würde vor euch erröten, aus Feigheit, seine Pflicht zu verletzen.*

Ihr Brief da. Den Extra-Brief von Otahaiti habe ich erhalten. Ich habe das mit Ihrer Abreise noch einmal überlegt. Nicht bei Nacht zu reisen, ist freilich der wichtigste Gesichtspunkt. Ich meine aber, wenn Sie sich von Heidelberg an einen Miet- oder Retourwagen nach der Schweiz nehmen, käme Ihnen das nicht teurer als zwei Plätze auf der Diligence, und dann könnten Sie einen Monat früher reisen. Wenn Sie erst im Mai in Genf ankommen, verlieren Sie ja dort den ganzen Frühling. Überlegen Sie das. – [— — —].

So will ich Ihnen s. III/104/770–772 bis: *von allen befreie.* – S. 770 *So will ich Ihnen denn / denn* erst im ED. – S. 771 nach: *dem Überzuge* folgt im O: *mit gebührender Verachtung.* – →

Hol' euch der Börne! Das hat mir sehr gut vom Saphir gefallen. — (Sehen Sie doch nach, ob ich nicht in einem meiner letzten Briefe von Menzel u. Saphir gesprochen.

Wo nicht, nun muß ich es nachholen. Ich habe einiges notiert, aber vielleicht vergessen, es auszustreichen.)

B.

Hurra!

484.

Nr. 32 *Paris, Donnerstag, den 7. Februar 1833*

Der Journalist Traxel s. III/105/773–779 bis: *von Stuttgart wegzuziehen.* – S. 773 *durchbrechen um* im O: *durchbrechen und.* – S. 774 *und sich beklagen* im O recte: *und sich bewegen.* – *andere Macht haben* im O recte: *andere Wahl haben.* – *wahrscheinlich aus dem Ganzen* im O: *wahrscheinlich auch aus dem Ganzen* – S. 775 *finden sich in Deutschland* im O: *finden sie in Deutschland.* – *der Pflicht* im O: *ihrer Pflicht.* – S. 776 *Jäger kann sie dann / dann* erst im ED. – *seinem Geschosse* im O: *seinem kurzen Geschosse.* – *Faust zurückkehrt* im O recte: *Faust zurückgekehrt.* – S. 777 *predigte . . . ging . . . . näselte . . . .* im O: *predigt . . . . . geht . . . . . näselt.* – *täglich den Armen* im O: *täglich davon den Armen.* – S. 778 *die Auflage* im O recte: *die Auflagen.* – *dienen ihnen jetzt / jetzt* erst im ED. – S. 779 *und mit seiner Leibgarde / mit* erst im ED. – →

Doch mit freudiger Überraschung habe ich heute diese Adresse in der Postzeitung gelesen; denn sie ist die erste dieser Art, die nicht ohne Würde abgefaßt ist und sich von der herkömmlichen Niederträchtigkeit und Kriecherei rein zu halten wußte. Die Bürger sagen es mit Ausdruck, daß, ob sie auch *„lebhaft von den Pflichten und Rechten des konstitutionellen Bürgers durchdrungen"* wären, doch keine Bewegung der letzten Zeit ihre Liebe und Ehrfurcht gegen den Landesfürsten vermindert habe. Auch scheint es, daß der Hof sich mit dieser zweideutigen Adresse nicht abfinden ließ, denn der König hat sich nicht geäußert, daß er die Bitte der Bürgerschaft erhören wolle. →

So liegen jetzt s. III/105/779 f. bis: *überhaupt keinem.* – S. 779 *sie haben doch wenigstens / wenigstens* erst im ED. – *erzählen*

sie erst im ED. – *ihnen noch Kraft/noch* erst im ED. – *sehr ergötzt* im O: *königlich gaudiert.* – *jene Erklärung* im O: *das.*

Wie mögen Sie gar für den Döring fürchten. – [– – –]. Gestern sind endlich meine Briefe hier angekommen. Vielleicht kann ich Ihnen noch ein Exemplar abtreten, aber höchstens eins, und das weiß ich nicht gewiß. Unter den Tausenden von Deutschen hier ist vielleicht nicht einer, der das Buch kauft, weil sie kein Geld haben, und wenn ich es nicht dem und jenem schenkte, würde es vielen unbekannt bleiben. Schreiben Sie mir doch, ob Sie 12 oder 13 Exemplare bekommen.

Der Conrad wird durch meine Briefe fast so berühmt als ich. Schon oft haben Fremde, die mich besucht, gefragt: ob das der berühmte Conrad wäre? Vor einigen Tagen erzählt mir Conrad mit selbstgefälligem Lächlen, ein Fremder, der zum erstenmale bei mir gewesen, habe ihn beim Herunterleuchten auf der Treppe gefragt: ob er ein Deutscher und dann, ob er *der famöse Conrad* wäre?

Haspelchen soll mir wieder einmal die Silben zählen. – Wenn nur der Vetter Strauss nicht vergißt, den Béranger mitzunehmen! – Wenn wir in der Lotterie gewinnen, sollen Sie sich zwar einen Wagen kaufen, aber nicht nach Paris kommen. Ich werfe euch zur Türe hinaus, wenn Ihr so spät kommt.

Die Rede von Schott schicken Sie mir gelegentlich. Überhaupt Frankfurter Blätter. Lese ich sie auch in den Cabinets de lecture, so kann ich sie doch dort nicht gehörig benutzen. Dazu muß ich sie im Hause haben. So haben mir die wenige Blätter des Frankf. Journals, die mir Strauss *(wie auch sonst alles übrige)* mitgebracht, Stoff zu einigen Briefen gegeben. Ich reise wahrscheinlich, wenn das Wetter gut ist, den 4. März von hier ab. Ich werde aber den Weg nach Genf, der nicht uninteressant ist, langsam bereisen und darüber schreiben.

Heute weiß ich nichts mehr zu schreiben. Wenn der Brief

versiegelt ist und ich angekleidet bin, fahre ich zu Paulinens Schwester und bringe ihr ein Exemplar meiner Briefe. Adieu. *Hurra!*

B.

485.

Nr. 33 *Paris, Samstag, den 9. Februar 1833*

Dem König von Griechenland s. III/106/780–791 bis: *Wiegenlied.* – S. 780 *und weiß nicht* im O: *und weiß nicht sicher.* – S. 783 *Was hat er nötig* im O: *Was hatte er nötig.* – S. 784 *in Spitälern* im O: *in den Spitälern.* – Nach: *vorhergingen* folgt im O: *da ist der Spanische Erbfolgekrieg.* – S. 785 *ein reiches Bergwerk* im O – nicht gestrichen – zuerst: *ein wahres Bergwerk.* – S. 786 *wie Scheidewasser* im O: *wie schwefelsauerer Spott.* – O und ED: *il m'a donné*, bei Molière: *il me donna.* – *welche Leiden werden erduldet* im O: *welche Leiden erduldet.* – S. 788 *freisinnige Meinungen* im O: *freisinnige Neigungen.* – *zur Zuchthausstrafe* im O: *zum Zuchthause.* – *regieren lernten* im O: *regieren lernen.* – S. 789 *gegen welche die Perle* im O: *gegen die die Perle.* – *mitregentlichen* im O: *mitregentschaftlichen.* – * * * im O: *dem* * * *. – S. 790 *mit geschlossenen Augen* im O – nicht gestrichen – zuerst *mit verbundenen Augen.* S. 791 *glücklich wer* im O: *glücklicher wer.* – →

Nur macht mir jetzt schon Sorge, Sie möchten sich verderben in der Schweiz. Man kann sich das Herz wie den Magen überladen. Schon sehe ich, wie Sie täglich drei Berge verzehren, mit Wald, Wiese, Sennen, Hirten, Herden und allem was darauf ist und dazu einen See trinken und einige Wasserfälle. Dann zum Nachtische unmäßig viel Alpengefrornes: Vanillenweiße Gletscher und himbeerabendrote. Seien Sie mäßig. Jetzt bald die Anker gelichtet! Auf, auf die schweren Hutschachteln! Die Schals gehißt! Munter! Eine rote Bajadere flatter als Wimpel. Jetzt schwelle, Segel, meinem schwellenden Herzen entgegen!

Da ist Ihr Brief, und gleich darauf kamen auch vier Stück

Juden in mein Zimmer: Strauss, Ulmann, Langenbach, Wetzel. [— — —].
Was ich über Riesser gesagt, können Sie nach Belieben vorlesen; aber natürlich in keiner Abschrift mitteilen. – Ich hoffe doch, daß Sie auf den Götzischen Ball gehen werden? Es täte mir leid, wenn Sie weggeblieben. Oder war es nur Scherz mit Ihrer Einladung?
Ich habe mich sehr gefreut, daß der [. . .] Ohrfeigen bekommen. So muß man mit euch umgehen.

Ich fange an s. III/106/791 bis: *acht Tage warten.* – *kein einziges Beispiel* / *Beispiel* erst im ED. – →

Gestern fragte sie mich, dreiviertel im Scherze, ein Viertel im Ernste: m'aimez-vous? Ich erwiderte: la langue dorée de la jeunesse est l'aiguille des sentiments. Dann hustete ich eine kleine Weile, aber nur aus Moll, um es mit meiner Bescheidenheit bei vierzig Jahren bewenden zu lassen. Dann setzte ich lachend hinzu: mais j'ai un cœur à répétitions, faites-le sonner et vous apprendrez l'heure. Ist das nicht prächtig? Auch habe ich es zu Hause gleich aufgeschrieben. Also in vierzehen Tagen.
Adieu, adieu

B.

486.

Nr. 34 *Paris, Freitag, den 15. Februar 1833*

Menzels Artikel s. III/107/791–798 bis: *Notieren zugebracht.* – S. 792 *nicht gut zu spaßen* / *gut* erst im ED. – *kaufen ihn nur* / *nur* erst im ED. – S. 793 *die Menschen nicht besser* im O: *den Menschen nicht besser.* – *der Republikanismus . . . . . . den Menschen* erst im ED. – *Raum genug . . . . Zeit genug* / *genug* jeweils erst im ED. – S. 794 *der Monarchie* im O recte: *der Monarchien.* – *Weltgeschichte* im O: *Geschichte.* – S. 795 *Stunde geht vorüber* im O: *Stunde ist vorüber.* – S. 796 nach: *Ihre Hoheit geruhten* folgt im O: *vor vierzehen Tagen.* – S. 797

Ständeversammlungen im O: *Ständeverhandlungen.* – S. 798 *und worüber .... zugebracht* im O: *und womit .... zubrachte.*

→ weil ich es zurückgeben mußte.

Die bewußte Papiere durch den jungen Mann schicken Sie mir *nicht.* Ich bin zu ängstlich. Aber bei dieser Gelegenheit wiederhole ich meine Warnung, Original und Kopie aus dem Hause zu tun. Man kann nicht wissen, was früher oder später einmal vorfallen kann. – Haspelchens Biographie von Mannsschneider ist köstlich. Dem Mannsschneider ist recht geschehen von Bunsen. Aber recht im juristischen Sinne hat er freilich nicht. Es waren Coups d'Etat. Das Beispiel ist heilsam für Jud und Christ.

Ein Exemplar Briefe schicke ich Ihnen durch Langenbach, der aber erst in drei Wochen, vielleicht also später abreist als ich. Vielleicht bleibe ich länger. Es kömmt jetzt auch darauf an, ob mein Logis noch nicht vermietet ist, da ich aufgekündigt. Meine Miete endigt den 4. März. Ich werde mich lange auf dem Wege aufhalten, wohl 14 Tage. In Troyes, Dôle, Dijon, im Jura etc.

Den Rest des Saphirs brauche ich nicht. Meine Amalie ist doch schön, Sie mögen sagen was Sie wollen. Meine Briefe hier unter Deutschen und Polen gefallen ungeheuer. Den *Überrock* und die *Mautpredigt* kennt man auswendig. Die Mautpredigt wäre ein Meisterstück. – Adieu. Hurra.

B.

487.

Nr. 35 *Paris, den 19. Februar 1833*

Ich bin Ihr Haus-, Hof- und Staatskanzler. Heute wird wahrscheinlich bloß vom Haus die Rede sein, denn an Hof- und Staatsangelegenheiten werde ich nicht kommen. Es wird in diesem Briefe nichts verdient werden. Ich bin mit einigen Artikeln, mit Heines Buch u. a. beschäftigt, über die ich nicht sogleich nach Lust der Feder

schreiben kann; denn ich muß Notizen dazu sammeln, kann also nicht eher anfangen, bis ich damit fertig bin. Ohnedies habe ich Lust, wieder einmal grob mit Ihnen zu sein, wozu ich mir seit so lange keine Zeit genommen. Ich weiß zwar noch nicht, worüber ich grob sein soll, es wird sich aber schon ein Anlaß finden.

Doktor, Bruder des Dr. Donndorf, reist nach Frankfurt. Er bringt Ihnen mit: 1 Exempl. Briefe. 2. Broschüre von Châteaubriand. 3. drei Stangen farbig Siegellack. – Ich denke daran, weil doch in den nächsten Jahren für mich gar keine Ermunterung sein wird, nach Deutschland zu gehen, und ich mich irgendwo fixieren muß, mir für kommenden Winter meine Bücher schicken zu lassen. Nun ist dazu nötig, daß sie gehörig gepackt werden. Ich wünschte also, daß Sie von einem Sachverständigen die drei Kisten mit Bücher gehörig packen lassen sollen, dann die Kisten selbst transportfertig machen. Ich meine, so wie sie jetzt sind, sind [sie] zu schwach. Es müßten eiserne Reife angebracht werden. Überhaupt alles so einrichten, daß in Ihrer Abwesenheit jeder andere ohne Mühe sie durch den Fuhrmann besorgen lassen kann.

Wenn ich wegen meiner neuen Briefe wieder mit einem Buchhändler in Unterhandlung trete, muß diese Korrespondenz mit dem größten Geheimnis betrieben werden. Dazu muß ich haben 1. Eine Adresse in Frankfurt, unter welcher mir, nach Abreise des Strauss, ein Brief sicher zugeschickt werden kann. 2. Eine Adresse in Leipzig, unter welcher ich dem Verleger einen Brief schicken kann. 3. Eine in Hamburg zu gleichen Zwecken. Hat an diesen Orten der Strauss nicht Bekannte, durch welche sicher so etwas zu besorgen wäre.

In Frankfurt hält sich jetzt, wie ich aus der Zeitung erfahren, ein gewisser *Witt-Döring* auf, ein berüchtigter Mensch, der Memoiren geschrieben, ehemaliger Demagog, gegenwärtig Spion. Es soll ein sehr feiner, angeneh-

mer, [...] Mensch sein, der ein großes Talent hat, sich überall einzuschleichen und Bekanntschaft zu machen. Er ist ein Schuft, horcht und fühlt (gesprochne und geschriebne Geheimnisse), wo er nur kann. Sollte dieser Mensch, etwa im Konzert, im Theater oder sonst, mit Ihnen oder dem Strauss anknüpfen, weisen Sie ihn nur streng zurück. In seiner Nähe sprechen Sie von nichts Geheimem. Kurz, seien Sie auf Ihrer Hut. Die Patrioten in Frankfurt brauche ich nicht warnen zu lassen, die kennen ihn so gut als ich.

Wie es mit meiner Abreise steht, habe ich Ihnen schon gesagt. Am 4. März ist mein Logis aus. Ist es vermietet, muß ich dann abreisen. Ist es nicht vermietet, und ich kann es tagweise haben, bleibe ich vielleicht noch 14 Tage länger. Auf keinen Fall aber, sollte ich anfangs März schon abreisen, brauchen Sie sich im Falle schlechten Wetters meinetwegen Sorgen zu machen. Wie schon gesagt, ich reise nur spazieren. 14 Tage bringe ich auf dem Wege nach Genf zu. Ich mache sogar einen Umweg von einigen Meilen, um eine wegen ihres Altertums interessante Stadt zu sehen, die nicht auf meinem Wege liegt: *Besançon.* Ich will Reisebilder machen. Da habe ich mich wieder in etwas verrechnet. Ich dachte, ich würde das Maß meiner Briefe bis zu Anfang März fertig bekommen, und dann hätte ich die Reisebilder zurücklegen, vielleicht für sich brauchen können. In vier Wochen kömmt leicht der Stoff zu einem Bande zusammen. Meine 2 Brief-Bände sind aber noch nicht voll. Doch hoffe ich, daß, wenn ich 14 Tage länger hier bleibe, ich sie beendige. Wo nicht, muß ich sie mit der Reise ergänzen. Ich muß wirklich darauf sehen, daß ich auch nächsten Sommer etwas Einträgliches schreibe, sonst mache ich bankerott, und Ihr müßt mich ernähren. Bis zu Ende Mai ist einschließlich des Wechsels, den ich noch von Euch erwarte, mein Geld all. Dann habe ich noch das

Nassauer. Und dann adieu Geld. Ich erinnere Sie bei dieser Gelegenheit, vor Ihrer Abreise anzuordnen, daß mein Nassauer Geld einkassiert werde. Wird vielleicht diesmal Rothschild aus Bosheit das Geld nicht ausbezahlen? Dann müßten Sie für den Fall das Gehörige anordnen. Jetzt komme ich auf Ihre Reise. Ich glaube, das ist eine schöne Gelegenheit, grob zu sein. Ich habe schon davon gesprochen: nicht bei Nacht zu reisen, ist ein Hauptgesichtspunkt, aber mit dem Tag-Eilwagen zu gehen, ist gar nicht so bequem, als Sie sich vorstellen. Es ist vielleicht lästiger, als die Nacht durchreisen. Ich habe Leute gesprochen, die auf diese Art gereist sind. Man fährt abends bis 10—11 Uhr und muß morgens um 4 Uhr schon fort. Ich meine also am besten, Sie nehmen ein Mietwagen. Es kostet gar nicht mehr, vielleicht noch weniger. Ein Platz auf dem Eilwagen nach Basel (von Frankfurt) kostet 28.18 kr. Also zwei Plätze 56 fl. 36 kr., so daß es euch mit Überfracht auf wenigstens 60 fl. kömmt. Ein Hauderer kostet kaum so viel. Ich weiß, daß Reisende nach der Schweiz in Heidelberg einen Wagen für täglich 7 fl., und das mitten im Sommer, bekommen haben. Sie sind freilich mit dem Wagen zurückgefahren. Also, wenn, wie bei euch, er leer zurückgeht, kömmt er täglich auf 14 fl. Jetzt berechnet, daß das kaum so hoch kömmt als der Eilwagen. Und dabei ist noch der Vorteil, daß Ihr soviel Sachen, als Ihr wollt, mitnehmen könnt. Ich würde mich nämlich nicht genieren und alles mitnehmen, was auf einer so langen Reise und bei dauernder häuslicher Einrichtung nötig werden könnte. Das Gepäck hindert nicht. Ich lasse nämlich, wenn meine Briefe besorgt sind und wir später eine Reise durch die Schweiz machen, meinen Wagen und meine Sachen in Genf zurück und nehme nur das Nötigste mit. So machen Sie es auch. Das Schreibpult können Sie dann auch mitnehmen. Es hindert ja überhaupt nicht, da so viele Sachen, die Sie ja

ohnedies mitnehmen müßten, wie meine Originalbriefe etc. hineingelegt werden können. Ich ließ mir vom Sattler ein ledernes Futteral mit Schnallen (inwendig sauber gefüttert) dazu machen. Unter diesen Umständen brauchen Sie also nicht bis zum Mai zu warten, sondern können abreisen, wenn Sie Lust haben, nämlich wenn *ich* will.

Jetzt fängt das Zanken an. Also ich denke mir Sie in Basel angekommen, und nun weiter. In der Schweiz kostet täglich ein Wagen mit Trinkgeld (den Retourtag mitgerechnet) 7 Brbtl. [Brabantertaler]. Also 18 fl. 54 kr. prix fixe. Wenn Sie den Wagen von Heidelberg bis Genf nehmen, kämen Sie täglich um 4 fl. wohlfeiler. Jetzt die Reise. Von Basel führen mehrere Wege nach Genf, ohngefähr von gleicher Länge. 22 bis 25 Meilen, also eine Reise von 3 Tagen mit dem Hauderer. Die Route geht 1. Über *Solothurn*, *Bern*, *Lausanne*. Oder 2. Über *Moutier*, *Biel*, *Aarberg*, *Murten*, *Lausanne* etc. Oder 3. Über *Bern*, *Freiburg*, *Lausanne*. 4. Über *Neuchâtel*. Nun sagt: ist es nicht *gräulich*, wie Eduard Meyer sagt, schändlich, infam, niederträchtig von euch, daß Ihr mich in Genf schmachten läßt und vielleicht wochenlang auf dem Wege von Basel nach Genf zubringt? Ich habe schon oft daran gedacht, und der Gedanke bringt mich zur Verzweiflung. Wir kommen ja später doch in alle diese Gegenden, warum sich da aufhalten und ohne mich alles sehen? Darum wünsche ich eben, daß Sie früh abreisen, damit zum Herumlaufen das Wetter noch zu kalt sei. Darum wünsche ich, daß Sie von Heidelberg den Wagen gleich nach Genf dingen, damit Sie ohne Kosten sich nicht verweilen können. Ich kann nicht eher essen und schlafen, bis Sie mir die feierliche Versicherung geben, daß Sie sich zwischen Basel und Genf nicht aufhalten wollen.

Haltet euch fleißig am Abschreiben, daß alles zur gehöri-

gen Zeit fertig werde. – Vergessen Sie die Kaffee-Maschine nicht und bringen Sie Messer, Gabel u. Löffel u. Teelöffelchen mit. Auch für mich eine große schöne Teeserviette. – Sie kennen doch den *Dintenstecher*, den ich auf meinem Pulte habe? Er ist ganz unbrauchbar vor Alter. Kaufen Sie mir in Frankfurt beim Dreher einen andern, so groß er nur zu haben ist. Sollte man in Frankfurt keine haben, bekommen Sie das in Heidelberg am besten. Sie müssen einen Zettel von meinen Wünschen machen und alles gleich aufschreiben, sonst wird es vergessen.

Mittwoch den 20. Febr. Den Wechsel habe ich erhalten. Dem Strauss will ich für die schöne Besorgung danken, sobald ich das Geld eingenommen. Eher nicht. Die Möglichkeit des *Protestierens*! Das Wort hat einen fürchterlichen Eindruck auf mich gemacht. Sie hätten nicht vergessen sollen, daß vorläufig meine Reise auf den 4. März festgesetzt ist; wenn also der Wechsel unglücklicherweise nicht bezahlt würde, könnte ich nicht fort. Beträgt den Wechsel nicht mehr als 1500 fr.? – [– – –].
Gewiß hat Marion Delorme und Le roi s'amuse herrliche Sachen. Ich liebe Victor Hugo sehr. Aber er ist verrückt. Heute abend sehe ich Lucrèce Borgia. – Gestern abend war ich bei Lafayette. Er hat mich diesen Winter schon oft eingeladen. Da er aber die Vormittagsstunden zum Besuche bestimmte, erklärte ich, vormittags hätte ich keine Zeit. Das war aber nur Vorwand. Ich wollte von gewissen Leuten nicht eingeführt sein, ich wollte ohne Zeugen mit ihm sprechen. Das merkte man endlich, und er ließ mich auf gestern abend einladen, wo er allein wäre. Was wir gesprochen, kann ich dem Papier nicht anvertrauen, und da ich ohnedies nicht darüber drucken werde, bleibt alles mündlicher Mitteilung vorbehalten.
Der arme Eduard Meyer! Ich habe mir gleich gedacht,

das *Schwert rot* werde ihm ferner beständig über dem Haupte hängen. Der Wurm hat wieder gegen mich geschrieben. Es ist [mir] versprochen worden, habe aber das Blatt bis jetzt noch nicht erhalten. (Literaturblatt zur *Hamburger Börsenhalle*)

Den Spohr habe ich s. III/107/798 bis: *erkennen.*

Rotteck! Er steht schon dick auf meiner Eselshaut. Nächstens. – Das Spanische vom Haspelchen kann ich nicht brauchen. Ich schmücke mich nicht gern mit fremden Federn. Ehre dem Ehre gebührt. Doch habe ich in meinen vermischten Schriften einen spanischen Vers: Lengua sin'manas cuome osas fablar?
Von Langenbach habe ich nichts weiter erwartet und war also nicht gespannt. Nur hat mich gewundert, daß Sie nur 1/4 Pf. Tabak geschickt. – Schreiben Sie mir doch wieder einmal die Silbenzahlen. Tausend *Hurras* und Adieu. Und tausend Küsse, wenn Haspelchen nichts dagegen hat. B.

Wenn Conrad das Zimmer reinigt, hängt er ein Tuch über Ihr Bild, daß kein Staub daran komme. Sooft ich abends nach Hause komme, ziehe ich das Tuch gleich weg. Eben, mittags 1 Uhr, bemerke ich, daß ich das gestern und bis jetzt zu tun vergessen. Was schließen Sie daraus? Ich bin ein Schmetterling, das ist allgemein bekannt.
Der Heine über sein Buch wird sehr von mir heruntergemacht werden. Haben Sie denn beim Lesen gar nichts Dummes, Anmaßendes und Lächerliches gefunden? – Heute gar nichts zum Drucken, außer der Stelle von *Spohr.* Fangen Sie den *nächsten* Brief damit an. Vergessen Sie es nicht. Ich muß es freilich noch ausarbeiten. Einliegenden Brief besorgen Sie meiner Schwester.

488.

Nr. 36 *Paris, Donnerstag, den 21. Februar 1833*

Lucrece Borgia habe ich s. III/108/798–809 bis: *solider Mensch?* – S. 798 *und ich kann jetzt gründlich davon sprechen, ob die Dame* im O: *und ich kann jetzt von der Dame gründlich sprechen, ob sie.* – *Marat* im O: *Robespierre.* – *als den einen* erst im ED. – S. 799 *die auf dem Tische prangen* im O nur: *auf dem Tische.* – S. 800 *tritt einer der Ritter / der Ritter* erst im ED. – S. 801 *ist der Name ..... geschrieben* im O: *hängt der Name .....* – *zu ihren Särgen hinab* im O: *zu ihren Särgen hinauf.* – *im Saale zurück / zurück* erst im ED. – S. 803 *weil sie sich schuldlos fühlt* im O: *weil sie sich einmal schuldlos fühlt.* – *die Zornentbrannten setzten* im O: *die Zornerbrannten setzen.* – S. 804 *Leidenschaft springt hinauf* im O: *Leidenschaft wagt sich hinauf.* – S. 805 *beklatscht dieses Wort* im O: *beklatscht jedes Mal dieses Wort.* – S. 805/806 *ein Liebhaber ..... Deine geliebten Männer ..... zu dir kommen* im O: *Ihr Liebhaber ..... Ihre geliebten Männer ..... zu Ihnen kommen.* – S. 807 *Konnte uns der Dichter ..... Borgia zeigen* im O: *Den Adel und die Macht der Mutterliebe, konnte uns der Dichter die nur in einer Lucrezia Borgia zeigen?* – S. 808 nach: *Gefängnisse erwacht* folgt im O: *„Lo svegliarsi la prima notte in carcere è cosa orrenda."* – *wo die Lüfte trunken von* im O: *wo Sie lufttrunken von.*

Ihr Brief. Ich habe gar nicht nötig, mich einen ganzen Tag zu besinnen, was ich euch antworten soll. Ich bin nicht so dumm wie gewisse andre Leute. Ich weiß gleich, was ich will. *Euer Plan, gleich nach Paris zu kommen, ist dumm.* Überhaupt in Paris zu bleiben, hat kein Hindernis, wir haben Geld genug dazu. Indessen ist doch allerlei zu überlegen, womit man in Briefen nie zur Klarheit kömmt. Ihr wollte es probieren? Gut. Im Winter macht man diese Probe am besten. Gefällt es einem nicht, hat man sich einen Winter immer amüsiert und nichts dabei verloren. Aber wenn Sie im Frühling kommen, geschieht eines von beiden Dingen. Entweder es

gefällt Ihnen, und da müssen Sie doch wieder fort, weil wir nach der Schweiz wollen. Oder es gefällt Ihnen nicht, und da haben Sie die Reise hierher ganz umsonst gemacht. [— — —]. Dann: was in Beziehung auf Ihre Teilnahme das Anordnen meiner Briefe betrifft, so haben Sie hier dazu keine Ruhe. Es gibt hier täglich Zerstreuungen, denen man nicht ausweicht, und da man in Paris nur städtische Vergnügen hat und nicht das Land, wie in der Schweiz, würden Sie, wenn Sie diesen auch nur auf 4 Wochen entsagen wollten, ein langweiliges Leben führen. Endlich kehrt höchst wahrscheinlich im Frühling die Cholera zurück, und das wäre doch unangenehm. Auf jeden Fall müßten wir ja nach der Schweiz und von dort im Herbste wieder hierher reisen. Wozu also den unnötigen Weg machen?

Das waren die Gründe für *Sie*. Jetzt kommen die meinigen. Wenn einmal meine 2 Bände Briefe fertig sind, kann ich hier nichts mehr schreiben und verdienen. Denn was ich über die 2 Bände hinaus mache, wird mir nicht bezahlt. Auf der Reise aber finde ich Stoff, und ich kann bequem diesen Sommer wenigstens einen Band zustande bringen. Auch meine Briefe könnte ich hier nicht in Ordnung bringen, denn da jeder Tag neuen Stoff zur Ergänzung brächte, so würde mich das stören. Eure Einwürfe wegen des ungünstigen Wetters haben keinen Grund. Was *meine* Reise betrifft, so brauche ich kein gutes Wetter. Erstens, weil ich keine Tagereise mache und einen bequemen Wagen habe. Zweitens weil zu meinen projektierten Reisebildern ich die Natur wenig brauche, da ich mehr über städtische Verhältnisse und gesellige Späße schreibe. Was Genf betrifft, so ist mir wegen *euch* sehr lieb, wenn in den ersten Wochen unseres dortigen Aufenthaltes das Wetter zu größern Ausflügen noch nicht günstig genug ist. So werdet Ihr auch Geduld haben, wegen meiner Briefe zu Hause zu bleiben.

Übrigens hat Genf einen sehr beständig heitern Himmel, und sooft es in der Jahreszeit nur möglich ist, ist das Wetter schön. Noch ein Hauptgrund, warum ich hier fort will, ist dieser. Ich muß durchaus ein halbes Jahr wegbleiben, um aus allen alten Verhältnissen mit *deutschen Landsleuten* herauszukommen. Es ist meistens Lumpengesindel, entweder Spitzbuben oder arme Teufel. Seit 2 Monaten ziehe ich mich täglich mehr zurück, besuche auch Leo fast gar nicht, nehme keine Einladung an und weise soviel als möglich deutsche Besuche zurück. Sie kommen entweder, um zu spionieren oder zu betteln. Sie sind alle arm und setzen einen durch ihre ewige Klagen entweder in Verlegenheit oder in Kosten. Es sind Menschen, die mir nie, weder den geringsten Nutzen noch das geringste Vergnügen gebracht. Besonders erst wenn Ihr herkämet und wir eine Art häusliche Einrichtung hätten, würden wir das deutsche Lumpengesindel ins Haus bekommen. Ich muß vorher alle Fäden alter Bekanntschaft abbrechen. Wir wollen uns Empfehlungsbriefe verschaffen und nur mit Franzosen umgehen. Findet sich einmal ein ordentlicher Deutscher, kann man immer eine Ausnahme machen.

Das also ist meine Meinung. Es würde mich sehr in meinen Plänen stören, wenn Sie jetzt nach Paris kämen, und Sie bereuten sicher den Zeit- und Geldverlust. — [— — —].

Von den preußischen Judengreueln nächstens.

Das ist schon der dritte Brief, in dem ich um die Zahl der *Silben* bettle. — Vor der Abreise müßt Ihr nicht vergessen, mir einen neuen, vom franz. Gesandten unterschriebenen Paß zu verschaffen. — Was ich bei euerer Abreise an Geld vorrätig habe, müßt Ihr alle mitbringen. Nach meinen gemachten Erfahrungen sind für die ganze Schweiz französische Taler am besten. Am Napoleon verliert man ungeheuer. Ein Kreditbrief nach Genf, Bern,

Zürich oder Basel wäre rätlich. – Jetzt schreibt ab, daß euch die Finger krumm werden, und packt im Schweiße eueres Angesichts und kommt mir nicht nach Paris, sonst gebe ich euch als Mitschuldige des Pistolenschusses an. Adieu.
Adieu.

489.

Nr. 37 *Paris, Montag, den 25. Februar 1833*

Soll ich über Heines s. III/109/809–824 bis: *unglücklich.* – S. 810 *aller seiner Gesinnungen/seiner* erst im ED. – *so darf uns das ..... unserer Philosophie* im O: *so darf mich das ..... meiner Philosophie.* – *etwas anders sein* im O: *etwas andres sein.* – *auch manches Gebet/manches* erst im ED. – S. 811 *entehrten jungen Nähterin* im O: *jungen Wäscherin* – *jungen,* nicht gestrichen, durch *entehrten* ersetzt. – *er wäre der tollheißeste* im O: *er ist der tollheißeste.* – S. 812 *Absolutismus preist* im O recte: *Absolutismus pries.* – *als er das schrieb* erst im ED. – *Wie kann man je ..... zu verantworten habe* erst im ED. – *das Fallen eines Rosenblattes* im O: *die Falte eines Rosenblattes.* – *gehe nicht, denke nicht / denke* nicht erst im ED. – S. 813 *wenn wir unvernehmlich* im O: *wenn wir zu unvernehmlich.* – S. 814 *um ihr Ziel zu erreichen* im O: *um die Monarchie zu stürzen.* – S. 815 *ansprechen müßte* im O: *ansprechen mußte.* – *Um von etwas* im O: *Und um von etwas.* – *der er Nahrung* im O recte: *der es Nahrung.* – *sich deutlich auszusprechen* im O: *sich deutlicher auszusprechen.* – S. 816 *noch nicht genießen* im O: *doch nicht genießen.* – *wären nicht zu Vasallen* im O: *wären nie zu Vasallen.* – *an Noahs Arche, in welcher* im O recte: *an Noahsarchen, in welchen.* – *deutschen Fürsten zimmern* im O: *deutschen Fürsten heimlich zimmern.* – S. 817 *und gewaltigen Schleusen* im O: *und gewaltige Schleusen.* – *Man meint freilich/freilich* erst im ED. – S. 818 *Menschen, die nur/nur* erst im ED. – *Kriminalstrafe an den Hals* im O: *Kriminalstrafe um den Hals.* – S. 819 *Könige begnadigt wurden* im O: *Könige begnadigt worden.* – *ihre Folgen erstrekken* im O recte: *ihre Folgen erstreckten.* – *König gern beschrän-*

ken im O: *König froh beschränken.* – S. 821 *Was geschieht also* im O: *Was geschah also.* – *erhalten haben sollte* im O: *erhalten hatte.* – Nach: *Glauben Sie mir auf mein Wort* folgt im O: *Unser Minister ist einer der liberalsten Männer im Großherzogtum.* – *Können wir uns Preußen widersetzen* erst im ED. – S. 822 *augenblicklich in eine Zwangsweste gekleidet nach Charenton* im O: *augenblicklich nach Charenton in einer Zwangsjacke.* – S. 823 *Kammern ihre Sitzungen* im O: *Kammern ihre Sitzung.*

Brief. Hurra! Noch mehr als Ihr über mich euch wundert, daß ich von Paris wegeile, wundere ich mich über euch, daß Ihr herwollt. Dümmers kann ich mir nicht denken, und ich kann mir das nur durch die bei Eheleuten stattfindende Communio bonorum et malorum erklären. Jeder von euch allein wäre nicht so dumm. Kurz, ich bin entschieden gegen euer Herkommen und weiß gewiß, Ihr würdet diese unnötige Mühe und Kosten später bereuen. Macht euch nur fertig, daß Ihr auf meinen Wink bereit seid. Meine Abreise wird sich doch wahrscheinlich noch tief in den März hinein verschieben. Auf jeden Fall warte ich gutes Wetter ab. Dabei bleibt's und damit punktum.
Einliegendes Zettelchen geben Sie an die Person, die mit Strauss von dem Drucke der Mautpredigt gesprochen. – Wie wird sich mein Verleger freuen, daß die Briefe in Bayern verboten sind. – Neulich war einer meiner Bekannten bei einem deutschen Legationsrate und traf ihn grade beim Lesen meiner Briefe. – Den jungen Hiller habe ich lange nicht gesehen. Er hatte neulich eine große und glänzende musikalische Soirée, wozu er mich einlud; aber ich hatte nicht Lust, hinzugehen.
Sie wundern sich, daß ich so viel Geld brauche? O was sind Sie für eine gemeine Natur! Ich brauche monatlich 700 fr. Und ein Beweis, daß dieses meine wahre Bedürfnisse sind, ist, daß dieses seit 3 Wintern zutrifft, ohne

daß ich gerade diese Summe zur Verwendung monatlich bestimmt hätte. Jetzt rechnen Sie dazu die Kosten der Hin- und Herreise, und Sie werden sehen, wie mein Geld nur bis Ende Mai ausreicht. – [– – –].
Ein Schwager Strauss' war bei mir. Der ist dick und rot! Nächsten Sonntag reist er nach Frankfurt zurück. Als er bei mir war, war Ihr Bild gerade wieder bedeckt. Es muß etwas ganz Besonderes mit meinem Herzen vorgehen. – Mit meiner Schwester habe ich nichts als einen Auftrag für einen Neustädtel, was nichts Interessantes betrifft, – O wie dumm! Wenn Sie kein groß Dintenfaß bekommen, kaufen Sie ein kleines. Müssen Sie übrigens nicht auf jeden Fall durch Heidelberg? – Sagen Sie dem Oppenheimer, er soll mich schöner malen, als das Originalbild ist, da ich seitdem, wie Sie es ihm bezeugen können, mich sehr zu meinem Vorteile verändert habe. Ich habe weiße Zähne und rote Backen. – Haspelchen hat sich wahrscheinlich wieder selbst gegessen. Wo ist der Witz? – Jetzt Adieu. Fleißig kopiert und dann eingepackt. Adieu

B.

490.

Nr. 38 *Paris, Mittwoch, den 27. Februar 1833*

Die Frankfurter Oberpostamtszeitung s. III/110/824–835 bis: *sagt Staberl.* – S. 825 nach: *all mein Bitten* folgt im O: *mein Spotten, mein Drohen, mein Schmeichlen.* – *Das eigensinnige Kind/eigensinnige* erst im ED. – S. 826 *ich bin des Spasses müde* im O: *ich bin des trocknen Tones müde.* – S. 827 *Was tut nun Herr von Wangenheim* im O recte: *Was tat nun Herr von Wangenheim.* – *moralisch-politischen Kompendiums/moralisch-politischen* erst im ED. – S. 828 *herüberkommen würde* im O: *herüberkommen wird.* – *Da kam nun/nun* erst im ED. – *was ich dort von seinen lateinischen/dort* erst im ED. – S. 829 – *erfuhr ich* – erst im ED. – *noch vor seiner Beerdigung* im O: *noch ehe er begraben ist.* – *Sie kam aber zu früh und brauchte* im O nur:

sie brauchte aber. – S. 830 *Gesetzentwurf* im O: *Gesetzesentwurf.* – S. 831 nach: *Gesetzgebung* folgt im O: *die Ehrenkränze unserer Staatsmänner waren immer aus Holundenblüten geflochten.* – *welche Zukunft* im O zuerst – nicht gestrichen –: *welches Schicksal.* – *alleinige Unterschied* im O – nicht gestrichen – zuerst: *ganze Unterschied.* – S. 832 *in ganz Deutschland/ ganz* erst im ED. – *wenig Auserwählten* im O recte: *wenigen Auserwählten.* – *Gesetztafeln* im O recte: *Gesetzestafeln.* – S. 833 *Abcschulen übrig* im O: *Abcschulen und ihre guten Chausseen übrig.* – Nach: *der Regierung?* folgt im O: *und ob auf den herrlichen Landstraßen ein anderer Verkehr ungehindert erlaubt wird als der der preußischen Kuriere und russischen Feldjäger, und ob der Aufenthalt, den die vielen Mautlinien den Frachtwagen verursachen, nicht viel zeitraubender und kostspieliger ist, als es die Hindernisse auf den grundlosesten Chausseen sind.* – *und ein Regierungsrat* erst im ED. – *gemacht haben* im O: *gemacht hat.*

Samstag den 2. März. Brief da! Hopsasa! Anliegend die Quittungen. — Der Wechsel ist gestern bezahlt worden, und es ärgert mich, daß ich ihn nicht mußte protestieren lassen. Ich hatte schon etwas im Kopfe, was ich in diesem Falle über das Protestieren schreiben wollte, und ich habe wenigstens 10 Gulden Schaden, daß ich es unterdrücken muß. — Um das, was ich meiner Schwester geschrieben, bekümmern Sie sich nicht. Sie sollen es weder bestätigen noch absprechen. Ich tue nichts ohne Politik, ich.
Ich sehe nicht ein, warum Ihr nicht schon am ersten April abreisen könnt. Das macht mich sehr verdrüßlich. Denken Sie nur, wie lange ich da noch warten muß, und wie sehr sich dann die Anordnung meiner Briefe verzögert. Schicken Sie die Kopien nicht nach Paris, ich werde später meine Meinung darüber mitteilen. — Wenn ich 140 000 Silben habe, habe ich genug, nämlich mehr als genug, der Vorsicht wegen muß ich mehr haben. Dann wird aber kein Wort weiter geschrieben, und Sie mögen dann in Frankfurt bleiben, solange Sie wollen, ich schreibe

nicht mehr. Also passen Sie auf. Ich führe Buch und Rechnung über meine Briefe. Sobald 140000 Silben da sind, wird geklingelt wie bei der Lotterie und das große Los ausgerufen. Dann wird mitten im Briefe, mitten im Worte, abgebrochen und davongelaufen. Also aufgepaßt, bei 140000 Silben müssen Sie eingepackt haben. – Das Wetter ist hier zwar nicht kalt, aber sehr schlecht. Es regnet in einemfort.

Was verstehe ich von hohen Kursen? Ich habe Ihnen nicht geraten, jetzt Renten zu kaufen. Bleiben Sie mir mit solchen Beschuldigungen vom Halse. Der dicke rote Strauss hat mir gesagt, Haspelchen wäre verliebt in seine Frau. Da möchte man sich doch die Augen aus dem Kopfe schämen Ich erlebe viele Freude an meinen Kindern. Und nichts als Undank! Noch 2 1/2 Monate wollen Sie mich warten lassen.

Die öffentliche Meinung s. III/110/835 bis: *des Königs. – die gebeneidete Prinzessin begrüßten* im O: *der gebenedeiten Prinzessin ihr Glück verkündigten. – aber das Verderben* im O recte: *eben das Verderben. – dem Herzen des Königs* im O: *dem Herzen eines Königs.*

So viele *Hurras*, als Sie brauchen, die Seite auszufüllen. Haspelchen verliebt! So abscheulich ist nicht einmal der Deutz.

Adieu. B.

491.

Nr. 39 *Paris, Sonntag, den 3. März 1833*

Von dem aus dem Englischen übersetzten Werke: s. III/111/836–846 bis: *an Gott? –* S. 839 *in den großen Zehen* im O recte: *in dem großen Zehen. – der Reichen und Mächtigen krochen* im O: *des Reichen und Mächtigen kriechen. –* S. 840 *dem Schwachen gegen den Starken* im O: *den Schwachen gegen die Starken. – teilte ich das Geschick* im O: *folgte [verfolgte?] ich das Geschick. –* S. 842 *der weiblichen Verfassung in ihrer ursprünglichen Gestalt* im O: *der jüdischen Verfassung. –* S. 843

solch erwachsener Mensch mit Kindesbeinen im O: *solcher erwachsener Mensch mit Kinderbeinen.* – *handeln sollten, sprechen sie* im O recte: *handeln sollten, sprachen sie.* – S. 844 *die Verhandlungen* im O – ungestrichen – zuerst: *die Sitzungen.* – *dauerte fünf* im O – ungestrichen – zuerst: *sieben.* – *beachten dürfen* im O: *beachten können dürfen.* – *gelüstet mich sehr/sehr* erst im ED. – *in Paris* erst im ED. – S. 846 *denjenigen Gemeinden ..... bieten* im O: *derjenigen Gemeinde ..... bietet.*

Jetzt von *Liebes-Angelegenheiten*! Sie mit Ihrem schlechten Mann werden über Conrads Brief lachen, denn euch ist nichts heilig als Haspelchen und Sauerkraut; aber ein heißliebendes Herz wie meines weiß, was das heißt, seit 8 Jahren von der Geliebten getrennt zu sein und sie dann gar in John Bulls Armen zu sehen. Aber jetzt raten Sie mir, was ich mit meinem Abélard anfangen soll? Ich fürchte, er läuft mir fort. Einige Blätter von dem langen Briefe seiner Héloïse schließe ich auch hier bei, daß Sie daraus ihre schöne Seele erkennen. Auf jeden Fall bitte ich Sie, ihn mit einigen tröstenden Zeilen zu beglücken. Am besten ist, Sie schreiben ihm etwa folgendes: Für jetzt, da Sie den Sommer auf Reisen gingen, könnten Sie auf keinen Fall ein Mädchen annehmen. Aber nächsten Winter, wenn Sie in Paris oder anderswo sich niederließen, könnte dies vielleicht geschehen. Sie würden bald mit mir zusammenkommen, und dann wollten Sie das Nähere mit ihm überlegen. Er solle seiner Freundin zureden zu warten, noch einige Wochen, dann würden sie das Bestimmtere erfahren. Was ich ausstehe! Aber wie der Herr, so der Diener.

Ich habe neulich von einem mir unbekannten jungen Schriftsteller namens Laube, der mir aus Leipzig ein Buch geschickt, einen närrischen Brief erhalten, aus dem ich Ihnen einige Stellen mitteilen will: „Ich werde mich nicht erst lange bei unnützem Krummbuckeln an der

Türschwelle aufhalten, sehr lieber Börne, um mich zu entschuldigen, warum ich Ihnen schreibe. Ich liebe Sie sehr — das wäre ja genug; ich könnte Sie in ein Mädchen verwandeln und Ihnen sagen, daß eine solche Schönheit, solcher Reiz etc. mir nicht länger Ruhe lasse, daß ich mein Herz ausschütten müsse, Sie würden's als Mädchen nicht übelnehmen, als unser Volkstribun würden Sie's noch weniger" ... „Ich bitte Sie, das andere Buch dem Fürsten C. durch Ihren Conrad zu schicken — ich hoffe, Conrad, den Sie in Ihrer Rocktasche mit zur Berühmtheit genommen haben, befindet sich wohl" ... „In einigen Wochen erhalten Sie den zweiten Teil meines neuen Jahrhunderts — das zu lesen wird Ihre Höflichkeit notwendig machen, denn Sie sind selbst der Hauptheld des ersten Abschnitts, und gegen den geschichtlichen Börne müssen Sie doch so weit höflich sein, daß Sie ihn ansehen." ... „Über Ihre neuen Bände schreibe ich Ihnen nichts, weil ich an unsere Damen darüber referieren u. vor aller Welt rezensieren muß, u. ich schäme mich immer meiner Armut, wenn ich dasselbe wiederholen soll. Sie sind ein Stück Weltgeschichte für Deutschland geworden, unser unbezahlter Tribun, unsere demokratische Behörde. Wir müssen Ihnen unsere Klagen einschicken, denn Sie sind der einzige unabhängige, wahrheitsliebende Advokat Deutschlands. Jene Damen — sie sind sehr hübsch, von gutem Adel, aber durch meinen plebejischen Umgang verdorben — schicken Ihnen die wärmsten Küsse, u. wenn Sie einmal — großer Gott wann? — ins freie Deutschland kommen, dann halten wir ein großes Mahl, wo alle die alten Redensarten mit Crème serviert werden, die wir gegen Sie haben anhören müssen und die wir nun versüßt herunterschlucken." ... *„Ich höre, Ihre Briefstellerin in Frankfurt heiratet? Das hätten Sie nicht zugeben sollen.* Ich habe zu meinen öffentlichen Briefen auch eine Dame als Objekt, Ziel-

scheibe, sie will aber nichts mehr von mir wissen, seit sie erfahren, daß man solche Dinge wie Sie an ein Frauenzimmer schreiben könne." ... „Brockhaus, mit dem ich zuweilen spreche, ist aus dem Häuschen wegen dem *‚Viehstall'* ... *Heine* – den man stets auf Ihre Kosten erhebt ... man [tut] sich immer was darauf zugute, daß er nie so schonungslos gewesen. Ach, er ist darin schlimmer als Sie, weil er kein so weiches Herz wie Sie hat; sie schlagen dem Pack *zürnend* ins Gesicht; er sticht ihnen grimmig das Messer zwischen die Rippen. Er ist weit südlicher als Sie."

Mittwoch den 6. März. Von hier aus unmittelbar nach Genf zu gehen, war ich eigentlich noch nie fest entschlossen. Ich habe auch Gründe, es auf eine andere Art einzurichten. Mein Hauptaugenmerk ist, sobald als möglich meine Briefe ganz in Ordnung zu bringen, sowohl was die Kopie betrifft als den Kontakt mit einem Verleger. In Genf bin ich zerstreut, erstens durch die schöne Gegend, dann durch die Umstände, die mir meine Einrichtung an einem ganz fremden Orte, unter fremden Menschen, verursachen. Ich werde dort kaum einen deutschen Kopisten finden. Von Deutschland ist Genf zu abgelegen. Korrespondenz mit den Buchhändlern würden sich sehr in die Länge ziehen. Ich dachte: ob es nicht besser wäre, solange in Aarau oder Zürich zu bleiben, bis ich mit meinen Briefen fertig bin. Dort bin ich bekannt, brauche viel weniger. Dort könnten wir unsere Sachen, ich besonders meinen Wagen, bei ehrlichen Leuten zurücklassen und dann, nach fertiger Arbeit, bei bessrer Jahreszeit, reisen, wohin wir wollen. Die Gegend ist schön, aber nicht zu schön, uns von unserm Geschäfte abzuhalten. In Aarau habe ich gutes und wohlfeiles Logis, gute Freunde, Kopisten, und in 14 Tagen könnte ich dort alles zustande bringen. Sagen Sie mir Ihre Meinung

hierüber. Sollten Sie übrigens nicht hierzu geneigt sein, so könnte ich doch tun, was ich wollte, denn da Sie, um nach Genf zu kommen, auf jeden Fall durch Basel müssen, könnte ich dort von Aarau oder Zürich zu Ihnen kommen. Überlegen Sie, ob nicht besser vor uns ist, solange in Aarau zu bleiben, bis meine Briefe fertig sind, und dann auch die bessere Jahreszeit uns ganz frei macht?

Heimberg hat mir alles mitgebracht, was Sie ihm für mich gegeben. – Wegen meiner Abreise kann ich noch nichts bestimmen. Ich warte gutes Wetter ab. – Noch ein anderer wichtiger Grund, warum ich erst nach Aarau und Zürich als nach Genf sollte, ist, daß ich an beiden Orten viele Bekannte habe, die mir Empfehlungen nach Genf und nach allen Teilen der Schweiz, sowohl für mich als für euch geben können. In Zürich, bis ich hinkomme, ist die Tagsatzung wieder versammelt, und ich finde dort alle Bekannte wieder, die ich vorigen Sommer in Luzern gemacht. Dorthin wäre auch leichter, meine Briefe zu schicken, wenn sich Ihre Abreise verzögern sollte. Das ist der Hauptpunkt. Bedenken Sie, daß ich jetzt einen unglücklichen Liebenden zu trösten habe und daß ich Ihrer Hülfe mehr als je bedarf.

Die Rezension von Wurm in der *Hamburger Börsenhalle* habe ich gelesen. Dieses Mal ist es gar nicht zu verkennen, daß er nur geschimpft, um der Zensur Sand in die Augen zu streuen und die besten Stellen aus dem Buche ausziehen zu können.

Brief. O was seid Ihr für Kleinstädter, Sie und Schmitts, daß Ihr euch wundert, daß ein Teil des Publikums in der Oper gezischt hat! Meyer-Beer hat zehen Mal mehr Mühe gehabt zu machen, daß seine Oper hier und in Berlin nicht ausgezischt werde, als mit der Komposition derselben. Ich wollte, ich wäre reich, was ihm das an Geld gekostet hat. Wenn Schmitt solche Mittel ver-

schmäht, so ist das zwar ganz vernünftig, dann muß er aber auch weiter so vernünftig sein und sich bloß um das Urteil der Kenner bekümmern. Eine gute Oper kann jetzt höchstens in Paris Glück machen, wo man ihr wegen der Pracht der Dekorationen und Ballette ihre Vorzüge verzeiht. Sogar eine schlechte reüssiert manchmal dadurch. Seit 8 Tagen wird in der großen Oper eine neue von Auber gegeben: *Gustave III.* Alle Welt sagt, die Musik sei erbärmlich, aber man findet keinen Platz, die Pracht der Dekorationen soll unerhört sein. Der letzte Akt stellt einen Hofmaskenball vor, mit einem Glanze, den man nie in der Wirklichkeit an einem Hofe fand. 1800 Kerzen brennen auf dem Kronleuchter. Schon 14 Tage vor der ersten Aufführung konnte ich kein Billet bekommen. Wenn hier eine neue Oper zum erstenmal aufgeführt wird, wird fast das ganze Parterre, teils vom Komponisten u. Dichter, teils von der Theaterdirektion selbst, *verschenkt.* Warum hat das Schmitt vernachlässigt? Hätte er den Wagner diesen Winter nur 2 Male zum Essen eingeladen, hätte er ihn gelobt. Ich wette mit Ihnen, in Meyer-Beers Oper wird nicht gezischt! Er wird schon dafür sorgen. Ohne sie gehört zu haben, weiß ich, daß Schmitts Oper besser ist als Robert le Diable, worin das einzige Gute mir gestohlen scheint. Wenn die Juden gepfiffen haben, sind sie wahrscheinlich von Schmitts Feinden dazu aufgehetzt worden. Prügel wären ihnen auf jeden Fall heilsam, und ich freue mich darauf. – Eine neue Oper von Herold (der kürzlich gestorben ist) wird von Kennern und Dilettanten sehr gelobt: *Le pré-aux-clercs* in der Komischen Oper.

Ich muß jetzt schließen, weil ich ausziehen muß, nämlich eine Treppe tiefer. Mein bisheriges Logis, das ich aufgekündigt, ist vermietet worden.

Adieu

B.

492.

Nr. 40 *Paris, Samstag, den 9. März 1833*

Dieser Brief wird wohl der kürzeste werden, den ich Ihnen diesen Winter noch geschrieben, und damit Sie es weniger merken, nehme ich kleineres Papier dazu. Ich habe in diesen Tagen mein Logis verändern müssen; zwar bin ich im nämlichen Hause geblieben, aber das Ein- und Ausräumen hat mich doch zwei Tage gestört. Ferner habe ich wieder einen großen Artikel, zu dem ich Notizen zu sammeln habe. Gestern abend wollte ich zu schreiben anfangen, da kamen aber Stiebel und seine Frau und tranken Tee bei mir. Ich konnte sie nicht abweisen, weil ich sie schon früher mehrmals weggeschickt habe. Übrigens kann ich Sie jetzt vernachlässigen, denn ich brauche Sie – nämlich keinen Verstand mehr. Noch 20 meiner Zeilen, gerade 20, und meine zwei Bände sind fertig. Was ich darüber schreibe, ist zum Überfluß, zur Vorsicht. Wenn ich diese 20 Zeilen noch fertiggebracht, werde ich klingeln, und dann feiern Sie das große Los mit Kartoffelklöß.

Gestern sind Sie feierlich gehenkt worden. In meinem neuen Logis fand sich ein Nagel an der Wand, grade über meinem Pulte, und da habe ich Ihr Bild aufgehängt, und unter dem Schreiben kann ich Sie betrachten. Soeben habe ich Ihnen meine Zunge herausgestreckt; auf Ehre! das ist wahr.

Auf etwas Wichtiges hat mir Strauss noch nicht geantwortet. Ich muß nämlich in Frankfurt eine sichere Adresse haben, wohin mir aus der Fremde Briefe adressiert werden können, für die Zeit, wo Strauss nicht in Frankfurt sein wird. – Seit gestern ist wieder völliger Winter, und es hat geschneit. Abscheulich Wetter!

Brief. →

Liebe Getreue! s. III/112/846 f. bis: *in Gnaden gewogen.* – S. 847 nach: *einen Antrag* folgt im O: *deines Pfitzer, nämlich.* – *Und hoffe er, daß* im O: *und hoffte dein Pfitzer, daß.* – Nach: *entgegen sei, wir doch* folgt im O: *im Verlaufe kommender Jahrhunderte und der daraus hervorgehenden Staatsverbesserung.* – *fort und fort* erst im ED. – →

Paris den 9. März 1833. gegeben in unserem geheimen Rat. Unterzeichnet: *Fanny Doriis*, Kabinettssängerin.
Wenn ich Ihnen einen solchen Brief im Ernste schriebe, würden Sie ihn in Stücke reißen, verbrennen, seine Asche mit Wasser anrühren und mir bei der nächsten Zusammenkunft mein unverschämtes Gesicht damit bestreichen. Aber so viel Ehrgefühl hatte die Majorität der Württemberger Kammer nicht. Grade wie ich Ihnen hat das Ministerium ihr geschrieben, und sie hat sich das gefallen lassen! →

Frägt mich einer s. III/112/847 f. bis: *in Deutschland.* – S. 847 *Weibern und Kindern* im O: *Frauen und Kindern.*

Kling, kling, kling, kling, kling
Silbe 122 900 – 4000 Gulden. A tempo e molto!

Da die Mautpredigt schon gedruckt ist, brauchen Sie den Zettel nicht abzugeben. Verbrennen Sie ihn. Wenn sich eine Gelegenheit durch Reisende findet, schicken Sie mir ein Exemplar der Mautpredigt. Auch die Mannheimer Bestie. Also der arme Conrad, der *heiß Liebende* ist auch heruntergemacht? Das wird ihm gar das Herz brechen.
Liebe Getreue! lieber Hund! Du bist dumm, wenn Sie meinen, Wagner habe wegen meiner den Schmitt heruntergemacht. Jeder Rezensent tadelt lieber, als daß er lobt, weil das die Leute lieber lesen. Schmitt hätte ihm vorher etwas schenken oder sonst etwas Angenehmes erzeigen sollen. Liebe Getreue! lieber Hund! Du bist ferner dumm, wenn Sie an meinem Briefe einen Arzneigeruch wahr-

genommen. Nicht mein Brief, sondern Ihr Verstand war kurz abgebrochen. Doch wahrhaftig, Sie können recht haben. Da fällt mir ein, daß das Papier in einer Schublade mit meinem gewöhnlichen Pulver liegt. Sie haben eine Spur wie ein treuer Hund.

Ich sehe nicht ein, was Sie hindert, jetzt schon die Zeit Ihrer Abreise zu bestimmen, sei es nun früher oder später. Daß ich mich wenigstens darnach richten könne.

Wegen Rotteck muß freilich sein. Diese Menschen haben ungeheuer geschadet, und man muß sie in der öffentlichen Meinung stürzen. Darüber sind auch alle wahre Patrioten einverstanden.

Ich habe den Vetter nicht ausgehört. Er hat mir von selbst erzählt, Haspelchen wäre verliebt. — — Schicken Sie mir jetzt kein Geld, sondern warten Sie, bis mehr dazu kömmt, und überhaupt nicht eher schicken, bis ich es fordere. — Jetzt ohne Abgebrochenheit und ohne Schwefelgeruch, aber mit tausend Hurras! Adieu.

B.

493.

Nr. 41 *Paris, Sonntag, den 10. März 1833*

Die gerichtliche Untersuchung s. III/113/848–861 bis: *Trelawny!* – S. 849 *Ist aber der Richter* im O: *Ist es aber.* – S. 850 *eines Kerkers bewahrt* im O: *eines Kerkers verwahrt.* – *Jede Monarchie ohne Teilnahme ..... ist nichts als* im O nur: *Eine monarchische Regierung ist.* – *Jetzt hat er* im O: *Er hat.* – S. 854 *unmündig gewordenen Geistes* im O recte: *unmündig gewordenen Greises.* – *schmachten ließ* im O: *schmachten läßt.* – S. 855 *erst kürzlich* im O: *erst ganz kürzlich.* – *wobei mehrere hundert das Leben verloren* im O: *wobei achthundert geblieben sind.* – *Und gewiß könnte* im O: *Und gewiß konnte.* – S. 856 *König von Frankreich/von Frankreich* erst im ED. – *Nicht etwa, als zweifle* im O recte: *Nicht etwa, als zweifelte.* – *wohin man zur ..... gereist* erst im ED. – S. 857 *alle Patrioten*

im O: *die Patrioten.* – S. 860 *übersetzen wollte* im O: *übersetzen sollte.* – *werde keiner aus Langerweile* im O recte: *würde keiner aus Langerweile.*

Mittwoch den 13. März. [– – –].
Es ist jetzt wieder so kalt wie im Winter. Das ist merkwürdig.
Brief. Es ist mir sehr lieb, daß Ihr mit Aarau zufrieden seid. Das ist soviel vernünftiger als der erste Plan, gleich nach Genf zu gehen, daß ich gar nicht begreife, warum ich nicht gleich darauf gekommen bin. Da ist es nach Schweizerart nicht teuer; wir finden gleich Logis und brauchen nicht im Wirtshaus zu wohnen. Dort habe ich Bekannte, die Gegend ist für einen, der von der Schweiz noch nichts gesehen hat, interessant genug. Meine guten Freunde und Freundinnen, die Philister, werden Sie sehr amüsieren. Wir geben Tee mit Wachslichtern, daß der ganze Kanton davon sprechen soll. Sind meine Briefe fertig und die Jahreszeit wird gut, können wir auch nach Zürich, da wir diese Gegend doch auf jeden Fall sehen müssen. Von da weiter, wohin wir wollen und zuletzt nach Genf, wo wir bleiben. Aber bestimmen Sie doch endlich einmal, wann Sie abreisen wollen. Nach Aarau ist ja gar nicht weit. Sie brauchen ja den Weg nicht in einem fort zu machen. In Heidelberg können Sie sich einen Tag aufhalten. Ich meine: gleich nach den jüdischen Ostern sollten Sie fort; da könnten Sie mir auch eine Matze mitbringen.
Vergessen Sie Ihre Kaffeemaschine etc. nicht. In Aarau ist gar kein Laden wie im Palais Royal. Wenn Sie Ihre goldne Teelöffel mitbringen, könnten wir sie für Geld sehen lassen und etwas damit verdienen. Ich werde Ihnen gegen die Zeit meiner Abreise, vorher oder nachher, ein Brief durch O. oder R. schicken. Sorgen Sie also dafür, daß Joseph u. Louis ihn Ihnen gleich zuschicken, und daß sie keinem etwas davon sagen.

Dem Conrad habe ich Ihren Brief gegeben, er hat sich noch nicht darüber geäußert. Sie brauchen nicht angst zu sein, daß er mir fortläuft, davon war eigentlich nie die Rede. Er hat mir nur gesagt, er hätte sich erboten, zu seinem Mädchen zu kommen, wenn ihre Sehnsucht es haben will.

Auf lange Briefe dürfen Sie jetzt nicht mehr gefaßt sein; ich habe so viele hundert Dinge für meine Reise zu tun, und wenn ich auch noch 3 Wochen hier bleibe, reichten die kaum hin. Da wenig mehr zu den Druckbriefen kommen wird, haltet euch brav am Abschreiben. Ich werde mir das Manuskript wahrscheinlich irgendwohin schikken lassen.

Hiller, den ich gestern auf der Straße getroffen, sagte mir: Die Juden hätten darum gegen Schmitt intrigiert, weil er sich gegen Rosenheins Spiel ausgesprochen. Schade, daß sie keine Prügel bekommen; aber geborgt ist nicht geschenkt.

Sind das *polnische* Gulden, von denen wir 100 000 gewinnen? Die nehme ich gar nicht.

Adieu. Vergessen Sie nicht, Ihren Verstand einzupacken. Er wird keine Überfracht kosten. Ihr kleiner Rabener. Adieu liebe Getreue!

B.

494.

Nr. 42 *Paris, Freitag, den 15. März 1833*

Schon zweitausend Süddeutsche s. III/114/861–863 bis: *Unglücke schützt.* – S. 862 *Auswanderungen frohlockten ..... Fürsten müssen* im O recte: *Auswanderungen frohlocken ..... Fürsten müßten.* – *höchsten Grad* im O: *höchsten Punkt.* – S. 863 *Tyrannen noch/noch* erst im ED.

Samstag d. 16. März. Sie werden merken, daß dieser Briefbogen nicht ursprünglich so kurz war, sondern daß

oben ein Stück davon abgeschnitten worden. Es war oben etwas andres geschrieben, und ich wollte den Bogen nicht zugrunde gehen lassen. Jetzt ist er wieder schön kurz, und Sie merken die *Abgebrochenheit* weniger. – [– – –].

Wenn Strauss nichts mehr abzuschreiben hat, bitte ich ihn, doch das Lied von Béranger, das ich bezeichnet, zu kopieren, aber doch das Original mitzubringen. Es ist gut, wenn so wenig Arbeit als möglich zu tun übrigbleibt. – Meine Einfälle über den Wechsel-Protest habe ich ganz vergessen. Was mir nachts im Bette einfällt, vergesse ich immer, wenn ich es nicht gleich aufschreibe. – Der Laube meint: daß man über so *ernste wichtige* Dinge an ein Frauenzimmer schreiben könne. Der Mensch hat keine Idee, daß Sie so ein Genie sind.

Die Frankfurter Adresse schreiben Sie mir nicht eher, bis ich es verlange. – Wegen Ihrer Abreise will ich nicht kippeln, aber *knüppeln* möchte ich Sie, nämlich durchprügeln. Zuerst sprechen Sie von spätestens dem 1. Mai, und jetzt stellen Sie die Möglichkeit auf, daß dieses noch später geschehen könne. [– – –].

Meine Wohnung ist sehr gesund. Mit Ihren Brandmauern! Da sieht man die Kleinstädterin. In Paris sind alle Mauern und Wände wie von Pappendeckel. Mein Bett steht übrigens in einem Alkoven.

Wenn ich mich nicht täusche, werden dem Conrad immer die Augen naß, sooft er durch einen Brief oder durch sonst etwas an seine Herzensangelegenheit erinnert wird. Übrigens ist er dick und fett und trinkt abends sehr oft Tee mit mir. Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen schon gesagt, daß ich diesen Winter fast täglich, entweder nach dem Essen eine große Tasse Kaffee oder abends 10 Uhr Tee trinke, und ich spüre keine nachteilige Folgen davon, wie früher. Das habe ich dem anhaltenden Gebrauche jenes geheimen Heilmittels zu verdanken, das ich jedem Kranken

für 100 Louisdors feilbiete. Der Teufel hole die Ärzte! Jetzt in meinen Jahren, wo die Konstitution nicht mehr gründlich gebessert werden kann, hat das einfache Mittel, nachdem ich durch Krankheiten so sehr geschwächt worden, doch noch viel geholfen; wie sehr würde es nicht schon vor 20 Jahren genützt haben, wo ich schon meine jetzige Übel hatte, nur noch nicht entwickelt. Seit drei Jahren hatte ich fast alle Monate Blutspeien, wenn auch in keinem gefährlichen Grade; aber seit 5 Monaten, daß ich das Mittel gebrauche, gar nicht und befinde mich überhaupt besser. Dabei beobachte ich, außer daß ich keinen Wein trinke, weniger Diät als sonst. Ich lebe wie ein junger Mensch, et cetera. Wäre nach den französischen Gesetzen la recherche de la p. nicht verboten, hätte ich schon schöne Händel diesen Winter gehabt. Zehen Weiber à la Blaye lägen mir auf dem Halse. Jugend hat keine Tugend, wie der Diener, so der Herr.
Es läge mir erstaunlich viel daran, alles abgeschrieben zu haben, was ich seit 3 Winter über Heine geschrieben, und [was] nicht gedruckt worden. Wie aber das machen? Alle Briefe durchlesen u. abschreiben würde zu große Mühe machen. Es bleibt also nichts übrig als sie mitbringen. Wollen Sie das tun? Es liegt mir sehr viel daran. Ich komme bestimmt mit dem Heine früher oder später öffentlich in Streit, und da kann ich es benutzen. In die neue Zeitung, *l'Europe littéraire*, die seit Anfang März erscheint, schreibt er lange Artikel über die deutsche Literatur, wo seine niederträchtige Gesinnung *„greulich"* hervortritt. Wie er mir selbst früher in seiner lächerlichen Eitelkeit, *ein gefährlicher Mensch und Schelm* sein zu wollen, gestanden, will er das Blatt benutzen, seinen Freunden zu schmeicheln und seine Feinde zu verlästern, und so spricht er gegen sein eignes besseres Wissen und urteilt über Literatur und Schriftsteller. Goethe, den er so wenig achtet wie ich, streicht er heraus, um den Ber-

linern den Hof zu machen. Varnhagen von Ense, ein Berliner Legationsrat, der den Kopf einer Ameise hat, nennt er: „un homme qui a dans le cœur des pensées grandes comme le monde." Auf mich wird er wohl noch kommen, doch sagte er im letzten Blatte, wo von Goethes Gegnern die Rede ist, in Bezug auf mich: „un enragé sans-culotte lui présentait la pointe de sa pique." Kurz, es juckt mich, mit ihm anzubinden, und ich muß doch mein Wort halten, denn ich habe ihm in meinen Briefen gedroht: „die Wahrheit wird ihn treffen wie die andern auch, nur tödlicher." Sollte es möglich sein, die alten Berichte über ihn abzuschreiben (doch ich verlange die große Arbeit nicht), müßte immer das Datum drüber stehen. Da in der *Europe littéraire* nicht von Politik gesprochen werden soll, glaubt Heine in der Literatur seine politische Apostasie und Kriecherei gegen die Diplomaten verbergen zu können. Ich muß ihn entlarven. Stellen Sie sich vor, daß er den *Häring* lobt! Kurz, er ist ohne alle Scham.

Merkwürdig ist, was der *Heimberger* einen Haß gegen Heine hat. Es ist ein wahrer Fanatismus. Er will gar nichts Gutes an ihm erkennen. Ob es seine aufrichtige Meinung ist, oder ob er vielleicht in Hamburg einmal etwas mit ihm vorgehabt hat, weiß ich nicht. Der war es auch, der mir gestern das Blatt brachte und mich auf die Stelle, mich betreffend, aufmerksam machte. Über Heine wird diesen Sommer eine Broschüre geschrieben, und gegen Sie, wenn Sie bis zum 20. April nicht in Aarau sind, ein Folioband. Wie schön *breit* mein Brief aussieht. Adieu Ihr Kartoffelklöß. Eingepackt. Paß, Tabak (so viel als möglich) nicht vergessen. Ein Exemplar von der Mautpredigt. Die Malibran ist wieder hier, aber ich besuche sie nicht. Die Taglioni hat mich diesen Winter schon hunderttausend Frank gekostet.

B.

495.

Nr. 43 *Paris, Sonntag, den 17. März 1833*

Swift wollte s. III/115/863 bis: *kälter ist als ich.* – S. 863 *seiner Sinnesänderung* erst im ED. – *Ich hörte einmal ..... nähen* im O: *Wenn einmal Ihr Mann Sie bittet, seinen abgefallenen Rock wieder an den Knopf zu nähen, lachen Sie uns beide zugleich aus.* – nach: *satt bin!* folgt im O: *Bis an den Hals hinauf.* – *da träumte ich von ihr* im O: *da träumte ich von Freiheit.* – *noch kälter* im O: *noch kühler.*

Ich bin schon mit den Vorbereitungen zu meiner Abreise beschäftigt. Das wichtigste Geschäft, die Sorge für chemische Zündhölzer, ist schon beseitigt. Davon muß ich einen ungeheuern Vorrat haben, so viel für tausend und eine Nacht hinreicht, sonst kann ich nicht ruhig schlafen. →

Den Tag meiner Abreise s. III/115/863–867 bis: *geköpft werden.* – S. 864 *brave deutsche Hausfrauen/deutsche* erst im ED. – nach: *Malédiction! und doch ...* folgt im O: *Wahrhaftig, mich dauert der arme Heine, er versteht sein Geschäft nicht.* – *um uns zu gewinnen/um* erst im ED. – *je dahin bringen/je* erst im ED. – S. 865 *meine Erfahrung* im O: *eine Erfahrung.* – *Raupach in Berlin/inBerlin* erst im ED. – *König angeklagt* im O zuerst – ungestrichen –: *König beschuldigt.* – S. 867 *und frohlockend* im O: *und wie frohlockend.* – *sich auf solche Weise* im O: *sich so.* – *zu verteidigen* im O: *zu äußern.*

Mittwoch den 20. März. Ach, was sind die reichen Leute so unglücklich! Geweint habe ich fast vor Ärger, als ich genötigt war, das langweilige Nassauer Zirkular zu studieren, und als ich an die ungeheure Arbeit dachte, eine Vollmacht zu schreiben. Jetzt ist aber alles glücklich überstanden. Ich habe mich für 4 Proz. Oblig. entschlossen. Das finde ich am besten. O. kann sie vor wie nach bewahren. Nehmen Sie das Geld gleich ein oder zur Verfallzeit, machen Sie das, was Sie können und wollen. Lassen Sie [mir] meine Menuche und kommen Sie mir

nicht mehr mit solchen gemeinen Dingen. Lieber behalten Sie das ganze Geld. Vom Notar meine Unterschrift vidimieren, war nicht möglich. Das hält 5 bis 6 Tage auf, muß beim Justizminister, Minister d. auswärtigen Angelegenheiten, Frankfurter Gesandten etc. visiert werden. Ich hatte voriges Jahr eine solche Geschichte. Im Notfall kann meine Unterschrift durch Frankfurter Zeugen bestätigt werden. Uff! Ich habe Brustschmerzen.
Das Wetter ist jetzt auch hier schön. Ich mache mich reisefertig. Doch wird wohl dieser Monat noch darüber hingehen. Wenn Sie mir etwas Nötiges oder Interessantes zu schreiben haben, warten Sie nicht, bis der Brieftag kömmt, sondern schreiben Sie früher.
Adieu. Ich habe heute viel zu tun. Wäre heute nicht Frühlingsanfang, würde ich erschrecklich fluchen über Strauss' *Mai-Eilwagen.*

B.

496.

Nr. 44a *Paris, Freitag, d. 22. März 1833*

Den Wechsel habe ich gestern erhalten und schon einkassiert. Jetzt könnte ich nun gleich Hurra! schreiben und meinen Namen darunter, denn ich weiß gar nichts mehr zu sagen. Wenn es mir bezahlt würde, hätte ich noch viel zu schimpfen über die elenden Deutschen. Aber ist es nicht töricht, sich mit diesem Volk abzugeben, wenn einem es nichts einbringt? Was ist das wieder für eine geniale Niederträchtigkeit mit dem Antrage der Württemberger Stände, daß die armen Leute nicht sollen heiraten dürfen! Ich habe eine Satire im Kopf, und vielleicht führe ich sie in einer kleinen Flugschrift aus, worin ich jenen Vorschlag der Württemberger billige und weiter den Plan mache: daß nichts verloren gehe, sollten die Armen bei den Weibern und Töchtern der Reichen und Adligen schlafen, wodurch die Armut endlich ganz

ausgerottet werden kann. Bei dieser Gelegenheit fällt mir ein, daß ich schon so oft mit *Swift* verglichen worden bin; ja gleich bei meinem ersten schriftstellerischen Auftreten, als das erste Heft der *Wage* erschien, haben mehrere gebildete Leute in Frankfurt, wie Rat Schlosser, Willemer etc. diese Vergleichung angestellt. Wurm in Hamburg hat in seinen beiden Rezensionen darauf angespielt, sagt aber, man täte *mir* unrecht, mich mit Swift zu vergleichen, denn ich wäre viel liebenswürdiger als er. Es ist wirklich komisch, wie dieser Wurm, ohngeachtet er gegen mich loszieht, sich so sehr bemüht, meine Liebenswürdigkeit über die Swifts zu erheben. Es ist wahr, Swift war eine herzlose boshafte Canaille. Worauf ich nun eigentlich kommen wollte: von diesem Swift, meinem *Vorahmer*, habe ich nie etwas gelesen, außer als Knabe eine Übersetzung von Gullivers Reisen. Kürzlich las ich sein Leben von Walter Scott, der von seinen Schriften eine neue Ausgabe veranstaltet. Jetzt hätte ich nun die größte Lust, diese kennenzulernen; ich habe sie mir aber hier nicht verschaffen können. Die Ausgabe von Walter Scott von wenigstens 20 Bänden kömmt zu teuer. Jetzt wollte ich nun Strauss bitten, sich umzusehen, ob er nicht vielleicht eine ältere und wohlfeilere Ausgabe von Swift bei Wimpfen und Goldschmidt findet (original, englisch) und sie für mich zu kaufen und mitzubringen. Ich will bis 2 Karolin daran wenden. Findet er keine Ausgabe von allen seinen Schriften, kann er auch einzelne Werke kaufen. Das dürfen aber nicht die bekanntesten sein, wie *Gulliver, Das Märchen von der Tonne,* an denen mir weniger liegt, sondern die minderbekannten: seine Werke in Versen, *Das Tagebuch an Stella*, besonders ein berühmter satirischer Aufsatz, worin er ganz ernsthaft den Vorschlag macht: *Um den Zustand der Armen zu verbessern, sollen die Reichen ihre Kinder essen.*

Swift war wegen seines sittlichen Lebens ein merkwür-

diger Mensch. Er hatte zwei Freundinnen, eine ältere und frühere, *Stella*, und eine jüngere und spätere, *Vanessa*. Beide liebten ihn leidenschaftlich und wollten ihn heiraten, da er schon 50 Jahre alt war. Eine wußte nichts von der andern, wenigstens nichts Gewisses. Vanessa starb aus Gram, weil sie Swift nicht heiraten wollte; *Stella* quälte ihn jahrelang, sich endlich mit ihr zu verbinden. Nach vieljährigem Umgang gab er dem Wunsche nach, doch unter der Bedingung, daß die Heirat geheim bleiben sollte und sie getrennt in verschiedenen Häusern wohnten. Schon früher, ehe sie verbunden waren, hatte Swift streng darauf gehalten, daß sie sich nie *ohne Zeugen* sprächen, *um allen üblen Gerüchten vorzubeugen*. Die Heirat blieb wirklich geheim bis nach Stellas Tod. In Swifts Verhältnissen war nicht der geringste Grund vorhanden, der das Geheimnis seiner Ehe nötig machte. Die damalige Welt konnte sich diese Bizarrie nicht erklären. Walter Scott gibt folgende Aufschlüsse hierüber. Swift hatte ein *kaltes Temperament* und für jede andere Liebe als die romantische gar keinen Sinn. Um nun diese seine Eigentümlichkeit der Stella nicht merken zu lassen, hatte er vor der Heirat es eingerichtet, sie nie ohne Zeugen zu sehen, und als er der Ehe nicht länger ausweichen konnte, zur Bedingung gemacht, daß die Ehe geheim bleiben sollte und sie nie unter einem Dache wohnen. Dieser Swift, der größte Satiriker aller Zeiten, der sich so furchtbar gemacht, daß er 30 Jahre lang den größten Einfluß auf alle Staatsverhältnisse hatte, weil die Minister bald seine Feder fürchteten, bald gebrauchten — dieser nie besiegte Spötter fürchtete sich vor dem Spotte einer schwachen gutmütigen Frau im Nachtkleide und spielte dreißig Jahre lang eine langweilige, ihm selbst lästige Komödie, um ihm zu entgehen! O Weiber, Weiber, Weiber! Der Teufel ist euer Vater und die Satire euere Mutter! — [— — —].

Ich muß Sie noch einmal daran erinnern, daß ich alles, was ich vorigen und vorvorigen Winter über Heine geschrieben, nötig brauche. Wenn also zu beschwerlich ist, die vielen Briefe durchzulesen und auszuziehen, müssen Sie sie im Original mitbringen. Dazu eignet sich das Pariser Schreibpult recht gut. – [– – –].

Samstag den 23. März 1833. Auch hier ist wieder abscheulich Wetter. Schnee, Regen, kalt, pfui.
Sie haben geglaubt, in dem Wagen mit drei Postpferden säße *ich*, und ich würde gefangen weggeführt. Schämen Sie sich nicht und sagen Sie die Wahrheit. – Lesen Sie das Buch von Spazier. Wenn die Dedikation nicht zu groß ist, können Sie sie abschreiben. – Ich gehe nicht von hier gleich nach der Schweiz, sondern erst nach Straßburg, wo ich etwas zu tun habe und 8 Tage bleibe. – Die 2 erwähnten Gedichte von Béranger bitte ich Strauss abzuschreiben, aber doch das Buch mitzubringen. – Mein Heilmittel hilft der Schnapper nichts. Übrigens steht es ihr für 5000 fl. zu Gebot, wenn sie einen Versuch damit machen will. – Strauss seine Kopien der vorjährigen Briefe habe ich verbrannt. Wenn Sie ihm zweimal wöchentlich Haspelchen versprechen, gibt er sich die Mühe und schreibt alles über Heine ab. Ich sehe aber kein Hindernis, die Briefe im Original mitzubringen. Wie können Sie nur glauben, daß ich mit Leidenschaft gegen Heine verfahren werde? Es ist mir nur darum zu tun, den lächerlichen Plan der Aristokratie (und es ist eine förmliche Verschwörung gegen mich) zu vereiteln. Und das bringe ich zustande. Dazu bin ich ganz der Mann. Die Lacher werden auf meiner Seite sein.
Ich habe heute noch 2 Briefe zu schreiben und habe überhaupt viel zu tun. Eben habe ich wieder die Zunge gegen Ihr Bild herausgestreckt. – Adieu. Bringen Sie mir eine Matze mit. – Ich habe gestern in einem alten Buche ein

Mittel entdeckt, wie ein Herr jedes Frauenzimmer in sich verliebt machen kann. Ganz im Ernste. Ich erzähle Ihnen das ein andermal. Adieu.

B.

497.

Nr. 44b *Paris, Freitag, d. 22. März 1833*

Es liegt mir sehr viel daran, daß die Leute in Frankfurt glauben, ich ginge nach Baden-Baden. Die Gründe kann ich Ihnen schriftlich nicht mitteilen. Ich bitte Sie daher, den Bekannten und Freunden gesprächsweise zu sagen, Sie kämen zu mir nach Baden, wo wir bis Ende Juni blieben und dann nach der Schweiz gingen. Sie müßten aber standhaft dabei bleiben und, ohne Ausnahme, keinem Vertrauten die Wahrheit sagen. Strauss kann ja das gelegentlich einmal, ohne Affektation, in der Handelskammer äußern. Bemerkt jemand gegen euch, es wäre für mich nicht rätlich, nach Baden zu gehen, man könnte mich einstecken, behauptet zuversichtlich: ich kennte hohe Beamte in Karlsruhe, die im Falle einer Gefahr mich warnten.

Wenn die Briefe abgeschrieben, (es kömmt nichts mehr dazu) bitte ich Strauss, sie gleich einzupacken. [— — —]. Dieses Paket lassen Sie einstweilen liegen. Die Adresse an wen und wohin werde ich später angeben. Strauss soll zum äußern Siegel nicht sein Petschaft nehmen, sondern einen anderen Buchstaben, womöglich ein K. Schreiben Sie mir auf diesen Brief keine andere Antwort als: die beiden B sind oder werden besorgt.

B.

498.

Nr. 45 *Paris, Dienstag, d. 26. März 1833*

Was ist mir so mies vor mein Leben — nämlich vor Ihnen! Ich wette, Sie haben noch nicht das Geringste eingepackt,

und ich habe schon 8 Koffer und Kisten fertig, und jetzt habe ich nur noch 6 zu machen. Jetzt ist schon das vierte Mal, daß ich das schöne Paris verlasse, mich aus den Armen der Malibran, der Taglioni, der Madame Beer reiße, um Sie zu sehen, und so wird mir gedankt! Haben Sie sich denn genau erkundigt, ob am 1. Mai gewiß ein Tag-Eilwagen weggeht? Ich meine, das geschähe viel später. Und werden Sie auch dafür sorgen, sich zeitig vorher Plätze zu bestellen? Das Wetter fängt an, sich langsam zu bessern, bis zur nächsten Woche, denke ich, soll es gut sein, und da reise ich ab. Auf diesen Brief antworten Sie mir noch, *später aber nicht mehr.* – Gestern war die polnische Violinspielerin mit ihrem Manne bei mir. Eine artige Frau.

Ich wünschte, daß sich Strauss erkundigte (bei Reinganum, Körner etc.), was ein gewisser *Stellwag* aus Frankfurt für ein Mensch ist? Er hat diesen Winter hier zugebracht und ist gestern wieder nach Frankfurt gereist. Der Kanzleirat Fiedler ist sein Schwager. Er ist hier viel mit Republikanern umgegangen. – Holen Sie mir doch bei Körner einige von den vielen politischen Broschüren, die, wie ich höre, jetzt heimlich zirkulieren. Wenn sie bezahlt werden, kaufen Sie sie. Legen Sie sie dann in das Paket der Briefe, wovon ich in meinem früheren Schreiben gesprochen.

Sie haben recht, daß Sie zögern, nach der Schweiz zu reisen. Wie wird es Ihnen dort ergehen! Arme Madame Wohl! arme Madame Strauss! arme Jeanette! Ich werde mich dort verlieben, der Strauss wird sich dort verlieben. Adieu, Freund, adieu Mann. Der obenerwähnte Stellwag schickte mir gestern vor seiner Abreise ein Empfehlungsschreiben an einen deutschen Pfarrer nach Genf. Dabei schrieb er mir folgendes. „Madame R., mit der er Sie bekannt machen wird, hält ebenfalls eine Pension. Diese ist W.'s Schwägerin; die Frau ist schön, geistvoll, nobel ...

Sollten Sie sich für sie bestimmen, so fürchte ich für das Feuer Ihrer Korrespondenz nach Frankfurt, denn die Frau hat schon kühlere Jungen als Sie sind an ihren Wagen gekettet . . . . Lassen Sie sich doch ja mit Madame G., Fräulein S. und besonders Fräulein E. bekannt machen. Die letzte habe ich schon in Frankfurt kennengelernt, und wenn Sie sich einmal durch die Praxis überzeugen wollen, wie liebenswürdig die Goethische Bequemlichkeit, die Egalité und Noblesse eines weiblichen Charakters sein könne, so kann Ihnen dieselbe als ein wahres Muster gelten. Sie war 10 Jahre am weimarischen Hofe Erzieherin der jetzt verheirateten Prinzessinnen. Die erste gehört zu den geistreichsten Weibern, in die ich je bis über die Ohren verliebt gewesen. . . .“ Was soll ich mit all diesen Weibern machen? Die Hälfte überlasse ich dem Strauss. Da kömmt endlich der Tag der Rache.

Mittwoch d. 27. März. Brief. Sie haben mich erst daran erinnert, was ich ganz vergessen, daß ich Sie voriges Jahr betrogen und nach Baden gereist bin, während ich vorgab, nach der Schweiz zu gehen. Ich gebe Ihnen die heiligste Versicherung, daß ich diesmal nicht daran denke, sondern wirklich nach der Schweiz gehe. In Straßburg habe ich Geschäfte, sonst ging' ich den graden Weg nach Basel. Aber ich wünschte, daß Sie es erzählten, wir kämen in Baden zusammen.

Holz bin ich nicht bestohlen worden. Ich habe es ja unter Verschluß, und der Conrad geht selbst auf den Chantiers, sieht es messen und begleitet es nach Haus. Ich habe etwa für 240 fr. gebraucht.

Auf dem leeren Papier in Ihrem Briefe habe ich eine sehr schöne Landschaft mit einem Galgen gezeichnet und daran euch beide aufgehängt. Erinnern Sie mich daran, daß ich es Ihnen zeige. Seit Claude Lorrain hat man so etwas Schönes nicht gesehen.

In dem Pistolenprozeß ist wirklich allerlei vorgekommen, was Bergeron verdächtig macht, und ich hätte selbst manchmal denken mögen, er wäre schuldig. Aber wir können uns doch irren. Die Polizei hat die Sache so eingerichtet, daß sie leicht den Verdacht lenken konnte, wie sie wollte. Eine sehr schöne Karikatur ist über den Prozeß erschienen. Ein Theater wird vorgestellt, Dubois und Persil treten als Komödianten am Ende des Stückes hervor und sagen: Messieurs, l'àuteur de la pièce, que nous avons eu l'honneur de jouer devant vous, désire garder l'anonyme. Louis-Philippe sitzt im Souffleur-Kasten etc.

Vergessen Sie meinen Paß nicht. Also künftigen Donnerstag, wenn das Wetter gut ist, reise ich ab. Wahrscheinlich über Metz, wo ich einen Tag bleibe. Ich habe jetzt gar nichts mehr zu schreiben, erlaube Ihnen aber, die leere Stelle des Briefes auch mit einem Galgen auszufüllen und mich daran zu hängen. – Vergessen Sie nicht, mir Tabak mitzubringen. Wenn Ihnen an gutem Kaffee gelegen ist, rate ich Ihnen, welchen nach Aarau mitzubringen; dort ist er teuer und schlecht.

Das wäre doch merkwürdig, wenn ich wirklich der erste Deutsche gewesen wäre, der in Jean Paul den Dichter des Liberalismus erkannt, wie Spazier meint! Das ist ja seine eigenste Natur. Adieu. Hurra! und jetzt den Galgen hingemalt. Nein, was sind wir alle drei so langweilig! In Aarau gibt man uns gewiß das Bürgerrecht.

B.

499.

Nr. 46 *Paris, Samstag, den 30. März 1833*

Ach! was ist mir so mies vor uns, besonders vor Ihnen. Was werden das heute wieder für langweilige Briefe werden, besonders Ihrer! Sie hatten aber recht, wie Sie neulich sagten: im Frühlinge haben wir beide keinen Ver-

stand, besonders Sie. Seit vielen Jahren habe ich bemerkt, daß Sie jedes Jahr vom Anfange März bis Ende Februar dumm sind. Das Wetter ist jetzt gut, und ich wäre schon abgereist, aber mir graut vor dem langweiligen Wege. Ja, wenn ich am Ende der Reise gleich zu Ihnen käme, das wäre etwas anderes; aber so noch wenigstens 4 Wochen warten, da verliert man alle Geduld. Da es mir nicht bezahlt wird, mag ich auch kein vernünftiges Wort mehr schreiben. Die deutschen Fürsten haben jetzt gute Zeiten; es scheint wirklich, sie wissen, daß meine zwei Bände voll sind. Sie machen es gar zu toll. Denken Sie sich, vorgestern habe ich zum ersten Male Eis gegessen, seit ich hier bin. Ist das nicht merkwürdig? Gestern abend bin ich damit fortgefahren, und so werde ich, solange ich noch hier bin, mir die Langeweile vertreiben. Künftigen Mittwoch, den 3. April, oder den Donnerstag reise ich ab. Wenn ich Donnerstag abreise, schreibe ich den gewöhnlichen Mittwoch-Brief den folgenden Tag. Ich glaube, dieser Sommer wird merkwürdig werden, sowohl für Frankreich als für Deutschland, und Gott und der Teufel werden ein Doppel-Gewitter miteinander spielen; aber, da es mir nicht bezahlt wird, will ich nichts weiter davon sagen. Jetzt warte ich auf Ihren dummen Brief ... Da ist er! Ich ärgere mich, daß er nicht so langweilig ist, wie ich erwartet, sondern das Gegenteil. Ich bin neidisch. Verlassen Sie sich auf mein heiligstes Versprechen, daß ich nicht nach Baden gehe, was Sie auch darüber hören mögen. Daß Sie früher kommen möchten als erst im Mai, dieser mein Wunsch ist doch erklärlich genug. Ich verliere, wenn Sie nicht bei mir sind, so viele Zeit, in der ich meine Briefe fertig machen könnte. Zwar könnte und werde ich mir sie schicken lassen, aber ich fürchte, wenn Sie nicht da sind, habe ich keine Geduld zu arbeiten. Sonst habe ich *keinen Grund weiter*, auf Ihre Abreise zu dringen. Mehrere Rheinbayern, die hierdurch nach Ame-

rika auswanderten, gesetzte Männer, haben mich zwar ganz ernsthaft versichert, die patriotische Partei in Deutschland, *besonders in Frankfurt,* werde bald etwas unternehmen, und sie wären froh, daß sie aus dem Lande wären. Aber ich glaube kein Wort davon und mag Ihnen das dumme Zeug, was sie mir gesagt, gar nicht alle angeben. Glaubte ich es, wäre ich freilich ganz in Verzweiflung, daß ich gar keine sichere Gelegenheit, Sie zu warnen, finden kann, da man solche Dinge keinem Briefe anvertraut. Im Falle so etwas zu erwarten, wäre freilich gut, schnell aus dem Lande zu sein. –[– – –].

Ich glaube daran, daß die deutsche Konstitutionen aufgehoben werden; dann würden aber gleichzeitig die kleinen Staaten (auch Frankfurt) von österreichischen und preußischen Truppen besetzt werden.

In meinem ersten Winter hier war Heine ja nicht in Paris, da kann ich also nicht über ihn geschrieben haben. Bloß in meinen vorjährigen Briefen ist von ihm die Rede. Verlassen Sie sich übrigens auf mich, ich werde schon wissen, was ich mit Heine zu tun habe. Ich muß ihm nicht Zeit lassen, mich anzugreifen, sondern muß ihn angreifen, da er im Verteidigungskriege sehr schwach ist, und also der Vorteil auf meiner Seite ist. Übrigens ist nur meine Absicht, die Liberalen vor Heine zu warnen. Wenn sie einmal wissen, was er für ein Schuft ist, und ihm nicht mehr trauen, lasse ich ihn gehen und schreiben, was er will.

Das Mittel, sich geliebt zu machen, teile ich auch nur gegen 100 Karolin mit. Wer das Gesundheits- und das Liebesmittel zusammennimmt, bekömmt sie für 150 Karolin und spart dadurch 50.

Also noch einmal, unter den jetzigen Umständen werde ich mich wohl hüten, nur einen Fuß in Deutschland hineinzusetzen. Sie können ganz ruhig sein. Wenn Sie nach Straßburg kämen, daß wir zusammen nach Basel

reisen könnten (auf franz. Seite), das wäre mir am allerliebsten. Also jetzt schreiben Sie mir nicht mehr, bis ich Ihnen sage, wohin. Hier ist alles still, wie das Meer vor dem Sturm. Ich meine, die Zeit sei im Kochen, und ich sehe schon die Bläschen. Andere sind anderer Meinung. Wir werden sehen.

Gestern hat mich ein Künstler, dem ich den Galgen gezeigt habe, den ich neulich gemalt, gebeten, ihn im Louvre auszustellen. Seit Poussin wäre so etwas noch nicht gemacht worden. Ich überlege, ob ich's tun soll. — Meine Briefe sollen Sie außer dem Haus tun, bis Sie abreisen. Adieu. Hurra!

B.

500.

Nr. 47 *Paris, Mittwoch, den 3. April 1833*

Was ist mir so mies vor Ihnen, meine liebe Madame Strauss. Alles ist bereit, und ich könnte jede Stunde abreisen; aber seit einigen Tagen ist wieder Regenwetter, und daran sind Sie schuld. Denn wenn Sie nicht wären, brauchte ich Paris nicht zu verlassen, und wenn das nicht wäre, würde ich auf das Wetter merken? [— — —]. Ihr heutiger Brief hat mich sehr amüsiert, aber Ihr Mann wird alle Tage dümmer. Sie sind aber auch nicht klug, daß Sie mir interessante Briefe schreiben; es wird Ihnen ja nicht bezahlt! Ich habe die schönsten Sachen im Kopfe, aber weil es mir nichts einbringt, schreibe ich sie nicht.

Ich bin recht erschrocken, wie ich neulich in der Postzeitung las, daß Michel Beer in München am Nervenfieber gestorben. Er hat mich zwar wenig interessiert, es ist aber doch ein harter Schlag für seine Mutter, die wirklich eine gute Frau ist und deren Liebling der Michel war.

Noch einmal, seien Sie ruhig, ich gehe weder nach Baden noch auf die Kehler Brücke, und wenn Ihnen Leute viel-

leicht erzählen, ich hätte nach Karlsruhe geschrieben, ich käme bald dahin, darf Sie das nicht irre machen. Ich werde Ihnen das alle später erklären.
Die Behandlung des Behr im Gefängnis ist fürchterlich. Er und sein Mitgefangener sind beide krank, und im Gefängnis ist nicht einmal eine Einrichtung für solche Fälle. Dem Behr wird das Tabakrauchen versagt, woran er, wie die meisten deutschen Gelehrten, sosehr gewöhnt ist. Das allein kann einen so wahnsinnig machen, weil gerade das Tabakrauchen für Leute, die daran gewöhnt sind, das einzige Mittel gegen See[len]leiden ist. Sollte man nicht den Deutschen ins Gesicht spucken, daß sie sich das gefallen lassen? Der Behr hat nichts weiter getan, als daß er, mit Schönlein und einigen andern, in Würzburg einen liberalen Klub gebildet, worin man sich freimütig ausgesprochen. Dieses wurde nach München berichtet, nicht durch die bayrische, sondern durch Metternichs Polizei, die in Würzburg, wie überall, Spione hat. — [— — —].
Das Wetter wird gut, und wenn es sich hält, reise ich morgen ab. Es sind noch hundert Kleinigkeiten anzuordnen, und Conrad stört mich jede Minute durch Fragen und Packen. Sie müssen vorliebnehmen mit diesem kurzen Brief. Wenn ich abreise, schreibe ich gleich am 2. Tage vom Wege aus.
Noch ein Mittel habe ich erfahren, jemanden in sich verliebt zu machen. Das will ich Ihnen mitteilen zur Entschädigung für die Kürze des Briefes. Man muß der Person, der man gefallen will, den kleinen Finger der linken Hand drücken. Dieser kleine Finger steht mit dem Herzen in genauer Verbindung. Adieu. Hurra. Herr Strauss et uxor, es ist mir mies vor euch.

B.

501.

Nr. 48 *Epernay, Freitag, den 5. April 1833*
Abends 1/2 10 Uhr

Madame Strauss, mir ist sehr mies vor Ihnen. Hurra! Adieu.

B.

P. S.

Gestern nachmittag um 3 Uhr reiste ich von Paris ab, und um 6 stak ich schon wieder in meinen Pantoffeln in Meaux, wo ich übernachtete. In Paris regnete es seit 8 Tagen unaufhörlich bei warmem Wetter. Ich wollte schönes Wetter abwarten; aber da regte sich mein Stolz; auf den 4ten war meine Abreise schon seit 4 Wochen bestimmt; sollte ich jetzt zum ersten Male dem Wetter nachgeben, das sich immer nach mir richten mußte? Nein. Reisefertig war ich schon seit 8 Tagen. Um 2 Uhr forderte ich meine Rechnungen, ließ die Pferde kommen, um 3 saß ich im Wagen. Mit Gewalt erreicht man alles. Ich war noch keine zehen Schritte vom Hause, da trat die Sonne hervor. An der Barriere wurde ich von dem herrlichsten Regenbogen erwartet, unter dem ich durchzog, und so hatte ich das schönste wärmste Reisewetter bis jetzt. Wäre der Himmel nicht etwas bedeckt gewesen, hätte ich es zu warm gefunden. Aber die Wege sind schlecht, und es geht langsamer als sonst. Morgen abend bleibe ich in Verdun und übermorgen mittag komme ich nach Metz. Dort bleibe ich vielleicht ein paar Tage, und so werde ich vielleicht länger als 8 Tage Ihre Briefe entbehren müssen. Das ist nicht zu ändern, vielleicht schärft das meinen Verstand. In Straßburg hoffe ich dagegen viele Briefe von Ihnen zu finden. Es müssen wenigstens 6 sein. Für jeden weniger wird Ihnen eine härtere Strafe aufgelegt. Finde ich nur 5 Briefe, gehe ich nach Baden; bei 4 nach Karlsruhe; bei 3 nach Stuttgart; bei 2 nach

München; bei 1 nach Berlin. Finde ich gar keine, reise ich nach Wien, gehe gleich ins Theater und schreie zwischen den Akten: „Wiener! erhebt euch! befreit euch vom Tyrannenjoche! Es lebe die Preßfreiheit!“ Also darnach richten Sie sich.

Ich habe Reisebilder zu schreiben angefangen. Das erste handelt vom *Abtritt* im Gasthaus zu Meaux *à la Sirène*. Das ist höchst merkwürdig und hat mir zu sehr interessanten architektonischen und historischen Untersuchungen Anlaß gegeben. Es ist ganz *schräge* und so, daß man fast stehen muß beim Gebrauche. Das Zimmer ist von Marmor. Das Hôtel scheint vor der Revolution einem reichen Edelmanne angehört zu haben. Der Baustil ist aus den Zeiten der Regentschaft. Der Sitz des Abtritts ist so geneigt, daß das Papier herunterfällt und ich genötigt war, es im Munde zu behalten. Warum diese sonderbare Einrichtung? Meinem historischen und medizinischen Scharfblick entging die Ursache nicht lange. Der Eigentümer, der das Hôtel bauen ließ, hatte wahrscheinlich eine Fistel, so daß er nicht sitzen konnte. Ich habe in meinem Taschenbuche dieses merkwürdige Gebäude abgezeichnet.

Schreiben Sie mir oft, und auch merkwürdige deutsche Nachrichten, da ich, bis ich nach Straßburg komme, 8 Tage lang keine deutsche Zeitungen gelesen haben werde.

Diesen Brief lege ich morgen in Châlons auf die Post.

Von Metz aus schreibe ich Ihnen wieder.

Gute Nacht, meine Herrschaften.

B.

Verdun, Samstag, d. 6. April. Abends ½ 11

Wo ich heute durchkam, den Brief auf die Post zu legen, hieß es, sie ginge erst den andern Tag, so daß ich den Brief hierher brachte, wo man mir sagte, ich sollte ihn

morgen auf die Post legen. Wenn er nur Dienstag zur gewohnten Zeit ankömmt. Das wird euch sehr überraschen, statt von Paris von Metz einen Brief zu erhalten. Himmlisch Wetter hatte ich heute. Ich fuhr bis 9 Uhr. Eine Luft wie im Juni, und die Nachtigallen hätten geschlagen, wären sie nicht alle beim Präfekten von Bar-le-Duc eingeladen gewesen, der heute abend ein großes Konzert gibt, weil sein ältester Sohn Balnitzwe geworden ist.
Übrigens, liebe Getreue, ist mir mies vor euch. Hurra!

B.

502.

Nr. 49 *Phalsbourg, Montag, d. 8. April 1833*

Ich bin diesen Abend hier angekommen und möchte Ihnen gern wieder sagen, es ist mir mies vor Ihnen; aber es wäre mein Ernst, und darum sage ich es nicht. Seit einigen Wochen spiele ich darauf an, aber Sie verstehen keine halben Worte, und deutlicher kann ich nicht schreiben. Sie sollen sich eilen, von Frankfurt wegzukommen. Zwar von allem dem dummen Zeug, das mir seit einiger Zeit und erst in diesen Tagen wieder zu Ohren kam: von einer Bewegung, die in Deutschland und in Ihrer Nähe (Gott weiß, von wem und in welcher Absicht?) geschehen soll und sehr bald – glaube ich kein Wort. Aber wenn das auch nicht wäre, was verlieren Sie dabei, wenn Sie zu meiner Beruhigung 14 Tage früher abreisten und zu mir nach Straßburg kämen? Es können doch nur ganz miserable Rücksichten sein [. . .], die Sie in Frankfurt zurückhalten. Übrigens kann ich Ihnen über diesen Gegenstand nichts mehr schreiben, und Sie in Ihrer Antwort sollen auch nichts davon erwähnen. Wenigstens den Verstand werden Sie haben, mit *keinem Menschen* irgendein Wort über diese Sache zu sprechen.

Ich lege diesen Brief morgen in Straßburg auf die Post, und ich werde dort schwerlich Zeit haben, einige Worte hinzuzusetzen. Adieu.

B.

Straßburg, Dienstag 9. April

Ich komme eben hier an, lese flüchtig Ihren Brief, den ich hier gefunden, und das *Frankfurter Journal*. Ich beziehe mich auf Obiges. Das kann sich wiederholen.
Ich hatte himmlisch Wetter. Ich logiere à la Ville de Paris. Ihre Briefe schicken Sie Postrestant.

B.

503.

Nr. 50 *Straßburg, Freitag, d. 12. April 1833*

Ich habe heute Ihren zweiten Straßburger Brief erhalten. Aber kein Wort sprechen Sie von kommen. Wie glücklich würde es mich machen, wenn Sie gleich herkämen! Ich bin trostlos, wenn ich denke, daß das noch 3 Wochen dauert. Ich hätte so viel mit Ihnen zu besprechen. Das waren merkwürdige Geschichten in Frankfurt! Die Verschwörung war aber verraten, nicht aus Bosheit, sondern durch Schwatzhaftigkeit. Die Verschworenen wußten, daß sie verraten waren, und muß[ten] darum vor der Zeit losbrechen. Gärth, Bunsen, Körner sind in Frankreich. Körner ist im Arm verwundet. Ich habe ihn gesprochen. Bunsen und Gärth (ersterer hat einige Wunden) halten sich hier versteckt, weil der Präfekt Ordre hat, sie auszuweisen. Der Hauptanführer *, den man in Frankfurt nicht kennt, (die Zeitung sagt: er habe mit einem nordländischen Akzent kommandiert) war gestern bei mir. Der wird noch einmal eine große Rolle spielen. Ein geborner

* Der polnische Major Michalowski, s. Stern, IV, 326.

Held. Seine Unerschrockenheit war bewunderungswürdig. Nachdem alles schon besiegt war, zog er mit 5 Mann von der Hauptwache nach der Konstablerwache und hielt das ganze ihn verfolgende Militär im Zaum. Man hatte viele Einverständnisse in Mainz, und während die Mainzer Garnison nach Frankfurt, Wiesbaden und Darmstadt gelockt werden sollte, wollten sich die Bürger der Festung bemächtigen. Rotteck und andere Volkshäupter wußten darum, und eine von ihnen unterschriebene Proklamation war schon im Drucken. Ich habe einen jungen Menschen namens Engelhard aus Rheinbayern gesprochen. Der war mit seinen Eltern und Geschwistern auf dem Wege nach Nordamerika. In Metz erfuhr er von dem Frankfurter Plane, entwich seinen Eltern heimlich und focht in Frankfurt mit. Es gelang ihm, sich mit Körner hierher zu retten. Der Bundestag wird wohl jetzt Frankfurt verlassen, oder die Stadt wird von österreichischen und preußischen Truppen besetzt werden. Schreiben Sie mir, was Wichtiges in der Sache vorgeht, und kommen Sie bald. Adieu B.

Ich bin gar nicht zum Schreiben aufgelegt. Kommen Sie hierher. Ich fordere kein Opfer von Ihnen, sehe aber gar nicht ein, was Sie so viel aufzuopfern haben, wenn Sie einige Wochen früher reisen.

504.

Nr. 51 *Straßburg, Samstag, den 13. April 1833.*

Liebes Bärbelchen!

Sie werden bemerkt haben, daß ich zu meinen letzten Briefen grobes Papier genommen habe. Ich war verstimmt über die Welt und Sie, und da wollte ich, daß auch das Papier mit meiner Gemütsstimmung harmoniere. Jetzt aber, da Sie mir heute die frohe Nachricht

mitgeteilt, daß Sie bald kommen, bin ich wieder seelenvergnügt, und ich nehme feines Papier zu meiner Antwort.
Ich muß Sie aufmerksam machen, daß das Einführen von versiegelten Briefen in Frankreich verboten ist. Ich wäre vorigen Herbst an der Douane in St. Louis fast in Strafe darüber verfallen. Es gab mir ein Professor in Basel ein versiegeltes Paket Bücher nach Paris mit, und bei der Douane war darüber groß Spektakel. Ich war noch gröber als die Douane, und da ging's. – Da Sie mir zu Gefallen früher reisen, wäre ich ganz untröstlich, wenn Sie durch eine Nachtfahrt sich auch nur einen Schnupfen zuzögen. Reisen Sie doch nicht mit dem Postwagen, sondern mit einem Hauderer. Da jetzt Messe ist, sind ja hundert Gelegenheiten täglich in Frankfurt zu haben. Natürlich erwarte ich Sie in Straßburg. Was ich ferner tue, weiß ich wahrlich selbst noch nicht. Man warnt mich, in dieser Zeit nicht nach Baden zu gehen, und das hat mich ängstlich gemacht. Ich hatte schon von Paris an Buchhändler Marx nach Karlsruhe geschrieben, ich würde ihm einige Kisten zuschicken, die er bis zu meiner Ankunft aufbewahren solle. Er hat mir auch geantwortet, daß er mir das gern besorgen wolle. Jetzt habe ich aber nach Paris geschrieben, man solle die Kisten, wenn sie noch nicht abgegangen, zurückbehalten.
Mit dem Nassauer Gelde, Rindskopf etc. machen Sie, was Sie wollen, und reden Sie mir nicht mehr von solchen Lumpereien, ich habe jetzt wichtigere Dinge im Kopf. – In der Schweiz, fürchte ich, gibt es diesen Sommer Bürgerkrieg. In Frankreich steht alles auf der Spitze. Der wechselseitige Haß der Regierung und Parteien war seit 40 Jahren dort nicht so leidenschaftlich als jetzt. – Bunsen, Berckelman und Gärth, deren Steckbriefe ich heute in der Zeitung gelesen, sind in Sicherheit, halten sich aber hier versteckt, und ich habe sie nicht sprechen können.

Bringen Sie mir einen Topf mit Sauerkraut, ein dito mit Haspelchen und 1/2 Schock Kartoffelklöß mit. Kömmt Ihr Mann auch? Ich sehe gar nicht ein, wozu das nötig ist. Adieu. Hurra. Ich höre, Herr v. Quaita wäre *in der Kutsche* den Rebellen entgegengezogen, ist das wahr? Adieu Hurra! Es lebe die Preßfreiheit! Ich höre, Jone Jeschaie soll den Rebellenhaufen gegen die Konstablerwache angeführt haben und dabei verwundet worden sein. Ist das wahr? Das hätte ich nicht von diesem Manne erwartet. Er kam mir immer so ordentlich vor. Hat die Geschichte auf der Börse Einfluß gehabt? Ihr

B.

505.

Nr. 52 *Straßburg, Dienstag, den 16. April 1833*

Wie freue ich mich, aus Ihrem heutigen Briefe zu ersehen, daß Sie bald kommen. Wenn Sie nur gutes Wetter haben! Hier ist es schlecht. Vielleicht bringen Sie mir das große Los mit, da morgen die 6te Klasse gezogen wird. Auf keinen Fall vergessen Sie den Lotteriezettel mitzubringen, da wir diesmal sicher gewinnen. Auch müssen Sie hinterlassen, daß wir nach *Baden* gehen, damit man uns den Gewinn nachschicke. Wenn Strauss Zeit genug hat, die Sache mit dem Nassauer Gelde in Ordnung zu bringen, soll er für die Nassauer Obligat. österreichisch Papier kaufen. Den kleinen deutschen Staaten gebe ich kein Kredit mehr St. kann diese Angelegenheit dem B. Rindskopf zu besorgen und die Papiere d. Ochs in Verwahrung geben oder sie mitbringen, wie er will. Die verfallene Zinsen d. Nassauer Geldes werden wohl berechnet werden.

In Deutschland ist jetzt nach Talleyrands Ausdruck le commencement de la fin eingetreten. Der Jone Jeschaie ist ein verfluchter Kerl. Stille Wasser sind tief. Heute steht in der hiesigen Zeitung: „Paris 13 avril. Un journal

de Paris avait fait entendre qu'un littérateur distingué de l'Allemagne, qui n'était autre que Mr. Boerne, se trouvait depuis quelque temps en Alsace, d'où il dirigeait le mouvement de Francfort. Mais une chose positive, c'est, que Mr. Boerne n'a pas quitté un instant la capitale." So schreibt man Geschichte! Adieu.

Ihr B.

506.

Nr. 1 *Bern, den 1. Sept. 1833*
Sonntag

üerer urbreuwtepuir Prrür!

Teuere Freundin! Wie geht's? Wie geht's? O wüßte ich das nur schon. Sie haben die Sonne mitgenommen. Seit Sie fort sind, ist kaltes rauhes Herbstwetter. Bald nach Ihrer Abreise kam Iruts zu mir, der aus dem Fremden-Blättchen meine Anwesenheit erfahren. Heute morgen war er wieder da. Abends besuchte mich Stapfer. Retour hat sich keine [Gelegenheit] gefunden, außer eine von 4 Pferden bis nach Genf. [— — —]. Als ich gestern gegen einen Kutscher, der sagte: nach Lausanne wären 17 Stunden, behauptete, es wären nur 15, und so stünde es ja im Buch — antwortete er mit zornrotem Gesichte (historisch): „Ja der Ebel und die andern verfluchten Bücher haben alles Unheil und alle Revolutionen gemacht und die ganze Welt toll gemacht."

Man riet mir, ich solle nur ja suchen, zur Weinlese am Genfersee, besonders in Vevey zu sein, da wäre es herrlich. Rousseau habe im ersten Briefe der Héloïse die Gegend von Vevey sehr schön und treu beschrieben. Lesen Sie das und schreiben Sie mir darüber.

Gestern kamen 2 russische Damen in vierspännigem Wagen, voraus ein vierspänniger Fourgon und hinten ein 2spänniger Wagen, worin 3 Knaben saßen, die goldgestickte griechische Mützen trugen. Sie reisen nach Genf und Italien. Sie können sich denken, wie ich sie gesegnet habe, die mit dem Blute der Polen und dem Schweiße ihrer Leibeignen ihre Zechen bezahlen.

Iruts lieh mir 2 Bände vom hiesigen Professor Kortüm (einem Deutschen und Demagogen von 1815), ein historisches Werk. Wie freute ich mich damit, denn ich hatte Langeweile. Es enthält die schönsten Geschichten der

Welt: die engl. Revolution, die nordamerikanische, der Abfall der Niederlande; der Mann hat Geist und Gelehrsamkeit — — und ich konnte keine drei Seiten im Buche lesen. So abscheulich ist der Stil. Ich keuchte, als wäre ich den großen Scheidegg hinaufgestiegen. Wahrhaftig, ich mußte das Buch weglegen und die Gazette de France lesen. Wenn die Franzosen nur absolutistische Bücher und Zeitungen schrieben und die deutschen Professoren nur liberale: ich würde lieber ein guter Royalist werden als für die Freiheit mich zu Tod langweilen.
Lieber Strauss, Sie habe ich auf dieser Reise sehr lieb bekommen, und wenn Sie bis zum 1sten Mai nicht wieder mit mir zusammentreffen, sind Sie der undankbarste Mensch von der Welt.

Montag den 2. Sept. Guten Morgen, mein liebes Herz. Wie geht's? Um 9 Uhr reise ich ab nach Lausanne, wo ich morgen abend ankomme. [— — —]. Ich habe noch 3 Retourpferde nach Lausanne gefunden, muß aber doch 60 fr. dafür bezahlen; also nur 21 gespart. Adieu, liebe Freunde. Bald mehr B.

507.

Nr. 2

Payerne od. Peterlingen, Montag, den 2. Sept. 1833

9 Stunden von Bern und ebensoweit von Lausanne, wo ich übernachte. Um 1/2 10 Uhr habe ich Bern verlassen, und schon um 4 Uhr kehrte ich hier ein. Das nennen sie eine Tagereise! Heute war strenges Winterwetter. Ich mußte Überrock, Mantel, Pelzschuh anziehen wie im Dezember. Alle Berge lagen voll frischem Schnee. Vormittag regnete es heftig. Von Mittag aber wurde es besser. Ich kam durch die kleine Stadt Avenches, wo zu der Römerzeit eine Stadt von 60000 Einw. namens Aventicum stand. Die alte Stadtmauer, die schon eine

Viertelstunde von dem jetzigen Ort anfängt, steht noch. Auch noch ein Turm und andere Überbleibsel. Das hätte Strauss sehr interessiert. Ich hatte aber nicht Zeit, das alle zu sehen.
Diesen Morgen in Bern erhielt ich noch einen Brief von dem Hrn. Wartmann in St. Gallen, dem ich wegen meiner Briefe geschrieben. Da er als Oberst-Lieutenant im Felde ist, bekam er mein Schreiben so spät. Er bittet mich, wegen der Sache mit ihm eine Zusammenkunft in Schwyz zu halten. Jetzt ist das natürlich nicht mehr nötig. – Drei herrliche Pferde und einen guten muntern Kutscher habe ich. Sie hätten Ihre Freude daran. Die Gegend, durch die ich kam, ist herrlich. Nicht groß und erhaben, wie die, aus der ich komme, aber sanft italienisch, meiner wie Ihrer Gemütsstimmung angemessener. Es war mir oft, als wäre ich in Italien, woran mich besonders das Schellengeläute meiner Pferde mahnte. Hier ist schon alles französischer, feiner. – Zwei neue Seen habe ich heute gesehen, den von Neuchâtel und den von Murten. – Gestern abend war noch der Professor Snell lange bei mir. – Merkwürdig, wie höflich und aufmerksam der Wirt im Falken gegen mich war. Der fürchtet gewiß, ich ließ' von ihm drucken.

Dienstag den 3. Sept. Lausanne. Schon um 2 Uhr nachmittags kam ich hier an, dies wollte ich euch vor Abgang der Post noch kurz melden. Ich wäre ganz heiter, wenn ich nur Ihren Brief schon hätte und wüßte, wie es Ihnen geht. Eher habe ich auch keine Ruhe zum umständlichen Schreiben. Vielleicht bekomme ich ihn morgen schon. Auf jeden Fall bleibe ich in Lausanne, bis Ihr Brief kömmt. Also von jetzt an schreiben Sie mir nach Genf. Adieu.

B.

508.

Nr. 3 *Lausanne, Mittwoch, den 4. Sept. 1833*

Ihren Brief aus Basel habe ich heute morgen um 8 Uhr schon erhalten. Was ich glücklich war! Er hat mir den Dorn aus dem Herzen gezogen. Sie haben in Basel gut gegessen, das ist mir genug. Sie haben nicht wie andere Menschen den Körper außen und die Seele innen, sondern umgekehrt, und wenn Sie essen können, stärkt das Ihre Seele. Nur, teuere Freundin, keine Vorwürfe machen, weder sich noch andern. Die größte aller Sünden ist die Reue, darum ist sie auch so schmerzlich. Reue ist Sünde, weil sie den Wahn voraussetzt, als wären wir frei, und wir stehen doch unter Gottes Herrschaft und seiner Regentschaft, die [der] Natur. Nur der Wille ist frei, die Tat ist notwendig. Nur der böse Vorsatz ist Sünde. Und hatte einer von uns den Vorsatz, den andern zu betrüben? Nur eine Buße käme Ihnen zu, und die werden Sie gern übernehmen: daß Sie den guten Strauss hochhalten, nicht bloß lieben. Den bewundere ich, oder ich beneide ihn. Denn freilich ist seine starke Natur mehr sein Glück als sein Verdienst; aber Glück ist auch Verdienst. Denken Sie, welche Nachsicht er mit uns gehabt, wieviel er durch meine körperliche und Ihre geistige Schwäche auf dieser Reise verloren. Wieviel gehört für einen mutigen und gesunden Mann wie er, sich in Kränklichkeit und Ängstlichkeit hineinzufühlen. Und das vermochte er doch. Darum verdient er, daß Sie ihn zum zweiten Male heiraten.

Mit meinen Briefen wird es wieder eine kleine Verwirrung gegeben haben. [— — —]. — Auf der Reise hierher war ich sehr poetisch, ja humoristisch gestimmt — neuer Schmerz gibt neue Jugend — aber heute nach Ihrem beruhigenden Brief ist alles verflogen und vergessen. Eine Dummheit, die Ihnen Freude machen wird. Der Weg von

Bern hierher hat mich entzückt. Sanfte Hügel, junge Wälder. Da sah ich, was die Dichter so oft einen Teppich genannt, und die weiße Landstraße kam mir wie ein Streifen Leinwand vor, über den Teppich gelegt, ihn nicht zu beschmutzen. Die kleine häusliche Natur ist für uns Alte besser als die große. Hohe Berge und Gletscher, das ist gut für die Jugend, ihren Übermut zu dämpfen, oder für Eisenfresser wie Strauss. Unser Herz verträgt so etwas nicht, und diese sanftere Landschaft hätte Sie gewiß heiterer gestimmt. Ehe man nach Lausanne kömmt, muß man 2 Stunden lang über das Jorat-Gebirg, an dessen südlichem Fuß die Stadt liegt. Oben erblickt man den See und die Reihe der Savoyer-Gebirge, die mit frisch gefallenem Schnee bedeckt war. Das machte mehr Eindruck auf mich als die erhabenen Gebirge des Oberlandes. Und Savoyen — es gehört eigentlich zu Italien. Das Wetter war gestern rauh, heute Nacht regnete es, heute ist es warm, und die Sonne kömmt eben hervor. Nahe bei meinem Gasthofe ist eine Terrasse, von der man eine herrliche Aussicht hat. Rechts nach Genf, der See sich wie ein Meer in die Ferne verlierend, links nach Vevey, enger zwischen dunkle hohe Berge eingeschlossen. Alles heimelt mich hier sehr an, und bis jetzt kam mir noch nicht in den Sinn, nach Paris zu gehen. Lausanne wäre schon kein Aufenthalt für mich, man muß beständig auf- und absteigen, das würde mich anstrengen. In Genf fürchte ich mich vor der Bise. Jetzt bleibt mir übrig, Vevey oder andere Orte am See kennenzulernen, die gesellige Annehmlichkeit mit einer gesunden Lage verbinden. Finde ich einen solchen Ort, gehe ich gewiß nicht nach Paris. Dann miete ich mir eine bequeme schöne Wohnung, mit Platz für uns alle, und kommt Ihr dann nicht zu mir, heirate ich, um den leeren Raum auszufüllen. Wenn ich nicht nach Paris gehe, weiß ich gar nicht, was ich mit all meinem Gelde machen soll. Das

Werk: *der Genfersee* (in 3 Teilen) beschäftigt mich immer mehr und mehr. Die Form ist mir schon ganz klar. In 1 1/2 Jahren mache ich es fertig.
Ich war heute morgen bei Monnard; der ist aber mit seiner Familie nach einem Bade gereist. Nur seinetwegen gedachte ich heute noch hier zu bleiben. Jetzt aber werde ich, sobald dieser Brief auf die Post gegeben (gegen Mittag) nach Genf reisen. Von hier hat man Extra-Post, so daß ich, wenn ich nicht mehr zeitig nach Genf kommen kann, in einem frühern Orte (etwa Nyon) übernachte. In Genf logiere ich im Écu de Genève. Schreiben Sie mir aber Postrestant. – [– – –].
Das ist herrlich, daß Sie noch einige Zeit von Frankfurt wegbleiben. Unterdessen können Sie sich erholen und [es kann] sich noch alles aufs Schönste beschwichtigen. Ich wollte, Sie blieben noch von Frankfurt weg, bis es sich entschieden, ob ich nach Paris gehe. Und wenn ich hier bleibe und eine schöne Einrichtung gefunden, vielleicht kommen Sie noch zu mir. Noch anfangs Oktober wäre Zeit, sich dazu zu entschließen. Aber darin hat der Strauss recht: in Paris wären Sie gewiß nicht vergnügt.
Ich kann es nicht erwarten, bis ich Ihr Portrait wieder aufgehängt. Gestern saß Thun neben mir auf dem Sofa. Ich fragte ihn: wie gefällt dir unsere Jeanette? Er war klug und antwortete nicht, sondern lächelte bloß.
Ich habe nichts daran verloren, daß ich keine Empfehlung für den jungen Bonstetten habe (den meinten Sie ja wohl, da der alte tot ist). In Bern sagte man mir, er sei ein arger Aristokrat. Da sein Vater ein geistreicher Mann war, ist er auch wahrscheinlich ein Dummkopf.
Adieu, lieber Admiral Napier! Ich wüßte keinen in der Weltgeschichte, mit dem Sie mehr Ähnlichkeit hätten. Wie jeder Seeheld fürchten Sie sich auf kleinem Wasser.
Adieu Freund Strauss. Wenn Sie künftige Weihnachten bei mir sind, lasse ich Ihnen die Jungfrau, den Mönch

und Eiger von Zuckerguß machen und lege die schönsten Bücher ihnen in die Bäuche. Adieu. Adieu. Zehentausend Grüße an die Wolff, die Fanny und ihre Männer. O was habe ich Brustschmerzen! O was hätte ich mit Süschen und Fanny alle zu sprechen; nicht 4 Wochen reichten hin.
Lieben wir uns. Das ist die Hauptsache.

B.

Jetzt werden die Pferde bestellt und abgereist.

Herrn
Salomon Strauss D. G.
in
Frankfurt

509.

Nr. 4 *Genf, Freitag, den 6. Sept. 1833*

Gestern vormittag bin ich glücklich hier angekommen. Ich mußte von einem Gasthofe in den andern fahren, sie waren alle besetzt. Das schlechte Wetter hat die Fremden, die nach Chamonix wollen, hier zusammengehäuft. Ich fand endlich im Hôtel du Nord Unterkommen, das wenig besucht zu sein scheint, obzwar sonst ordentlich ist. Da muß ich fürs Logis täglich 5 fr. bezahlen und für das Mittagessen, weil keine Table d'hôte ist, 5 fr. Ich fürchte, meine Erwartungen von Wohlfeilheit werden Träume gewesen sein. Ein deutscher Pfarrer, an den ich von Stellwag empfohlen war, ist zwar sehr artig und dienstfertig gegen mich; was ich aber eigentlich bin, das scheint ihm gänzlich unbekannt zu sein; wenigstens hat er noch durch kein Wort verraten, daß er etwas von mir wisse. Er sagte mir, alle Welt ging' in Pensionen. Der Preis wäre von 100 bis 500 fr. monatlich. Unter einem

Monate werde keiner angenommen, auch die Tage der Abwesenheit nicht in Abzug gebracht. Nun weiß ich nicht recht, was ich machen soll; denn auf einen ganzen Monat mag ich mich nicht engagieren, da ich auf keine Weise so lange hier bleibe. Der Pfarrer ging mit mir umher, Logis suchen, die hier selten sind. Für 2 Zimmer monatlich, aber auf deutsche Art ganz gemein und spärlich eingerichtet, wurden 90 fr. gefordert. Für diesen Preis bekömmt man es in Paris schöner. Zwei andere Zimmer für 60 fr. monatlich mochte ich gar nicht sehen, weil sie im dritten Stocke sind.

Die Post geht Mittag um 12 schon ab. Da ich nun Vormittag Besuch erwarte, muß ich diesen Brief plötzlich schließen, wenn er kömmt. Dieses zur Nachricht und einstweilen Hurra. Auch übrigens kann ich mir heute nicht viel Zeit zum Schreiben nehmen, da ich eilen muß, mich auf irgendeine Art einzurichten, denn hier im Gasthofe würde ich mich ruinieren — auch ennuyieren — ich hatte nicht nötig gehabt, das Wort auszustreichen.

Das Wetter ist schlecht. Als ich gestern herkam, da herrschte der böse Bisewind. Das ist ein Teufel von einem Wind. Er verfolgt einen die Treppe hinauf und verläßt einen nicht eher, bis man ihm die Türe vor der Nase zuschlägt. Ob ich zwar viel auf der Straße war, habe ich doch nicht gespürt, daß dieser Wind die Brust anstrenge; aber den Hut muß man festhalten. Doch möchte ich deswegen den Winter hier nicht zubringen. — Ich habe eben auf die Post geschickt, ob ich zwar wußte, daß noch kein Brief von Ihnen da sein kann. — Die vorige Nacht schlief ich in Nyon. Der Weg hierher ist herrlich. So schöne Landhäuser habe ich noch nicht gesehen. Der See stürmte fürchterlich, es war ganz wie der Anblick des Meers. Von der Landstraße aus und im Gefühle der Sicherheit war das sehr interessant. Vorige Woche war der Sturm so arg, daß das Dampfschiff 2 Tage lang nicht von Genf

abfahren konnte. – In Vevey soll es wohlfeiler sein als hier. Wenn das Wetter gut wird, werde ich auf ein paar Tage hingehen, es kennenzulernen.
Ich weiß wirklich in dem Augenblicke noch gar nicht, was ich für diesen Winter unternehme. Für Paris habe ich gar keine überwiegende Lust. Täuschen kann ich mich nicht mehr. Außer [in] einem Glücksfalle werden Sie nie Geld genug für Paris haben, und ich selbst nur durch Arbeiten und Verdienen. Die Reise hin und her kostet mich 1000 fr. Wie bald ist der Winter vorüber. – Wenn ich in Vevey bleibe, reiche ich mit 400 fr. monatlich gewiß aus, und dafür brauche ich nichts zu verdienen.
In die Lese-Gesellschaft bin ich eingeführt, die ist sehr schön. Außer genanntem Pfarrer habe ich keine Bekannte. Ein junger Mensch, der mich in Aarau besuchte (Sie haben ihn gesehen), gab mir die Adresse eines Bankiers, auf dessen Comptoir er käme. Aber er muß den Namen falsch geschrieben haben, denn niemand kennt hier einen solchen. Auf diesen jungen Mensch zählte ich, daß er mir allerlei Auskünfte geben werde, und jetzt kann ich ihn nicht finden. Ich habe noch ein Empfehlungsschreiben an einen hiesigen Professor; aber der (wie überhaupt alle Welt) wohnt jetzt auf dem Lande.
Adieu. Wie schmachte ich nach Ihrem Briefe!

B.

510.

Nr. 5 *Genf, Sonntag, den 8. Sept. 1833*

Teuere Freundin, was helfen alle die vernünftigen Vorsätze, die wir beide immer fassen, sooft wir uns trennen, nicht ängstlich zu sein, wenn erwartete Briefe nicht eintreffen? Es kann keiner sein Herz bemeistern. Vergebens rufe ich alles zu meiner Beruhigung herbei, daß ich außer Ihrem Briefe aus Basel noch keinen von Ihnen bekom-

men. Wie ich auch rechne, gibt es mir keinen Trost. Sie dachten Dienstag mittag in Heidelberg zu sein und mir von dort zu schreiben. Und hätten Sie erst Mittwoch, ja Donnerstag erst geschrieben, müßte er schon angekommen sein, denn länger als 3–4 Tage kann doch unmöglich ein Brief von Heidelberg hierher gehen. Der gute Gott wird alles zum besten wenden. Ich habe Ihnen, außer dem heutigen, 4 Briefe geschrieben, den 1. von Bern, den 2. und 3. von Lausanne und den 4. von Genf: Alle nach Frankfurt. Die Post kömmt hier Vormittag zwischen 10 und 11 an. Dieser heutige Brief geht zwar morgen erst ab; sollte ich aber morgen noch einen Brief von Ihnen bekommen, kann ich Ihnen das doch nicht mehr schreiben, weil die Posten nach und von Deutschland zu gleicher Zeit abgehen und ankommen. Ich wohne außer der Stadt und darf also gar nicht säumen. Doch werde ich dem Conrad sagen: er soll, wenn er morgen meinen Brief auf die Post bringt, erst sehen, ob er keinen bekömmt, und im bejahenden Falle mit Bleistift auf der Rückseite des Briefs (wo er versiegelt ist) einen Buchstaben zeichnen. Dieses bedeutet, daß ich Ihren Brief erhalten, und es wird Sie freuen, mich beruhigt zu wissen. (Wenn es nur Conrad nicht vergißt!)

Ich habe mich in eine Pension auf 14 Tage begeben. Es ist ein Landhaus in einem Park wenige Schritte vor der Stadt auf der Straße nach Lyon. Es ist teuer, aber im Gasthofe hätte es mich ebensoviel gekostet, und Privatlogis konnte ich keins bekommen. Für mich und den Conrad muß ich für den halben Monat 180 fr. bezahlen. Es ist freilich eine der besten Pensionen. Ich werde Ihnen über die Einrichtung und die Gäste des Hauses Näheres schreiben, sobald Ihr Brief eintrifft und ich wieder Gemütsruhe finde. Übrigens schreiben Sie mir immerfort Postrestant. Das Haus, worin ich wohne, heißt *aux grottes*. Wenn vielleicht Samuel auf seiner Reise nach Lyon bis

zum 21. Sept. hierher kömmt, soll er mich besuchen. Später bin ich wahrscheinlich in Vevey.
Wenn mir Strauss nicht schon früher Geld geschickt hat, soll er mir von Gontard et fils Pariser Wechsel geben, die mir hier Hentch [?] et Comp. abnehmen wollen.

Montag den 9. Sept. Gott gebe, daß heute ein Brief komme! Betrüben Sie sich aber nicht zu sehr über meine Unruhe, sobald ein Brief kömmt, ist alles verschmerzt, und noch das Gute bleibt übrig, daß ich eine neue Erfahrung von Hindernissen oder Zufälligkeit gemacht, die man nicht berechnen konnte, und das wird mir künftig in ähnlichem Falle zum Troste dienen. Ohne meine Briefsorge wäre ich heiter genug. Es ist eine ganz angenehme Gesellschaft im Hause, die mich nicht zu sehr ennuyiert. Mehr fordere ich nicht. – Das Wetter ist schlecht, regnerisch, doch mild. Adieu, meine lieben Freunde. B.

Wenn ich heute einen Brief bekomme, schreibe ich Ihnen morgen gleich wieder, daß Sie meine Freude erfahren und sich über meine Klagen beruhigen.

511.

Nr. 6 *Genf, Mittwoch, den 11. Sept. 1833*

Wie selig bin ich heute! Wer ist nur der glücklichste Mensch! Ich tauschte nicht mit ihm. Endlich habe ich einen Brief bekommen, den Nr. 3 von Heidelberg. Nr. 2 von eben daher habe ich nicht erhalten. Ihren ersten Brief von Basel erhielt ich heute vor 8 Tage. Also seit 8 Tagen keine Nachrichten von Ihnen. Ich habe keine Worte für meinen Schmerz, ich will keine suchen. Das soll vergessen sein. Wie ein zum Tode Verurteilter wankte ich umher, der nicht weiß, an welchem Tage er hingerichtet wird.

Ich dachte, Sie wären krank. Es war so schönes warmes Wetter – alles lachte, die Natur, die Menschen – und ich allein war unglücklich, und ich fragte Gott, warum er mich so strafte. Meinen Hund beneidete ich. Weinen konnte ich nicht, und das Herz wollte mir springen. Ein Glück, daß ich körperlich gesund war, wohler als diesen ganzen Sommer; mit meinem Befinden, wie es vor einigen Wochen war, hätte ich dieses Leid nicht ertragen. Als heute Ihr Brief kam, da weinte ich vor Freude, da weinte ich auch den alten Schmerz aus, und wie wohl ist mir jetzt! Ich sollte Ihnen das alle nicht sagen, allein es ist doch besser, daß Sie es wissen. Wir können nicht getrennt leben, wir sind beide zu reizbarer Phantasie, und sie wird uns quälen bei jedem Anlasse. Warum haben Sie aber den 2ten Brief nach Lausanne geschickt, da ich ausdrücklich bestimmt, Sie sollten ihn nach Genf schicken? Daher kam alles. Zwar hatte ich vorsorglich in Lausanne meine Briefe hierher bestellt, ob ich zwar keinen erwartete. Vielleicht ist er verloren gegangen, vielleicht in Freiburg, wo, wie mir schon einige erzählt, die es selbst erfahren, alle Briefe an die deutschen Patrioten in der Schweiz geöffnet werden. [– – –]. Diese meine Briefangst – und die doch ohne Ursache war – soll uns aber beiden zur Lehre dienen. *Acht* Tage lang hatte ich keine Nachricht von Ihnen, dieser Fall war nie vorgekommen, und doch hatte es weiter keine unglückliche Veranlassung. Wir wollen beide in ähnlichem Falle nicht gleich die Besinnung verlieren, sondern die Entwicklung abwarten. Nun, Gott sei Dank, jetzt ist alles wieder gut. Ich bin gesund und froh. Seien Sie es auch. Es wird sich alles noch zu unserer Zufriedenheit auflösen.

Wegen Wechsel habe ich Strauss schon geschrieben. An Paris denke ich bis jetzt noch gar nicht. Was ist hierin Ihr Wunsch? Was halten Sie fürs Beste? Wenn ich aber Ihren Rat wünsche, so will das nicht sagen, daß ich ihn

befolgen werde. Ich werde doch nur meiner Neigung folgen. Aber bis jetzt habe ich noch keine.
Auf 14 Tage bin ich in der Pension engagiert, die endet den 19. Sept. Dann, wenn das Wetter gut ist, fahre ich im Dampfschiff nach Vevey. Ich werde sehen, wie es mir gefällt. Bis jetzt dachte ich noch immer, den Winter dort zuzubringen. Das wird sich finden. Auf jeden Fall bleibe ich noch 4 Wochen in der Schweiz. Wie es mir hier gefällt? Das kann ich Ihnen bis jetzt noch gar nicht sagen. So soll es *meinen Nesommen* zumute sein, wie mir bis jetzt war, und heute bin ich ganz berauscht vor Freude, und ich habe keine Fassung, einen ruhigen Brief zu schreiben. – Den Wechsel soll mir Strauss in franz. Gelde schreiben.
Außer der Stadt war ich noch gar nicht. Der Charakter der Pension, in der ich bin, gleicht nicht dem in Interlaken. Dort machen die Eigentümer die Wirte, hier macht die Dame die feine Pariserin, präsidiert bei Tische und gibt sich das Ansehen, als hätte sie Gäste. Es sind meistens Engländer, Herren und Damen, dann ein junger Graf Platen aus Hannover und ein junger Livländer, der meine Schriften kennt und hochhält. Ich habe Ihnen schon geschrieben, wie teuer es ist. Um 4 Uhr wird gegessen. Abends Tee. Da ist's wie in einer Pariser Gesellschaft, nur nicht so angenehm. Zum gemeinschaftlichen Frühstück komme ich nicht. Unter den Engländern ist auch ein jüdisches Ehepaar, mit solchen Judengesichtern, als man je in der *Altschul* und in der *Weiberschul* gesehen. Beim ersten halben Blick erkannte ich sie dafür. Es lag mir auf der Zunge, Goddelkumm zu sagen. Ob sie mich wohl auch erkannt. Der Jud hat einen Wagen mit hochadligem Wappen (wahrscheinlich alt gekauft), den er aber gewiß vorsätzlich angeschafft, um für einen Gentleman zu gelten. Es geht äußerst fein bei uns her, es ist um die Schwerenot zu kriegen. So ist die feine

Welt; keiner zeigt sich da mit seinem Charakter, und das ist sehr langweilig. Die Wirtin lächelt in einem fort und spricht in Gegenwart von Leuten auch nicht ein einziges Wort mit ihrem Manne. Dieser hat eine Schulanstalt, ist ein geborner Deutscher und hat das greulichste Magistergesicht, das mir je vorgekommen. Die Frau ist die Tochter des verstorbenen deutschen Pfaffens hier. Sie affektiert aber, gar kein Deutsch zu verstehen. — Rousseau brauchen Sie meinetwegen nicht zu lesen. Ich lese ihn jetzt selbst.

Donnerstag den 12. Sept. Wie glücklich fühlte ich mich beim heutigen Erwachen, da ich wußte, daß ich den Schmerz der Erwartung und den getäuschter Erwartung eines Briefes heute nicht durchzuleiden hätte. Wie hat mich diese Woche belehrt! Geld, Schriftstellerei, Politik, Ruhm, Paris, selbst Gesundheit, wie verlor das alle seinen Wert in meinem Herzen, nur Ihrer blieb. Es sei vorüber. Aber merkwürdig ist es doch, daß ich von dem Tage, da wir uns trennten, gleich gesunder wurde. Ich bin jetzt wohler, als ich diesen ganzen Sommer gewesen. Und Sie waren ja, wie Sie sagten, den verflossenen Winter auch ganz wohl. Wir sind Reizmittel für einander, wir können uns nicht vertragen. Das Wasser halbjähriger Trennung in den Wein halbjährigen Beisammenseins, diese Mischung ist uns am gesundesten. Der Strauss, der mich weniger angreift und den ich besser vertragen kann, fehlt mir eigentlich mehr als Sie. Wie gern ließ' ich ihn jeden Abend zehen Neunziger machen, könnte ich nur wieder Pikett mit ihm spielen. Denken Sie nun jetzt an nichts als wieder fest und ruhigen Gemüts zu werden. Es wird sich alles noch zum besten wenden, ich vertraue auf Gott. Jetzt, da ich freien Herzens bin, fängt die Politik an, mich wieder zu interessieren. Es scheint kriegerisch auszusehen. Frankfurt wird förmlich mediatisiert und,

wie Mainz, auf immer mit Bundestruppen besetzt. Es gibt mir die schönste Hoffnung, daß die 3 Monarchen wieder Kongreß halten. Da kommen zum Vorteil der Welt wieder die größten Dummheiten an den Tag.
Ihnen druckwürdige Sachen von meiner Reise zu schreiben, dazu fehlt es mir bisher an Stoff und Ruhe. Vielleicht macht sich das noch. Ich lege es Ihnen, Ihrer Ängstlichkeit vorzubeugen, noch einmal ans Herz: daß ein Brief von Genf nach Frankfurt 5 Tage braucht, [– – –].
Von deutscher Literatur ist hier durchaus nichts bekannt. Also kennt man auch meine Schriften nicht. Wenn nicht Deutsche hier von mir erzählt, wäre ich gänzlich unbekannt geblieben.
Was bin ich mit dem Schwamm geprellt, den ich in Bern gekauft habe. Er ist so hart, daß ich ihn kaum brauchen kann. Ich wollte, unsere Herzen wären wie dieser Schwamm, das wäre besser für uns beide. Nun adieu. Und froh sein! Das Wetter ist herrlich und warm wie im Juli. Wenn ich mittags im Speisezimmer esse, sehe ich von meinem Platze durch das offne Fenster gerade dem Montblanc ins Gesicht, bis jetzt war er aber noch immer bedeckt. Adieu Hurra! Ich gehe in die Stadt und bin ganz glücklich, daß ich heute keinen Brief zu erwarten habe.

Euer B.

512.

Nr. 7 *Genf, Samstag, den 14. Sept. 1833*

Geliebter Buckel! Ich werde Sie nun einmal nicht los, solange ich lebe, und jetzt, da er mich nicht mehr schmerzt, ist alles wieder gut. Aber daß ich hier und mein Buckel an einem andern Orte ist, wie merkwürdig! Das muß freilich anders werden. Wenn ich nur Ihren Verdruß schon vorüber wüßte, den Ihnen mein Brief ge-

macht haben mußte, worin ich über das achttägige Ausbleiben des Ihrigen jammerte. Das war eine schmerzliche Zeit, und Sie haben die Nachwehen. Nun, das geht auch vorüber. [– — –]. Ihren heutigen Brief haben Sie schon morgens 8 Uhr, vor dem Waschen oder vor dem Frühstück geschrieben. Als Zeichen Ihrer Freundschaft würde mir das Freude machen; aber wahrscheinlich schrieben Sie so früh, weil Sie erwarteten, durch Besuche gestört zu werden, und das betrübt mich. Ich schwöre es Ihnen, teuere Freundin, daß ich zwar nicht vergnügt, weil [ich] mich ennuyiere, aber durchaus nicht verstimmt bin und gesünder, als ich diesen ganzen Sommer war. Voriges Jahr ging es mir ebenso, den ganzen Sommer war ich unwohl und vom September an wohl, und ich blieb es den ganzen Winter durch. Wenn ich nur erst erfahre, daß Sie ruhig sind und sich von Ihrer gereizten Nervenstimmung erholt haben, dann fehlt mir zu meiner Zufriedenheit nur das eine noch: mit Ihnen zusammen zu sein — und das wird die Zukunft auch noch in Erfüllung bringen. Strauss hat doch darin nicht ganz recht, wenn er sagt, das hinge ja nur von euch ab, zu mir zu kommen. Im Winter kann man doch nicht reisen, also auf 6 Monate wäre die Trennung immer gezwungen. Ich glaube selbst, daß die Schweiz ungesund ist, besonders für Reisende, die sich abmüden, in 4 Wochen alles zu sehen. Aber Genf halte ich für sehr gesund. Selbst die Bise soll nur für solche, die im hohen Grade brustkrank entzündlicher Art sind, schädlich sein, und das ist doch mein Fall nicht. Vevey und die Umgegend soll aber gegen alle Winde auch im Winter geschützt [sein] und eine herrliche gesunde Lage haben. Eine Stunde von Vevey (in Montreux) wachsen Mandeln und Loorbeeren im Freien. In Genf blieb' ich nun auf keine Weise. Ich glaube, ich würde mich ennuyieren. Es ist sehr viel hohe und feine Bildung unter den Leuten, aber

mir zu hoch und zu fein. Die Franzosen sind mir lieber, die nicht besser drucken, als sie sprechen; hier aber sprechen die Gebildeten wie gedruckt. Übrigens kenne ich Leute dieser hohen Gattung nicht, und ich werde mich auch hüten, sie aufzusuchen. Meine Pension ennuyiert mich. Ich soll fein sein! Ich Strick soll mich durch eine Nähnadel ziehen lassen, ich Galgenstrick! So fein sind die Leute hier im Hause, daß keiner von ihnen merkt, wie ich mich im Stillen über alles lustig mache. Lauter Engländer, die mir das Ohr zerreißen, und ich glaube, mein Gehör hat sich gebessert, seit ich unter ihnen bin. Die Kerls fressen Cayennepfeffer, daß ich den Husten bekomme vom Zusehen, und Kartoffel wie die Schweine. Wir sind unserer 5 Deutsche, und bei Tische wird nur Englisch und Französisch gesprochen, kein Wort Deutsch. Mit einer deutschen Dame, eine Verwandtin der Wirtin, eine geschiedene Ehefrau, gebürtig von Gotha, verheiratet gewesen in Basel, fing ich gestern an, Deutsch zu reden, und das Oos antwortet mir französisch. Und eine Basler Aristokratin, welche zwischen jedem Gerichte die Handschuh anzieht. An Gestalt und Manieren gleicht sie sehr der Mariane Saaling. Hätte sie nur deutsch geantwortet, hätte ich sie vielleicht geheiratet, weil sie eine geschiedene Ehefrau ist, aber jetzt wird nichts daraus. Ich denke wieder an die Hiller. Sehen Sie doch, daß Sie ihre Pariser Adresse erfahren, damit ich keine Zeit verliere, denn ich muß sie geheiratet haben, ehe meine Kasse leer ist. Strauss irrt sich doch vielleicht, wenn er meint, ich würde außer Paris keine Geduld haben. Engagieren will ich mich zu nichts; es kann aber doch sein, daß ich den Winter in Vevey bleibe. Wenigstens versuche ich es. Bleibe ich doch nahe der französischen Grenze, und sollte ich später die Geduld verlieren, kann ich bei meiner bequemen Art, kurze Tagereisen zu machen, auch noch im tiefsten Winter nach Paris gehen. Etwa den

21sten gehe ich nach Vevey, wenn nämlich unterdessen ein Wechsel kömmt. [— — —].
Gestern besuchte ich den Hrn. Rumpff, Frankfurter Gesandter in Paris, der eine Stunde von hier auf dem Wege nach Lausanne ein herrliches Landgut hat. So sollten wir eins haben. Er hat einen jungen deutschen Violinspieler, *Ernst*, aus Paris mitgebracht, der ein großer, aber für Paris zu bescheidner Künstler sein soll, so daß er sich dort nicht geltend zu machen wußte. Rumpff hat mich auf Mittwoch abend eingeladen, zu Musik, die er gibt.
Mit dem Manne in St. Gallen werde ich suchen in Verbindung zu bleiben. Sobald ich mich irgendwo ansässig gemacht, werde ich ihm schreiben. Man kann nicht wissen, ob nicht vielleicht etwas dabei herauskömmt, z. B. von Paris aus ein ästhetisch-politisch Journal zu schreiben und es in der Schweiz drucken zu lassen.
Gestern sah ich den Montblanc zum erstenmal wolkenleer. Achtzehen Stunden von hier entfernt und doch weit erhabener erscheinend als die Jungfrau. Und was war das Erhabenste, was zu dieser Zeit Strauss in der Handelskammer gesehen? Höchstens Moses Herz und der, soviel ich weiß, noch keine graue Haare hat und also gar nichts von einem Gletscher.

Sonntag den 15. Sept. Guten Morgen, liebe Seele! Ob dieser Brief heute abgeht, weiß ich nicht. Jedenfalls lege ich ihn auf die Post. Strauss soll nicht vernachlässigen, mir gleich einen Wechsel zu schicken, wenn er auch weiß, daß es mir an Geld nicht fehlen kann. Ich kann ja nicht eher fort, bis er da ist, weder nach Vevey noch sonstwohin. Noch einmal darauf zurückzukommen: Uns in Paris niederzulassen wäre freilich das Angenehmste, aber ich fürchte, es wird nicht gehen, auch mit aller Ergebung, sich Einschränkungen gefallen zu lassen. Es ist leicht, sinnliche Entbehrungen zu ertragen, aber geistige

schwer. Und diese geistigen Genüsse sind in Paris teuer. Darum, weil ich das weiß, daß ohne besondern Glücksfall ein dauernder Aufenthalt in Paris für uns untunlich sein wird, habe ich auch keine große Lust, jetzt dorthin zu gehen, und wenn Vevey nur erträglich ist, könnte ich mich leicht dort für den Winter fesseln lassen. Doch engagiere ich mich zu nichts, der Strauss soll mich nicht auslachen, wenn ich meinen Vorsatz nicht durchführe. Bleibe ich in Vevey, spare ich bis zum Mai 3000 fr. und brauche nichts zu arbeiten, was ich in Paris müßte. Gingen Sie aber diesen Herbst noch nach Paris, dann würde ich mich freilich nicht besinnen, auch hinzugehen. Ich halte einen Krieg gar nicht für unmöglich. Versprechen Sie mir nur, daß, wenn Sie das kommen sehen, Sie augenblicklich nach Paris reisen, denn getrennt könnten wir uns dann nicht einmal schreiben, weil der Postenlauf gehindert wäre. Der Krieg würde sich gleich anfänglich nach der Schweiz ziehen. – In Nr. 1 oder 2 meiner Briefe habe ich einige Worte in Chiffer, bloß zur Übung für Strauss geschrieben. Er soll sie mir auflösen, daß ich sehe, ob er es trifft.
Es ist ein recht gutes französisches Theater hier, die große Opern und Vaudevilles geben. Vor einigen Tagen sah ich die Gazza ladra. Ein Platz im ersten Range kostet 2 fr. 16 sous. Für 20 fr. abonniert man sich auf 16 Vorstellungen und kann seinen Platz nehmen, wo man will. Das ist wohlfeil, und wenn Sie in Genf lebten, würde Ihnen das Vergnügen machen. Ich gebe mir Mühe, die Preise der verschiedenen Dinge hier zu erfahren, aber da ich zu wenige Bekannte habe und die Leute in meiner Pension interessiert dabei sind, daß ich nicht erfahre, wie wohlfeil man hier leben kann, konnte ich noch wenige Notizen einziehen. Ich war bei einem Bekannten auf einem kleinen Landhause, das er diesen Sommer mit seiner Familie bewohnt. Es ist möbliert, hat 4 sehr

große Zimmer und was man sonst braucht, dafür zahlt er 30 Karolin; hätte aber das Recht, das ganze Jahr darin zu wohnen. Er sagte mir, seine Stadtwohnung koste ihm etwas mehr. Also würde eine schöne Wohnung für uns jährlich höchstens auf 400 fl. kommen (unmöbliert). In Vevey natürlich wohlfeiler. Gefrornes kostet nur 10 sous. Es ist freilich nur halb soviel als in Paris, und man bekommt es in einer Untertasse. Der Violinspieler Baillot aus Paris gibt nächste Woche ein Konzert. Entrée 3 fr. Auch Field, Klavierspieler aus London, ist hier und gibt Konzert.

Auf keinen Fall kann ich nach Paris, ehe ich weiß, daß der Wechsel von 50 fl. bezahlt ist. Wenn nur nichts dazwischen kömmt! Die 3 Narren in Schwedt * können mich viel Geld kosten. – [– – –].

Nun, teuere Freundin, bitte ich Sie, machen Sie nur, daß Sie ruhig an Geist und stark an Körper werden, daß Sie reisen können, sobald es nottut. Und wenn ein Krieg ausbrechen soll, wird es nottun, daß Sie Frankfurt verlassen und an einem sichern Orte mit mir zusammenkommen. Ich selbst rüste mich zum Kriege und suche mein Herz und meinen Magen soviel als möglich zu stärken. Wenn nicht jetzt, gibt es künftigen Frühling sicher Krieg und Revolution in Deutschland. Wenn Ihr früher oder später Frankfurt verlaßt, soll Strauss sein und mein Geld mitnehmen. Die Coupons kann er ja auf ein Jahr abschneiden und sie in Frankfurt zurücklassen.

Wenn ich nur einmal Ihre Unruhe wegen meine gehabten Briefangst vorüber weiß, dann habe ich gar nicht mehr zu klagen und werde vergnügt sein. So geht es uns

* Am 5. September 1833 kamen Zar Nikolaus und Friedrich Wilhelm III. in Schwedt zu mehrtätigen Gesprächen zusammen. In Münchengraetz folgten vom 10.–19. September Besprechungen zwischen Nikolaus und Kaiser Franz.

aber immer nach jeder Trennung. Unsere Empfindung, wie junges Wasser, muß sich Bahn brechen, Berg herunter und durch Felsen, bis sie ruhig fortfließt; ruhig bis zum Frühling, dann kömmt sie wieder in Strudel und schäumt. Glück ohne Ruh, Liebe bist du!
Freund Strauss, wenn meine Logenrede gedruckt wird, schicken Sie mir doch eine durch Gelegenheit. (Wenn ich am Genfersee bleibe, durch Samuel.) Wenn ich mich nur nicht blamiere! Als ich diese schrieb, hatte ich noch keinen Buckel und war noch sehr dumm. Ich, mit 400 Polen und 100 Deutschen, wir haben den Plan, nächstens nach Frankfurt zu marschieren, um die Gefangenen zu befreien und den Bundestag wegzujagen. Aber es fehlt uns an Geld. Sammeln Sie doch in der Harmonie zu diesem Zwecke. Wenn Sie es Eduard Ellisen sagen, wird er sich dafür interessieren. Lassen Sie auch in der Handelskammer eine Subskriptionsliste zirkulieren. Adieu Gletscherfresser! Adieu, lieber Buckel. Grüße an Schmitts, Ochs, Ihre Schwester etc.

B.

513.

Nr. 8 *Genf, Montag, den 16. Sept. 1833*

Geliebter Buckel und teuerer Gletscherfresser! Euern Brief vom Donnerstag dem 12. erhielt ich heute, also am 5ten Tage. Das scheint die Regel, und wenn er länger geht, liegt die Ursache darin, daß die Post von Basel nach Bern oder von Bern nach Lausanne nicht täglich geht. Ihr Verdruß, den Sie über meinen Briefjammer gehabt haben werden, ist nun heute vorüber, denn heute bekommen Sie den Brief, der Ihnen meinen Empfang des Ihrigen anzeigt. Zanken Sie nicht, daß ich mir ohne Not Sorge gemacht. Es war doch ein außerordentlicher unerhörter Fall, acht Tage ohne Brief zu sein! Wie wäre Ihnen dabei zumute gewesen? Über Ihren heutigen Brief, wor-

in Sie mir die Möglichkeit aussprechen, vielleicht noch diesen Winter nach Paris zu kommen, habe ich vor Freude geweint. Denn schon ehe Ihr Brief kam, den ganzen Morgen, ging ich im Zimmer auf und ab und überlegte, was wir zusammen für Toren sind und[wie] wir uns ohne Not durch getrenntes Leben quälten, da doch unser beider Vermögen zusammengerechnet ganz hinreicht, in Paris selbst ohne Entbehrungen zu leben. Nur vernünftige Ökonomie brauchte es. Ich habe alles aufs Genaueste berechnet. Und in diesem Falle heißt bei mir genau, daß ich die Ausgaben immer aufs Höchste, die Einnahmen immer aufs Geringste anschlage. Bis Ende künftigen Junis, also vom 1. Okt. an auf neun Monate, habe ich monatlich 700 fr. zu verzehren, also das, was ich aufs Höchste in Paris brauche. Nun kann ich aber ohne alle Anstrengung monatlich 3 Bogen für die *elegante Zeitung* schreiben, die mir 345 fr. einbringen. Wie sollte das Geld nicht für uns beide hinreichen? Ich kann ohne die geringste Entbehrung Logis, Holz, Licht und Aufwartung für euch bezahlen, und wenn Ihr euch gut aufführt, auch noch ein Taschengeld dazufügen. Aber entfernt von Ihnen kann ich ästhetische Sachen, wie sie die elegante Zeitung erfordert, gar nicht schreiben, also, wenn Sie nicht nach Paris kommen, gar nichts verdienen. Ich versichre Sie aufs Heiligste, daß ich das nicht heuchle, um Sie zum Kommen zu bestimmen, sondern daß es mein völliger Ernst ist. *Erstens* würde mir das Briefschreiben an Sie viel Zeit wegnehmen, was aber noch mehr ist, viel Sorge machen. Jeden Posttag, an dem ich Brief von Ihnen erwarte, habe ich das Fieber — ehe er kömmt, das der ängstlichen Erwartung, nachdem er gekommen, das der Freude. Also an 2 Tagen der Woche könnte ich nichts arbeiten. Dazu kommen die Fälle, wenn ein Brief ausbleibt. *Zweitens* habe ich [nicht] die Courage, etwas drucken zu lassen, ehe Sie es gesehen, be-

sonders in nicht politischen Dingen, worin ich ganz außer Übung bin. *Drittens* habe ich keinen, der mir meine Sachen abschreibt, wenn es nicht der Strauss tut. Der Strauss wird darüber lachen; ich habe aber doch recht. Ich könnte freilich in Paris deutsche Kopisten (für vieles Geld) genug finden; aber das sind lauter Lumpenkerls, denen ich den Zutritt in meine Wohnung nur mit Ängstlichkeit gestattete, arme Teufel, Polizeispione, denen ich beständig auf die Finger sehen müßte, nichts anvertrauen dürfte, die mir durch Begehren von Vorschüssen, Darlehen, zur Last fallen würden. Conrad ist zu langsam, und ich könnte ihn nicht zum Abschreiben von Sachen brauchen, die nicht lange liegen bleiben dürfen. *Viertens:* da ich keine politische Dinge schreibe, sondern bloß Sachen aus dem geselligen Leben, muß ich viel herumlaufen, sehen. Aber nach meiner gewohnten Faulheit komme ich nicht aus dem Zimmer, wenn ich keinen habe, der mich treibt, mit dem ich herumgehen kann. Wo ich nicht selbst hingehe, können Sie und der Strauss hin und mir Bericht erstatten. Ihr sollt meine Bienen sein. Ich habe die feste Überzeugung, daß es wenn auch nicht diesen Herbst, doch sicher nächstes Frühjahr [Krieg gibt. ?.]. Das abgerechnet, werden innerhalb Deutschland jetzt gewiß solche Maßregeln ergriffen werden, daß der Druck unerträglich sein wird. Im Falle eines Krieges ist die Schweiz noch ein unsicherer Aufenthalt als Deutschland. Bei diesen Bewegungsgründen, was sollte ich euch abhalten, nach Paris zu reisen? Ich habe Geld genug für uns alle. Es soll euch kein Kreuzer mehr als euere Interessen kosten. Wenn Strauss einmal etwas extra verdient, kann er mir meine Auslagen wieder erstatten. Wir brauchen auch im Sommer nicht in Paris zu bleiben, wir gehen aufs Land, etwa 10—12 Stunden von Paris, wo wir so wohlfeil als bei Engelhard leben können. An einem solchen kleinen Orte in der Nähe von

Paris hätte ich Geduld, acht Monate im Jahr zu wohnen; für die übrigen 4 Monate werden wir immer Geld genug haben, in Paris zu leben. Von meiner Neigung ganz abgesehen finde ich für euch nicht das geringste Unvernünftige darin, gleich den Winter nach Paris zu kommen. Und im schlimmsten Falle, was schadet es euch denn, Paris 1 Jahr zu probieren, da euch der Versuch ja nichts kostet. Folgen Sie meinem Rat, Sie bereuen es sicher nicht. Strauss soll meine Bücher einpacken, Sie packen ein, was Sie an Haushaltungsgegenständen in Paris brauchen können, Weißzeug, Silbergerät, Messer und Gabel. Das alle dem Fuhrmann gegeben und sich selbst auf den Postwagen gesetzt. Über Metz. Da können Sie sich eine Nacht in Saargemünd ausruhen und einen Tag in Metz liegenbleiben. So geht die Reise ohne Anstrengung. Versteht sich aber, daß Sie sich erst ganz erholt haben müssen. Es hat noch 3 bis 4 Wochen Zeit. Ich reise unterdessen voraus und nehme ein Logis, so daß Sie gleich bei Ihrer Ankunft bei mir einkehren können. O wie himmlisch wäre das! Die ganze Haushaltung, alles. Kleider, Essen, können Sie so ökonomisch einrichten, wie Sie wollen, Sie sollen meine ganze Kasse in Verwaltung haben. Nur die Wahl der Wohnung behalte ich mir vor, weil von solcher meine Gemütsstimmung sehr abhängt.

Gehen Sie aber nicht nach Paris, werde ich womöglich den Winter in Vevey bleiben; gesund ist es dort gewiß, und wenn ich mich beschäftige, wird mir auch die Zeit nicht lang. — Seien Sie doch nicht angst, daß mir in Genf die Bise schade. Die war erst einen Tag herrschend, seit ich hier bin, und ich habe gar keinen Nachteil davon gespürt. Und wenn ich bei solchem Winde im Hause bleibe, geht er mich ja gar nichts an. Ich habe goldene Hoffnungen, es ahndet mir, daß Sie noch nach Paris kommen. Wie freue ich mich aufs Pikett-Spielen. Alle

Woche haben wir auch einen Tag, wo wir Gesellschaft empfangen, und ich wette, daß Sie sich amüsieren. Machen Sie nur, daß Sie sich körperlich und geistig erholen, und dann ist gar kein Hindernis mehr.
Von Paris an werde ich mit dem Manne in St. Gallen in Verbindung treten und vielleicht noch ein Journal gründen. Dabei aber kann ich euch gar nicht entbehren. In jedem Falle bleibt mir die elegante Zeitung, die mir für jeden Bogen 54 fl., d. h. 115 fr., gibt. Und später, in ein Buch gesammelt, bringt mir das zum 2ten Mal Gewinn.

Dienstag den 17. Sept. Das herrlichste Wetter ist heute. *Ein Auftrag für Strauss.* Ich bitte ihn, sich ein Blatt der *eleganten Zeitung* zu verschaffen und zu zählen, wieviele Linien eine volle Spalte und wieviele Silben die Zeile hat. Diese nämliche Operation soll er auch mit dem Morgenblatte vornehmen. Könnte er ein Pack von der eleganten Zeitung (aus der neuern Zeit) bekommen, wäre mir lieb, wenn er es läse und mir über den darin herrschenden Geist Bericht erstatte. – Ich will Ihnen zu Ihrer Unterhaltung einen Geniestreich von Conrad erzählen. In Lausanne, wo ich Extrapost nahm, gab man mir 4 Postretourpferde, die ich aber nur für zwei zu bezahlen brauchte. Jetzt ging es im schönsten Trott zum Wirtshaus hinaus. Nach einigen hundert Schritten rief Conrad dem Postillon halt zu. Er hatte den Hund vergessen. Er stieg ab, lief zurück. Mitten auf der Straße mußte ich *anderthalb Stunden* auf ihn warten. Ich mußte den Wagen wieder ans Wirtshaus fahren lassen und dem Postillon taxgemäß den Betrag einer Post, nämlich 5 fr., bezahlen. Da er immer noch nicht kam, mußte ich einen Wagen anspannen lassen, der ihm entgegenfahren sollte, ihn abzuholen. Endlich kam er, gerade als die Kutsche abfahren sollte, *ohne Hund zurück*, vom Schweiße triefend, atemlos. Jetzt hören Sie die Dummheit. Er hatte

erfahren, der Hund wäre einem Wagen, der nach Vevey fuhr, nachgelaufen. Ich habe die Kutsche selbst bemerkt, sie ging über den Simplon nach Italien und war mit 4 Pferden bespannt. Diesen Wagen mit 4 Pferden wollte er, bergauf- und ab, zu Fuße einholen. Er kam bis Lutry, einem Orte, der 1 1/2 Stunden von Lausanne entfernt ist, und diesen Weg hin und zurück machte er in 1 1/2 Stunden. Meine Wut können Sie sich denken. Ich ging wie ein Verzweifelter die Straße auf und ab, schlug mir vor der Stirne, klagte jedem Vorübergehenden meine Plage mit dem Vieh von Bedienten. Alles sah mich vor Erstaunen an, und doch lachte keiner, so mitleiderregend erschien [ich]. Und als nur Conrad zurückkam, war an Zanken gar nicht zu denken. Mir war nur Angst, er müsse durch die unerhörte Anstrengung gleich tot niederfallen, und erst den folgenden [Tag], da er gesund blieb, konnte ich mich über seinen Zustand beruhigen. Auch hatte ich Mitleid mit ihm, weil er mit tränenden Augen zurückkam, und ich glaubte, der Schmerz über den Verlust des Hundes hätte sie ihm ausgepreßt. Wahrscheinlich aber war es nur Schweiß der Augen. Den folgenden Morgen in Nyon brachte ein Postwagenkondukteur, der von Vevey kam, den Hund zurück. Ich dachte, der Hund und Conrad würden außer sich vor Freude sein, sich wiederzusehen. Aber wie Conrad so der Hund. Dieser, ohne auf mich noch auf Conrad die geringste Rücksicht zu nehmen, kroch gleich unters Bett, und Conrad war so kalt und phlegmatisch, als wäre ihm der Hund keine Stecknadel wert.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich gar keine Empfehlung mitgebracht als an einen deutschen Pfarrer und einen Professor, der eine Schule hat, die mir beide nichts geben können, noch denen ich etwas zu fordern habe. Da gar keine deutsche Literatur nach Genf kömmt, bin ich durchaus unbekannt, und erst ein Livländer, der meine Schriften auswendig kennt und in meiner Pension lebt,

hat mir einen Namen gemacht. Ich habe Ihnen auch schon geschrieben, was ich zunächst zu machen gedenke. Samstag ist meine 14tägige Pensionszeit zu Ende. [— — —].
Heute denke ich nach Ferney zu gehen und Voltaires Bettvorhang zu sehen. Ich fahre hin, das ist 1½ Stunden weit. — Ich habe allerlei humoristische Sachen über Genf im Kopfe; aber wenn Sie es vorher nicht lesen, wage ich es nicht drucken zu lassen und schreibe es lieber gar nicht. Seit drei Jahren war ich ein Brummbär und jetzt soll ich tanzen. Ich fürchte ausgelacht zu werden.
Ich will gern glauben, daß Wirth, wenn auch nicht 30 000 fr., doch viel für seine Verteidigungsrede bekömmt. Die Rede hat 6 Stunden gedauert, muß also ein dickes Buch sein. Wahrscheinlich ist sie sehr interessant, denn sie enthält gewiß eine lebhafte Darstellung von der gegenwärtigen Lage Deutschlands.
Ich habe nie besser ausgesehen, als seit wir uns getrennt haben. Das ist aber mehr Zufall als Satire; denn Strauss der bei Ihnen ist, sieht, wie Sie sagen, auch gut aus. Er soll nicht vergessen, eine Spielkarte mitzubringen, denn in Paris sind sie schlecht und teuer. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß wir uns den Herbst noch in Paris sehen, oder Sie müßten dümmer sein, als ich mir vorgestellt — und das ist unmöglich!
Was sagen Sie denn dazu, daß der Herzog von Bordeaux mit einer Tochter des Kaisers von Rußland verlobt ist — daß die Heilige Allianz, um England zu zwingen, sich von Frankreich loszumachen, das napoleonische Kontinentalsystem wieder einführen und alle englische Waren verbieten will? — Ich habe gesagt: der Strauss solle unsere Papiere mitbringen. Aber, versteht sich, nur in dem Falle, wenn Sie nicht die geringste Überfrachtskosten verursachen; denn ich fürchte sehr, daß sie bis zum nächsten Frühling diese Kosten nicht mehr wert sein werden. Wie freue ich [mich] auf unsere gänzliche Verarmung! Denn

dann ist es gleichgültig, ob wir in Paris oder an einem andern Orte wohnen. Aber im Ernste, ich fange an, für unsere österreichischen Papiere zu zittern. Krieg scheint mir unvermeidlich. Ließe sich denn unser Geld auf keine andere Art sicher unterbringen? Wenn Ihr euer Geld nicht mitnehmen wollt, nehmt wenigstens meines mit. Im Falle eines Krieges traue ich keinem Kaufmann. Adieu. Auf baldiges frohes Wiedersehen.

[— — —]. B.

514.

Nr. 9 *Genf, Donnerstag, den 19. Sept. 1833*

Unerschrockener Rauracher! „Ich bin die unvernünftigste Person von der Welt", sagen Sie in Ihrem heutigen Briefe. Die 7 Weisen Griechenlands haben in ihrem ganzen Leben nie so etwas Wahres und Vernünftiges gesagt. Ich bin auch unvernünftig, aber nur bei Fällen, die Sie betreffen. In allen andern Dingen aber bin ich vernünftig. Wie ich mich angestellt habe, als ich acht Tage ohne Nachricht von Ihnen war, will ich Ihnen mündlich umständlicher erzählen. *Mündlich* — denn da Sie so unvernünftig sind, daß Sie es nicht weiter bringen können, kann ich mir nicht denken, daß Sie *nicht* nach Paris reisen sollten. „Der Köcher meiner Worte ist ausgeleert", ich habe darüber alles schon gesagt, was zu sagen ist. Mit Ihnen in Paris, oder *ohne* Sie in Vevey, dazwischen habe ich nicht zu wählen. Natürlich bin ich fürs erstere. Ob ich ohne Sie in Vevey bleibe, ist zu bedenken. Das Klima ist mild, so daß schwindsüchtige Engländer den Ort zum Winteraufenthalt wählen, die Gegend, besonders weiter hinauf nach Montreux, Clarens, herrlich; aber nicht freundlich, sondern wildromantisch. Wohlfeiler wie in Genf ist es gewiß. Aber *wie* wohlfeil, weiß ich nicht. Ein

Engländer, der bei mir wohnt (der geheime Jude), hat einen Winter dort zugebracht. Er sagt, es wäre langweilig. *Ich* würde mich sicher ennuyieren. Ich will Ihnen sagen, warum. Wenn man nicht in einer Pension lebt, hat man gar keine Gesellschaft und kann auch keine im Orte machen; denn die Pension (als Bürgschaft einiger Vornehmheit) bestimmt den Rang. Die Pensionäre sind gewöhnliche Engländer, d. h. langweilig. In kleinen Gesellschaften, wenn sich nicht zufällig interessante Personen darunter finden, mit denen ich vertraut leben kann, habe ich mich immer ennuyiert. Die Gesellschaft, in der ich hier bin, sind lauter vermögende, vornehme oder reiche Leute, aber ein einziger Schmaje wäre mir lieber als die ganze Sippschaft. Es geht etwas steif zu. Denken Sie, daß alle Damen im höchsten Putze beim Tische und beim Tee erscheinen und daß die meisten derselben während der 13 Tage, daß ich im Hause bin, alle Tage ein anderes Kleid anhatten. Sie mit Ihrem Steifleinewandkleide mit dem Latchen darauf würden gar nicht unter uns geduldet werden. Die Herren können nur im Fracke sich zeigen. Daß Sie die Reise nicht mit nach Genf gemacht, war gar nicht unvernünftig. Die Partie wäre das viele Geld nicht wert gewesen. [— — —]. Und was soll ich denn mit meinem Gelde machen? Frau und eheliche Kinder habe ich keine, und meine unehelichen sind, wie alle Bastarden, Genies und können sich allein forthelfen. Ich nehme, ich höre keine Einwendung an; es läßt sich gar nichts Vernünftiges dagegen sagen. Im Sommer wohnen wir an irgendeinem Orte in der Normandie oder an der Loire, wo man so wohlfeil als in Deutschland leben [kann]. Sie haben mir nichts darüber zu schreiben, als die Zeit zu bestimmen, wann Sie in Paris sein wollen, [— — —].

Ich war in Ferney-Voltaire. Da brauste es mir, und ich hatte für 100 Franken Gedanken. Aber wenn Sie nicht

kommen, geht das alle verloren. Der Gärtner, jetzt ein noch rüstiger 65jähriger Mann, war 10 Jahre alt, als Voltaire starb, und kannte ihn sehr gut. — Gestern abend war ich bei Rumpff in Gesellschaft. Es war eine Soirée auf Pariser Fuß, etwa 50 bis 60 Gäste, mehr als die Hälfte Frauenzimmer. Man machte Musik. Rumpff hat einen jungen Violinspieler aus Paris mitgebracht, der bei ihm wohnt, namens Ernst aus Wien. Jüdische Physiognomie. Er gefällt mir so gut als Paganini und besser als alle andern Violinspieler, die ich noch gehört. Er ist 20 Jahre alt. Ein Engländer sang und spielte eine Art kleine Orgel dazu, ein in Deutschland erfundenes Instrument, nicht größer als ein Blasbalg, aus dem man mittelst Klappen die verschiedenen Töne hervorbringt. Ein dicker Russe, Fürst Gallitzin, sang Buffo-Arien mit Prätention und Komödiantenmanieren, was sehr komisch war. Der Rumpff ist ein sehr artiger und, wie es scheint, braver Mann kränklichen Aussehens. Er kann höchstens einige und 40 Jahre alt sein und ist schon ganz grau. In Paris hörte ich, er habe einen Schlag gehabt und sei darauf ergraut. Auch die Cholera hat er überstanden und sagte mir, daß er jetzt noch die Folgen spüre. Seine Frau ist sehr artig und hübsch, und ich war den Abend verliebt in sie. Sie ist eine Amerikanerin und soll Erbin von 20 Millionen sein. Das Landgut gehört ihr. Ich habe mich den Abend ziemlich amüsiert. Die Genfer Damen saßen alle ziemlich steif da, ohne alle Lebhaftigkeit und rührten sich nicht. Für Künste und schöne Wissenschaften hat man hier gar keinen Sinn, nur für Geld und Gelehrsamkeit. Das wären also meine Leute nicht. Lesen Sie Rousseaus Héloïse 6me partie, lettre 5, Madame d'Orbe à Mad. de Wolmar, wie er die Genfer schildert. Das scheint heute noch zu passen. Die Stadt ist freundlich, an einigen Stellen großartig, hat mehrere schöne breite Straßen. Die Umgegend freundlich, doch in der Nähe wenig interessant.

Eben habe ich mit der englischen Jüdin eine Partie Schach gespielt. Sie spielt gut, habe die Partie aber doch gewonnen. Den ich für ihren Mann hielt, ist ihr Bruder. Sie spricht Deutsch, ist wahrscheinlich eine geborne Deutsche, aber verheimlicht das vor mir. Wahrscheinlich fürchtet sie, ich möchte an ihrer Aussprache merken, daß sie eine Jüdin ist. – Die Damen werden von den Herrn am Arm zu Tische geführt. Bis jetzt verstand ich noch, meine Arme frei zu halten. Aber heute fiel mir eine kolossale dicke Engländerin zu, die hatte mich beinahe umgeworfen. Ihr Mann, der mit ihr reist, jünger als sie, so daß er ihr Sohn sein könnte, ist ein Offizier von Korfu und hat Urlaub bekommen, weil er vom Pferde gefallen und das Bein gebrochen. Den ganzen Fuß herunter trägt er eine eiserne Stange. Es scheint viel galante Abenteuerei unter den reisenden englischen Ehepaaren zu sein. Ich glaube, manche geben sich für Eheleute aus, die es gar nicht sind.

Sie sollten dem Schmitt zureden, daß er den Winter auf einige Wochen nach Paris komme. Das scheint mir ein sehr ungeschickter Mensch zu sein. Ich wollte wetten, daß ihn der Mangel an Geld abhält und er von der lieben Schwiegermutter keines zu solcher Bestimmung fordern will. Warum hat er nicht den Verstand, sich heimlich Geld zu besorgen und zu sagen, er hätte es verdient. Aber mit Plänen von Opern-Aufführen, ja auch nur mit Konzert-Geben, soll er nicht nach Paris kommen. Er soll bloß zu seinem Vergnügen als reicher Künstler hingehen, in Gesellschaften als Liebhaber spielen und die musikalische Welt in Paris kennenlernen. Wenn er Kompositionen, Etudes, Sonaten etc. nach Paris bringt, glaube ich, daß er [die] Reisekosten dabei verdienen [kann]; solche Sachen werden dort besser als in Deutschland bezahlt.

Ich habe heute von einer herrlichen Erfindung, *sich ohne Messer zu rasieren*, gelesen, die soll der Strauss zuerst an

sich probieren und mir über den Erfolg berichten. Man nimmt *gelöschten* Kalk und bestreicht sich den Bart mit, läßt ihn 3–4 Minuten darauf stehen und streicht ihn dann mit der Fläche des Messers ab. Ein englischer Fabrikant hat zufällig die Entdeckung gemacht. Es fiel nämlich ein wenig gelöschter Kalk auf seinen Hund. Er nahm ein Stück Holz, das wegzuwischen, und da blieben die Haare daran hängen, so daß der Hund an der Stelle kahl blieb. Das wird alle Barbiere zugrunde richten!
Der Gärtner in Ferney besitzt unter andern Reliquien auch Voltaires Mütze. Die Form wie meine schwarze von Samt; aber von weißer Seide und mit Gold gestickt. Ich hätte sie gern auf den Kopf gesetzt, aber sie war zu schmutzig. Und was hätte es mich geholfen? Wenn acht Tage kein Brief von Ihnen kömmt, würden 12 Voltaires-Mützen auf dem Kopfe mich nicht gegen Narrheit schützen. Der Park ist herrlich, dicht beschattet wie ein Wald. In einem unabsehbar langen Laubengange, jedem Sonnenstrahle unzugängig, ging Voltaire auf und ab und komponierte, ich ging auch darin auf und ab, es kam aber nichts dabei heraus. Der Gärtner besitzt auch ein Buch, worin alle Siegel von Voltaires Korrespondenten abgedruckt sind, unter welchen von Voltaires eigener Hand die Namen geschrieben sind. Er hat diese Sammlung verfertigt, um jedem Briefe von außen anzusehen, von wem er komme und ihn zurückzuschicken, wenn er ihn nicht haben mochte. Unter einigen Namen hat Voltaire Charakteristiken geschrieben, z. B. fou à Toulon — petite tête fou à Lyon — fait des vers. — Nur zwei Zimmer, die im alten Zustande gelassen, werden gezeigt, das Schlafzimmer und das Empfangszimmer. Doch genug erzählt ohne Honorar!
Wenn Sie nach Paris kommen, miete ich auch einen Flügel. Jede Woche wird einmal Musik gemacht. Der Ernst bat mich, ihn in Blättern bekannt zu machen, der muß

mir dafür aufspielen, Hiller u. andere kommen dazu. Wir werden das schönste Haus in Paris machen.

Freitag den 20. Guten Morgen unerschrockener Rauracher! Die Nußbäume vor meinem Fenster fangen an und werden gelb, ich glaube aus Neid, daß ich so gut aussehe. Merkwürdig wie! besonders seit einigen Tagen. Die Hoffnung, Sie bald wiederzusehen, überstrahlt mein Gesicht wie Morgenröte. Sind Sie auch schön wie ich, werden wir in Paris Aufsehen machen, und auf der Straße werden wir rufen hören: quel beau couple. Erinnern Sie sich noch, wie liebenswürdig und geistreich wir in Paris beim Frühstücke waren – besonders ich – und wie wird das erst jetzt sein, da ich 10 Jahre in Bildung und Unterricht fortgeschritten und morgens Schafgarbe trinke. Strauss muß morgens Protokoll über unsere Gespräche führen, und das lassen wir unter dem Titel *Schafgarbe* später drucken. Kurz Sie sehen, ich habe mich mit dem Gedanken, daß wir diesen Winter zusammen in Paris zubringen, so innig verbunden, daß es mich unglücklich machen würde, mich von ihm loszureißen. Daß Sie nicht lieber gleich mit sind, braucht Ihnen nicht leid zu tun. Sie hätten immer bedauert, nicht erst nach Hause gegangen zu sein. Strauss hätte immer wegen unseres Geldes Vorkehrungen treffen müssen. Wenn wir in Paris eigene Wirtschaft führen wollen, kann uns die Hiller, die als Fremde ja die nötigen Erfahrungen hat einsammeln müssen, durch ihren Rat sehr nützlich sein. [– – –].
Sie sollen aber Ihre Reise antreten, ehe das Wetter zu schlecht wird, und zu meiner Beruhigung muß ich die Versicherung haben, daß Sie sich einen ganzen Tag in Metz aufhalten wollen, und sollte Sie das auch anstrengen, auch einen Tag in Châlons. Fühlen Sie sich aber auch stark und gesund genug zu dieser Reise? Was machen Ihre Nerven? [– – –]. Kommen Sie, kommen Sie.

Denken Sie, wie schön es wird, wenn ich abends von 8 bis 12 mit Strauss Pikett spiele, und Sie schlafen unterdessen auf dem Sofa vor Langeweile! Was will ich für schöne Sachen in die elegante Zeitung schreiben! Ich habe jetzt schon von meinem Genfer Aufenthalt für 500 fr. im Kopfe. Die Staël über die Franz. Revol. habe ich hier zum erstenmal gelesen. Ich kam nicht aus dem Erstaunen. Welch ein Weib ist das, welch ein hehrer Geist ist das und welches Herz für Menschheit und Freiheit! Auch Rousseaus Konfessionen zum zwanzigsten Male und die Héloïse zum ersten Male las ich. Ich habe nicht Hände genug für meinen Kopf, niederzuschreiben, was dieser jetzt in sich faßt. Zu drei Aufsätzen habe ich zu notieren angefangen. *Genf, wie es ist – Die Engländer in der Schweiz – Ferney.* Die beiden ersten humoristisch, der dritte sentimental. Und das ginge alle verloren, wenn Ihr nicht kommt. Es ist nicht möglich, daß Sie nicht kommen.

B.

515.

Nr. 10 *Genf, Sonntag, d. 22. Sept. 1833*

Ihren Brief Nr. 7 mit dem Wechsel habe ich heute, also den 5ten Tag, erhalten. Aber die Briefe machen mir keine Freude mehr, ich bin des Korrespondierens satt, und es ist mir mies vor Ihnen. Ich kann Sie auf Ehre versichern, daß, wenn Sie nicht zu kommen versprechen, ich mit dem Heiraten nicht einmal warte, bis ich nach Paris zur Hiller komme, sondern hier schon in spätestens 14 Tagen heirate. Zwei alte und reiche englische Witwen, eine alte Jungfer, eine Mauleselin von deutschem Vater und englischer Mutter, und eine deutsche geschiedene Ehefrau, vier englische Kammermädchen (sowohl angloises als angéliques) gar nicht zu rechnen – diese alle stehen mir zur Auswahl frei. Also, wenn Sie sich keine Stieffreundin auf den Hals ziehen wollen, entschließen Sie sich, nach

Paris zu reisen. Guter Gott, lohnt sich denn gar die Mühe, davon zu reden, ob ich Ihrentwegen jährlich ein paar tausend Frank mehr brauche, was ich mit Leichtigkeit verdienen kann. Und wenn auch nicht, um solche Tage, wie ich sie neulich durchgelitten, mir zu ersparen, würde ich gern mein ganzes Vermögen aufopfern. Aber entschließen Sie sich bald, damit ich weiß, woran ich bin. [— — —].

Denken Sie, daß man in Deutschland die Pariser Blätter verbieten will, durch das Mittel, daß man von den Zeitungen die Brieftaxe [als] Porto nimmt, so daß jedes Pariser Blatt auf 2fl. in Frankfurt käme. Unter diesem Verhältnisse würde man natürlich, da die deutschen Blätter zensiert werden, gar nicht mehr erfahren, wie es in der Welt aussieht. Und alle Tyranneien ähnlicher Art, die in den nächsten Tagen ans Licht kommen werden? Möchten Sie unter solchen Verhältnissen, wo ich aus Furcht, Sie zu kompromittieren, Ihnen von Paris aus gar kein freies Wort schreiben dürfte, im Lande bleiben? Lieber in einer Köhlerhütte im Walde von Bondy. Wie gesagt, wir haben Geld genug, und wenn der zu machende Versuch hierin ungünstig ausfällt, ziehen wir nach einem Provinzort 10 bis 20 Meilen von Paris, wo man wohlfeiler als in Frankfurt lebt, und bei jedem frischen Flor unserer Kasse entweder für beständig oder für einige Zeit wieder nach Paris reisen können. Ich habe die schwärzeste Vorstellung von den kommenden Verhältnissen Deutschlands. Nicht etwa, als glaubte ich, daß unsere Fürsten und Staatsmänner aus Bosheit und Grausamkeit verderbliche Maßregeln ergreifen werden — nein, sie haben den besten Willen, sie glauben ihn wenigstens zu haben. Aber die Vorsehung muß etwas Großes im Sinne führen. Sooft sie das tat, hat sie die Machthaber der Welt mit Blindheit geschlagen, aber mit solcher dikken Blindheit wie jetzt noch nie vorher.

[— — —]. — Wenn wir den Winter in Paris zubringen und Strauss geht im Frühling ohne Sie nach London, finde ich das zwar vernünftig — ich meine mit London — doch werde ich ihn nicht fortgehen lassen, wenn er mir nicht Kaution zurückläßt, daß er wiederkömmt. Das wäre eine Geschichte, wenn er nach Amerika oder Ost-Indien ginge und Sie mir zurückließe!
Den Montblanc sieht man von hier (nämlich außer der Stadt) bei klarem Wetter sehr gut. Er ist natürlich von weit größerer Bedeutung als die Jungfrau; aber das muß man berechnen. Für Auge und Gefühl ist die Jungfrau schöner. — [— — —].

Montag d. 23. Sept. Ich weiß nicht mehr, was ich Ihnen schreiben soll, und habe auch gar keine Lust zu großen Briefen. Ich Glücklicher! Meine gewohnten Frühlingswehen habe ich diesmal schon im Herbste. Wir sehen uns bald, oder Sie müssen nicht wert sein, mich zum Freunde zu haben. Nun noch einmal, nur das eine suchen Sie in Ihren engen Kopf einzufädeln. Ich eile gar nicht mit Paris. Sie sollen nicht meinen, daß ich Sie hetze. Das *Gehetz* soll diesmal gar nicht stattfinden. Aber Sie begreifen wohl, daß vom Oktober an schönes trockenes Wetter zu den Ausnahmen gehört, also immer besser ist, früher als später zu reisen. Ich für mich, da ich in meinem Wagen reise, bin gar nicht pressiert, warte also, solange Sie wollen. Sie aber sollen bald wollen und, wie ich oben gesagt, nicht erst wieder eine Antwort von mir abwarten. [— — —]. Bin ich so unglücklich, daß Sie den Winter in Frankfurt bleiben wollen, bleibe ich wahrscheinlich den Winter in Vevey. Wenigstens bis jetzt entspricht das am meisten meiner Neigung. Denken Sie nur, wie schön es sein wird, wenn ich in Paris jeden Morgen zu Ihnen komme, und wir spielen da zusammen ein Schlaftrio, wie in Zürich.

Alle Frauenzimmer in meiner Pension, die Wirtin ausgenommen, sind alt und häßlich. Es ist noch eine andere Pension hier, mit meiner an Vornehmheit wetteifernd; die steht aber wegen der schönen jungen Damen, die darin einkehren, in sehr üblem Rufe. Ich und ein anderer junger Mensch hier im Hause sind ganz in Verzweiflung, daß wir das nicht früher gewußt haben und dorthin gezogen sind. Sie aber können lachen. Sie haben ungeheures Glück. Sie bleiben unter allen meinen Bekann*tinnen* immer die schönste. Was will ich in Paris so artig gegen Sie sein. Sie sollen dort machen, leben, was, wie Sie wollen. Nur lassen Sie mich und Strauss jeden Abend einige Stunden im Passage des Panoramas und im Palais Royal herumgehen, daß wir Menschenkenntnis einsammeln und Ihnen schöne Geschichten mit nach Hause bringen.

Schreiben Sie mir doch die Adresse von Hiller – das wäre ja schön, wenn der Schmitt auch nach Paris käme. Da hätten Sie ja alle Ihre Liebhaber beisammen. Nun Hurra und Adieu.

B.

516.

Nr. 11 *Genf, Donnerstag, d. 26. Sept. 1833*

O ich Esel, ich Esel, was habe ich da gemacht! Hatte ich Ihnen denn wirklich geschrieben, Sie sollten einen Brief nach Vevey schicken? Das hatte ich ganz vergessen. Heute erhielt ich Ihren Brief von Sonntag (Nr. 9), worin Sie mir diese saubere Geschichte melden. Jetzt kann ich erst morgen nach Vevey schreiben und vor Samstag den Brief Nr. 8 nicht erhalten! Und jetzt weiß ich mein Schicksal nicht, was Sie über Paris beschlossen. Darauf wartete ich mit unaussprechlicher Sehnsucht, und jetzt die Entscheidung auf einige Tage hinausgeschoben! Ich möchte mich

aufknüpfen vor Verzweiflung. Ich wollte nicht eher nach Vevey reisen, bis ich erfahren, wie es mit Paris wäre, eher hätte ich mit Ruhe doch nichts tun können. Und wenn Sie mir geschrieben, daß Sie bald nach Paris gehen, hätte ich ohnedies die Partie ganz aufgegeben. Die Partie nach Vevey ist mir darum zuwider geworden, weil ich hier in meiner Pension auch während meiner Abwesenheit bezahlen müßte, täglich 12 fr. Und wegen meiner Sachen und meines Wagens kann ich es nicht einrichten, in ein Wirtshaus zu ziehen. Es ist zu weitläufig und langweilig, Ihnen das auseinanderzusetzen. Ein Wort in Ihrem Briefe, „ich glaube, daß es bei Paris bleiben wird", hält meine Hoffnung aufrecht. Da ist nicht zu bedenken. Wenn auch C. nichts schickt, wir haben Geld genug. Ich kann die Trennung von Ihnen nicht länger ertragen. Ewige Briefsorgen. Ich hatte gestern schon wieder Kummer, daß der erwartete Brief ausblieb, und ich hatte keine Ahndung von der Ursache. Nur immer fort nach Genf geschrieben, bis ich es abbestelle. Wenn ich nicht nach Vevey gehe, werde ich mich für einige Tage in Burgund (Dijon) umsehen und dort die Weinlesen halten. Ich verspreche Ihnen, in Paris den Hund abzuschaffen; ich bringe ihn auf den Pont neuf und verkaufe oder verschenke ihn dort an einen Hundehändler. Jetzt weiß ich Ihnen auch nichts zu schreiben und muß abwarten, bis Ihr Brief von Vevey kömmt. O ich Esel! Strauss hätte vorgestern Abend den Mont Blanc sehen sollen bei ganz heiterm Wetter. Das ist wirklich erhaben. Die Jungfrau ist unser Röderberg dagegen. Bis über den Himmel hinaus. Man meinte, er hätte den Himmel durchstoßen müssen, sich ganz aufzurichten. O ich Esel! Eine alte Engländerin im Hause, eine Witwe, hat gestern alle ihre Juwelen und Kleinodien vor mir ausgekramt. Sie können sich denken, aus welchem Grunde. Ich weiß aber nicht, ob ich es tue. Sie ist einige Jahre jünger als Amalie, aber lange nicht so

schön. Ich hätte ihr gar zu gern einiges von ihrem Schmucke weggenommen, es Ihnen mitzubringen, aber sie paßte sehr auf. O ich Esel! Ich ennuyiere mich hier ganz infam. Diese Engländer und Engländerinnen sind ganz wie unsere deutschen Adligen: artig und langweilig. Wie danke ich Ihnen, daß Sie mir 2 Tage hintereinander geschrieben. Wäre heute wieder kein Brief gekommen, hätte sich mein Jammer wieder erneuert. O ich Esel!

Freitag, 27. Sept. Guten Morgen. O ich Esel! Bei mir ist es ausgemacht, daß Sie nach Paris kommen, es handelt sich jetzt nur darum, wann? Ich wünschte, daß Sie nicht so lange zögerten und schon in der ersten Hälfte des Oktobers abreisten. Später wird das Wetter regnerisch, und da ist es, besonders auf dem Postwagen sehr unangenehm reisen. [— — —].
Eine englische Familie, die sich vorigen Winter in Vevey aufgehalten, sagte mir: im Winter sei das Wetter dort herrlich. Nicht kalt, kein Wind, kein Nebel. Für ihr Logis von 4 herrschaftlichen und 2 Bedienten-Betten zahlten sie monatlich 300 fr. Für Essen, aus dem Wirtshaus gebracht, die Person 30 sous. Es sei aber langweilig dort, und im Sommer wäre es vor Hitze nicht auszuhalten, denn es mangle an Schatten. — Das Wetter ist selten 2 Tage hintereinander gut (ich rede von Genf), und wer weiß, ob ich es für Vevey noch günstig treffe, wenn ich auch sonst Lust dazu hätte. Der Plan, wenn unser Geld für Paris gar nicht oder wenigstens nicht für das ganze Jahr hinreicht, einen Teil des Jahres in der Provinz 10 Meilen von Paris entfernt zu leben, erscheint mir, je mehr ich darüber nachdenke, je vernünftiger. In kurzer Zeit werden von Paris aus Eisenbahnen nach allen Richtungen gemacht sein, und dann reist man 10 Meilen in 3 Stunden. Die Eisenbahn zwischen Paris und London ist von beiden Regierungen schon beschlossen, und sie soll

in 2 Jahren fertig sein. Dann wird man an einem Tage in Paris frühstücken und in London soupieren können. Es liegt etwas Gigantisches Weltbewegendes darin, Frankreichs und Englands geistige Kräfte in so schnelle Berührung zu bringen. Das zerstört alle Tyrannei in Europa. Wäre das nur alle schon ausgeführt, dann könnte man lachen über die Tücken und Dummheiten des Bundestags. Was macht Röschen Gehler?
Heute weiß ich nichts mehr zu schreiben. Ihr nächster Brief, übermorgen, hoffe ich, bringt mir Freude und Glück. – Die Gegend hierherum – der Montblanc ausgenommen, den man aber selten sieht – ist lange nicht so interessant als die von Zürich. Eigentlich gibt es außer der Stadt nicht eine interessante Partie, und man findet nicht einmal Schatten genug, bei warmen Wetter spazierenzugehen. In der Stadt auf den Wällen gibt es einige Spaziergänge, die hübsch sind. Ich ennuyiere mich fürchterlich. Mittag bei Tische und abends beim Tee muß ich, wenn ich ins Zimmer trete, jeden, wenigstens mit einem Kopfnicken, besonders grüßen. Ich habe in meinem ganzen Leben nicht so viel Bücklinge gemacht als diese 3 Wochen, daß ich in dieser dummen Pension bin. Nun Adieu. O ich Esel!

B. geb. W.

517.

Nr. 12 *Genf, Montag, den 30. Sept. 1833*

Gestern erhielt ich Ihren Brief nach Vevey und heute Ihre Nr. 10. Ich ersehe mit Freude, daß Sie anfangen, heiterer zu werden, und daß Sie nach dem Essen und einem Glase Wein besser gestimmt sind als nüchtern, beweist mir, daß Ihre Dummheit, Unliebenswürdigkeit, Ängstlichkeit, Widerspenstigkeit, Verdrossenheit, Unausstehlichkeit von diesem Sommer alles von Ihren Nerven kam. Über Paris

will ich weiter nicht zudringlich sprechen. Sosehr ich es auch meiner selbst willen wünschte, so lag mir mehr an Ihnen. Ich glaube gewiß zu sein, daß Sie in Paris vergnügter sein werden als in Frankfurt. Doch kömmt es freilich hierin nicht auf meine Überzeugung, sondern auch auf die Ihre an. Wenn Sie zweifeln, daß der Aufenthalt in Paris Ihrem Gemüte zuträglich sei, wenn Sie sich zum Reisen unlustig fühlen, dann sollten Sie freilich Ihren Entschluß noch aufschieben. Ich hoffe aber, daß der gute Wein und die schlechte Gesellschaft, die Sie in Frankfurt genießen, Sie noch reiselustig machen werden. Ich will das hier gern noch 14 Tage abwarten. Amüsieren tue ich mich gar nicht. Doch gehen mir die Tage schnell vorüber. Stärken Sie sich; und warten wir ab, wie es kömmt. Die Hoffnung, in Paris diesen Winter mit Ihnen zusammenzuleben, kann ich mir freilich nicht so leicht aus dem Herzen als aus dem Kopfe schlagen. Doch was ist da zu tun? Die Verantwortlichkeit, daß Sie in Paris froh leben, mag ich nicht übernehmen, und sollten Sie diesen Winter hier oder dort unzufrieden sein, will ich lieber, daß es durch Ihre als durch meine Schuld sei.
Mit St. Gallen haben Sie sich wieder etwas Dummes in den Kopf gesetzt. Daran erkenne ich Sie. Wo etwas Dummes, das bleibt gleich hängen. Es ist mir lieb, daß ich den Mann habe, für den Fall ich einmal etwas Politisches drucken lassen will, was in Deutschland jetzt verboten ist; also um der Sache willen. Aber was das Geld betrifft, glauben Sie doch ja nicht, daß mir der Mann soviel gibt als ein deutscher Buchhändler. Er kann das gar nicht; er ist selbst kein Buchhändler, und als Ausländer könnte er nicht die Hälfte des Absatzes wie ein deutscher Buchhändler mit meinen Werken haben. Sie scheinen gar an ein Journal zu denken. Wie sollte denn das nach Deutschland gebracht werden? Warum soll ich nicht für die elegante Zeit. schreiben? Nachher gesammelt, würde

es mir ja doppelt bezahlt, und ich gewönne für den Bogen 200 fr. Mit Politik ist jetzt doch nichts zu verdienen. Wenn die Deutschen Patriotismus hätten, würden sie mich und andere liberale Schriftsteller unterstützen, daß wir zum allgemeinen Besten etwas könnten drucken lassen. Aber von keinem Buchhändler ist nicht zu fordern, daß er sich der Gefahr aussetze, etwas Politisches drucken zu lassen. Und ohne Honorar können wir ja nicht leben. Sagen Sie das dem Reinganum. Es ist wirklich schimpflich. Die Polen und die Italiener geben beide 2 Journale in Frankreich heraus, und die Deutschen denken an so etwas gar nicht. Wie könnte ich nebst andern Patrioten von Paris aus durch Schreiben wirken, wenn wir Geld hätten. – [– – –].

Sie machen sich unnötige Sorge, ob ich die Schweiz vertragen kann. Ich bin ja schon 2 Sommer darin. Hier in Genf wollte ich ja in keinem Falle bleiben, und in Vevey, wovon die Rede war, ist es so gesund, daß Brustkranke den Winter zubringen. Mein Befinden hängt gar nicht vom Klima, sondern, wie es scheint, von der Jahreszeit [ab]. Seit drei Jahren befand ich mich im Herbst und Winter besser als im Frühling und Sommer. Das ist auch diesmal wieder der Fall. In Paris habe ich mich noch immer am wohlsten befunden, wozu freilich auch das dortige moralische Klima viel beigetragen.

Suchen Sie sich die *Broschüre* zu verschaffen. Wahrscheinlich ist sie gegen mich. Im Sommer habe ich immer und lasse andern Ruhe. Im Winter fängt die Balgerei an. Ich möchte mich gern wieder einmal herumbalgen. Aber wenn Sie nicht nach Paris kommen, schreibe ich kein Wort, auch Ihnen nicht.

Strauss ist ein Schlingel, daß er mir so wenig schreibt. Das Nachmittagschlafen hat er von mir gelernt. So geht es immer, daß die Umgebungen großer Männer ihre Fehler annehmen. [– – –].

Dienstag den 1. Okt. Daß die Cholera wieder nach Paris kömmt, brauchen Sie nicht bange zu sein; denn sie war diesen Sommer schon dort. Das hat mir Rumpff vor 14 Tagen gesagt. Man hätte es aber zu verbergen gesucht. Ob sie damals dort gewesen oder noch da war, weiß ich nicht. Doch auf keinen Fall kann es von Bedeutung gewesen sein, da nicht ein einziges Blatt ein Wort davon erzählt. Auf jeden Fall hört das im Herbst auf. Wo die Cholera einmal war, wird sie nie ganz ausgerottet werden. Wenn sie aber nicht epidemisch ist, ist es eine Krankheit wie eine andere auch; auf eine mehr unter den Hunderten kömmt es nicht an. In Frankfurt hätte man es sicher erfahren, wenn die Cholera stark in Paris gewesen wäre.
Thun läßt Sie vielmals grüßen. Er lernt jetzt lesen und schreiben. Seine intellektuellen Anlagen entwickeln sich sehr schnell, aber mit seiner sittlichen Aufführung bin ich nicht zufrieden. Den ganzen Tag läuft er umher, und neulich kam er erst morgens 4 Uhr nach Hause, so daß die Magd aufstehen mußte, ihm die Türe zu öffnen. Ich glaube, er ist lüderlich. Doch hat er das beste Herz. Kurz er ist ein Genie.
Ich komme noch einmal auf Paris. *Hetzen* will ich Sie gar nicht, machen Sie aber, daß sich die Reise nicht bis in die rauhen Tage verschiebt. Packen Sie nicht selbst ein; das macht Sie immer krank. [— — —].
Ist es wahr, daß der Bundestag von Frankfurt weg nach Wien verlegt wird? Mit wem geht dann Hr. v. Rothschild um? Dann wird er die Altschul zum Essen bitten müssen. Ich ennuyiere mich erschrecklich. Ist doch unter den 6 Damen im Hause nicht eine, mit der sich ein vernünftig Wort sprechen [läßt], und alle häßlich oder alt oder beides zugleich. Die Herren, bis auf einen jungen Livländer, sind auch langweilig. Jeden Abend spiele ich mit einer Frau ein paar Partien Schach, das ist meine

einzige Erholung. Der Wirt, ein Deutscher, ist ein langweiliger Magister, der französische Manieren auf das unglückseligste gebraucht. 22 Jahre ist er in Genf und kann noch nicht einmal ordentlich Französisch. Täglich frägt er mich: y a-t-il rien de nouveau *sur les papiers*? In den Zeitungen heißt das. Lauter alte und garstige Frauenzimmer – es ist zum Verzweifeln. Ja, da sitzen sie und haben Hütcher uff! Ihr Bild ist meine einzige Freude. Ich lese viel. Während ich hier bin, habe ich schon 20 Bände gelesen: Rousseaus Confessions u. Héloïse, Staël über Franz. Revolut., und jetzt bin ich am 5. Bande von Barante, Hist. des Ducs de Bourgogne. Das ist sehr schön. Man hat in der Nähe der Stadt auch nicht einen interessanten Spaziergang. An den freien See zu kommen, braucht man eine Stunde, und da geht man nur auf der Chaussee. In Zürich ist es viel schöner. Vielleicht gehe ich doch noch nach Vevey, wenn das Wetter gut ist. Jetzt weiß ich gar nicht mehr, was ich schreiben soll. Meine einzige Schwärmerei ist, in Paris mit euch ein Trio zu schlafen und abends mit Strauss in der Passage des Panoramas den Mädchen nachzulaufen. Adieu

B.

Der Wechsel ist richtig angekommen.

518.

Nr. 13 *Genf, Freitag, den 4. Okt. 1833*

Ihr gestriger Brief ist wie Schillertaft, man weiß nicht, welche Farbe er hat. Auf jeden Fall hat er mich verdrießlich gemacht, so daß ich mich gestern gar nicht entschließen konnte, darauf zu antworten, und meinen Brief erst heute anfange, wo der baldige Abgang der Post mir wenig Zeit läßt. Ich bin aber nicht verdrießlich über Sie, sondern über die Verhältnisse. Sie haben recht wegen Paris, der Strauss hat recht, ich habe recht – jeder von

seinem Standpunkte betrachtet. Aber desto schlimmer. Ich sehe schon, aus meinem schönen Plan für diesen Winter wird nichts, und mein einziger Trost ist jetzt, daß die Cholera wieder in Paris angefangen hat und daß, wenn Sie das erfahren hätten, was ich Ihnen auf keinen Fall hätte verschweigen mögen, Sie doch nicht hingereist wären. Die dort erscheinende, von Ärzten geschriebene Gazette médicale sagt: Die Cholera herrsche seit einigen Wochen wieder; zwar bis jetzt nur in den Spitälern und ungesunden Teilen der Stadt; doch wäre leicht möglich, daß, so wie sie in London, Wien, Berlin zweimal gewesen, sie auch in Paris zum zweiten Male stark werden könne. Aber die Tagesblätter sprechen kein Wort davon, und da die Gazette médicale nur wöchentlich einmal erscheint, konnte ich bis jetzt nicht erfahren, ob die Sache schlimmer oder besser geworden. Auf keinen Fall möchte ich die Verantwortlichkeit übernehmen, Sie unter diesen Umständen für Paris zu überreden, und ich selbst werde noch einige Zeit warten. Später als Oktober aber sollen Sie auf keine Weise eine so beschwerliche Reise machen. Glauben Sie darum nicht, daß mich das unglücklich macht; der Strauss hat ganz recht: ich könnte eher Sie als Conrad entbehren. Ich war in Paris immer vergnügt, auch ohne Sie. Aber dort lebte ich immer in Hoffnung des in Paris schnell herbeikommenden Frühlings, freute mich auf unser Beisammensein, Beisammenbleiben. Jetzt aber kann ich mich nicht mehr täuschen. Ich weiß nicht, wie das je besser werden kann, und Sie selbst wissen das so wenig, daß Sie in der Verzweiflung auf die größte Dummheiten fallen, wie auf die: ich sollte dem Strauss eine Stelle bei Rumpff schaffen. Was ich nun jetzt tue, weiß ich wahrhaftig nicht. Ich [lebe] von einem Tag auf den andern. Zum Glück ist ein schneller Entschluß bei mir gar nicht nötig. Ich gehe jetzt nach Vevey und bleibe dort, solange es mir gefällt.

Ennuyiere ich mich, gehe ich nach Paris oder, sollte dort die Cholera herrschen, nach dem südlichen Frankreich. *Von jetzt an und bis ich es abbestelle schreiben Sie mir nach Vevey*. Diesmal will [ich] es nicht vergessen. Vielleicht gewinne ich noch in der Lotterie. Versprechen Sie mir, dann zu mir zu kommen, auch nach Vevey? Diese Versicherung geben Sie mir ausdrücklich in Ihrem nächsten Briefe. Auch wenn es nur 1000 Gulden sind. Seien Sie fest versichert, daß ich durchaus nicht unglücklich bin. Ich habe darin eine bessere Natur als Sie; ich schlage mir Sorgen leicht aus dem Kopfe und bereue nie etwas. Wenn Ihnen der Sandweg, die Schnapper und die Didaskalia genug sind, bleiben Sie in Frankfurt. Machen Sie, daß das Hutgeschäft mit Strauss zustande komme, und daß ich auch etwas dabei verdiene. Das ist leichter gemacht wie das Geschäft mit Rumpff. Es wird sich jetzt bald zeigen, ob ich die 550 fl. bekomme. Auf Ende Sept. sind sie versprochen worden. Wenn ich in Vevey bleibe, hätte ich auch ohne diese 550 fl. Geld genug für den ganzen Winter. Das ist immer etwas wert. Lust etwas zu arbeiten habe ich sehr, aber nicht für die elegante Zeitung. Und gehe ich nicht nach Paris, brauche ich gar nicht für Geld zu arbeiten. Da mir nun das Reisen ganz zuwider geworden und ich gern bleibe, wo ich bin, wäre es so unmöglich gar nicht, daß ich doch noch in Vevey bleibe. Die Tage gehen mir überall schnell vorüber, selbst hier, wo ich mich ennuyiere. Ich brauche nur ein paar Bekannte für abends 8 bis 10 Uhr, und die finde ich allerorten. Wäre ich nur meinen Buckel los! [— — —]. Jetzt reise ich wieder mit 2800 fr. in diesem wilden von Räubern bedeckten Lande umher! Das Wetter ist jetzt hier sehr schön. Genf kömmt [mir] aber so weit und abgeschieden von Frankfurt vor, als läge es in Amerika. [— — —]. — Ich rechne sehr auf das große Los. Daß mir nur kein Kollekteur mit der Nachricht hierher komme; ich zahle keinen Heller

für die Reise. Verschweigen Sie lieber, wo ich bin. Wenn ich diesen Winter nicht nach Paris gehe, wo kommen wir dann im Frühling zusammen. Damit Sie nicht sagen, ich hetze Sie ab, will ich lieber gleich jetzt davon zu sprechen anfangen. Wären Sie dafür, daß ich diesen Winter nach dem südlichen Frankreich reiste, bis Hyères, und dort bliebe bis zum Frühling. Das würde mich so viel gar nicht kosten. Ich ließe meinen Wagen hier oder in Lyon stehen und reiste zu Wasser, mit Vetturinis oder Postwagen. Da könnte ich auch Briefe schreiben. Vernünftig wäre es, aber ich bin zu faul, und es wird schwerlich etwas daraus werden. Ich bin sehr neugierig auf Heines Salons; das kann sehr interessant werden, das ist Heines Talent. Ihr Bild ist meine einzige Erheiterung. Es steht meinem Pulte gegenüber, so daß Sie mir in die Feder sehen können. Was sagen Sie dazu, daß die Berry wieder in Frankreich landen will, vielleicht schon gelandet ist? Und daß wir wieder einen deutschen Kaiser bekommen? Warum geben mir die deutschen Patrioten kein Geld, daß ich, unabhängig von Buchhändlern, etwas für unser arm Volk tun kann! Es wäre so nötig! Was hätte ich nicht alle zu sagen! Kein Buchhändler kann ja ohne die größte Gefahr jetzt so etwas drucken lassen. Und wenn ich nicht schreibe, wer kann, wer wagt es sonst in Deutschland? Wenn nur 6 Monate lang sich keine Stimme gegen die wachsende Tyrannei erhebt, schläft das Volk ganz ein und bewegt kein Glied, wenn man ihm die Ketten anlegt. Österreich u. Preußen wollen abwechselnd Deutschland als Kaiser beherrschen, Unverschämtheit und Dummheit wollen sich das Reich teilen. Nun Adieu

B.

519.

Genf, Samstag, den 5. Okt. 1833

Der Überbringer dieses, Herr *Wöhrmann* aus Riga, ein sehr liebenswürdiger junger Mann, war hier mein Hausgenosse. Meine Langeweile von 4 Wochen hat er um viele Stunden verkürzt. Ich freue mich, daß ich ihn dafür belohnen kann. Sollte er Sie nicht zu Hause finden, schicken Sie Strauss zu ihm. Er wird wahrscheinlich im Schwan logieren.

Montag, wenn das Wetter gut ist, gehe ich nach Vevey

Ihr Börne

Madame
Strauss née Wohl
Vor dem Allerheiligen Tor
An der Allee
à
Francfort

520.

Nr. 14 *Genf, Montag, den 7. Okt. 1833*

O Buckel!

Einen Entschluß fassen, das weiß ich, war nie Ihr Talent. Zwischen Ja und Nein liegen bei Ihnen hundert Berge, und wenn Sie sie endlich glücklich überstiegen, kehren Sie zurück, weil Sie etwas vergessen haben. Und so nimmt das kein Ende. Wenn man Ihnen die Wahl ließe, zu ertrinken oder zu verbrennen, wobei ein vernünftiger Mensch sich gar nicht zu besinnen hätte, würden Sie fürchten, sich im Wasser zu echauffieren und im Feuer zu erkälten. Das habe ich Ihnen oft gesagt: Sie verstehen nicht, zwischen 2 Übeln das kleinste zu wählen. Wenn auch Paris erstaunlich viel gegen sich hätte, so sollten Sie berechnen, daß Frankfurt noch mehr gegen sich hat. Daß

Sie diesen Sommer in der Schweiz sich so unglücklich fühlten, nach Ihrem eigenen Geständnisse ohne alle äußere Veranlassung, das lag in Ihren Nerven. Wenn also Ihre Gesundheit gut ist, wie Sie sagen, wird in Paris der alte Grund der Verstimmung nicht stattfinden. Mangeln soll Ihnen dort gar nichts, das verspreche ich Ihnen. Was ich Ihnen von der Cholera geschrieben, wird nicht lange ein Hindernis sein. Nach der hiesigen Zeitung hat sie dort die befürchteten Fortschritte nicht gemacht, sie wird also bald aufhören. Übrigens will ich alle Zudringlichkeit vermeiden. Sie müssen tun, was und wobei Ihnen am behaglichsten ist. Sie müssen froh und gern nach Paris reisen. Ich weiß, daß Ihnen vor dem Einpacken bange ist, und das hat Sie noch immer krank gemacht. Wenn Sie nicht den Verstand haben, sich von einem Mädchen dabei helfen zu lassen, kann ich Sie gar nicht bedauern. Jetzt hängt es auch davon ab, ob ich die 1100 fr. von L. erhalte. Ich fange an unruhig zu werden. Ende Septembers sollten sie ausbezahlt werden, und Sie geben mir noch keine Nachricht davon. Daß Strauss endlich auch mit Paris zufrieden ist, das macht mich vergnügt, ich war immer besorgt, er würde sich bloß Ihrentwegen mit Widerwillen dazu entschließen. Mit meinen Métalliques soll er nach Gutbefinden verfahren. Ich werde morgen nach Vevey reisen. Schreiben Sie mir von nun an dahin, bis ich es abbestelle. Ich bleibe morgen abend in Lausanne. Dort will ich diesen Brief auf die Post legen. Das werden Sie aus dem Poststempel sehen, denn Zeit, etwas hinzuzuschreiben, habe ich dort nicht. Einem jungen Livländer, Hrn. Wöhrmann, der hier im Hause wohnte, habe ich einige Zeilen an Sie gegeben. [— — —]. Man riet mir, statt in Vevey, in einem 1 1/2 Stunde weiter gelegenen Dorfe *Montreux* zu wohnen, wo eine himmlische Gegend sein soll. Ich werde abwechseln. [— — —].
Ich muß Ihnen noch etwas sagen. Man muß Sie behan-

deln wie ein krankes Kind. Darum gebe ich Ihnen folgende Erlaubnis, die Ihnen sehr willkommen sein wird. Wenn Sie mir versprechen sollten, nach Paris zu kommen, und nach Ihrem gegebenen Worte bereuen Sie es wieder, hat das gar nichts zu sagen. Sie können dann Ihr Wort zurücknehmen und brauchen nicht zu kommen. Ich werde Ihnen das gar nicht übelnehmen. Darum fürchten Sie sich nicht, Ihr Jawort zu geben, da Ihnen die Reue verstattet bleibt.

[— — —] Wenn ich es in Vevey aushalten kann, bleibe ich dort, wenn nicht, gehe ich nach Paris. Früher oder später, das ist gleichgültig, ich kann zu jeder Zeit reisen. Sie aber, da Sie keinen eignen Wagen haben, sind freilich an die Jahreszeit gebunden und dürfen es nicht länger als bis zu Ende Oktober verschieben. Ich hoffe sehr auf die Lotterie. Wenn ich gewinne, kaufen Sie sich einen alten Wagen in Fragen [Frankfurt?] und reisen Extra-Post. Man kann ohne Verlust in Paris den Wagen wieder verkaufen. Der Strauss wird mich auslachen; aber wer zuletzt lacht, lacht am besten. Ich weiß gewiß, daß ich gewinne. Ach, was ist mir das Reisen so überdrüßig und unsere Korrespondenz. Glauben Sie ja nicht, daß ich zum Vergnügen nach Vevey gehe, es ist bloß, um mit der Langenweile abzuwechseln. Hier bliebe ich auf keinen Fall. Die Goddams ennuyieren mich schrecklich. In Vevey ist ein anderer Jammer. Dort grassieren die Methodisten, und die Familien leben in innerm Zwiespalt aus Religionshaß. Ich gründe eine Geldspekulation darauf. Wenn man mich gut bezahlt, lasse ich mich zum Methodisten aufnehmen.

Haben Sie die Broschüre von *Kaim* noch nicht bekommen? Ich werde hier auf allen meinen Gängen von Spionen beobachtet. Das ist mir noch nirgends so sehr aufgefallen als hier. Schreiben Sie mir nur gleich, auch extra, wenn das Geld von L. kömmt. Ein Bekannter von

mir, der hier durchreiste, hat auf dem Rigi die drei ungarischen Gräfinnen angetroffen, die in Zürich bei uns gewohnt. Sie gingen von da nach Luzern und wollten den Winter in Bern zubringen. Sie sprachen von mir [...]. Ich bin neugierig, ob der Wöhrmann zu Ihnen kömmt. Vielleicht geniert er sich in Frankfurt, als Russe die Mitschuldige der Pariser Briefe zu besuchen. Ich zeigte ihm Ihr Bild. Er sagte, Sie hätten geistreiche Augen und so eine *entschlossene* Physiognomie. Ich sagte ihm, er hätte es erraten, Sie wären ein wahrer Kosak. Seit ich hier bin, beschäftige ich mich täglich mit dem Englischen und werde es beharrlich fortsetzen. Vielleicht kömmt eine Zeit, daß mir nur England als Zuflucht offen bleibt. Masseldoff! Der König von Spanien ist gestorben. Ich ennuyiere mich erschrecklich. Ach! Daran sind Sie schuld. Habe ich Sie nur erst einmal wieder, lasse ich Sie mit Ketten an mich schließen. Ich bin neugierig, ob ich morgen auf dem Dampfschiffe interessante Gesellschaft finde. Um 9 Uhr geht es von hier ab und ist zwischen 3–4 in Vevey. Vielleicht fahre ich aber nur bis Lausanne u. den folgenden Tag erst nach Vevey. Meinen Wagen habe ich hier in Remise gestellt, aber alle meine Sachen nehme ich mit, damit, wenn ich den Winter in Vevey bleiben sollte, ich alles habe. Es ist ein schreckliches Gepäck. Zwei Kutscherkisten habe ich ausgeleert im Wagen, und doch nehme ich 17 Stücke mit aufs Schiff. Adieu. [...] So reich und doch kein Verstand.

B.

531.

Nr. 15 *Vevey, Donnerstag, den 10. Okt. 1833*

Gruß aus Vevey! Vorgestern reiste ich von Genf ab, kam den Abend in Lausanne an, wo ich den folgenden Tag blieb, und heute kam ich hierher. Ich bin nicht mit dem Dampfschiff, sondern in meinem Wagen gefahren. Dar-

um nicht, weil das Dampfschiff weder in Lausanne noch hier anlegt, sondern mitten im See bleibt, und die aus- und einsteigende Passagiere auf Kähnen übersetzen müssen; nun hatte ich aber so ungeheuer schwere Koffer, daß das Auf- und Abladen für mich, meine Sachen und das Schiff sehr bedenklich hätte werden können. Ich wollte auch anfänglich darum mit dem Dampfschiff fahren, um das teuere Postgeld zu ersparen. Nun erfuhr ich aber erst am letzten Tage, daß man von Lausanne geradewegs nach Paris reist und nicht nötig hat, über Genf zu gehen. Der Weg von Lausanne nach Paris ist gerade so weit als der von Genf nach Paris. So werden die Kosten kompensiert. Die Gegend hier scheint herrlich zu sein; aber gerade heute ist hier wahrer Wintertag, so daß ich einheizen ließ und zwei Röcke anziehen mußte. Die Berge waren halb in Nebel gehüllt. Aber fürchterlich langweilig sieht es hier aus. Da könnte ich's keine zwei Tage aushalten. Auch ist hier der Jammer wie in Genf. Man hat in der Nähe keine Spaziergänge. Überall ist man zwischen hohen Mauern eingeschlossen, welche alle Gärten und Weinberge umschließen. Um den See zu sehen, hat man nur die Chaussee, oder man muß weitab auf Berge steigen. Ich werde morgen oder spätestens übermorgen nach Montreux, 1 1/2 Stunden von hier, und einige Zeit dort bleiben. Dort ist die Gegend noch schöner und das Klima milder als hier. Viele Fremde halten sich dort wegen der Traubenkur auf. Man sagte mir, daß auf kommenden Winter kein Logis mehr zu haben sei. Alle von Engländern bestellt. Ein neues englisches Reisebuch behauptet, daß Montreux für Brustkranke ganz die nämliche Dienste wie Pisa tue, und jetzt überwintern die schwindsüchtigen Engländer in Montreux. Ich bin neugierig, ob ich dort Geduld habe. Monnard in Lausanne hat mir einen Brief an den General Laharpe gegeben, der sich gegenwärtig in Montreux aufhält. Das wäre der

interessanteste Mann von der Welt. Er war. früher Erzieher des Kaisers Alexander und hat in der Schweizer Revolution eine große Rolle gespielt. Er wird nächstens 80 Jahre alt und ist noch so rüstig, daß er diesen Sommer zu Fuße über den Splügen ging. Monnard sagte mir, er habe vor einigen Wochen zugesehen, wie Laharpe hinter einem mit Ochsen bespannten Wagen gehen [gegangen], den das Vieh nicht einen Berg hinaufbringen konnte, den Wagen gedrückt und fortgeschoben habe. Aber was hilft gesund ohne Massematten. Der Empehlungsbrief von Laharpe ist offen und fängt so an: „Je prends la liberté de vous adresser Mr. le doct. B., le célèbre auteur des lettres sur l'Allemagne qui ont fait tant de bruit à Paris et lui ont fermé le retour dans sa partie. Il passera quelque temps à Montreux pour y attendre sa célèbre amie Madame Strauss, si renommée par sa bravoure et ses exploits sur l'eau, qu'en Allemagne on lui a donné le nom de Madame Canaris." etc.
Ihr Brief, den Sie mir nach Genf geschrieben, wird mir hierher geschickt. Vielleicht bekomme ich ihn morgen hier, ehe ich abreise. Die Briefe schicken Sie mir fortwährend nach Vevey. Ich lasse sie von hier nach Montreux kommen. Ich habe heute im Journal des Débats einen Auszug aus der Gazette médicale gelesen, daß die Cholera sich sehr vermindert habe in den letzten Tagen und eine weitere Verbreitung nicht wahrscheinlich sei. Im September kamen einige zwanzig an einem Tage in die Spitäler und am 3. Okt. nur 8. Zu keiner Zeit, noch niemals, wären so viele Engländer als gegenwärtig nach Frankreich gereist. Es heißt, sie fürchteten Unruhen in England. Ein Engländer mit seiner Schwester in meiner Genfer Pension, beide kränkliche und ängstliche Menschen und dabei höchst wahrscheinliche Juden, haben aus Vorsicht nach Paris wegen der Cholera geschrieben. Man hat ihnen geantwortet, man spreche und wisse dort

gar nichts davon. Sie werden also nächste Woche nach Paris gehen. Und Sie? Zwei Mittel habe ich, Sie zu zwingen, zu mir zu kommen. Entweder, ich schreibe Ihnen täglich so dicke Briefe, daß Sie das Postgeld ruiniert, so daß der Aufenthalt in Paris Ihnen wohlfeiler käme, oder ich schreibe Ihnen gar nicht. Wählen Sie selbst, mit welchem Mittel ich den Anfang machen soll, denn ich will sie nach und nach beide versuchen. O was ennuyiere ich mich! Und wie mies ist mir vor Ihnen und vor Hrn. Strauss! – In Lausanne hat es mir gefallen. Da sind herrliche Spaziergänge und wahre Armide-Gärten! Wie glücklich wäre ich, wenn Ihr nach Paris kämet! Ich fürchte mich nur immer, viel davon zu sprechen, ich möchte, daß Sie es mit freiem und frohem Willen täten und dort eines heitern Aufenthalts sicher wären.

Freitag den 11. Ich habe heute keinen Brief bekommen. Vielleicht morgen. Ich fahre diesen Vormittag nach Montreux. Wenn ich mich dort ennuyiere, bin ich mit meinen Hülfsmitteln zu Ende. Wir werden sehen. Adieu indessen

B.

522.

Nr. 16 *Montreux, Sonntag, den 13. Okt. 1833*

Ihren Brief Nr. 13 vom 7. Okt. erhielt ich gestern. Ich bete täglich zu Gott, daß er einem von uns beiden Verstand gäbe, Ihnen genug, daß Sie den Entschluß fassen, nach Paris zu reisen, oder mir genug, daß mir dieser Entschluß gleichgültig werde. Gestern fing die 6te Klasse an. Vielleicht bekommen wir Geld, das ist noch besser als Verstand. Also von Leipzig ist noch nichts gekommen? Doch ist mir nicht bange, es kömmt gewiß noch; indessen muß Strauss dafür sorgen, daß, wenn er früher abreisen sollte, sein Vater für ihn das Geld in Empfang nehme, auch

ihm die etwa nötige Bevollmächtigung zurücklassen. Um Gottes willen kommen Sie doch. Bedenken Sie, daß, wenn Sie zu lange warten, Sie nicht mehr Herr Ihres freien Willens sind, denn hat einmal die schlechte Jahreszeit angefangen, können Sie keine weite Reise mehr im Postwagen machen. Und ich werde diesen Winter so liebenswürdig sein! Die Regierung Louis-Philipps wird sich in der Weltgeschichte dadurch auszeichnen. Um Gottes willen seien Sie doch nicht so gemeiner Natur, immer von Geld zu reden. Mit vielem Gelde in Paris leben, das kann jeder Dummkopf, das kann Rothschild; aber darin zeigt sich der edle bessere Mensch, daß er auch ohne Geld in Paris leben kann. Was wollen Sie denn in Paris mit Geld erkaufen, bezahlen? Mich? Meine Liebenswürdigkeit? Die haben Sie umsonst, und alles andere kann man entbehren. Wenn wir drei in Paris aus Liebe und Ökonomie in einer Dachkammer wohnen, in einem Bette schlafen, den Kamin zu unserem Kleiderschranke machen und fromage de Brie essen, gibt es etwas Gesünderes und Wohlfeileres, und hätten wir Rothschild mit seiner Ananas zu beneiden? Wenn der Kaiser von Rußland an der Ananas erstickt wäre, dann freilich hätte ich Rothschild und noch mehr die Ananas beneidet.

Was soll ich nun von Montreux sagen? Wir beide kämen damit nicht zustande; ich nicht, es zu beschreiben, Sie nicht, es zu fassen. Mein Pult, vor dem ich jetzt stehe und diesen Brief schreibe, steht am Fenster, dieses zur linken Hand habend. Und ohne mich einen Schritt zu entfernen, sehe ich den Berg hinunter, auf dessen Höhe das Dorf liegt, über Weinberge, Baumgruppen und die Dächer [der] tiefer liegenden Häuser bis an den See, der hier seinen Ausgang hat und ein großes Becken bildet. Links stürzt ein wilder Bach, von den hinter gelegenen Bergen kommend, unter einer alten Brücke durch brau-

send dem See zu. Er muß wissen, daß ich harthörig bin, denn er spricht sehr laut. Gegenüber liegen die herrlichen Berge von Savoyen, über die soeben die letzten Wolken zogen, jetzt liegt die Sonne auf den Gipfeln. Trete ich ans Fenster, sehe ich links das alte Schloß Chillon im See, eine Viertelstunde von hier. Weiter hinaus Villeneuve. Dort ist die Grenze des Sees, und zwischen den Bergen kömmt die Rhone hervor. Sieht man rechts den See hinab, ist es wie das Meer, man sieht keine Ufer. Hinter dem Dorfe erheben sich himmelhohe Berge, aber bis zur höchsten Spitze mit Reben und Nußbäumen bedeckt. Und jetzt ist gerade Weinlese. Kurz, ich ennuyiere mich fürchterlich, und gestern abend ging ich das Dorf hinab bis zur Landstraße, wo nach der Beschreibung des Buches einige Lorbeerbäume stehen sollen, um mich daran zu hängen. Zum Unglücke fand ich sie nicht. Denken Sie, daß ich kein Buch, kein einziges, keine Zeitung habe, und daß schon um 6 Uhr es dunkel wird. Was soll ich dann machen? Die Lorbeerbäume kann ich nicht finden, und mich an gewöhnliches Holz zu hängen, dazu bin ich zu stolz. Es bleibt mir also nichts übrig als zu verzweifeln und Ihnen zu sagen, daß mir mies vor Ihnen ist. Es sind noch mehrere Familien im Hause, aber die essen und bleiben unter sich, so daß ich ganz allein bin. Als ich vorgestern hierher kam, war noch Laharpe, an den ich einen Brief hatte, mit seiner Familie hier, aber gestern ist er zurückgereist. Laharpe ist ein charmanter Mann. In diesem Alter noch so viel Lebenskraft! Als ich ankam, ging er gleich [mit] mir das Dorf hinauf zur Kirche, wo eine herrliche Aussicht ist. Er lief so schnell, daß ich ihm kaum folgen konnte. Er lief hier täglich 4 Stunden lang alle Berge auf und ab. Abends trank ich den Tee bei ihm. Seine Frau ist aus Petersburg, wie ich aus seiner Biographie erfahren, schon 40 Jahre mit ihm verheiratet, und doch sollte man sie nicht älter als 45 Jah-

re schätzen. Sie haben auch eine Tochter, unverheiratet und verblüht. Ach wären Sie nur heute hier bei diesem herrlichen Wetter. Wir haben diesen Sommer schöne Gegenden, auch poetische gesehen, aber diese hier ist in Reimen. Wenn ich nur jünger wäre! Für jedes Jahr jünger gäbe ich gern einen Gulden. Byron hat das Schloß Chillon besungen (wahrscheinlich im Child Harold). Strauss soll das nachlesen. *Den nächsten Brief und so fort, bis ich es abbestelle, schreiben Sie mir nach Lausanne.* Das sind noch 10–11 Tage. Ich will sehen, mir die Geduld zu verschaffen, noch solange hier zu bleiben. Dann gehe ich nach Paris. [— — —], vielleicht bekomme ich heute wieder einen Brief, das will ich abwarten, ehe ich diesen schließe. Unterdessen gehe ich das Schloß Chillon sehen.

— — Ich komme eben davon zurück. Man hat doch 3/4 Stunden zu gehen. Aber welch ein Weg! Man möchte nur immer so fort wandern bis an den Simplon, dann hinauf, hinüber nach Rom. In Chillon möchte ich eine Geliebte haben, aber eine, die gut kochen kann, und hier in Montreux wohnen, dann jeden Mittag zu ihr und abends im Mondschein zurück. Aber ich bin gar nicht ins Schloß eingekehrt, weil, als ich dort ankam, ich die Verse noch nicht fertig hatte, die ich in das Fremdenbuch schreiben wollte. Wenn die Verse fertig sind, gehe ich noch einmal hin. Ihr Bornheimer Sandweg kam mir heute gar nicht aus dem Sinn. Und die guten Trauben! Das Dorf ist so ländlich, das würde Ihnen gefallen. Und wenn ich Ihnen sage, daß die Kommode, in der all mein Geld liegt, keinen Schlüssel hat, wünschen Sie dann noch nicht, hier zu sein? Gestern abend war ich ganz in Verzweiflung vor Langerweile, ging wütend im Zimmer auf und ab und schrie einmal über das andere laut aus: nein, so was ist mir noch gar nicht vorgekommen! Zum Glück fiel mir bei, daß Conrad einige Theaterstücke hat. Da

las ich dann Emilia Galotti und Fiesco und legte mich um halb 10 schlafen. Im Bette, auch ohne zu schlafen, habe ich nie Langeweile. Ich weiß nicht, wie das kömmt. Mein Barbier hat mir heute versprochen, er wolle mir französische Zeitungen schaffen. Auch will ich morgen nach Vevey fahren und mir Bücher holen; dann wird es wohl besser werden. Eine wahre Sünderkur halte ich hier. Eine Viertelstunde lang kann ich noch hoffen, einen Brief von Ihnen zu bekommen. Kömmt keiner, weiß ich nichts weiter zu schreiben als die Wiederholung, daß mir mies vor Ihnen ist; und damit schließe ich, mich Ihnen und Herrn Strauss bestens empfehlend.

B.

523.

Nr. 17 *Montreux, Dienstag, den 15. Okt. 1833*

Ihren Brief Nr. 14 erhalten. Nun, Dank dem Himmel, jetzt habe ich die größte Hoffnung, daß Sie doch noch nach Paris gehen, denn alle andern dummen Pläne haben Sie so ganz erschöpft, daß Ihnen nichts mehr übrig bleibt, als einen vernünftigen Entschluß zu fassen. Wie bescheiden sind Sie, wenn Sie meinen, in Ihrem Plane mit Straßburg sei *wenig* Verstand! Gar kein Verstand ist darin. Es ist die größte Dummheit, die je aus einem Weiberkopf gesprungen. Straßburg ist der langweiligste Ort von der Welt, fast so teuer wie in Paris. Dabei kalt, feucht, ungesund. Und wahrscheinlich würde man mich gar nicht dort dulden. Haben Sie denn ganz vergessen, daß ich vorigen Frühling, wie alle Deutsche, von dort ausgewiesen worden bin? Also nach Paris, mit oder ohne Lotterie, mit oder ohne Otahaiti. Ihre Hüte und mein Kopf! Da möchte ich doch wissen, wie es uns an Geld mangeln kann. Das Anerbieten von der Eleganten Zeitung werde ich mit dem Honorar nicht annehmen; er muß mir 200 fr. für den Bogen geben. Auch werde ich

von Paris dem Cotta schreiben, ob er mir, wie früher, monatlich 500 fr. geben will. Eines von beiden geht ganz gewiß, und da haben wir Geld genug. Und die Hasen! Ich lasse in deutsche und französische Blätter, in beide als entlehnt aus den andern, die Lüge setzen: ein Arzt habe die Beobachtung gemacht, daß, seitdem die Seidenhüte aufgekommen, die Zahnschmerzen und andere Kopf-Krankheiten sich vermehrt hätten. Sie sollen sehen, wie das wirkt. Ich muß aber etwas dabei verdienen. Wenn ich 5000 Gulden in der Lotterie gewinne, gebe ich der Pauline 500 fl., damit nach Paris zu reisen. In diesem Augenblick habe ich wahrscheinlich schon gewonnen, und morgen erwarte ich Ihre Benachrichtigung. Daß mir nur kein Kollekteur hierher gefahren kömmt; ich werfe den Jud den Berg herunter. Die badische Kammer, auf Antrag Rottecks, hat die Anträge der Juden auf Emanzipation wieder verworfen, und zwar so verworfen, daß die Tagesordnung beschlossen und über den Antrag gar nicht gesprochen wurde. So verstehen sie dort die Freiheit! Das sind die Liberale, an welche das dumme deutsche Volk [sich] hängt. Wie freue ich mich, daß [ich] diesen Rotteck in meinen neuen Briefen heruntergemacht habe. Wenn es nur gedruckt wird. Wo nicht, hätte ich große Lust, über diese Judensache etwas Besonderes gegen Rotteck zu schreiben und ihm auf seinen goldenen Lorbeerkranz zu sch . . . . , den er neulich von Leipzig bekam.

Ich mußte lachen, als Sie mir von der Reise nach dem südlichen Frankreich schrieben. Ich hatte die ganze Geschichte vergessen. Es war nur so ein Einfall, der wieder verflogen ist.

Das ist eine alte Liebschaft zwischen der Smithon und dem Berlioz. Sie ist die Directrice der englischen Truppe, die vorigen Winter in Paris spielte; wie ich höre, ist sie weder jung noch schön und hat bei ihrem Theater schlech-

te Geschäfte gemacht, so daß man sie durch Benefiz-Bettelei vom Bankerott retten mußte. Er ist ein Genie, ein toller Romantiker, der eine Frau, die ihm nicht gefiele, totschlagen könnte. Das wird eine gute Ehe werden. Die Sache macht mir großen Verdruß (!!!).

Am 1. Mai künftigen Frühling wird in Paris wieder eine Industrie-Ausstellung gehalten, wie wir sie einst gesehen. Auf dem Platz Louis XV. wird sie gehalten, und es werden Galerien dazu gebaut werden. Das muß imposant werden. Da kann ich wieder eine Beschreibung gleich der frühern machen, die so sehr gefallen hat.

Es ist aber auch gar zu herrlich hier, und die Schönheit des Landes kämpft mit meiner Langeweile, nicht immer unglücklich. Auf jeden Fall ennuyiere ich mich hier weniger als in Genf. Gestern war ich in Vevey und habe mir dort Bücher geholt, die 3 letzten Bände von Byrons Memoiren von Moore, die ich noch nicht kannte. Jetzt bin ich geharnischt gegen Langeweile. Byron hat lange am Genfersee gelebt. Im Child Harold kommen die Beschreibungen vor. Das über Chillon ist ein besonderes Gedicht. In seinem Tagebuche vom 27. Juni 1816, geschrieben in Ouchy bei Lausanne, heißt es: „J'ai traversé la terre de prédilection de Rousseau, tout plein de son Héloïse, et suis frappé à un degré que j'aurais peine à exprimer de la force, de l'exactitude des descriptions et de la beauté sublime de la réalité. Meillerie, Clarens, Vevey et le château de Chillon sont des lieux dont je dirai peu, parce que tout ce que j'en pourrais dire resterait bien au-dessous des impressions qu'ils laissent."

Mittwoch den 16. Okt. Gestern habe ich einen herrlichen Spaziergang nach Châtelard gemacht, einem Schlosse von altertümlicher Bauart, das 3/4 Stunden von hier auf einem Berge 400 Fuß über dem See liegt. Unten ist Clarens, wo Rousseau seine Julie hingedichtet. Das Schloß

liegt von Wiesen, Weinbergen, Baumgruppen umgeben, ein Paradies – für einen, der es mitbringt. Ich setzte mich in jede Laube, auf jede Bank, ich versuchte es auf alle Art – vergebens. Mein Herz ist so ausgetrocknet, daß eine Fliege durchkriechen könnte, ohne sich die Füße naß zu machen. Auch empfand ich nur für Sie, für mich überlegte ich nur. Als ich die Kinder des Gutsbesitzers sich auf der Wiese herumwälzen sah und dann ins Kelterhaus gehen und aus den breiten Fässern zerquetschte Trauben naschen, sie hatten ihre Freude an dem guten furchtsamen Thun, der sich in Todesangst vor zwei Kühen flüchtete, die ihn mit ihren Hörnern und Glocken verfolgten – vor mir den See und die ernsten erhabenen Savoyer Gebirge, rückwärts die sanften Hügel, mit Wäldern, Weinbergen, Sennhäusern, Dörfern bedeckt – da wünschte ich, was ich immer wünschte an solchem Ort: hier möchte ich geboren worden sein. Und dann die Brust gefüllt mit dieser himmlischen Luft, immerhin hinaus in das dürre Leben. Die Erinnerung meines Kinderparadieses hinge mir wie eine Feldflasche an der Seite, aus der ich trinke, sooft mich dürstet. O ich weinte vor Gram und Zorn. Wenn ich jetzt mein Kinderparadies öffne, stinkt es! Nie verzeihe ich es ihnen, ich müßte denn eine große Gelegenheit finden, mich zu rächen! Es gibt nichts Liebevolleres als dieses Montreux. Man sagte mir, es bliebe kein Schnee hier liegen, vielleicht auch keiner auf der Brust. Gestern abend 8 Uhr ging ich mit meiner Laterne in das Dorf. Es war so komisch wie etwas. Ich hörte am Tage, im Orte sei ein „Cercle“, wo man Journale läse. Wie ein ausgehungerter Geier stürzte ich dem Aase zu. Mein Barbier erbot sich am Mittage, mich zum Präsidenten des Cercle zu führen. Dieser saß ganz stattlich in seinem Kelterhause vor einem Tische und versuchte Wein. Der Präsident wies mich an meinen Wirt, der auch Mitglied wäre. Mein

Wirt ist ein ausgezeichneter großer schöner Mann, und jetzt, über und über mit Weinhefe besudelt, gleicht er ganz einem Bacchus. Beschäftigt wie alle Welt, konnte er mich nicht ins Casino begleiten, erbot sich aber, einen kommen zu lassen, der mich dort einführen solle. Abends 8 Uhr kamen auch 2 Dorf-Honoratioren, wie es schien die Politiker des Orts, und holten mich ab. Ich zündete meine Laterne an, denn auf den Straßen ist keine, es geht immer bergauf, bergab, und man könnte auf diesem Pflaster zehen Hälse brechen, wenn man sie hätte. Ich fragte meine Leute, wie sie denn in den Winternächten ohne Laterne fortkommen könnten? Sie antworteten mir: wer im Winter aus seinem Hause ginge, käme vor Tageseinbruch nicht heim. Das ist brav. Endlich traten wir in ein kleines Haus. Mein Führer holte aus der Küche einen Schlüssel und öffnete mir ein Zimmer. Da war kein Licht, nur meine Laterne leuchtete. Bei deren Scheine sah ich die Zeitungen an, die auf dem Tische lagen. O Jammer, es waren nur Blätter des Kantons, mehrere Tage alt, die ich schon gelesen hatte. Morgen, sagte man mir, kämen neue, ich könnte kommen, sooft ich wollte. Der Schlüssel zum Cercle liege auf einem Gesimse über der Türe. Das ist das Casino von Montreux. Beim Nachhausegehen bemerkte ich, daß alle Keller und Kelterhäuser offenstanden und beleuchtet waren. Während der Weinlese wird die ganze Nacht durchgearbeitet. Selbst mein Barbier ist so bacchantisch beschäftigt, daß er mich nur alle 2 Tage rasieren kann. Ich sehe schwarz wie der Teufel aus. Wozu aber in Montreux, in meiner Einsamkeit, sich rasieren lassen? werden Sie fragen. Hören Sie und lachen Sie mich aus. Nie war mir das Glattsein nötiger als jetzt. Der Börne ist zahm geworden, das Unglück hat ihn mürbe gemacht. Sie erinnern sich, wie unleidlich ich immer brummte, wenn wir drei in Zürich zu Mittag aßen, und es kam ein Fremder ins Zimmer,

setzte er sich auch an einem besondern Tische. War ich an offner Tafel mit Fremden zusammen, sprach ich nie ein Wort mit ihnen. Jetzt kam aber hier in meiner Einsamkeit, da ich mittags allein essen mußte, die lange Abende allein auf meinem Zimmer sein mußte, einige Tage sogar ohne Bücher – da kam die zerknirschende Langeweile über mich, ich schmachtete nach Menschen, erinnerte mich meiner eigenen Unfreundlichkeit und Ungeselligkeit, und da ging ich in mich und gelobte, wenn sich wieder einmal ein einsamer Mensch zu mir gesellte, ihn nicht mehr zurückzuweisen. Der Himmel belohnte auch gleich meine tugendhafte Entschlüsse. Als ich gestern ins Speisezimmer kam, bemerkte ich zu meinem freudigen Erstaunen 3 Gedecke. Ich fragte, wer mitäße? Zwei Engländerinnen wären gekommen. Jetzt sah ich mit offnem Maule, gespitzten Ohren und sehnsüchtigen Blicken nach der Türe und wartete, wer herein käme. Die Türe ging auf – es war, als stürzte die Decke über mich zusammen – und herein trat eine Frau von 60 Jahren, schwarz gekleidet bis ein Fuß über den Kopf hinaus – so hoch reichten Bänder – und von einer Häßlichkeit, die Wanzen damit zu vertreiben. Bald darauf kam die andere Dame, 30 Jahre alt, nicht häßlich und nicht schön. Diese letztere hatte ich schon Vormittag im Garten bemerkt. Sie kam mir wie toll vor. Sie rannte schneller als ein Jagdhund auf und ab. Ich bemerkte aber gleich bei Tische, daß sie nicht toll war, sondern lebhaft. Sie hat südliches Blut in den Adern. Es sind 2 Schwestern, sie reisen ohne Bedienten und Mädchen und mit der Diligence. Übrigens treiben sie sich wie alle Engländer umher, leben bald in Vevey, bald in Lausanne, bald in der Normandie, bald in Genf. Jetzt kommen sie von Interlaken, wo sie 6 Wochen bei Seilers [?] gewohnt. Wer sind diese Leute? Als ich die Jüngere fragte: ob sie Engländerin sei, stockte sie etwas und antwortete: sie hätte lang

in England gelebt. Sie sprechen viel von Musik, sagen, das sei ihre Leidenschaft. Von hier gehen sie nach Paris. Sollten sie Komödiantinnen gewesen sein? Ich halte sie für Spanier oder Italiener. Mit der Alten habe ich mich gestern abend bis 1/2 11 recht gut unterhalten. So hat mich das Unglück gebessert!
Aber, wie sieht's mit Paris aus? Ich meine, wir hätten seit 4 Wochen nicht davon gesprochen. [— — —]. Und jetzt genug. Der Kopf ist mir ganz schwindlig von dem *Paris oder nicht Paris*. Kurz, es ist mir mies vor Ihnen. Adieu, mein Engel und mein Teufel. Mittag bei Tische wird Bresche geschossen und dann Sturm gelaufen.
Ich lese in Pariser Blättern von einer Demoiselle Schulz, die im Italienischen Theater debütiert. Erinnern Sie sich nicht, ist das etwa die Wirtstochter aus Baden-Baden, die Pixis in die Lehre genommen und nach Paris geführt? Hieß die nicht Schulz? Was ich für Sorgen habe!

B.

524.

Nr. 18 *Montreux, Samstag, d. 19. Okt. 1833*

Mein lieber Zentaur! Das heißt auf deutsch: mein liebes Ehepaar!

And do not link two virtuous souls for life
Into the moral centaur, man and wife. (Byron)

Da es kommen kann, daß ich Ihnen Grobheiten mache, ist es gut, wenn Sie sich auf Ihre Pferdefüße stellen, um jene besser zu ertragen. Aber eigentlich weiß ich nicht, warum Sie Grobheiten verdient hätten. Ihr Plan mit Nancy ist so übel nicht. Ich denke [kenne?] ja diese Stadt. Ich habe mich schon mehrere Male Tag und Nacht dort aufgehalten. Stadt und Umgegend sind schön, und es wird auch wohl nicht teuer dort leben sein. Aber warum so weit von Paris entfernt? Wäre nicht besser, wir wohn-

ten näher bei Paris, in einer Stadt der Normandie oder an der Loire oder in Fontainebleau, Versailles, St. Germain, wo es gewiß nicht teuerer als in Nancy ist. Überhaupt ist mir der nach Deutschland zu gelegene Teil von Frankreich zuwider. Auch ist jetzt zufällig in Nancy ein anderes Verhältnis, das mich abschreckt. Nämlich alle deutsche Flüchtlinge, die vorigen Frühling von Straßburg verwiesen worden, sind jetzt in Nancy und würden mir zur Last fallen. Doch um mit Ihnen zusammen zu leben, ist mir auch Nancy herzlich willkommen. Aber auf keine Weise möchte ich *vor* Ihnen dorthin reisen, sondern erst abwarten, bis Sie abgereist. [— — —]. Ich bin überzeugt, daß in der Nähe von Paris zu wohnen gar nicht teuer ist. [— — —]. Alle meine tägliche Ausgaben in Paris, auf dem kostbaren Fuße, wie ich dort zu leben gewohnt bin: Logis 130 fr., täglich 5 fr. für Essen etc., Holz bis zur Verschwendung, Wachslichter, Bedientenlohn, Zeitungen, Bücher, Wäsche — das alle beträgt nur 400 fr. Die 300 fr., die ich monatlich mehr brauchte, waren außerordentliche Ausgaben. Die würden wir nun in einer kleinen Stadt bei Paris ersparen. Aber auf der andern Seite bedenken Sie, daß ich außer Paris nichts verdienen kann, dort aber mir 500 fr. monatlich gewiß sind. Übrigens, ein Narr, wer jetzt spart. Es kann kommen, daß wir in 2 Jahren alle Bettler sind. Das kömmt gewiß, früher oder später. Alle meine Prophezeiungen, die ich schriftlich oder mündlich je gemacht, hat Byron auch geäußert, schon vor 15 Jahren. In seinen Briefen sagt er wörtlich: „*Ihr wißt nicht, was vorgeht* . . . Es wird ein Krieg der Menschen gegen die Könige. Das Blut wird fließen in Strömen, die Tränen werden *regnen.*" Man lacht uns Propheten aus, weil die Erfüllung nicht so schnell folgt als der Donner auf den Blitz. Aber was ist der Prophetengeist? Er sieht durch ein Perspektiv, das Entfernte als nahe; freilich, aber was nicht da ist, kann er

nicht sehen. Und der Sturm ist nicht fern. Was täglich kommen kann ist immer nah, und dauerte es noch 20 Jahre. Das hängt vom Zufall ab. Kurz, wir werden Bettler werden. O wir drei, welche schöne Bettlerwirtschaft! Wir stellen uns blind, lagern uns auf dem Boulevard Italien und stecken Thun einen hölzernen Teller in das Maul.

Also, ich tue was Sie wollen, gehe hin wo Sie wünschen, und reise, sobald Sie es bestimmen. Vor jetzt gehe ich übermorgen nach Lausanne, nehme mir dort auf Tag oder Woche ein Privatlogis und warte es geduldig ab, bis Ihre Unentschlossenheit fest wird, vielleicht durch den Frost. Wenn Sie nicht nach Paris gehen, eile ich gar nicht. Wie ich reise, kann ich es auch im Winter ohne Beschwerde. Wenn ich in meinem vorigen Briefe, Sie anzutreiben, von Eile sprach wegen schlechten Wetters, so bezog sich das bloß auf die Wege, [die] durch den Regen verdorben; wenn ich trocknes Wetter habe, liegt mir nicht an der Lufttemperatur. Ich habe in Lausanne Bekannte, Bücher und Zeitungen, und da es der gerade Weg nach Paris ist und ich Herr bin, zu reisen, wann ich will, werde ich auch nicht ungeduldig werden. Darum bitte ich Sie, machen Sie sich meinetwegen keine Unruhe, sondern suchen Sie bloß mit sich einig zu werden.

Wenn die Metalliques schlecht stehen, werden die Napoleons, die dafür gekauft werden sollen, auch schlecht stehen. Sonst verlöre ich ja erstaunlich. Alles Plunder! Bis zum Frühling haben wir Krieg. Ich besitze noch ein hölzernes Schüsselchen aus Lauterbrunn. Das paßt dem Thun gerade ins Maul und kann an 30 sous fassen. Einmal täglich wird es doch voll werden. Genug für drei verschwisterte Herzen. Adieu Makkaroni, adieu Kartoffelklöß!

Ich lese jetzt Byrons Leben von Moore. Welch ein Riese! Ich und Heine, wenn wir erst ausgewachsen, sind zwei

Hühneraugen auf seiner rechten und linken kleinen Zehe. Ich gebe Heine den rechten Fuß. Und in dem Buche ist nur der Abfall seines Geistes, aber Späne genug, das Herz einen ganzen Winter zu heizen. Wie süß und wie stark zugleich, er donnert auf der Flöte. Da ist ein Gedicht über die Nichtigkeit des Ruhms und wie Jugend und Liebe alles sei! Verstünden Sie es nur, ja kennten Sie nur die englische Aussprache um sich nur an der Musik der Worte zu erfreuen! Es fängt an:

> Oh, talk not to me of a name great in story;
> The days of our youth are the days of our glory;
> And the myrtel and ivy of sweet two-and-twenty
> Are worse all your laurels, though ever so plenty
> What are garlands and crowns to the brow that
> is winkled?
> 'tis but a dead-flower with may-dew besprinkled.
> etc.

Was mich am Byron entzückte, was mich zu seinen Füßen und an seinem Herzen warf, das ist sein glühender Haß und seine leichenkalte Verachtung gegen Österreich. Er, der die goldensten Blitze der Beredsamkeit besitzt, fand sie nicht tödlich genug für Österreich; er schimpft auf Marktweiberart: „Der Dummkopf, der Esel, die niederträchtigen Bestien, die Schufte“ u.s.w. Ist das nicht erhaben aus solchem Munde? Welche Gefühle müssen es sein, die Byron zu schildern verzweifelte, und die er in seiner Wut und Ohnmacht nur auf den Boden spie! Mag Österreich meinen Haß und meine Verachtung ertragen; aber Byrons? Das ist die Posaune des jüngsten Gerichts, und weder Jarke noch Heine werden diese Donnerstimme übergimpeln ... Ist das genug für die 4%, die ich an meinen Metalliques verliere? Aber ich habe Vorrat für einen ganzen österreichischen Bankrott.

Wissen Sie, warum Heine den Schlegel haßt? Das hat er mir selbst gesagt. Vor einigen Jahren habe einmal Schlegel bei der Kurfürstin von Hessen gespeist, wo diese ihn gefragt, was er von Heine halte? Schlegel erwiderte: daß er ihn nie gelesen, gar nichts von ihm wisse. Das ists. Die Eitelkeit ist Heines Bandwurm. Mit weniger Kopf und mehr Herz wäre er ein vollkommnes Weib. Wie begierig bin ich auf seinen 2ten Teil; aber in der franz. Schweiz ist kein deutsches Buch zu sehen.

Das Wetter ist jetzt schlecht, es regnet alle Nächte durch. Seit 3 Tagen konnte ich nicht spazierengehen. Aber die Gegend hat auch in dieser Witterung einen unbeschreiblichen Reiz. Die ganze Reihe der Savoyer Alpen, die mein Fenster wie ein Rahmen einschließt, sind mit Schnee bedeckt. Seitdem treten die Täler hervor, die sonst der Schatten bedeckte, und ich sehe in die Gebirge hinein. Es ist zauberhaft schön. Das Spiel der Wolken und des Nebels kann mich stundenlang beschäftigen; sie haften nicht lange, weder an den Bergen noch auf dem Wasser. Das ist ein Vorzug des Genfersees vor dem Zürcher.

Ich habe Ihnen doch schon von den zwei englischen Schwestern geschrieben, die hier im Hause wohnen? Die älteste hat einen mächtigen Schnurrbart, die jüngere ist schöner als sie mir anfänglich erschien und war schon einmal auf meinem Zimmer. Hmm! Sollten Sie nun denken — aber im völligen Ernste —, daß sie mir zu verstehen gegeben, ich sollte sie heiraten, nämlich die eine! Ich wäre zu bedauern, so allein, ich sollte mir eine Compagne wählen! Und sie haben den Plan, mit mir in meinem Wagen nach Paris zu reisen! Dieser verführerische Wagen hat ihnen das Herz gebrochen! Und ich Unglückseliger jammere, daß ich so gar nicht mehr *prellbar* bin. Nicht um eine Biene. Sie lesen italienische Bücher und scheinen doch gar keine Bildung zu haben. Die jüngere, meine Braut, spielt Gitarre und singt, wollte sich aber nicht vor mir

hören lassen. Einmal jodelte sie ein paar Noten. Eine himmlische Stimme! Sind sie Italiener? Schauspielerinnen? Aber schon viele Jahre reisen und leben sie auf englische Weise. Ich kann nicht klug daraus werden. Sie scheinen nicht viel zu haben, kleiden und betragen sich auf Komödiantenart. Aber langweilig! Zehen Bände Humor gehen verloren, daß kein Vierter dabei ist, der es mitansieht und es bespottet, wie ich mit diesen 2 Damen lebe. Und mein Geld! Gott weiß, wieviel mir schon gestohlen worden ist. Warum sind Sie nicht bei mir? Ich 2 Weibsleute in meinem Wagen mit nach Paris nehmen! Schande – sehe ich denn so dumm aus? O welchen Gefahren ist ein unerfahrener Jüngling ausgesetzt!

Von Bulwer lese ich jetzt gerade ein Buch *England and the English*. Sehr lehrreich. Ich lese es wie ein Schüler, langsam zur Übung.

Also Sie schreiben mir bis [auf] weiteres nach Lausanne, wohin ich übermorgen gehe. Das ist schon der 8. Brief diesen Monat, von dem erst 2/3 vorüber sind. Und eine merkwürdige Korrespondenz. Wasser zur Papiermühle; ich wüßte nicht was sonst. Der Teufel hole das Briefschreiben. Wenn meine Schwägerin keinen Schnurrbart hätte, wüßte ich, was ich täte, der Sache ein Ende zu machen. Im Sommer könnte ich mit meiner jungen Gattin unter dessen Schatten sitzen; aber was fange ich winters mit dem Schnurrbart an?

Hier bekomme ich nur 2 Mal wöchentlich eine kleine Zeitung von Lausanne zu lesen, in der nichts steht. Seit dem verflossenen Dienstag kann die Welt untergegangen sein, und ich weiß es nicht. In so einer fürchterlichen Lage war ich noch nie. Ich muß eilen, nach Lausanne zu kommen. Adieu.

B.

525.

Nr. 19 *Lausanne, Mittwoch, den 23. Okt. 1833*

Seit vorgestern bin ich hier. Ihren Brief Nr. 16 erwischte ich glücklich noch in Vevey bei meiner Durchreise, als man ihn gerade nach Montreux schicken wollte und das Wort schon naß darauf stand. Das machte mir große Freude und noch größere, aus Ihrem Briefe zu ersehen, daß Sie noch dumm, d. h. gesund sind. Ich habe mir hier tagweise eine Privatwohnung genommen. Nancy und Straßburg. Das ist der Nord- und Südpol Ihres Witzes! O welche Freude erlebe ich an meinen Kindern! Ihr lebt ja wie Katz und Hund miteinander. Ganz die böse Ehe von Abraham à Santa Clara. „Sagt er *hott*, sagt sie *hui*!" Den Berg hinauf – nicht den Berg hinauf. Tun – nicht tun. Wem soll ich folgen? Auf Nancy zurückzukommen: wenn ich nicht der alte ehrliche Narr wäre, würde ich Ihnen sagen: ja, wir wollen nach Nancy, das ist ein herrlicher Gedanke! Und hätte ich Sie einmal dort, würde ich Sie schon bewegen, weiter mit nach Paris zu kommen. Und dann hätten wir beide einen Umweg von 12 Meilen gemacht. Es scheint, die Cholera-Furcht hat bei Ihnen viel Einfluß. Aber die Cholera hat in Paris aufgehört. Ich habe gestern die neueste Gazette médicale (vom letzten Samstag) gelesen, worin es wörtlich heißt: „Wie wir vorhergesagt, hat die Cholera fast ganz aufgehört. In den letzten Tagen sind nur 2–3 neue Kranke in die Spitäler gekommen." Also da ist nichts zu fürchten. Wegen Geld habe ich mich schon genug geäußert. Ich werde dort verdienen. Und was liegt daran, es einige Monate zu versuchen? Das wird mich nicht ruinieren. Geht es nicht, so ziehen wir an einen kleinen Ort in der Nähe von Paris. Sie haben ja selbst erfahren, wie wohlfeil es in Auteuil ist. Wenn eine Wohnung sommers 800 fr. kostet, haben wir sie das ganze Jahr für 1200. Dabei sparen wir soviel,

daß wir wöchentlich ein paarmal nach Paris fahren und dort alle Lustbarkeiten mitmachen können. Soll ich ein Juste-milieu werden? Das trägt viel ein, man kömmt aber in Ginem. Dem dummen Donndorf könnte ich den Tag fast angeben, an dem er vorigen Winter in Dienste der franz. Regierung getreten. Man lockte ihn damit, daß man ihm deutsche Stunde bei Broglie und Guizot verschafft, die ihm gut bezahlt worden. Er war selbst wie aus den Wolken gefallen, als man ihn an einem Tage zu jenen Ministern rief, ohne daß er sich darum bemüht, noch von jemand empfohlen worden. Als er mir das erzählte, wußte ich gleich, welche Glocke es geschlagen. Heine, der auch das Spiel treibt, hat ihn verführt. Donndorf ist Korrespondent der *Allgem. Zeit.*; als solcher konnte er leicht einen Wert in den Augen der franz. Regierung bekommen. Ich wollte das alle noch verzeihen, wenn H. und D. bloß der franz. Regierung dienten. Diese interessiert sich mehr für Sachen als Personen, und erfährt sie auch durch Verräterei etwas Persönliches, so kann sie doch den Personen, wenn [sie] unschuldig sind, nicht beikommen, weil Preßfreiheit und öffentliche Gerichtsbarkeit sie schützen. Die Herren spionieren aber auch für deutsche Regierungen, und dadurch können sie die unschuldigsten Personen ins Verderben stürzen. Glauben Sie übrigens nicht, daß Heine jährlich 15000 fr. verdient. Er schneidet auf. Mir sagte er schon vor 2 Jahren, daß er sich jährlich auf 12000 fr. stehe, und nach seiner Lebensart, die ich kenne, hat er monatlich keine 400 fr. zu verzehren. So ist die Welt! Weil wir gerade von Spionen sprechen, will ich Ihnen doch ein Wort vom alten Cotta erzählen. Dieser hatte in frühern Jahren immer den Ruf: er wäre Agent der franz. Regierung. Bei mir brauchte es dieses Rufes gar nicht, um die Überzeugung zu haben, daß Cotta Agent, nicht bloß der franz., sondern jeder Regierung sei, die ihn bezahlt. Das liegt in seinen Verhält-

nissen als Eigentümer der Allgem. Zeitung. Unter dem Namen *Korrespondenten für die Zeitungen* hat Cotta überall seine Agenten, die ihm alles Neues mitteilen. Er erfährt mehr als mancher Minister. Nicht der kleinste Teil, was die Korrespondenten der Allg. Zeit. berichten, wird gedruckt, sondern wandert gegen ungeheuere Bezahlung in die Kabinette. Das wußte ich auch ohne Beweise, darum ließ ich auch in meinen Pariser Briefen ganz keck drucken: „Ich kenne ganz genau die geheime Lebensgeschichte der Allgem. Zeitung von der Zeit des franz. Direktoriums bis zum Falle Warschaus." Wie gesagt, Beweise hatte ich nicht. Nun fielen mir grade hier die Memoiren von Fauche-Borel in die Hände. Dieser Fauche-Borel war ein Buchhändler aus Neuchâtel, der zur Zeit der Franz. Revolution als Intrigant und Agent der franz. Prinzen eine große Rolle gespielt. Er war es, der Pichegru zum Abfall bewegte. Nun, in diesen Memoiren steht ein Brief von Cotta wörtlich abgedruckt, worin dieser das franz. Direktorium und den Kommandanten von Straßburg benachrichtigt, daß Borel und noch einige, die er namentlich angibt, in Frankreich als royalistische Emissäre herumreisten. Das hieß nun gerade, sie der Guillotine ausliefern. Einige dieser Agenten wurden auch wirklich ertappt und erschossen. So war mein Pflegevater, so ist die Welt.

Montreux habe ich mit wahrer Wehmut verlassen. Ich kann nicht sagen, wie mich diese Gegend anlächelte, als liebte sie mich. Es gibt wohl schönere Gegenden, und vielleicht haben wir den Sommer schönere gesehen, aber so reizend keine. Es ist ja mit Landschaften wie mit Weibern, die schönsten sind nicht immer die reizendsten. Ich habe schönere Frauenzimmer als Sie gesehen, aber ich fand Sie immer reizender als alle. Und das ist noch gar nichts; wenn Sie nach Paris kommen, mache ich Ihnen noch größere Schmeicheleien. Wie ist's nun? *Hott* oder

hui? Fiel Ihnen denn außer Nancy und Straßburg sonst kein guter Gedanke ein? Etwa Lüneville? Da liegt viel Kavallerie und sind Sie ein Husar unter Husaren? Oder Bondy? Wegen des Waldes und der Spitzbuben. Aber jetzt ernst gesprochen. Was tun Sie? Wenn Sie durchaus nicht nach Paris wollen, kommen Sie doch nach Lausanne. Mit Ihnen blieb ich sehr gern hier. Ich habe ein Logis, wie wir es gerade brauchen. 3 Zimmer, ein Saal, eine Küche und Conrad ein Schlafzimmer oben. 2 Zimmer gehen nach der Straße und der Saal mit dem 3ten Zimmer nach dem See. Diese Aussicht aus seiner Wohnung hat höchstens der König von Neapel und Donna Maria, kein dritter in Europa außer ich. Und die Wasserseite ist gerade die Sonnenseite, den ganzen Tag liegt die Sonne im Zimmer, so daß [ich] die Fensterläden eben zumachen mußte. Es ist unbeschreiblich schön. Und die Wohnung liegt im tiefsten Teile der Stadt, man hat nicht zu steigen. Ich zahle täglich 4 fr. und monatlich 100. Das Essen lasse ich mir vom Restaurant bringen. Für mich und Conrad 15 Batzen. Dafür hatte ich gestern (2 Portionen) Suppe, Kartoffel, Bohnen, Fische, Koteletts und Huhn. Sie sehen also, wie wohlfeil man lebt, und das Logis würde Ihnen gar nichts kosten, da es mir ja zur Hälfte leer steht. Also, wenn Sie nicht nach Paris wollen, kommen Sie hierher. Aber entschließen Sie sich zu etwas. Jetzt weiß ich nichts mehr zu schreiben, als daß mir mies vor Ihnen ist. Ihr treuer

B.

526.

Nr. 20 *Lausanne, 24. Okt. 1833*

[— — —]. Ihr heutiger Brief hat nun alle meine Hoffnung zerstört. Ich sehe schon, Sie kommen nicht nach Paris oder warten solange, sich zu entschließen, bis die Witterung zu rauh geworden. Von Halphens und an-

dern müssen Sie nicht sprechen, die reisen mit eigenen Wagen. Ihre Unlust zu reisen liegt bloß in Ihren Nerven. Ich bin aber vollkommen überzeugt, daß Ihnen Paris guttun würde. Ich weiß nicht, was Ihnen einfällt, von Unbequemlichkeiten, kalten Stuben, Betten zu sprechen. Ich verbürge mich dafür, Sie sollen es in Paris so bequem und warm als in Frankfurt haben. Wahrlich, es ist mir mehr wegen Ihrer als wegen meiner zu tun, wenn ich so sehnlich wünsche, daß Sie nach Paris kommen. Ich bin überzeugt, daß Sie dort vergnügt werden würden, und daß die Zerstreuung Ihren Nerven guttun würde. Ich war die 3 verflossenen Winter auch ohne Sie vergnügt in Paris; aber diesmal wäre es anders. Früher zerstreuten mich die Briefe, die ich Ihnen zu literarischen Zwecken schrieb, das brachte mir zugleich Geld ein. Jetzt aber können solche Briefe nicht mehr gedruckt werden, und ich muß für die Blätter zu meinem Erwerb ästhetische Sachen schreiben. Nun aber, auch die Verstimmung abgerechnet, in die mich das Entferntleben von Ihnen versetzen würde, kann ich durchaus – besonders nichts Ästhetisches – drucken lassen, wenn Sie es nicht zuvor gesehen. Wenn Sie also nicht in Paris sind, kann ich durchaus nichts arbeiten, und dann habe ich nicht einmal für mich Geld genug. Sind Sie aber in Paris, daß ich arbeiten kann, verdiene ich genug für uns beide. Ich mache mich anheischig, daß Sie nicht einen Kreuzer mehr als Ihr Interesse dort brauchen sollen, ohne daß ich selbst dabei zu kurz komme. Was mich am unglücklichsten macht, ist der Gedanke, daß Sie sich vielleicht noch zu Paris entschließen, wenn die Jahreszeit das Reisen entweder unmöglich oder wenigstens für Ihre Gesundheit bedenklich macht. Was mit Otahaiti vorgeht, begreife ich nicht. Indessen kann ich mich jetzt gar nicht darnach erkundigen. [– – –].
Fürchten Sie übrigens gar nicht, daß es mir Verdruß machen würde, wenn die Briefe nicht gedruckt würden.

Ich weiß einer Widerwärtigkeit ihre gute Seite abzugewinnen, und ich habe für den Fall des Nichterscheinens der Briefe schon einen Trost und einen Ersatz im Vorrate. Ich hoffe nun wenigstens, daß die Antwort auf diesen Brief, die ich erst am 4. Nov. erhalten kann, Ihre Entscheidung bringen wird. [– – –]. Es ist erschrecklich mit den Weibern, ihren Nerven und Dummheiten. Ich war verflossenen Sommer viel schlimmer genervt als Sie; aber weil ich ein Mann bin und Verstand habe, wußte ich das zu deuten, und jetzt ist's vorüber. Sie aber zappeln in Ihren Nerven wie eine Fliege im Spinngewebe. Und doch haben Sie seit so vielen Jahren Ihre Schwester unter den Augen, eine wahre vollständige Klinik, den Einfluß der Nerven auf den armen schwachen Verstand einer Frau zu studieren, und doch haben Sie nichts gelernt. Nichts kömmt mir komischer vor, als daß sich die Natur soviel unnötige Mühe gibt, den Verstand einer Frau zu verwirren – ein Orkan, um ein rotes Weihnachtskerzchen auszublasen. Ich schwöre Ihnen bei allem was heilig ist, daß es meine aufrichtige Meinung: Ihnen wäre nichts gesünder als tüchtige Prügel, und wäre der Strauss nicht so gut und so dumm, hätte er Sie schon längst kuriert. und Sie wären schon auf dem Wege nach Paris.

Die Sonne liegt so warm auf meinem Fenster, daß ich das Feuer im Kamin auslöschen mußte. Ich mache täglich einen Spaziergang nach Ouchy. Der ganze Hügel, der von der Stadt sanft ab an den See führt, ist mit Landhäusern bedeckt, die alle zu vermieten sind. Heute abend bin ich bei Monnard zum Tee eingeladen. Ich schließe mit meinem alten Glaubensbekenntnis: *es ist mir mies vor Ihnen.*

B.

527.

Nr. 21 Lausanne, Sonntag, d. 27. Okt. 1833

Ich habe wieder Reue, daß ich Ihnen die Reue bewilligt, und ich nehme sie zurück. Sie haben mir versprochen, nach Paris zu kommen, und jetzt müssen Sie Wort halten. O wie freue ich mich! Jetzt reisen Sie aber auch bald und benutzen das schöne Wetter. Ich habe Ihnen schon auseinandergesetzt, wie störend und kostspielig es für mich sein würde, wenn ich früher als Sie nach Paris käme, oder gar mit der Ungewißheit, ob Sie nachfolgen. [— — —]. Das Wetter ist auch hier wie im Sommer. Aller Schnee von den Bergen ist wieder geschmolzen. Hätte ich das vorhersehen können, wäre ich noch länger in Montreux geblieben, von wo mich nur das schlechte Wetter verjagt hat. Aber die Gegend ist auch hier herrlich. Könnte ich Sie nur die Aussicht aus meiner Wohnung genießen lassen! Aber im Winter würde ich mich ennuyieren. Welche Gesellschaft! Vorgestern brachte ich in einer Soiree zu, d. h. von 8 bis 10. Punkt 10 eilt alles nach Haus. Wie steif sind die Weiber! In allem nur 12 Personen. Tee, entsetzlich viel Kuchen. Es wurde Musik gemacht. Ein ci-devant jeune homme mit Schnurrbart und schwarzer Halsbinde, wahrscheinlich der Gemeinde-Romantiker, zog ein in rot Maroquin gebundenes Duodez-Musikbüchelchen aus der Tasche, setzte sich ans Klavier und sang das ganze Liederbüchelchen aus. Wahrscheinlich ist das die Sammlung seiner Triumphlieder. Zugleich mit den Klaviertasten stiegen und fielen seine Augenbrauen, und zärtliche Gesichter schnitt er, damit alle Liebe aus der Welt zu verjagen. Aber die Weiber und ihre Töchter schwammen in Wonne. Aber eine Tochter hat der Monnard, eine Tochter! Sie verdiente, Königin von Montreux zu sein. An die Hiller denke ich gar nicht mehr. Kurz, ich rate Ihnen, mich nicht hier bleiben zu lassen. Entkomme ich der Langeweile, tötet mich die Liebe.

Als ich gestern über die Straße ging, begegnete mir Meyer-Beer mit seiner Frau. Wir waren wechselseitig angenehm überrascht. Sie kommen von Baden und gehen nach Nizza. Es scheint der Frau jetzt etwas besser zu gehen als früher. Aber der Mann, als er mit mir allein war, klagte, was das für ein Jammer wäre, daß seine Frau ihrer schwächlichen Gesundheit wegen in so jungen Jahren so viel entbehren müßte. Sie müßte sich in achtnehmen, und die Ärzte hätten strenge verboten, sie dürfte nicht schwanger werden. Künstlereitelkeit. Meyer-Beer läßt künftigen Frühling 2 neue Opern in Paris aufführen, eine in der Opéra-Comique, die andere in der großen Oper. Er kömmt dann hin, und seine Frau geht nach Interlaken, die Molkenkur gebrauchen. Sie gab mir für dort ein Rendez-vous. – In Montreux sind die Preise wie in Interlaken, aber Essen und Bedienung viel schlechter. Die Leute im ganzen Orte sind zu reich, und es liegt ihnen wenig an den Fremden. Man hat noch eine Pension, wo es viel billiger sein soll, aber das Haus hat keine so vorteilhafte Lage, wie das, worin ich gewohnt. Wenn wir bis zum nächsten Frühling in der Lotterie gewinnen, reisen wir wieder nach der Schweiz. Folgende Einrichtung ist die beste. Mai und Juni am Zürichersee, und von dort alles sehen, was Sie vorigen Sommer versäumt. Juli und August Interlaken. Sept. und Okt. Montreux. Ist das recht? Oder wir bleiben den Sommer hier und mieten uns ein Landhaus. Ich glaube nicht, daß hier teuer ist. Alle Landhäuser liegen zwischen der Stadt und Ouchy. Man hat da herrliche Spaziergänge. Da ich viel da herum spaziere, will ich vor meiner Abreise mich noch nach den Mietpreisen erkundigen. Gewinnen wir aber nicht in der Lotterie, müssen wir uns den Sommer mit Montmorency oder einer Gegend in der Normandie oder an der Loire begnügen. Wenn der Mensch kein Geld hat, muß er Philosoph sein.

Daß Sie den Brief erst am 7ten Tag bekommen, kömmt daher, daß er in Montreux immer den Abend vorher auf die Post gelegt werden mußte, weil er den andern Tag in der Frühe abging. Also die Pariser Frage wäre entschieden. Das war aber auch eine Konferenz, mühsamer als die Londoner. Aber ich Talleyrand! Der arme Conrad wird erschrecken, wenn er es hört. Auch winters keine Ruhe! wird er seufzen. Doch gönne ich ihm sein hartes Schicksal. Seit einigen Tagen, daß ich auf meinem Zimmer esse, ist mein alter Haß gegen ihn wiedergekehrt, der immer eintrifft, sooft ich zu Hause esse. Frage ich ihn dann, was ist da? antwortet er: ein *Hähnchen*, und dieses Hähnchen spricht er mit einer Sirupsüßigkeit aus, daß mir jedesmal übel davon wird. Sonst bin ich mit ihm zufrieden. Aber noch mehr mit Thun. Was dieser Jüngling lebhaften Sinn für schöne Natur hat, davon haben Sie keine Vorstellung. Den ganzen Tag sitzt er draußen auf dem Fenstergesimse und schaut nach dem See hinunter. Sooft auf unsern Spaziergängen Mauern oder Hecken die Aussicht versperren, springt er hinauf oder hinüber, um freie Aussicht zu haben. Aber erschrecklich feige ist er. Besonders fürchtet er sich vor Wasserfällen, und ich konnte ihn nie bewegen, sich einem zu nähern, um zu saufen. Ich bin willens, ihn auf ein Jahr hier in Pension zu geben, daß er Französisch lerne. — Bringen Sie Pikettkarten mit. — Adieu.

B.

528.

Nr. 22 *Lausanne, Mittwoch, den 30. Okt. 1833*

Nach Ihrem heutigen Briefe habe ich wenig Hoffnung, Sie in Paris zu sehen. Aber tun Sie sich keine Gewalt an. Sie haben auf mich keine Rücksicht zu nehmen, und wenn Sie Ihrer Rechnung sicher sind, daß Sie in Frankfurt weniger mißvergnügt sein werden, als in Paris, reisen

Sie nicht. Verschieben Sie es bis zum Frühling. Ihre Wechselfurcht ist lächerlich. *Ich reise künftigen Montag den 4. Nov. nach Paris ab.* [— — —].

Ich werde Ihnen auf meiner Reise sooft als nötig schreiben. Die Briefe, die nach meiner Abreise hier noch ankommen, lasse ich mir nach Dijon schicken. Dort bleibe ich auf jeden Fall solange, bis Ihr Brief ankömmt. Ich werde mir keine Briefsorgen machen, Sie sollen es aber auch nicht. Ich sah einmal zwei betrunkene Kerls, die nicht stehen und gehen konnten. Einer sagte lachend und spottend zum andern: komm her, laß dich führen, du kannst ja nicht gehen. So spaßhaft kömmt es mir vor, wenn Sie gegen meine unnötige Briefangst predigen. Sobald ich ein Privatlogis genommen, werde ich es dem Sattler Stiebel anzeigen. Früher bin ich im Hôtel des Princes.

Sie sind eifersüchtig auf meine *schwarze Damen*, und Sie werden alle schwarz finden, auf die Sie eifersüchtig sind. Das ist in der Ordnung. Ich weiß nicht, wo sie jetzt sind. Sie reisen von hier nach Paris in Mietwagen. Von hier gehen oft solche Wagen, nach Paris und nach allen Teilen der Welt. Die Person zahlt 6 Louisdor. Man braucht aber 8 Tage zur Reise. Doch im Winter ist das bequem. Ich bin willens, mich in Paris in *meine Möbel zu setzen*, wie man es dort nennt. Die beste Art ist, sich nach und nach das Nötige anzuschaffen, und sobald man vollständig ist, sich einzurichten. So machen es dort die Leute. Möbels sind nach Verhältnis sehr billig, in 100 Auktionen zu kaufen. Und da mir so erschrecklich mies vor Ihnen ist, werde ich wahrscheinlich heiraten. Von meinen schwarzen Damen wurde ich aufmerksam gemacht, daß Galignanis Messenger täglich eine Menge Ankündigungen von Logis mit Pensionen enthalte. Die Engländer suchen sich auch in Paris in Pensionen einzurichten. Das kömmt von ihrer Neigung zur Häuslichkeit.

Ich schreibe mir nun täglich aus Galignani aus, was von solchen Pensionen darin steht. [— — —]. Ich bin überzeugt, daß, wenn wir zusammen uns in Paris in Pensionen einrichteten, dies uns nicht hoch käme.
Es war recht, daß Sie mein Swift gegen Byron vertauscht. Wenn Sie aber nicht selbst kommen, benutzen Sie die erste Gelegenheit, ihn mir zu schicken. Ich denke daran, mir alle meine Bücher nach Paris kommen zu lassen. Wer sagt Ihnen, daß ich Byron gut verstehe? Ich bin ein Beheme. Außer den paar Versen, die ich (in der franz. Übersetzung) in Byrons Leben von Moore gefunden, habe ich noch kein Wort von Byron gelesen. Ich lese ein prosaisches engl. Buch schon 4 Wochen, und ich habe noch keine 40 Seiten zurückgelegt; sosehr hält mich das Aufsuchen und Aufschreiben der Worte auf. Ich brauche 6 Monate, um geläufig Englisch lesen zu lernen. Wenn Sie nach Paris kämen, könnten wir so schön zusammen Englisch lesen. Warum haben Sie so eine dumme Frau genommen? Ich habe nur den englisch-deutschen, nicht auch den deutsch-englischen Teil meines Wörterbuchs bei mir, sonst würde ich Ihnen auf Englisch sagen, was ich von Ihrer Frau halte. Doch ich versuche es. Will you breakfast, Sir? I thank you, Sir. Do you love tea or coffee? All one, what you please. You don't eat. If I eat too much now, I shan't be able to eat a bit a dinner. Rinse the glasses. Eat some radishes to wet your stomache. What dish is that, madam? That is an english pudding; will you be pleased to taste of it? Your english cheeses are very delicate. For my part, I am a great admirer of this beef. Und das ist noch sehr gelind ausgedrückt. Aber ich bitte Sie, verraten Sie mich nicht. Die Weiber verstehen in solchen Dingen keinen Spaß. Wenn sie Sie quält, können Sie ja übersetzen, wie Sie wollen — Adieu und bessern Sie sich.

B.

529.

Nr. 23 *Lausanne, Samstag, den 2. Nov. 1833*

Hurra! Jetzt hoffe ich, daß Sie kommen. Schon der Thun allein wird Sie für Ihre edle Tat belohnen. Es ist merkwürdig, was das für ein Mensch ist! Er steht und geht auf den Hinterfüßen und fängt Fliegen. Denken Sie, welch eine Wohltat das für den Sommer ist. Kurz, Sie werden überrascht werden. Dieser Winter in Paris wird äußerst brillant werden, nun jetzt gar, daß Sie auch hinkommen. Mon auguste ami, der König von Belgien ist dort. Den 1. März beginnt die Gemälde-, den 1. Mai die Industrie-Ausstellung. Demois. Flörsheim. In der großen Oper wird Don Juan zum erstenmal aufgeführt. Wir geben déjeunés jeûnants: neue Erfindung. Und jetzt vernünftig gesprochen, und zu Ihrer Erleichterung in nummerierten Absätzen. N. B. Diesen Brief müssen Sie nicht einpacken, sondern Strauss soll ihn in die Tasche stecken, damit Sie auf der Reise zu jeder Zeit sich der gegebenen Notizen erinnern können.

Nr. 1.

Ich reise Montag den 4. Nov. von hier ab und kann also schwerlich vor Montag den 11ten in Paris sein, und sollte ich mich in Dijon aufhalten, noch später. Ich mache nicht den geraden Weg, der von hier über Orbe und Pontarlier nach Dijon geht, sondern einen Umweg über Genf, Bourg, Mâcon, Chalon nach Dijon. Ich habe mich dazu entschlossen, weil der erste und kürzere Weg über das rauhe, sehr hohe, kalte und dabei langweilige Juragebirge führt. Bis nach Dijon hat man immer Berge. Der andere Weg aber ist schön, bequemer, und da sehe ich einen Teil des südlichen Frankreichs. Montag abend bleibe ich in Genf.

Nr. 2.

Sobald ich nach Paris komme, gebe ich bei Sattler Stiebel meine Adresse ab. [— — —].

Nr. 3.

Wenn Sie *vor mir* nach Paris kommen, schreiben Sie mir gleich einen Brief nach *Brie-Comte-Robert* (Seine et Marne) Postrestant. Das ist 3½ Meilen von Paris. Darin bemerken Sie Ihre Wohnung. Wenn in Ihrem Logis eine passende Wohnung auch für mich ist, bemerken Sie das. Die Hauptrücksicht ist, daß man einen Wagen unterstellen kann. Wäre dies nicht der Fall, so suchen Sie eines in Ihrer Nähe auf, wenn das Hôtel des Princes zu weit abgelegen wäre. Doch müssen Sie bei Stiebel immer Ihre Adresse ablegen.

Nr. 4.

Kommen Sie nach Ihrer Berechnung später als ich nach Paris, schreiben Sie mir von Metz aus, sobald Sie Ihren Platz genommen haben, mit welcher Diligence oder *Malle* Sie reisen, an welchem Tage und um welche Stunde der Wagen von Metz abgeht, und wann in Paris ankömmt, damit ich ins Posthaus kommen oder wenigstens den Conrad hinschicken kann.

Nr. 5.

Die nötigen Punkte aus diesem Briefe schicke ich auch heute im Duplikat nach *Metz* und später, sollte sich Ihre Abreise verschieben, schreibe ich Ihnen von dem Wege aus oder von Paris noch einmal nach Metz. Auf jeden Fall schreibe ich nach Frankfurt, bis Sie es abbestellen. Das Wetter ist herrlich.
Jetzt Adieu! Hurra B.

Nr. 23

Duplikat

Ich habe Ihnen heute nach Frankfurt geschrieben. Für den Fall Sie aber schon abgereist wären, schicke ich Ihnen einige Artikel hier in Abschrift nach Metz.

Nr. 1.

[u.s.f. bis Ende entspricht dem vorangegangenen Briefe]

Zusatz zur ersten Auflage

Es ist mir mies vor Ihnen. Hurra.

B.

Monsieur
Salomon Strauss
postrestant
à
Metz
(Moselle)

530.

Nr. 24 *Cologne [Collonge] in Frankreich 3½ Meilen von Genf.*

Montag abend 4. Nov. 1833

Vive le Roi!
Heute morgen verließ ich Lausanne. Ich kam aber gar nicht durch Genf, sondern ließ es seitwärts liegen und fuhr nahe dabei ab hierher, wo ich übernachte. Das hat die üble Folge, daß dieser Brief (den ich morgen auf dem Wege irgendwo abgebe) einen Tag später nach Frankfurt kömmt. Sie werden ihn wahrscheinlich erst am 7ten Tag erhalten. Schade um das schöne Papier! Gibt es denn eine einfältigere Korrespondenz als unsere? Ich schreibe nach

Frankfurt, und wenn Sie nach Paris reisen, findet Sie dieser Brief nicht mehr in Frankfurt. Ich weiß wirklich gar nicht, wozu ich schreibe. Ihren Brief, der wahrscheinlich morgen in Lausanne ankömmt, werde ich Donnerstag in Dijon finden. Wenn dann nun etwas Entscheidendes darin steht! Kurz, so eine dumme Briefstellerei gibt es nicht mehr. Ich will auch nicht länger ein Narr sein und gleich schließen. Von Dijon schreibe ich Ihnen wieder. Adieu.

Roi ne puis
Prince ne daigne
Bœrne je suis.

Monsieur
Salomon Strauss
à
Francfort sur le main

531.

Nr. 25 a *Dijon, Freitag, den 8. Nov. 1833*

Hurra!

Ich erhalte soeben den Brief, den Sie mir nach Lausanne geschrieben, woraus ich zu meiner unaussprechlichen Freude ersehe, daß Sie kommen. Den andern Brief, den Sie unmittelbar herschicken und der morgen kommen kann, mag ich nicht abwarten. Ich reise heute nach Paris. Die Wege sind schlecht, und ich mache gern zeitig Nachtquartier. Ich werde also schwerlich vor Dienstag in Paris sein können. Ich steige auch im Hôtel des Tours ab, wenn er Remise hat, sonst im Hôtel des Princes. Adieu.

B. geb. W.

Ich schreibe auch nach Paris.

532.

Nr. 26 a *Paris, Dienstag, den 12. Nov. 1833*

Ich bin gestern abend wohlbehalten hier angekommen. Heute habe ich Ihre 2 Briefe, den vom 5. u. den vom 8. erhalten, aber den vom 4. nach Dijon noch nicht. [— — —]. Kommen Sie, kommen Sie; Sie sollen in den ersten 4 Wochen Ihre gute Laune wiederfinden, wenn Sie nämlich meiner Leitung folgen. Ich werde mich unterdessen nach Logis umsehen. Ich schrieb Ihnen aus Vorsicht einige Worte nach Frankfurt; aber von jetzt an nicht mehr dahin; es müßte denn sein, daß ich die unglückliche Nachricht bekomme, daß Sie *nicht* nach Paris reisen. Adieu. Auf baldiges Wiedersehen.

B.

Monsieur
Salomon Strauss
postrestant à
Metz

533.

Nr. 27 *Paris, Montag, den 18. Nov. 1833*

Ich habe Ihren unglückseligen Brief erhalten. Wäre ich nur noch jung genug, um in Verzweiflung geraten zu können! Man verzweifelt nicht mehr, wenn man nicht mehr hofft. Also seien Sie wegen meiner nur ganz ruhig. Ich werde meinem Verdrusse nicht nachhängen, sondern mich so viel als möglich zu zerstreuen suchen. Ich sehe wohl ein, daß Sie unter solchen Umständen nicht haben kommen können, kommen dürfen. Nur erwarte ich, daß Sie mir *ausdrücklich* die Besorgnis nehmen: Sie möchten noch später in der kalten Jahreszeit kommen. Das dürfen Sie durchaus nicht. Ich war schon jetzt, da ich Sie auf der Reise glaubte, unruhig genug. Wie wäre das erst, wenn Sie später reisten. Also versprechen Sie mir fest, nicht

daran zu denken; es müßte sich denn unverhofft eine Reisegelegenheit in eignem Wagen finden, wobei Sie des Nachts liegen bleiben.
Was ich nun jetzt schriftstellern soll, weiß ich nicht. Meine Absicht war, mich an dem Morgenblatt zu engagieren, und da hätte ich Geld genug für uns alle verdient. Aber das ist mir, da Sie nicht kommen, unmöglich. Ich bin übel gelaunt, und kann in dieser Stimmung um so weniger wagen, etwas drucken zu lassen, ehe Sie es gesehen. Ein Tagebuch führen und später herauszugeben als Buch wäre mir zu jeder Zeit am willkommensten. Aber wovon soll ich leben? Meine jetzige Kasse ist Ende Dezembers spätestens zu Ende. Und was dann? Ich müßte von meinem Kapitel nehmen, und das ist schlimm. An ... wegen der 1100 fr. werde ich schreiben, sobald ich eine bestimmte Adresse habe; allein es scheint mir jetzt selbst, daß aus der Sache nichts geworden. Was wird jetzt Strauss mit meinem Wechsel machen? Sorgen Sie nur, daß, sobald ich's nötig habe, Geld für mich liquid sei. Was raten Sie mir hinsichtlich meines literarischen Erwerbs zu tun? Vielleicht mache ich doch noch Cotta einen Antrag; allein dieses könnte ich nicht eher, bis ich vorher versucht, ob mir solche Arbeit gelingt, bis ich mehrere Aufsätze fertig habe. Also auf keine Weise könnte ich Ende Dezembers, wenn mein Geld all ist, schon etwas verdient haben. Sie sind es, die mich ruinieren, und der Teufel soll Sie holen. Der Conrad hat ganz selig gelächelt, als ich ihm sagte, Sie kämen nicht. Ich muß nun eilen, Logis zu finden. Sobald ich eingezogen, schreibe ich Ihnen wieder. Bei allem meinem Verdrusse tröstet mich immer der Gedanke: wie wäre es erst, wenn ich Sie geheiratet! Mit Ihnen zusammenkommen kann ich zu jeder Zeit; aber in jenem Falle, wie von Ihnen loskommen? Das ist der Vorteil, wenn man Dr. der Philosophie ist. Bei Hillers war ich schon. Die haben sich prächtig eingerichtet. Als ich den

roten Postzettel sah, erriet ich gleich, was das für ein Liebesbrief sein werde. Ich hänge ihn in meinem Zimmer unter Ihrem Bilde [auf]. Sobald ich ein Logis gefunden, schreibe ich Ihnen wieder.

Ihr B.

544.

Nr. 28 *Paris, Dienstag, den 19ten Nov. 1833*

Ich erhalte soeben Ihren himmlischen Brief mit der unverhofften Manna. Wenn es möglich ist, kommen Sie. Das ist mir nicht so gleichgültig als ich gestern zu Ihrer Beruhigung geheuchelt habe. Es würde mich sehr glücklich machen, wenn Sie kämen. Ich habe noch kein Logis und werde also jetzt noch einige Tage damit warten, bis es sich entscheidet. [— — —]. Glauben Sie darum ja nicht, daß ich auf Ihre Ankunft zähle. Ich bin ganz darauf vorbereitet, Ihnen ein zweites Mal zu schreiben: Der Teufel soll Sie holen!

Ich glaube, erst hier 3 Briefe von Ihnen erhalten zu haben. Wenn ich erfahre, daß Sie abgereist sind, schreibe ich Ihnen nach Metz. Übrigens ist alles Schreiben in diesem Briefe überflüssig; denn wenn Sie nach Paris kommen, findet Sie der Brief nicht mehr in Frankfurt. Adieu also

B.

O Postgeld!

Ich muß Ihnen noch einmal ans Herz legen, sich ja Plätze im Coupé zu nehmen. Sie sind immer so ängstlich auf Luft. In dieser Jahreszeit dulden es aber die Passagiere nicht und brauchen es nicht zu dulden, daß man die Wagenfenster öffne. Im Coupé aber, wo höchstens 3 sitzen, sind Sie mehr Herr, das zu tun.

IV

Briefe an verschiedene Empfänger

1.

An die Eltern

[s. in Abteilung I (Billette und Briefe Louis Baruch – Henriette Herz) Nr. 5 vom 13. November 1802.]

2.

An Amalie Spiro

[s. in Abteilung I (Billette und Briefe Louis Baruch – Henriette Herz) Nr. 5 vom 13. November 1802.]

3.

An Jakob Sachs

Heidelberg, d. 16. Juli 1807

Mein lieber Herr Sachs,

Sie erhalten hiermit einen Brief von Grossing. Er ist mir schon vor einigen Tagen zugekommen, und es wäre freilich artig gewesen, ihn Ihnen gleich zu schicken. Aber Sie werden belieben, in Erwägung zu ziehen, Herr Sachs, daß wir Juden allgesamt es mit der Artigkeit nicht so genau zu nehmen pflegen. Wie hätten Sie sonst auch auf den Gedanken kommen können, dem Grossing eine solche Bedingung vorzuschreiben, als die ist: wenn er einst aus Ihrem Dienste herausträte, ohne Ihre Erlaubnis in Frankfurt keine Stunden zu geben? * Ich glaube, Sie hätten ihm jährlich können 1000 Taler bieten, ohne Ihre Erlaubnis keine Kirschen zu essen, und er hätte sich nicht dazu verstanden oder wäre unwürdig gewesen, mein Freund zu sein. Mein Gott, welcher Mensch von Kraft

* Börne hatte den Hallenser Studienfreund Grossing als Lehrer an die Privatschule seines ehemaligen Hauslehrers Sachs empfohlen.

und Geist wird sich denn seinen Willen binden lassen? Es hat mir gleich geahndet, daß die Negociation kein günstiges Ende nehmen würde, als ich in Ihrem Briefe die Worte las: „ich werde Grossing noch heute *Ordre geben,* abzureisen." Wahrscheinlich waren Sie besonnen genug, gegen ihn selbst diesen Ausdruck nicht zu gebrauchen; denn das wäre ihm begreiflicherweise schon Ursache genug gewesen, die Ordre *nicht* zu parieren. Es tut mir leid, daß nichts daraus wird. Sie können es mir wahrhaftig glauben, als ich Ihnen Grossing zu verschaffen suchte, hatte ich es besser mit Ihrer Schule gemeint als mit meinem Freund. Da dieser Brief kein andern Zweck hat, als den ich erreicht zu haben meine, so nenne ich mich schließlich den Ihrigen Louis Baruch

4.

An den Vater
[Fragment]

[Heidelberg, 24. Juli 1807]

. . . Ich weiß es, daß Du vollkommen zufrieden sein wirst, wenn ich einst so geschickt werde wie ein Dr. U. oder K., mein ehrliches Auskommen habe, bis endlich nach 20jährigem Streben mein Ruhm durch den vielgeschäftigen Mund der Tanten und Cousinen bis an die äußerste Stadtmauer dringt, wo mich ein Banquier N. N. beglückt, mir, wenn er den Schnuppen kriegt, ein Rezept abzufordern. — Glaubst Du, daß sich mein Stolz begnügen würde, in die Wette mit einem gewöhnlichen Doktor um die Gunst der Judengasse zu buhlen? — Dein Sohn ist zu etwas Besserem geboren, als sich herumzuwälzen im Staube der Gemeinheit und seinem Gott zu danken, wenn der erste beste Krämerjunge ihm nachsagt: „der Baruch ist gar kein übler Mensch, nur schade, daß er ein Jude ist". Ich hasse das gemeine Volk, und es ist mir zuwider . . .

5.

An Salomon Kaufmann

[1808?]

Lieber Herr Kaufmann!

Weil ich Ihnen versprochen habe, Ihnen das Geld* zu schicken, muß ich Sie benachrichtigen, daß es mir unmöglich ist, vor meiner Abreise von hier Geld zu bekommen. Ich werde aber in höchstens 8 Tagen wieder in Gießen sein. Sein Sie so gut und gedulden Sie sich noch so lange. Sie dürfen mir aber wegen dieser Sache nichts hierher schreiben, weil ich nicht sicher bin, daß mir die Briefe richtig in die Hände kommen. Baruch

An Herrn Salomon Kaufmann
(Schloßgasse)
in *Gießen*

6.

An Dr. Stiefel

[Frankfurt 1814?]

Machen Sie, daß meine Nachtgedanken (das eingeschlossen, was ich jetzt mitschicke) in die Zeitung kommen. Sie passen sich hinter die Konstitution. Wenn man gegen die Dummheiten schreibt, die noch nicht existieren, so ist's Papier niemals verloren. Die Dummheiten kommen sicher hintennach. Ich lege es Ihnen ans Herz, sie morgen zusammen erscheinen zu lassen. Wenn Sie wieder so viele Kommerz-Annoncen wie heute haben, könnten Sie billigerweise eine Beilage machen. Was ich über die Konstitution schreiben will, wird mich wenigstens 14 Tage beschäftigen. Ich muß schlechterdings meine Ideen (sie inkommodieren mich und summen mir wie die Mücken im

* Es handelte sich vermutlich – gleich wie in Halle – um Konditorschulden.

Kopfe herum) über das Verhältnis des Reichsoberhauptes zu den freien Städten und über die Juden bei dieser Gelegenheit weitläufiger auseinandersetzen. Ich werde dann meine Schrift zwar in Ihre Zeitung einrücken, aber zugleich eine eigene Broschüre daraus binden. Quos ego! Sie können ja unterdessen selbst etwas oder den Goldschmidt über die Konstitution schreiben lassen. Den Anfang über die amerikanischen Gesandten in Gent müssen Sie jetzt weglassen, denn ich werde nicht Zeit haben, die Fortsetzung zu liefern. Börne

Noch wiederhole ich, daß, wenn die Zensur von den Nachtgedanken so viel streicht, daß nicht wenigstens *vier* erscheinen können, sie alle wegbleiben müssen. Dann versteht es sich von selbst, daß jede Nummer wegbleibt, worin auch nur etwas von der Zensur ausgestoßen wird — notieren Sie sich doch, was Ihnen von der Konstitution einfällt oder was Sie von andern hören, und teilen Sie mir's mit ...

7.

An den Polizeiminister Freiherrn v. Eberstein

[Frankfurt, April 1814]

Hochgeborener Freiherr!
Gnädiger Herr Minister!

In tiefster Ehrfurcht wage ich es mich an Ew. Excellenz zu wenden und Hochdero Schutz untertänigst zu erbitten. Die hohen und edle[n] Gesinnungen Ew. Excellenz und die Billigkeit meines untertänigst[en] Gesuchs gewähren mir die Hoffnung einer gnädigen Willfahrun[g].

Seit ohngefähr drei Jahren bin ich als Aktuar bei der hiesig[en] Polizei angestellt. Die Pflichten, die dieses Amt mir auferleg[t], habe ich stets mit der größten Strenge erfüllt. Ich darf mich wenigstens meiner Brauchbarkeit in den Geschäften mit aller Beruhigung auf das

Zeugnis meiner Vorgesetzten und wegen meines redlichen und guten Willens auf das Urteil des Publikums berufen, dessen Beobachtung man sich in solchen Verhältnissen nicht leicht entziehen kann.
Unter dem Hn. Präsidenten von Itzstein, während dessen [Ver]waltung ich mein Amt antrat, hatte ich einen großen T[eil] der deutschen und französischen Korrespondenz zu führen, Ent[wür]fe über verschiedene Polizei-Einrichtungen zu machen, öffent[liche] Bekanntmachungen und Verordnungen zu verfassen usw. Al[s lau]fendes Geschäft ward mir die Registratur gegeben. Meine amtlichen Verhältnisse waren öffentlich autorisiert, indem ich als Aktuar in dem Großherzoglichen Staats-Kalender namentlich angeführt ward.
Im Jahre 1812 erschien ein Großherzogliches Dekret über die Organisation veschiedener Verwaltungszweige, worin unter ande[rm] verfügt wurde, daß bei der Ober-Polizei-Direktion 3 Aktuare bestehen sollten. Zu diesen Aktuariaten ward zwar keiner namentlich bestellt, indessen wurden sie mit denjenigen Personen besetzt, die auf der Polizei schon vor mir verwendet worden waren. Ich war der 4te Aktuar. Dennoch aber hatte diese neue Organisation keinen weiteren Einfluß auf meinen Rang und den damit verbundenen Geschäftskreis. Ich wurde wie vorher in dem Staatskalender als Aktuar genannt und aus den Bureaugeldern bezahlt.
Als zu Anfang des Jahres 1813 Freiherr von der Tann Polizei-Präfekt wurde, starb zur nämlichen Zeit einer der Aktuare. Ich hatte alle Ansprüche an dessen Stelle zu rücken und erhielt sie auch zufolge einer Landesherrlichen Genehmigung. Der Tod des Aktuars Lattig hatte im allgemeinen bei dem Polizei-Personal zu verschiedenen Vorrückungen Anlaß gegeben, in deren Betreff Freiherr von der Tann am 5. Apr. 1813 dem Herrn Polizeiminister Vorschläge machte. Letzterer erstattete hierauf

am 7. des nämlichen Monats Bericht an den Großherzog und erhielt *per inscriptum* vom 9ten die höchste Genehmigung der gemachten Vorschläge. Der Herr Polizeiminister benachrichtigte unter dem 12ten April den Herrn Präfekten von der erhaltenen Genehmigung und den 14ten desselben Monats wurde das Polizei-Personal durch ein Zirkular von den getroffenen Veränderungen in Kenntnis gesetzt. Zufolge derselben ward mir die Registratur abgenommen und dem Hn. Aktuar Gravelius gegeben. Ich erhielt die Führung aller polizeigerichtlichen Untersuchungen; nebst diesem übertrug mir der Herr Polizei-Präfekt wegen Beschäftigung des Polizeikommissärs, wenn die Abwesenheit eines derselben oder Anhäufung der Geschäfte, wie dieses gewöhnlich der Fall war, eine solche Aushülfe nötig machte.

Gleich nach der Abreise der (!) Freiherrn von der Tann wa[rd] mir das Aktuariat bei dem Polizeigericht gleich meinen ü[bri]gen Geschäften entzogen und ich darauf beschränkt, die Re[gis]tratur zu führen.

Die rechtlichen Verhältnisse meiner Anstellung kann ich nur aus der durch einen Bericht des Hn. von der Tann veranlaßten Vorstellung des ehemaligen Polizeiministers an den Großherzog und der darauf erfolgten höchsten Entschließung dartun. Diese Akten befinden sich gegenwärtig in dem Archive des hohen Generalgouvernements. Ich bitte daher Ew. Exzellenz ganz untertänigst mir die Einsicht der bezeichneten schriftlichen Verhandlungen genädigst zu gestatten.*

Ew. Exzellenz
untertänigst-gehorsamster
Dr. Ludwig Baruch,
Polizeiaktuar

* Die Eingabe wurde abschlägig behandelt, die beantragte Einsicht in die Akten verweigert und – nachdem der in dieser Sache

8.

An den Senat der Stadt Frankfurt

[Frankfurt, 5. April 1815]

Hochpreislicher Senat!

Während ich einer günstigen Entscheidung auf meine das Gesuch ** einer Besoldungszulage enthaltende gehorsamste Vorstellung, die ich vor mehreren Wochen überreicht habe, vertrauungsvoll entgegensah, hatte ich den Schmerz zu erfahren, daß ein Hochpreislicher Senat meine Dienstentsetzung beschlossen habe, indem der Herr Oberpolizeirat Senator Hofmann, mit Hinweisung auf einen Hochverehrlichen Senatsbeschluß vom 9. März d. J., worin es heißt: — „Ist dem Dr. Baruch zu eröffnen, daß man die Pensionierung desselben ebensowenig als die der übrigen Bureauisten anerkennen könne", mir ankündigte, daß hierunter *meine Verabschiedung* zu verstehen sei. Da mir nun zu gleicher Zeit bemerkt worden, wie der Zweifel an die Förmlichkeit meiner Anstellung jene Entscheidung veranlaßt habe, so erlaube ich mir zuvörderst einem Hochpreislichen Senate das geschichtliche und rechtliche meiner Dienstverhältnisse gehorsamst zu erörtern.

Im Jahre 1811 wurde ich als Aktuar bei der Polizei angestellt. So wie keiner der Polizeiaktuarien mit einem landesherrlichen Dekret versehen wurde, weil die Stabilität des Dienstes der Subalternen von dem Wohlverhalten derselben abhängen sollte, ebenso verhielt es sich auch mit mir. Meine Gleichachtung mit den übrigen Aktuarien beweist indessen die Gleichheit der Besoldungen und daß ich wie sie in dem mit obrigkeitlicher Sank-

angefragte Senat der Stadt Frankfurt den Petenten als nur provisorisch angestellt erklärt hatte – ad acta gelegt.

** Das Gesuch ist in den Akten des Archivs der Stadt Frankfurt, nach Ludwig Geiger, nicht erhalten.

tion erschienenen Staatskalender vom Jahre 1812 und 1813 mit dem Charakter eines Aktuars bemerkt bin. Die beiden Herren Polizeigerichtsassessoren selbst sind ebenfalls nur mit Ministerialdekreturen über ihre Anstellung versehen.
Im Jahre 1812 wurden durch ein Großherzogliches Dekret 4 Aktuarstellen — Aktuariate nicht Aktuare — bestimmt und die Gehalte der Polizeibeamten festgesetzt. Dem Rechte folgend wurden die gesetzlich angeordneten Aktuariatsstellen denjenigen Individuen übertragen, die schon früher als Aktuare in Funktion waren. Ich mußte zu jener Zeit als der fünfte und als der zuletzt aufgenommene Aktuar in der Art zurücktreten, daß ich eine Erledigung abzuwarten hatte.
Im Jahre 1813 starb einer der Aktuare. Es hätte keiner besonderen Anregung und Bestimmung bedurft, um mich in die erledigte Stelle einrücken zu lassen, da Recht und Billigkeit dafür sprachen und ich schon in Funktion war. Gleichwohl wurde mir auf Antrag des Herrn Polizeiministers von dem Großherzoge selbst die erledigte Aktuarstelle ausdrücklich übertragen. Auf diese Weise wurde ich in rechtlicher Beziehung den übrigen Aktuaren gleichgestellt und trat dadurch in eins der landesherrlich bestätigten Aktuariate ein, so daß ich vom Landesherrn selbst namentlich zum Aktuar ernannt worden bin.
Wenn aus dieser meiner gehorsamsten Darstellung klar hervorgeht, daß auf die Förmlichkeit meiner Anstellung mit Grund nichts eingewendet werden könne, wenn ich in meinem Innern das Zeugnis trage, durch keinerlei Handlung oder Schuld Veranlassung gegeben zu haben, mir eine Stelle zu entziehen, welche ich seit 5 Jahren redlich begleite [sic], wenn auch selbst die Notwendigkeit einer Beschränkung des Polizeipersonals aus finanziellen Gründen nicht angeführt werden kann, da der Polizei-

etat zur nämlichen Zeit, wo meine Dienstentlassung beschlossen worden, bedeutend erhöht worden ist und daher Ersparung meines Gehaltes unmöglich bezweckt worden sein konnte; wenn eine Verminderung des Personals aus Gründen des Dienstes selbst einesteils eine rechtliche Anwendung auf mich nicht haben kann, und anderteils jetzt um so weniger denkbar ist, als in dem dermaligen Augenblick die Geschäfte der Polizei statt vermindert eher vermehrt werden dürften und man gewiß genötigt sein würde, meine Stelle durch einen andern zu ersetzen, wenn endlich das Polizeiamt provisorisch auf ein Jahr in seiner gegenwärtigen Einrichtung bestätigt worden ist, mithin durch meine fernere Beibehaltung im geringsten kein Eintrag geschehen würde; so bitte ich einen Hochpreislichen Senat ergebenst, mir meinen Dienst, der meine Lebsucht ausmacht, wenn auch nicht definitiv, doch wenigstens provisorisch auf ein Jahr mit dem den Aktuaren bewilligten Gehalt zu bestätigen und erneuere mein gehorsamstes Gesuch um die Auszahlung der für das vergangene Jahr den übrigen Aktuaren bewilligten Gratifikation. Sollte ich das Unglück haben, daß meine Verabschiedung gegen mich Schuldlosen unabänderlich verhängt wäre, so wird ein Hochpreislicher Senat meine rechtlichen Ansprüche auf Fortbezug meines Gehaltes als Pension gerechtest nicht verkennen.
Ich sehe einer geneigten Entscheidung um so vertrauungsvoller entgegen, da ich nicht einem Mitbürger in einer privatrechtlichen Forderung gegenüberstehe, wo jedes Billigkeitsgefühl vor der Strenge und Form der Gesetze schweigen muß, sondern ein Untertan zu seiner Obrigkeit redet und ich mich an den Edelmut eines Hochpreislichen Senats vertrauungsvoll gewendet habe; der gewohnt ist, für das Glück jedes Bürgers besorgt zu sein und in dessen Augen meine reine und tadellose Geschäftsführung nur größere Ansprüche erwarten muß,

als die lautsprechendsten Gründe des Rechts zu erteilen vermögen.*

Eines Hochpreislichen Senates

Untertänigst-Gehorsamster
Dr. Baruch
Polizeiaktuar

9.

An den Senat der Stadt Frankfurt

[Frankfurt, Juli 1815]

Hochpreislicher Senat!

In meiner untertänigsten Vorstellung vom 5. April d. J. habe ich gebeten, mich bei meiner Stelle, der ich bisher mit Eifer und Fleiß zur Zufriedenheit meiner Obern vorgestanden habe, zu belassen. Auf den Fall aber, wo Ursachen und Gründe vorhanden sein sollten (deren mir jedoch keine bekannt sind), aus welchen die Gewährung meines Gesuchs mir nicht gestattet werden wollte, setzte ich zugleich meine Ansprüche auf die Fortbeziehung meines Gehalts als Pension umständlich auseinander. Ein Hochedler Rat hat durch den am 1. d. Mts. gefaßten Beschluß jenem Antrag auch willfahrt. Ich habe daher meinen Gehalt als Pension zu gewärtigen und weiß darüber nichts weiteres hinzuzusetzen oder vorzutragen, als daß ich die zum besten der Staatsdiener des aufgelösten Großherzogtums Frankfurt von den hohen Alliierten ausgesprochene allgemein bekannte beruhigende Versicherung des ungekränkten Fortgenusses des bisher bezogenen Gehalts ausdrücklich anrufe. Es kann nicht der geringste Zweifel obwalten, daß ich als Lokaldiener meinen Gehalt als Pension fernerhin aus der hiesigen Kasse, woher ich solchen stets empfangen habe, fortzubeziehen befugt bin. Da jedoch meinen Gefühlen widerstrebt, in meinen Jahren, wo ich Lust und Fähigkeit zu

* Der Beschluß des Senates vom 1. Juli lautete: „Es wird dieses Ansuchen abgeschlagen."

arbeiten habe, eine Pension zu beziehen, so fühle ich mich verpflichtet, einem Hochpreislichen Senate meine schuldige Bereitwilligkeit zum Dienste in passenden Verhältnissen ehrerbietig zu erklären. Unter diesem Erbieten nehme ich mir die Freiheit, untertänigst zu bitten, ein Hochpreislicher Senat wolle geruhen, einem wohllöblichen Rechneiamte aufzugeben, mir meinen Gehalt forthin als Pension auszubezahlen.*

Indem ich meine Rechte in bester Form mir vorbehalte, verharre ich in schuldiger Verehrung
eines Hochpreislichen Senates

Untertänigst-Gehorsamster
Dr. Baruch

10.

An die Ausgleichskommission

Hohe Kommission!

Im Jahre 1811 erhielt ich, wie sich aus den Anlagen ergibt, die Stelle eines Aktuars bei der Oberpolizeidirektion in Frankfurt.

Die Polizeiaktuare bezogen damals einen fixen Gehalt von 400 fl. und einen Sportelanteil, der jährlich ungefähr 500 fl. betrug, dieser Genuß der Accidenzien aber hörte mit dem Jahre 1812 auf, bei der genannten Stelle sowohl als bei allen übrigen Ämtern, wo er stattgefunden hatte, es ward festgesetzt, daß die Sporteln fernerhin der Staatskasse zufallen sollten und den Beamten, die dadurch verloren, dafür ihre ständige Besoldung verhältnismäßig erhöht.

* Die erneute Eingabe wurde – wiederum mit dem Hinweis auf das nur provisorische Anstellungsverhältnis und der daraus resultierenden Zurückweisung des Pensionsanspruchs – abschlägig beantwortet. – Erst nach einer Wartezeit von 7 Monaten rekurrierte Baruch an die Ausgleichskommission als zuständiger Beschwerdeinstanz.

In der nämlichen unter dem 27. Juli 1812 erschienenen Landesherrlichen Verordnung, durch welche jene Veränderung eingeführt ward, war besonders rücksichtlich der Oberpolizeidirektion vorgeschrieben, daß bei dieser Stelle drei verpflichtete Aktuare, jeder mit einer Besoldung von 800 fl., sein sollten. Zu diesen Aktuariaten ward von Seiten des Landesherrn niemand namentlich ernannt, weil diese Stellen durch die bis dahin fungierenden Polizeibeamten schon als besetzt anzusehen waren. Indem auf diese Weise nur drei Aktuare bei der Polizei eingeführt wurden, ich aber damals der vierte war und als der im Dienstalter jüngste derselben den Ansprüchen der übrigen nachstehen mußte, so fand sich für mich keine Stelle verfassungsmäßig anerkannt. Da aber einerseits meine frühere Anstellung mir das Recht auf den fortdauernden Genuß meiner Besoldung schon gegründet hatte, andrerseits auch bei den vielen Geschäften der Polizei die Verminderung des Dienstpersonals ganz untunlich gefunden wurde, so ward ich bei dieser Stelle, mit Zusicherung derjenigen Ansprüche, die mir auf den Fall der Erledigung eines Aktuariats zustünden, beibehalten.
Eine solche Erledigung fand auch bald nachher statt, indem einer der drei verpflichteten Aktuare starb und ich in dessen Stelle und verfassungsmäßigen Gehalt einrückte. Wegen dieser meiner Beförderung und anderer durch jenen Todesfall bei der Polizei veranlaßten Veränderungen war die landesherrliche Genehmigung ergangen, wie das in Abschrift hier anliegende Polizeiministerialrescript dartut.
Die Auflösung des Großherzogtums hatt für die Polizeistelle der Stadt Frankfurt die Folge, daß sie nicht ferner mehr von einem Direktor, sondern im Namen des städtischen Senats von einem Mitgliede desselben verwaltet wurde. Im übrigen nahm man bei jener Stelle keine Ver-

änderungen vor: sämtliche Bedienstete wurden beibehalten und auch was mich betrifft, so war ich fortwährend als verpflichteter Aktuar angesehen und erhielt den damit verbundenen fixen Gehalt von 800 fl. gleich meinen Amtsgenossen von der städtischen Rechnei ausbezahlt.
Daß die politischen Veränderungen, welchen die Stadt Frankfurt unterlag, in der Folge dennoch auf meine Dienstverhältnisse einen nachteiligen Einfluß haben und ich in die Lage kommen könnte, die in der Wiener Kongreßakte rücksichtlich der Staatsdiener ausgesprochenen Grundsätze des Rechts und der Billigkeit in Anspruch zu nehmen, glaubte ich um so weniger befürchten zu dürfen, da ich in Frankfurt geboren und der Sohn eines Frankfurter Bürgers bin. Aber das Unzuerwartende traf dennoch ein, und ich ward meines Amtes auf die nacherzählte Weise entsetzt.
Im Monat März des vorigen Jahres ward mir von meinem Amtsvorgesetzten ohne einleitende Äußerungen irgend einer Art zu wissen getan, daß die Obrigkeit beschlossen habe, mich von meiner Stelle zu entfernen. Er zeigte mir hierbei einen an ihn als Polizeichef gerichteten Senatsbeschluß vor, als woraus ich meine Dienstentsetzung zu entnehmen hätte. Es hieß darin wörtlich so: „Ist dem Dr. Baruch zu eröffnen, daß man die Pensionierung desselben ebensowenig als die der übrigen Bureauisten anerkennen könne.“ In diesen Ausdrücken lagen gleichsam die Voraussetzungen, als hätte ich meine Stelle schon verloren und als hätte ich um Pensionierung angehalten, obzwar weder das eine noch das andere geschehen war. Ich war bis zu jenem Augenblicke im ungestörten Besitze meines Amtes und im Genusse des damit verbundenen Einkommens geblieben; ich hatte also noch keinen Anlaß gehabt, um Pensionierung zu bitten.
Nachdem ich nun jene Andeutung erhalten hatte, überreichte ich dem Senate eine Vorstellung, worin ich nicht

sowohl um die Erhaltung meines Amtes bat, als überhaupt anfrug, ob unter den Ausdrücken jenes Ratsbeschlusses meine Verabschiedung zu verstehen sei? Die Antwort, die ich darauf erhielt, ließ mich mein Geschick nicht länger verkennen, und ich entfernte mich von dem Polizeibureau.
Ich hatte darauf zum zweitenmal versucht, in einer geeigneten Bittschrift das Kränkende meiner Dienstentsetzung fühlbar und die Gültigkeit meiner Ansprüche auf eine Pension begreiflich zu machen, aber wiederholt einen abschläglichen Bescheid erhalten.
Bei dieser Lage der Dinge bleibt mir nichts anders übrig, [als] mein so gerechtes Anliegen der Entscheidung einer hohen Kommission zu überlassen und dieselbe ergebenst zu bitten, mir nach den bestehenden Gesetzen entweder das Recht auf eine fernere Anstellung oder einen Ersatz dafür vermittelst einer ständigen Pension gütigst zuzusprechen.

Frankfurt, den 13. Februar 1816. Dr. Baruch

11.

An die Ausgleichskommission

Hochlöbliche Kommission!

Das von einer hochlöblichen Kommission geleitete Geschäft soll dem Vernehmen nach seiner Beendigung nahe sein und, wie es sich von der Gerechtigkeitsliebe und den Einsichten einer solchen hohen Stelle erwarten ließ, den Wünschen der reklamierenden Partien ganz entsprechend ausfallen. Indem nun auch ich einer baldigen Erfüllung meines vorgebrachten Gesuchs mit völliger Beruhigung entgegensehe, will ich, mit mehr Deutlichkeit, als ich es mit meiner früheren Bittschrift glaube getan zu haben, den Betrag der Summe gehorsamst angeben, die

ich nach den zu Grunde liegenden Normen als Pension zu fordern berechtigt bin.
Außer meinem fixen Gehalt bezog ich noch, wie sich aus Nr. 3 der meine früheren Vorstellung begleitenden Anlagen ergibt, den den Polizeiaktuaren zukommenden Teil der Sporteln, welcher, wie es die Rechnungsbücher von den damaligen Jahren dartun müssen, 500 bis 700 fl. betrug. Nun spricht der § 9 des auch diesmal als Grundsatz angenommenen Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 den zu pensionierenden Staatsdienern nicht bloß den Fortgenuß ihres unabgekürzten ständigen Gehaltes, sondern auch ihre rechtmäßigen Emolumente und, wo diese wegfallen, eine dafür zu regulierende Vergütung zu. Eine solche Vergütung bei dem mich betreffenden Falle bedarf darum keiner weiteren Ausmittelung, weil sie schon durch eine ältere Großherzogliche Verordnung für sämtliche Polizeiaktuare festgelegt worden ist. In dem hier anliegenden Rg. Bl. p 103 Art. 2 wird den Aktuaren für die entzogenen Sporteln ein Gesamtgehalt von 800 fl. bewilligt. Da in dieser Summe das Minimum des schwankenden Sportelertrags angenommen worden war, so ist diese Summe auch die geringste, die ich als Pension in Anspruch nehmen darf.
Darum bitte ich eine hochlöbliche Kommission ganz ergebenst, in der mir bevorstehenden und, wie nicht zu zweiflen ist, meinen Wünschen entsprechenden Entscheidung die bezeichnete Summe von 800 fl. als das Minimum dessen, was ich fordern könnte, mir als Pension gütigst und der Gerechtigkeit gemäß ausdrücklich zusichern zu wollen.*

Frankfurt, den 18. April 1816 ganz ergebenster

Dr. Baruch

* Auch diese zweite Eingabe konnte an dem bereits gefaßten (und Baruch offenbar bekannt gewordenen) Beschluß, der

12.

An den Senat der Stadt Frankfurt

[Frankfurt, Mai/Juni 1816]

Hochpreislicher Senat!

Als einer derjenigen, der zufolge eingetretener politischen Ereignisse ihres Amtes verlustig geworden sind, hatte ich mich an die zugunsten der Staatsdiener des ehemaligen Großherzogtums Frankfurt angeordnete Kommission gewendet und bei derselben meine rechtlichen Ansprüche auf Pensionierung geltend zu machen gesucht. Ich habe hierauf die hier anliegende Entscheidung erhalten, durch welche mir eine Pension von 400 fl. zuerkannt wird. Indem ich dieselbe einem Hochpreislichen Senate ehrfurchtsvoll und mit der untertänigen Bitte überreiche, mir die Auszahlung der zugesprochenen Pension gnädig anweisen zu lassen, bemerke ich noch hierbei, daß mein Rückstand vom 1. Apr. 1815 anfängt und daß, da ich erst im Juli des genannten Jahres mein Verabschiedungsdekret erhalten und meine Stelle verlassen habe, mir noch ein Quartal, nach dem Betrage meiner damals bezogenen Besoldung von 800 fl. zugute steht.**

Eines Hochpreislichen Senats

Untertänigst-Gehorsamster

Dr. Baruch,

ehemaliger Polizeiaktuar

Petent habe als „Lokaldiener" einen Anspruch auf jährlich 400 Fl., nichts mehr ändern. Die Angelegenheit wurde als Lokalsache an die Stadt Frankfurt zurücküberwiesen. Abermals wendete sich Baruch im folgenden Schreiben an den Senat der Stadt Frankfurt.

** Am 8. Juli 1816 beschloß endlich die Deputation des Frankfurter Senates, dem Antragsteller zwei Quartale der nach Baruchs Überzeugung stark gekürzten Pension von 400 Fl. aus-

13.

An die Verwaltungsbehörde der israelitischen Gemeinde Frankfurt a. M.

Hochlöbliche Verwaltungsbehörde!

Dem Vernehmen nach sucht eine hochlöbliche Verwaltungsbehörde der israelitischen Gemeinde die Stelle eines Aktuars in ihrer Mitte, deren Erledigung bevorsteht, von neuem zu besetzen. Mehrere ihrer verehrten Mitglieder, bei denen ich meinen Wunsch, jenes Amt zu erhalten, mündlich äußerte, haben mir die gütige Zusicherung gegeben, bei dem sich ereignenden Falle sowohl selbst auf mich Rücksicht zu nehmen, als auch zu meiner Empfehlung so viel als möglich beizutragen. Auf diese Versicherung und noch auf andere Gründe gestützt, die, wie ich mir schmeichle, geeignet sind, mir das Vertrauen und die Gunst einer hochlöblichen Behörde zu verschaffen, wage ich es daher, mein Gesuch um das erledigt werdende Amt hiermit schriftlich gehorsamst vorzubringen.

Ich darf hoffen, daß meine Befähigung zu jener Stelle nicht werde in Zweifel gezogen werden, da ich schon vier Jahre lang ein öffentliches Amt, nämlich das eines Aktuars bei der hiesigen Oberpolizeidirektion, bekleidet habe. Wenn ich dasselbe im vorigen Jahre verlor, so geschah dieses, wie bekannt, aus keinem andern Grunde, als weil ich mich zur israelitischen Religion bekenne. So schmerzlich mir auch der Verlust meines Dienstes und des damit in Verbindung stehenden Gehaltes war, so gereichte es mir doch zu einer großen Beruhigung, daß damals meine Vorgesetzten ihre Zufriedenheit, die sie mir früher stets wegen meiner Geschäftsführung bezeigt hatten, besonders bei diesem Anlaß lebhaft äußerten und

zuzahlen – bis auf weitere Verfügung der Ausgleichskommission: Diese Zahlungen wurden ohne Anstand bis zum Erscheinen der Briefe aus Paris im Jahre 1831 fortgesetzt.

mir ihr Bedauern zu erkennen gaben, daß sie dem Drange der Umstände nachzugeben auch rücksichtlich meiner sich genötigt sähen.
Da nun bei Besetzung derjenigen Stelle, um welche ich ergebenst bitte, meine Religion kein Hindernis ist, so hoffe ich, daß eine hochlöbliche Verwaltungsbehörde darum so geneigter sein werde, mir durch Erteilung derselben einen Verlust zu ersetzen, der als ein von meinem Glauben gefordertes Opfer angesehen werden muß. Ich werde durch ununterbrochenen Eifer mich einer solchen Gunst wert zu machen und einen Beifall von neuem zu verdienen suchen, den ich in meinen früheren Amtsverhältnissen erworben zu haben mir schmeicheln darf.
In Erwartung einer geneigten Willfahrung meiner gehorsamsten Bitte verharre ich verehrungsvoll
Frankfurt, den 28. November 1816.

Einer hochlöblichen Verwaltungsbehörde
ganz ergebenster
Dr. Baruch

14.

An Johann Friedrich v. Cotta

Frankfurt, den 2. März 1817

Ew. Wohlgeborenen

sind mit dem Herrn Baron v. Otterstedt und meinem Freunde, dem Dr. Stiefel, in Unterhandlung wegen der Herausgabe und des Verlags einer neuen politischen Zeitschrift* getreten. Dieses ist der Gegenstand, welcher mir Veranlassung gibt, mich in Einverständnis mit den genannten an Ew. Wohlg. zu wenden.
Herr Dr. Stiefel und ich, wir hatten uns schon früher

* Der preußische Bundestagsgesandte von Otterstedt hatte Cotta für die Idee einer ministeriellen Zeitschrift gewonnen, welche die preußische Politik – bis 1818 noch das letzte liberale Gegengewicht zum Metternichschen System – wirksam unterstützen sollte.

wegen der gemeinschaftlichen Bearbeitung eines Tagblattes besprochen, und als durch Herr v. Otterstädt eine Gelegenheit zur Ausführung unseres Vorhabens herbeigebracht worden, hatte derselbe unsere Verbindung in der bezeichneten Absicht gebilligt und zweckmäßig gefunden. Wir werden daher diese Woche nach Stuttgart reisen, um die Ehre zu haben, mit Ew. Wohlgeb. diese Angelegenheit in Bedacht zu nehmen. Ich nehme mir die Freiheit, Ew. Wohlgeb. hier beifolgend einige meiner gedruckten Aufsätze mitzuteilen, um Sie einstweilen in den Stand zu setzen, über das, was ich meinen Kräften nach etwa möchte leisten können mit einer von mir in Anspruch genommen Billigkeit, gütigst ein Urteil sich zu bilden.

Die Zeitung soll, nach einem vorausgegangenen allseitigen Einverständnis, eine ministerielle sein. Ew. Wohlgeb. haben hierüber in einem Schreiben an Hrn. Dr. Stiefel die nicht zu widerlegende Ansicht ausgesprochen, daß, um dem Lobe des Löblichen einer Regierung Eingang zu verschaffen, auch der Tadel des Tadelnswerten nicht unterdrückt werden dürfe. Daß in letzterem Falle die Ausdrücke der Mißbilligung mäßig und anständig sein müßten, ist eine um so unerläßlichere Forderung, als selbst die zu gebende Lehre hierdurch an Kraft gewinnt. Wie viel leichter ist es nicht oft, beredt durch Schweigen zu sein, als durch Reden, und selbst von harthörigen Gemütern erhält man leichter Verzeihung für zu leises als für zu überlautes Reden, das sie unbequem an ihre Taubheit erinnert! Ein ministerielles politisches Blatt soll nicht bloß ein solches sein, welches die Worte und Handlungen der Regierung gegen die *ungerechten* Einreden und Widerstrebungen der Regierten in Schutz nimmt, sondern soll auch zeigen, wie selbst die zweckmäßigen und billigen Forderungen der Volksvertreter nicht *alle zugleich* erfüllt werden können, weil die

Verbindung gewisser verschiedenartiger Dinge, selbst wenn jedes einzelne für sich gut wäre, dennoch unmöglich bleibt. Es soll dartun, daß eine Polykratie auch der herrlichsten politischen Maximen zu einem blinden anarchischen Verfahren führe, und daß eine monarchische Regierung sich nur einer monarchischen Idee unterwerfen könne. — Wie erschreckend ist nicht der zur Sitte gewordene Gebrauch, das Volk nicht der Regierung gegenüber —, sondern entgegenzustellen und ihm einzureden, es könne nur in einer solchen politischen Temperatur sich wohlbefinden, in welchem der Thermometer seiner Untertanenpflichten auf dem Gefrierpunkte steht. Man sollte dem Volke viel mehr zeigen, wie nicht bloß das Maximum, sondern auch das Minimum der Unterwürfigkeit zum Despotismus führe.

Auf welche Weise wir nun auch über den unserm Blatte einzuflößenden Geiste uns verständigen dürften, so sind wir doch gewiß schon darüber einverstanden: daß die zu beobachtende Einheit des Zweckes eine Einseitigkeit der Mittel weder erfordere noch zulasse. Weder antiministerielle Tatsachen dürfen verschwiegen, noch antiministerielle[n] Ansichten der Eintritt in unser Blatt verwehrt werden. Mir hat immer geschienen, daß die Ansichten und Meinungen über die Geschichten der Menschen die eigentliche Geschichte der Menschheit bildeten. Selten ist eine Begebenheit merkwürdiger als die Verschiedenheit der Art, wie sie betrachtet wird. Darum soll eine Zeitung nicht allein die denkwürdigen Ereignisse, sondern auch die untereinander abweichenden denkwürdigen Darstellungen der Ereignisse sammeln. Nur der Gewöhnlichkeit bleibe unser Blatt verschlossen, weil es sonst an Raum gebräche; aber es gibt eine Virtuosität der Schlechtigkeit, der eine ehrenvolle Aufnahme gebührt, weil sie als eine negative Tugend- und Weisheitslehre von der größten Wirksamkeit ist.

Ich liebe die Vorstellung, daß unser Blatt sich auch zuweilen der Kunst und Wissenschaft öffenen und dem gemütlichen Leser vergönnen möge, sich an dem Menschen von dem Bürger zu erholen. Der deutsche Staatskörper leidet an Hypochondrie. Die einzelnen Glieder desselben sind überreizt und dadurch zu einem widernatürlichen Selbstbewußtsein gekommen. *Das Gemeingefühl* ist zu erhöhlt [erhöht]. Zerstreuung möchte dem Kranken, der nur ein solcher ist, weil er sich dafür hält, besonders wohltun. Wollen wir nicht darum unsere Zeitungsleser von der bestäubten Heerstraße der Politik in die freundlichen Gärten der Kunstblüten und der Früchte des Wissens hinüberlocken?

Ich werde in wenigen Tagen mit meinem Freunde, dem Hrn. Dr. St., Ew. Wohlgeb. persönlich aufwarten und bitte Sie indessen, die Ausdrücke meiner Ergebenheit zu genehmigen.

Dr. Baruch

15.

An Johann Friedrich v. Cotta

[6. März 1817]

Ew. Wohlgeb.

Ersuchen wir ergebenst, den anliegenden Entwurf des Vertrags einzusehen und das noch zu Bemerkende gefälligst hinzuzufügen. Wir werden die Ehre haben, Ihnen um 4 Uhr aufzuwarten.

Dr. Stiefel Dr. Baruch

16.

An Johann Friedrich v. Cotta

[Der folgende Brief in der Handschrift Dr. Stiefels]

Ew. Hochwohlgeboren

erhalten hierbei die Berechnung der Kosten zu 500 u. 1000 Exemplare, sowie auch 4mal wöchentlich und auf

täglich berechnet. Was die Ausgaben für Korrespondenten und Mitarbeiter betrifft, so werden Sie solche besser zu schätzen wissen als wir; hinsichtlich der Ökonomie des ganzen Geschäfts müssen wir es Ihrem Ermessen überlassen, ob Sie solche uns übertragen wollen oder einem Dritten. Hierüber, sowie über die Redaktionsgebühren, glauben wir Ihren Vorschlag abwarten zu dürfen. Der beiliegende Entwurf einer Anzeige wird freilich noch einer Umarbeitung bedürfen. Sie werden jedoch unsere Hauptideen darin ausgedrückt finden.

Wir haben die Ehre mit vorzüglicher Hochachtung zu verharren

Ew. Hochwohlgeboren
Dr. Baruch Dr. Stiefel

Stuttgart, den 6. März 1817

[Entwurf der Anzeige. Beilage z. Brief vom 6. März 1817]

Dem nun geendigten Waffenkriege, der fünf und zwanzig Jahre die Länder Europens durchzog, folgte, was ihm auch vorgegangen war – ein Meinungskrieg über Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft, der, wenn auch minder gefahrvoll als jener, doch besorgniserregend, den Genuß des Friedens immerfort stört. Frankreich, durch große Unglücksfälle belehrt und belehrend, mag es an Deutschland sagen, wo mißverstandene und mißbrauchte Grundsätze über Staat und Gesetzgebung hinführen und wohin sie zurückführen. Schon haben die Fürsten und Völker des gemeinschaftlichen Vaterlandes zwar gelernt, daß sie ohne Einigkeit nicht erstehen noch bestehen könnten; aber deutsche Bürger sind noch weit davon, es zu erkennen, wie Stärke nach außen ohne innere Stärke und diese ohne friedliche Übereinstimmung nicht möglich sei. Daß nach heftigem Sturme die aufgeregten Wellen nicht gleich besänftigt fortfließen, ist in der Ordnung der Dinge, und es ist besser, daß die überspannten Gemüter durch mäßige Anstrengung zur Ruhe über-

gehen, als plötzlich zur Abspannung überspringen; aber leidenschaftliches Begehren kann nie zum Frieden führen, denn es pflanzt seine unruhige Bewegung immer weiter fort.
Das Bedürfnis neuer Formen der Gesetzgebung und vorzüglich der Herstellung eines freien Verhältnisses des Volks zum Regenten ist für alle Klassen der Gesellschaft aller Länder so dringend geworden, daß es nicht mehr unterdrückt, sondern nur durch Sättigung zum Schweigen gebracht werden kann. Es ist hier kein anderer Streit möglich als über das *Maß* der Forderung, welcher bedauernswerte Streit wirklich stattfindet, weil, wo das Unbillige verlangt, auch oft das Billige versagt wird.
Außer dem, was in dem Geiste oder in der Geistlosigkeit der Zeit Anregendes liegt, wird der Kampf vorzüglich genährt durch solche Zeitschriften, die, auf ihrer Fahne diese oder jene Farbe der Leidenschaft führend, den feindlichen Meinungen gleichsam zum Schlachtfelde dienen. Ein politischer Schriftsteller sollte erhaben sein über die Wolken der Selbstsucht, welche die Aussicht derjenigen betrüben, die in der bürgerlichen Gesellschaft von irgendeinem Interesse befangen sind. Er sollte, wie auf heiteren Höhen wohnend, das Ungewitter nur *unter* seinen Füßen wahrnehmen. Dann könnte er mit Klarheit die Verhältnisse übersehen und durch wechselseitige Annäh[e]rung weit voneinander stehender Erwartungen wohltätig wirken.
Streitende Parteien dürften alsdann nur mit Ruhe und frei von Wallung vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung treten, denn wo Haß und Liebe sich zu überschreien suchen, da wird keiner und auch das Urteil des Richters nicht gehört. Dieser aber darf keine Klage zurückweisen und muß dem unterliegenden Teile die Gründe seiner absprechenden Entscheidung vortragen. Vor allem aber werde der gütliche Vergleich versucht.

In diesem Sinne möchte die neue Zeitschrift, die man hier ankündigt, ein Friedensgericht hadernder Gesinnungen werden. Sie soll suchen, die widerstrebenden oder wetteifernden Ansprüche und Erwartungen der verschiedenen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft auszugleichen und die schwankenden Verhältnisse zwischen Volk und Regierung in bestimmte Umrisse zu bringen, so daß sich ergäbe, wie nur durch Vereinigung und Verschmelzung der vielseitigen Bedürfnisse in den Ausdruck eines höchsten und allgemeinen Staatsbedürfnisses eine allseitige Befriedigung herbeigeführt werden könne. Sie wird aber nicht bloß die Beschwerde anhören und beurteilen, sondern es soll auch jede unmündige Klage in ihr einen Vormund finden, der das Wort für sie führe.
Die Ereignisse des Tages wird sie treu erzählen und nicht wie ein Echo, bloß die letze Silbe der Geschichte wiederholen, sondern, wo es nötig ist, das ganze verständliche Wort. Darum soll, so oft eine Begebenheit nicht als abgeschlossen erscheint und ihren Sinn selbst ausdrückt, eine begleitende Betrachtung sie zu ergänzen und ihre verborgene Bedeutung aufzudecken suchen.
Aber die ernsteste und angestrengteste Bemühung der Herausgeber wird *diese* sein: sie werden suchen, die Insurrektionen der Leidenschaften gegen Klarheit und Verstand, denen allein die Herrschaft gebührt, zu zerstreuen und die Legitimität der Wahrheit und des ewigen Rechts gegen die Usurpationen des Trugs und der Selbstsucht in Schutz zu nehmen.
Diese Zeitschrift wird unter dem Namen

Der Vermittler

erscheinen und hierdurch den ihr inwohnenden Geist der Versöhnung ausdrücken. Sie bleibt ohne die beängstigende Einschränkung einer Zensur und wird sich nur selbst freiwillig der Aufsicht der Sittlichkeit und des Anstandes unterwerfen.

[6. März 1817]

2. *Entwurf zu einer Ankündigung*

[Beilage z. Brief v. 6. März 1817]

Eine neue Zeitschrift wäre selbst dann nicht zurückzuweisen, wenn ihr auch sonst nichts gelingen möchte als die Vermehrung der schon bestehenden. Denn, wie zahlreiche Straßen und Kanäle, die durch das Gebiet eines Landes kreuzen, immer als Anzeichen eines gut geordneten und reichen Staates gehalten werden, da viele Wege auf häufige Bewegung deuten und durch sie große und mannigfaltige Kräfte sich verkündigen; so wird ein ähnlicher Beweis als ihn der Staat von seinen *sinnlichen* Kräften und deren Erzeugnissen gibt, auch als Bewährung seiner *geistigen* Tätigkeit angesehen und gefordert. Wo nämlich der freien und schnellen Mitteilung der Gedanken viele Wege offenstehen, zeugt dieses von dem Flor des Ideen-Umtausches, und eine solche Erscheinung ist doppelt erfreulich. Hier offenbart nicht bloß der Überfluß, welcher das Bedürfnis befriedigt, sondern das Bedürfnis selbst die Fülle und den Reichtum des menschlichen Geistes.

Wenn man sich *so* gewöhnen könnte, die Begegnung und den Widerspruch verschiedenartiger und sich fremder Meinungen nicht als ein feindliches Zusammentreffen anzusehen, wobei Übermut und Überlist ungerechte Forderungen machen und Feigheit oder blöder Sinn traurig unterliegen; sondern als ein gutwilliger Verkehr, wo zwar der Geber seine Güter zu hoch und der Empfänger zu gering schätzt, aber alles sich friedlich schlichtet — dann wäre eine Zeitschrift, unter diesem Bilde aufgefaßt, nicht ein Schlachtfeld kriegführender, sondern ein Markt nebeneinander zur Schau und Wahl aufgestellter Meinungen, wo jeder das Erzeugnis, das er nicht geltend machen konnte, wenn auch mißvergnügt, doch ruhig wieder mit nach Hause nimmt.

Zwar scheint es, als könne ein so ruhiges Abwägen und gerechtes Ausgleichen wetteifernder Meinungen da nicht stattfinden, wo der Gegenkampf aus einem [. . .] ebendem Gefühle entspringt, und der Geist nach den Geboten des Herzens handelt, wie es bei den verschiedenen Ansichten über bürgerliche Einrichtungen und Geschichten der Fall sein mag. Denn hier sind es nicht die ewig schwankenden Sätze eines transzendentalen Wissens, die, geisterartig in höhern Regionen schwebend, keines irdischen Raums bedürfen; sondern es sind ins Leben eingreifende massive Werke, welche den Platz, den sie ausfüllen, andern rauben oder verwehren. Jedoch es können entgegengesetzte Aussprüche *über* den Staat auf dieselbe Weise verglichen werden als die entgegengesetzten Ansprüche in demselben; nämlich so, daß man zeigt, wie jeder seine eigne Forderung nur dadurch erhalten könne, daß er die Forderungen anderer achtet und daß, wo gleichzeitiges Erfüllen beider nicht möglich ist, jeder einen Teil von der Summe seiner Rechte aufopfere, um das Ganze zu erhalten.

Solche Friedensgerichte hadernder Gesinnungen sind ein dringendes Bedürfnis der gegenwärtigen Zeit und des Vaterlandes geworden. Denn jener große, nach außen gerichtete Meinungskrieg der Fürsten und Völker, aus welchem Deutschland siegreich hervorgegangen, ist in einen Bürgerkrieg ausgeartet und hat in tausendfache Zweikämpfe kleiner innerer Zwiste sich zersplittert. Deren Ausgleichung kann nur so geschehen, daß jede unmündige Klage einen Vormund finde, der sich ausspreche, und jede redende ein Ohr, das sie vernehme, damit der Kläger, der nicht *erhört* werden konnte, doch die Beruhigung findet, daß er *gehört* worden ist.

Die neue Zeitschrift, welche man hier ankündigt, soll suchen, die widerstrebenden oder wetteifernden Ansprüche und Erwartungen der verschiedenen Klassen der

bürgerlichen Gesellschaft auszugleichen und die schwankenden Verhältnisse zwischen Volk und Regierung in bestimmte Umrisse zu bringen, so daß sich ergäbe, wie nur durch Vereinigung vielseitiger Bedürfnisse zu dem gemeinschaftlichen Bedürfnisse des Staats eine allseitige Befriedigung herbeigeführt werden könne. Darum wird die Zeitschrift den Namen

Der Vermittler

annehmen.

Die Ereignisse des Tages wird sie treu erzählen, doch nicht wie ein Echo bloß die letzte Silbe der Geschichte wiederholen, sondern, wo es nötig ist, das ganze verständliche Wort. Darum soll, so oft eine Begebenheit nicht als abgeschlossen erscheint und ihren Sinn selbst ausdrückt, eine begleitende Betrachtung sie zu ergänzen und ihre verborgene Bedeutung aufzudecken suchen.

Aber die ernsteste und angestrengteste Bemühung der Herausgeber wird *diese* sein: sie werden suchen, die Insurrektionen der Leidenschaften gegen Klarheit und Verstand, denen allein die Herrschaft gebührt, zu zerstreuen und die Legitimität der Wahrheit und des ewigen Rechts gegen die Usurpationen des Trugs und der Selbstsucht in Schutz zu nehmen.

17.

An Johann Friedrich v. Cotta

[9. März 1817]

Ew. Wohlgeb.

Die Reise hierher kann ich zwar nicht ansehen, als hätte ich sie vergebens gemacht, da sie mir das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft verschaffte; indessen würde ich einigen Ersatz für das Mißlingen meiner literarischen Spekulation darin finden, wenn Sie mich für fähig hielten, ein Mitarbeiter an einem Ihrer literarischen Institute,

der allgem. Zeitung, dem Morgenblatt o. a. zu werden. In diesem Falle bitte ich Ew. Wohlgeb., mir vor meiner Abreise in wenigen Zeilen über die wechselseitige Verbindlichkeiten für die und zu den Mitarbeitern an jenen Zeitschriften gefälligst zu machen.* Wollen Ew. Wohlgeb. dem Überbringer dieses dasjenige mitgeben, was wir an Hrn. v. Otterstedt mit nach Frankfurt nehmen sollen.

Verehrungsvoll
Dr. Baruch

An
Herrn Geh. Hofrat Cotta
Wohlgeb.

18.

An Fanny Ochs

[1817?]

Es ist unglaublich, mit welcher Schnelligkeit manche Weiber ihre Stimmung ändern, und der Baumeister Hess, welcher zuerst sprach: das Wetter hat den Schnupfen, ist ein Kind dagegen. Die Untersuchung dieser Angelegenheit würde mich weiterführen, als manchem lieb ist u. deswegen jeder seine zerrissene Strümpfe früher ausziehen, als die neuen Heringe ankommen, damit ja nicht die Jungfrau von Orléans noch ihren Strohhut auf die Hochzeit des Figaro bekomme. Wollte jemand die Einwendung machen, daß ja ohnedies der Wirt im Römischen Kaiser der Elisa die Nase abgebissen habe, um damit die Schulden des Lord Cochrane zu bezahlen, so lacht man ihn mit Recht aus, da es leicht bewiesen werden kann, wie zur Zeit Robespierres die Wachslichter noch bei Hrn. Engelmann in Pension waren u. den ganzen westfälischen Frieden ausgemacht hatten, weswegen

* Unter dem gleichen Datum nahm Cotta Börnes Angebot – mit detaillierter Honorarangabe für seine verschiedenen Blätter – an.

auch keiner früher begraben werden darf, als bis das Teewasser gehörig gekocht hat. Unterdessen, als wir auf die erzählte Weise mit Erbauung der Stadt Rom beschäftigt waren u. sämtlich in tiefstem Schlafe lagen, hatte sich eine Herde Borstorfer Äpfel in den Schornstein geschlichen, baten dringend um die Aufführung des Pumpernickel u. drohten, daß sie die ganze Stadt gelb anstreichen würden, wenn man nicht augenblicklich den Hrn. Schmidt nötigte, alle seit vier Wochen genossene Deldauer Rübchen wieder herauszug[eb]en u. tot oder lebendig in die Hände der Frau Müller zu liefern. Die Sache ging so lange gut, als keiner da war, der die Schachtel, worin die Morgenröte, mit dem herrlichsten Parmesankäse geschmückt, eine Anglaise tanzte, heiraten wollte, als aber nach vielen Jahrhunderten der Schneider und sein Sohn ihre Rechnung ablegen sollten u. der Zuckerguß von der großen Hitze auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung gänzlich geschmolzen war, da wurden die Türen der Kirche geöffnet, und eine große Schlange, die aber nur broschiert war und deren Blätter noch kein Lächlen eines beleidigten Reispuddings mit Füßen getreten hatte, kam herausgekrochen u. sang zum größten Erstaunen aller anwesenden Carthagenienser die beliebte Arie aus Tancred: *Ach hast Du die Staupe, Ameraïde!* Der Lärm wurde immer größer, das Schiffsvolk fluchte, u. Professor Schleiermacher in Berlin bestand darauf, daß entweder Fanny Ochs allen in Frankfurt anwesenden Schlossergesellen die Haare auskämme, oder daß der Page im Figaro nicht eher sein Schnupftuch herausziehe, als bis der Frühling gehörig eingepökelt, die Weiber von Weinsberg von Hrn. B. . . [?] bei Nacht u. Nebel deklamiert u. ein ganzes Buch Postpapier von dem ältesten Teichkarpfen in der Döringschen Leihbibliothek aufrichtig u. genau in Himbeeressig eingemacht worden sei. Sie versprachen zu gehorchen, aber schon am dritten Tage vor der Geburt der

12 schlafenden Jungfrauen platzte die Naht am größten Kronenleuchter im Mannheimer Konzertsaal, so daß die Seeräuber alle zu schweigen anfingen u. sich nicht anders zu helfen wußten, als daß sie eine Lichtschere in Butter abkochten u. damit herzhaft mitten durch die Aderlaßbinde sich einen Weg bahnten u. sich anstellten, als wäre der Katharinenturm eben erst aus der Druckerei gekommen.

19.

An den Senat der Stadt Frankfurt

Hochpreislicher Senat!

Verschiedene Gründe bewegen mich, meinen bisher geführten Namen Ludwig Baruch in Ludwig Börner umzuändern. Indem ich einen Hochpreislichen Senat um die Bewilligung hierzu gehorsamst bitte, verbinde ich damit das ergebenste Gesuch, daß Hochderselbe geruhen möge, von dieser meiner Namensveränderung das Wohllöbliche Rechneiamt zu unterrichten, um hiervon Bemerkung zu nehmen, damit ich die Pension, die ich als vormaliger Polizeiaktuar genieße, künftig unter meinem neuen Namen bei jener Stelle beziehen könne.

Eines Hochpreislichen Senats
Untertänigst-Gehorsamster
Dr. Baruch

Frankfurt, den 14. März 1818

20.

An den Senat der Stadt Frankfurt

Hochpreislicher Senat!

Wenn ich in meiner untertänigsten Bittschrift vom 16. d. M., worin ich um die Hochgeneigteste Bewilligung, meinen Namen ändern zu dürfen, ansuchte, die Bewe-

gungsgründe hierzu zu erklären unterlassen hatte, so geschah es erstens darum, weil ich wähnte, eine solche Namensveränderung würde bei mir, der ich in keinen verwickelten, [mich] etwa mit vielen Menschen in Verbindung setzenden bürgerlichen- und Geschäftsverhältnissen lebe, durchaus nicht bedenklich gefunden werden, und zweitens, weil ich eingedenk war, daß viele Regierungen den Juden die Abänderung ihrer alttestamentarischen, sie einerseits nicht immer bestimmt bezeichnenden, andrerseits von der übrigen Volksmenge zu sehr heraushebenden Namen gerne gewährt, sie ihnen oft sogar zur Pflicht gemacht hatten. Da aber ein Hochpreislicher Senat in einem Hochverehrlichen Bescheid vom 19. d. die Angabe meiner Bewegungsgründe als notwendiges Erfordernis zur Gestattung der nachgesuchten Namensänderung mir aufgelegt hat, so bemühe ich mich, diesem hohen Befehle Folge zu leisten.

Ich bin willens, eine in dem Auslande herauszugebende, vorzüglich staatsrechtlichen und politischen Erörterungen gewidmete Zeitschrift zu unternehmen. Da außer dem Drange, meine Ansichten auszusprechen, auch der Wunsch, mir eine Erwerbsquelle zu eröffnen, mich zu diesem literarischen Unternehmen bestimmt, so darf ich nichts unbeachtet lassen, was hierbei Gedeihliches oder Hinderliches eintreten könnte. Aber ein Umstand letzterer Art wäre der Name, den ich führe, indem er mein Religionsverhältnis zu unverkennbar bezeichnet und dem Zutrauen des lesenden Publikums in den Weg tritt, das ich gleich zum voraus in Anspruch nehmen muß, um den mit der Herausgabe einer Zeitschrift zu verbindenden ökonomischen Vorteil mir durch die Bildung einer Abonnentenliste sicher zu stellen. Es ist nicht etwa, als traue man meinen Glaubensgenossen nicht zu, in der Literatur etwas Würdiges zu leisten, aber man glaubt, und wohl nicht ganz mit Vorurteil, annehmen zu müssen, daß ihre

Ansichten über politische Dinge dem Geiste und den Forderungen der Zeit nicht entsprechen können.
Ich darf von der Großmut eines Hochpreislichen Senats vertrauensvoll erwarten, daß Hochderselbe nicht unbeachtet lassen werde, wie eng der Wirkungskreis ist, der mir noch übrig blieb, um meine Jugendbildung zum bürgerlichen Leben zu benutzen, die in einer Zeit, die von der jetzigen verschieden war, ihre unabänderliche Richtung genommen hat, und nur darum die Beseitigung wenigens eines Hindernisses nicht versagen werde.
In dieser Erwartung wage ich mein untertänigstes Gesuch zu erneuern

Meinen Namen Ludwig Baruch in Ludwig
* Börner umändern zu dürfen.
Eines Hochpreislichen Senats
Untertänigst-gehorsamster
Frankfurt, den 21. März 1818 Dr. Baruch

21.

An den Senat der Stadt Frankfurt

[Frankfurt, Anfang April 1818]

Hochpreislicher Senat!
Um dem mir erteilten hohen Befehle geziemend nachzukommen, habe ich Erkundigungen eingezogen, ob noch keiner der hiesigen Einwohner den Namen Börne führe, und da dieses den anliegenden Amtsbescheinigungen gemäß nicht der Fall ist, so bitte ich ergebenst

Mir hochgeneigtest zu verstatten, daß ich den Namen Ludwig Börne annehmen dürfe.
Eines hochpreislichen Senats
Untertänigst gehorsamster
Dr. Ludwig Baruch

* *Börner* mußte, da der Name in Frankfurt bereits vertreten war, zugunsten von *Börne* fallengelassen werden.

22.

An Salomon Stiebel

[1817–1818?]

A l'ami Stiebel!

Vous avez mal choisi ce jour de dimanche pour publier ces pensées obscures sur des choses claires et vous en ressentirez les suites. Toute la popolace [sic] est en émeute, et les boulangers et marchands de grain se sont attroupés et vous pendront pour leur bon plaisir. Vous avez osé prône[r] la policecratie le jour même de la dédicace de Bornheim! On demande à haute voix votre tête. Fuyez ou cachez vous. Mais si malheureusement vous n'en échapperiez pas et que vous seriez pendu, voilà votre épitaphe:

Ci-gît le docteur Stiebel
L'aristocrate terrible:
Il n'étoit qu'un simple bourgeois,
Mais assez indigne d'être roi;
La mort l'a égalisé
A ce peuple qui l'a méprisé.
Fuyez, garçon tailleur,
Fuyez, honnête voyageur,
Ci-gît le docteur Stiebel
L'aristocrate terrible.

Le 14 août
le premier jour de l'égalité,
de la liberté, de la cruauté
de l'absurdité
de la vanité
et de la bestialité.

B.

23.

An die Redaktion des Oppositionsblattes

Frankfurt am Main, den 9. Mai 1818

Der Verfasser der beiliegenden Blätter würde es dankbar aufnehmen, wenn eine Würdigung der von ihm ausgesprochenen Grundsätze in dem *Oppositionsblatte* * ihren Platz fände, um auf diese Weise zu erfahren, ob auch bessere Männer seine Ansichten teilen und er auf dem rechten Wege sei? Verehrungsvoll

Dr. Börne

24.

An Johann Wolfgang von Goethe

Frankfurt am Main, den 10. Mai 1818

Darf der reiche Mann den armen zurückweisen, der ihn um eine milde Gabe bittet, und wird der Verfasser dieser Blätter eine Mitteilung für die angekündigte Zeitschrift**, die ihn und seine Leser aufmuntern, vergebens erwarten? Gewiß nicht.

Dr. Börne

25.

An Justizrat Hoffmann in Rödelheim [?]

den 17. Mai 1818

Mein teuerster Justizrat!

Sie sind ein miserabler Mensch, daß Sie allen Ihren Freunden, nur mir allein nicht geschrieben haben, Sie Sportelnkäfer! Ich schicke Ihnen hiermit eine Ankündi-

* Zu dieser Zeit Zentralorgan des deutschen Liberalismus. Um welchen Artikel es sich handelte, war nicht auszumachen.

** Börnes *Wage*. Goethe notierte im Tagebuch vom 16. Mai „Ankündigung des Dr. Börne in Frankfurt“, reagierte aber im übrigen nicht auf Börnes lapidare Aufforderung.

gung zu meiner Zeitschrift, die, hoffe ich, früher als der Messias kommen wird. Ich ernenne Sie zu meinem Korrespondenten für Ihre Residenz. Schaffen Sie mir nur viele Abonnenten in Ihrer Gegend. Ihr gnädiger Herr soll 20 Dörfer haben, und jedes derselben könnte wenigstens 4 Exemplare nehmen. Ich werde viel von der Landwirtschaft schreiben, vorzüglich von den Kirchweihfesten, die ich zum Gegenstand der genauesten Untersuchung gemacht habe. Hier in Frankfurt habe ich schon 8096 Abonnenten, jeder Einwohner hat 2 genommen, und das Kind im Mutterleibe sowie die Toten im Grabe lesen meine Ankündigungen mit dem größten Vergnügen. Wie geht es Ihnen, Teuerster? Schreiben Sie mir doch bald. Ihr ewiger Freund

Dr. Börne

26.

An Auguste Wohl

Liebe Auguste!

Ich freue mich schon die ganze Woche auf Ihren Geburtstag, weil ich Ihnen dann sagen wollte, welch ein gutes Mädchen Sie sind und wie lieb ich Sie habe. Ich hätte Ihnen die ganze Messe ebenso gern geschenkt als diese Kleinigkeit. Ehe Sie das Schächtelchen öffnen, betrachten Sie den Deckel.

Da zeigt sich ein Ritter
Hell Silber auf Blau,
Sein Aussehen ist bitter,
Sein Ganzes so rauh.

Den Spieß in der Hand
Schnaubt er Dich an;
Drum wird er genannt
Herr Grobian.

Doch Dein ist die Schuld
Hast auf ihn zu machen
Du nicht die Geduld.
Was fändest Du Sachen!

Ein Wächter des Süßen,
Darf anders er sein?
Man fürchtet den Riesen
Und dringt nicht hinein.

Lieb Gustchen, ich bin
Wie der Ritter vielleicht,
Wenn murrender Sinn
Euch Mädchen verscheucht.

Seid nur guten Mutes
Kommt näher herbei,
Ihr findet, daß Gutes
In mir auch sei.

Das heißt in Prose, liebes Kind, daß ich mich nur anstelle, als ging' ich abends ungerne mit Euch nach Hause, damit keiner merken soll, wie viele Freude es mir macht. Bleiben Sie heute ja nicht aus und bringen Sie den Bernhard mit.

Ihr guter Freund
Dr. Börne

Frankfurt, den 17. Sept. 1818

An Demoiselle
Auguste Wohl

27.

An einen Vorsteher der Frankfurter Lesegesellschaft

Ew. Hochwohlgeboren

Ich erlaube mir, mich an Sie als einen der Vorsteher der hiesigen Lesegesellschaft zu wenden. Es ist mein Wunsch, derselben als Mitglied beizutreten. Zwar haben mich

Freunde versichert, daß ich Hindernisse finden würde wegen meiner Abstammung von einem, ich weiß nicht welchem, der 12 Stämme Israels; indessen schmeichle ich mir, daß Sie meine herzliche Bitte berücksichtigen und mit Teilnahme für mich reden werden. Es ist mir nicht bloß darum zu tun, den Vorteil und den Genuß einer Anstalt, die sonst jedem wohleingerichteten Menschen offen steht, auch mir zuzuwenden; dieses allein würde meine Abneigung, in eine Gesellschaft einzutreten, wo auch nur zwei mich ungern sehen, nicht haben überwinden können. Aber diese Leseanstalt ist mir unentbehrlich, da ich Herausgeber einer Zeitschrift bin (der *Wage*), und wir Journalisten, wie Sie wissen, weder Honig, damit zu erquicken, noch Wachs, damit zu leuchten, machen können, wenn wir nicht auf den literarischen Wiesen bald diese bald jene Blume aussaugen. Mat hat mich versichert, daß Sie, wertester Herr, die Gefälligkeit selbst wären und sich gewiß bemühen würden, meinen Wunsch in Erfüllung zu bringen.*

Ich habe die Ehre hochachtungsvoll zu unterzeichnen

Ihr ergebenster
Dr. Börne

Frankfurt, d. 12. Nov. 1818
(im Johanniterhof auf der Fahrgasse)

28.

An einen unbekannten Adressaten

Wertester Herr

Ich danke Ihnen tausendmal für Ihre gütige Sorgfalt, mir ein Vergnügen zu verschaffen, wenn ich auch meiner Beschäftigungen wegen der Einladung nicht folgen kann. Ich bitte Sie, auch dem Hrn. Hofrat Meyer in meinem

* Dem Antrag Börnes wurde nicht entsprochen.

Namen für seine Freundlichkeit zu danken und mir die Erlaubnis zu erwirken, ihm, wenn ich nach Offenbach komme, meine Aufwartung machen zu dürfen.
Ich habe die Ehre hochachtungsvoll zu unterzeichnen

Ew. Wohlgeb. ergebenster
Dr. Börne

Frankfurt, d. 20. Nov. 1818

29.

An eine unbekannte Adressatin

[Entwurf. 1818/1819?]

Madame,
Mein Bedienter, ein dummer Mensch, der erst vor einigen Wochen vom Lande gekommen ist, war so einfältig und unverschämt, Ihnen das Geld, das Sie ihm für die Wage mitgegeben hatten, wieder zurückzubringen und Ihnen, ohne mir ein Wort davon zu sagen, ein paar Kreuzer, die daran gefehlt haben sollen, wieder abzufordern. Das Gefühl der Besorgnis, Madame, Sie könnten mich selbst einer solchen Gemeinheit fähig halten, ist mir so drükkend, und die Achtung, die Sie mir durch das Lesen meiner Schrift bezeigen wollen, so schmeichelhaft, daß ich mir die Freiheit erlauben mußte, Sie schriftlich meiner Schuldlosigkeit zu versichern.

Ihr ganz ergebenster

30.

An Fanny Ochs

[1819]

Mademoiselle Ochs!
Ich habe die Ehre, Ihnen die letzten zwei Blätter der Zeitschwingen zur Einsicht mitzuteilen. Nach Tische aber, wenn ich geschlafen habe, muß ich sie wieder zurückhaben, oder das Donnerwetter soll hineinschlagen.

Ins Teufels Namen habe ich die Ehre mit ausgezeichneter Hochachtung zu verharren,
Mademoiselle Ochs

Ihr ergebenster Diener
Dr. Börne

An Demoiselle
Fanny Ochs
Im goldnen Mörser

31.

An Johann Friedrich v. Cotta

Ew. Hochwohlgeboren
Hatten mir vor einigen Monaten, da ich noch in Frankfurt war, durch Hrn. Lindner die Einladung zukommen lassen, an Ihren verschiedenen literarischen Instituten mitzuarbeiten. So angenehm mir eine Verbindung mit Ihnen gewesen wäre, mußte ich sie damals dennoch ablehnen, da ich durch die Herausgabe zweier Zeitschriften, der *Wage* und der *Zeitschwingen*, gefesselt war. Durch die politischen Verhältnisse, namentlich durch die Unterdrückung meiner Blätter von Seiten der Regierung, habe ich jene Beschäftigungen aufgeben müssen, und ich ging nach Paris, um andere literarische Unternehmungen zu versuchen. Wenn Ew. Hochwohlgeb. noch die früheren Absichten hegen, so bitte ich Sie, mich zu unterrichten, auf welche Weise ich von hier aus für Sie tätig sein kann. Die Art und den Grad meiner Brauchbarkeit können Sie aus meinen angeführten Journalen beurteilen. Da ich mich nicht gern zerstreue, so wünschte ich sehr, daß Sie mich so viel verwenden möchten, daß ich nicht nötig hätte, zu meinem Unterhalt noch andere literarische Beschäftigungen zu übernehmen. Ich brauche hier jährlich 3000 Gulden. Wenn Sie nun geneigt sind, mit mir in Verbindung zu treten, dann bestimmen Sie gefälligst, ob Sie mir für den Betrag dieser ganzen Summe oder für welch einen Teil derselben Ar-

beiten übertragen können. Ich würde mir in eintretendem Falle eine monatliche Bezahlung ausbitten.

Wäre es möglich, daß man in den jetzigen Verhältnissen die *Wage* fortsetzen könnte? In Ihrem Verlage würde das Journal gewiß in die Höhe kommen. Ich habe sie bisher auf meine eigne Kosten herausgegeben und, ohngeachtet des schleichenden Betriebes derselben und ihrer seltenen Erscheinung, ohngefähr 600 Abonnenten gehabt.

In der Folge, wenn die deutschen Verhältnisse sich gebessert haben werden, wie es gewiß, wenigstens in Württemberg, zu erwarten ist, könnte ich vielleicht in Stuttgart selbst Ihre liter. Arbeiten besorgen. Nach Frankfurt werde ich auf keine Weise zurückgehen. Bis zu jener Zeit aber ließe sich von hier aus tätig sein.

Wollten Ew. Hochwohlgeb. mich mit einer baldigen Antwort beehren, damit ich, in dem Falle Sie nicht geneigt wären, die bezeichnete Verbindung mit mir anzuknüpfen, ich auf eine andere Weise etwas versuchen könnte.

Vielleicht darf ich hoffen, daß, wenn Ihnen meine Anträge willkommen sind, Sie Zutrauen genug zu mir hätten, mir eine gewisse Summe, etwa ein Quartal des von Ihnen zu bestimmenden jährlichen Honorars voraus anzuweisen, weil ich, da mein literarischer Erwerb in Deutschland plötzlich unterbrochen worden und ich großen Verlust erlitten habe, der ökonomischen Mittel zu meiner hiesigen Einrichtung sehr bedarf.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Ew. Hochwohlgeb.
Ergebenster
Dr. Börne

Paris, 26. Okt. 1819
1./2. Nov.
Rue du Hazard. Hôtel des Etrangers. Nr. 5.

A
Monsieur de Cotta, libraire
à
Stuttgart

32.

An Johann Friedrich v. Cotta

Paris, 9. Nov. 1819

Ew. Hochwohlgeboren

Zur Erwiderung auf Ihre Zuschrift vom 2. Nov. bemerke ich folgendes. Soviel die *allgemeine Zeitung* betrifft, so sehe ich zwar ein, daß meine Teilnahme daran wenigstens kein Bedürfnis ist, da schon 3 Korrespondenten dabei arbeiten, und ich, wenigstens für jetzt, nicht in der Lage bin, neue Quellen zu benutzen. Da es indessen in der hiesigen politischen Welt selten Kabinettsgeheimnisse gibt, und das Faktische gewöhnlich jedem zugänglich ist, der sich darum bemüht, so käme es meistenteils darauf an, die Tatsachen und herrschenden Meinungen aufzufassen und ihnen die erforderliche Darstellung zu geben. In diesem Sinne könnte ich nun zuweilen (nicht regelmäßig, da ich nur gesonnen bin, das Frappanteste zu besprechen) auch Artikel für die AZ mitteilen. Für die Beilagen wären kurze Übersichten der politischen, vorzüglich journalistischen Literatur zu gebrauchen, wenn Sie nicht dafür schon regelmäßige Mitteilung erhalten, in welchem Falle ich mich davon zu unterrichten bitte.

An Stoff für das *Morgenblatt* wird es in dem von Ihnen beschriebenen Umkreise nicht fehlen, und ich denke in diesen Tagen damit den Anfang zu machen.

Die *Europ. Annalen* sind mir seit einigen Jahren aus dem Gesichte gekommen. Ich werde sie lesen und mich mit Form u. Geist derselben bekannt machen. Wenn ich Aufsätze über politische Angelegenheiten des Tages verfertigen sollte, können Sie darauf rechnen, daß ich den erforderlichen Takt dabei nicht verletzen werde.

Wegen *Übersetzung* neuer interessanter Schriften werde ich in eintretendem Falle bei Ihnen erst anfragen. So wird jetzt wahrscheinlich bald die Fortsetzung von

Pradt's Congrès de Carlsbade erscheinen. Da er sich natürlich *gegen* die bekannten Beschlüsse äußern wird, könnte dennoch eine Übersetzung des Werks bei den jetzigen Verhältnissen in Umlauf gebracht werden? Etwa mit einigen besänftigenden Anmerkungen? Da das Werk wahrscheinlich von keinem großen Umfange sein wird, wäre es vielleicht für die Europäische Annalen passend. Wollen Sie sich gefälligst hierüber schon vorläufig äußern.

Ihnen für den mir zugesicherten Vorschuß* dankend, verharre ich hochachtungsvoll

Dr. Börne

33.

An Johann Friedrich v. Cotta

Paris, den 19. November 1819

Ew. Hochwohlgeboren.

Eine Familienangelegenheit hat mich eiligst nach Frankfurt zurückgerufen.** Ich hielt mich verpflichtet, Sie davon zu unterrichten. Ich weiß nicht, wie bald ich wieder hierher kommen kann. Ich werde Ihnen inzwischen von Frankfurt Beiträge schicken. Sollten Ew. Hochwohlg. unter den veränderten Verhältnissen nicht geneigt sein, meine Arbeiten zu benutzen, so bitte ich, mir dieses nach Frankfurt zu schreiben, damit ich mich meiner Verbindlichkeit gegen Sie wieder entledigen könne.

Ergebenster
Dr. Börne

* Cotta ließ Börne 1500 fr. als Vierteljahreshonorar überweisen.

** Vgl. hierzu den Brief an Jeanette Wohl vom 14. u. 17. Nov. 1819 in Bd. IV.

34.

An Johann Friedrich v. Cotta

Frankfurt, d. 12. Jan. 1820

Ew. Hochwohlgeboren

Haben so vielen Grund, mit mir unzufrieden zu sein, daß ich gar nicht hoffen kann, mich zu rechtfertigen, und mir nichts übrigbleibt, als Sie für die Folge zu beruhigen. Ihr letztes Schreiben*, ob Sie zwar eine Antwort dringend forderten, beantworte ich jetzt erst, weil ich erst gestern, bei meiner Rückkehr von einer achttägigen Reise, dasselbe vorfand. Ich vermutete früher nicht, daß Sie meinen Aufenthalt in Paris als die Grundlage der von mir übernommenen Verpflichtung ansehen, denn da Sie gleich anfänglich mir bemerkten, daß Sie mit Pariser Korrespondenten bereits versehen wären, dachte ich, ich würde auch in Deutschland meine Brauchbarkeit zu Ihrem Zwecke nicht verlieren. Da sich nun aus Ihrem Briefe dieses anders ergibt, so tut es mir sehr leid, daß ich die Zeit meiner Rückkehr noch nicht bestimmen kann, da für mich sehr wichtige Geschäfte mich in Frankfurt zurückhalten. Diese haben mir auch bis jetzt die nötige Zeit geraubt, für Ihre Blätter zu arbeiten, ich werde mir aber jetzt angelegen sein lassen, das Versäumte nachzuholen. Übrigens versteht es sich von selbst, daß das Geld, welches Sie mir so freundlich und bereitwillig nach Paris geschickt haben, als ein Vorschuß angesehen werde, den ich mit literarischen Arbeiten abzuzahlen habe, und daß von der früheren Übereinkunft eines bestimmten jährlichen Honorars nicht eher die Rede sein kann, als bis sich gezeigt haben wird, ob die Zahl meiner Leistungen einen solchen Wert erreichen.

* Brief vom 25. November 1819, in dem Cotta Börne dringend aufforderte, im Interesse besonders des Morgenblattes nach Paris zurückzukehren.

Verhehlen kann ich Ihnen nicht, daß ich sehr fürchte, meine literarische Arbeiten möchten dem Zutrauen vielleicht nicht ganz entsprechen, daß ich mir durch meine frühern bei Ihnen erworben zu haben scheine. Mein schwaches Talent war durch die Redefreiheit mächtig gestützt, und da mir jetzt letztere mangelt, erkenne ich mit Schrecken, daß ersteres nie ganz selbständig gewirkt hat. Ich war gewohnt, alles aus dem Gesichtspunkte des öffentlichen Lebens zu betrachten, und wo ich auch von Kunst und Wissenschaft sprach, hatte ich immer ganz unwillkürlich die bürgerlichen Verhältnisse mit eingeflochten. Die Sonderung, die man jetzt zu machen genötigt ist, benimmt meiner Darstellung die Wärme, der allein ich früher den Beifall vieler Leser zu verdanken hatte. Als ich von Paris zurückkam, machte ich fürs *Morgenblatt* eine kleine Reisebeschreibung in Briefen*, und da ich sie fertig hatte, merkte ich mit Verdruß, wie viel ich von franz. politischen Einrichtungen in die Darstellung der Sitten des Landes verflochten, und wie viele satirische und bittere Vergleichungen mit Deutschland ich angestellt hatte, so daß ich sie als unbrauchbar beiseite legen mußte.

Ich habe sonst in meiner *Wage* das Frankfurter Theater besprochen. Am liebsten wäre mir noch ein solcher Gegenstand, da man ihn leichter wie jeden anderen von empfindlichen Einmischungen frei halten kann. Das Morgenblatt schloß zwar Theaterberichte nicht aus, sie waren aber immer nur sehr kurz u. wurden auch so verlangt. Diese meine Theaterkritiken hätten vielleicht nicht ein bloßes Lokalinteresse, weil ich immer die dargestellten dramatischen Werke ausführlich beurteilte und bei der Kritik der Schauspieler allgemeine Ansichten der Kunst aufstellte. Könnte das Mor.-bl. nicht die Frankf.

* Vgl. Bd. I/1181.

Theaterkritiken, wie früher in der Wage, vollständig aufnehmen? Derjenige kleinere Teil, der nur Lokalinteresse hätte, würde für Sie auch nicht ohne Vorteil sein, da ich überzeugt bin, daß viele Hiesige sich das M.Bl. halten würden, wenn ich das Theater ausführlich bespräche. (Wöchentlich 1/2 Bogen könnte vielleicht in einer Beilage mit gewissem Ersatz der dadurch vermehrten Druckkosten geliefert werden). Ich will einige Tage das Theater besuchen und Ihnen zur Probe einige Kritiken schicken.

Ew. Hochwohlgeb.
ergebenster
Dr. Börne

An die
Cotta'sche Buchhandlung
in
Stuttgart

35.

An die Hermann'sche Buchhandlung [?]

Frankfurt, d. 19. Januar 1820

Ew. Hochwohlgeb.

Es sind jetzt ich glaube 5 Wochen, daß ich das Manuskr. zur *Wage* abgeschickt habe, und es ist mir immer noch nicht zugekommen. Ist dieses nur eine zufällige Zögerung? Ich möchte in der Ordnung jetzt alle Monate ein Heft herausgeben. Ich bitte Sie ergebenst, mich über das Verhältnis und auch darüber benachrichtigen zu lassen, ob ich künftig das Nötige unmittelbar nach Tübingen oder fort an Ihre Handlung adressieren soll.

Hochachtungsvoll
Dr. Börne

36.

An Johann Friedrich v. Cotta

Frankfurt, d. 10. Febr. 1820

Ew. Hochwohlgeboren

Wissen, daß ich außer der Wage, die mich beschäftigt, auch noch meine Tätigkeit für die allgem. polit. Annalen zugesagt habe, ich also nicht Zeit genug habe, mich zu einer regelmäßigen Teilnahme an das Liter. Bl. zu verbinden. Doch bin ich, sooft ich Muße habe, zu einzelnen Artikeln gern bereit. Ew. Hochwohlgeb. werden Gelegenheit finden, dieses dem Hrn. Hofrat Müllner mit meinem Danke für seine ehrenvolle Einladung zu erkennen zu geben.

Die gute Idee des Kotzebueischen lit. Wochenbl. geht in dem Brockhaus. Konvers.bl. ganz unter. Sollte man ihr nicht die Hand reichen, um sie aus dem Wasser zu ziehen?* Ich glaube, von Ihnen unternommen, müßte ein ähnliches Blatt großen Erfolg haben. Das Leipziger wird täglich langweiliger, ich kann es gar nicht mehr lesen.

Ergebenster
Dr. Börne

37.

An Johann Friedrich v. Cotta

Frankfurt, d. 24. März 1820

P.P.

Anliegende fürs Morgenblatt bestimmte Beiträge enthalten auch theatralische Kritiken. Ich glaube, daß es dem

* Schon im November 1819 hatte Börne von Paris aus den Gebr. Hoffmann, Verleger des von Kotzebue gegründeten weimarischen *Literaturblattes*, seine Mitarbeit angeboten. Im Frühjahr 1820 übernahm Brockhaus das Journal in seinen Leipziger Verlag, um es, wie er am 8. April an den zu weiterer Mitarbeit eingeladenen Börne schreibt, zu einem „literarischen Nationalblatt" zu machen.

Institute nützlich wäre, solche auch von einigen andern Bühnen, in einer bestimmten oder unbestimmten Zahl von Beilagen, unter dem Namen *Theaterblatt* mitzuteilen. Ich sehe hierüber Ihrer Entscheidung entgegen. Die Beiträge zum Konversationslexikon * werden fortgesetzt. Wollen Sie mich auch wissen lassen, ob literarische Artikel in das *Literatur-Blatt* von mir angenommen werden, ob in diesem Falle diese der Redaktion des Morgenbl. oder Hrn. Müllner, und an letztern nach welchem Orte geschickt werden müssen?

Ergebenster
Dr. Börne

38.

An Salomon Stiebel

[23. März 1820]

Lieber Freund,

Gestern abend, da ich nach Hause kam, bin ich von der Polizei arretiert ** und nach Versiegelung meiner Papiere auf die Hauptwache gebracht worden, wo ich diese Nacht zugebracht habe. Lassen Sie dieses doch meine Mutter wissen. Ihr könnt ganz ruhig sein.

Dr. Börne

Donnerstagmorgen

Herrn
Dr. Stiebel
Döngesgasse
bei Zinngießer Neef

* Vgl. Bd. I/1178.

** Vgl. Bd. III, S. 1007.

39.

An Johann Friedrich v. Cotta

Frankfurt, den 4. April 1820

P.P.

Vor ohngefähr 14 Tagen habe ich (aus dem Gefängnisse) Beiträge für das Morgenblatt eingeschickt. Vielleicht hatten Sie aus öffentlichen Blättern meine Arretierung erfahren und mir darum nicht geantwortet. Da ich jetzt wieder frei bin, wünschte ich Ihre Meinung: ob ich besonders mit dem Theater fortfahren solle?, bald zu erfahren.

Ergebenster
Dr. Börne

40.

An das Appelationsgericht

[Frankfurt, 8. April 1820]

Hochpreisliches Appelationsgericht
ad vener. res. d. d. 5. huj. inf.

Gehorsamste Vorstellung und Bitte
von Seiten
Dris Börne implorantis

Bei dem gegen mich verhängten Verfahren sind nur zwei Alternativfälle denkbar.
1) entweder daß ich unschuldig, oder
2) daß ich schuldig sei.

Für letzteren Fall ist kein Beweis, ja nicht einmal ein rechtliches Indicium vorhanden, das rubrizierte verehrliche Resolutum selbst vermochte ja nicht einmal ein solches rechtlich darzutun! — mithin tritt der erste Fall ein, der ohnehin nach bekannten Rechtsprinzipien zu präsumieren ist.

In beiden Fällen könnte und dürfte mir aber ein Defensor und Rechtsbeistand nicht versagt werden, denn im

ersten hätte er mich wegen der mir widerfahrnen rechtswidrigen Kränkungen zu vertreten und im zweiten zu prüfen, ob auch der Schuldige den Gesetzen gemäß behandelt worden und die Schuld auf legale Art und Weise konstatiert sei, und überhaupt auch für die Folge in jeder Beziehung bis zu erfolgtem Erkenntnisse meine Rechtszuständigkeit zu wahren.

Mein früheres Gesuch möchte mithin aus diesen Gründen weder unpassend noch zwecklos sein.

Aber auch hiervon einen Augenblick abgesehen, so unterliegt es doch wohl keinem Zweifel, daß ich das Recht habe, wie hie mit geschieht, auf Erlassung irgend eines Erkenntnisses anzutragen, wobei ich mir denn quaevis compententia sowohl wegen der Vergangenheit als Zukunft bestens reserviere, und mich namentlich dagegen verwahre, daß ein solches abolutorisches oder condamnatorisches Erkenntnis ohne vorherige Zulassung eines Defensors mit Rechtsbeistand geschehen könne.

Allen diesem vorgängig gehorsamst bittend:

hochpreisliches Appellationsgericht wolle geruhen, in Gemäßheit der bisherigen An- und Ausführungen, nach rechtlicher Ordnung und nach Maßgabe der gesetzlichen Vorschriften, ein definitives Erkenntnis gegen mich zu erlassen oder wenigstens zu verfügen, daß das Verfahren alsbaldigst bis zum Spruche verhandelt werde.

Hierüber x. x. Dr. Börme

als Selbststeller

41.

An Salomon Stiebel

[April 1820]

Lieber Freund!

Sie wissen, daß es nicht meine Schuld war, die Mozart'schen Briefe so lange zurückbehalten zu haben. Meine Papiere sind mir versiegelt und jede Korrespondenz mir

versagt worden. Können Sie mir Ihre Meinung über das Wunderglöckchen schriftlich geben? Sie brauchen sich nicht zu fürchten, mit mir zu tun zu haben, meine Quarantäne ist zu Ende, und die Staatsärzte haben erklärt, ich sei vom preußischen Tertianfieber nie angesteckt gewesen.

42.

An Friedrich Arnold Brockhaus

[Frankfurt, 18. April 1820]

Die Herren Hoffmann hatten mich schon früher davon in Kenntnis gesetzt, daß Ew. Wohlgeboren das „Literarische Wochenblatt" übernommen haben. Die Zensur in Weimar hat mir zwar meine Artikel dezimiert, indessen war ich noch froh genug, daß sie neun Zehnteile begnadigte. Ich fürchte sehr, die Leipziger wird strenger sein. Wenn das nicht wäre, so müßte das Institut bei Ihrer großen Tätigkeit und den Ihnen zu Gebote stehenden Hülfsmitteln sehr gewinnen. Ich würde zwar gern auch in der Folge daran teilnehmen, aber nach Ihrer Äußerung scheint es nicht, als wenn sich unsere beiderseitigen Interessen werden vereinigen lassen. Hoffmann hat mir für den Bogen 5 Louisdor in Gold gegeben. Dieses ist zwar schon sehr gut bezahlt, wie ich selbst bekennen muß, allein meine Lage und ein gewisses Zutrauen, das ich bei einigen Buchhändlern und vielen Lesern, mehr durch Glück als durch Verdienste, erworben habe, geben mir Gelegenheit, aus meinen literarischen Beschäftigungen einen größern Gewinn zu ziehen. Ich war entschlossen, von Herrn Hoffmann selbst für den nächsten Band ein größeres Honorar zu fordern, so peinlich es mir auch gewesen wäre, da es mir den Vorwurf der Unbescheidenheit und der Überschätzung meiner Arbeiten hätte zuziehen können. Ich war daher recht froh, daß durch den

Wechsel des Verlags meine Verbindlichkeit aufhöre. Meine Freunde bitten mich schon lange, die „Wage“ fortzusetzen, und die Rezensionen, die ich in das „Wochenblatt“ gab, darin aufzunehmen. Ich habe soeben erst ausgerechnet, wieviel mir diese Schrift eingetragen hat, um Ew. Wohlgeboren die Überzeugung zu geben, daß ich mich besser stehe, wenn ich sie fortsetze. Ich setze 800 Exemplare ab. Davon 500 hier im Orte zum Preise von 3 fl. 45 kr. und 300 in die Fremde durch Buchhandlungen und die Post zu 2 fl. 30 kr. Nach Abzug der Kosten bekam ich auf diese Weise für den Bogen 47 fl. oder ungefähr 5 Louisdor. Da ich aber gar keine merkantilische Tätigkeit dabei hatte, so kann ich mit dieser verbunden den Ertrag auf mehr als das Doppelte bringen. Ob nun Ew. Wohlgeboren mir zum Ersatze, wenn ich meine Tätigkeit dem „Literarischen Wochenblatt“ ferner widme, 8 Louisdor für den Bogen werden geben können, bezweifle ich, aber soviel weiß ich gewiß, daß meine Arbeit nicht so viel wert ist. Ich muß die Zeit in Anschlag bringen, die auch das Lesen der zu beurteilenden Schriften kostet. Selten habe ich mich dazu verstehen können, für die gute Bezahlung, die mir Herr Hoffmann leistete, nichts als Auszüge (wie es eigentlich im Plane des „Wochenblattes“ liegt) und zuweilen einen Spaß in Parenthese zu geben; es sind gewöhnlich Abhandlungen geworden.

Sie haben sich nicht darüber geäußert, ob Sie den bisherigen Plan des „Literarischen Wochenblattes“ beibehalten wollen. Es wäre vielleicht manches daran auszusetzen.

Auch könnte ich auf keine Weise schon im Mai Aufsätze liefern, da ich außer andern Arbeiten noch für den laufenden Band genug zu tun habe. Sie können aus meinen bisher im fünften Bande gelieferten Artikeln, die ich am Schlusse des Briefes bezeichnen werde, entnehmen, ob Sie mich (alles übrige abgesehen) für Ihren Plan

brauchbar finden. Rechnen Sie mir unnütze, unbedeutende oder unzusammenhängende Reden nicht immer an. Herr Hoffmann hatte den Fehler gemacht, Stellen, die ihren Sinn oder ihren Wert verlieren mußten, sobald die Zensur andere damit in Verbindung stehende gestrichen hatte, dennoch stehen zu lassen.

Mit Ihren „Müllnerianis“ haben Sie mir ein angenehmes Geschenk gemacht. Ich hatte sie noch nicht zu Gesicht bekommen. Von dem Streite* war mir nur bekannt geworden, was Müllner im „Wochenblatte“ geschrieben. Ich war über Müllners unbehülflichen Witz ebenso erstaunt als über seine Gemeinheit erbost. Es ist der besoffene blaue Montag in Handlung gesetzt. Es ist mir unbegreiflich, wie ein Mann, der in Versen so schön und geistreich schreibt, in der Prosa so tief prosaisch sein kann. Am meisten ärgerte mich dabei, daß die großen Herren und Septembrisierer ins Fäustchen lachen werden, wenn sie sehen, daß ihnen schon nach neun Monaten gelungen ist, die Schriftsteller von dem Gefühle des Rechts und der Freiheit, das im geistigen Leben so notwendig ist als im politischen, abzuziehen und sie durch wahre Faustbalgereien um alle Achtung und allen Einfluß zu bringen.

Hätten Sie mir die Redaktion des „Wochenblattes“ überlassen können, das wäre mir im meisten erwünscht gewesen.

* Adolph Müllner war berüchtigt für die persönliche, plumpe Art, mit der er seine zahlreichen literarischen Fehden in die von ihm betreuten Blätter trug. Bei den „Müllneriana“ handelte es sich um eine von Brockhaus selbst verfaßte Flugschrift gegen Müllner, der den von Brockhaus gegründeten, von Prof. Krug redigierten „Hermes“ verschiedentlich angegriffen hatte. Cotta, der Müllner bald darauf als Redakteur für sein „Literatur-Blatt“ übernahm, mußte immer wieder die Beschwerden seiner Autoren über die unsachlichen Rezensionen dieses „aesthetischen Rabulisten“ – so Jean Paul – hinnehmen.

Auf jeden Fall finde ich mich durch Ihre freundschaftliche Einladung sehr geehrt, und ich werde, kann es diesmal nicht sein, doch wohl eine spätere Gelegenheit finden, Ihrem Vertrauen zu entsprechen. *

Mit vorzüglicher Hochachtung

Dr. Börne.

43.

An Johann Friedrich v. Cotta

Frankfurt, d. 5. Okt. 1820

P.P.

Mehrere Artikel, die ich zu verschiedenen Zeiten für das Morgenbl. eingesendet hatte, sind nicht aufgenommen worden, wahrscheinlich weil sie zu ihrem Zwecke nicht brauchbar gefunden worden sind. Sollte dieses auch mit gegenwärtigem Art. ** der Fall sein, so bitte ich die verehrl. Redaktion – nicht um dessen Zurücksendung, denn, da ich Abschrift davon behielt, so wäre dieses unnötig – sondern ich bitte sie, mich für alle künftige Fälle zu unterrichten, nach Verlauf welcher Zeit, wenn binnen derselben die Einsendung im Morgenbl. nicht abgedruckt erscheint, ich auf eine andere Art darüber verfügen möge, und wenn abzunehmen sei, daß die Aufnahme nicht stattfinden könne. Die verehrl. Redaktion hat mich zu

* Brockhaus versuchte umgehend, Börne mit der Stelle des „Rédacteur en chef" an seinem groß aufzuziehenden Blatt bei einem anfänglichen Jahresgehalt von 2000 Gulden zu gewinnen. Als dieser in einem nicht überlieferten Brief vom 3. Mai auch das erneute Anerbieten ablehnte, übernahm Brockhaus selber die Leitung der Zeitschrift. Mit der Übersendung einiger Probeblätter lud er Börne am 10. Juni abermals dringend zur Mitarbeit ein.

** Vermutlich der erste der sechs „Briefe aus Frankfurt", vgl. Bd. I/1049.

Verfassung von Monatsberichten früher aufgefordert, aber ich zögerte damit, weil einige mißlungene Versuche, etwas Annehmbares zu liefern, mich schüchtern gemacht hatten. Den Grund, daß ich den Versuch erneuere, will ich der verehrl. Red. im Vertrauen mitteilen. Ich habe Verbindlichkeiten gegen die Cottaische Buchhandlung, die ich, nicht aus Überschätzung, aber aus Mißdeutung meines Talents, so voreilig übernommen hatte. Daß ich noch nicht Gelegenheit finden konnte, diese Schuld abzutragen, ist mir unaussprechlich zur Pein. Wenn der hier beifolgende Bericht brauchbar gefunden wird, so will ich damit regelmäßig fortfahren. Kann ich dem MBl. mit Übersetzungen dienlich sein, so will ich diese gern übernehmen. Nur müßte ich in diesem Falle bitten, mir die (französ. u. engl.) Werke zuzuschicken, da ausländische Literatur hier wenig zu haben und die Anschaffung dieses wenigen sehr kostspielig ist.

Hochachtungsvoll
Dr. Börne

44.

An Johann Friedrich v. Cotta

Frankfurt, d. 16. Okt. 1820

Ew. Hochwohlgeboren

geehrte Zuschrift kann ich, insofern die Anfrage wegen Übernahme eines politischen Journals nur im allgemeinen gestellt ist, auch nur allgemein beantworten. Ich wäre allerdings gern dazu bereit. Ich erwarte wegen Inhalt und Form und ob es von hier aus geleitet werden könne, Ihre weitere Erklärungen. Wahrscheinlich wird eine Monatsschrift darunter verstanden. Nur eins muß ich dabei voraussetzen: daß ich, ausgenommen die etwa unvermeindliche Zensur, sonst keine Rücksicht zu nehmen, keine Konvenienz zu beachten habe. Ich habe gar nicht das Talent, gegen meine Ansicht zu schreiben, nicht ein-

mal das, meine Gesinnung nur halb mitzuteilen. Ich beziehe dieses aber nur auf solche Abhandlungen, die ich selbst verfasse; denn, was die Aufsätze der übrigen Mitarbeiter betrifft, so werde ich als Redakteur nie fordern, daß sie meine Livree tragen sollen — das ist der bezeichnete [bezeichnende] Ausdruck, denn ich habe die Forderung, daß denkende Leute ihrer Ansicht entsagen sollen, um der Farbe eines Redakteurs zu huldigen, stets erniedrigend gefunden. Es muß jeder seiner Gesinnung treu bleiben dürfen.
Übrigens werden Ew. Hochwohlgeb. schon von selbst in Berechnung gebracht haben, wie schwierig jetzt der Gang eines polit. Journals ist. Der Ausweg, den man noch vor einigen Jahren hatte, ungestört zu politisieren, wenn man bald die innern Angelegenheiten des Staates, worin man schrieb, bald (wie es gefordert ward) die fremden Staaten schonte, ist jetzt versperrt. Ganz Europa ist solidarisch, Neapel liegt in Württemberg und Berlin in Portugal. Ich begreife nicht, wie man fertig werden könne.

Ergebenster
Dr. Börne

45.

An Johann Friedrich v. Cotta

Frankfurt, d. 25. Okt. 1820

Ew. Hochwohlgeboren

müßte ich schon wegen Ihres eigenen Besten abraten, mir das polit. Journal nach dem aufgestellten Plane zur Redaktion zu überlassen. Ich hätte keine Freude an der Arbeit, also auch keine Tauglichkeit dazu. Ich lasse lieber andere Leute für mich sammeln, als daß ich diese Mühe für andere übernehme. Ich bin ein sehr schlechter Skribent, sobald ich nicht aus dem Herzen schreibe. Es müßte mir frei stehen, den Stoff zu bearbeiten, nichts als meine

Meinung und diese ganz auszusprechen. Die Freiheit, welche mir die Stuttgarter Zensur gewährte (und man kann sich in dieser Zeit der Not damit begnügen), würde ich erschöpfen.
Doch will ich als Mitarbeiter gern Teil am Journal nehmen, und zwar in folgenden Artikeln regelmäßig. 1. Übersetzung u. Bearbeitung der Verhandl. der franz. Kammern. 2. Monatliche räsonierende Übersicht der polit. Ereignisse. 3. Kurze Übersichten der deutschen polit. Literatur.
Ich habe seit einiger Zeit die ehemals von mir herausgegebene *Wage* wieder fortgesetzt. Der Betrieb des Journals auf eigene Kosten fällt mir sehr zur Last. Ich wünschte, Sie wären geneigt, dasselbe in Verlag zu nehmen. In merkantilischer Beziehung könnten Sie dieses ohne Gefahr, da erstens der bisherige Absatz die Druckkosten hinlänglich deckt, und zweitens ich gern bereit wäre, das Honorar von dem Verhältnisse des Absatzes, nach Ihren billigen Vorschlägen, abhängig zu machen. Wenn Sie nicht dazu geneigt sind, würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mir eine andere Verlagshandlung in Stuttgart oder wenigstens eine Druckerei vorschlügen, wo ich das Journal auf meine Kosten drucken lassen könnte, denn die hiesige Zensur läßt mir nicht einmal eine Rezension eines polit. Buches durchgehen.

Hochachtungsvoll
Dr. Börne

46.

An Johann Friedrich v. Cotta

Frankfurt, d. 3. Nov. 1820

Ew. Hochwohlgeboren

teile ich ein Schreiben des Hrn. Murhard mit, daß sich über seinen Zweck deutlich genug ausspricht. Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß nicht allein der Briefsteller,

sondern der mit ihm zusammenlebende Dr. Murhard, sein Bruder, gleiche Befähigung zum betreffenden Journale besitzt. Derselbe ist durch nationalökonomische Werke (die Artikel im Konvers. Lexikon und ein gutes Werk „Über das Geld“ * bei Brockhaus) vorteilhaft bekannt. Ich kann Ihnen beide Brüder mit dem besten Gewissen zur Redaktion empfehlen. Da sie gemeinschaftlich arbeiten und sonst unbeschäftigt sind, würden sie den Vorteil gewähren, das ganze Journal wenigstens quantitativ allein besorgen zu können und die übrigen Mitarbeiter entbehrlich zu machen. Sie haben vorzüglich ein jetzt kostbares Talent, über bedenkliche polit. Dinge mit Manier zu reden, so daß sie ohne Störung über alle Tagesgeschichten sich zu verbreiten verstehen. Dann besitzen sie einen gewissen Kundschafts-Sinn, sie erhorchen alles, was in der polit. Welt gesagt oder gelogen wird, umso eher was geschieht. **

Um mich mit Ew. Hochwohlgeb. wegen der Wage und sonst zu besprechen, werde ich im Verlaufe nächster Woche nach Stuttgart reisen.

Hochachtungsvoll
Dr. Börne

47.

An Johann Friedrich v. Cotta

Ew. Hochwohlgeboren

habe ich die Ehre, die Wage zu überschicken, so viel davon erschienen ist. Von den ersten 8 Heften, die einen Band von 24 Bogen ausmachen, habe ich etwas über 500 Exempl. abgesetzt, und zwar 300 auf Abonnement in

* „Theorie des Geldes und der Münze“, Leipzig 1817.

** Friedrich Murhard übernahm tatsächlich vom Jahrgang 1821 an die Redaktion der „Allgemeinen politischen Annalen“. Börne hatte ihm die Besprechung der deutschen politischen Literatur für das Journal zugesichert.

Frankfurt und die übrigen durch die Hermannische Buchhandlung ins Ausland.
Das 9te Heft bildet das 1ste des 2ten Bandes. Den Preis der 8 Hefte habe ich auf 5 Gulden gesetzt. In Frankfurt habe ich bis jetzt 209 Expl. verkauft. Wieviel die Kommissionshandlung abgesetzt hat, weiß ich nicht. Die Auflage ist 800 Exp. stark. Von den in Frankfurt abgesetzten habe ich die Hälfte des Abonnements mit 2 fl. 30 kr. pränumerando bereits eingenommen. Aber die Verpflichtung der Abonnenten geht auf den ganzen Band. Im Falle eines Verlagsbetrages müßte also die schon empfangene Summe liquidiert werden. Die Kommissionshandlung hat 50 p.c. Rabatt von mir bekommen. Diese leistet aber ihre Zahlung erst nach der Ostermesse. Das Journal erschien bisher zwanglos, ich würde mich aber zu einer festen Zeit bestimmen, etwa zu jährlich 2 Bänden, alle Monate ein Heft von 4 Bogen.

12. Nov. 20 [Stuttgart]

Hochachtungsvoll
Dr. Börne

48.

An Johann Friedrich v. Cotta

[Stuttgart, November 1820]

Ew. Hochwohlgeboren

erlauben mir, Ihnen die Berechnung zu wiederholen, als deren Resultat ich für die Wage (jährlich 2 Bände à 48 Bogen zusammen) 2000 fl. Honorar glaube fordern zu dürfen. Wenn ich das Journal auf meine Kosten drucken lasse, gewinne ich beim Absatze von 500 Exemplaren jährlich 3200 fl. Nämlich

a) 300 Exempl. à 5 fl.	3000 fl.
b) 200 Exempl. à 2 1/2 fl. (durch Kommission) .	1000 fl.
Zusammen	4000 fl.

davon die Druckkosten zu 50 fl. das Heft.
also für die 16 Hefte 800 fl. abgezogen 800 fl.
bleibt 3200 fl.

Ich würde also bei erwähntem Honorar, für die Befreiung von den merkantalischen Sorgen, jährlich 1200 fl. aufopfern. Der weitere Vorteil bis zu 1000 Exempl. bliebe der Verlagshandlung. Von jedem funfzig des Absatzes über 1000 bekäme ich für jeden Band 50 fl. mehr. Dieses ist der Vertrag, wie ihn Brockhaus (in der angestrichenen Stelle beiliegenden Briefes) mit mir schließen wollte.
Daß von dem neuen Bande das erste Heft schon erschienen, würde meiner Meinung nach die Sache nicht erschweren. Die Verlagshandlung ließ' bekannt machen, daß sie vom 2ten Hefte an die Wage übernehme, daß auch das erste Heft ferner bei ihr zu haben sei, und daß in der Folge alle 4 Wochen ein Heft von 4 Bogen erscheine. Ich würde für eine umständlichere Ankündigung Sorge tragen. Über den Plan selbst kann ich hier nichts weiter sagen. Es hängt zuletzt doch alles von meinem guten Willen ab oder von meiner Fähigkeit, und ich muß das Vertrauen in diese und jenen bei Ihnen voraussetzen, sobald Sie überhaupt mit mir zusammentreten wollen. *
Zu liquidieren wäre auf beiden Seiten 1. das Abonnement für 4 Hefte, das ich für etwa 200 Exempl. schon eingenommen habe. 2. den Rest der Auflage, vom 1sten Hefte, den ich der Verlagshandlung überlasse. 3. wäre zu berücksichtigen, daß die Hermannsche Buchhandlung für die Zahl der Exempl., die sie bereits kommissionsweise

* Cotta lehnte, offenbar mit Rücksicht auf seine Beziehungen zur Wiener Staatskanzlei, die offizielle Übernahme der *Wage* ab, vermittelte aber den weiteren Verlag des Journals bei der mit seinem Hause verbundenen Druckerei Heinrich Laupp in Tübingen. Vgl. den Brief an J. Wohl vom 12. Nov. 1820.

besorgt, 50 pr.c. Rabatt fordern würde, da sie mit mir kontrahiert und mit keiner Verlagshandlung, wo der Rabatt kleiner ist.

Dr. Börne

49.

An Johann Friedrich v. Cotta

Frankfurt, d. 15. Dez. 1820

Ew. Hochwohlgeboren

ersuche ich, die anliegende Zuschrift des Hrn. v. Meseritz, eines meiner alten Bekannten, der gegenwärtig in Darmstadt wohnt, wenn möglich zu berücksichtigen. Er hat in politischen Dingen Kenntnis und Fertigkeit, hat auch schon mehreres drucken lassen. Der Artikel für die Allgem. Zeit. mag wohl jetzt verspätet sein, weil ich gehindert worden bin, ihn abzuschicken, indessen kann er zur Probe dienen. Wenn Ihnen daran gelegen ist, von den Darmstädter Kammern Nachrichten zu erhalten, so kann M. sie allerdings gut liefern, da er sowohl mit Männern von der Regierung als mit Deputierten Umgang hat. Doch muß ich bemerken, daß er von der aristokratischen Partei ist. Wegen seiner gewünschten Verwendung beim neuen polit. Journal habe ich mit Murhard gesprochen, es scheint aber, daß dieser keine Arbeit mehr abzugeben habe. Hr. v. Meseritz ist der franz. Sprache ganz mächtig und wäre zu Übersetzungen von ganzen Werken gut zu gebrauchen. Sollten Sie in die Lage kommen, an irgend einen Ort der Welt jemanden schicken zu wollen, um als Korrespondent zu dienen, so würde sich M. schnell nach jeder beliebigen Seite hinwenden, denn er ist sehr mobil.

Ich werde mit dem nächsten Postwagen Manuskript für ein Heft der Wage absenden. Erlauben Sie mir, die hier beifolgende Mitteilung für das *Morgenbl.* mit einer ge-

rechten Klage zu begleiten. Ich habe mit Verdruß bemerkt, daß die Redaktion* an meinen beiden frühern Artikeln Veränderungen vorgenommen hat, es sind Stellen darin ausgelassen und andere dafür hineingesetzt worden, die meiner Schreib- und Denkart ganz fremd sind. Die Notwendigkeit der gemachten Veränderungen habe ich nicht einsehen können, und hätte ich sie eingesehen, dann würde mich dieses nur bestimmt haben, nichts ferner für das Morgenbl. zu arbeiten, denn die Freiheit meiner Gesinnung kann ich um keinen Preis aufopfern. Schon eine Staatszensur ist mir unerträglich, die Zensur einer Redaktion ist es mir noch mehr. Denn in der Tat, wenn letztere die Artikel verändert, ist dieses für die Mitarbeiter nicht eine Art Befehl, künftig so zu schreiben, daß jene damit zufrieden sein kann? Sobald man die vorgeschriebene Ausdehnung nicht überschreitet und nicht von solchen Dingen spricht, die der Bestimmung des Blattes widersprechen, welches ich beides befolgt habe, müßte einem freistehen zu sagen, *was* und *wie* man es will. Wenn ich eine Ansicht ausspreche, welche die Redaktion nicht teilt, oder einen Tadel mit solcher Freimütigkeit, wie ihn sich die Redaktion nicht erlauben möchte, so steht es dieser ja frei, durch eine Bemerkung unter den Text alle Teilnahme und Verantwortlichkeit von sich abzulehnen. Sie müssen diese Klage schon meiner Eigenliebe zu gute halten, da ich im Morgenblatte bemerkt habe, daß man mit den Artikeln von solchen Schriftstellern, denen man Achtung bezeigen will, durchaus keine Veränderungen vorgenommen hat. Ich habe Gründe, Sie zu fragen, ob ich den Rezensionen etc., die ich für die allgem. polit. Annalen verfassen werde, meinen Namen beifügen soll oder nicht?

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Dr. Börne

* Frau Therese Huber.

50.

An Johann Friedrich v. Cotta

Frankfurt, den 10. März 1821

Ew. Hochwohlgeboren

muß ich um Entschuldigung bitten, daß ich für den verflossenen Monat keinen Bericht in das Morgenbl. überschicke. Es hat sich hier so wenig ereignet, daß ich keine 10 Zeilen damit anfüllen könnte, und es ist besser, daß ich dieses wenige auf den nächsten Monat erspare.

Ich will Ihnen Ihrem Wunsche gemäß meine Ideen über ein zu unternehmendes literarisches Tagblatt kurz vorlegen. Da es hierbei aber, wie überall, nicht bloß auf die Entwürfe, sondern auf die *Ausführung* dieser Entwürfe ankömmt, diese Ausführung aber von Persönlichkeiten abhängt, so bin ich genötigt, von mir zu sprechen, zu sagen, wie *ich* es machen würde und anzunehmen, daß Sie bei einem solchen liter. Blatte an mich als Redakteur gedacht haben. Meine Absicht wäre eigentlich nicht, die erscheinenden Schriften ihrem Werte oder Unwerte nach zu beurteilen und daraus das Belehrende oder Unterhaltende mitzuteilen; dieses würde zwar geschehen, aber nur zufällig und der Form wegen, es wäre aber nicht der Zweck. Der Zweck des Blattes müßte sein, die Literatur mit dem Leben, d. h. die Ideen mit der wirklichen Welt zu verbinden.* Diese Verbindung geschieht auf zweierlei Art, indem man entweder vom Buche zum Leben herab- oder vom Leben zum Buche hinaufsteigt. Erscheint ein Werk, es sei nun gut oder schlecht, so würde es der *Form* nach rezensiert werden, dem *Wesen* nach würde gezeigt werden, wie die darin ausgesprochenen Ideen mit der wirklichen Welt in Verbindung stehen oder in Verbindung gesetzt werden können, oder wie die Ausführung

* Vgl. hierzu Bd. I/106 ff.

solcher Ideen schädlich wäre. Jede Wissenschaft wie jede Kunst hat eine Seite, wo sie alle Menschen anspricht, und diese müßte berührt werden. Das hieße nicht *oberflächlich* und im *Konversationstone* davon sprechen, wie es Kotzebue getan, sondern *den* Punkt der Wissenschaft oder der Kunst berühren, wo sie an das Leben sich knüpft. *Geschieht* aber etwas, das allgemeine Teilnahme erregt, so würde man von dem Ereignisse zu ihrer Idee hinaufsteigen. Erschiene z. B. eine neue Übersetzung des Calderon, so würde man auf die politische Verhältnisse Spaniens *auf dem Wege* übergehen, indem man bespräche, wie die romantische Poesie mit absoluter Monarchie in Verbindung steht und wie heutzutage kein Calderon in Spanien entstehen könnte. Ereignet sich eine Revolution in Neapel, so würde man von aller eifernden Parteilichkeit, von den wechselnden Tagsbegebenheiten, von Wünschen oder Verwünschungen abstehen und von der Sache sprechen, als wäre sie ein Buch. Auf diese Weise die Literatur und die Tagsgeschichte zu behandeln, heißt: zugleich einer Schwäche und einer Tugend des deutschen Volkes schmeicheln. Unsere Schwäche ist Pedanterie, und daß wir über die Grundsätze die lebendige Folgen vergessen. Unsere Tugend ist, daß wir nicht, gleich den Franzosen, uns von Leidenschaften verblenden lassen und im wärmsten Kampfe an Recht und Wahrheit denken. Also meine Absicht würde sein, der Metaphysik, die in allen deutschen Büchern sich findet, selbst wenn sie nur von Kartoffelbau handeln, einen lebendigen Körper zu geben, die lebende Geschichte der Zeit aber metaphysisch zu besprechen.

Was die Literatur im eigentlichen Sinne betrifft, so würde ich noch etwas in das Blatt hineinziehen, was Kotzebue u. Brockhaus vernachläßigt haben, nämlich die ältere und die ganz alte Literatur. Man hat in Deutschland zwar eine gewisse Ansicht von Rousseau, Voltaire,

Lessing, Goethe, Jean Paul u. anderen, aber von jedem ihrer einzelnen Werke herrscht kein allgemein geltendes Urteil. Ich glaube, es müßte sehr interessant sein, den Maßstab der neuern Zeit an die Werke der ältern zu legen. Wie wäre jetzt Wilhelm Meister, Titan, La Pucelle, die Eloïse, Lessings Dramaturgie zu beurteilen? Man müßte diese Werke besprechen, als wären sie erst erschienen, sich um die geschlossene Meinung über jene klassischen Schriftsteller gar nicht bekümmern und erst dann, wenn die Meisterwerke eines Schriftstellers nach und nach behandelt worden, ein allgemeines Urteil über ihren Wert fällen und es darauf ankommen lassen, ob dieses Urteil einer neuen Instanz mit dem frühern übereinstimme oder davon abweiche. Die Literatur der Griechen und Römer ist in Deutschland bloß Zunftsache. Die Menge kennt sie nicht. Warum sollte man die Gelegenheit neuer Übersetzungen nicht benutzen, um diese Literatur in unser Leben einzuführen? Es erscheint jetzt eine Übersetzung des Aristophanes von Voss. Wenn eine solche besprochen und angepriesen würde, nicht bloß wegen ihres philologischen Wertes, sondern wegen ihrer unterhaltenden Art, so kann man sicher die Leute dahin bringen, daß sie in Lesebibliotheken so eifrig nach diesen Lustspielen als nach Kotzebue fragen. So auch mit Virgil, Terenz, Sophokles, Horaz. Das wäre ohngefähr meine Ansicht vom Liter. Blatte.

Hochachtungsvoll
Dr. Börne

51.

An Johann Friedrich v. Cotta

Frankfurt, den 20. März 1821

Ew. Hochwohlgeb.

Ich habe die unwiderstehlichste Lust, die Begebenheiten unserer Tage, deren Schauplatz sich täglich mehr erwei-

tert, mit meinen eignen Augen zu sehen und nach dem nördlichen Italien zu reisen. Dabei stellen sich mir ökonomische Verhältnisse in den Weg. Ich habe gedacht, Sie könnten mich in dieser Lage der Dinge als politischen Korrespondenten für die Allgem. Zeit. benutzen und mich mit Geld unterstützen. Meine Meinung wäre, daß der Aufenthalt in *Turin* oder *Genua* rücksichtlich der Korrespondenz der gelegenste wäre. Der Weg nach Deutschland für Briefe ist dort offen. In der Mitte zwischen der Schweiz, Deutschland, Frankreich und Neapel könnte man sich nach allen Seiten umsehen. Ich bin fest überzeugt, daß Frankreich und die Schweiz in den Krieg werden hineingezogen werden. Die neuen Nachrichten von Turin sind Ihnen schon wohl bekannt. Außer der polit. Korrespondenz würde ich eine fortlaufende Reisebeschreibung (den Weg über Genf) für das Morgenbl. ausarbeiten, und ich verspreche eine wöchentliche Sendung. Wenn Ew. Hochwohlgeb. geneigt sind, in die Sache einzugehen, so schlage ich Ihnen vor, mir monatlich 300 fl. zu bestimmen und mir für so viele Monate das Geld zu geben, als Sie vor jetzt geneigt sind. Nach Verlauf dieser Zeit könnten Sie nach Ihrer Konvenienz den Vertrag fortführen. Wollen Sie den Vorschlag annehmen und mir Geld schicken, so will ich mich sogleich auf den Weg machen. *

Ew. Hochwohlgeb.
ergebenster
Dr. Börne

Sr. Hochwohlgeb.
Dem Herrn Geheimen Hofrat Cotta
von Cottendorf
in
Stuttgart

* Cotta machte die Annahme von Börnes Korrespondenzangebot vom Verzicht eines anderen Korrespondenten sowie von einer bescheideneren Finanzierung des Projektes abhängig. Die Reise kam indes nicht zustande.

52.

An Ludwig Robert

Frankfurt a. M., den 2. August 1821

Ich habe es wieder einmal erfahren, daß man größern Gewinn aus seinen Fehlern als aus seinen Tugenden zieht. Wäre ich ein ordentlicher und artiger Mensch, der zur gehörigen Zeit Briefe beantwortet und Paradiesvögel * zurückfliegen läßt, dann hätte ich Ihr vorletztes Schreiben nicht erhalten, worin Sie mich zu meiner Aufmunterung mit Lessing verglichen haben, — und wenn man das Unglück hat, kein Lessing zu sein, so ist es kein kleiner Trost, dafür gehalten zu werden, — und ich hätte Ihre allerliebsten Verse** nicht erhalten. Jetzt bin ich sogar ein Dichter geworden, denn ich habe ein Gedicht hervorgebracht. Der Paradiesvogel, seitdem ich ihn von der Theaterdirektion zurückbekommen, lebte in dem Käfig eines geistreichen Frauenzimmers, wo er so viele Liebkosungen erhielt, daß er alle Lust zur Freiheit verlor. Ich mußte ihn gewaltsam entführen; daher die Zögerung.*** Aber Ihre Bescheidenheit bewundere ich. Wie

* Am 7. Mai hatte Ludwig Robert seine Komödie „Kassius und Phantasus" oder „Der Paradiesvogel" Börne zur kritischen Beurteilung zukommen lassen. Trotz wiederholter teils liebenswürdiger, teils grober Mahnungen erhielt er anfangs Juli nicht mehr als eine kurze Bestätigung der Sendung. Robert reagierte mit einem phrasenreichen Huldigungsbrief, in dem es u. a. hieß: „Sie könnten der Lessing unserer Zeit sein, wenn Sie einsehen wollten, daß *Ihre* Zeit die unsere ist . . .", woran sich eine unverblümte Aufforderung zu vermehrtem Fleiße schloß.

** Wenige Tage zuvor hatte Robert Börnes Antwort noch einmal, diesmal in Versen, zu provozieren gesucht.

*** Im Brief an Jeanette Wohl vom 12. Januar 1822 bekennt Börne, diese Entschuldigung seines Versäumnisses frei erfunden zu haben. – Der „Paradiesvogel" wurde am 16. Oktober 1821

konnten Sie auf den Gedanken kommen, Ihr aristophanisches Lustspiel deutschen Böotiern darzubieten? Ich rede nicht von Frankfurt, ich denke an das ganze liebe deutsche Land. Kann dieses plumpe Volk all dieses attische Salz vertragen? Höchstens einige Körner auf ein breites Butterbrot gestreut. Ich kenne kein deutsches Lustspiel, das mit dem Ihrigen verglichen werden könnte, aber desto schlimmer. Ein ganzes Nadelkissen von Epigrammen, von denen man bloß den breiten Kopf ohne die Spitze verstanden hätte. Ihr Stück würde auf der Bühne wohl gefallen, aber auf eine Art, daß Sie sich darüber tot ärgern müßten. Der Spektakel hätte die Zuhörer auf unmittelbarem Wege ergötzt, und die Ironie wäre ihnen entgangen. Wissen Sie, was Ihnen wenigstens hier hätte geschehen können? Man hätte die kleinen Aufzüge gestrichen. Ich war fast auf dem Wege, es der Theaterdirektion vorzuschlagen, um zu erproben, wie weit man es mit den Leuten treiben kann. Manche Betrachtung, wozu mir Ihr Lustspiel Anlaß gegeben, habe ich niedergeschrieben, und ich hätte es Ihnen gern mitgeteilt, aber die erwähnte Freundin hat es eingepackt und mit ins Bad genommen. Ich schicke Ihnen später den Aufsatz. Ich bitte Sie, lassen Sie Ihr Lustspiel drukken, und bringen Sie es nicht auf die Bühne. Das hieße dem Volke schmeicheln, als hätte es Geist, das hieße es gewinnen wollen (würde die Polizei sagen), Sie kämen in Verdacht demagogischer Umtriebe und würden nach Mainz geführt werden. Mir wäre das schon recht, ich hätte dann nur einige Meilen, um zu Ihnen zu kommen. Gruß und Freundschaft. Dr. Börne

in Karlsruhe aufgeführt. Börne erfuhr von der Einladung Roberts zur Uraufführung Monate später. 1825 erst erschien die „erzromantische" Komödie im Druck. Heine widmete ihr einen eingehenden kritischen Brief (12. Oktober 1825, an Friederike Robert).

53.

An Johann Friedrich v. Cotta

München, d. 30. Dez. 1821

Ew. Hochwohlgeboren

haben, wie mir Müllner schrieb, das Liter. Bl. vergrößert. Dieses ist sehr zweckmäßig, weil das Blatt dadurch selbständiger wird und für Mannigfaltigkeit größern Raum gewinnt. Ich will, dem Wunsche des Herausgebers zufolge, gern ernsten Anteil daran nehmen, nur ist eine Schwierigkeit: wie ich zu den Büchern gelange, ohne sie kaufen zu müssen, welches, da hierdurch einen großen Teil des Honorars verschlungen würde, billigerweise nicht gefordert werden kann. Als ich früher am Kotzebueischen Lit.Bl. teilnahm, wurden mir die Bücher von Weimar zugeschickt, aber Müllner machte mir auf meinen Vorschlag die Bemerkung, daß wegen der Entfernung die Zusendung von Büchern nicht wohl tunlich sei. Wie aber anders? Ich bin auf dem Wege, München zu verlassen, und ich denke, in etwa 8 Tagen wieder in Stuttgart zu sein. Sie werden mir dann vielleicht ein Mittel angeben können, wie zu den nötigen Büchern ohne Kosten zu gelangen sei.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Dr. Börne

54.

An C. L. Goldschmidt

Stuttgart, den 2. März 1822

Lieber Freund!

Herr *Salomon Kaulla* von hier wünschte Ihnen empfohlen zu sein, weil er wegen Kuratel-Angelegenheiten in die Lage kommen kann, Ihres Rates und rechtlichen Beistandes zu bedürfen. Aber nicht bloß als Klient, sondern auch als guter Freund sei er Ihnen empfohlen. Ich

bin täglich in seinem Hause. Sollte er Geld brauchen, leiste ich bis zum Betrage einer *halben Million Gulden* im 24 fl. Fuß für ihn Bürgschaft. Übrigens, wie leben Sie in Ihrem schlechten Frankfurt? Mich soll kein Teufel mehr hinbekommen außer auf kurze Zeit zum Besuche. Kommen Sie doch einmal hierher, Sie haben ja die Boisserée'sche Sammlung noch nicht gesehen. Bringen Sie Ihre Frau mit und wen Sie sonst wollen. Sie können alle bei mir wohnen, ich habe mir ein sehr geräumiges Haus gekauft und werde nächstens heiraten. Aber das bleibt unter uns. Empfehlen Sie mich der Frau Doktorin und grüßen Sie die ganze holde Harmonie * von mir.

Der Ihrige
Dr. Börne

Sr. Wohlgeboren
Dem Hern. Dr. jur. Goldschmidt
in
Frankfurt

55.

An Johann Friedrich v. Cotta

[Stuttgart, 16. März 1822]

P.P.

Die mir überschickten Bücher, die ich mir zu Anzeigen für das Literaturblatt erbeten hatte, eignen sich nicht zu dieser Bestimmung, weil sie sämtlich ohne Gehalt sind, mit Ausnahme der Gedichte von Rückert, deren Beurtei-

* Es handelt sich um eine kasinoartige Frankfurter Vereinigung mit Lesezirkel, zu deren offenbar vorwiegend jüdischen Mitgliedern sowohl Dr. Goldschmidt wie Börne selber zählten. – Die autobiographischen Angaben Börnes sind selbstverständlich nicht ernst gemeint.

lung aber nicht in meinen Wirkungskreis gehört. Ich erbitte mir

1. von *schöner Literatur*: nur gute Werke, wenigstens solche, die Aufsehen machen. (Werke v. Fouqué, Hoffmann, Scott, Byron)
2. von Poesien nur *dramatische Literatur* (keine lyrische u. a. Gedichte)
3. *Politik* und *Geschichte*
4. Philosophische Schriften
5. Populäre Medizin (Magnetismus, Psychologie)
6. Journalistik
7. Französ. Literatur

Dr. Börne

56.

An Johann Friedrich v. Cotta

Paris, d. 22. Aug. 1822

Ew. Hochwohlgeboren

mich in Erinnerung zu bringen, ist der Zweck dieses meines Briefes, welchem ich einige Kleinigkeiten für das *Morgenblatt* beilege. Ich hoffte, das Vergnügen zu haben, Sie in Baden zu sprechen, wo ich mich einige Zeit aufgehalten, aber die Verhältnisse nötigten mich, kurz vor Ihrer Ankunft wieder von dort abzureisen.
Ich habe mit einigen sehr werten Freunden die Reise nach Paris gemacht und hier noch andere Veranlassungen gefunden, meinen Aufenthalt hier zu verlängern. Um meine ökonomische Lage zu ordnen, nehme ich mir die Freiheit, Sie zu fragen, ob Sie geneigt sind, den Vertrag, den Sie vor 3 Jahren mit mir geschlossen, zu erneuern? Ich lebe jetzt in sehr günstigen Verhältnissen, die mir zu literarischen Arbeiten sowohl Stoff als auch Aufmunterung bieten. Da ich das vorige Mal verhindert worden bin, meinen übernommenen Verbindlichkeiten nachzu-

kommen, so würde es mich gar nicht wundern, wenn Sie mit mir etwas schüchtern geworden sind. Vielleicht wäre Ihnen daher die Einrichtung willkommener, wenn ich das jährliche Honorar in monatlichen Raten bezöge. Das wäre mir auch genehm, und ich würde dann bitten, mir vom September an monatlich 500 fr. hier anweisen zu lassen. Was für Ihre verschiedenen liter. Institute von hier aus zu tun wäre, ist mir zwar bekannt, sollten Sie aber auf etwas Besonderes Ihr Augenmerk haben, so ersuche ich Sie, mir Ihre Wünsche zu eröffnen.

Sie schienen die Absicht zu haben, die Redaktion der pol. Annalen zu verändern. Im Falle es geschieht, bitte ich Sie, sich an mich zu wenden. Ich glaube, es wäre für das Journal am besten, wenn, was der mechanische Teil der Redaktion betrifft, Sie dieses einem in Stuttgart Wohnhaften übertrügen, das übrige aber von mir von Paris aus leiten ließen. Vielleicht könnte man von den hiesigen politischen Schriftstellern einige gewinnen, die für manche Punkte in einem deutschen Journale mehr Freiheit fänden, als sie hier genießen. Die französischen handschriftlichen Aufsätze wären dann nur in das Deutsche zu übersetzen.

Ich erlaube mir, Sie um baldige Beantwortung dieses Schreibens zu bitten. *

Ew. Hochwohlgeb.
Ergebenster
Dr. Börne
Rue d'Amboise. Nr. 5. Hôtel Washington

* Cotta begrüßte Börnes Anträge und sicherte ihm die erbetene monatliche Zahlung – zur Verrechnung – zu. Lediglich die Leitung der Politischen Annalen von Paris aus lehnte er ab, nicht aber Börnes Beiträge für diese Zeitschrift.

57.

An Johann Friedrich v. Cotta

Paris, den 9. Sept. 1822

Ew. Hochwohlgeboren

danke ich für die Bereitwilligkeit, mit welcher Sie meine Anträge angenommen haben. Ich bin es ganz zufrieden, daß Sie das Honorar nach meinen Einsendungen berechnen, denn ich weiß, daß Sie gute Meinung von meinen liter. Arbeiten haben und geneigt sein werden, das non multa sed multum auf sie anzuwenden. Ihre Versicherung, daß ich monatlich noch mehr als 500 fr. erschreiben könne, war mir sehr erfreulich, denn man kann in Paris des Geldes nicht zu viel haben. Ich wiederhole aber meine Bitte, mir mit Ende jedes Monats das Honorar anzuweisen, da ich es sehr nötig bedarf. Daß ich noch in Ihrer Schuld bin, habe ich nicht vergessen, hoffe aber, daß Sie mir das für jetzt nicht anrechnen wollen. Vielleicht finde ich bald Gelegenheit, Ihnen durch eine außergewöhnliche lit. Einsendung einen Teil der Schuld abzutragen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Ihr ergebenster
Dr. Börne

Monsieur
Cotta de Cottendorf
à
Stuttgart

58.

An Johann Friedrich v. Cotta

Paris, d. 16. Sept. 1822

Ew. Hochwohlgeboren

lassen sich, wie mir bekannt ist, die neuen interessanten Schriften, die hier erscheinen, nach Stuttgart schicken. Da Sie nun diese Ausgabe ohnedies machen, denke ich, daß es besser wäre, wenn diese Schriften hier durch meine

Hände gingen, ehe sie an Sie abgeschickt würden, weil ich daraus für das Morgenbl., das Literbl. etc. Nutzen ziehen könnte. Sie brauchten nur Ihrem hiesigen Buchhändler meine Adresse zu geben und ihm aufzutragen, mir neue lit. Erscheinungen ins Haus zu schicken. Ich würde die Bücher nach deren Benutzung dem Buchhändler wieder zustellen, damit er sie Ihnen, wie bisher, nach Stuttgart besorge. Dieses Ihrem Ermessen überlassend, verharre ich hochachtungsvoll

Der Ihrige
Dr. Börne

59.

An Johann Friedrich v. Cotta

Paris, d. 25. Sept. 1822

Ew. Hochwohlgeb.

Gestern habe ich das Inhaltsverzeichnis des letzten Heftes der *polit. Annalen* gelesen. Darin findet sich ein Aufsatz von Eckstein: über die Lage von Frankreich, und einer über Benjamin Constants Kommentar zu Filangieri. Den Aufsatz des Hrn. Eckstein möchte ich *widerlegen*, denn der ist mein größter Antagonist, und das Herz rührt sich mir um, wenn ich daran denke, was er über Frankreich für Lügen wird verbreitet haben. B. Constants Filangieri wollte ich eben vornehmen, um das Werk für die Annalen anzuzeigen. Aus beiden Gründen wünschte ich, das neueste Heft der pol. Annalen* zu lesen. Wäre es Ihnen nicht möglich, mir dasselbe zukommen zu lassen?

Hochachtungsvoll
Ihr ergebenster
Dr. Börne

* 7. Bd., 2. Heft 1822. Mit dem Aufsatz von Eckstein waren bereits kritische „Anmerkungen eines ersten Lesers“ gedruckt worden, die – weitgehend im Sinne von Börnes eigener politischer Sicht – diesen möglicherweise von der beabsichtigten Widerlegung abhielten.

60.

An Johann Friedrich v. Cotta

Paris, 5. Okt. 1822

Ew. Hochwohlgebornen
mir angewiesene Summe habe ich von Lafitte eingenommen. Wollen Sie gefälligst bei Gelegenheit Dr. Stegmann in Augsburg von meinem Hiersein unterrichten, damit er, wenn er etwa in der Folge eine Nachricht für Allgem. Z. *ohne Namen des Einsenders* erhalten sollte, er die Quelle wisse.
Ich habe in der Zeitung gelesen, daß Müllner ein neues Lit. Bl. vom Neujahre an herausgibt. Wird er das Ihrige beibehalten?

Ihr ergebenster
Dr. Börne

61.

An Johann Friedrich v. Cotta

Paris, 21. Oktober 1822

Ew. Hochwohlgeb.

Bitte ich, sich künftig folgender Adresse bedienen zu lassen, da ich mein Logis gewechselt habe. *Rue Bergère Nr. 19*

Ergebenster
Dr. Börne

62.

An Johann Friedrich v. Cotta

Paris, 9. Nov. 1822

Ew. Hochwohlgeboren

Habe ich in meinem vorigen Briefe eine Veränderung meiner Adresse angezeigt; da mich aber eine Unpäßlichkeit verhindert, eine andere Wohnung zu beziehen, wie ich beabsichtigt, bitte ich, sich fortwährend meiner alten Adresse zu bedienen (Rue d'Amboise Nr. 5).

Ich erlaube mir, das Honorar des vorigen Monats in Erinnerung zu bringen.

Hochachtungsvoll
Dr. Börne

63.

An Johann Friedrich v. Cotta

Paris, 20. Nov. 1822

Ew. Hochwohlgeb.

Geehrtes Schreiben vom 6. Nov. und das aus Ihrem Comptoir vom 9. habe ich erhalten, aber das darin erwähnte Geld und Buch nicht. Lafitte hat mich nichts wissen lassen, daß er mit einer Zahlung für mich beauftragt wäre, wie er es in solchen Fällen zu tun pflegt; und Treutel u. Würz, bei denen ich mich erkundigt, sagten, sie hätten bis jetzt kein Journal für mich erhalten. Wollen Sie gefälligst diese beiden Dinge sobald als möglich besorgen lassen.

Hochachtungsvoll
Dr. Börne

64.

An Bernhard Reinwald

Paris, den 28. Nov. 1822

Lieber Herr Reinwald!

Ihr Brief setzte mich in große Verlegenheit. Wenn Sie glauben, daß mein Name etwas zur Verbreitung Ihres Buches beitragen kann, so gereicht Ihnen dieser Wahn zum Verdienste, denn er zeigt, daß Ihr Herz von dem Wunsche, eine gute Tat zu vollbringen, zu voll war, um alle Fehler der Berechnung zu vermeiden. Wer wird aber meine Eitelkeit entschuldigen, wenn ich Ihrem Wunsche nachgebe. Ich hätte lieber mit einer Geldsumme zu Ihrer Sammlung beigetragen, und dieser Beitrag hätte nicht groß zu sein brauchen, um den Wert meines Namens zu ersetzen. Ich sage dieses nicht, um Ihrer Bitte auszu-

weichen, im Gegenteil, ich will sie erfüllen. Um aber durch meine Bereitwilligkeit nicht Ihre eigene Achtung zu verlieren, darf ich mir nicht verhehlen, daß mir das Opfer schwer fällt, welches ich den Notleidenden bringe.
Schicken Sie mir gefälligst nach Vollendung des Drucks das vollständige Werk, und ich werde dann eine Vorrede * dazu machen.
Ein sehr dringendes Geschäft möge die Kürze meines Briefes entschuldigen.
Ich bitte Sie, mich Hrn. Speyer freundschaftlich zu empfehlen.

Ihr ergebenster
Dr. Börne

65.

An Johann Friedrich v. Cotta

Paris, d. 12ten Dez. 1822

Ew. Hochwohlgeb.

Haben mir unter 6. Nov. geschrieben, Lafitte wäre mit einer Bezahlung für mich beauftragt. In einem Schreiben vom 20. Nov. hatte ich die Ehre, Sie zu benachrichtigen, daß mir Lafitte nichts deshalb zu wissen getan. Ich ersuche Sie dringend, dieses Mißverständnis aufzuklären, da ich dadurch in große Not und Verdrüßlichkeit geraten bin. Haben Sie die Güte, mir sogleich das Honorar für 2 Monate anweisen zu lassen.
Bei Gelegenheit Ihrer Erinnerung wegen Beiträge zum Liter. Bl. bemerke ich, daß ich das Lit. Bl. bis zu Ende Oktobers hier durchgelesen und zu meiner Verwunderung noch keinen von meinen früher eingeschickten Artikeln

* Die Spende, eine Auswahl von Aphorismen, Epigrammen, Anekdoten, Bemerkungen etc. Mit einer Vorrede von Dr. Börne. Herausgegeben von Bernhard Reinwald. Offenbach 1823. – Vgl. Bd. I/864 ff.

darin abgedruckt gefunden habe. Sie haben sie doch erhalten.
Ich wiederhole meine Bitte wegen unverzögerlicher Anweisung. Darf ich Sie fragen, wem Sie das Lit. Bl. übertragen haben? Man schrieb mir aus Deutschland, Müllner würde die Redaktion aufgeben.
Da ich eine neue Wohnung bezogen, bitte ich, sich folgender Adresse zu bedienen:

Rue Chantereine Nr. 36

Verehrungsvoll
Dr. Börne

66.

An Johann Friedrich v. Cotta

Paris, 12. Jan. 1822 [1823]

Ew. Hochwohlgeboren
wollen mich entschuldigen und größtenteils zufälligen Verhinderungen zuschreiben, daß ich so lange nichts eingesendet. Ich werde das Versäumte zu Ihrer Zufriedenheit nachholen. Wenn es wahr ist, was man mir geschrieben, daß Müllner die Redaktion des Literbl. aufgibt und Ihnen dieses eine größere Teilnahme von meiner Seite wünschenswert machte, bitte ich Sie, mir dieses zu bemerken. Denn ich könnte mehr für das Literbl. arbeiten, als ich bis jetzt getan; ich glaubte aber, es würde Ihnen nicht damit gedient sein, das Blatt zu viel mit *französischer* Liter. anzufüllen, und deutsche kann ich hier nicht bekommen.
Von Lafitte habe ich in 2 Terminen 1000 fr. eingenommen.

Verehrungsvoll
Dr. Börne

Rue Chantereine 36

67.

An Johann Friedrich v. Cotta

Paris, d. 11. Febr. 1823

Ew. Hochwohlgeboren

Wollen unter den anliegenden Papieren den *Plan zu einer Gesundheitszeitung* nicht übersehen und demselben einige Aufmerksamkeit schenken. Hr. Dr. Reis in Frankfurt, ein sehr talentvoller junger Arzt und auch außer seinem Fache vielseitig gebildet, will eine Zeitschrift unternehmen, worin in einer belehrenden und unterhaltenden Form alles besprochen werden soll, was auf das körperliche und psychische Wohlbefinden des Menschen Einfluß hat. Der Unternehmer hat den guten Gedanken gehabt, zu Mitarbeitern für sein Blatt nicht bloß Ärzte, sondern auch Literatoren aller Fakultäten aufzunehmen, wodurch der Zeitschrift diejenige Mannigfaltigkeit zugesichert wird, die sie haben muß, um allgemeinen Eindruck zu machen. Nun wäre aber nichts dienlicher, dem Hrn. Dr. Reis und seinem Unternehmen gleich zum voraus Zutrauen zu verschaffen, als wenn die beabsichtigte Zeitschrift in Ihrem Verlage erschiene, weil das Publikum gewohnt ist, nur Schriftsteller und Werke von Verdienst von Ihnen befördert zu sehen. Das Unternehmen wäre übrigens rücksichtlich des Verlages und Druckes mit keiner großen Bemühung verbunden, da wöchentlich nur 2 halbe Bogen der Zeitschrift erscheinen sollen. Ich bitte Sie ergebenst, mich bald von Ihrer Ansicht über diese Sache zu unterrichten, damit ich den Hrn. Dr. Reis zu weitern Erklärungen veranlassen kann.

Verehrungsvoll
Dr. Börne

Rue Chantereine Nr. 36

68.

An Johann Friedrich v. Cotta

Paris, d. 18. Febr. 1823

Ew. Hochwohlgeb.

Bitte ich ergebenst, mir das Honorar für die Monate Dezember und Januar sobald als möglich zukommen zu lassen, da ich dessen sehr bedürftig bin.

Hochachtungsvoll
Dr. Börne

69.

An Johann Friedrich v. Cotta

Paris, d. 26. Febr. 1823

Ew. Hochwohlgeb.

Erlaube ich mir, den Gegenstand meines letzten Briefes, Geld betreffend, in gefällige Erinnerung zu bringen.

Ihr ergebenster
Dr. Börne

70.

An Johann Friedrich v. Cotta

Paris, den 7. März 1823

Ew. Hochwohlgeboren

werden das Manuskript einer Reisebeschreibung von den Pyrenäen erhalten, dessen Verfasser, Hr. v. Lüdemann, ich hier kennengelernt habe. Da demselben bekannt ist, daß ich die Ehre habe, mit Ihnen in Verbindung zu stehen, hat er mich ersucht, sein Werk Ihrer Aufmerksamkeit zu empfehlen. Ich habe es großenteils gelesen, und für denjenigen Teil, den ich nicht gelesen, bürgt mir die Persönlichkeit des Verfassers, der ein Mann von vielen Kenntnissen, von Geist und Gemüt und mit allem versehen ist, was erfordert wird, eine Reisebeschreibung in-

teressant zu machen. Das Pyrenäengebirg ist jetzt ohnedies ein interessanter Schauplatz und wird es noch lange bleiben.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Dr. Börne

Sr. Hochwohlgeboren
Dem Herrn Cotta von Cottendorf
in
Stuttgart

71.

An Johann Friedrich v. Cotta

Paris, den 13. April 1823

Ew. Hochwohlgeboren

Anliegendes für das Morgenblatt überschickend, bitte ich ergebenst, sich künftig unten bemerkter Adresse zu bedienen und auch, wenn Sie mir wieder Geld anweisen, Lafitte von dieser Adresse unterrichten zu lassen.
Das rückgeschickte Manuskr. des Hrn. v. Lüdemann habe ich erhalten und dem Eigentümer zugestellt.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Dr. Börne

Adresse
à l'hermitage de J. J. Rousseau à Montmorency
près *Paris*

72.

An Michael Wilhelm Reis

Ermitage

Lieber Freund!

Ich habe sehr gefürchtet, Cotta möchte in Ihre Forderung nicht eingehen, und ich freue mich, aus Ihrem Briefe zu ersehen, daß sich die Sache noch machen wird. Wenn ich

Sie recht verstanden habe, wünschen Sie, daß ich Ihnen Beiträge für die Probeblätter schicken soll. Ich will das auch zu seiner Zeit tun; aber die Hauptsache ist, daß Sie teils von eignen Beiträgen, teils von anderer zur Probe schicken, denn C. hat mich in dem ungerechten Verdacht, daß ich faul sei, er wird sich also über die zureichende Menge von Materialien nicht beruhigt fühlen, wenn nur ich als Mitarbeiter auftrete. Es wird sehr nötig sein, daß Sie gleich für die Probeblätter außer Ihre eigene Beiträge auch noch von andern schicken, damit C. sieht, daß es daran nicht fehlt. Ich sehe nicht ein, warum Sie sich einigen Freunden nicht anvertrauen können.

Sobald ich nach Paris gehe, will ich mir ein paar Hefte von der Gazette de Santé zu schaffen suchen und sie Ihnen mit der ersten kostenfreien Gelegenheit schicken.

B.

1. Mai 1823

73.

An Johann Friedrich v. Cotta

Ermitage, 8. Mai 1823

Ew. Hochwohlgeboren

Geehrtes Schreiben vom 27. v. M. aus Leipzig habe ich gestern erhalten. Ich hoffe, daß mein schönes und stilles Landleben mich zu mancherlei Arbeiten leiten soll. An den besten Ermahnungen der Natur und Geschichte fehlt es in Montmorency nicht. Die gesunde Luft wird meine guten Vorsätze stärken, und Sie sollen mit mir zufrieden werden.

Ich werde morgen nach Paris gehen, um bei Lafitte nach Geld zu fragen. Sollte es Federer vergessen haben, bitte ich sehr, es ihm in Erinnerung zu bringen.

Verehrungsvoll
Dr. Börne

74.

An Johann Friedrich v. Cotta

Ermitage, 30. Mai 1823

Ew. Hochwohlgeb.

Mir angewiesene Summe habe ich von Lafitte mit Vergnügen eingenommen. Ich hätte es aber mit noch größerm getan, wenn sie größer gewesen wäre. Unglücklicherweise habe ich mir in den Kopf gesetzt, daß ich die 500 fr., die ich monatlich brauche, von Ihnen allein zu beziehen habe, und da Sie mir seit dem September v. J. sechs mal 500 fr. geschickt, hätte ich, meiner unmaßgeblichen Rechnung nach, noch für die Monate März, April u. Mai noch 1500 fr. zu fordern. Wenn Sie dieser meiner Ansicht beistimmten und mir das Geld schickten, würden Sie nicht bloß mich verbinden, sondern mehrere meiner Gläubiger in Deutschland, welchen ich leider einen bedeutenden Teil meines Einkommens überlassen muß. Mein Gewissen sagt mir, daß Sie meine Bitte erfüllen werden, denn ich habe mir vorgenommen, Sie durch meinen Fleiß diesen Sommer über in das größte Erstaunen zu versetzen. *

Hochachtungsvoll
Dr. Börne

75.

An Johann Friedrich v. Cotta

Ermitage, 7. Juli 1823

Ew. Hochwohlgeboren

angewiesene 1500 fr. habe ich eingenommen, und ich danke Ihnen sehr dafür. Ich werde mein Wort halten und bald mit mehrern Arbeiten kommen. Ich möchte

* Mit „Ich erstaune, mein Verehrtester, schon über Ihre Zusage . . . , daß Sie mich durch Ihren Fleiß in Erstaunen setzen wollen . . ." begleitete Cotta die gewünschte Geldsendung.

gern was für die politischen Annalen tun, wenn ich nur wüßte, was ich unter gegenwärtigen Zensurverhältnissen ungehindert leisten könnte. Es wäre mir lieb, wenn der Redakteur mir mitteilte, was ich, hiesige Lokalität benutzend, etwa behandeln könnte.

Hochachtungsvoll
Dr. Börne

76.

An Henriette Herz

[Entwurf. Montmorency 1823]

Meine Schwester, Madame *Spiro* in München, hat mir geschrieben und mich ersucht, Ihnen ihren Sohn zu empfehlen, der sich gegenwärtig in Berlin aufhält, wo er seine akademische Laufbahn beginnt. Ich kann Ihnen nur Gutes von ihm sagen. Er ist ein wohlgesitteter bescheidener, ganz den Studien ergebener Jüngling. Besondere Neigung und wahrscheinlich auch Talent hat er zu alten Sprachen, und ich fürchte fast, dieser Hang werde ihn zu sehr zerstreuen und von der Jurisprudenz, welcher ihn sein Vater bestimmt hat, zu weit entfernen. Möchte meine Empfehlung so lange ausreichen, bis Sie erprobt haben werden, daß mein Neffe Ihrer freundlichen Teilnahme nicht unwürdig ist. Es fällt mir eben bei, daß Sie die Sommer gewöhnlich von Berlin entfernt leben; sollte dies jetzt auch der Fall sein, dann muß ich wünschen, daß mein Brief auch noch später meinem Neffen die Gelegenheit gebe, sich Ihnen zu nähern.
Wie bin ich begierig, etwas von Ihnen zu erfahren. Meine Schicksale, seitdem ich Sie nicht gesehen, in wenigen Worten. Vor 4 Jahren, nach Ihrer Abreise von Frankfurt, machte ich eine Rheinreise. Ich lernte Arndt kennen, dem ich ein Briefchen von Ihnen brachte und der mich freundlich aufgenommen. Auch Schleiermacher, in Welckers Gesellschaft, traf ich unvermutet auf der schönsten

Stelle der Rheingegend, oben auf dem Niederwald. Es tat mir sehr weh, daß er sich damals, wie auch später, als ich mit ihm und Görres einen Tag zugebracht, sehr kalt gegen mich benommen. Nach meiner Rückkehr in Frankfurt erfuhr ich aus der zehnten Hand, Schl. habe, ich weiß nicht Görres oder Arndt, gefragt: Was halten Sie von Dr. Börne? Und als man ihm geantwortet: es scheint ein ganz guter Mensch zu sein, habe er geantwortet: wenn der gut ist, muß es sehr versteckt in ihm sein! Es wundert mich weniger, daß ein so klarer Mann wie Schl. mich verkannt hat, als daß so ein erfahrener Mann eine Antipathie haben kann und sie äußern mag. Im nämlichen Herbst 1819 reiste ich nach Paris. Die Komödianten dort, die alles gern melodramatisieren, redeten sich ein, ich wäre ein politischer Verbannter, und sprachen einige Wochen lang als Ultras oder Liberale, feindlich oder freundlich, von mir in den öffentlichen Blättern, welches mir wegen der Polizei sehr lästig war. Nach 6wöchentlichem Aufenthalt in Paris bekam ich Heimweh und ging wieder nach Frankfurt. Dort wurde ich auf preußische Requisition wegen demagogischer Umtriebe arretiert, 8 Tage sehr pedantisch schikaniert, dann aber unschuldig befunden und freigelassen. Vor 7 Vierteljahren verließ ich Frankfurt mit dem festen Vorsatze, nie mehr auf längere Zeit dahin zurückzukehren. Neun Monate verlebte ich in München und Stuttgart sehr angenehm. Seit einem Jahre bin ich [in] Paris, und zwar in Gesellschaft meiner Freundin, der Madame Wohl und ihrer Gesellschafterin, die Sie nicht kennen. Madame Wohl verließ Frankfurt auf Zureden ihrer Freunde, um sich traurigen Verhältnissen zu entziehen, in die sie durch eine unglückliche Liebe ihrer Nichte verwickelt worden war. Sie kennen das Mädchen, von dem die Rede ist, Sie haben sie in Frankfurt im Garten bei Mad. Wohl gesehen. Diese hat eine leidenschaftliche, erwiderte Neigung zu

dem Klavierspieler Aloys Schmitt gefaßt, den Sie gleichfalls kennen. Des Mädchens Eltern, Juden alter Art, wollen die Verbindung ihrer einzigen Tochter, Erbin einer Viertelmillion, mit einem Christen nicht zugeben. Die schrecklichsten Szenen, wie man sie nur in Romanen lesen kann, haben schon stattgefunden, und die Entwicklung kann nur traurig sein.*

Seit dem Frühling wohnen wir auf dem Lande, in Montmorency, vier Stunden von Paris, und zwar bei Rousseaus Ermitage, die Ihnen hinlänglich bekannt sein wird. Es ist die schönste Gegend, die man sich denken kann, und ganz zum häuslichen Gebrauche eingerichtet, so bequem wie ein Landschaftsgemälde zu genießen. Den Herbst denken wir nach dem südlichen Frankreich zu reisen und dort den Winter zuzubringen. Ich wollte, Sie wären mit uns. Sie hätten doch Paris auch sehen sollen, da Sie so viel gereist. Das Höchste und Größte in allen Dingen, selbst in unerfreulichen, kennenzulernen, ist wichtig. Paris ist ein vollständiges Register des ganzen Menschenlebens, und der Deutsche besonders wird zu allem lebhaft ermuntert, sowohl durch das, was er dort findet, als durch das, was er dort vergebens sucht. Man muß nur die Saiten mitbringen, an Tasten mangelt es nicht.

Ich begnüge mich, meine Adresse zu bemerken, und vielleicht ist das schon unbescheiden genug. Aber wenn Sie sie benutzen wollten, würde mich das ganz glücklich machen.

* Auguste Wohl heiratete 1824 den Komponisten Aloys Schmitt, nachdem der Vater sie bis auf den Pflichtteil enterbt hatte. Die Vorgeschichte dieser Ehe hat sehr zu Börnes hartem Urteil über die engherzige Rückständigkeit der jüdischen Familien Frankfurts beigetragen.

77.

An Johann Friedrich v. Cotta

Ermitage, 7. August 1823

Ew. Hochwohlgeboren

empfehle ich mich ergebenst und ersuche [Sie], mir gelegentlich zu schreiben, wo sich gegenwärtig mein alter Freund Murhard aufhält. Ich habe in der Zeitung gelesen, daß er aus der freien Stadt Frankfurt verbannt worden, und ich möchte wissen, wie es ihm jetzt geht. Bald, fürchte ich, werden wir Journalisten nach Botany-Bai* transportiert, daß wir dort Spitzbuben-Zeitungen schreiben lernen, und nachdem wir die gehörige Übung darin erlangt, wird man uns dann zurückrufen.

Hochachtungsvoll
Dr. Börne

78.

An Johann Friedrich v. Cotta

Ermitage, 26. Aug. 1823

Ew. Hochwohlgeb.

Mich bestens empfehlend, lege ich anliegende Artikel für das Morgenblatt bei.

Ergebenster
Dr. Börne

79.

An Johann Friedrich v. Cotta

Ermitage, d. 4. Sept. 1823

Ew. Hochwohlgeboren

Mich bestens empfehlend, bitte ich, mir recht bald einiges Geld zukommen zu lassen.

Ihr ergebenster
Dr. Börne

* Seit 1787 englische Strafkolonie in Australien.

80.

An Johann Friedrich v. Cotta

Ermitage, 22. Sept. 1823

Ew. Hochwohlgeboren

Geehrtes Schreiben vom 13. d. habe ich empfangen. Sie hätten mir gewiß eine größere Summe angewiesen, wenn ich mehr Arbeiten geschickt hätte; ich hoffte aber, Sie würden es nicht so genau mit mir nehmen. Die Aufsätze für das Morgenbl.* halten mich sehr lange auf, weil ich den Stoff meistens erst erfinden muß. Ich hoffe daher, daß Sie die Güte haben werden, mir die 1000 fr., die Sie mir von den Monaten Juli u. August noch schuldig sind (wenn ich mich so ausdrücken darf), auch übermachen werden, da ich sie sehr nötig brauche. Was die Arbeiten für das Litbl.** betrifft, so fallen mir solche leichter, da bei ihnen andere für mich denken, und Sie werden daher zu seiner Zeit so viel davon erhalten, als Sie nur brauchen können.

Hochachtungsvoll
Ihr ergebenster
Dr. Börne

81.

An Johann Friedrich v. Cotta

Ermitage, d. 11. Okt. 1823

Ew. Hochwohlgeb.

Erlaube ich mir, den Gegenstand meines letzten Schreibens vom 22. Sept. in Erinnerung zu bringen und Sie um die Erfüllung meiner Bitte zu ersuchen.

Ergebenster
Dr. Börne

* Die „Schilderungen aus Paris“, vgl. Bd. II/V.

** Besprechungen vorwiegend französischer Neuerscheinungen. Vgl. Bd. II, VII.

82.

An Johann Friedrich v. Cotta

Paris, 1. Dez. 1823

Ew. Hochwohlgeboren

Wollen mich entschuldigen, daß ich so lange nichts eingesendet. Der anliegende Aufsatz * hat mich viel Zeit und Mühe gekostet. Ich werde bald Arbeiten für das Literaturblatt schicken. Darf ich Sie fragen, wer es künftig redigiert?

Hochachtungsvoll
Ganz ergebenster
Dr. Börne

meine Adresse
Rue St. Fiacre Nr. 5 à Paris

83.

An Johann Friedrich v. Cotta

Paris, den 12. Dez. 1823

Ew. Hochwohlgeb.

Mich bestens empfehlend, schließe ich einige Aufsätze für das Morgenbl. u. Literaturblatt bei.

Hochachtungsvoll
Dr. Börne

84.

An Johann Friedrich v. Cotta

Paris, d. 19. Dez. 1823

Ew. Hochwohlgeb.

beehre [ich] mich, beiliegende Artikel für das Literaturblatt zu überschicken.

Hochachtungsvoll
Dr. Börne

* Vermutlich die „Industrie-Ausstellung", Bd. II/131 ff.

85.

An Johann Friedrich v. Cotta

Paris, den 28. Dez. 1823

Ew. Hochwohlgeboren
mich empfehlend, ersuche ich Sie, mir gefälligst 1500 fr. (für die Monate Sept. Okt. Nov.) sobald als möglich anweisen zu lassen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Dr. Börne

Rue St. Fiacre Nr. 5

86.

An Johann Friedrich v. Cotta

Paris, den 16. Jan. 1824

Ew. Hochwohlgeb.
beehre ich mich, den Empfang der 1500 fr. mit Dank anzuzeigen, indem ich mich Ihnen ferner bestens empfehle.

Hochachtungsvoll
Dr. Börne

87.

An Johann Friedrich v. Cotta

Paris, 26. Febr. 1824

Ew. Hochwohlgeboren
geehrtes Schreiben vom 24. Jan. erhielt ich zu unglücklicher Zeit, da ich grade auf dem Wege war, die Ermahnungen in Ihrem Briefe erst recht zu verdienen. Da ich nämlich kommenden Sommer eine Reise nach der Schweiz und nach Italien anzutreten gedenke, wollte ich die letzten Wochen meines hiesigen Aufenthaltes zu einigen notwendigen Vorbereitungsstudien benutzen, und

dieses hat mich abgehalten, meine Arbeiten fortzusetzen. Ich werde Anfang künftigen Monats von hier abreisen und bis zum Juli in Deutschland bleiben. Ich werde also bald die Ehre haben, Sie in Stuttgart zu sprechen.

Was Sie mir von der Zensur schreiben, hat mich sehr betrübt. * Ich habe das Morgenblatt bis zu Ende des vorigen Jahres gelesen, und bis zu dieser Zeit hatte ich mich wenig zu beklagen. Es war zwar manchmal gestrichen, doch mit Mäßigung. Aus Ihren Äußerungen muß ich aber schließen, daß die Zensur seitdem strenger geworden ist. Da sich die Politik jetzt in alles mischt und man ihr überall begegnet, ist es einem Schriftsteller ja gar nicht möglich, politische Anspielungen zu vermeiden. Auch ist es ein gar zu schwerer Kampf, in jeder Zeile seine Gesinnungen und Empfindungen zu unterdrücken. Doch sehe ich recht gut ein, daß ich nicht eher berechtigt bin, nach meinen Grundsätzen zu verfahren, als bis meine Schuld gegen Sie abgetragen sein wird. Ich werde also solange noch mein Möglichstes tun.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Dr. Börne

88.

An Johann Friedrich v. Cotta

Heidelberg, d. 19. Nov. 1824

Ew. Hochwohlgeb.

beehre ich mich, beiliegenden Artikel für das Literaturblatt zu überschicken. Es sind dieses die ersten Zeilen, die ich seit langer Zeit wieder geschrieben. Bei einer Reise

* Cotta hatte, neben dem Drängen auf zahlreichere Arbeiten, Börne darauf aufmerksam gemacht, daß alle politischen Nebenbemerkungen in seinen feuilletonistischen Aufsätzen der Zensur zum Opfer fallen müßten.

durch Heidelberg bin ich vor mehrern Monaten hier krank worden, und ich hatte lange mit der Rekonvaleszens zu tun. Ich glaubte meine völlige Wiederherstellung nicht besser benutzen zu können, als indem ich die alte Verbindung erneuere, in welcher ich die Ehre habe mit Ihnen zu stehen.

Hochachtungsvoll
Ihr ganz ergebenster
Dr. Börne

Adresse: bei Hrn. Weber
im goldnen Horn, zu Heidelberg.

89.

An Johann Friedrich v. Cotta

Heidelberg, den 2. Jan. 1825

Ew. Hochwohlgeb.

erlaube ich mir, eine Bitte vorzutragen. Schon längst willens, nach Stuttgart zu kommen, ward ich früher durch eine langwierige Krankheit, und jetzt werde ich durch ökonomische Verhältnisse hier zurückgehalten. Ich brauche, mich mobil zu machen, 500 fl. Hätten Sie wohl die Güte, mir diese Summe vorzustrecken?* Ich werde Ihnen meine Schuld mit Dank und mit Eifer in Naturalien wieder abzutragen suchen.

Ihr ergebenster
Dr. Börne

Bei Hrn. Weber
im goldnen Horn

* Auch dieser Bitte kam Cotta sofort nach: „Ich kann Sie, mein Verehrtester, nicht immobil wissen . . .“

90.

An Salomon Stiebel

[Stuttgart, 6. Februar 1825]

Lieber Freund!

Ich danke Ihnen für Ihr medizinisches Gutachten. Wegen der Aloe haben Sie sehr recht, und ich habe das Mittel sogleich eingestellt, nachdem ich es jetzt schon vierzehn Tage gebraucht hatte. Die erhitzende Eigenschaft der Aloe war mir bekannt, nur hatte ich nicht den Mut, meinem hiesigen Arzt zu widersprechen. Es ist wahr, daß ich Erleichterung dadurch gewann, ich rede mir aber ein, daß es schuld an dem stärkern Ohrenbrausen ist (im schwächern Grade habe ich es immer), woran ich gegenwärtig leide. Mein Übel, meine ich, müsse jedem Arzte sehr klar sein, es kömmt nur darauf an, das rechte Mittel dagegen zu finden. Es ist offenbar eine Blutergießung in den Unterleibs-Eingeweiden, die sich durch die Brust entleert hat. Wie ist dem vorzubeugen? Diät allein hüb' es wohl nicht. Ich habe seit 6 Monaten die strengste Diät geführt, gar keinen Wein getrunken, und mir viel Bewegung gemacht, der Blutauswurf hat sich aber doch wiederholt. Es ist freilich wahr, daß ich das letzte Mal, meinen Schrecken ausgenommen, gar kein Übelbefinden dabei hatte, das erste Mal aber war ich sehr krank, vielleicht, weil unordentliche Lebensart vorhergegangen war. Bei meinem neulichen Anfall hatte ich sehr stark Schmerzen, auf der rechten Seite unter den Rippen, wahrscheinlich *von der Leber herrührend.* Ich meine, dieses wäre sehr bezeichnend. In Schwefel setze ich großes Zutrauen. Schon vor 18 Jahren verschrieb es mir Reil gegen irgendein großes Übelbefinden. Ich erinnere mich, damals Schmerzen im Rückgrade gehabt zu haben, und daß Reil gesagt, es wären Hämorrhoidal-Dispositionen. Der achttägige Gebrauch des Schwefels gab damals mei-

nem Gesundheitszustand eine ganz andere Richtung. Ich wollte, Sie schickten mir ein solches Rezept, mit der vorgeschlagenen Mischung von Taraxacum oder andern bittern Mitteln. Datieren Sie das Rezept auf den März vorigen Jahres zurück, damit ich es meinem Arzte als ein früher gebrauchtes vorzeigen könnte.
Sie sind zu bescheiden, wenn Sie meine Rezension von Windischmann fürchten, oder Sie wollen sich über mich lustig machen. Sie wissen, daß ich von solchen Dingen nichts verstehe, und selbst in der einseitigen Art, in welcher ich solche Sachen zu behandeln weiß, ist es mir diesesmal mißlungen, so daß es mir lieb wäre, wenn die Rezension* gar nicht gedruckt würde, wie ich es fast erwarte, weil Anstößigkeiten gegen die Geistlichkeit darin vorkommen. Sie würden mir einen Gefallen tun, wenn Sie mir durch Gelegenheit (etwa wenn Louis Ochs hierher reist) Ihre Artikel von Windischmann und andere Ihrer Rezensionen und Schriften mitteilen möchten. Ich würde Ihnen die Sachen gut aufbewahren und zu seiner Zeit zurückschicken.

91.

An Salomon Stiebel

[Poststempel: Baden 6. Juli]

Lieber Freund

Ich habe schon zwei Jahre lang mit verrückten Weibern zu tun und bin also in solchen Verhältnissen erfahrner als Sie. Nehmen Sie darum Rat von mir an. Jeanette hat erst kürzlich eine Närrin nach Heidelberg gebracht, und jetzt soll sie wieder hin, dort eine abzuholen! Das geht durchaus nicht an, und ich werde mich diesem Plane mit aller Macht widersetzen. Was werden die Zimmern von

* Vgl. Bd. II/541 ff.

dieser Landstreicherin denken? Um so Schlimmeres, da ihnen die Beschaffenheit der Dinge nicht erklärt werden darf. Die Steinthal u. die Guste können ja ebensogut hierher kommen. Das würde Ihnen, wenn Sie sie begleiten wollten, nicht einmal viel Zeit kosten. Der Baseler Eilwagen, der um 12 Uhr mittags von Frankfurt abgeht und abends 10 Uhr nach Heidelberg kömmt, kömmt den andern Vormittag nach Rastatt, 2 Stunden von Baden. Sie würden also nur eine Nacht auf dieser längern Reise verlieren. Geht das nicht, und es findet sich kein anderer Begleiter, will ich auch wohl die Guste von Heidelberg abholen; aber die Jeanette hinreisen zu lassen, finde ich äußerst unschicklich.
Bedenken Sie das, Bester. Übrigens verweise ich auf das, was die Wohl der Guste geschrieben. Diesen Brief lassen Sie die Guste nicht lesen.
Ich wünsche Glück zum Söhnlein, und empfehlen Sie mich Ihrer Frau.

Der Ihrige
Dr. Börne

[Zustimmende Nachschrift von der Hand Jeanette Wohls]

Herrn
Dr. med. S. Stiebel
Frankfurt a/M.

92.

An Rahel Varnhagen

Frankfurt a. M., den 29. August 1825

Gnädige Frau!

Sie haben gestern den Wunsch geäußert, einiges von meinen ungedruckten Schriften zu besitzen, und ich habe mich im stillen sehr über diese Äußerung gefreut. Die Dankbarkeit hätte erfordert, Ihrem Wunsche nicht zu

entsprechen, aber diese Tugend fiel mir zu schwer. Doch bin ich so vorsichtig, erst die Beharrlichkeit Ihrer Wünsche auf die Probe zu stellen, und darum teile ich Ihnen nur einen Aufsatz mit. Wenn Sie standhaft bleiben, werde ich mit meinen Mitteilungen fortfahren. Ich habe diesen Aufsatz * gewählt, weil er Steffens betrifft, den wir gestern etwas berührten. Er ist schon vor zwei Jahren geschrieben und die Stuttgarter Zensur hat ihn nicht durchgehen lassen. Warum nicht? — darüber bitte ich Sie nachzudenken, sobald Sie die Zeit haben. Mir ist es unerklärlich geblieben.

Ich kann es Ihnen nicht verschweigen, daß Sie meine Ruhe gestört. Ich lebte so zufrieden mit meinem Schicksal, und jetzt haben Sie die heftigste Begierde in mir erweckt, in Berlin eine grüne Kernsuppe mit Ihnen zu essen. ** Möge der Himmel diese meine neue Sehnsucht stillen, wie er schon manche gestillt. Darf ich Sie bitten, mich der Hofrätin Herz in Erinnerung zu bringen? Ich grüße Sie aufs Freundlichste.

Ihr ergebenster
Dr. Börne

93.

An Johann Friedrich v. Cotta

[Frankfurt, 4. Dezember 1825]

Ew. Hochwohlgeboren

habe ich die Ehre, beiliegenden Artikel *** mit der Bitte einzusenden, ihn doch ins Morgenblatt aufzunehmen. Ich wünsche, ihn verbreitet zu sehen, und das Frank-

* Vgl. Bd. I/597 ff.

** Rahel dankte begeistert „für das schöne Geschenk“ und wiederholte dringend ihre Aufforderung, nach Berlin zu kommen: „. . . dann werden Sie der vollständige Weltbewohner . . .“

*** Vermutlich die am 4. Dez. 1825 in der „Iris“ zuerst erschienene „Denkrede auf Jean Paul“, vgl. Bd. I/789 ff.

furter Lokalblatt, worin er steht, kommt fast gar nicht ins Ausland. Die hinzugeschriebene Stelle hatte unsere lächerliche Zensur gestrichen. Die des Morgenblattes wird gewiß nichts Bedenkliches daran finden.

Ew. Hochwohlgeb.
ergebenster
Dr. Börne

Sr. Hochwohlgeboren
Dem Herrn Geh. Hofrat Freiherrn
Cotta von Cottendorf
in
Stuttgart

94.

An Theodor Bläsing

Frankfurt, den 7. Jan. 1826

Ich zähle Sie und Ihre Freunde nun auch zu den meinigen, denn fester und sicherer als die Gewohnheit des Umgangs bindet die Gleichheit der Gesinnung. Ein Eigentumsrecht auf meine Denkrede habe ich so wenig in Anspruch zu nehmen als die Liebe für den herrlichen Jean Paul mir ausschließlich angehört. Ja Erfreulicheres hätte mir nichts begegnen können, als der Abdruck jener Rede*, den Sie veranstaltet, und ich danke Ihnen herzlich dafür.

Ich hatte den Gedanken, Deutschland zu Beiträgen für ein Denkmal Jean Pauls aufzufordern — nein, den Gedanken hatte ich nicht, ich hatte den Trieb des Herzens; aber als ich es bedachte, unterließ ich es. Was hätte es gefruchtet? In diesem kalten Lande gefriert alles, selbst die Träne im Auge. Sind wir auch warm in unserer Einsamkeit, ist es doch draußen Winter, und unsere Hoffnungen und Wünsche gestalten sich zu Eisblumen an Fensterscheiben, und mit dieser düstern Ofenwärme und

* Vgl. dazu den folgenden Brief.

dieser jämmerlichen Stubenflora müssen wir uns begnügen bis der Frühling kömmt. Daß er näher ist, als die einen hoffen, die andern fürchten, dafür bürgen auch Sie und Ihre Freunde.
Die Exemplare der Denkrede, die Sie mir zugedacht, werde ich als ein Zeichen Ihrer Teilnahme mit Vergnügen annehmen. Unter der gebrauchten Adresse wird mir alles richtig zukommen. Die Bezeichnung als Mitglied des Museums ist nicht nötig.

Ich grüße Sie herzlich
Dr. Börne

[Theodor Bläsing
Adresse: Frau Consulent Jenckel in Erlangen
in der Bruckerstraße]

95.

An R. O. Spazier

Frankfurt, 8. Januar 1826

Nach meiner Rückkehr von einer Reise habe ich Ihren lieben Brief vorgefunden, und ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr er mich gefreut. Auch von vielen andern ist meiner Denkrede auf Jean Paul freundliche Zustimmung geworden. Erlanger Akademiker haben sie abdrucken lassen, um sie als Neujahrsgeschenk zu verbreiten. Es ist mein Glück, nicht meine Kunst, daß ich eine Saite berührt, die durch viele Herzen zieht. Doch erquickte mich die Schadenfreude, daß ohne Erlaubnis der hohen Polizei viele Deutsche in einer Empfindung zusammengekommen.
Ich habe nicht [Gutzkow liest: recht] gut verstanden, was Sie in Ihrem Briefe angedeutet. Weinen Sie, weil Sie noch Jüngling sind, einst werden Sie lachen, wie ich; man wird schlecht dabei, aber fett.
Ich vierzigjähriges Kind hatte den Einfall, zur Errichtung eines Denkmals für Jean Paul aufzufordern; aber

in diesen Jahren der Enttäuschung sind nur schöne Irrtümer von kurzer Dauer. Ich besann mich. Wir hätten keine tausend Gulden zusammengebracht. Und zu welcher Verwendung hätte man uns genötigt? Vor zwei Jahren hatte ein sentimentaler Herr in Heilbronn die Laune, das alte Geschichtchen von den treuen Weibern zu Weinsberg zu verewigen. Auch bettelte er wirklich einiges Geld zusammen. Doch was tat er dafür? Er ließ dort das Standbild von Erz des Kaisers Conrad aufrichten, desjenigen Kaisers, der Weinsberg belagert und die allerhöchste Gnade gehabt, die treuen Weiber mit ihrem Gepäcke nicht in den Neckar werfen zu lassen, sondern ihnen zu verzeihen. Ein anderer empfindsamer Stadt-Physikus in dem Orte, wo Lessing geboren, machte den Vorschlag, seinem großen Landsmann zu Ehren ein Spital bauen zu lassen. Der Vorschlag wurde mit allem Beifall aufgenommen, und sie bauen jetzt. Den frohen Lessing, den Trinker, den Spieler, der an lauter Leben starb, durch ein Spital verewigen! Hätte ich den Vorschlag machen mögen, zum Andenken des edlen Jean Pauls in Bayreuth ein Zuchthaus errichten zu lassen, ich glaube, ich hätte es durchgesetzt mit dem Denkmal. Doch ich mochte nicht scherzen in einer so betrübten Sache. Denken Sie von Zeit zu Zeit an Ihren Freund

L. Börne

96.

An Johann Friedrich v. Cotta

Frankfurt, d. 9. Febr. 1826

Ew. Hochwohlgeb.

beehre ich mich, beifolgende Artikel* für das Literbl. zu überschicken. Ich werde nach Ihrer so dringenden Vor-

* Wahrscheinlich die Rezension der „Feinde“ von Houwald, vgl. Bd. I/251 ff.

stellung gewiß nicht vergessen, bald mehreres nachfolgen zu lassen.
Ihr ergebenster

Dr. Börne

97.

An Johann Friedrich v. Cotta

Frankfurt, d. 16. März 1826

Ew. Hochwohlgeb.

beehre ich mich, beifolgende Artikel* für das Literaturblatt zu überschicken und verbleibe
Ihr ergebenster

Dr. Börne

98.

An Johann Friedrich v. Cotta

Rüdesheim, d. 29. Mai 1826

Ew. Hochwohlgeb.

beehre ich mich, beiliegenden Aufsatz für das Morgenblatt zu überschicken.
Ich wohne schon 6 Wochen hier am Rhein und warte mit Sehnsucht auf das erste Dampfschiff, um die Fahrt mitzumachen und feierlich zu beschreiben.** Aber es ist bis jetzt noch keines erschienen. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mich wissen ließen, ob und wann eins

* Vielleicht „Mosely-Hall", vgl. Bd. II/697 ff.

** Es war eine große unternehmerische Tat J. F. Cottas, als Hauptkonzessionär die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee sowie auf Rhein und Main eingeführt zu haben. Die „Concordia", das erste Schiff, das zwischen Mannheim und Mainz verkehren sollte, wurde entgegen dem ursprünglichen Plan erst im November 1826 fertiggestellt.

kommen wird, wovon Sie wahrscheinlich unterrichtet sind.

Wenn Sie mich mit einer Antwort beehren, wollen Sie den Brief gefälligst nach Frankfurt adressieren. Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenster

Dr. Börne

99.

An Samuel Ullmann

Godesberg, d. 17. August 1826

Lieber Freund!

Ist es denn wahr, daß Sie nun auch mein Schwager geworden sind? * Mein Bruder schreibt es mir, und mit welchen Ausdrücken, wie glücklich ist er! Auf Sie dürfte ich böse sein, weil Sie mir nicht in Ems vertraut, was Sie wahrscheinlich damals schon gewußt; von meinem Bruder selbst konnte ich es nicht früher erfahren, weil ihm die Bescheidenheit gebot, seine Hoffnungen zu verschweigen. Doch sei Ihnen Ihre Heimlichkeit verziehen, wenn Sie mir versprechen, mich Ihrer Schwester, Ihrer Mutter und Ihren Geschwistern mit Nachdruck zu empfehlen. Sagen Sie ihnen alles mögliche Gute von mir, auch das, von dem Ihnen nichts bekannt ist; ich denke, Sie haben in Ems etwas lügen von mir gelernt. Ich kann es gar nicht erwarten, die liebenswürdige Braut meines Bruders kennenzulernen. Von ganzem Herzen billige ich auch ihre Wahl. Es ist dieses das Urteil meiner Überzeugung, und die brüderliche Anhänglichkeit vermöchte nicht, mich irrezuführen.

Grüßen Sie unsere Freunde und Freundinnen im Ochsi-

* Börnes älterer Bruder Simon heiratete im März 1827 in zweiter Ehe Sophie Ullmann.

schen Haus.* Ich erwarte ein förmliches Glückwunsch-Schreiben von ihnen und daß es ja auf Seidenpapier geschrieben und gebührlich mit Blumengirlanden geziert sei! Jedes andere würde ich zurückweisen.

Adieu, lieber Freund und Schwager. Seid vergnügt und macht bald Hochzeit. Ich habe gar zu lange nicht getanzt.

Herzlich der Ihrige
Dr. Börne

Herrn Ullmann dem jüngern
in
Frankfurt

100.

An Johann Friedrich v. Cotta

Frankfurt, den 2. März 1827

Ew. Hochwohlgeboren

Haben sich meiner erinnert, und wenn dieses auch, wie in Ihrem letzten Schreiben, auf keine erfreuliche Art geschehen, so bleibt dabei doch noch immer etwas Erfreuliches übrig, wofür ich Ihnen danke. Ich würde mich vergebens bemühen, die Vorwürfe, die Sie mir machen, abzuwenden, ich will nur suchen, meine Schuld kleiner zu machen, sowohl meine moralische Schuld als meine Geldschuld.

Ich habe Ihr freundliches Verfahren mit mir immer dankbar anerkannt, ich habe aber nicht die Summe des Geldes, das ich von Ihnen erhalten, zum Maßstabe meiner Erkenntlichkeit genommen, sondern die Art und die

* Familie des Amschel Samuel Ochs (später Otten), in dessen Hause Börne und Jeanette Wohl sich kennengelernt hatten. Mit den drei Töchtern Rosette Reis, Röschen Stiebel und Fanny Hormuth war Jeanette innig befreundet.

Bereitwilligkeit, mit welcher Sie immer meinen Bedürfnissen und Wünschen entgegengekommen sind. Sooft mich noch Buchhändler durch große Anerbieten zu gewinnen suchten, habe ich Ihnen geantwortet, sie könnten nie tun, was Cotta für mich tut, auch wenn sie mir noch so viel bezahlten; denn sie würden mich doch immer nur nach Verhältnisse meiner Arbeiten bezahlen, aber meine Lust und Fähigkeit zum Arbeiten hielten nicht immer mit meinen Geldbedürfnissen gleichen Schritt; Cotta aber hätte mir auch ohne Arbeiten ausgeholfen. Diesen Ihren guten Willen hätte ich freilich tätiger vergelten sollen, und hierin ist meine Schuld *; aber Sie haben eine zu schlimme und eine zu gute Meinung von mir, wenn Sie glauben, *ich brauchte nur zu wollen.* Der Kreis meiner Fähigkeiten ist sehr klein, und mein Talent braucht eine starke Anregung, um in Bewegung zu kommen. Bald fehlt es mir an Stoff, bald an Freiheit. Über Politik darf ich nicht schreiben, wie ich möchte, bei der Kritik wird man ganz sauer, da man so selten etwas zu loben findet, übrigens ist Ihr *Literaturblatt* jetzt so gut redigiert **, daß ich kaum etwas zu seinem Werte hinzufügen könnte. Das Morgenblatt bliebe noch übrig, aber in Deutschland, besonders hier in Frankfurt, geht alles so schläfrig her, daß ich bei Mangel an Stoffen aus dem Leben Stoffe aus dem Traumreiche behandeln müßte, und darauf verstehe ich mich nicht. In Paris war ich fleißiger, nicht bloß weil ich dort mehr Gegenstände zur Bearbeitung, sondern weil ich mehr Anregung gefunden. Trotz dem allen hätte ich Ihnen mehr Arbeiten liefern können, als ich getan, wäre

* Börne war in den Jahren 1825–1827 noch weit sparsamer als sonst mit seinen Beiträgen für Cottas Blätter gewesen. Nur fünf Einsendungen lassen sich für diese Zeit in Morgenblatt und Literaturblatt nachweisen.

** seit 1825 von Wolfgang Menzel.

ich nicht durch eine andere Beschäftigung, von der ich später reden werde, diesen Winter abgehalten worden. Aber wie konnten Sie nur denken, daß ich bei allen den Verbindlichkeiten, die ich gegen Sie habe, mich wegen Bekanntmachung literarischer Arbeiten an andere Verleger gewendet haben sollte? Diese Unschicklichkeit hätten Sie mir nicht zutrauen sollen. Die *zwei* Fälle, die zu diesem Mißverständnisse Anlaß gegeben haben könnten, will ich zu meiner Rechtfertigung besprechen. Vor einem Jahre hielt ich im hiesigen Musäum, eine Art literarisch-artistischen-Gesellschaft, eine Denkrede auf Jean-Paul. Nun erscheint hier ein armes und armseliges belletristisches Blatt*, das im herkömmlichen Rechte ist, alle Vorträge, die im Musäum gehalten werden, drucken zu lassen. Ich konnte den Artikel nicht verweigern; aber ich forderte und erhielt kein Honorar dafür, und ich schickte Ihnen den Aufsatz für das *Morgenblatt*. Es war so gut als Manuskript, denn das fragliche Blatt wird außer Frankfurt gar nicht gelesen. Dieser Aufsatz wurde an drei verschiedenen Orten als besondere Broschüre abgedruckt und kam in den Buchhandel, ohne mein Wissen, ohne meinen Willen und ohne den geringsten Vorteil für mich. Der zweite Fall, daß ich etwas bei einem andern Verleger habe drucken lassen, fand kürzlich statt. Ich gab eine kleine Schrift über die Berliner *Literaturzeitung* heraus,** und da Sie diese Zeitung selbst verlegen, mußte ich es natürlich für unpassend halten, meine polemische Schrift in Ihrem Verlage erscheinen zu lassen. Ich habe auch für dieses letzte Produkt keine Bezahlung erhalten.

* Die „Iris, Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen“.

** Vgl. Bd. I/622 ff. Die Broschüre erschien bei C. Winter in Heidelberg.

Ich komme jetzt zu meiner Geldschuld. Es ist zwar nicht das erste Mal, daß Sie mir diese Berechnung mitgeteilt, ich habe aber früher mich nicht darüber geäußert. Offenherzig zu reden, schwieg ich darum, weil ich dachte und es noch denke, daß Ihnen weniger daran gelegen sei, diese angegebene Summe völlig vergütet zu erhalten, als mich an meine Verbindlichkeit überhaupt zu erinnern und mich zum Arbeiten zu ermuntern. Es ist aber doch besser, daß wir uns ganz klar darüber verständigen. Ich glaubte, Ihnen nicht so viel schuldig zu sein. Was die Bogenzahl meiner Arbeiten betrifft, so hat das gewiß seine Richtigkeit, Sie werden das berechnet haben; es wäre nur vom Honorar die Rede. In einem frühern Briefe haben Sie den gedruckten Bogen für die politische Annalen zu 2 Karolin, für das Morgen- u. Literbl. zu 3 und 4 Karolin gerechnet. Ich habe mir aber immer eine ganz andere Vorstellung von der Bezahlung meiner Arbeiten gemacht. Erinnern Sie sich gefälligst, daß ich mir in Paris, wo ich noch das meiste für Sie geschrieben, 500 fr. monatlich bedungen, und daß Sie mir auch diese bewilligt. Es kann sein, daß dieses viel war und mehr als ich verdiente; indessen waren Sie es doch zufrieden, und mir kam es nicht zu, diese Ihre großmütige Schätzung meiner kleinen Verdienste herabzustimmen. Über das, was ich außer Frankreich für Ihre Blätter gearbeitet, war zwar nichts bedungen worden, aber ich glaubte mich berechtigt, jenes Pariser Verhältnis zum Maßstabe zu nehmen, und Anerbieten, die mir von andern Verlegern oft gemacht worden, leiteten mich zur selben Art der Berechnung. Es ist kaum ein periodisches Blatt von Bedeutung in Deutschland, wozu ich nicht zur Teilnahme aufgefordert worden wäre. Mit mehrern Blättern des Auslandes war dies auch der Fall; doch ich habe alle Anerbietungen ausgeschlagen. Ich habe die Briefe nicht verwahrt, woraus ich Ihnen die Anerbietungen, die man mir gemacht, be-

weisen könnte, ich hoffe aber, daß Sie mich für einen ehrlichen Mann halten und mir aufs Wort glauben werden. Vor einer Reihe von Jahren, ehe ich noch die Ehre hatte, mit Ihnen in Verbindung zu stehen, habe ich nach Kotzebues Tod an dem von ihm gestifteten Blatte teilgenommen. Der Verleger Hofmann in Weimar gab mir, ich habe vergessen ob 5 oder 6 Louisdor für den Bogen,* und hierbei muß ich bemerken, daß ich damals noch nicht so vorteilhaft bekannt war, als ich es seitdem geworden, daß die Bogen jener Zeitschrift bei großem Drucke und kleinem Formate, nur halb soviel enthielten als das Morgenblatt und daß, der Bestimmung des Blattes gemäß, man den größten Teil der Aufsätze mit Auszügen von Büchern ausfüllte. Seitdem sind mir von anderen Redaktionen bis zu 8 Louisdor für den Bogen angeboten worden. Wieder andere haben ohne etwas zu bestimmen mir gesagt oder geschrieben: „Was Cotta kann, können wir auch" (das waren ihre Ausdrücke). Indem ich dieses schreibe, fällt mir ein, daß mir selbst für Ihr eigenes Literaturblatt von Müllner, als er es übernahm, 35 Tlr. zugesichert worden.** Durch solche Erfahrungen sicher gemacht, aber, wie ich jetzt finde, irregeführt, war ich immer einer weit besseren Bezahlung von Ihnen gewärtig. Offenherzig zu reden, wäre ich frei, wäre ich nicht in Ihrer Schuld, käme es mir jetzt zu, Bedingungen zu machen, ich würde Ihnen 10 Karolin für den Bogen fordern. Es kann nun freilich sein, daß, wenn Sie auch Ihre Rechnung aufgäben und die meinige annähmen, ich

* Vgl. hierzu den Brief an Brockhaus v. 18. April 1820.

** Am 22. November 1821 hatte Müllner die Mitteilung von der Erweiterung des Literaturblattes verbunden mit der Bemerkung, er werde für Börne bei „ernstlicher Teilnahme an dem Unternehmen" eine über dem üblichen Ansatz liegende Honorierung von 25 Taler pro Beitrag erwirken.

doch noch in Ihrer Schuld bliebe; es wäre aber weit weniger. Wie die Forderung jetzt lautet, setzt sie mich in Verzweiflung. Wissen Sie, wieviel Zeit ich brauchte, sie abzuverdienen? Bei meiner langsamen Art zu arbeiten, die meine Schwäche ist, und bei der Sorgfalt, die ich auf meine Arbeiten wende, die mir zum Lobe gereicht, würde ich *4 Jahre* dazu brauchen! Aber es wäre noch schlimmer! Ich würde unterdessen Ihres Geldes nicht entbehren können, ich weiß auch gewiß, Sie würden keine Forderung abschlagen, und so würde die Schuld sich nie vermindern. Ich hoffe, daß Sie auf meine Bemerkungen Rücksicht nehmen werden, wenn aber anders, so wüßte ich nicht, was ich tun sollte, und ich würde auch viel leichter und schneller in die Lage kommen, Ihre Forderung bar als durch Arbeiten tilgen zu können.
Ich habe nämlich die Hoffnung, durch die Sammlung und Herausgabe meiner kleinen Schriften mir einen Schatz zu sammeln. Schon seit zwei Jahren werde ich von Einheimischen und Fremden, von Freunden und Unbekannten, und darunter von kenntnisreichen und achtungswerten Personen angegangen, meine zerstreuten Sache zu sammeln. Die einen suchen mich durch den zu hoffenden Beifall, die andern durch den zu hoffenden Gewinst zu reizen. Man sagte und schrieb mir so viel Schmeichelhaftes über meine Schriftchen, daß ich darüber erstaune und mich schäme, es nachzuerzählen. Indessen sehe ich daraus, daß es die allgemeine Stimmung ist, und daß ich durch eine Sammlung meiner Sachen viel gewinnen kann. Ich habe mich daher diesen Winter damit beschäftigt, und ich kann in 2 bis 3 Monaten mit dem Drucke anfangen. Ich werde eine strenge Auswahl machen, das Unbefriedigende weglassen und manches Ungedruckte hinzufügen. Es mag etwa 100 Bogen in 8 werden. Eigentlich war meine Absicht, die Ausgabe auf meine Kosten zu veranstalten, um die Verantwortlichkeit

des Gelingens allein zu tragen. Ich wollte Subskriptionen sammeln, und ich rechne auf zweitausend und hoffe auf viel mehr. Indessen wollte ich doch nicht versäumen, Ihnen den Verlag davon anzubieten, und ich war gerade im Begriffe, es zu tun, als ich Ihr Schreiben empfing. Es kömmt nun darauf an, ob Sie in das Gelingen dieses Unternehmens ebensoviel Vertrauen setzen als andere und ich selbst es tun. Auch wenn Sie den Verlag übernehmen, wäre die Subskriptionsweise die beste; ich würde sowohl selbst als durch meine Freunde dabei tätig sein und eine Aufforderung in Umlauf bringen. [*Im Entwurf:* ... und in einer Aufforderung eigener Art dem Publikum vorstellen, wie es seine Pflicht und sein Vorteil ist, Schriftsteller, die sich seinem Dienste widmeten, zu belohnen, und ich würde dabei um so unbefangener reden, als ich mich von Habsucht wenig befangen fühle.] Ich bitte Sie, mir hierüber Ihre Meinung zu äußern, wie auch über die Schuld. Diese beunruhigt mich sehr.

Man * hat mir gestern einen Berliner Brief, die *kritischen Jahrbücher* betreffend, mitgeteilt. Ich schreibe den kurzen Bericht ab, er interessiert Sie vielleicht.

„Die Redaktoren der Berliner Lit. Zeit. haben schon Händel gehabt. Böckh will wieder austreten. In einer Versammlung der Teilnehmer wurden mehrere Mitarbeiter vorgeschlagen, z. B. Ranke (ein tüchtiger Historiker), da meinte Hegel, das sei ‚eine gemeine Natur, der habe nicht den gehörigen Respekt vor der Wissenschaft (d. h. vor ihm).‘ Auch Schleiermacher wurde vorgeschlagen; Marheinecke meinte, ‚der sei wohl zu brauchen für bibl. Exegese‘. Ein anderer Mitarbeiter schlug Savigny vor, von dem meinte Gans: ‚ja, der sei nicht ohne Verdienst.‘

* C. Winter junior, Heidelberg, in einem Brief vom 27. Februar 1827.

Dieser Herr Dr. Gans (eine Hauptperson bei der Sache) äußerte über Börnes Schrift, ‚es wäre recht hübsch geschrieben, er wolle den Mann zum Mitarbeiter einladen.'"

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Dr. Börne

Sr. Hochwohlgeboren
Dem Herrn Freiherrn v. Cottendorf
in
Stuttgart

101.

An Moritz Oppenheim

Unsere Freunde finden das Bild ähnlich und doch schön: ein Geheimnis Ihrer Kunst, das mir unerforschlich bleibt. Wenn die Stellung, die Sie dem Bilde gegeben, Ihre Wünsche für mich ausdrücken, dann habe ich Ihnen viel zu danken: umringt von gefälligen und geduldigen Büchern, die ich wie gelaunt öffnen und schließen, stellen, legen und ordnen, ja deuten kann, wie ich will, und die ich, wenn sie unartig sind, mir widersprechen, einsperren kann, und im warmen Schlafrocke der Stürme dieser Zeit spottend und ihre Tücken verlachend, das ist ein schönes, ein königliches Leben!

Aber warum haben Sie mir den „Staatsmann" * in die Hände gegeben? Warum diesen steinernen Gast mir kalt und unbeweglich vor die Augen gestellt? Vielleicht sollte ich Ihnen nicht diesen Vorwurf machen, vielleicht ist es undankbar zu zeigen, daß ich Ihnen etwas zu vergeben habe, aber ich teile nur meine Trauer mit Ihnen, um auch meinen Trost mit Ihnen zu teilen. — Von Offenbach kommt der „Staatsmann", von Offenbach kommen auch die köstlichen Pfeffernüsse, ich schicke Ihnen eine Düte

* Reaktionäre politische Zeitschrift, begründet und redigiert von J. B. v. Pfeilschifter.

von jenem angefüllt mit diesen. Das ist ein Bild des menschlichen Lebens, wie man es ohne Ihre Farben malen kann. Jetzt beten Sie aber auch für mich und sich, daß ich am Ziele meiner Tag durch keinen andern Richterspruch sterbe als durch den der Natur – damit es Ihnen nicht wie dem armen Maler Spinarosa in Houwalds Bild * ergehe. – Entwischt ich auch, wie er, der Gerechtigkeit, würde mich, wie ihn, das Bild ausliefern, und meine Freunde, die, wie ich mir schmeichle, der Schmerz närrisch machen würde, könnten sagen:

.. solch ein Bild mit diesem Fleiß und dieser Schönheit zu malen – sei nur das Werk der schändlichsten Verräterei.

Geschieht so etwas, dann mögen Ihnen diese Zeilen zur Rechtfertigung dienen.

Börne

Frankfurt, 1. April 1827.

102.

An Moritz Oppenheim

Lieber Freund!

Jetzt, da ich das Gemälde in meinen Händen habe, lache ich Sie aus. Sie haben es um eine Million weniger fünf Karolin zu wohlfeil hingegeben. Eine halbe Million rechne ich für den Stoff des Bildes, eine halbe für die Arbeit daran. Aber Sie brauchen sich darum nicht zu schämen. So, so bescheiden war ich auch in meiner Jugend; aber das verliert sich, und [man] lernt endlich sich schätzen und überschätzen, wie Sie an mir sehen. Vielleicht sind Sie begnadigter als andere und lernen es nie. Horchen Sie meiner Weisheit! Reichtum ist ein Fels, Armut eine Sandbank des Lebens. Vor der letztern kann

* Vgl. Bd. I/448 ff.

uns eigne Kraft bewahren, vor dem andern nur Gottes Gnade. Er schütze Sie. Es ist ein Fluch im Gelde. Danken Sie mir, daß ich Ihnen so mäßig geflucht.

Frankfurt, 25. April 1827.

Ihr Freund
Börne

103.

An Wolfgang Menzel

Frankfurt, d. 19. Juli 1827

Verehrtester Herr Doktor!

Um über Walter Scotts neues Werk * zu sprechen, müßte ich dem großen Napoleon eine Schlacht liefern und mich vielleicht von ihm schlagen lassen — ein Regal, das nur fürstlichen Personen zukömmt. Ich bin nämlich ein kleiner, aber erbitterter Feind des großen Napoleons. Ich liebe ihn und bewundere ihn nicht, und das ganze Heroengeschlecht ist mir verhaßt, sobald es aufhört, mir gleichgültig zu sein. Ich berechne immer, daß eine Million kleiner Menschen dazu gehört, einen einzigen Großen zu bilden, eine Art der Besteuerung, die mich am meisten ärgert, weil sie die Ärmsten am meisten trifft. Der gute Napoleon hat nichts getan; was ich ihm verzeihe, denn wir könnten es nachholen; aber er hat nicht genug zerstört und nicht genug totgeschlagen und hat tote Verhältnisse einbalsamiert und über der Erde gelassen, so daß sie uns den Platz wegnehmen — und das verzeih ich ihm in meinem Leben nicht. Kurz, ich würde so ungebührliche Reden führen, daß sie Ihr Zensor streichen müßte, er wäre denn mein Feind, der Lust hätte, mich an den Galgen zu bringen. Ich bedauere also, Ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können. Doch danke ich Ihnen, daß Sie sich

* "The life of Napoleon", 9 Bde.

meiner erinnert, und ich werde Ihnen, mich in Ihrem Andenken zu erhalten, nächstens einige Artikel schikken.

Ich freue mich sehr auf Ihr Werk über die Deutsche Literatur.* Liesching hat mir schon im vorigen Jahre viel Gutes davon erzählt. Ich wundere mich jetzt schon, wie Sie ein Buch über eine Sache haben schreiben können, die gar nicht existiert; denn die deutschen Bücher bilden so wenig eine Literatur als die Deutschen ein Volk, ob es zwar mehrere gute Bücher und 30 Millionen Deutsche gibt.

Ich grüße Sie herzlich | Ihr ergebener
Dr. Börne

104.

An Eduard Vieweg

Frankfurt, d. 15. Okt. 1827

Verehrter Herr und Freund!

Ich fühle mich durch Ihr gütiges Zutrauen in mein Urteil sehr geehrt, doch beschämt zugleich, denn ich werde nur imstande sein, es durch meinen guten Willen zu verdienen. Ich soll Ihnen raten, und ich weiß nur abzuraten. Sie haben die Idee einer politischen Zeitung** so richtig aufgefaßt und dargestellt, daß es Ihnen höchstens nur an Zeit fehlen kann, sie selbst in Ausführung zu bringen. Ich kenne keinen Redakteur, den ich Ihnen empfehlen könnte. Der einzige unter meinen Bekannten, den ich dazu tauglich halte, ist der Hofrat Weitzel in Wiesbaden,

* Menzel hatte am 13. Juli Börne die Übersendung seiner eben erschienenen Literatur-Geschichte angekündigt, „da ich nicht zweifle, daß unsere Ansichten vielfach übereinstimmen".

** Ed. Vieweg, mit Börne aus den Pariser Jahren 1822/1823 bekannt, hatte ihn um seinen Rat bei der Neugründung einer „vernünftigen räsonnierenden Zeitung in Cannings Geist" gebeten.

der durch mehrere Schriften bekannt ist und ehemals die *Rheinische Blätter* redigiert hat. Aber der ist nicht zu haben, denn er ist im Nassauischen sehr vorteilhaft angestellt. Über Murhard will ich Ihnen offenherzig, aber im Vertrauen, meine Meinung sagen. Ich kenne ihn sehr genau. Eigentlich sind es zwei Murharde, zwei Brüder, die immer gemeinschaftlich arbeiten, so daß man nicht weiß, was der eine, was der andere getan. Die Murharde sind ganz geschickt, eine politische Zeitung zu organisieren, sich Neuigkeiten durch Korrespondenzen zu verschaffen und von dem Blatte reden zu machen, also es in Aufnahme zu bringen. Aber eine geistvolle Darstellung, die bewegt, aber eine gläubige Seele, die sich Glauben verschafft – daran fehlt es ihnen. Auch hängen sie zu sehr am Gelde, und aus Eigennutz würden sie sich grade am angelegentlichsten sein lassen, woran Ihnen, und mit Recht, am wenigsten liegt, nämlich an Neuigkeits-Korrespondenzen. Sie haben ein großes Talent, sich unentgeltlich oder wohlfeil Neuigkeiten zu verschaffen und sie dann teuer in Rechnung zu bringen. Oder sie machen sich die Neuigkeiten selbst und kleiden sie in Briefe ein, die sie empfangen zu haben vorgeben. Auch sind die Murharde sehr ängstliche Leute immer gewesen und durch ihren bekannten politischen Prozeß in Kassel noch ängstlicher geworden. Endlich zweifele ich, ob sie es wagen, die Redaktion eines politischen Blattes zu übernehmen, ja, ob sie es *dürfen*. Es scheint, sie sind unter einer Art Polizeiaufsicht. Und würden sie ja ein Blatt übernehmen, dann würde man sie sehr beobachten, und das Blatt gleich anfänglich mit argwöhnischen Augen angesehen werden.

Sie finden es vielleicht sehr traurig, daß Sie keinen Redakteur finden; ich aber fände es trauriger für Sie, wenn Sie einen gefunden. Denn ich prophezeie Ihnen: wird das Blatt in einem guten Geiste redigiert, erhält es sich

keine drei Monate. Es wird verboten. Ich beneide Sie um Ihre Unschuld, daß Sie glauben konnten, man werde in Deutschland eine Zeitung [dul]*den, die in Cannings Geist geschrieben ist. Am dem Tage, da Canning gestorben, haben sich [alle] europäischen Minister berauscht zu Bette gelegt und dafür gesorgt, daß kein Geist ihren [Schlaf] störe. Wir armen Deutschen müssen alles ausbüßen. Vor der Revolution war es [am fran]zösischen Hofe Sitte, daß gemeinschaftlich mit den königlichen Prinzen ein bürgerliches [Kind er]zogen wurde, das, sooft der junge Prinz sich verging, statt seiner gezüchtigt wurde. [Eine] ähnliche bürgerliche Bestimmung hat das deutsche Volk. Wenn die Franzosen, wenn [die Spanier] und Portugiesen, wenn die Neapolitaner und Piemonteser, wenn die Russen sich un[artig be]tragen, bekommen die armen deutschen Kinder Ohrfeigen.
Lohne [?] in Mainz kenne ich nicht persönlich, aber die Mainzer Zeitung, da er sie red[igierte, war] sehr gut. Aber es ist kaum daran zu denken, daß er sich deplazieren sollte. Er ist in [Mainz als] Bibliothekar angestellt, ein Mann in den Jahren und stocktaub.
Raupach kenne ich persönlich nicht, aber nach seinen Werken zu urteilen, ist er ein [stein]reicher Mann, und er mag wohl für die Redaktion des Mitternachts-Bl. ganz tauglich sein. [Doch] kömmt es bei einem Redakteur nicht bloß auf den Geist an, sondern auch auf den Charakter, wie Sie es bei Müllner erfahren, dem es gewiß an Fähigkeit nicht mangelte. Es ist schade, daß er so unverträglich ist. Auch Cottas Geduld, die sehr groß war, hat er erschöpft. Das *Mitternachtsbl.* war unstreitig eines der besten Blätter, es hatte am meisten Leben und Bewegung; doch die Grazie fehlte. Ich hätte die größte Lust, den kritischen Teil zu übernehmen,** aber manches hindert

* Original beschädigt; Ergänzungen der Hgb.
** Vieweg hatte ihm diesen Vorschlag unterbreitet.

mich. Erstens bin ich jetzt mit der Sammlung meiner zerstreuten Aufsätze beschäftigt. Zweitens werde ich wahrscheinlich später wieder nach Paris gehen, um dort zu bleiben, endlich bin ich durch frühere Verbindlichkeit an Cotta gebunden. Auch will ich offenherzig eingestehen, daß ich nicht glaube, daß Sie mir für das Honorar, das ich von Cotta bekomme, ein Äquivalent geben können. Sagen Sie mir gelegentlich, wieviel Sie für den Bogen bezahlen. Zu einer Forderung kann ich mich nicht verstehen, und zwar aus folgenden Gründen nicht. Es gibt kein bedeutendes Blatt in Deutschland, woran ich zur Teilnahme nicht schon eingeladen worden wäre. Die Verleger oder Redakteure, die es wußten oder von mir erfuhren, daß ich für das Morgenblatt und andere Cotta'sche Institute schon engagiert, pflegen dann immer bei solchen Aufforderungen sich zu äußern, ich möchte fordern, was, soviel ich nur wollte, was Cotta bezahlte, könnten Sie auch bezahlen. Ich, im Herzen vom Gegenteil überzeugt, ließ mich aber nie darauf ein. Im vorigen Jahre aber quälte mich ein hiesiger Buchhändler, der ein sehr schlechtes Blatt herausgibt, so lange, daß ich das Honorar ganz nach Belieben bestimmen solle, daß ich schwach war und meine Forderung machte. Der gute Mann, ob er zwar sehr reich ist, wäre beinahe darüber in Ohnmacht gefallen und zog sich ganz erschöpft zurück. Ich aber hatte mir sehr in seiner Meinung dadurch geschadet, denn er glaubte, ich hätte den großen Eifer, den er mir, mich zu gewinnen, ganz unverhohlen gezeigt, mißbrauchen wollen, ihn zu prellen, welches aber gar nicht der Fall war, denn ich hatte nicht mehr verlangt, als ich von Cotta auch bekomme.

Eben, indem ich den Brief schließen will, schickt mir der Himmel einen guten Gedanken. Ich glaube einen Mann gefunden zu haben, der zur Redaktion eines politischen sowohl als eines feuilletonistischen Blattes gleich tauglich

ist. Persönlich kenne ich ihn nicht; aber in seinen Schriften zeigt er sich als einen Mann von Geist, Witz und einer sehr leichten und gewandten Schreibart. Es ist der Dr. *Heine* in Hamburg, Verfasser der Reisebilder. Doch indem ich Ihnen diesen empfehle, muß ich ausdrücklich bemerken, daß ich durchaus keine Verantwortlichkeit übernehme. Es ist bei solchen Sachen allerlei noch zu untersuchen. Ich will Sie nur aufmerksam gemacht haben. Heines Reisebilder sind im Österreichischen und Preußischen verboten worden. Das wäre schon etwas Ängstliches.

Ich bin mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ihr ergebenster
Dr. Börne

Sr. Wohlgeboren
dem Herrn Eduard Vieweg
in
Braunschweig

105.

An den Herrn Redakteur des deutschen Journals.

Ich hoffe, Sie werden so gutmütig sein, diese Zeilen aufzunehmen, selbst wenn die Vorwürfe, die sie enthalten, auch Sie erreichen sollten. Es war wenigstens meine Absicht nicht, daß der ausgesprochene Tadel Sie treffe, denn ich bin kein regelmäßiger Leser Ihres Blattes und kenne es nicht genug, es beurteilen zu dürfen. Ich weiß nur, daß Ihr Journal in ganz Deutschland viel und gern gelesen wird, und ich habe keinen Grund zu zweifeln, ob es den Beifall, dessen es sich erfreut, auch verdiene.

* Die deutschen Blätter, die politischen sowohl als die nicht politischen, sind, wenige ausgenommen, ganz un-

* Vgl. Bd. 2/VI Nr. 31

beschreiblich abgeschmackt. Die Armut hat doch sonst etwas Romantisches, die Bettelei etwas Rührendes; aber die deutschen Blätter haben von der Armut nur das Widrige, von der Bettelei nur das Unausstehliche. Ich will diesen Gegenstand hier nicht umständlich abhandeln, ich dürfte doch nicht alles sagen, was ich denke. Nur eines will ich berühren. Alle Zeitungen sind alle Tage und aller Orten mit Berichten über Schauspieler und Sänger angefüllt, und die Ausländer, die unsere Blätter lesen – zu unserm Glücke verstehen sie kein Deutsch – müssen denken, daß 30 Millionen ehrwürdige Germanen nichts täten als spielen und singen und für nichts Sinn hätten als für Spiel und Gesang. Mag immerhin jedes Blatt das Schauspiel und die Oper seines Orts besprechen; geschieht es nur mit Kenntnis und Feinheit, hat das auch sein Gutes und Ergötzliches. Aber was kann einem Frankfurter daran gelegen sein, wie Herr *der* in München den Franz gespielt, wie Frau *die* in Berlin die Donna Anna gesungen hat? Schon einige Wochen lang sind unsere hiesigen Blätter mit Berichten angefüllt, wie Demoiselle *Heinefetter* da, wie Demoiselle *Bamberger* dort gesungen habe. Und was noch am lächerlichsten ist, diese Singgeschichten stehen nicht in dem belletristischen Teil der Zeitungen, sondern vermischt mit den politischen Nachrichten, so daß der Leser alles Maß verlieren muß und endlich nicht mehr wissen wird, was wichtiger sei, Demois. Heinefetter oder Griechenland, Demois. Bamberger oder Spanien. In einem der hiesigen Blätter kommt heute gleich hinter der Nachricht, daß in der Kurmark die Eröffnung des Landtages bevorstehe, die andere: daß Demois. Sontag *morgen* als Donna Anna auftreten werde. Ich habe nichts dagegen – Heil dem, der Demoiselle Sontag singen hört; aber was nützt es dem Frankfurter Leser, am 4. Oktober zu erfahren, daß am 29. September Demois. Sontag in Berlin die Donna Anna singen

werde? Hat er denn Zeit, nach Berlin zu reisen, um der Vorstellung des Don Juan beizuwohnen? Es ist eine Schmach! *Man glaubt sich in die Zeiten des römischen Kaiserreichs zurückversetzt, wo entartete Völker und entartete Kaiser vom Schlamme der Lüste über und über bedeckt, mit heißdürstigen Blicken einem Wagenführer in der Rennbahn nachsahen und überhörten, daß die Barbaren schon die Tore stürmten.*
Jedes Blatt soll seine örtlichen Verhältnisse besprechen, und werden diese Örtlichkeiten nur gehörig behandelt, dann verdienen und gewähren [Gutzkow: gewinnen] sie allgemeine Teilnahme. *Aber hier in Frankfurt ist alles (daß es ja nicht bestäubt werde) mit dem Packtuche des Geheimnisses bedeckt, ob man zwar in nicht politischen Dingen schreiben darf, was man will. Hat man ja in den hiesigen Blättern ein Wort über den Prozeß des Städelschen Kunstmuseums* gelesen, der nun schon zehn Jahre dauert und ganz Frankfurt angeht?*** Wurde je ein Wort über die neuen öffentlichen Gebäude, über die Bibliothek, das Waisenhaus, den Kirchhof geschrieben? Seit mehreren Wochen sind die Gemälde der verstorbenen und lebenden Frankfurter Maler öffentlich ausgestellt, und keine Stimme läßt sich darüber vernehmen; man findet das der öffentlichen Verhandlung unwürdig, während man uns von dem Leben und Treiben der

* Die im März 1817 durch Vermächtnis des Frankfurter Kunstsammlers J. F. Städel, den Goethe den „Dekan aller hier lebenden ächten Kunstfreunde“ nannte, vollzogene Gründung des „Städelschen Kunstinstituts“ wurde im September 1817 durch Testamentsanfechtung in Frage gestellt. Im Jahre 1828 erst endete der die Öffentlichkeit bewegende Prozeß mit dem Abschluß eines Vergleichs.

** Die herausgehobenen Stellen waren von der Zensur gestrichen.

Demois. Bamberger in Berlin täglich die umständlichsten Berichte mitteilt.

Frankfurt, den 4. Oktober 1827.

106.

An Johann Friedrich v. Cotta

Frankfurt, d. 31. Okt. 1827

Ew. Hochwohlgeb.

Haben mich durch Ihr geehrtes Schreiben vom 27. August von einer großen Angst befreit. Ich fühle mich so leicht wie ein Sünder, dem man die Absolution erteilt hat. Doch halte ich mich bloß meiner juridischen Schuld entledigt, im Herzen aber bleibe ich Ihnen noch lange verpflichtet, und ich werde jede Gelegenheit benutzen, mich Ihnen dankbar zu bezeigen. [*Im Entwurf, gestrichen:* Es ist nur schlimm, daß ich zu metaphysischen Betrachtungen weder Lust noch Talent habe, aber das Leben in Deutschland gar keinen Stoff darbietet. Besonders übt Frankfurt, der Sitz der Bundesversammlung, eine geisteinschläfernde Kraft, der nur solche widerstehen können, die keinen Geist haben.]

Ich freue mich sehr, daß Sie geneigt sind, meine vermischte Schriften in Verlag zu nehmen.* Von meinem anfänglichen Vorsatze, Subskriptionen zu sammeln, haben mich meine Freunde wieder abgebracht. Sie sagten mir, das sei in Deutschland nicht recht schicklich und eigentlich nicht ausführbar, und es bliebe dieses besser

* Cotta war in seinem Brief vom 27. August bereitwillig auf Börnes Vorschlag, seine gesammelten Schriften in Cotta's Verlag erscheinen zu lassen, eingegangen, verband aber dieses Entgegenkommen mit der eingehenden Bitte um weitere Beiträge für das Morgenblatt.

der Konvenienz des Verlegers überlassen. Ich nehme mir daher die Freiheit, Ihnen folgende Vorschläge zu machen. Ich überlasse Ihnen die Sammlung, die wenigstens aus 60 Druckbogen bestehen wird, bis zum Absatze von 4000 Exemplaren, die Sie auf einmal oder in einer beliebigen Zahl von Auflagen drucken lassen mögen. Dafür bedinge ich mir für den Bogen 10 Karolin. Ich werde Ihnen den ersten Band schicken, sobald Sie es wünschen, und das übrige im Verlaufe dieses Winters.
Ihrer geneigten Antwort entgegensehend verbleibe ich mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ganz ergebenster
Dr. Börne

107.

An Johann Friedrich v. Cotta

Frankfurt, d. 17. Dez. 1827

Ew. Hochwohlgeboren

geehrtes Schreiben vom 1. dies., den Verlag meiner gesammelten Schriften betr., veranlaßt mich zu folgender Erwiderung. Ich bin ganz mit Ihnen einverstanden, daß ein Absatz von 4000 Exemplaren sehr unwahrscheinlich sei,* und die Hoffnungen meiner Freunde hierüber haben mich nie angesteckt. Indessen habe ich eben in Erwägung dieser Unwahrscheinlichkeit die Forderung kleiner gemacht, als es hätte geschehen dürfen, wenn dieser Absatz gewiß gewesen wäre. Sollte aber nur eine Auflage von 1000 Exempl. gemacht werden, wobei alle Gefahr für den Verleger wegfiele, welches mir sehr recht ist, dann meinte ich, daß nicht 2 1/2, sondern 4 Karolin der

* Am 1. Dezember hatte Cotta als Honorar für 60 Bogen bei einer Auflage von 1000 Exemplaren 2 1/2 Karolin pro Bogen offeriert. Für jedes weitere Tausend bis zu 4000 Exemplaren sollte das gleiche Honorar fällig werden.

Bogen das richtige Verhältnis sei. Wenn ich rechne, daß 60 Bogen im Ladenpreis 8 Gulden kosteten und Rabatt, Druck- und andere Kosten davon in Abzug bringe, dann würden dem Verleger, bei 4 Karolin Honorar, noch ein reiner Gewinst bleiben, welcher dem des Schriftstellers fast gleich käme. Haben Sie die Güte, mich bald von Ihrer Ansicht hierüber in Kenntnis zu setzen.*

Anliegender Aufsatz für das Morgenbl. berührt eine Tagesbegebenheit** und würde also viel von seinem Interesse verlieren, wenn dessen Abdruck lange verschoben würde.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Ihr ergebenster
Dr. Börne

* Cotta begegnete am 18. Dezember Börnes Hartnäckigkeit auf das Liebenswürdigste: „Wahrhaftig zum ersten Male ist es, daß ich in der Person des Gelehrten auch einen unterrichteten Kenner des Buchhandels finde" – um ihn einem weiteren Vorschlag geneigter zu machen: Da dem Kenner der Verhältnisse auf dem deutschen Büchermarkt ein Absatz von mehr als 600 Exemplaren unwahrscheinlich sein müsse, der Verlag aber erst bei einem Absatz von 750 Exemplaren seine Kosten decken könne, schlug Cotta zwei Karolin pro Bogen bis zu 600 Exemplaren vor, über 600 Exempl. jeweils Nachzahlung von weiteren zwei Karolin. – Es scheint, daß Börne Cotta darauf nicht mehr geantwortet hat, sondern sich neuen Verhandlungspartnern zuwandte. – So blieben auch im September 1828 mündliche Besprechungen mit Vieweg in Braunschweig, der sich große Hoffnungen auf den Verlag von Börnes Schriften machte, in der Schwebe. Noch im November 1828 bittet Vieweg um Zusendung der „besprochenen Anzeige" von Börnes Schriften, zu einem Zeitpunkt also, in dem dieser mit Campe schon längst im reinen war.

** „Henriette Sontag in Frankfurt." Vgl. Bd. I/432 ff.

108.

An Salomon Stiebel

Lieber Bruder in Christo,

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen je wegen meiner Harthörigkeit geklagt. In Frankfurt habe ich über das Übel gelacht, ich verlor nicht viel dabei. Hier aber sagen manche schöne Leute schöne Sachen, die ich überhöre, und das macht mir Verdruß. Nun klagte ich gestern dem Prof. Caspar, der mir sagte, sichere Heilung könne er zwar nicht versprechen, aber russische Schwitzbäder wären mit Hoffnung des Erfolgs zu gebrauchen. Dieses Mittel kann, was die Ohren betrifft, gewiß nicht schaden, wenn es auch nicht hilft. Es ist aber die Frage, ob bei meinem reizbaren Blute, meinen Kongestionen nach Kopf und Brust, meinen Hämorrhoidalbeschwerden, solche Bäder nicht bedenklich wären. Prof. Caspar, dem ich mein Naturell mitteilte, sagte: er stünde für den Schaden. Ich möchte aber doch erst Ihren Rat hören. Die unterste Stufe von Hitze im Bade ist 36 Grad. Ich bitte Sie, lieber Stiebel, mir einige Worte darüber zu schreiben, oder hätten Sie etwas Bedingendes zu bemerken, das ich nicht fasse, und Sie wollten es dem Prof. Caspar selbst schreiben, ist es mir auch recht. Wollen Sie gefälligst Ihre Antwort der Wohl schicken. Ich bitte Sie aber, es gleich zu tun. Da mein Aufenthalt hier kurz ist, möchte ich den Gebrauch dieser russischen Bäder, die man sonst nirgends anders findet, sobald Sie mir dazu raten, gleich anfangen und gehörig fortsetzen. Ich grüße Sie und das ganze Ochsische Haus aufs herzlichste

Ihr Börne

Berlin, d. 11. März 1828

Sr. Wohlgeb.
Dem Herrn Dr. Stiebel
D. E.

109.

An Julius Campe
[Entwurf oder Kopie]

Herrn Campe in Hamburg (Nr. 2)

Hannover, d. 15. Dez. 28

Ihrem Wunsche gemäß habe ich heute einen Prima-Wechsel Thlr. 500 Pr. Courant, 10 Tage nach Sicht, Ordre Hrn. Damian Breul auf Sie abgegeben.*
Ich zweifle gar nicht, daß Sie alles Mögliche tun werden, das Werk auf Ihre gewohnte gute Weise auszustatten. Meine ängstliche Bemerkungen bezogen sich nur auf Dinge, die nicht von Ihnen abhängen, wie Korrektur etc.
Aber mit Ihrer Nachricht, daß Sie über den Druckort noch nicht entschieden sind, haben Sie mich erschreckt. Um Gottes willen nur einen Ort gewählt, wo keine Zensur ist. In den folgenden Bänden u. vielleicht im ersten schon, kommen Dinge genug vor, die keine Zensur passieren. Beruhigen Sie mich darüber. Bis zum 20. Febr. sollen Sie den 4. Band bestimmt haben.

Bemerkungen für Korrektor etc.
(Zum 3ten Teil)
1.
Eine Vorrede zu diesem 3ten Teile wird nachgeliefert.
2.
Der Band ist zu 15 Bogen (oder 240 Seiten) bestimmt. Was vom Manuskript übrigbleibt, wird für den 4ten Teil zurückgelegt.

* Es handelt sich um die erste Rate des Honorars von 4040 Talern, das nach vorhergegangenen mündlichen Besprechungen im Vertrag vom 18. Oktober 1828 in Hamburg zwischen Campe und Börne vereinbart worden war.

3.
Die Artikel folgen nach ihrer Nummer u. wie sie gleichlautend im Register stehen.
4.
Ich erbitte mir d. Revision von Nr. I, V, VIII u. das Register.

110.

An Julius Campe
[Entwurf oder Kopie]

Hrn. Campe in Hamburg (Nr. 3)

Hannover, 5. Jan. 29

Wie lange warte ich schon auf Ihren Brief u. auf d. Erwiderung einiger von mir gemachten Bemerkungen! Ich habe darum d. 2te Sendung Manuskript, die schon 14 Tage gepackt ist, zurückgehalten. Ich will aber jetzt nicht länger damit säumen, und Sie empfangen sie mit dem nächsten Postwagen. Es ist der 3te Teil der Werke, die ich Ihnen schicke. Den 2ten kann ich erst schicken, wenn der Druck des 1ten schon vorgerückt sein wird, damit ich die zwei Teile gehörig einteilen u. die Bände von gleicher Stärke machen kann.
Ich werde vielleicht in einem spätern Teile der Werke etwas über Hannover sagen, über das ich nicht gut zu sprechen bin. Es wäre mir lieb, wenn Sie mir eine Abschrift des Zirkulars das Studierwesen betreffend, wovon Sie mir erzählen, enthalten. Vielleicht könnte ich Gebrauch davon machen. Wäre es Ihnen auch vertraulich mitgeteilt worden, so hätte das doch nichts zu sagen; ich brauche ja nicht zu wissen, von wem Sie es haben, u. ich könnte es ja überhaupt von jedem andern auch erhalten haben.
Im Tübinger Literaturbl. vom 12. Dez. und flg. stehen

2 Artikel von mir über *Gelasius** von Hrn. v. Maltitz u. Immermanns „*Cardenio und Celinde*" **. Diese sind schon vor zwei Jahren eingeschickt worden, u. ich begreife nicht, warum Cotta jetzt damit herausrückt. Ich bemerke Ihnen das, damit Sie nicht etwa glauben, daß ich die neuen Artikel, die ich für unsere Werke arbeite, auch in d. Morgenbl. gäbe, welches grade nicht billig wäre. – Ich bitte Sie, mir bald zu schreiben.

111.

An Amalie Spiro

Wiesbaden, den 20. April 1829

Liebe Schwester!

Dein Brief hat mir sehr viel Freude gemacht, und ich danke Dir herzlich dafür. An der Verheiratung Deiner Kinder und Deiner Zufriedenheit nehme ich den brüderlichsten Anteil.*** Ich grüße Deine Töchter und Schwiegersöhne von ganzem Herzen. Die gute Therese soll mit mir zufrieden sein. Es braucht gar keiner Versöhnung und einer feierlichen Bezeugung derselben. Wenn wir uns treffen, soll es sein, als wäre nichts vorgefallen.

Ich wünschte auch sehr, Dich vor Deiner Abreise nach München zu sprechen. Aber nach Frankfurt kann und mag ich nicht kommen. Ich habe sehr dringende literarische Arbeiten, muß nachholen, was ich durch ein drei-

* Vgl. Bd. II/456 ff.

** Vgl. Bd. I/314 ff.

*** Sophie Spiro hatte am 5. April Aaron Löb Bamberger, Therese am 12. April ihren Onkel, Börnes jüngsten Bruder Philipp geheiratet. Die letztere hatte in einem Brief unmittelbar nach der Hochzeit Börne um Versöhnung mit dem Bruder gebeten, offenbar um der im Zusammenhang mit der Erbteilung entstandenen Verstimmung ein Ende zu bereiten.

wöchentliches rheumatisches Fieber versäumt habe, und Frankfurt würde mich zu sehr zerstreuen. Auch ist mir der Aufenthalt dort immer unangenehm gewesen. Es wäre mir daher sehr erfreulich, wenn Du so gut wärest, mit mir an einem dritten Orte zusammenzukommen. Aus Gründen, die ich schriftlich nicht mitteilen kann, wünschte ich nicht, daß Du hierherkämst, lieber wäre mir, wir träfen uns in Mainz. Ich bleibe bis Anfang Juni hier, Du kannst also nach Belieben den Tag bestimmen. Schreibe mir dann, an welchem Tage Du dort sein willst und in welchem Wirtshaus Du einkehrst. Du mußt aber Dich genau versichern, wann Dein Brief hier in Wiesbaden anlangt, daß ich ihn etwa nicht zu spät bekomme.

Ich freue mich sehr, die jungen Weiber zu sehen. Willst Du eine Nacht in Mainz bleiben, wäre es um so schöner. Wir könnten dann länger beisammen bleiben. Es wird mich sehr interessieren, mit Dir von Deinem Louis zu sprechen, aus dem ich in Berlin eigentlich nicht recht klug werden konnte. Aber er gefiel mir übrigens sehr. Herzlichen Gruß an alle.

Dein Dich liebender Bruder
Börne.

112.

An Maximilian Reinganum

Wiesbaden, d. 18. Mai 29

Lieber Freund!

In der Eile einige Worte, die ich verstohlen vor der Wohl schreiben muß und ihr geheimzuhalten sind. Die Wohl kömmt morgen nach Frankfurt und wird wahrscheinlich das Haus ihrer Schwester besuchen, das sie seit Schnappers Tod gemieden hat. Ich bitte Sie daher dringend, die Schnapper zu bitten, sie möchte, um der Wohl Gemüts-

bewegung* zu ersparen, *das Porträt ihres verstorbenen Mannes* von der Wand abnehmen, bis die Wohl wieder fort ist. Ich bitte Sie, dieses gleich, durch Ihre Frau, die ich um diesen Freundschaftsdienst ersuche, besorgen zu lassen. Die Schnapper muß aber diese Veranstaltung verschweigen.

Ihr
Börne

Sr. Wohlgeb.
Herrn Dr. jur. und Advokat
Maximilian Reinganum
Fahrgasse in
Frankfurt a./M.

113.

An Dr. Löhr

[Wiesbaden, Frühling 1829]

Verehrtester Herr Geheime Rat,

da das Wetter gut zu werden anfängt, habe ich mir vorgenommen, nach Ems zu reisen. Ihnen mein Dankgefühl auszudrücken für die unendliche Güte, die Sie mir bezeigt, und für die unbeschreibliche Geduld, die Sie mit mir armen ängstlichen Menschen gehabt, würde ich vergebens nach Worten suchen. Möchte der Himmel, wenn er mich ferner mit Krankheiten heimsuchen will, mich zu meinem Troste dann immer in Ihre Nähe führen. Entziehen Sie die Teilnahme, die Sie für den Kranken hatten, dem Genesenen nicht ganz und erinnern Sie sich zuweilen dessen, der Ihnen für sein Leben aus vollem Herzen ergeben sein wird.

* Über die Ursachen dieser zu befürchtenden Erregung Jeanettes war in keiner der zur Verfügung stehenden Quellen etwas zu erfahren.

114.

An die Cotta'sche Buchhandlung

Ems, d. 2. August 1829

Auf Ihr Schreiben vom 7. Juli, den Auftrag des Freiherrn von Cotta enthaltend, mich an die Befriedigung dessen Ansprüche zu erinnern, habe ich die Ehre, Folgendes zu erwidern.

Das eigenhändige Schreiben des Hrn. v. Cotta* vom 28. April d. J., das ich, wenn auch viel später, erhielt, konnte ich zu seiner Zeit nicht beantworten, weil ich bedeutend krank war und ich seit kurzem erst wieder imstande bin, die Feder zu führen. Übrigens hat Hr. v. Cotta durch diese meine Zögerung nichts verloren, da ich zur Ablehnung der an mich gemachten Geldforderung keine andere Gründe anführen kann, als die ich schon mehrere Male, besonders aber in einem Schreiben vom verflossenen Jahre, sehr umständlich auseinandergesetzt habe. Es wurden mir, als ich in Paris war, für meine Arbeiten am Morgenblatte monatlich 500 Frank zugesagt, nachher aber hat Hr. von Cotta mir die gelieferte Bogenzahl berechnet, obzwar gar nicht bestimmt war, wieviel ich für genanntes Honorar zu liefern hätte. Dadurch ist denn ein Überschuß entstanden, den ich jetzt zurückzahlen soll. Wenn Hr. von Cotta damals meine Arbeiten überschätzt hat, so ist das mein gutes Glück, aber keineswegs ein Irrtum, den *ich* zu büßen hätte. Der Bogen wurde mir noch überdies nur zu 3 Karolin berechnet, ich wurde also

* Cotta, seit den abgebrochenen Verhandlungen über den Verlag von Börnes Schriften ohne Nachricht und Beitrag geblieben, hatte durch Heine vom erfolgreichen Abschluß zwischen Campe und Börne erfahren und diesem, um sich in Erinnerung zu rufen, geschrieben: „. . . wenn ich herzlich bedaure, von Ihnen ganz auf die Seite gesetzt zu sein, so knüpft uns doch noch ein Band – mein Guthaben fl. 4720.–" . . .

nicht höher gestellt als alle Welt, die für das Morgenblatt schreibt. Ich gehöre grade nicht zu den eingebildesten Schriftstellern, aber ich hielt mich für berechtigt, mich beleidigt zu fühlen, daß mich Hr. v. Cotta unter den literarischen Pöbel geworfen, da er selbst durch seine frühesten und wiederholten Aufmunterungen meiner geringen Talente es am meisten war, der mich gewöhnt hat, mich nicht zum literarischen Pöbel zu rechnen. Die armseligsten deutschen Blätter, die kaum ihr Dasein fristen, haben mir das dreifache jenes Honorars angeboten. Ich habe es immer zurückgewiesen, weil ich glaubte, mich bei dem Morgenblatte besser zu befinden.
Hr. v. Cotta fordert, glaube ich, etwa 4700 fl. von mir zurück. Wenn ich diese Summe durch Teilnahme am Morgenblatte abarbeiten sollte, welches demselben, wie ich mir schmeichle, angenehmer wäre als die bare Bezahlung der vermeintlichen Schuld, so würde sich finden, daß ich auf 8 Jahre hinaus dienstpflichtig wäre, da ich, bei Beseitigung aller andern Arbeiten, nur imstande bin, 1 1/2 Bogen monatlich zu liefern. Ich kann als ehrlicher Mann versichern, daß ich Gelegenheit hatte und sie noch täglich habe, meine Unabhängigkeit, wenn sie mir feil wäre, teurer zu verkaufen.
Sollte übrigens Hr. v. Cotta von der Rechtlichkeit seiner Forderung ebenso überzeugt bleiben, als ich immer vom Gegenteil sein werde, so muß ich wünschen, daß derselbe seine Ansprüche vor Gericht geltend mache, da ich mich nicht dabei beruhigen kann, daß diese Sache unentschieden und in der Schwebe bleibe. Zu gleicher Zeit aber bitte ich denselben, diese meine Aufforderung ja nicht als eine Äußerung trotziger Empfindlichkeit zu beurteilen, so wie ich selbst, wenn ich mich Hr. v. Cotta verklagen sollte, diesen Schritt keineswegs als eine Unfreundlichkeit betrachten werde; sondern wir wollen diesen Ausweg als eine Übereinkunft ansehen, eine Rechtssache,

über die wir verschiedene Meinung haben, der unparteilichen Entscheidung der Justiz zu überlassen.
Ich bitte Sie, Ihre Briefe an mich doch nicht den großen Umweg über Hamburg machen zu lassen, von welchem Orte ich so entfernt lebe, sondern sie nach *Frankfurt* zu adressieren per Adresse:

Hrn. Dr. jur. und Advokat *Reinganum*
für Dr. Börne

Hochachtungsvoll
Dr. Börne

An
Die Cotta'sche Buchhandlung
in
Stuttgart

115.

An Julius Campe

An Campe in Nürnberg [Entwurf oder Kopie]

Werter Freund,
es scheint, das Schicksal will unsere Freundschaft auf die Probe stellen, und Gott gebe, daß sie die Probe aushalte. Denn wie wir zu beidseitiger Zufriedenheit uns miteinander abfinden können, das sehe ich bis jetzt nicht ein. Sie schreiben mir, ich schuldete dem Publikum *kontraktmäßig* noch 7 Bogen. Ich kann aber dem nicht beistimmen. Ich habe im Kontrakte 80 Bogen in 12 à 24 Seiten zugesagt, das von mir Gelieferte aber – 114 Bogen in 8 – beträgt 20 Bogen (Duodezbogen) *mehr*. Sie haben zwar *mit meinem Wissen* den früher angeordneten kleinen Druck in einen großen verwandelt, allein, wie ich Ihnen gleich damals bemerkte, gab ich das nur nach, insofern Sie das auf Ihre Gefahr tun. Denn es war mir gleich zweifelhaft, ob mein Material zu 120 Bogen 8 reichen würde. Sie erwarten noch einen 8ten Band, ich aber sehe mit dem 7ten die Sammlung als geschlossen an.

In unserem Kontrakte habe ich mir vorbehalten, das Werk in eine beliebige Zahl von Bänden erscheinen zu lassen, und ich bin ganz unschuldig daran, daß dem Publikum 8 Bände versprochen worden sind. Im Verlaufe des Drucks, als ich anfing, das ganze zu übersehen, schrieb ich Ihnen mehrere Male, daß es nur 7 Bände geben würde. Als der 6. und 7. Teil in den Druck kam und ich damals berechnen konnte, daß einige Bogen mangeln würden, sah ich wohl ein, daß Ihnen unangenehm sein müsse, die versprochene Bogenzahl nicht liefern zu können, und ich bat Sie, das Manuskript zu berechnen, damit ich erfahre, wieviel ich noch nachliefern müsse. Sie schrieben mir zurück, Sie hätten zu dieser Operation keine Zeit. Hätte ich damals erfahren, daß noch einige Bogen mangeln, wäre es mir ein Leichtes gewesen, die Miszellen oder Kritiken zu vermehren. Was kann ich aber jetzt tun? Vorrätig habe ich nichts. Ich bin seit dem vorigen Frühling unaufhörlich krank, ich konnte und durfte seitdem keine Feder anrühren. Aber dieses ist es nicht allein, was mich etwa abgehalten, an einen 8ten Band zu denken, denn auch bei völliger Gesundheit wäre mir das nicht in den Sinn [ge]kommen, da Sie in Ihren Briefen selbst sich zu der bösen 7 resignierten, obzwar mit Bedauern.

Was soll ich nun jetzt tun? Ich bin im Genesen, aber vor 6 Wochen werde ich nicht imstande sein, an Arbeit zu denken. Was sollen die 7 Bogen enthalten? Die einzelnen Bände des Werks haben alle ihre Rubriken. Kann ich hintennach wieder mit kleinen Aufsätzen, Kritiken, Aphorismen etc. erscheinen? Das einzige wäre, die Form von Reisebildern zu wählen; aber da müßte ich erst im nächsten Sommer herumwandern, und die 7 Bogen würden ein halbes Jahr Arbeit erfordern. Übrigens bildete das bloß eine Broschüre, und es wäre doch etwas lächerlich, dieses für einen 8ten Teil auszugeben.

Übrigens sehe ich nicht ein, warum Sie es in Verlegenheit setzt, das Werk mit dem 7ten Bande als geschlossen zu erklären. Die versprochene Bogenzahl ist doch dem Publikum geliefert, und daß einige mangeln, wird Ihnen keiner nachrechnen. Und wenn ja, ließe es sich damit öffentlich entschuldigen, daß früher eine Duodez-Ausgabe gemeint war und diese *nach* der Ankündigung in ein Oktavdruck verwandelt worden.
Was mich übrigens am meisten in Verlegenheit setzte, wenn Sie von einer weiteren Lieferung nicht abstünden, ist ein finanzieller Umstand. Ich habe wegen bedeutenden Krankheiten seit dem März vorigen Jahres nichts schreiben und erwerben können. Meine so lang anhaltende Krankheit hat mich unglaublich viel Geld gekostet, und zufällig haben mich in der Zeit noch andere ökonomische Verluste betroffen. Da nun nach unserem Kontrakte nach Erscheinung des letzten Teils 1000 Taler fällig sind, wartete ich seit einigen Monaten mit Ungeduld auf die Bezahlung. Da diese nicht erfolgte (wie ich jetzt erfahren, weil Sie den letzten Teil erst noch erwarten), nahm ich mir vor, weil ich nicht zudringlich gegen Sie sein wollte, sobald es meine Gesundheit erlaubte, durch Teilnahme an Journalen meine Finanzen herzustellen. Wenn ich aber noch 7 Bogen für Sie machen soll, wäre ich, dadurch an andern Arbeiten gehindert, in einer mißlichen Lage.
Das Schreiben fällt mir noch sehr sauer. Sie hätten mir ein großes Vergnügen gemacht, mir den 3ten Teil von Heine zu schicken und die Epistel des taubstummen Malers. Tun Sie es doch noch. Ihre Zuschriften können mich nicht verfehlen. Bis jetzt war mein Hauptquartier das Bett, und das Zimmer wird es noch lange bleiben. Haben Sie die Kritik meiner Schriften im Cottaschen *Literaturblatt** gelesen?

* Jg. 1830, Nr. 11 u. 12. Verfasser war Wolfgang Menzel.

Aber vor allem, lieber Freund, wollen wir uns vornehmen, nicht uneinig zu werden. Das wäre von mir und von Ihnen nicht löblich. Von mir nicht, weil, wie aus Ihrem Briefe zu ersehen, der Absatz des Werkes bis jetzt nicht nach Wunsch geht* und Sie allerdings Ursache haben, mißvergnügt zu sein; und von Ihnen nicht, weil Sie doch bekennen müssen, daß ich alles und mehr erfüllt, als was ich im Kontrakt zugesagt.

Frankfurt, d. 27. Febr. 30

116.

An Julius Campe
[Abschrift von der Hand Jeanette Strauss-Wohls im BA]

Paris, d. 17. Jan. 1831

Werter Freund!

Ich schmeichle mir, es wird Ihnen angenehm sein, wieder etwas von mir zu hören. In meinem Schreiben vom 22. Sept. versprach ich Ihnen, bis zum Februar Ihnen das noch Fehlende von meinen Schriften zu liefern. Der Februar naht heran, aber meine Arbeit ist nicht fertig. Fragen Sie mich warum? Ob ich krank war oder träge oder mich zuviel zerstreuen ließ? Antworte ich: nein — ich war gesund, so viel auf meinem Zimmer als auch im stillen Deutschland, und träge war ich auch nicht, aber die Zeit war zu geschäftig, ich konnte ihr nicht nachkommen. Sie selbst in Ihrem letzten Briefe bemerkten, Sie hofften, diese unsere gewaltige Zeit würde mich auf-

* Um den ins Stocken geratenen Verkauf der sieben Bände wieder zu beleben, verfaßte Campe im Oktober 1830 – offenbar, wie Ludwig Geiger nachgewiesen hat, mit Hilfe des Verfassers – einen Prospekt, der bisherigen und zukünftigen Subskribenten zugestellt wurde. Vgl. den Nachtrag in diesem Band.

regen und mir Stoff zum Schreiben genug geben.* Ja wohl hat sie das getan, aber ich bin nicht wie die andern. Das alles war mir nicht bloß Lebensmittel für den Geist, es war mir bald Nahrung, bald Gift für das Herz. Der Kopf versagte meinem Herzen, und die Hände versagten meinem Kopfe. Ich konnte mich nicht sammeln in dieser großen Bewegung, und so ist nichts geworden aus allen meinen schriftstellerischen Plänen. Aber ich vergaß keinen Tag, was ich Ihnen schuldig war, und was Sie von mir erwarteten, und das machte mich recht betrübt.
Da klage ich kürzlich einem Freunde in Deutschland, mit dem ich in ununterbrochenem Briefwechsel stehe und vor dem ich gewohnt bin, mein ganzes Herz zu öffnen (ich will es Ihnen nur gestehen, der Freund ist eine Freundin), meine Not, und da antwortete mir dieser Freund, wie ich nur um Gottes willen in Verlegenheit sein könnte, ich brauche ja bloß die Briefe drucken zu lassen, die ich ihm von Paris geschrieben und die, wie alles, was nicht für den Druck bestimmt war, am meisten verdiente gedruckt zu werden. Da fiele alle Heuchelei, alle Verstellung und Zurückhaltung weg, deren sich selbst der aufrichtigste und kühnste Schriftsteller nicht enthalten kann, sobald er an das Publikum denkt. Wie ein Trost vom Himmel kam mir dieser Rat, und ich werde ihn befolgen. Ich kann Ihnen also Wort halten, nur etwas später. Ich werde im März nach Deutschland zurückreisen, mir dort die frag-

* Am 16. September 1830 hatte Campe Börne an den achten Band erinnert: „Jetzt ist die Zeit für politische Literatur ... Vieles haben Sie vor langer Zeit im prophetischen Geiste geweissagt", so ermunterte der Verleger seinen Autor und versicherte ihm, von diesen seinen Gesinnungen gegen ihn sprechend, „daß sie Deutschland mit mir teilt und auf Sie als seinen Apostel blickt und darauf horcht, was Sie Ihrem Volke verkündigen werden".

lichen Briefe zustellen lassen und brauche sie dann nur abzuschreiben. Das ist eine Sache von wenigen Wochen. Diese eine Not wäre ich jetzt los. Aber ich habe noch eine andere. Ich brauche Geld. Sie sind mir noch 1400 Taler schuldig. 400 Taler, soviel ich mich erinnere, hatten Sie mir für diesen Winter zugesagt. Wann die andern tausend Taler fällig sind, weiß ich in diesem Augenblick nicht bestimmt, denn ich habe unsern Vertrag in Frankfurt. Aber Sie würden mich ganz glücklich machen, wenn Sie mir diese 1400 Taler gleich und auf einmal schicken. Wenn ich sage glücklich, so dürfen Sie mir glauben, das Geld ist nicht für meinen eignen Gebrauch. Der Besitz des Geldes hat mich nie glücklich gemacht, und dessen Mangel könnte mich nie unglücklich machen. Es ist für einen andern.* Dürfte ich Ihnen die Verwendung sagen, ich traue Ihnen zu, Sie würden das Geld aus Ihrer eigenen Kasse hergeben. Erfüllen Sie diesen Wunsch, es fände sich so bald keine andere Gelegenheit, mich so zu verbinden als hiedurch.

Da aber, sobald es sich von Geschäften handelt, auch unter Freunden sich alles ausgleichen muß, so muß ich Ihnen bemerken, daß Sie für die Aufopferung, die Sie machen, wenn Sie mir 1400 Taler bezahlen, ehe die Schuld fällig ist, in den Manuskripten, die ich Ihnen überlasse, Entschädigung finden werden. Wir sind dem Publikum eigentlich nur noch 7 Bogen schuldig; die fraglichen Briefe aber, die bis heute 44 betragen und bis zu meiner Abreise von Paris auf 60 steigen werden, betragen wohl 20–25 Druckbogen. Ich will Ihnen, wenn Sie mir die verlangte Summe gleich schicken, das alles

* Vgl. den Brief an Jeanette Wohl vom gleichen Datum in Bd. IV/1276 f.: Börne beabsichtigte, sich – im unwahrscheinlichen und tatsächlich nicht eingetretenen Falle einer sofortigen Zahlung Campes – einen Reisewagen anzuschaffen.

ohne weiteres Honorar überlassen. Außer dem größern Wert, den dadurch die Sammlung erhält, könnten Sie auch den letzten Teil besonders verkaufen. Denn Briefe aus Paris, in diesen Zeiten geschrieben, werden gewiß anziehen.

Aber ich wiederhole es, da dieses Geld nicht zur Deckung laufender Bedürfnisse, sondern zu einer besondern Bestimmung verwendet werden soll, so kann mir nur die ganze Summe auf einmal, nicht etwa ein Teil davon dienen. Wenn Sie mir gewähren, schicken Sie mir einen Wechsel auf ein gutes Pariser Haus, der ja in Hamburg überall zu haben ist. Die Kosten des Wechsels wollen Sie mir berechnen.

Ich grüße Sie aufs Freundlichste

Rue de Provence 34 Börne

à Monsieur Julius Campe
à Hambourg

117.

An Sauerländer in Frankfurt

Baden bei Rastatt, d. 21. Juni 1831

Verehrter Herr!

Ich habe ein Manuskript druckfertig, betitelt: *Briefe aus Paris, geschrieben in den Jahren 1830 und 1831.* Es sind keine fingierte, sondern wirkliche an einen Freund nach Deutschland gerichtete Briefe, die sich über das gesellige Leben, Theater, Kunst, Wissenschaft in jener Stadt, zumeist aber über die neueste Revolution und die großen daraus entstandenen europäischen Ereignisse verbreiten. Das Manuskript beträgt ohngefähr dreißig Druckbogen, nach dem Umfange, wie meine bei Campe erschienenen Gesammelten Schriften gedruckt sind. Wenn aber der Druck etwas splendider gemacht wird, man mit jedem

Briefe eine neue Pagina anfängt, kann man eine noch größere Bogenzahl herausbringen.
Ich bedinge mir 2500 fl. Honorar, 25 Freiexemplare und für jede folgende Auflage 6 Exempl. Hauptsächlich aber müßte ich gleich bare Bezahlung entweder in Barsendung hierher oder in einem Wechsel auf Karlsruhe oder Straßburg zur Bedingung machen, da ich gleich nach Abschließung des Geschäfts nach Paris zurückreisen will, wo ich das Werk fortzusetzen gedenke. Die nächsten Zeiten werden solcher Art sein, daß es an interessanten Stoffen nicht fehlen kann.
Sind Sie geneigt, bezeichnetes Werk unter angegebenen Bedingungen in Verlag zu nehmen? * Ich ersuche Sie um sehr baldige Antwort. Ihr ergebenster

Dr. Börne

Wenn Sie Herrn Herold sehen, bitte ich Sie, ihn herzlich von mir zu grüßen und ihm zu sagen, daß ich seinen Brief erhalten habe. Dieser junge Mann hat erstaunlich viel Geist und Talent, und Sie sollten ihn zur Schriftstellerei aus allen Kräften aufmuntern. Seine Broschüren, die Sie kennen, sind ganz vortrefflich geschrieben.
Adresse: im Kreuz zu Baden bei Rastatt.

118.

An Moritz Oppenheim

Baden, den 8. September 1831

Lieber Freund!
Mit dem größten Vergnügen will ich Ihnen mein Bild überlassen, so lange Sie es brauchen. Das alte Facsimile wie auch den Pfeilschifter** bitte ich Sie wegzulassen. Ist es

* Dieser bisher unbekannte Brief zeigt, daß Börne, mit Campes Verhalten und Angeboten offenbar unzufrieden, sich noch kurz vor Ablieferung des versprochenen Manuskripts nach Hamburg um einen andern Verleger für seine Pariser Briefe bemühte.

** Siehe erste Anmerkung auf Seite 741.

nicht besser, gar kein Facsimile zu machen? So etwas und zu dieser Bestimmung erst geschrieben, wird immer affektiert, wenigstens *erscheint* es so. Wenn ich auch, wie ich gewohnt bin, nur immer ausspreche und niederschreibe, was und wie ich es gerade auf dem Herzen habe, so kann man doch in wenigen Worten seine Gesinnung und sein Gefühl und deren Aufrichtigkeit dem Leser nicht klar machen. Muß ich denn etwas in der Hand haben? Ein Stück Zwetschenkuchen wäre mir am liebsten. – Als vorigen Sommer die Juli-Ordonnanzen kamen, welche die ganze Welt aus ihren Fugen rissen, rief ich vergnügt aus: Und Gott sprach: Es werde Licht! Wollen Sie das als Facsimile gebrauchen? Dann könnten Sie mir den *Moniteur 26. Juillet 1830* ** in die Hand geben. Aber das bleibt Ihrem Urteil überlassen. Ich kann meinem Takte hierin nichts zutrauen. Auf jeden Fall lege ich das Zettelchen bei.

Börne

P. S. Soeben bemerkt mir Madame [Wohl], wenn unter meinem Bilde stünde: Gott sprach, es werde Licht, könnten die Leute denken, das bezöge sich auf mich. Ich glaube, sie hat recht. Überlegen Sie's.

119.

An Julius Campe

Freiburg (im Badischen), den 13. Juli 1832

– – – Welchen moralischen Eindruck meine Pariser Briefe in Deutschland hervorgebracht, glauben Sie kaum.

* Gemeint ist Pfeilschifters Blatt „Der Staatsmann", vgl. den Brief an Oppenheim v. 1. April 1827.

** Am Morgen des 26. Juli 1830 waren in dem offiziellen Regierungsblatt, dem „Moniteur universel" die berüchtigten Ordonnanzen Charles X. erschienen, die durch Aufhebung der Preßfreiheit und Änderung des Wahlgesetzes den Bruch mit der Charte bedeuteten und dadurch die Auslösung der Revolution bewirkten.

Ich habe es selbst nicht erwartet. Meyer, Wurm und ähnliche haben drucken lassen [Gutzkow hat zusätzl.: ich dürfte mich in Deutschland nicht mehr sehen lassen], ich würde aus jeder honetten Gesellschaft geworfen werden. Das sind Propheten! Seit ich in Deutschland bin, erfahre ich eine ununterbrochene Huldigung, nicht bloß von einzelnen, sondern von ganzen Massen, so daß ich, der immer Stille und Zurückgezogenheit geliebt hat, mir oft vor Angst nicht zu helfen weiß. Mein Zimmer wird nicht leer. Ich habe oft nicht Stühle genug für all die Menschen, die mich besuchen. Ich war auf dem Hambacher Feste. Das ganze Land hat mich fast besucht, so daß ich krank von der Last geworden bin. Wenn ich in Neustadt über die Straße ging, erschallte es aus den Wirtshäusern, aus den vorüberfahrenden Kutschen: Es lebe Börne, der Verfasser der Briefe aus Paris. Die Heidelberger Studenten brachten mir dort ein Ständchen. Alle die Patrioten, die dort an der Spitze stehen, Wirth u. s. w. erklären, mir hätte man die vaterländische Bewegung in Deutschland zu verdanken, die andern wären erst nach mir gekommen. Mit tränenden Augen haben mich viele an ihre Brust gedrückt und haben vor Bewegung kaum reden können. Hier in Freiburg war es ebenso. Die Studenten sind abends, als ich schon im Bett lag, vor mein Haus gezogen, haben mir ein Ständchen gebracht und gerufen: Es lebe der Verteidiger der deutschen Freiheit! Selbst die hiesigen Bürger, die einige Tage später einem liberalen badischen Deputierten, der in meinem Wirtshause wohnt, ein Ständchen gebracht, haben mich auch hinein gemischt und gerufen: es lebe der deutsche Patriot Börne! Was werden meine Rezensenten dazu sagen, die mich für einen schlechten Deutschen erklären? Die öffentliche Meinung läßt sich nicht irreführen. Aber so verblendet sind die Aristokraten, solches närrische Vertrauen setzen sie in ihre alten Polizei-Pfiffe, daß sie nach dem Hambacher

Feste in einigen Zeitungen haben drucken lassen: Die Heidelberger Studenten hätten mir in Neustadt ein Charivari gebracht! Und tausende waren dort, die das Gegenteil wissen. Bei den Professoren habe ich die schmeichelhafteste Aufnahme gefunden. So auch bei den vielen Freunden aus allen Gegenden, die sich in Baden zusammengefunden, wo ich mich seit der Mitte April aufgehalten.*
Meine Rezensenten, so viele mir von ihren Kritiken [Gutzkow hat zusätzl.: in Paris] bekannt geworden, habe ich in meinen neuen Briefen nach Verdienst heruntergemacht.** Meyer und Wurm kommen noch am besten weg. Aber Häring und andre werden an mich denken. Aus Häring*** und einigen seiner Geistesverwandten habe ich einen eignen Artikel unter dem Titel: *Herings-Salat* ° geschrieben, der als Beilage hinter einem Brief steht. Einer meiner (anonymen) Rezensenten (Ludwig Robert), dem ich auch den Kopf gewaschen, °° hat mir vor einigen Tagen den boshaften Streich gespielt und ist gestorben, welches mich sehr geniert, da ich manches über ihn gesagt, was man gegen einen, der sich nicht wehren kann, schicklicherweise nicht sagen soll. Da muß ich denn manches weglassen. Auch bete ich jetzt täglich zu [Gutzkow: zum lieben] Gott, er möge meine Rezensenten bei Leben erhalten. Wenn mir der Häring auch stürbe, ehe meine Briefe gedruckt sind, ich würde mich aus Verzweiflung ins Wasser stürzen. [Das Folgende fehlt bei Gutzkow]

Ich grüße Sie, Ihr ganz ergebener
Börne.

* Vgl. hierzu die Briefe an Jeanette Wohl vom 25. Mai bis 13. Juli.
** Vgl. Bd. III/360 ff.
*** alias Willibald Alexis.
° Vgl. Bd. III/523 ff.
°° Vgl. Bd. III/535 ff.

Ich bleibe bis zum Herbste in der Schweiz und reise dann über das südliche Frankreich nach Paris zurück. Wenn ich einen verträglichen Buchhändler finde, will ich nächsten Winter die Pariser Briefe heftweise herausgeben.

120.

An den Redakteur des „Ächten Schwarzwälder“

[Eigenhändige Abschrift des Originalbriefes, als Beilage zu Nr. 423 der Briefe an Jeanette Wohl überliefert]

St. Blasien, den 16. Juli 1832

Vorgestern, Samstag, übernachtete ich in einem Gasthause des Schwarzwaldes, wo zwar sonst alles gut, das Bett aber so lakonisch war, daß es für mich, einen der Kleinsten aller Deutschen, nicht hinreichte. Dieses nötigte mich, beim Schlafen die Lage eines Kindes im Schoße seiner Mutter anzunehmen – eine Lage, die für einen alten Mann zwar viel Rührendes hat, weil sie ihn in die ersten dunklen Zeiten seines Daseins zurückführt, die aber ungemein anstrengend ist. Hier in St. Blasien aber fand ich ein ganz vortreffliches Bett von angemessener Länge, und ich konnte mich von der Ruhe der vorherigen Nacht ausruhen. Dieses wohlbehagliche Gefühl stimmte mich heute morgen sehr heiter, so daß ich beim Frühstücke guter Dinge war. Da trat der Wirt in mein Zimmer, hielt mir ein Zeitungsblatt – es war der ächte Schwarzwälder vom 11. Juli – unter die Augen und sprach mit Hohn und Erbitterung: Sehen Sie, mein Herr, das sind die schmackhaften Früchte unserer Preßfreiheit! Ich ward rot; denn seit funfzehn Jahren kämpfe ich mit für die Freiheit der Presse, und ich hoffte, wir würden endlich die süßen Äpfel der Hesperiden und kein bitteres Obst gewinnen. In der erwähnten Nummer Ihres Blatts heißt es von dem Gasthause, in dem ich dieses schreibe:

es sei *„das schlechteste in einem Umfang, welchen ein Has in 7 Tagen kaum durchspringen kann."* Ihr Korrespondent hatte gewiß keine üble Absicht, als er dieses schrieb, ließ sich aber vielleicht von einem Gerüchte irreführen, das böser Wille geschickt zu verbreiten wußte. Ich bin etwas verwöhnt und auf Reisen anspruchvoller als löblich ist, und Sie dürfen daher meiner Versicherung glauben, daß ich in dem Gasthause von St. Blasien alles ohne Ausnahme, Zimmer, Betten, Essen, Bedienung sehr gut, sogar besser als in manchen Städten gefunden. Ja selbst den einzigen Fehler, den oft selbst die besten deutschen Gasthöfe haben, und der mich immer in die größte Wut versetzte; der nämlich, daß die gedankenlosen Stubenmädchen den Stiefelknecht soweit unter das Bett schieben, daß man ein Dachshund sein müßte, ihn hervorzuholen – selbst von diesem ist das hiesige Gasthaus frei. Der Stiefelknecht war zu sehen und dem kürzesten Arme erreichbar.

Indem ich Sie nun bitte, mein Herr, zur Genugtuung eines in seinem Rufe gekränkten Mannes meine Erklärung in Ihrem Blatte aufzunehmen, erlauben Sie mir noch eine Bemerkung, die wichtiger ist als der Gegenstand, der sie herbeigeführt. Ich glaube, daß ein Journalist weder die Pflicht noch das Recht hat, selbst die bewiesenen Fehler eines Einzelnen oder die Ungebührlichkeiten, die eine geschlossene Häuslichkeit nicht überschreiten, vor die Schranken der öffentlichen Meinung zu bringen. Nur in dem Falle, wo man den Menschen nicht von dem Bürger trennen kann, wie es bei Regierungsbeamten eintritt, nur da kann ein Journalist in die schmerzliche Notwendigkeit kommen, wegen des Bürgers den Menschen nicht schonen zu dürfen. Durch solchen Mißbrauch der freien Rede wird den zahlreichen so erbitterten Feinden der Preßfreiheit eine Schadenfreude gebracht, die sie mit all ihrem Golde erkaufen

würden, gäbe es nicht gedankenlose Menschen, die sie ihnen schenken. Glauben Sie es meinem Beobachten und Erfahrungen: die Feinde der freien Presse, wie jeder Volksfreiheit, benutzen nicht bloß solche Ausschweifungen, in welche oft selbst die gutmeinendsten Journalisten verfallen; sondern sie wissen auch auf heimlichen Wegen listig dazu aufzuregen, um dem Gegenstande ihres düstern Hasses auch eine Verachtung zuzuwenden, die ihm gefährlicher ist als alle Gewalt und verderblicher als die Feindschaft der Mächtigsten.

121.

An den Grafen Karl Christian v. Benzel-Sternau

[Eigenhändige Abschrift des Originalbriefes, als Beilage zu Nr. 441 der Briefe an Jeanette Wohl überliefert]

Mariahalden, den 8. Sept. 1832

Hochzuverehrender Herr Graf!

Sooft einer Ihrer Briefe in Mariehalden ankam, aus welchem uns die Frau Gräfin zu unserer großen Freude so vieles Schöne und Gute anvertraute, standen Ihr Geist und Ihr Herz so lebhaft vor uns, daß ich leicht darüber vergaß, daß Sie abwesend waren. Daraus erkläre ich mir, warum ich Ihre gütige Erlaubnis, Ihnen schreiben zu dürfen, noch nicht benutzt und meiner eigenen Neigung nicht schon früher nachgegeben habe. Heute aber, da ich Ihr Haus verlasse, fühle ich es lebhaft, daß ich mich auch von Ihnen trenne, und ich will nicht Abschied nehmen, ohne auch Ihnen für die ganz unschätzbare Freundlichkeit zu danken, mit der ich in Ihrer Familie aufgenommen worden. Ich weiß wahrhaftig nicht, wie lange ich hier zugebracht, und ich mußte diese ganze Zeit, so oft es mir zu wissen nötig war, erst den Kalender nach dem Wochentage fragen. Ich habe bei Ihnen die schönste und seltenste Freistätte gefunden, die für meine verbannte

Gesinnung, und indem ich dafür danke, danke ich für alle die mit, die schon früher diese Wohltat genossen und die sie nach mir noch genießen werden.
Wie gern möchte ich über Angelegenheiten dieser Zeit, die Sie und mich, wie alle bessere Menschen, bewegen, mich mit Ihnen besprechen, um von Ihrer politischen Weisheit und Ihrer Erfahrung zu lernen; aber ich muß mir dieses Glück versagen. Ich habe es mir seit vielen Jahren zur festen Regel gemacht, nie ein Wort über öffentliche Angelegenheiten an einzelne Personen vertraulich zu richten, sondern nur immer öffentlich mit der Menge zu reden. Durch Standhaftigkeit ist mir diese Entsagung leicht geworden, und heute zum ersten Male seit langer Zeit kämpfe ich wieder für meine Grundsätze. Ich weiß, daß Briefe geöffnet werden; ich weiß, daß Männer wie Sie, die durch Ihren Rang, Ihre Verbindungen, durch Ihren Geist und besonders durch Ihre hochherzige Teilnahme an der guten Sache sich bemerklich gemacht, umstellt und umlauert werden, um zu erfahren, was ihnen Gleichgesinnte im Vertrauen mitgeteilt. Nun ist mir der Gedanke, daß auch nur ein einziges meiner Worte, nur eine einzige Tatsache, ein einzelnes Urteil, das möge alle sehr unbedeutend sein, auch mir selbst bedeutungslos erscheinen, doch in der Enzyklopädie jener, die alles wissen, einen gewissen Sinn, eine gewisse Bedeutung erlangen; in dem Netze jener, die alle Faden in der Hand haben, auch nur eine einzige Masche hinzustricken könnte — daß ich hierdurch einer Sache, die ich verderben möchte, nützlich wäre; daß ich so, indem ich glaubte, der Freiheit zu dienen, ohne es zu wollen, ohne es zu ahnden, wie mir zum Spotte, ein Fürstendiener würde — dieser Gedanke ist mir so unerträglich, empört so meine rechtliche Gesinnung, meinen Ehrgeiz und, ich gestehe es, selbst meine Eitelkeit — daß mir kein Opfer zu schwer fällt, mich von dieser Furcht zu befreien.

Erraten Sie, wie groß dieses Opfer ist, da ich mir im stillen schmeichle, daß, dürfte ich mich Ihnen ganz zu erkennen geben, Sie mir einige Achtung nicht versagen würden.

Doch um das eine, was ich schon verdient zu haben glaube, wage ich Sie zu bitten, Herr Graf, mich unter der großen Menge derer, die Sie lieben und hochachten, nicht zu übersehen und die Ausdrücke meiner grenzenlosen Verehrung mit Güte aufzunehmen.

[In der Kopie für J. W. folgt die scherzhafte Unterschrift: Börne, geb. Wohl]

122.

An einen Buchhändler (Fragment)

[*Wartmann* in St. Gallen, Zürich 6. August 1833 oder *S. G. Liesching* in Stuttgart, 19. August 1835]

Ich habe schon von mehreren Seiten gehört, Sie wären ein junger und unternehmender Buchhändler. Die Leute sagen: *Zwar* jung, aber *unternehmend.* Aber auf Ihre Jugend setze ich großen Wert. Die Art, wie Ihr Geschäft von den alten Buchhändlern getrieben wird, kam mir immer unleidlich perückenartig vor, und funfzigjährige Revolutionen in allen menschlichen und bürgerlichen Verhältnissen haben dem faulen deutschen Buchhandel noch nicht die kleinste wohltätige Erschütterung geben können. Ich denke, daß Sie einer neuern bessern Generation angehören und ein revolutionärer Buchhändler sind.

123.

An Anton Hamberg

Lieber Freund!

Machen Sie uns das Vergnügen, nächsten Freitag, den 7. März, den Abend bei uns zuzubringen. Unter andern

wird der berühmte polnische Dichter Miekiewicz kommen, ein höchst exzellenter Geist.

5. März 1834 Ihr Börne

Monsieur Hamberg
Rue des marais 51 (q. St. Martin)
Paris

124.

An Eliza Sloman

Auteuil bei Paris, 27. Juli 1834

Meine liebenswürdige und geistreiche Freundin, ich schreibe Ihnen unter den fürchterlichsten Kopfschmerzen, und wenn mir das Herz nicht beisteht, werden Sie einen unsinnigen Brief erhalten. Aber ich wollte die Antwort, die ich Ihnen schuldig bin und so gern bezahle, nicht länger verschieben. Daß ich Ihnen nicht früher geantwortet, kam von der frohen Hast, mit der ich Ihren Brief bei seinem Empfange gelesen, wodurch ich die Zeit vergaß. Ich glaubte bisher immer zu wissen, daß Sie erst gegen das Ende dieses Monats nach Hamburg zurückkehren würden, als ich aber gestern Ihren Brief durchlas, fand ich, daß Sie das Ende Junis als die Zeit Ihrer Rückkehr angegeben. Sie werden mir das verzeihen, und wenn nicht, schmeichle ich mir wenigstens, daß es nicht meine Unart allein sein wird, über die Sie sich beklagen.

Wie schön hat sich Italien in Ihrem Geiste und in Ihrer Empfindung abgespiegelt! Sie verdienen, das schöne Land gesehen zu haben. Und wie glücklich sind Sie, daß Sie es schon in Ihrer Jugend genossen. Wenn wir Alten auch Freuden haben, so dringen sie doch nur mit Mühe durch den Dunst des Lebens zu uns, und die Sonne von Neapel erscheint uns nicht heller als die von Hamburg. Ich sage

Ihnen das, damit Sie im Taumel der Jugend nicht versäumen, sich für das höhere Alter einen Freudenschatz zu sammeln, einen Schatz der Erinnerung für die Zeiten, wo das Herz hungert. Auch schon darum sollten Sie von den auf Ihrer Reise empfangenen Eindrücken sich genaue Rechenschaft geben, Ihre Gedanken und Empfindungen sondern und die Gegenstände, wodurch sie hervorgerufen, beschreiben und zu Papier bringen.
Warum haben Sie die Schweiz so schnell verlassen? Noch alle Reisenden, die ich gesprochen, wenn sie aus Italien nach der Schweiz kamen, erzählten mir, wie entzückt sie waren, diese reine und himmlische Bergluft einzuatmen. Welch ein schönes Land und welche häßlichen Menschen! Haben Sie sie auch kennengelernt, diese Gastwirts-Seelen, welchen alles feil ist? Wie haben sie sich wieder gezeigt in dieser letzten Zeit! Sie verkauften alles, ihre Berge, ihre Seen, ihre Luft, ihren alten Ruhm und ihre Freiheit, und sie ließen sich mit ihren vollen Beuteln zufrieden an den Sümpfen Rußlands nieder. Gott wird sie dafür bestrafen, wenn ihm nach Abrechnung mit ... [unterer Blattrand abgeschnitten.]
Ich bin jetzt mit keinem neuen Werke beschäftigt. Wenn Sie von so etwas sprechen hörten, so war wohl nur von einer Übersetzung von Lamennais' Paroles d'un Croyant, die ich besorgt habe und die bald erscheinen wird. Kennen Sie dieses herrliche Buch? Jeder andern würde ich viel darüber schreiben, Ihnen sage ich bloß: lesen Sie es. Und Sie werden bald darüber vergessen, was Sie je früher gelesen, und für nichts anders Gedanken haben, als nur dieses heilbringende Buch unter die Menschen zu verbreiten, welchen es bestimmt ist.
Ich danke Ihnen für Ihren Brief und daß Sie mich nicht vergessen. Meine freundlichsten Grüße an Ihre Eltern und Ihre Schwester. Sie von Herzen grüßend Ihr

Börne

125.

An Amalie Spiro

Paris, den 2. Dezember 1834

Liebe Schwester!

Es tut mir leid, Dir melden zu müssen, daß ich den bisherigen Beitrag für Louis [?] für jetzt nicht länger entrichten kann. Ich hatte früher durch meine Schriftstellerei so viel Geld verdient, daß es mir nicht schwerfiel, jene Summe zu entbehren. Jetzt aber hören diese Verdienste auf, da bei der jetzigen Lage der Dinge niemand in Deutschland wagt, etwas von mir drucken zu lassen. Ich habe seit einem Jahre mich sehr viel einschränken müssen, um nur zu bestehen. Sobald ich wieder etwas erwerbe, was früher oder später geschehen wird, werde ich das [Gutzkow zusätzl.: alte] Verhältnis wieder eintreten lassen und das Versäumte nachholen.

Dein Louis, wie ich höre, ist wieder in Berlin. Das ist ein glücklicher Mensch, dem dort alles gefällt! Ich glaube, er ist ein Mystiker, der es für gottgefällig hält, seinen Hals ohne Murren unter jedes Joch zu beugen. Wir haben doch eine merkwürdige Musterkarte von allerlei Menschen in unserer Familie! Wenn ich oder Dein Louis einmal in Gefahr kommen gehängt zu werden, was zu verschiedenen Zeiten uns beiden recht leicht begegnen kann, kann einer dem andern beistehen. Das ist sehr beruhigend.

126.

An Amalie Spiro

[Paris] den 22. Dezember 1834

Liebe Schwester!

Ich danke Dir für die schnelle Besorgung meines Auftrags. Aber um Gottes willen, wo denkst Du denn hin; daß ich in Not sein soll? So habe ich es nicht gemeint.

Ich habe nur für jetzt keinen Überfluß mehr. Die letzten drei Jahre hatte ich jeden Winter das Honorar für meine *Briefe aus Paris.* Dieses Einkommen hört jetzt auf, weil solche Sachen nicht mehr gedruckt werden dürfen. Aber von Not ist keine Rede, und von Sorgen gewiß nicht, denn meine glückliche Natur kennt die nicht. Meine Verhältnisse sind also jetzt nur darin anders, daß ich an Sachen arbeiten muß, die länger dauern und später Geld einbringen. Von meinen Interessen allein könnte ich hier nicht leben.
Ich war diesen Sommer nicht verreist, sondern lebte in einem Orte nahe bei Paris, wo wir auch nächstes Frühjahr wieder hinziehen. Mit meiner Gesundheit geht es seit einigen Monaten ziemlich gut, nachdem ich $1^1/_2$ Jahr lang sehr gelitten hatte. Aber ich hatte den glücklichen Entschluß gefaßt, bei keinem Übel je wieder einen Arzt zu gebrauchen, und das, wie die Oertelsche Kaltwasserkur, die ich seit Anfang vorigen Sommers gebrauche, hat mich sehr gebessert und wird mich hoffentlich noch weiter bringen. Jeden Morgen gleich nach dem Aufstehen wasche ich mich am ganzen Körper mit kaltem Wasser, bei jeder Witterung und im kalten Zimmer. Es ist merkwürdig, was das gut tut. Dabei trinke ich den Tag über viel kalt Wasser und sonst nichts.
Es soll mich freuen, wenn Dein Louis Ähnlichkeit mit mir hat, nur wünsche ich, daß er keine in schlimmen Dingen mit mir habe. Ich fürchte aber sehr, daß er die unglückselige Hypochondrie mit mir gemein hat, die mir den größten Teil meines Lebens verbittert, und ich fürchte sogar, daß bei ihm das Übel ärger ist als bei mir. Bei mir lag die Hypochondrie nur im Körper, bei Louis aber liegt sie im Gemüte. Da wird der arme Mensch viel zu leiden haben, und das ist ein Leiden, das keiner begreift, wer es nicht selbst gehabt. Vielleicht hätte Louis besser getan, nach Zürich als nach Berlin zu gehen. Er kann das

später noch bedenken. In Berlin ist die Konkurrenz selbst von talentreichen Menschen zu groß, in der Schweiz ist das nicht der Fall. Gruß an alle.

Dein Dich liebender Bruder Louis.

Geniere Dich nur nicht wegen des Portos, mir zu schreiben. Ich habe noch Geld für tausend Briefe.

127.

An einen Freund oder eine Freundin.

[Paris] den 31. Dezember 1834

Ich schicke Ihnen mit Dank Ihre Bücher zurück und bitte auf ganze kurze Zeit um das Morgenblatt.
Mit der hier beifolgenden Speisekammer, die ich für Sie und Herr *** eigens habe bauen lassen, hoffe ich, Sie angenehm zu überraschen, und noch mehr mit dem Versprechen, sie vom neuen Jahre an jeden ersten des Monats mit frischer Schokolade und andern ausgewählten Eßwaren zu füllen.
Eugen Sue hat mich nicht erquickt. Er hat alle Meere beschifft, fremde Weltteile gesehen und ist doch nicht aus Paris herausgekommen. Von den Bemerkungen, die ich bei Gelegenheit des Atar-Gull * niedergeschrieben, teile ich Ihnen folgende mit, weil sie meine Ansicht von der unglückseligen Pariser Romanschriftstellerei ausdrückt und die Unerquicklichkeit, die ich ihr vorwerfe, zugleich erklärt und entschuldigt.
Das moralische Klima, das seit funfzig Jahren in Frankreich herrscht, hat ganz die nämliche Wirkung, welche das physische in den heißen Weltgegenden hat; es reift die Menschen früh und altert sie schnell. Die talentvoll-

* Seeroman, erschienen 1831

sten französischen Schriftsteller, fast alle dem jüngern Geschlecht angehörend, sind mit jenem Fluche der Frühreife belastet. Sie erwachen schon um Mitternacht aus ihren Jugendträumen und spotten derselben, ehe der Hahn kräht. Die Erfahrung und die Weisheit, die andere vom Sonnenlicht erhalten, gewinnen sie beim Scheine der Kerzen, und so sind sie lebensmüde, wenn der Tag anbricht, und die Morgenröte wird ihre Abendröte. Gewiß sind die unglücklich zu nennen, die alle ihre Jugenderinnerungen schon als Trauben verzehrt; sie werden keinen Wein keltern für das Alter, und wenn der Winter des Lebens kommt, werden sie kaltes Wasser trinken müssen, und es wird sie frösteln.

Ihr Börne.

128.

An David d'Angers?

[Entwurf, ca. 1834]

Monsieur,

Un mal de tête qui me tourmente depuis huit jours me rend incapable de penser, presque même de tenir la plume. Je ne saurais aujourd'hui moins que jamais vous exprimer combien vos sentiments bienveillants à mon égard m'ont touché. Ils me servent en même temps de consolation et d'encouragement.

Aussitôt que je serais rétabli, j'aurai l'honneur d'aller vous voir; (et je prendrai la liberté de vous demander la complaisance de me procurer une occasion de m'approcher de l'abbé de Lamennais que vous connoissez sans doute et qui est à Paris depuis quelque temps).

Agréez les assurances les plus sincères de mon respect et de mon dévouement.

B.

129.

An einen Freund
[vielleicht Jakob Venedey?]

[Paris] den 5. Februar 1835

Ich bin jetzt in die Lage gekommen, über die Schweizer Ausgabe meiner Übersetzung von Lamennais frei schalten zu können, und wie ich gleich anfänglich beabsichtigt, wünsche ich, Ihnen eine Partie davon zu überlassen, um sie unter die deutschen Handwerker zu verteilen, sei es ganz unentgeltlich oder gegen eine geringe Vergütung für wohltätige Zwecke, welches Ihrer Bestimmung überlassen bleibt.

130.

An einen Frankfurter Advokaten

Paris, den 9. Febr. 1835

Lieber Freund!

Ich will mit dem Nötigsten, was ich Ihnen zu sagen habe, den Anfang machen. Sie sprechen von einer Einlage Ihres Briefes, die ich sogleich an Hrn. Foelix besorgen möchte; aber Sie müssen vergessen haben, sie beizulegen, denn Ihr Brief enthielt keine. [— — —]. Für Ihre Bemühungen wegen meiner Angelegenheit danke ich Ihnen um so herzlicher, da ich weiß, welch eine schmutzige Sache es ist, mit der Frankfurter Polizei zu tun zu haben. Ich für mich wäre lieber eine lange Winternacht durch ein treuer Bornheimer Nachtarbeiter als nur eine halbe Stunde lang Sollicitant bei der Polizei. Wo ihre Dummheit aufhört, beginnt ihre Pedanterie, und wo diese aufhört, beginnt ihre Schlechtigkeit und ihre Willkür. Es tut mir leid, daß Sie den Heimatschein für mich angenommen haben. Daß ich von Frankfurt bin, das kann mir nötigenfalls mein alter Paß bescheinigen, auch steht es

im Konversationslexikon gedruckt. Aber auf diese Bescheinigung kann ich im Auslande keinen Paß erhalten. Ich will nicht sagen, daß ich durch den Mangel eines heimatlichen Passes hier in Verlegenheit kommen könnte; denn die hiesige Polizei ist gegen Fremde sehr artig und human. Man braucht nur mit [von?] zwei Franzosen sich auf das Büro begleiten zu lassen, und man erhält auch als Fremder ohne Umstände einen Paß. Auch würde mir der Frankfurter Gesandte, Herr Rumpff, der ein honnetter Mann, nötigenfalls dazu behülflich sein. Aber ein *Recht* auf einen Paß oder auch nur auf Duldung in Paris gibt mir der Heimatschein nicht, und wenn die hiesige Polizei üble Laune bekäme und mich schikanieren wollte, könnte sie mich, wenn ich ohne Paß bin, von hier wegweisen. Ich wollte, Sie hätten mir geschrieben, was denn Hr. v. Günderode für einen Grund oder Vorwand hat, mir den Paß zu verweigern. Es ist ganz gewiß nur eine persönliche Willkür von ihm. Vor zwei Jahren, da ich den letzten Paß verlangt, war dieses der nämliche Fall; Hr. v. Günderode weigerte sich, mir einen zu geben. Als er aber damals von der Polizei abtrat und Hr. Usener an seine Stelle trat, erhielt ich augenblicklich den Paß. Wäre es unter diesen Umständen nicht rätlich, den Rekurs an den Senat zu nehmen? Ich meine, es müßte doch jeder Frankfurter Bürger dabei interessiert sein, daß die Polizei nicht ganz und gar ausarte. Heute triffts mich, morgen einen andern. Wenn der Senat mir auch den Paß verweigert, so weiß ich doch, woran ich bin und was ich zu sagen habe, wenn ich die Sache durch den Druck bekannt mache. Solche Appellationen an die öffentliche Meinung würden mir zwar persönlich nichts nützen, aber sie nützen doch einem andern in ähnlichen Fällen und sind daher immer gut.

Dem Freund Reinganum kondoliere ich wegen seiner einjährigen Verbannung aus dem Frankfurter Kriminal-

u. Polizei-Paradiese. Aber ich begreife nicht, wie ein so gescheiter Mann wie Reinganum es vernachlässigen konnte, unter den drei Recusationen, die ihm freistanden, die Universität Gießen zu begreifen? Die wäre ja die erste gewesen, die ich eximiert. Da ist die Rechtsschule des Kanzlers Arens [?]. Ein miserabler Spion des Bundestages, u. der einen österreichischen Orden trägt und redlich verdient hat!

Den 10. Febr.

Ich habe heute von Hrn. Bing erfahren, wie es sich mit Ihrer Sendung an Foelix verhalte. [— — —].
Von Hrn. und Mad. Strauss soll ich Sie freundlichst grüßen. Sie, gleich mir, sind ganz beschämt, daß Sie uns Ihre Aufnahme bei uns so hoch anrechnen wollen. Eigentlich haben Sie uns mehr Vergnügen gemacht als wir Ihnen, und ich Egoist bin mit dieser Bilanz auch ganz zufrieden. Empfehlen Sie uns auch der Gewogenheit Ihrer Frau Gemahlin, die ich mir ungemein liebenswürdig denke, da sie Sie zu fesseln verstanden; denn wie der Leumund sagt, wären Sie vor Ihrer Verheiratung ein großer Wildfang gewesen.
Meine freundlichsten Grüße an Reinganum und seine Frau

Ihr ganz ergebener
Börne

131.

An Goldschmidt

Lieber Herr Goldschmidt *

Da ich in einigen Tagen auf das Land ziehe, so will ich Ihnen noch vorher den Rest der Exemplare von Lamennais zustellen.
Ich hoffe, Sie besuchen mich einmal.

* Die Identifizierung des Adressaten kann nicht mit Sicherheit vorgenommen werden. Vielleicht handelt es sich um F. Gold-

Ich wohne wie vorigen Sommer in *Auteuil bei Herrn Dillais, rue de la Fontaine.*

Ihr ergebenster

Paris, 13. März 35

Börne

Monsieur
Goldschmith
Vieille Rue du temple 76
Paris
avec un paquet
de livres

132.

An Richard Otto Spazier

[1835]

...... Ich habe mich so manchmal lächerlich gemacht und dazu gelacht, es täte mir aber leid, wenn das Journal** lächerlich würde. Die Tieckschen Novellen zu übersetzen finde ich durchaus zweckwidrig, abgesehen davon, daß sie ganz unübersetzbar sind und den Franzosen schmekken würden wie gekochte Rosen. Wir dürfen nicht mit den Franzosen als schöne Geister wetteifern, sondern als denkende, freie republikanische Geister, während sie –

schmidt, der in den vierziger Jahren mit Heine und Karl Grün bekannt wurde. Der Tenor der Besprechung von Heines „vermischten Schriften" im „Moniteur Universelle" vom 8. März 1855 würde die Annahme rechtfertigen, daß es sich um einen guten Bekannten Börnes handelt. Vgl. F. Hirth, H. Heine Briefe, Bd. VI/215 f.

** Die „Revue du Nord", als deren Mitredakteur Spazier Börne um feuilletonistische Beiträge gebeten hatte. Börne lehnte ab, es sei denn es werde ihm in der Redaktion ein Mitspracherecht eingeräumt.

die Vornehmen unter ihren Schriftstellern aristokratische, die Gemeinen Höflinge und lakaienartige sind, und das durch und durch trotz ihrer Konstitution.
Wenn ich eine Stimme bei der Redaktion des Journals gehabt hätte, würde ich nicht zugegeben haben, daß ein Unternehmen, wobei deutscher Geist und Charakter sich geltend machen soll, von einem Franzosen [Philarète Chasles] eingeleitet würde, das hieße, in einer Schlacht den Vorpostendienst gefangenen feindlichen Soldaten anvertrauen. Die Franzosen, welche die deutsche Literatur lieben, sind bis jetzt doch nur wie unsere Gefangene; in einem Kriege gegen ihr eigenes Volk ist ihnen nicht zu trauen. Und Krieg müssen wir führen. Das ist Ihre Meinung nicht. Sie wollen *politisch* verfahren. Aber unsre einzige Politik muß sein, keine zu haben. Wenn wir den Franzosen gefallen wollen, müssen wir damit anfangen, sie zu beleidigen, wenn wir auf sie wirken wollen, dürfen wir ihnen nicht gefallen. Nur ihren Geschmack müssen wir schonen, denn darüber läßt sich nicht streiten, die Mode hat immer Recht ...... Es ist durchaus nötig, daß im Journal *Deutsche* sich über die französische Literatur aussprechen, weil es kein besseres Mittel gibt, die Eigentümlichkeit des Geistes und der Literatur der Deutschen zu charakterisieren, als wenn man sie der französischen gegenüberstellt.* Und hierbei darf nicht zaghaft verfahren werden. Wer nicht an sein Recht glaubt, dem wird es nie gelingen, sich Recht zu verschaffen ....

L. Börne.

* Dieses Programm suchte Börne bald darauf in seiner eigenen Zeitschrift „La Balance“ zu verwirklichen. Vgl. besonders Bd. II/923 ff. („Béranger et Uhland“).

133.

An Georg v. Cotta

Ew. Hochwohlgeboren

Geehrtes Schreiben vom ... (Das Datum konnte ich nicht entziffern) habe ich gestern empfangen. Ich weiß nicht, was Sie irregeführt haben kann, mich in Straßburg zu suchen, ich habe Paris seit zwei Jahren nicht verlassen. Wenn ich Ihren Brief beantworte, so tue ich es nur, weil es die Schicklichkeit erfordert, die jederzeit gegen Hrn. von Cotta zu beobachten ich mir zur angenehmen Pflicht rechne. Sonst wüßte ich nicht, was ich Ihnen zu antworten hätte. Ich kann mich nur auf das beziehen, was ich die Ehre hatte, als Sie vor einem Jahre in Paris waren,* Ihnen mündlich mitzuteilen, und wenn meine Reden von damals unglücklicherweise keinen Eindruck auf Sie gemacht hätten, Sie an den Rat zu erinnern, den ich Ihnen gegeben. Mir macht diese Sache übrigens großen Verdruß. Seit Jahren kämpfe ich mit Prinzipien, mit Massen oder auch einzelnen Menschen, welche diese und jene repräsentieren, und ich bin in solchen Kriegen immer kampfgerüstet und kampflustig. Aber einen Streit für mein persönliches Interesse habe ich nie geführt. Bald 50 Jahre alt, war ich nie persönlicher Widersacher von irgend einem Menschen, noch hatte ich je einen. Es tut mir doppelt leid, daß Sie es gerade sein müssen, der zum ersten Male meinen häuslichen Frieden stört. Ich habe

* Georg Cotta hatte Börne im April 1834 im Auftrag der Erbengemeinschaft seines am 29. Dez. 1832 verstorbenen Vaters einen Besuch gemacht, dessen Absicht, „die Ausstände jeder Art zu liquidieren", er zuvor schriftlich angekündigt hatte. Da die Aussprache offenbar ergebnislos verlaufen war, kam Cotta im März des folgenden Jahres noch einmal auf sein Anliegen zurück.

keine Freude daran, Sie als meinen Gegner zu wissen, und es kann Ihnen keinen Vorteil bringen, mich zu Ihrem Gegner zu machen. Ich wünschte eher, daß Sie geneigt wären, die freundschaftlichen Verhältnisse, in welchen ich viele Jahre mit Ihrem Hrn. Vater und, wenn ich mir nicht zuviel schmeichle, auch mit Ihnen selbst stand, wieder anzuknüpfen. Die Aufrichtigkeit dieses meines Wunsches darzutun, habe ich freilich keine bessere Gelegenheit, als Ihnen meine literarische Teilnahme am Morgen- u. Literaturblatt anzubieten, u. zwar unter billigern Bedingungen, als ich in andern Verhältnissen annehmen würde. In meiner gegenwärtigen Stimmung und Geistesrichtung ist dieses ein wahres Opfer, das ich bringe, und um das möglichgrößte Honorar würde ich mich für keinen andern dazu verstehen.
Verkennen und verschmähen Sie meinen guten Willen nicht, halten Sie sich an der Wortbedeutung meiner Ausdrücke, und seien Sie nicht in meinem ganzen Leben der erste, der an der Rechtlichkeit meiner Gesinnung zweifelt.*

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Ihr ergebenster
Börne

d. 14. April 1835
Auteuil près Paris, Rue de la Fontaine, chez Mr. Dillais

Monsieur le Baron de Cottendorf
à
Stuttgart

* Cotta entgegnete ein letztes Mal: " ... gewiß, dieser Schritt [die wiederholte Mahnung] wird Sie ebensowenig zu meinem Feinde machen als zum Beweis einer Feindschaft von meiner Seite dienen sollen." Zum Zeichen auch seines guten Willens nimmt er Börnes erneutes Angebot der Mitarbeit an. Im darauf folgenden Winter erscheint im Literaturblatt Nr. 127 und 128 die Rezension von „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", der letzte Beitrag Börnes für die Cotta'schen Blätter.

134.

An François Vincent Raspail
[Entwurf]

Monsieur!
J'ai l'honneur de vous envoyer ci-joint un article pour le Réformateur en vous remerciant infiniment de votre bonté à laquelle je dois tous les jours une lecture aussi interessante. Je préfère votre journal à tous les autres journaux de Paris, parce que il m'instruit en même temps qu'il me fait plaisir. Je suis sûr qu'après deux ans le Réformateur sera à la tête de la presse périodique et que toute la France reconnoîtra les grands services qu'il a rendu à la chose publique.
Ce qui regarde mon article*, c'est pour la première fois que j'ai essayé d'écrire en françois. Voyez, Monsieur, si cela est corrigible. Si l'article ne vous convenait pas à cause de sa longueur, de son contenu ou pour une autre cause quelconque, je vous prie de na pas l'abréger ni d'y faire aucun changement, mais de l'écarter tout à fait. Dans ce cas-là je tâcherais de réussir mieux une autre fois. Mais cela doit dépendre d'un heureux hasard. Je sais bien que tout journal a, outre ses maximes à suivre, encore certaines convenances qu'il doit strictement observer, et j'en concois la nécessité. Mais quant à moi, il m'a toujours été impossible de me plier à de telles convenances. Quand en composant l'idée d'une restriction m'en revient dans l'esprit, la tête m'est comme barrée et je ne peux passer outre. Ce n'est que la liberté la plus complète [zuerst, ungestrichen: absolue] qui puisse un peu suppléer à l'insuffisance de mes talents.
J'aurai l'honneur de venir demain après-midi vous voir dans votre bureau.

* Vermutlich „La guerre des paysans en Allemagne", vgl. Bd. II/869 ff.

Agréez les assurances les plus sincères de la haute considération avec laquelle j'ai l'honneur d'être votre dévoué

28 avril 1835

135.

An Anton Hamberg

Lieber Freund!

Im Namen der Mad. Strauss soll ich wegen einer religiösen Angelegenheit mit Ihnen in Unterhaltung treten.
Die Überbringerin dieses, Madame *Albert*, eine ausgezeichnete deutsch-jüdische Kuchenbäckerin und eine brave Frau ohne Mann, die für ein krankes Enkelkind zu sorgen hat, ernährt sich im Winter durch ihre Kunst, da sie mehrere angesehene Häuser zu bedienen hat. Sommers aber ist sie in bedrängter Lage, weil ihre Kunden größtenteils abwesend sind. Daher haben sich mehrere Damen vereinigt, diese Frau die Sommermonate über durch eine kleine monatliche Geldhülfe zu unterstützen. Mad. Strauss läßt Sie daher bitten, die verdienstvolle Kuchenbäckerin in dem Kreise Ihrer Bekannten zu empfehlen, den Damen Königswerter, Büding u. a.

Ich grüße Sie herzlich
Börne

Auteuil, d. 20. Mai 1835

Wenn man im Namen einer Dame schreibt, darf ein Postscript nicht fehlen. Unter den Damen, die Mad. Albert monatlich unterstützen, gehöre ich auch. Das soll ich Ihnen noch schreiben, damit Sie nicht glauben, Herren dürften nicht beisteuern.
Zweites Postscript. Ich soll Ihnen auch schreiben, daß Mad. Albert rue de la verrerie 11 wohnt.

Drittes Postscript. Ich soll Sie von Mad. Strauss freundlich grüßen.

Monsieur
Hamberg
rue des Marais 51 (q. Porte St. Martin)
Paris

136.

An eine Dame
[Nach Wolbe: *An Heinrich Heine*]

Ich habe die Ehre, Ihnen beifolgend einen kleinen Artikel* im *Réformateur* mitzuteilen, den ich über einen Band Novellen einer Dame [Madame Thierry], die zum ersten Male als Schriftstellerin auftritt, gemacht habe. Sie werden daraus ersehen, daß ich nicht bloß grob sein kann, sondern auch galant, wenn es nötig ist. Das Buch ist aber wirklich vortrefflich, und ich empfehle es Ihnen. Es tat mir leid, Ihnen mein Exemplar nicht mitteilen [Wolbe: mitschicken] zu können, ich mußte es gleich zurückschikken. Ich werde mir heute abend das Journal wieder ausbitten.

[Folgt bei Wolbe:]
21. Juni 35

Ihr ergebenster
Börne

137.(*)

[An Charles Monnard] *11. November 1835*

An Professor Monnard in Lausanne
Einladung zum Mitarbeiten an dem Journal** – Deutsche Lit. im allgemeinen – Charakterisierung deutscher

* Vgl. Bd. II/903 ff.

** „La Balance“

(*) Die mit (*) bezeichneten Nummern 137, 138, 139 und 142 geben Börnes handschriftliche Inhaltsangaben von Briefen wieder, die nicht überliefert sind.

Schriftsteller — besonders Schweizer — Zschokke, Troxler — Unterrichtsanstalten. Bern. Zürich. — Honorar 100 Fr.

138.(*)

[An G. Liesching]
An Buchhändler Liesching in Stuttgart

12. November 1835

Nachricht von der *Balance* — Klage über Menzels Franzosenhaß — Bitte um Freiexemplare von Büchern u. Kunstwerken, u. sie in ein Paket mir zu schicken — Beantwortung dessen Briefes (Nr. 2) d.d. 1. Sept.*

139.(*)

[An Georg v. Cotta]

An Cotta in Stuttgart

12. November

Übersendung von *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde* für d. Morgenblatt — Nachricht von der *Balance* — Bitte um Freiexempl. von Büchern u. Kunstwerken u. sie Liesching für mich zu geben — Versprechen, die Balance vor ihrer Ausgabe dem Morgenbl. zu schicken.

140.
An Wolfgang Menzel

Paris, den 12. Nov. 1835

Verehrter Herr! **
Gutzkow und Wienbarg hatten mich vor einigen Mo-

* Vgl. Anmerkg. *** zu Nr. 151

** Der folgende Brief stellt Börnes Antwort auf ein Schreiben Wolfgang Menzels vom 5. November 1835 dar, das hier im Wortlaut (auf Seite 766) wiedergegeben werden muß.

naten zur Teilnahme an ihrer Revue eingeladen,* welche ich aber ablehnte, damals bloß aus dem Grunde, weil ich unter keiner Zensur schreiben oder wenigstens mich nicht verpflichten wollte, mich jederzeit den Launen der Zensur zu unterwerfen. Als ich den Brief der beiden jungen Herren erhielt, wußte ich noch nicht das Geringste

Verehrtester!

In der Allg. Z. haben Gutzkow u. Wienbarg angekündigt, Sie und Heine, Spazier, W. Schulz etc. seien Mitarbeiter der Deutschen Revue. Kennen Sie diese G. u. W.? Es sind die charakterlosesten Schurken, die je die Sonne beschienen hat. Durch Ihren Namen wollen sie der liberalen Partei nur ein Blendwerk vormachen, so wie sie auf der anderen Seite durch die Namen Goethe u. Hegel u. indem sie viel preußische Universitätsprofessoren ebenfalls als ihre Mitarbeiter nennen, die Regierung bestechen wollen. Ihre Moral ist die schmutzigste, ihre Politik die zweideutigste. Wenn sie die Liberalen kompromittiert haben, werden sie zuverlässig als Renegaten endigen. Alles war erstaunt, Sie, der Sie kürzlich erst gegen Heine aufgetreten sind [„De l'Allemagne par Henri Heine", Réformateur, 30. Mai 1835], mit diesen ehrlosen Buben in Verbindung zu sehen. Dulden Sie nicht, daß man Ihren im Vaterlande von allen wackeren Männern hochverehrten Namen mißbraucht. Halten Sie diese moralische u. politische Besudelung von sich. Reißen Sie Ihren edeln Namen von dem Pranger wieder herunter, an den ihn Huren und Buben der schlechtesten Kategorie angeheftet haben. Wenn Sie sich hier kompromittieren, würde Heine ins Fäustchen lachen. Sie sind zu würdig, zu groß, zu konsequent, um Ihren Feinden u. falschen Freunden eine solche Schadenfreude zu bereiten.

In unwandelbarer Liebe Ihr Menzel

Stuttgart, 5. Nov. 1835

* Es hieß in Gutzkows Aufforderung: „... Wir geizen nach dem Zeugnis, das Sie durch Ihren Beitritt gleichsam für uns ausstellen würden ..."

von ihnen. Ihren Artikel im Literaturbl.* bekam ich später zu Gesicht, und bald darauf teilten mir G. u. W. ein paar Flugschriften mit, die gegen Sie gerichtet sind. Auf ihren letzten Brief** habe ich noch nicht geantwortet. Was Sie mir von diesen Leuten sagen, glaube ich Ihnen auf das Wort, wie auch alles, was Sie gegen die Wally geschrieben, die ich selbst nicht gelesen. Ich teile ganz Ihren Abscheu vor solchen sittenlosen und glaubensschändrischen Schriften, aber ich gestehe, daß dieser Abscheu auf die Person des Verfassers nicht überging. Wenn G. u. W. den Deutschen Voltaires Exkremente auftischen wollen,

* v. 11. u. 14. Sept., die berüchtigte Kritik Menzels an Gutzkows „Wally", die das Startzeichen zur polizeilichen Verfolgung des Jungen Deutschland gab. Am 24. Sept. wurde der Roman bereits in Preußen verboten. Am 29. Nov. stand Gutzkow das erste Mal vor Gericht; das Urteil vom 12. Januar 1836 lautete auf einen Monat Gefängnis ohne Anrechnung der Untersuchungshaft.

** v. 2. Okt., in dem Gutzkow Börnes „weise Ratschläge" zu beherzigen versprach: „Ich muß es um so mehr, da *ich* jetzt Ihre ehemalige Rolle in Deutschland übernommen habe." Im weiteren Verlauf des Briefes nannte Gutzkow, um Börne über die in Deutschland eingetretene „eigene Verwirrung" ins Bild zu setzen, die „neuen Sündenböcke", die von Menzel inkriminierten Vertreter des Jungen Deutschland und schilderte den bereits sich abzeichnenden Zwiespalt dieser angeblichen „Partei". Seine Ausführungen gipfelten im Bekenntnis: „Menzel hat mir jetzt einen Ruf gemacht, ... jetzt muß ich mich halten so gut ich kann. Ihre Warnung hilft mir." Das Schreiben Börnes, auf das sich dieser Satz bezieht, ist nicht überliefert. Houben („Jungdeutscher Sturm und Drang", S. 108) verweist aber auf eine Stelle in Gutzkows Brief an Varnhagen vom 7. Oktober 1835, in der Gutzkow aus Börnes Brief zitierte: „Ein Mensch, der sich bessert, ist ein unverbesserlicher Mensch." Gutzkow fand offenbar hier die Legitimation der von ihm übernommenen „Rolle" in der deutschen Literatur.

fürchte ich nicht, daß sie viel Gäste bekommen werden. Es mag eine Partei geben, die solchen Ansichten huldigt, allein dann ist es erwünscht, daß diese Partei ein Organ gefunden. Wie anders könnte man sie bekämpfen als in ihren Organen? Sie haben durch Ihre Opposition dem G. eine Wichtigkeit gegeben, wofür er Ihnen in seinem Herzen danken wird. G. hat mir durch einige Worte in einem Artikel über mich und Heine in dem *Phönix** seine schwache Seite gleich verraten, und wenn ich gegen ihn schriebe, würde ich die benutzen. Ich hatte von Heines Diatriben gegen das Christentum gesagt: das sei alles *alter Plunder* – das hat G. gleich aufgefaßt, das hat ihn getroffen. Er möchte originell sein, eine neue Schule des Unglaubens gründen; wenn man ihm das Verdienst der Erfindung nimmt, nimmt man ihm seine Freude an der Sünde. Sie selbst haben G. Talent zuerkannt, er und einige seiner Kameraden schreiben doch mit einer gewissen Lebendigkeit, die der deutschen Literatur früher fremd war. Das haben diese junge Leute von Ihnen, von Heine, auch etwas von mir gelernt. Sollten wir uns darüber nicht freuen? Daß es nur nicht an Bewegung fehle, darauf kömmt es an, dann wird das rechte Ziel immer erreicht von einem oder dem andern.

An G.s Journal zu arbeiten habe ich also nie gedacht und denke jetzt um so weniger daran, da ich seitdem den Entschluß gefaßt, vom künftigen Jahre an eine eigene kleine Revue in franz. Sprache hier herauszugeben.** Sie

* Literaturblatt zum „Phönix" Nr. 25. v. 27. Juni 1835: „Börne gegen Heine."

** Am 17. Dezember noch lobt Menzel Börne für diesen seinen „Plan, die Ehre der deutschen Literatur, die zugleich unsere Nationalehre ist, in Paris aufrechtzuerhalten". Doch hebt er hier bereits den warnenden Finger: „Es wäre mir unerträglich, wenn ein französisches Interesse oder auch nur ein französischer Geschmack sich zwischen uns stellte." – In der Menzel

soll der deutschen Literatur gewidmet sein, für die man jetzt in Paris großen Eifer hat. Deutsch mag ich gar nicht mehr schreiben, ich habe einen Abscheu vor dieser wahnsinnigen Zensur. Haben sie doch in Hamburg den 8. Teil meiner vor 6 Jahren gedruckten Schriften, von welchen eine neue Auflage gemacht worden, so verstümmelt, daß ihn Campe hat weglassen müssen. Mögen künftig die deutschen Blätter aus meinen franz. Artikeln übersetzen, was sie dürfen, so habe ich doch der Zensur nicht zu weichen.

Ich habe mit Interesse angekündigt gelesen, daß von Ihrer *Deutschen Literatur* eine neue Auflage erscheint. Werden der 3. u. 4. Teil auch bald erscheinen? Mir wäre jetzt Ihr Werk von dem größten Nutzen, da ich eine nur lückenhafte Kenntnis von der deutschen Literatur habe. Sobald das Werk vollendet ist, werde ich es in meinem Journal besprechen. Ich will an Liesching schreiben, daß er mir Ihren *Geist der Geschichte* hieher schickt, wie auch sonst interessante Artikel des Stuttgarter Verlags. Das wird für die Verleger von Nutzen sein, denn die Franzosen kaufen jetzt sehr viele deutsche Bücher, und es kömmt nur darauf an, sie auf neue Erscheinungen aufmerksam zu machen. Ich bitte Sie, bei Liesching, Cotta u. den übrigen Buchhandlungen meinen Antrag auf Freiexemplare zu unterstützen. Einen Artikel über *Goethes*

angekündigten *Balance* erschienen bald darauf Börnes Stellungnahme zu dem Stuttgarter Denunzianten („La gallophobie de M. Menzel“, Januar 1836) und wenig später Börnes kritische Auseinandersetzung mit Gutzkows „Wally“ („Wally la sceptique“, März 1836). – Am 2. Oktober 1835 hatte Gutzkow in dem oben zitierten Brief an Börne geschrieben: „Wie belehrend wär' es, wenn Sie in dieser Verwirrung Ihren eignen Standpunkt zu bezeichnen suchten!“ Börne bezeichnete in aller Deutlichkeit diesen seinen Standpunkt, von dem aus er politische und aesthetisch-moralische Kriterien scharf zu trennen wußte.

Briefwechsel mit einem Kinde habe ich heute an Cotta geschickt. Er wird sich wohl besser für das Morgenbl. als für das Literaturbl. eignen. Entscheiden Sie. Ich habe ihn schon einige Monate fertig, ihn aber nicht abgeschickt, weil man mir gesagt, daß im Morgenblatt das Buch schon besprochen worden. Vielleicht ist er aber doch noch zu brauchen.

Ich habe mich unendlich gefreut, ein Zeichen Ihres freundlichen Angedenkens von Ihnen zu erhalten, und ich bitte Sie von meiner aufrichtigen Verehrung überzeugt zu sein

Ihr

Rue Lafitte 44. Börne

141.

An Ignaz Paul Vital Troxler

Paris, den 13. November 1835

Verehrter Herr und Freund.

Ich hoffe, daß ich mein Recht auf Ihr freundschaftliches Andenken noch nicht ganz verloren, wenigstens schmeichle ich mir, dieses nicht verdient zu haben. Wie oft denke ich an Sie und spreche von Ihnen mit Freunden, die Sie kennen und achten. Wie sehr haben wir uns gefreut, als wir erfuhren, daß Sie in Bern einen Ihnen angemessenen und auch gewiß willkommenen Standpunkt gefunden.* Wäre ich bei Ihnen, würde ich, trotz meiner funfzig Jahre und meiner verknöcherten Fassungskraft, Ihr eifrigster Schüler werden. Ich habe aber den Plan gefaßt, mich selbst in der Ferne zu Ihrem Schüler zu machen, mich

* Als Börne Troxler im Spätsommer 1832 in Aarau kennenlernte, hatte dieser zuvor seine Basler Lehrtätigkeit niederlegen müssen. 1834 war Troxler als Ordinarius an die Universität Bern berufen worden.

und noch 32 Millionen anderer Menschen, Franzosen genannt, die in jeder Unwissenheit mit mir wetteifern können. Der Plan ist schön, und ihn auszuführen, dazu fehlt nur noch Ihre Bewilligung.

Die Franzosen wenden sich jetzt auf eine dem Menschenfreund erfreuliche, dem Geschichtsphilosophen merkwürdige Weise in ihrem geistigen Leben dem Bessern und Edleren zu. Es ist, als wäre der Teufel aus ihnen gefahren. Sie fangen an zu fühlen, daß der Baum ihrer Erkenntnis keine tiefe Wurzel hat, und sie drehen ihn um und stecken ihn mit seiner ganzen breiten Krone, mit Blättern, Blüten und Früchten in die Erde, um nur fest zu stehen, und opfern den Genuß der Hoffnung auf. Ihr Eifer für deutsche Wissenschaft und Philosophie steigt täglich und wirkt sich immer mehr aus. Es ist wahr, die armen Franzosen tappen in diesem neuen Leben bald bejammernswürdig, bald lächerlich umher; das ungewohnte Licht blendet sie, und sie sehen oft weniger, als sie in ihrer gewohnten Dunkelheit gesehen. Aber ihr Blick wird sich nach und nach stärken, und wir wollen sie bis dahin brüderlich führen und unterstützen. Wir wollen etwas zur Seligkeit der verdammten Franzosen tun, die wir Deutsche ihnen so manchen irdischen Vorteil und Genuß verdanken.

Den Teil der Schuld, der auf mich fällt, will ich abtragen. Ich will in einem französisch geschriebenen Journal den Franzosen über deutsche Literatur und deutsches Leben sprechen, so gut ich es verstehe. Aber mein Verständnis und meine Kraft reichen nicht so weit als mein guter Wille. Ich muß daher in meinem Streben auf die Mitwirkung von Männern zählen, denen es nicht gleichgültig ist, deutsches Leben und Wissen und, da die Würde der deutschen Nation in ihrem Wissen besteht, die Nation selbst bei den Ausländern in die verdiente Achtung zu setzen. An wen konnte ich dabei zuerst denken als an Sie,

der Sie der Beförderung des Rechts, der Wahrheit und des Schönen Ihr ganzes Leben nicht bloß gewidmet, sondern auch geopfert haben?

Mir selbst ist philosophisches Wirken ganz fremd, so fremd nur Philosophie Deutschen sein kann, in welchen allen das herbgeweckte Blut Hamlets und Fausts fließt. Aber außer diesem meinem Erbgut habe ich nichts von Philosophie erworben; teilen Sie den Franzosen und mir etwas von Ihrem Reichtum mit und übernehmen Sie für mein Journal den philosophischen Unterricht. Stellen Sie sich unter Ihren Schülern und Lesern Menschen gleich mir vor, von gutem Willen und einiger Fassungskraft, aber selbst ohne die Elemente der Philosophie. Es kommt darauf an, den Geist zu durchackern, ihm philosophische Empfänglichkeit zu wecken. Was ist Philosophie? Was nutzt sie dem Geist, dem Herzen, dem Leben? Welchen Einfluß übt sie auf Kunst und Wissenschaft? Dann von dem bewußtlosen Philosophieren der Menschen, die Geschichte der philosophischen Systeme, der philosophischen Verirrungen, die Verwandtschaft der anscheinend verschiedenen Systeme; die Einheit der Philosophie und Religion usw. Dieses, in einer Reihe von Briefen, mit Ihrem tiefen Geist und in Ihrer anziehenden Darstellungsweise behandelt, würde hier in Frankreich die größte und belohnendste Teilnahme finden.

Die deutschen Aufsätze werden unter meiner Aufsicht ins Französische übersetzt. Wenn Sie aber in Bern einen literarisch gebildeten, in seiner Sprache gewandten Franzosen fänden, der unter Ihren Augen die Übersetzung besorgte, so wäre es freilich noch viel besser. Darf ich mir nun die Erfüllung meiner Bitte versprechen? Ich hoffe.*

* Troxler antwortete am 3. Dezember aufs Liebenswürdigste, mußte zwar im Hinblick auf sein Amt und weitere Aufgaben –

Den Mitwirkern des Journals wird der Bogen, deutsch mit 100 Fr., französisch mit 130 Fr. honoriert.
Ich bitte Sie, mich dem Andenken Ihrer Frau Gemahlin und Ihren Kindern zurückzurufen.
Briefe an mich bitte ich unter Couvert:

à Mr. Strauss,
Rue Lafitte 44 à Paris,

abgehen zu lassen.
Mit der herzlichsten Verehrung und Freundschaft

Ihr
Börne

142.(*)

An Friedrich Arnold Brockhaus

14. Nov.

An Brockhaus in Leipzig

Übersendung der Ankündigung der Balance — zweimal in die Brockhaus. Intelligenzblätter einzurücken — Engagement eines liter. Korrespondenten in Leipzig gegen Honorar —

143.

An Eliza Sloman

Paris, den 18. Nov. 1835
Rue Lafitte 44

Ich danke Ihnen herzlich für Ihren Brief, für das liebe freundliche Zeichen Ihres Angedenkens. Sie sind eine treue Freundin. Und jetzt trennt uns doch das Meer, früher tat es nur das Land. Als ich auf der Adresse den

die Hochschulreform, für die er Börnes publizistisches Interesse zu gewinnen hoffte – ablehnen, fügte aber hinzu: „Überhaupt möchte ich nun mit Ihnen in Verbindung bleiben und auf jede nur mögliche Weise Ihre Ziele fördern . . . "

Poststempel las: Pays d'outre mer, wußte ich gar nicht, aus welchem fremden Weltteile mir ein Brief zukommen könnte. Ich träumte von Sizilien, von Indien, von Afrika. Und es war nicht ganz ein Traum. Ihr warmes Wort: *Liebe* und *Freiheit* stammt aus keinem nordischen Herzen.

Ich freue mich auf Ihre neuen Dichtungen*; aufrichtig, wie Sie es wünschen, will ich Ihnen meine Meinung darüber sagen, aber streng würde mein Urteil nie sein können, denn da ich Ihr Herz verstanden, würde ich nie lesen, was Sie gesagt, sondern was Sie haben sagen wollen. An *dem* fände ich nie etwas zu tadeln.

Diesen Sommer habe ich in Auteuil heiter und wohl verlebt und wohne seit dem Anfang des Monats wieder in der Stadt. Sie raten mir, so zu schreiben, daß es der Zensor nicht versteht; aber die meisten Menschen haben das Genie eines Zensors, was jener nicht versteht, verstehen sie auch nicht; wie kann man also auf sie wirken, wenn man so schreibt, daß es kein Zensor versteht? Ich habe einen andern Weg eingeschlagen, mich unverständlich zu machen, ich werde künftig nicht mehr deutsch schreiben, sondern französisch. Ich werde vom neuen Jahre an hier monatlich Hefte herausgeben. Sie sollen hauptsächlich der Literatur, und zwar besonders der deutschen, gewidmet sein, für welche die Franzosen jetzt großen Eifer haben. Schreiben Sie mir doch zuweilen Ihre Meinung über neue Bücher, die Sie gelesen, am besten gleich französisch. Aber sind Sie nicht zu stolz, sich zur Prosa herabzulassen? Ich fürchte auch, Sie haben zur Rezensentin nicht Bosheit genug. Die muß ein Kritiker haben. Versuchen Sie es einmal. Denken Sie gar nicht, daß es gedruckt werden soll, dann wird es am besten; schreiben

* Nach Angabe des Archivs Mariafeld handelte es sich um die bevorstehende Zusendung von „Sang des fremden Sängers".

Sie in vertrauten Briefen über den Eindruck, den dieses und jenes neue Buch auf Sie gemacht. Ich will Ihnen einige vorschlagen, die eigentlich auch mehr vor den Richterstuhl der Frauen als der Männer gehören. Wally, Roman von Gutzkow – Liebesbriefe, Novelle von *Laube* – *Mundt* Madonna, Unterhaltung mit einer Heiligen – Charlotte *Stieglitz*, Ein Denkmal – *Gutzkow*, Soiréen – Ich weise Ihnen lauter weibliche Delinquenten an.

Ich werde das Journal, das im Januar beginnen soll, auf meine Kosten drucken lassen und mit keinem Buchhändler aus mancherlei Gründen in Verbindung treten. Haben Sie vielleicht einen Freund, der auch meinem Streben gewogen ist, dann bitte ich Sie, ihn zu beauftragen, für das Journal in dem Kreise seiner Bekannten Abonnenten zu sammeln. Es wird nächstens in den Blättern eine öffentliche Anzeige deswegen erscheinen. Einstweilen wäre nur eine Subskriptionsliste mit der Kopie anliegender Notiz zirkulieren zu lassen. Ihr Freund müßte sich aber auch die Mühe geben, die Abonnementsgelder einzusammeln und mir hierher anzuweisen; und dann sich das Journal unter seiner Adresse von mir schicken zu lassen und die Exemplare unter die Abonnenten zu verteilen.

Verteilen Sie tausend freundliche und herzliche Grüße unter die Ihrigen und vergessen Sie Ihren eignen Anteil nicht. Ihr

Börne

Ich bitte Sie, Ihren Brief unter Couvert: *A Monsieur Strauss, rue Lafitte 44* zu schicken.

144.

An Jakob Maas

Paris, 18. Nov. 1835

Lieber Freund!

Ich bitte Sie, dem edlen Konditor, der, wie ich erfahren, bekannt gemacht, er nähme von Juden ebensogut als

von Christen Bestellungen auf Torten an, meine Verehrung und Bewunderung zu bezeigen. Doch ist das nicht die einzige Ursache, weswegen ich Ihnen schreibe, auch will ich kein Rauchfleisch haben, sondern eine andere Gefälligkeit. Vom nächsten Januar an werde ich hier eine französische Zeitschrift in monatlichen Heften herausgeben. Sie ist hauptsächlich bestimmt, die Franzosen mit der deutschen Literatur und deutschem Leben bekannt zu machen. Eigentliche Politik bleibt ausgeschlossen. Aber Dummheiten anderer Art sollen darin mit dem Geist und dem Feuer eines Meidingers* besprochen werden, z. B. die Judenverfolgungen, wie sie neulich in Hamburg vorfielen, Risches aus allen Gegenden Deutschlands usw.
Ich lasse die Monatsschrift auf meine eigene Kosten drukken, mit Buchhändlern werde ich in keine Verbindung treten. Meine Freunde in verschiedenen Gegenden werden mir, wie ich hoffe, zu Sammlung von Abonnenten behilflich sein. Darf ich auch auf Sie rechnen? In diesem Falle ersuche ich Sie, in dem Kreise Ihrer Bekannten eine Subskriptionsliste, welche anliegende Notiz abschriftlich an Ihrer Spitze trägt, zirkulieren zu lassen. Wenn Sie eine gewisse Zahl beisammen haben, bitte ich Sie, die Abonnementsgelder zu sammeln und mir hierher anzuweisen. Die erscheinenden Hefte werden Ihnen oder einer anderen von Ihnen bestimmten Person zugeschickt und von dieser unter die Abonnenten verteilt. Ich wünschte, von dem Erfolg Ihrer Bemühungen sobald als möglich unterrichtet zu sein, damit ich bestimmen kann, wie stark die Auflage gemacht werden muß. Ferner bitte ich Sie, sich doch im Stillen umzuhören, ob sich nicht in Hamburg eine Person finde, die mir zum Korrespondenten

* Vermutlich Joh. Heinrich M., der als Reiseschriftsteller bekannte Sohn des Frankfurter Buchhändlers und Lexikographen Joh. Valentin Meidinger.

dienen könne, jemand, der mit Geist und Witz das dortige Leben zu schildern versteht. Im Vertrauen, halten Sie den Riesser dazu fähig? Sie wissen, die Pariser wollen amüsiert sein. Es liegt ihnen nichts an der Sache, sondern an der Art, wie es dargestellt wird. Es liegt ihnen z. B. wenig daran, ob die Hamburger Juden Prügel bekommen, [Zusatz bei Gutzkow: denn sie haben mit den Prügeln zu tun, die sie selbst bekommen], es kömmt ihnen nur darauf an, wie die Sache erzählt wird. Gibt es nun solche Leute in Hamburg, die Banko Witz haben und die mir interessante Berichte für mein Journal liefern könnten? Ich würde sie gut bezahlen. Es brauchte kein Schriftsteller von Profession zu sein. Ein gebildeter Mann, ein geistreiches Frauenzimmer aus den gebildeten Ständen, sind oft viel geeigneter zu solchen Arbeiten.
Dies ist es, lieber Freund, was ich von Ihrer Gefälligkeit erwarte, übrigens bin ich zu jedem Gegendienste aller Zeit bereit. Wenn Sie z. B. einmal Lust haben, in der Alsterhalle* Kuchen zu essen, will ich Ihnen meinen Taufschein dazu leihen. Ich soll Ihnen viele freundliche Grüße von Herrn u. Mad. Strauss machen. Berichte an mich wollen Sie unter Couvert: à Mr. Strauss, rue Lafitte 44 abgehen lassen.

Ihr
Börne

145.

An Amalie Spiro

Paris, den 2. Dezember 1835

Liebe Schwester!
Da Du Dich erboten hast, mir ferner meine kleinen Kommissionen zu besorgen, so will ich Deinen guten Willen wieder in Anspruch nehmen.

* Bekanntes Hamburger Restaurant, in dem Juden nicht erwünscht waren.

Erstens bitte ich Dich, inliegende Inserate in die Frankfurter Postzeitung, das deutsche Journal und das Journal de Francfort einrücken zu lassen. Den Kostenbetrag stelle mir in Rechnung.

Wie geht es denn dem Louis in Trier? Wenn Du Nachrichten von ihm hast, teile mir sie mit. Professor Gans, der neulich hier war, klagte mir, der Louis wäre so menschenscheu. Das muß er sich abgewöhnen.

Mein Journal ist eine Finanzspekulation. Ich will einmal sehen, ob ich reich dabei werde.

Sage mir doch, auf welche Art hat denn der *** in ... so schnell sein Glück gemacht? Er ist Professor, Geheimrat, Leibarzt, geadelt! Mit Verdiensten erreicht man so etwas nicht, wahrscheinlich ist er Jesuit. Er hatte Anlage dazu.

Ich bitte alle die Unsrigen herzlich von mir zu grüßen. Frage doch bei B. an, ob ihm nicht Gutzkow ein Paket für mich gegeben, oder wenn Du Gelegenheit hast, erkundige Dich bei Gutzkow selbst darnach. Er schrieb mir schon vor einigen Monaten, er hätte B. Bücher für mich gegeben.

Dein Dich liebender Bruder
Louis.

146.

An Anton Hamberg

Lieber Freund!

Ich habe lange überlegt, ob ich die unbescheidne Forderung an Sie machen soll, mir auf einige Zeit Ihr Konversationslexikon zu leihen. Aber die Not zwingt mich dazu. Nur auf einige Zeit, ich werde mir es bestellen.

Auch bitte ich um die neuesten Hefte der Revue des 2 mondes und um das Literaturblatt.

Haben Sie die Ankündigung der *Balance* gesehen? Kein Abonnent hat sich noch bis jetzt gemeldet, aber schon ein

Mitarbeiter, ein zerlumpter Franzos, der mir 8 Artikel über deutsche Literatur angeboten.

Ihr Börne

25. Dez. 35

Monsieur
Hamberg
R. des Marais (St. Martin) 51
Paris

147.

An Amalie Spiro

Paris, den 30. Dezember 1835

Liebe Schwester!

Deinen Verdruß über Louis mußt Du Dir aus dem Kopfe schlagen, es geht doch alles, wie es gehen soll, und daran läßt sich nichts ändern. Man darf nichts gegen seine Natur tun, auch nichts gegen seine angebornen Fehler, man setzt es doch nicht durch und verliert nur Zeit dabei. Mir ist es trotz großer Mängel, die ich in meinem Charakter habe, immer im Leben noch ziemlich gut gegangen, weil ich mir immer treu geblieben bei meinen guten Seiten und meinen Schwächen und mir nie etwas vorgesetzt habe, wozu ich nicht gut oder nicht schlecht genug war. Dein Louis scheint für ein beschauliches Leben, zum Stubengelehrten, von der Natur bestimmt zu sein, und zu irgend einer praktischen Laufbahn weder Neigung noch Talent zu haben. Zwischen einem Staatsdienst und einer unabhängigen Lage als Advokat ist keinen Augenblick zu schwanken. Dein Louis wird mit seiner ehrlichen Natur nie in einem Staatsdienste Glück machen. Er glaube doch nicht, daß Talente befördern; wer nicht intrigieren kann, bleibt immer zurück. Im Gegenteil,

ausgezeichnete Fähigkeiten hindern nur am Fortkommen, denn wenn ein Chef einen geschickten Arbeiter in seinem Bureau hat, verliert er ihn nicht gern und stellt sich seiner Beförderung in den Weg. Louis soll in Frankfurt bleiben. Seine praktischen Geschäfte werden ihm immer noch Zeit lassen, sich zum Schriftsteller auszubilden. Die Hauptsache ist, daß man sich einen Erwerb sichert, um unabhängig zu werden; man wird dann immer noch alt genug, um endlich seine Lieblingsneigungen zu befriedigen. Ich z. B., so wie ich bin, würde zwar nie, um Geld zu verdienen, etwas gegen meine Ansicht tun, aber das fiele mir sehr leicht, um des Erwerbs willen ein langweiliges Geschäft zu treiben und wenn es auch nur kopieren wäre. Daß Louis sich nicht entschließen kann, etwas Kleines zu schreiben, sondern mit einem großen Werke aufzutreten [denkt], das ist eine Art Faulheit, weil kleine Werke mehr Mühe kosten als große.
Ich sehe nicht ein, warum es Louis nicht zum Senator sollte bringen können. Vielleicht nicht durch seine guten Eigenschaften, aber doch durch seine Schwächen. Es gibt in Frankfurt eine mächtige Partei, bei der ihn seine Fehler empfehlen können. Und dann braucht man ja nicht gleich Senator zu werden, es gibt ja auch noch andere Stellen. Wenn Louis durch irgend eine Schrift sich bekannt gemacht hätte, könnte ich vielleicht etwas dazu tun, ihm in Zürich oder Bern eine Professur zu verschaffen, da ich die einflußreichsten Personen der dortigen Regierungen kenne. Vielleicht wäre in der Zukunft daran zu denken.
Vielleicht hast Du Dich gewundert, daß ich in meinem Vorigen, und überhaupt nichts von dem Schreiben gesprochen, das Du der Madame *** für mich mitgegeben. Dies habe ich aber erst vor 14 Tagen erhalten. Du siehst, daß es mit der Liebe der Mademoiselle *** für mich nicht so gefährlich war; sie ist schon Monate hier und hat sich nicht bei mir gemeldet. Die Madame *** habe ich zufäl-

lig vor kurzem in einer großen Abendgesellschaft bei Cremieux gesehn.

Ich grüße Dich herzlich. Dein Dich liebender Bruder

Louis

148.

An Gustav Kühne

[Fragment, Paris 1835/36]

Wir sind alle dabei beteiligt, das ganze Deutschland, die gesamte deutsche Jugend wird in den Fünfen geschädigt, mißhandelt, gekreuzigt; darum sollen und müssen wir alle, in denen noch ein Tropfen Jugendblut ist, uns ihnen anschließen, auf daß der Bund eines „Jungen Deutschlands" immer weiter und weiter greife.

149.

An die Comtesse de Perthius

[Entwurf oder Kopie]

20. Jan. 36

Je vous prie, Madame la comtesse, d'excuser le retard que j'ai mis à répondre à votre aimable lettre d'hier. J'étais occupé toute la journée à corriger les épreuves de la Balance, et je n'ai pu trouver un seul moment pour mes plaisirs. Je suis charmé de vous compter au nombre de mes abonnés et je voudrais ainsi pouvoir détacher du parti de la noblesse toutes les personnes aimables et spirituelles qui lui apartiennent. Vous m'avez facilement pardonné mes sarcasmes contre la noblesse, mais je suis sûr que vous ne me pardonneriez pas aussi facilement ma modération envers elle si vous saviez toutes les folies et extravagances, pour ne pas dire les horreurs, qui so commettent en Allemagne par sa funeste influence sur les gouvernements.

En lisant et relisant votre charmante lettre* l'ambition m'a gagné de vous avoir pour collaboratrice. Par l'amour de notre patrie et de l'humanité unissez-vous à moi, soutenez et encouragez mes faibles efforts en composant pour la Balance quelques petits articles bien moqueurs sur l'aristocratie nobiloise de l'Allemagne dont vous devez savoir plus que moi. Je partagerai avec vous la gloire et le bénéfice de mon entreprise. Voyez ce que je vous offre. Je vous donnerai pour chaque feuille d'impression:
2 livres de marons glacés
3 livres d'oranges glacés
3 livres de bonbons de chocolat de chez Marquis
2 douzaines de méringues à la crème
1 livre de thé
2 livres de mocca
24 bâtons de sucre d'orge
2 flacons de sirop d'ananas
J'espère que vous ne saurez pas résister à des offres aussi magiques et que, pour gagner ces douceurs, vous mettrez beaucoup d'amertume dans vos articles sur l'Allemagne.
Agréez, Madame la comtesse, les assurances de la haute considération de votre très humble serviteur.

150.

An Madame Honoré [?]

[Entwurf oder Kopie]

21. Jan. 36

J'ai été bien flatté, Madame, de la confiance de Monsieur Honoré d'avoir voulu s'abonner à mon esprit pour toute

* Eine Abonnementsbestellung auf die *Balance*, verbunden mit der Bitte um eine „réponse charmante“ für die Autographensammlung einer Freundin. Unterschrieben: „E. Comtesse de Perthius, née baronne allemande et cependant libérale“.

une année. Hélas! C'était déja une grande témérité de ma part de l'avoir engagé pour trois mois, et je ne l'aurois jamais osé, si je ne comptois pas plus sur l'indulgence de mes lecteurs que sur mon mérite. Mon ami M. Strauss qui s'est chargé de l'administration du journal et qui, en mon absence, ouvre les lettres qui me sont adressées, a bien fait de modérer l'héroïque hardiesse de Monsieur Honoré et de n'accepter qu'un trimestre.
Je vous remercie, Madame, de tout mon cœur de l'intérêt que vous voulez prendre à mon journal, et je vous prie de me le conserver aussi longtemps que possible. J'aurai bien des choses à dire aux dames françoises, mais je ne l'ai pas encore osé à mon début. Il faut d'abord tâcher de me gagner des patronesses qui soutiennent mes efforts et défendent mes principes. Refuserez-vous d'en faire partie?
Agréez, Madame, les assurances de la plus haute considération de votre humble serviteur.

151.

An August Lewald

Auteuil bei Paris, den 20. April 1836

— — — Die Brodhagsche Buchhandlung hat mir Lenaus Faust geschickt. Ich ersuche Sie, derselben für mich zu danken, aber zugleich den Herrn zu bemerken, sie möchten mir doch künftig keine Bücher durch die *Post* schikken. Ich habe für den Faust 4 1/2 fr. Porto zahlen müssen, wahrscheinlich beträgt der Ladenpreis des Werkes nicht mehr. Solche Zusendungen pflegt man nur durch Fuhre zu machen. Auch durch die Buchhandl. — — kann ich nichts annehmen, die prellen ganz infam. Für ein kleines Paket Bücher, die mir Brodhag geschickt, ließ mich der Spitzbube — — 9 francs Porto bezahlen. Ich möchte wissen,

ob der Artikel *Börne und der Patriotismus** von Menzel nur mir so abgeschmackt vorkömmt, weil er gegen mich gerichtet ist, oder ob er wirklich dumm? Sagen Sie mir doch Ihre Meinung darüber. Der Teufel ist ja in die ehemaligen liberalen Schriftsteller gefahren, und zwar ein recht langweiliger. Wenn ich aufhöre, mir selbst zu gefallen, und davon bin ich gar nicht weit mehr entfernt, gefällt mir auch nicht ein Schriftsteller mehr. Heine, der mich früher zuweilen entzückt hat, ennuyiert mich schrecklich. Sie täten mir einen Gefallen, wenn Sie mir gelegentlich Ihr *Gemälde von München*** und ein paar Hefte *Europa* schickten. Lenau wünscht, ich möchte seinen Faust in der *Balance* kritisieren, das kann ich aber nicht. Erstens werde ich wahrscheinlich die *Balance* nach Erscheinung des dritten Heftes wieder aufgeben. Ich bin darin in meinem Ideengang zu sehr gestört. Hundert Dinge kann man im Französischen gar nicht sagen. Dann möchte ich bei Gelegenheit des *Lenauischen* Faust auch vom alten Goetheschen sprechen, gegen welchen letztern ich vieles einzuwenden habe. Es ist aber gegen mein Gefühl, in französischer Sprache etwas gegen Goethe zu sagen und die Hochachtung, welche die Franzosen vor ihm haben, zu stören. Ich will lieber den Lenau in einem deutschen Artikel besprechen.***

Ich grüße Sie herzlich.

Ihr ergebenster
Börne.

* Lit. Blatt 1836, Nr. 37 v. 11. April.

** Gemeint ist: Lewalds „Panorama von München".

*** Am 31. Mai antwortet Lewald, verspricht, sein „Panorama" und seine *Europa* zu schicken, und bittet Börne um die Rezension von Lenaus Faust für sein eigenes Journal. – Der erste Teil des Briefes bezieht sich offenbar auf den nicht überlieferten Anfang von Börnes Schreiben: Börne hatte mit Scheible, dem Verleger von Lewalds *Europa*, Verhandlungen wegen des Neuverlags seiner Gesammelten Schriften angeknüpft. Nach H.

152.

An Karl Theodor Welcker

Auteuil bei Paris, 16. Mai 1836

Verehrter Freund!

Wie danke ich Ihnen für das Zeichen Ihres Angedenkens,* und mein Dank ist nicht minder herzlich, weil er so spät kömmt. Mißdeuten Sie mein Zögern nicht, ich schreibe ungern, am meisten ungern Gleichgesinnten, wo ich mich verleitet fühle, mein Herz zu öffnen. Es blutet dann lange nach. Es gibt Bekümmernisse, die durch Mitteilung nur größer werden. Die *Balance* habe ich Ihnen geschickt. Mit dem dritten Hefte werde ich das Journal wieder aufgeben. Wie kann ich mit der feigen Niederträchtigkeit der deutschen Presse kämpfen? Sie haben mich entstellt, verstümmelt, sie haben mir Dinge angelogen, an die ich nicht einmal gedacht, und was ich gesagt, haben sie verschwiegen. Meine besten Absichten haben sie mit ihrem Lakaienwitz besudelt. Der Leipziger Viehstall** brüllte mich an; der Jesuit Menzel, der in Wien vergeblich um eine Anstellung gebettelt, schreibt gegen mich, um sich in Berlin einzuschmeichlen. Wer sollte denken, daß ich den Leuten Staatsämter verschaffen kann? Die *Allgemeine Zeitung* predigt deutschen Patriotismus, sie, die

Houben (Verbotene Literatur, 1928, Bd. 1/42) war diesem Versuch schon eine ähnliche, ebenfalls erfolglose Kontaktnahme mit dem Buchhändler Liesching in Stuttgart vorangegangen, von dem er an Scheible weiterempfohlen worden sein soll.

* Welcker hatte unter dem 22. März 1836 Börne um Übersendung der in Deutschland unbestellbaren *Balance* für sich und Rotteck gebeten. „Wie oft erfrischen und ergötzen mich Ihre Schriften", versicherte er, „nicht am wenigsten auch da, wo Sie mich schelten."

** So bezeichnet Börne verschiedentlich das Verlagshaus Brockhaus und seine Blätter.

funfzehen Jahre an die Franzosen verkauft war, wie sie es jetzt an Österreich ist! * Dazu muß ich schweigen, denn was ich darauf zu erwidern hätte, nähme kein deutsches Blatt auf. In französischer Sprache mag ich nicht antworten, denn die Franzosen will ich nicht wissen lassen, wie gesunken die Deutschen sind und wie sehr sie ihre Erniedrigung verdienen. Ich begreife so gut als einer die Not der Verhältnisse, ich weiß, daß man kein Held ist im Dunkeln, und daß darum jede edle Aufopferung in Deutschland, jede gewagte Freimütigkeit ganz töricht wäre, denn niemand würde etwas davon erfahren. Aber wenn man die Menschen zum Schweigen zwingt, kann man sie denn auch zum Reden zwingen? Kann man einen nötigen, Gesinnungen zu heuchlen? Wie wohlfeil muß selbst die Ehre in Deutschland sein, da sie jetzt jeder zu Markte bringt! Manchmal möchte ich mir den Kopf wider die Wand rennen! In Deutschland herrscht jetzt Grabesstille, unter 34 Millionen Menschen vernimmt man keinen Laut. Unter den exilierten bin ich noch der einzige, der den guten Willen nicht verloren, von Zeit zu Zeit seinem unglücklichen Vaterlande ein Wort des Trostes, der Ermunterung zuzurufen. Heine, der mit dem Keim der Schurkerei hierhergekommen, hat sich in der schurkischen Luft von Paris schnell entwikkelt, über die Blüte der Verderbnis ist er schon hinaus, er steht in voller Frucht: einige Zeit spottete er über Freiheit und was dem Menschen heilig, jetzt handelt er gegen sie.** Von den übrigen hier befindlichen Deutschen,

* Vgl. hierzu B. an J. Wohl v. 23. Okt. 1833. – **Zu Börnes** persönlich ungerechtfertigter Bitterkeit gegenüber Cotta und dessen politischer Stellung vgl. Vorbemerkung in Bd. IV.

** Anspielung auf die bekannte, von Börne seinerzeit nur vermutete finanzielle Unterstützung Heines durch die französische Regierung seit 1836.

die sich noch ihres Vaterlandes erinnern, mangelt es den einen an literarischem Talent, ein geltendes Wort zu sprechen, oder trübe Nahrungssorgen verzehren alle ihre Tätigkeit. Wäre ich reich, würde ich oft über deutsche Angelegenheiten öffentlich sprechen. Wie würde es mich, wie würde das manchen im Vaterlande erquicken, so von Zeit zu Zeit eine Fackel unter die Nachtbuben zu schleudern.* Aber ich mag mich nicht für Undankbare aufopfern. Wenn ich mein kleines Vermögen für Drucken verbraucht und kein Brot mehr hätte, niemand gäbe mir so viel, mein Leben nur einen Tag zu fristen. Dieser Umstand, aus Mangel an Geld die Sache der Freiheit und des Rechts aufgeben zu müssen, bringt mich manchmal zur Verzweiflung. Welch ein Volk ist das unsere! Die geflüchteten Polen sind so dürftig als die Deutschen; sie sind weiter von ihrer Heimat entfernt, ihre Güter sind konfisziert, ihre Angehörigen im Vaterlande dürfen ihnen ohne Gefahr der Freiheit und des Lebens kein Geld schicken; und doch finden sie von Polen aus so viele Unterstützung, daß sie eigene polnische Journale hier unternehmen, eine eigene Druckerei anlegen konnten, und daß sie ihr Vaterland trotz der fürchterlichen Despotie mit Flugschriften überschwemmen konnten. In gleichem Falle sind die Italiener, waren früher die Spanier und Portugiesen. Könnten denn die Deutschen nicht auch so handeln, nicht von Zeit zu Zeit eine Unterstützung schicken, daß ein Wort öffentlich gesprochen werden könne, das schlafende Land aufzuwecken? Da sprechen sie von gefährlicher Unternehmung, als wenn es so schwer wäre, unter den vielen Millionen, die in Handelsgeschäften jährlich von Deutschland nach Paris geschickt, einiges Geld zu genanntem Zwecke zu ver-

* Es war Börnes jahrelanger, nicht verwirklichter Wunsch, in Paris eine deutsche Zeitung zu gründen.

stecken. Aber diese Einwendung der Gefährlichkeit ist nur Vorwand, die Sache, für die sie Geld verwenden sollen, ist ihnen zu gleichgültig. Haben sie denn bei andern Gelegenheiten, wo ihnen Gemeinsinn nicht verwehrt war, auch immer kalt gehandelt? Schon 15 Jahre betteln die Stuttgarter Geld zusammen, um für Schiller, der doch der Abgott der Deutschen ist, ein Denkmal zu errichten. Sie haben kaum noch so viel Geld, um von einem Schüler eine Statue verfertigen zu lassen. Seit 5 Jahren sammelt man in Mainz zu einem Denkmal für Gutenberg, Sie können in den Zeitungen finden, wieviel ganz Deutschland gegeben. Die Straßburger lassen dem Gutenberg auch ein Denkmal setzen, es ist noch kein Jahr, daß ihnen der Gedanke gekommen, und sie haben schon bekannt gemacht, daß sie kein Geld mehr brauchten. Freilich, ich selbst als Deutscher hätte dem *unsterblichen Erfinder der Zensur* keinen Pfennig geopfert. Das ist der Gottesbund des Tages.

Die *Allgemeine Zeitung* und andere deutsche Blätter jubeln darüber, daß meine *Balance* in Paris keinen Beifall gefunden.* Das ist aber nicht so. Das Wahre an der Sache ist, daß sie wenig bekannt und gelesen ist, aber bei den Franzosen, die sie gelesen, hat sie große Sensation erregt. Warum sie sich nicht verbreiten konnte, liegt in den Lokalverhältnissen von Paris, die man in Deutschland nicht kennt, ja wovon man schwer eine Vorstellung gewinnt, wenn man nicht in Paris selbst lebt. Denken Sie sich die ungeheuere Bevölkerung dieser Stadt, und daß außerdem die ganze Intelligenz von Frankreich hier konzentriert ist. Was nicht in den Zeitungen täglich besprochen und angezeigt wird, ist so gut, als existiere es

* So die Beilage zur *Allg. Ztg.* Nr. 190–192 vom 26. und 27. April 1836 wie auch die *Blätter für literarische Unterhaltung* (Brockhaus) Nr. 78–80 vom 18.–20. März 1836.

nicht. Die ganze Literatur von Frankreich und der übrigen Welt kann sich nur so viel geltend machen, als es 5 oder 6 Blättern in Paris beliebt, sie in Schutz zu nehmen. Dieses gilt von Büchern. Was neue Journale wie die Balance betrifft, so werden diese von keinem Journale anempfohlen, weil man die Konkurrenz fürchtet. So bleibt man bloß auf bezahlte Anzeigen beschränkt, die, wenn sie aber nützen sollen, *täglich* wiederholt werden müssen. Diese Anzeigen kosten ungeheueres Geld. Für jede der Balance müßte ich 50 fr. bezahlen. Da ich nun das Journal auf meine Kosten drucken ließ, so konnte ich natürlich so große Ausgaben nicht wagen. Die Journale werden hier alle auf Aktien gegründet. Es wäre mir nicht unmöglich gewesen, solche für die Balance zu finden, dann hätte ich aber meine Unabhängigkeit verloren. Aus diesem Grunde und aus dem oben angeführten kann ich sie nicht fortführen. Die deutschen Journale lügen aber, wenn sie sagen, die Franzosen hätten kein Interesse dafür gehabt.

Ich bin ein Abonnent Ihres Staatslexikons, in dem ich fleißig studiere. Ich bewundere Sie und Rotteck, wie Sie [sich], ohne Ihre Grundsätze zu verleugnen, in dieser Preßcholera noch bei heiler Haut erhalten. In der typographischen Anordnung ist etwas sehr Notwendiges versäumt, nämlich ein *Register* am Schlusse jedes Bandes. Wie soll man denn wissen, welche Artikel im Buche besprochen worden?

Ich lege mich der Madame Roland* zu Füßen und küsse ihr die Hand. Ich kenne sie besser, als Sie denken. Wären alle Männer in Deutschland solche *Ultras*, dann stünde es gut mit dem Lande. Haben Sie denn nicht einmal Lust, nach Paris zu kommen? Empfehlen Sie mich Herrn

* Scherzhaftes Kompliment für Frau Welcker, die Welcker in seinem vorausgegangenen Brief als „ein wenig ultra" bezeichnet hatte.

v. Rotteck aufs beste. Es wird mich immer erquicken, wenn Sie mir schreiben. Meine Adresse *unter Couvert* à Monsieur Strauss, à Auteuil près Paris, rue de La Fontaine, chez Monsieur Dillais.

Mit der herzlichsten Ergebenheit Ihr

Börne

153.

An einen jungen Mann [Weizel?]

Auteuil bei Paris, den 31. Mai 1836

Mein lieber Herr!

Ich zögere nicht, Ihnen zu antworten, vielleicht aber werden Sie mir es nicht danken, daß ich schnell war, Sie zu enttäuschen. Ihre Jugendwehen begreife ich ganz, doch in meinem Alter erregen solche nicht Mitleid, sondern Neid, und wenn ich Ihnen Ihre Schmerzen gönne, so ist das ein untrügliches Zeichen, welchen herzlichen Anteil ich an Ihrem Schicksal nehme. Es kommen die Jahre, wo Wehen nichts bedeuten als Leibschmerzen, die wir mit ekelhaftem Rhabarber beruhigen müssen. Sie sind noch weit von dieser trostlosen Zeit, und wer Zukunft hat, hat alle Schätze der Welt. Träumen Sie nur immer fort von Paris, wenn Sie dieser Traum glücklich macht, aber kommen Sie nicht hieher, Sie würden verlieren beim Erwachen. Zum Studieren ist für einen Deutschen Paris nicht der Ort, Paris ist sehr gut für einen Geist, der nichts braucht als Verdauung, die befördert wird durch die freie Luft und Bewegung, welche in Deutschland dem Geiste mangeln. Aber die Nahrung muß er schon eingenommen haben, die findet ein Deutscher von Ihrer Eßlust hier nur kümmerlich. In den französischen Hörsälen, in den Büchern wird alles oberflächlich behandelt, mit Ausnahme der Naturwissenschaften, die nicht in Ihrem Kreise liegen. Dem lebendigen Unterricht müssen Sie

entsagen und sich an toten Büchern halten und zwar an deutschen, und diese finden Sie hier nicht. Es gibt keine Leihbibliotheken, und die hier in großer Zahl wohnenden Landsleute sind entweder zu arm, sich deutsche Bücher zu kaufen, oder sie sind reich und haben sich allem Vaterländischen entwendet. Stellen in Buchhandlungen sind hier nicht leicht zu erhalten, und um sie auszufüllen, gehört eine Fertigkeit im Französischen, die, wie Sie selbst sagen, Ihnen bis jetzt noch mangelt. Und dann würde Ihnen eine solche Stelle noch weit weniger Zeit zum Studieren übrig lassen, noch weniger als in Deutschland. Man hat hier wenige Feierstunden und gar keine Feiertage. Die Gehülfen in den Buchläden müssen bis abends um 10 Uhr im Comptoir sein und die Sonntage wie die Wochentage. Sie sagen, Sie möchten Ihr Glück nur sich selbst verdanken, keinem Menschen, Sie könnten nicht kriechen. Junger Mann, erfahren Sie von mir, daß hier alles erkrochen wird, von dem Bettler-Pfennig bis zur Krone. Es ist darin schlimmer als bei uns. In Deutschland hat man bloß vor einem Fürsten, vor einem Minister, vor einem dummen Prinzipal zu kriechen. Glauben Sie, daß es leichter falle, vor klugen Leuten zu kriechen? Nein, es ist schwerer, und man schämt sich um so mehr der Dienstbeflissenheit, wenn der Gönner fein genug ist, sie zu durchschauen. Fein aber ist hier jedermann. Es gibt hier keine Freundschaft, keine Liebe, nicht einmal uneigennützige Gönnerschaft. Alles ist Tauschhandel, und die kleinste Gefälligkeit, die bei uns auch der eigennützigste Mensch unentgeltlich erzeigt, ohne Dank und Erstaunen annimmt, hat hier ihren fixen Preis. Nicht ein Lächeln haben Sie umsonst. Mit Ihrem ehrlichen deutschen Gemüte erreichen Sie hier nichts, und wenn je, dann um so schlimmer. Sein Glück machen und zugleich sein Glück verdienen, ist in Paris nicht möglich. Ein Spitzbube zu werden, ist für Sie zu

früh, warten Sie, bis Sie vierzig Jahre alt geworden. Wenn wir Alten auch noch die Jugend zu Mitbewerbern hätten, dann wäre unser Los gar zu traurig.

Kommen Sie lahm, taub, blind nach Paris. Es gibt Leute, die Sie tragen, Leute, die Sie führen, Leute, die den Donner stehlen, sich Ihnen verständlich zu machen; aber kommen Sie nicht ohne Geld hieher. Sie glauben, Sie hätten entbehren gelernt; aber kann man das in Deutschland lernen? Was haben Sie denn dort entbehrt? Einem jungen gesunden Magen schmeckt trocknes Brot so gut wie Fasanen, und die Jugend, die nach dem Himmel sieht, verliert nichts dabei, unter dem Dache zu wohnen. Was hat ein reicher Augsburger Bankier mehr als Sie? Pasteten, schöne Teppiche und Sorgen. Hier in Paris gibt es zahllose geistige Genüsse, die aber alle teuer sind, ja selbst die sinnlichen sind so tückisch und kunstreich destilliert, daß man sie für geistige hält. So kann der bravste sittliche junge Mann, dem es an Vermögen fehlt, hier in ein lüderliches Leben geraten, ohne daß er es wahrnimmt, ja er kann glauben, daß er sich edel betragen.

Sie täuschen sich auch, wenn Sie denken, es würde Ihnen leicht fallen, in Paris nach einer Richtung tätig zu sein, Ihren Zweck unverändert vor Augen haltend. Hier ist das Leben eine Mode; die Menschen wollen morgen nicht mehr, was sie heute gewollt, und es gehört ein gefesteter Charakter dazu, wie ihn die Jugend nicht hat, um nicht nach der Mode zu leben, sondern nach unwandelbaren Grundsätzen. Vor Zerstreuung sichert nichts als die Müdigkeit und Ungelenkigkeit des reifern Alters. Das edelste Geschäft ist hier der Müßiggang. Auf den Gassen umherzuwandern, sich im Menschenmeer zu baden, die Torheiten und Verbrechen der Welt wie Lust- und Trauerspiele mit verschränkten Armen aus gepolsterter Loge anzusehen, das ist ein angenehmes, würdiges und gott-

gefälliges Leben. Aber ohne Geld gibt es hier weder Gott noch Tugend. Bleiben Sie in Deutschland, sammeln Sie sich Kenntnisse, stärken Sie Ihren Charakter, erwerben Sie sich Geld (in diesem kalten Leben braucht selbst die Ananas des Mists), und dann gehen Sie hin, wohin Sie Gott ruft. Verzeihen Sie mir, daß ich nicht mit Ihnen nach Ihren Wünschen gesprochen. Ich habe Ihnen wenig dadurch entzogen; an jedem Glücke bildet der Wunsch den größeren und bessern Teil. Der bleibt Ihnen. Ihr

Börne

Auteuil près Paris, Rue de la Fontaine, chez Mr. Dillais.

154.

An August Lewald

Auteuil, den 5. Juni 1836

Verehrter Herr!

Zum Tode hat mich Ihr Brief erschreckt, den ich zu beantworten eile. Denkt denn Hr. — —*, daß ich solch ein niederträchtiger Mensch wäre, mich der Zensur zu unterwerfen? Er könnte mir sein ganzes Vermögen für meine Werke geben, unter solchen Bedingungen verkaufe ich sie ihm nicht. Er soll also gar nicht mehr an die Sache denken. Ich bitte Sie, zu meiner Beruhigung mir gleich zu antworten und mich zu versichern, daß Hr. — — durchaus keinen Schritt mache, der mich beschimpfen würde.

Den Artikel über Lenau würde ich Ihnen, um mich Ihnen gefällig zu bezeugen, mit dem größten Vergnügen mitteilen, aber ich schreibe ihn nicht. Es Ihnen im Vertrauen zu sagen, Lenaus Faust hält die Kritik nicht aus.

* Mit Rücksicht auf die Zensur hatte Börne keinen Namen gesetzt. Es handelt sich vermutlich um Scheible, vgl. Anmerk. zu Nr. 151.

Bei meiner gewohnten Aufrichtigkeit wäre ich gezwungen, ihn mehr zu tadeln als zu loben.
Sie haben ja mit Ihrer *Europa* merkwürdiges Glück. Sie können die fünf angesehensten Pariser literarischen Journale zusammenrechnen, und Sie haben alle zusammen gewiß nicht so viel Abonnenten als Ihre Europa. Die Generosität der deutschen Buchhändler ist mir hinlänglich bekannt. Vor einigen Jahren bestürmte mich — —, ich möchte doch mitarbeiten, letzterer bot mir 30 Tlr. für den Bogen und bat mich um Gottes willen, ich möchte es ja keinem sagen, es würde alle deutsche Schriftsteller in Aufruhr bringen. Ein anderes Mal, zu einer Zeit, da ich der Politik so überdrüssig war, wie [ich] es jetzt wieder bin, bot ich einem Leipziger Buchhändler* eine literarisch-ästhetische Monatsschrift an, die ich redigieren wollte. Sein Anerbieten war bis zu 1500 Exemplare Absatz 20 Tlr. für den Bogen, und weiter 25 Tlr. Ist das nicht eine merkwürdige offenherzige Prellerei? Als wenn man nicht berechnen könnte, daß dem Verfasser bei 1500 Exemplaren Absatz mehr als 20 Tlr. für den Bogen gebührt. Ich begreife nicht, wie sie das hier machen. Es ist bestimmt nicht ein literarisches Blatt in Paris, das so viel Abonnenten hat als Ihre Europa; das gelesenste, die *Revue des deux Mondes*, hat noch lange keine 1000. Und doch wird von diesem Journale dem allergewöhnlichsten Schriftsteller, der seine Arbeiten hineinbettelt, 150 fr. für den Bogen bezahlt, den angeseheneren 300 fr., den vom ersten Range noch weit mehr. Ich habe nie an hiesigen Monatsschriften gearbeitet und werde es auch nie, weil die Rücksichten der Camaraderie, die man hier nehmen muß, mir ebenso verhaßt sind als die Polizei-Zensur. Nur im *Réformateur* schrieb ich einige Male. Als ich an-

* Vielleicht L. Voss, der Verleger der *Zeitung für die elegante Welt*, der sich schon 1830 um Börne bemüht hatte.

fing, kannten mich die Redakteure noch gar nicht, sie hatten mich auf die Empfehlung eines Deutschen engagiert; und doch gaben sie ungefordert 240 fr. für den Bogen. Nachdem der erste Artikel von mir erschienen war und sie sahen, daß er großes Aufsehen gemacht, sagten sie mir von freien Stücken, mir gebühre eine bessere Bezahlung, und ich solle fordern, was ich wollte. Aber ich schämte mich, Eigennutz zu zeigen, weil das Blatt arm war, sämtliche Mitarbeiter unentgeltlich aus Eifer für ihre Grundsätze schrieben und der Redakteur selbst, der edle Raspail, der mit dem Blatt jede Nacht bis 3 Uhr beschäftigt war, nur 300 fr. monatlich nahm.

Wieviel bekommen Sie für die Redaktion der Europa? Sie brauchen es mir nicht zu sagen, ich kann es ohngefähr erraten. Wenn Sie hier ein Blatt redigieren, das Sie in so kurzer Zeit auf 2300 Exemplare gebracht, würden Sie monatlich 1000 fr. für die Redaktion bekommen. Ich will mich von keinem deutschen Buchhändler mehr prellen lassen.

Ich bitte Sie noch einmal, wenn Sie mich nur ein bißchen lieb haben und achten, den – – abzuhalten, daß er einen Schritt tue, der mich mehr als je etwas schmerzen würde. Wenn Sie mich lebend vom Galgen abschnitten, könnten Sie mir keinen größern Dienst erzeigen.

Herzlich der Ihrige
Börne.

155.

[An Julius Campe]

[Fragment] *den 20. Juli 1836*

Haben Sie in Hamburg oder sonst wo nicht einen verständigen Literaten unter Ihren Bekannten, der aus Freundschaft für einen Kollegen mir einen kleinen Bericht über das junge Deutschland macht? Seine eigne *Meinung* über das junge Deutschland zu haben, daran liegt mir wenig; denn ich bin gewohnt, meine Ansicht

auf das Studium der Quellen zu gründen. Ich möchte nur einen historischen Bericht über die Schriftsteller haben, die man zum jungen Deutschland zählt, ein genaues Verzeichnis ihrer Schriften und den Eindruck, den sie auf die öffentliche Meinung gemacht. Der unbekannte Freund, der mir darüber berichten soll, dürfte aber nicht unter solchen genommen werden, die selbst über oder gegen das junge Deutschland geschrieben, denn sonst könnte geschehen, daß ich zum Danke für seine Gefälligkeit später über ihn selbst herfiele, da ich alles, was ich bis jetzt von den Gegnern des jungen Deutschlands gelesen, höchst erbärmlich gefunden.

156.

An Emma Welcker

Auteuil, 16. Sept. 1836

Ich habe mir das Vergnügen, auf Ihre freundlichen Zeilen zu antworten, aufsparen wollen, bis Welcker hier sein würde. Dann war ich sicher, wenn ich von ihm schriebe, mit meinem Briefe Ihnen willkommen zu sein. Aber ich kann Ihnen nicht viel von unserm Freunde erzählen. Die große Entfernung, in der wir auseinander wohnten, Welcker in der Stadt und ich auf dem Lande, hat mich verhindert, so oft mit ihm zu sein, als ich es gewünscht. Ein häufigerer Umgang, wie erfreulich und wie gesund wäre er mir gewesen! Welcker mit seiner noch frischen Lebensfreudigkeit hätte mich zu alten vergessenen Jugendstreichen aufgemuntert und mich aus meiner betrübten Verpuppung zum Schmetterling umgewandelt. Kam es doch schon dahin, daß ich seinetwegen eine Nacht in der Stadt wie ein Reisender im Gasthof zugebracht und daß ich mit ihm in die Grande Chaumière du Montparnasse gegangen, wo die allerglückseligste Pariser Jugend in einem zauberschönen Armidagarten herum-

taumelt. Ich verrate Ihnen das, damit Sie die Aufrichtigkeit Ihres Hrn. Gemahls auf die Probe stellen können. Warten Sie ab, ob und wieviel er Ihnen davon erzählen wird. Auf keine Weise würde er davon sprechen dürfen in Gegenwart Ihres ehrwürdigen alten Sohns, des 14jährigen Studenten.

Daß Sie es nicht dahin haben bringen können, daß Sie Welcker mit nach Paris geführt, darüber erstaune ich. Was machen Sie denn mit Ihrer Liebenswürdigkeit? Aber die Frauen gleichen oft dem deutschen Volk: Sie kennen ihre eigene Macht nicht und haben eine abergläubische Furcht vor der Allgewalt einer männlichen Regierung. Ob ich zwar nie verheiratet war, so weiß ich doch, wie schwach wir Männer in unsern Entschlüssen sind. Benutzen Sie den kommenden Winter zu einer klugen Verschwörung, in dem Sommer nach Paris zu reisen. Was ich noch für keinen getan, nicht einmal für mich selbst, will ich für Sie tun. Ich will Sie zu allen Sehenswürdigkeiten begleiten und Ihr treuester Lohnbedienter sein. Ich möchte mich so gern dankbar bezeugen für Ihre Teilnahme an meinem Bestreben, meinen Kämpfen und Wunden. Es wird schon besser werden. Auch nicht die kleinste Wolke hat je meine Hoffnung getrübt. Wer, wie ich, nie gezweifelt, der kann nie verzweifeln. Das Wissen verwirrt, man muß glauben. Kommen Sie nur nach Paris, da lernen Sie hoffen und glauben wie ich. Da ist die Küche (schmutzig freilich und appetitraubend wie jede), wo man zubereiten sieht, was der Zukunft aufgetischt wird.

Daß ich Sie zu denjenigen zählen darf, die mich nicht mißdeutet, macht mich stolz und glücklich.

Bewahren Sie diese gute Gesinnung Ihrem jüngsten, aber nicht Ihrem kleinsten Verehrer. Börne

Madame Welcker
in Freiburg.

157.

An Eduard Beurmann

Lieber Herr Beurmann.
Ich hoffte vor Ihrer Abreise Sie noch einmal bei mir zu sehen. Da ich aber erst in 8 Tagen meine Stadtwohnung beziehe und ich fürchte, Sie möchten Paris verlassen, ehe ich hinkomme, muß ich mir die Freiheit nehmen, Sie zu bitten, morgen bei mir zu Mittag zu essen. Es wäre freilich eine große Güte von Ihnen, bei so schlechtem Wetter heraus zu kommen, ich würde es Ihnen aber auch dafür anrechnen. Die Wagen finden Sie am Ende der Richelieustraße Rue de Rohan Nr. 6.

Auteuil, 5. Nov. [1836?]

Ihr ergebener
Börne

Auteuil, rue de la Fontaine, chez Mr. Dillais auprès de la Fontaine.

158.

An Eduard Beurmann

Lieber Herr Beurmann!
Ich danke Ihnen für Ihre Bemühungen, meinen alten Schriften zu einer neuen Auflage zu verhelfen. Wegen der schlechten Zeit bin ich genötigt, meine Kleider wenden zu lassen, um wieder aufgeputzt zu erscheinen. Das ist recht armselig und traurig. Ich hatte meine Schriften an Campe nicht für eine oder mehrere Auflagen verkauft, sondern auf *fünf Jahre.* Ich lege Ihnen unsern Kontrakt bei und zugleich eine Abschrift desselben, wenn Sie vielleicht gut finden, ihn Herrn Brodhagen [!] mitzuteilen, damit er sich von meinem Verhältnis mit Campe eine rechte Vorstellung macht. Das Verlagsrecht des Campe war verflossenen Juni abgelaufen. Ferner verkaufen darf Campe seinen etwaigen Vorrat nicht mehr,

und ist er ein Spitzbub und tut er es doch, so wäre wenig daran gelegen. Denn die Menge der ihm bleibenden Exemplare kann nicht mehr groß sein, da er mir voriges Jahr selbst geschrieben, daß seit Erscheinung meiner Briefe der Absatz meiner ältern Werke sehr gestiegen sei. Übrigens würde ich zu einer Auflage in *einem* Bande raten, womit also keine andre teure konkurrieren könnte.

Herrn Brodhagen ein *neues* Werk anzubieten, kam mir nicht in den Sinn. Sie können sich denken, daß ich nicht der Mann bin, der sich einer deutschen Zensur unterwirft. Zwar ging' es auch ohne Zensur und ohne alle Gefährlichkeit für den Verleger, aber die deutschen Buchhändler sind so steif und unbehülflich, daß gar nicht mit ihnen anzufangen ist, und Herr Brodhagen wird nicht besser sein. Ich könnte ja alles, was ich wollte, hier angeblich auf meine eigene Kosten drucken lassen, einen hiesigen Buchhändler als Verleger darauf setzen, der deutsche Buchhändler honorierte mir das Buch, bezahlte die Druckkosten und hätte dann nur allein mit mir abzurechnen. Er brauchte mir dabei nur diejenigen deutschen Buchhändler vertraulich anzugeben, welchen ich das Buch in Kommission geben soll. Später würde ich dem wahren Verleger den Auftrag geben, *in meinem Namen* mit dem Kommissionär abzurechnen, so erführe keine Seele auf der Welt, in welchem Verhältnisse wir ständen.*

* Börne schildert hier indirekt das von ihm und Campe praktizierte Verfahren, nach dem die zweite und dritte Lieferung der Briefe aus Paris unter dem fingierten Verlagstitel L. Brunet (zunächst Offenbach, dann Paris) verlegt worden waren. Die von Houben (Verbotene Literatur II/34 ff.) aufgrund der Korrespondenz zwischen J. Campe und der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg gebotene Beweisführung wird bestätigt durch Börnes Eintragungen der Briefabgänge in seinen Notizbüchern

Wenn ich unter solchen Bedingungen einen deutschen Verleger fände, könnte ich in vier Wochen einen Band zustandebringen, denn ich schreibe über alles meine Gedanken nieder, und ich hätte es nur zu ordnen.
Auf diese Weise könnte man auch meine Pariser Briefe mit meinen alten Werken verbinden, und ich glaube, es wäre viel dabei zu gewinnen. Sämtliche Werke für etwa 25 Fr. (in der ältern Ausgabe kosten sie 67 Fr.) würden gewiß viel Käufer finden.*
Besuchen Sie mich bald.

Ihr Börne

d. 21. November 36

159.

An die Brodhagsche Buchhandlung

[Fragment] *Paris, 15. Dezember 1836*

Es kann leicht sein, daß Sie recht haben, und daß der betreffende Punkt in meinem Vertrage mit Campe zweideutig ist. Es war aber in meinen mündlichen Unterhandlungen mit Campe (ich war damals selbst in Hamburg) bestimmt festgesetzt worden, daß nach Verlauf der 5 Jahre der Rest der Exemplare nicht verkauft werden dürfe.** Indessen glaube ich, daß diese Konkurrenz der neuen Auflage nicht vom geringsten Nachteile sein werde, sobald sie verändert und wohlfeiler erscheint.
Die neue Auflage wird sich von der alten dadurch unterscheiden, daß Artikel, welche die frühere nicht enthielt,

sowie durch gelegentliche Erwähnung Volkmars, des Leipziger Kommissionärs, gegenüber J. Wohl.

* Die schließlich zustandegekommene Neuauflage der Gesammelten Schriften bei Brodhag bietet nur Textbereicherungen durch alte, nicht durch neue Arbeiten Börnes.

** Diese Klausel fehlt im schriftlichen Vertrag.

darin aufgenommen werden. Erstens solche, die damals noch nicht erschienen waren; dann solche, die ich zufällig nicht hatte, als ich meine zerstreuten Aufsätze sammelte. Ich werde Ihnen zu seiner Zeit diese Artikel bezeichnen, und Sie werden dann auf dem Geschäftswege diese leicht herbeischaffen können.

Was die Revision der alten Artikel betrifft, so verstehe ich mich zwar dazu wegzulassen, was ich in *literarischer* Beziehung unnütz finde. Aber Ihr Ausdruck: *„was einen bedeutenden Anstoß finden könnte“* zu unterdrücken, scheint anzudeuten, daß Sie darunter *Mißfälliges in politischer* Beziehung verstehen. Gegen diese Zumutung muß ich freilich protestieren. Ich werde dergleichen *nicht* auslassen, auch nicht ein einziges Wort, und ich würde in unserm Vertrage es zur strengsten Bedingung machen, daß Sie daran nicht rühren dürfen.

Zu den neuen (das heißt ungedruckten) Artikeln, die ich etwa hinzufüge, würde ich aber nur solche Gegenstände wählen, die jede Verdrießlichkeit entfernt hielten.

160.

An einen Pariser Drucker

[Entwurf oder Kopie 1836]

Depuis le grand nombre d'années que j'habite Paris il ne m'est jamais arrivé qu' on m'ait demandé de solder d'avance une acquisition à faire. Ni mon hôte, ni mon tailleur, ni même Monsieur Grégoire, l'imprimeur votre confrère, a exigé cela. Les Parisiens sont trop contents quand ils sont payés après, et ordinairement ils ne manquent pas de mettre en compte leur danger encourru. Mais malgré cela je vous accorderai d'autant volontiers l'à compte demandé de 500 fr. que je désire profiter de la leçon de prudence que vous m'avez donnée de ne jamais se fier à une apparence d'honnêteté.

Vous m'avez promis, Monsieur, de livrer par semaine au moins 3 feuilles d'impression. Mais, comme il m'importe beaucoup que l'ouvrage soit terminé avant le nouvel an, j'ai l'honneur de vous demander si vous voulez vous engager par écrit d'imprimer l'ouvrage entier en trois semaines à compter d'hier, lundi, en stipulant vingt fr. de dommage et intérêts pour chaque jour de retard. Monsieur Grégoire qui avoit imprimé *la Balance* me donna sa parole de faire une livraison de 3 à 4 feuilles en cinq jours, mais malgré sa promesse il m'a fait attendre un mois entier.

161.

An David d'Angers
[Entwurf oder Kopie 1836]

J'accepte avec empressement et reconnaissance l'invitation dont Mr. et Mme David ont bien m'honoré. J'y aurais répondu plutôt, mais le billet ne m'est arrivé qu'aujourd'hui, ayant fait un détour sur Auteuil que j'ai quitté depuis dix jours.
Par prévoyance je prends la liberté d'observer que Mr. David doit s'être trompé sur la date du jour fixé. Le mercredi prochain c'est le 23 et non pas le 24. De telles erreurs sont très ordinaires aux heureux immortels qui vivent dans l'Olympe.

162.

An eine unbekannte Adressatin
[Fragment]

Mein Appetit ist herrlich, ich bleibe vor jeder *Boutique de comestibles* wie angewurzelt stehen; so habe ich heute eine Viertelstunde lang vor Chevets Türe geschmaust und mir den Magen verdorben. Ihn wieder herzustellen, muß ich wenigstens drei Tage fasten, und da mir dieses

an Ihrem Sybariten-Tische zu schwer fiele, wie ich neulich erfahren, kann ich Sonntag nicht zum Essen kommen, so gerne ich auch möchte. Aber nach Tische will ich mich einfinden und meine fünfzigjährige Liebenswürdigkeit mitbringen. Ich küsse Ihnen die Hand ... Auf Sonntag aber will ich mich rüsten.

163.

An Madame Valentin und Madame Leo
[Fragment]

Meine lieben Freundinnen!
Ich bin schon vierzehn Tage krank und sofalägerig, doch eigentlich nur acht Tage; denn da ich nachts im Bette liege und schlafe, bin ich zu dieser Zeit sehr gesund. Nur das ertrage ich schwer, daß ich heute nicht zu Ihnen kommen kann, um Ihnen Glück zu wünschen, daß Sie ein Jahr älter geworden. Ich kann es nur schriftlich tun. Auch Herrn *** und *** meine besten Wünsche.
Herr *** kam gestern abend noch vor mein Bett, weckte mich auf und erzählte mir von Lady Stanhope, Karl dem Großen und Dr. ***, was mich alles sehr amüsierte.
Die beiden Bonbonnièren voll der herrlichsten Schokoladenbonbons sind für Madame L. Da ich nicht weiß, ob Madame V. sie liebt, habe ich nicht gewagt, ihr welche anzubieten. Für wen die Spielzeuge bestimmt sind, werden Sie leicht erraten. Der Schmetterlingskäfig kömmt von Madame S. Ich hatte statt der Orangenhändlerin früher einen schönen Marquis ausgewählt, aber Madame S. riet mir davon ab und bemerkte, ich könnte ja nicht wissen, ob Sie nicht schon andere Absichten mit Ihrer Tochter hätten. Noch einmal meine herzlichsten Grüße an alle.

Ihr Börne.

Paris, den 1. Januar 1837

V

Aus Briefen von Jeanette Wohl an Ludwig Börne

Frankfurt, 24. August 1821

Um Ihnen gleich antworten zu können, müssen Sie mit wenig und Verworrenem vorlieb nehmen. Es ist schon spät Nachmittag, vom Garten nach der Post weit, und ich [muß] in Eile schreiben!! – Berechnen Sie darnach meine Bedrängnis und meine Freundschaft zu Ihnen.

Über den Verlust Ihres Hutes habe ich vor großem Ärger herzlich lachen müssen. Jetzt lachen Sie auch, mein lieber Freund, über den Verlust der schönen Hoffnung des großen Losgewinstes, den Ihnen andere weggeschnappt haben. Ihr Zettel blieb steif und fest – liegen. Jetzt zeigen Sie, wer Sie sind! Und wenn kleine Seelen so vielen Stürmen unterliegen würden, so setzen Sie nun mit verdoppelter Kraft Ihr Glücksrad *selbst* in Schwung, arbeiten Sie, lieber Freund, damit Sie einen neuen Hut und ein Los zur sechsten Klassenlotterie kaufen können.

Ich bin nur vergnügt, daß Sie angenehm gereist und daß der Kondukteur Sie friedlich ziehen lassen, denn mich wandelte manchmal eine kleine Ängstlichkeit darüber an, nun von dieser Seite kennen Sie mich schon. Seien sie nur fortwährend recht vergnügt, recht fleißig und nicht unbesonnen, und lassen Sie sich durch einen verlornen Hut nicht irren, den Weg zur Besserung aufzusuchen. Verlieren Sie nur den guten Willen nicht, mir etwas zu Gefallen tun zu können. Machen Sie nur, daß ich aus Ihrem nächsten Briefe höre, daß es Ihnen gut geht, dann nur erst ist es mir eine wahre Beruhigung, Sie nicht hier zu wissen. Sie dürfen mich nicht mißverstehen; ich habe hier noch so wenig Erfreuliches an mir und meinen Freunden erlebt, daß, wenn ich noch irgend Gutes hoffe, ich es mir aus der Ferne kommend denke, machen Sie den Anfang, und täuschen Sie meine Erwartungen nicht.

. . . Wie Sie zur Stadt hinaus fuhren, sagte jemand zum *Reis* lachend „Jetzt haben wir doch einen zweiten Teil der Postschnecke zu erwarten.“ Beschämen Sie die Spötter, hören Sie mein Freund! –

In No. 203 des Allgemeinen Anzeigers der Deutschen steht etwas Lesenswertes für Sie, den neuen Roman betreffend.

Leben Sie wohl und recht vergnügt, nächstens mehr von Ihrer *darbenden Muse*

(sehr gewagt) J. Wohl

Frankfurt, 27. August 1821

Mein lieber Freund! Sie werden schon jetzt hinlänglich eingesehen haben, daß, wenn ich meine Briefe auch nicht mit guten Gedanken ziere, ich sie dafür mit den reichsten orthographischen Fehlern ausstatte. Es hat damit ein ganz sonderbares Bewandtnis. Wenn ich übersehe, was ich geschrieben, so bemerke ich selten einen Fehler, kaum ist der Brief weggeschickt, und ich überdenke, was er enthält, so präsentieren sie in meinem Gedächtnisse nach der Reihe eine ganze Menge neckischer Unrichtigkeiten, und ich bin beschämt und geplagt . . .

Bleiben Sie nur bei Ihren guten Vorsätzen, sparen sie nur soviel Sie können und denken Sie nur immer dabei, Sie wären, wenn auch kein – englischer Prinz, aber doch ein Prinz, so eine poetische Idee ist immer gut und sättigt manchmal statt aller wirklichen Kost. Wenn nur am Ende noch gar ein ordentlicher Mensch übrigbleibt, so ist das schon Gewinstes genug und mehr als sich vielleicht mancher wirkliche Prinz zuschreiben darf.

Darf ich nun hoffen, daß Euer Durchlaucht huldvoll die Gnade haben werden, mir – baldigst – von einigen literarischen Arbeiten Kunde werden zu lassen; meine und ganz Deutschlands Wünsche vereinigen sich, dieses Geschenk nach – langer Entbehrung in tiefster Untertänigkeit von Euer Durchlaucht zu erbitten . . .

1. September 1821

Ich habe die „Wanderjahre“ nur flüchtig gelesen . . . Die Ansichten über Goethe, über Kunst, das ist Ihnen alles aus der Seele geredet und muß Sie überaus erfreuen, aber soviel ich mich noch erinnere der Lebensansichten, die der Hauptmann darin ausspricht, so bin ich höchlich verwundert, wenn *Sie* denen beistimmen. Der Hauptmann denkt über vieles streng moralisch, worüber Sie lachen und leicht hinwegraisonnieren, er würde die Gesellschaftsverhältnisse, wie wir sie aus den Memoiren kennen, als eine Schule des Lasters und aller Verworfenheit erklären und – ich weiß ja, wie Sie darüber denken „was man nicht weiß, macht nicht heiß“! Ich höre Sie schon murmeln „mit den Weibern soll man über nichts reden, sie verstehen einem doch nicht“, und daraus geht schon wieder die Verschiedenheit der Ansicht des Hauptmanns und Ihrer hervor. Der Hauptmann

achtet die Frauen hoch, und Sie?! – Die Goethische Frauen werden und – auch nur, den Blumen verglichen, darin stimmen Sie Goethe bei, *ihm* ist dieser Standpunkt nicht hoch genug, was aber die Männer betrifft, da sind Sie einer Meinung mit ihm, und ich nehme mir die Freiheit, auch meine Stimme dazu zu geben, daß sie *alle* nichts taugen . . .
Ich habe Sie nun einmal zu meinem Glücksritter erwählt, und Sie dürfen nicht eher zurückkehren, als bis Sie mit Orden und Bändern geschmückt in Ihrer Vaterstadt auftreten können . . .

Sonntag 9ten

. . . Machen Sie doch keine so abenteuerliche Pläne! Ich will Ihnen [einen] viel solidern und wahrscheinlich auch ausführbarern vorschlagen, wobei Sie auch eine bedeutende Summe gewinnen könnten. Ein gewisser *Braun* aus Karlsruhe hat Ihnen einen Almanach auf d. J. 22 zugeschickt, und obschon sein und Ihr Freund Robert Beiträge dazu geliefert hat, so ist doch kein gescheites Wort darin. Sie wissen, wie erbärmlich der größte Teil der übrigen Almanache sind, ich schlage daher vor, daß *Sie* einen herausgeben sollen, und es scheint mir noch für dieses Jahr ausführbar, weil, besonders aus den rheinischen Briefen und mehrern aus einem geschriebenen Tagebuch dazu ganz gut zu benutzen wäre. Hübsche dazu geeignete Lieder die S. [Schmitt] fertig hat, könnte er Ihnen dazu geben. Müllner, der sich, wie es scheint, Ihnen gerne verbindlich machen möchte, würde Ihnen auch manches schon Fertige zuschicken, auch an Benzel-Sternau, die Herz, Uhland und andere könnten Sie sich wenden. Ich bin überzeugt, es würde ganz über Ihre Erwartung gelingen . . .

Freitag, 14. September

. . . Wenn Sie auch meinen Almanach-Plan verrückt nennen, so lasse ich mich doch nicht irre machen . . . Glückt Ihnen dieser Versuch, woran ich gar nicht zweifle, so könnten Sie in Zukunft in dieser Form fortarbeiten, die Ihnen doch so leicht ist, und die Leute werden sagen, das ist ein würdiger Nachfolger Thümmels . . .
Jetzt wäre nur noch eine kleine Schwierigkeit, nämlich, daß ich noch am Leben bin! Sagen Sie, müssen denn die Leute nicht tot

sein, von denen man Briefe drucken will, die sie bei ihrem Leben erhalten haben? Die Guste, zu der ich mich darüber äußerte, sagte „Ich traue Dir zu, daß Du Dich begraben läßt, nur um dem Dr. B. einige hundert Gulden zu sichern.“ . . .
Sie wissen, daß es dummer Leute Art ist, daß, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt, es gar nicht heraus zu reden ist. Ich lebe und sterbe nun darauf, die Briefe müssen gedruckt werden und Sie ein reicher und berühmter Mann dadurch werden. Und wenn Sie nicht einwilligen, so lasse ich sie auf meine eigene Kosten drucken, sie sind ja doch mein Eigentum . . .

Mittwoch, 19. September

. . . Ganz im Ernst tut es mir oft leid, daß ich nicht die Fähigkeit habe, schön, das heißt liebenswürdig zu schreiben. Ihre Briefe sind es, und Sie armer Mensch müssen nun statt einer Belohnung mit meinen unschönen Briefen vorlieb nehmen. Hätte Ihnen das Glück nicht günstiger sein sollen und statt mir eine M. oder Julie Saaling zuführen können! Sagen Sie mir keine Schmeicheleien, das würde ich übelnehmen! . . .

Frankfurt, Montag, 24. September

Cotta ist wieder in Stuttgart, und statt darauf bedacht zu sein, seine Gegenwart zu benutzen, treiben Sie Ihre Kindereien mit Kommen und Laufen, vor wie nach. Es ist traurig, daß Sie nie sich bessern werden, und nicht wenig betrübt mich, meine Hoffnungen auf Ihre veränderte und stetere Sinnesart immer von neuem wieder getäuscht zu sehen . . .
Gestern war Dr. Goldschmitt zu Besuche bei mir, es war die Rede von Ihnen und über das Verhältnis zu Ihrem Vater; und da habe ich wieder von neuem den herzlichsten Ärger gehabt . . .
Das erbärmliche Verhältnis, in das Sie zu Ihrem Vater stehen, daß Sie immer doch in Fälle geraten, wo Sie um einen Bettel sich zu Bitten und Vorstellungen herablassen müssen, erniedrigt Sie, und geholfen wird Ihnen von dieser Seite doch nicht . . .
In keinem Fall gehen Sie von dort weg, ehe Sie alles versucht, alles aufgeboten haben, was Sie zu einem nützlichen Zwecke führen könnte. Was wollen Sie denn hier machen? Sie wissen ja, daß Sie nicht einmal in der Lesegesellschaft aufgenommen sind. Schöne Aussichten zu einem Avancement! Es wundern sich

viele, daß Sie sich nicht um eine Anstellung im Württembergischen bemühen, das wäre ein ehrenvoller und tätiger Wirkungskreis für Sie, ganz angemessen Ihren Fähigkeiten und Ihrer Sinnesart. Oder, wenn es auf eine rechtliche Weise geschehen kann, warum reden Sie nicht mit dem Cotta wegen der Übernahme der *Annalen*, das wäre ein sehr bedeutendes Einkommen, und einen Gehülfen zur Erleichterung der Arbeit könnten Sie schon um ein weniges finden . . .
Wir sind in voller Arbeit mit dem Abschreiben Ihrer Rhein- und Pariser Briefe. Da Sie es meinem Gutdünken überlassen haben, so habe ich zusammenhängende Auszüge daraus gemacht, die Sie nun freilich ergänzen müssen; was ich ausgelassen, hätten Sie aber auch schwerlich benutzen können, und Erinnerungen hätte es Ihnen gar nicht gegeben. Sie werden sehen, daß alles mit großem Beifall aufgenommen werden wird, ich bin überzeugt, daß sie Ihnen beim Durchlesen selbst gefallen werden. Wenn wir gute Freunde bleiben sollen, dann erzählen Sie unseren rheinischen Zank nicht, ich weiß, daß Sie es nicht im Ernste tun wollen, aber ich kann schon solchen Spaß nicht ertragen, und es ist gar nicht fein, daß Sie Ihre Freude daran finden, mich zu necken und zu ängstigen. Und recht behalte ich doch, das kann mir ganz Europa und Ihr liebes Publikum nicht streitig machen . . .
In welchem Format werden Sie es drucken lassen? Nur ja keine enggedruckte Bogen wie in der Wage, da kömmt wenig dabei heraus, obschon ich doch besser gerechnet habe, als Sie glauben, ich schicke Ihnen gewiß mehr als drei Bogen. *Sauerländer* hat nach Meßgebrauch eine kleine Rechnung von fl. 85,35 zugeschickt, grämen Sie sich nicht darüber, es wird schon alles gut gehn. Sie haben für meine Briefe eine Equipage angeschafft und lassen sie herumfahren? Wissen Sie auch, daß Sie sich durch diese letzte Verschwendung ganz zugrundegerichtet haben! Denn wo wollen Sie das Geld dazu hernehmen, und wie wollen Sie mein Vertrauen wieder gewinnen? und wenn sich auch das eine wieder erwerben läßt, so haben Sie doch das andre auf eine unersetzliche Weise verschleudert. Schaffen Sie diese Equipage wieder ab, mein Freund, da Ihre Umstände vorderhand einen solchen Aufwand nicht zulassen, und verwahren Sie meine Briefe unter Schloß und Riegel, wie sich's geziemt. Bevor ich diese

feierliche Versicherung und Zusage erhalte, keine Zeile von mir. Punktum. Streusand darauf. Und nun hören Sie meinen letzten Willen, obschon ich noch gesund und frisch bin und noch lange zu leben hoffe und wünsche, wäre es auch nur darum, um Ihnen Sünder von Zeit zu Zeit eine heilsame Buß- und Strafpredigt zu halten. Sie tun für jetzt, worum ich Sie anfangs des Briefes schon gebeten habe, sein Sie doch nur nicht so ängstlich zurückhaltend mit dem Cotta, besorgen indessen die Wage, und das Arragement der Rheinbriefe, auf Weihnachten machen Sie mir dann das unaussprechliche Vergnügen und besuchen mich in Frankfurt in meiner neuen Wohnung; . . . und zum Weihnachtsgeschenk bringen Sie mir mit – Ihr elegantes Rheinwerkchen, genannt „Neujahrsgebinde"; ist das nicht schön ausgedacht, gestehen Sie nur, für diesmal sind Sie beschämt. Sie erfreuen, ergötzen sich an meine Fehler, und ich – an Ihre Vorzüge, denn drei Monate vorher schon bin ich glücklich bei dem Gedanken an dem Ruhme und dem Beifall, den Sie durch Ihr schönes und – fehlerfreies Schreiben einernten werden . . .

Sonntag 30. September

Ihr Jean Bien ist ein ganz köstlicher Mensch, besonders gut kleiden ihn seine weitläufige Knöpfe und der neue Hering. Der Mensch wird Epoche machen, ich werde mich um ihn bemühen und ihn in alle bedeutende Häuser und Zirkel einzuführen suchen . . . Aber wie ich zu der Ehre *der* Verwandtschaft komme, begreife ich noch gar nicht. Sagen Sie nur, gestehen Sie's nur ein, sind Sie denn nicht der größte und ärgste Verleumder! Wo hätten Sie denn je Gelegenheit gehabt, solche Virtuositäten an mir zu bemerken? . . . Adieu, Herr Doktor, Sie hören kein Wort mehr von mir . . . Geweint habe ich vor Schmerz über die – – – köstlichste Bissen, die der herrliche Junge, der Jean Bien, täglich in seiner Gewalt bekömmt . . .

Aber in der Tat, ich erkenne mich fast selbst nicht mehr, so haben Sie mich vermummt, bald bin ich eine Eßkünstlerin, bald ein Kapuziner und dann wieder eine Frau Pastorin! Ich glaube gar, Sie wollen Komödie mit mir spielen? Trotz all Ihrer Schelmerei ärgern Sie mich doch nicht, und damit Sie nur wissen, wie ich heiße und heißen werde: Dero ganz gehorsamste Dienerin, Frau Jeanette Wohl, geborne Wohl und zukünftige Wohl.

Wohl bekomm's Ihnen, Herr Doktor! Sie müßten ein zweiter Jean Bien sein, wenn Sie diesen *Nachtisch* gut verdauen ...

Samstag 6. Oktober

Ihren Eßkünstler sollten Sie malen, das heißt drucken lassen, er verdient es, ich stehe Ihnen dafür, daß er sehr gefallen wird. Der Mann ist trefflich portraitiert, da ich aber keine Familienähnlichkeit, auch nicht den kleinsten Zug von mir an ihm erkenne, so will ich, daß Sie ihm einen andern Namen geben ...

Freitag, 19. Oktober 1821

Sie leihen die Maske der Demut und verstecken sich hinter dem Esel! Aber diese List verbirgt den Schalk nicht, der ganz deutlich in der Bitte versteckt liegt „ma bonne, befehlen Sie Ihrem Esel“ ... ein jeder guter Esel tut seine Schuldigkeit, Sie aber tun nichts! ...
Wie, *ein* Wag-Heft ist noch nicht einmal fertig? Die Zeit der Abwesenheit scheint Ihnen kurz zu werden ... Sie haben sich wahrscheinlich in der Deklamationskunst zu vervollkommnen gesucht; wie ich höre, haben Sie dort [in Stuttgart] mit einer Schauspielerin in einem Hause gewohnt, warum überlassen Sie andern Leuten, zu ergänzen, was Sie mir zu schreiben vergessen? ...
Ja wohl, fühlen Sie sich nur beschämt, daß Sie List gebrauchen müssen, einen unschuldigen Schulknaben auszuholen, um sich die Beschämung der überführten Unwissenheit zu ersparen ...
Ihr geistvoller Neffe heißt Louis, das wird ein andrer Mann werden, als der Frau Herz ihr Louis; diesem ward zwar auch manche gute Gabe, aber – doch, sprechen wir nicht davon. Jener aber, Ihr Neffe, hat viel Fleiß, wie Sie sagen, und ist blaß, interessant, sogar schön wie die Leute sagen, – ja, das wird ein andrer Louis werden! ...

Mittwoch, 24. Oktober

Sie sind den Esel schon wieder müde! Das wußte ich gleich, daß Ihre Natur den nicht lange verträgt. In der zweiten Verwandlung treten Sie wieder als Fuchs auf, der kleidet Sie schon besser, da habe ich Sie gleich an der Physiognomie erkannt ... Also nun heraus damit, Herr Fuchs in der Fabel, die unver-

heiratete Schwester, ist sie schön, jung, liebenswürdig??? Also aus meiner vorgeschlagenen Partie mit dem reichen Buckelchen wird nichts? Sie alter Narr werden wieder jung, machen dumme Streiche und vergaffen sich in *Eigenschaften ohne Geld.* Das war freilich vorauszusehen, wenn Sie nicht mehr unter guter, unter vernünftiger, unter *meiner* Aufsicht stehen! Ja, ich rede stolz, gekränkte Liebe, gekränkte Eitelkeit, Verzweiflung – Bösewicht!

... Ja, ich sehe es prophetisch voraus, auch noch die eine Saite der Apollon-Leier, die Sie zu besitzen glauben, wird nur allzubald in dem plumpen Bierlande versiegen!

Wir wollen wieder gute Freunde sein. – Was macht mein Liebling, mein Almanach? Haben Sie die Abschriften schon durchgelesen, sind Sie damit beschäftigt, sie zu ordnen, Sie weichen mir immer aus ...

26ten ... Sie gehen also noch nicht nach Wien, das ist mir in jedem Fall lieb, weil Sie sich in München auch nützlicher beschäftigen können. Den Namen für Ihren Eßkünstler will ich, weil Sie es doch so wollen, nächstens bestimmen ...

Donnerstag, 1. November

... Aber nun sollen Sie auch wissen, daß Ihre Vorwürfe mir wehe getan! Ich war nie wandelbar, mit wem ich es herzlich gut meine, der bleibt mir ewig wert, und *Sie* dürften wohl der letzte sein, gegen den ich diese natürliche Neigung und Gesinnung verändern könnte. Von dieser Seite glaubte ich von niemand mehr gekannt zu sein als von Ihnen, ja es ist sogar not, daß Sie diesen Vorzug an mir anerkennen, denn niemand kennt auch so genau die Mängel und viele viele Fehler, die mir ebenfalls zuteil geworden, als Sie, mein Freund!

Es ist wahr, daß die Teilnahme und große Anhänglichkeit an so vielen Menschen und wieder die so unverkennbare Liebe so vieler zu mir mich mehr quält als beglückt, besonders jetzt, da unter meinen Freunden gegenseitig eine gewisse Spannung herrscht, und ich unter so viel nur noch die einzige bin, die von allen gleich wert gehalten wird. Das wird mir aber oft zuviel, und ich leide unsäglich dadurch, daß, während ich dem einen genug tun möchte, ich den andern zu vernachlässigen scheine Diese peinliche gegenseitige Verhältnisse haben schon oft auf's

Lebhafteste den Wunsch in mir erregt: allen kannst Du doch nicht helfen, so hilf wenigstens Dir selber, und fort aus dem beengenden Kreis heraus, wo ich vor allzu vieler Liebe fast erdrückt werde. Aber es ist nicht zu helfen, Sie können es auch nicht.

Sie wollen mich ruhig, glücklich sehen! Sie wünschen dies mit Wärme, das weiß ich von früher, und Ihre herzliche Meinung fühlt sich selbst dem toten Buchstaben an. Ich soll heiraten! Sie meinen es so gut, so ehrlich, daß es undankbar wäre, wenn ich mir nicht, schon um Ihrentwillen, die Mühe gäbe, darüber nachzudenken. Denn gewiß, ohne diese Aufforderung wäre es nicht geschehen. Nicht aus Leichtsinn, wie Sie mir vorwerfen, unterbliebe es, sondern weil ich weiß, daß es zu nichts führt. Kurz und offen: Erinnern Sie sich noch meiner frühern Erklärung? *Sie* kann ich nicht heiraten, dazu gehört mehr Mut und auch mehr Selbstvertrauen, als ich habe. Den Dr. Br. kann ich auch nicht heiraten, dazu habe ich Sie zu lieb, und dazu gehörte so viel Zeit, daß er und ich graue Haare hätten, ehe es zu einem Ja käme . . .

Freitag, 2. November . . . Befassen Sie sich nicht mit dem Studium des Korans, mein lieber Bajacet, und schreiben Sie täglich Ihre erhabene und ordinäre Gedanken, Bemerkungen, Ansichten etc. etc. alles nieder, zweimal die Woche, schicken Sie mir dies sogenannte Tagebuch, und dann wird sich finden, was daraus benutzt werden kann. – Also noch kein Wagheft im Drucke, es ist unerhört! . . .

Gestern hörte ich die Zauberflöte, wären wir nur jetzt gute Freunde, daß ich mit Ihnen davon reden könnte, über den unendlichen, den himmlischen Genuß, der eine Mozartische Oper gibt . . . Denken Sie, in der Loge neben mir hörte ich ganz deutlich von mir sagen: „Das ist eine sehr genaue und gute Freundin vom Dr. Börne, dem unrühmlich bekannten Wag-Banqueurouteur“! Schöne Ehre hat man von Ihrer Bekanntschaft! . . .

Freitag, 30. November 1821

. . . und für alle die Plattheiten und Zeitungskriechereien gibt's gar kein Damm mehr, kein Blatt dagegen, das diese niedrige Schmeichler im Zaum hielt? Schläft Brutus? (Ich bin kein Ge-

schichtsschreiber und darf nicht duzen). Schade, daß der brave Börne für die politische und literarische Welt verloren ist. Der hat immer unumwundne Wahrheit gesagt; es heißt, er sei ein reicher Mann geworden, er lebe von seinen Renten und bekümmere sich nicht mehr um Welthändel ...
Stiefel kömmt öfter, wie ich Ihnen schon gesagt. Und *wie* lasse ich mir vom Börne erzählen, und was weiß ich nicht schon alles ... Er bringt mir auch nächstens einen Brief und mehrere Aufsätze, die er noch von Ihnen hat, wir projektieren, diese Ihre Sachen drucken zu lassen, und wollen eine Vorrede und Nachrede dazu liefern. Die Vorrede überlasse ich ihm, aber die Nachrede – da will ich mir Luft machen ...

Montag, 3. Dezember 1821

... (Beförderungsträume). Das Bibliothekgebäude ist schon bis unter das Dach herangewachsen und sieht mir recht keck den ganzen Tag ins Fenster herein. Das verdroß mich, und da es gerade am Dienstag war und ich mit Ihnen nicht zanken konnte, und zanken muß ich nun einmal, wie Sie mir nachsagen, so rief ich ihm ganz ärgerliche Worte hinüber, und daß er, der böse neidische Koloß, mir den reizendsten Teil der Aussicht entzöge. So will ich Deinem Freund eine schönere und entschädigende dafür bieten, rief er mir zu. (Der Grobian, mich zu duzen und *Sie* meinen Freund zu nennen, da er mein nächster Nachbar, sollte er doch wissen, daß vieles mit uns anders geworden.) Ich erschrak zwar anfangs über die Anrede des steinernen Gastes, faßte mich aber bald wieder und horchte seinem ferneren Worte, kurz, ich fürchte mich doch ein bißchen, so geisterartig zu reden, und will Ihnen nur rundheraus sagen, daß es mir durch den Kopf fuhr, ob Sie nicht mitbewerbende Ansprüche machen könnten, als Bibliothekar hier angestellt zu werden. Ich wollte mich zwar nicht mehr in Ihre Angelegenheiten mischen, aber mein Nachbar Koloß droht mir, es auszurichten. Wenn die Sache Ihnen einleuchtet, könnten Sie doch an von Bethmann, Willemer, Kirchner, Rheinherz, Willmanns, Schlosser etc. schreiben.

Freitag, 14. Dezember 1821

Sie waren krank! Das hat mir noch gefehlt. So fürchterlich mich auch diese Nachricht erschreckt hat, und soviel ich auch

geweint, daß [ich] nach meiner gewohnten Art [es] nicht an Vorwürfen gegen mich selber habe fehlen lassen, daß ich schuld daran, daß [Sie] in der Fremde sind, daß Ihre Angst, nicht *hier* krank zu sein, das Übel hätte gefährlicher machen können; so bin ich doch jetzt wieder beruhigt, Sie dürfen mir's glauben. Ich bin beruhigt durch Ihren scherzhaften Brief, der die Farbe der Gesundheit trägt und – durch die Vorstellung, welche qualvolle Lage es für mich gewesen, wenn ich bei Ihrer Krankheit anwesend, Sie nicht hätte pflegen können, so liebevoll und treu, wie ein Kind, wie eine Schwester – wie eine Freundin, die zwar in gesunden Tagen oft mit Ihnen grollt, aber in Not und Gefahr alles bis auf den letzten Blutstropfen für Sie hingeben könnte. Aber daran glauben die Leute nicht, daß es reine Freundschaft geben könne, daß man sich gut sein könne, wie ich es Ihnen bin, ohne sich heiraten zu wollen. Doch hätte ich in diesem Falle selbst auf die Gefahr, die Welt Böses sagen zu lassen, meiner guten Überzeugung und meiner bessern Neigung gefolgt, und mich als Krankenwärterin bei Ihnen etabliert. Sie wissen, wieviel das bei meiner ängstlichen verzagten Natur heißen will, erkennen Sie es an, mein Freund, und hüten Sie sich, in der Entfernung von mir je wieder krank zu werden ... Sie schelten mich sonst immer ängstlich, Sie kennen mich noch nicht genug, um zu wissen, daß, wenn es auf wichtige Dinge ankömmt, ich mehr Mut habe, als Sie mir zutrauen dürften ...
Sie sollen auch nicht nach Wien, wozu? Sie haben ja entschiedne Abneigung, und mit Recht. Ich weiß auch gar nicht, was bei Ihrer Gesinnung Ihnen dort für große Beförderung bevorstehen könnte. Ängstigen Sie sich nur nicht wegen Geld, und wie Sie den Winter ausreichen werden, ich weiß schon die Mittel, wie dafür auf eine leichte Weise gesorgt werden kann, in meinem nächsten Briefe werde ich sie Ihnen angeben, heute habe ich keine Geschäftslaune ...
Und nun sage ich Ihnen, Ihre Briefe sind mir noch immer schön und unterhaltend genug, deswegen brauchen Sie nicht nach Wien zu reisen, das wäre auch eine merkwürdige und wichtige Ursache. Auch hoffe ich von meinem genesenden Patienten, daß er bald völlig von solchen faselnden, noch etwas krankhaften Anreden und Ausrufungen wie „mein schöner Engel“ geheilt werde und sich in recht gesunder kernhaftiger Sprache verneh-

men lassen wird. Solche Süßigkeiten könnten *mich* gar bald krank machen.

Sie haben unrecht, und *mir* tut es nicht leid, wenn Ihre Briefe gedruckt werden, es wäre gar zu eigensüchtig, wenn ich Ihnen und der lesenden Welt den Genuß und den Vorteil davon entziehen wollte. Was Sie Freundliches, Persönliches mir darin gesagt, bleibt ja doch mein, und unverzeihlich wäre es, wenn ich das, was andre erfreuen und auch nutzen kann, wie ein reicher Geizhals in meinem Briefschatzkästlein versperren wollte ... – Wäre es Ihr Ernst und hätten Sie wirklich gefürchtet, an Ihrem Testamente zu sterben? *Sie*, abergläubisch! ...

Sein Sie lieber stark und mutig, mein lieber Freund, jetzt, wie bei Ihrem einstigen Testamente, und sollten Sie auch wenige Bücher schreiben, weil ich Ihre Gesundheit Ihrem Ruhme weit vorziehe. Besser die Nachwelt sage einst von Ihnen „Er war zwar – ein großer Müßiggänger, aber ein echter Philosoph im Leben und im Sterben!" ...

Freitag, 28. Dezember 1821

Mein lieber Freund!

Ich verliere immer den Atem, wenn ich von Wien höre, und nur der einliegende Zettel, der den Wunsch enthielt, nach Frankreich oder der Schweiz zu ziehen, führte mir wieder eine erquickende, Freiheit atmende Luft zu. Ich habe mit St. [Stiebel] und R. [Reis] auf Ihre geforderte Bedingung des Schweigens über diese Angelegenheit gesprochen. Sie werden ihre Ansichten aus den eingeschlagenen Briefen ersehen. Das einzige, was Sie vielleicht tun sollten, wäre, Ihrem Vater zu schreiben, ihn offen, unverhohlen und ohne Umwege zu fragen, was Sie denn eigentlich in Wien sollten? Es ist freilich auch dann noch zu befürchten, daß er Sie umgehen könnte, Ihnen andre Dinge angäbe, als er wirklich im Sinne führt, und erst mit der Wahrheit herausrückte, wenn Sie einmal dort sind. Bei unsrer Sitzung gestern nachmittag gleich nach Empfang Ihres Briefes wurde viel deliberiert. Die Ratsversammlung bestand nach Ihrem weisen Gesetze nur aus mir, Oberrichter, und meinen beiden Senatoren St. und R. Die Frage war, was für einem wahrscheinlich großen Glücke Sie denn eigentlich entgegengehen könnten? St.

sagte, Sie könnten vielleicht für die gute Sache wirken. Metternich wäre ein guter Kopf und wäre für alle diese Dummheiten nicht, *er* (St.), der er in seiner Gesinnung fest wäre, ginge hin, sich zu amüsieren, sich umzusehen und auch zu hören, was man eigentlich von ihm wolle, auch würde das Ihren Ruf dann noch mehr heben, wenn man hörte, daß Sie eine Anstellung ausgeschlagen. R. war dagegen und behauptete, daß in jedem Fall Gefahr und Verdruß vieler Art für Sie daraus entstehen könnte. Der Schluß blieb noch, daß, wenn man Sie dort um jeden Preis gewinnen wollte, man Ihnen alle Wege zur Rückkehr und zum Weggehen abschneiden könnte. Ihr Vater würde Ihnen Geld versagen, Ihren Paß könnte man zurückhalten, und so wären Sie am Ende noch gezwungen, sich wie eine ausgehungerte Festungsgarnison auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Mir wurde schon wieder ganz eng und beklommen, und sorgen Sie nicht, an meiner Dienstfertigkeit soll es nicht fehlen, daß Sie Ihren Reisepaß auf's schnellste erhalten. Übrigens hätten Sie doch nicht nötig, war unser aller Meinung, so schnell von München fortzueilen. Ihre Gesinnungen können Sie Ihrem Vater nicht aufopfern, aber da Sie ihn doch schonen wollen, wollten sie ihn, wie schon gesagt, erst anfragen, was er denn wolle, und seine Antwort abwarten. Wagen Sie denn etwas dabei? Daß Sie sich aber so große Sorge um der Sache [willen] machen, ist doch im Grunde recht töricht. Sind Sie denn nicht frei? Sind Sie denn durch irgendeine Rücksicht in der Welt gezwungen, das Schlechte wider Willen zu *wählen* und das einmal anerkannte Wahre und Gute oder – die Wahrheit selbst aufzuopfern? Welcher Zwang, welcher grausame Druck, welches widernatürliche Zerstören seiner ganzen Individualität! Und wofür? Ich suche nach einer Antwort auf diese Frage und weiß keine zu finden. Welch ein Unsinn!

... Sie hassen die Tyrannei und lassen sich doch von einem so kleinen großen Despoten – Ihrer Trägheit – beherrschen, ist das recht? ...

Ich meine, Sie hätten dem Cotta und nicht der Neckarzeitung den Antrag wegen der Pariser Korrespondenz machen sollen, selbst wenn von einigen hundert Gulden Vorschuß die Rede gewesen ...

Vor allem aber mein Freund, bleiben Sie der alte „*Hans ohne*

Sorgen". Das grämliche Wesen widerspricht Ihrer Natur und kleidet Sie nicht. Wollen Sie sich denn der Gefahr aussetzen, aufzuhören zu gefallen? Seien Sie wie gewohnt froh und heiter ... Fassen Sie Mut, am Ende löst sich doch alles noch glücklich – oder wie es sich lösen muß. Das ist ja die Stütze, die uns durchs Leben führt, der Trost, der uns das Leben ertragen läßt. Leben Sie wohl, mein lieber Freund, und gleich Ihnen in Freud und Leid Ihre

J. W.

14. Januar 1822

Lassen Sie sich erzählen. Vorige Woche war ich verdrießlich, ungeduldig, wegen der Schreibverwirrung. Ich suchte mich durch allerlei zu zerstreuen, und da fiel mir das Päckchen Papiere in die Hände, das Sie mir aufzubewahren gegeben und, wohlgemerkt, auch zu lesen erlaubt hatten. Was fand, was las ich! Eine ganze lange Reihe von Briefe, mit einer noch längeren Reihe Ermahnungen von Ihrer mütterlichen Freundin Frau Hofrätin Herz. Ei, ei ei! Wenn ich das gewußt, daß Sie schon 1802 so wenig getaugt und so wenig Folgsamkeit gezeigt, wie hätte ich fein 1821 alle die eindringlichen Weisheitslehren bei Ihnen ersparen können. Mein Gott, was wären Sie ein Muster von Vollkommenheit geworden, wenn Sie dem Guten und Vortrefflichen so lange beständig und anhänglich geblieben, als Sie es dem Nichtguten und Ihren Fehlern geblieben sind. Und Sie unterstehen sich noch, mir auch nur ein böses Wörtchen zu sagen! Sie neunzehn Jahre langer Müßiggänger! Nichts gelernt, nichts geworden, nichts getaugt – und nicht gebessert! Ei ei ei, wenn ich das gewußt! ...

Aber Sie, wenn ich mit Ihnen zanken wollte! Ich brauche dazu keine Bücher, selbst keine Erinnerungen. Sie sind darin so gefällig, einem immer vom neuesten Tage neuen Stoff zu geben. Bei der Postexpedition sind von Ihren *Wag-Abonnenten* die schreiendsten Klagen eingelaufen, „man solle entweder die folgenden Hefte oder das schon dafür bezahlte Geld zuschicken." – Sind Sie bei Kasse, bei Geld- oder Kopf-Kasse? so bezahlen Sie doch die Leute, das will sich gar nicht für einen berühmten Mann schicken, *in diesem Sinne* die europäische Welt so laut über sich reden zu lassen ...

Dienstag, 22. Januar

Sie mögen sagen, was Sie wollen, und „die physische Beschaffenheit Ihrer Seele und Ihres Geistes“ möge von der Art sein, wie Sie sagen, so ist dies immer noch kein hinlänglicher Grund, Ihre Aufführung zu entschuldigen! Drei Waghefte, die Sie einem *ganzen Publikum* schuldig sind, in so langer Zeit zu liefern, übersteigt Ihre Kräfte nicht, das weiß ich. Und nach dem bedeutenden Honorar, das Ihnen bezahlt wird, fl. 1000 jährlich zu erschreiben, ist wahrlich auch kein Riesenwerk. Ich habe nicht so viel Verstand als Sie, aber das weiß ich doch recht gut – und ebenso gut als Sie, daß sich Geisteswerke nicht erzwingen lassen. Auch habe ich niemals von Ihnen gefordert, daß Sie *viel* schreiben, um Habsucht oder Ehrgeiz zu befriedigen. Ich habe nur von Ihnen gefordert, daß, da Sie von Natur müßig und träge sind, Sie Ihr Geld nicht verschleudern sollen, und das wenige, was zu Ihren eigentlichen Bedürfnissen erforderlich, erschreiben oder, auf welche sonstige ehrliche Art es auch sei – erwerben sollen. Noch einmal, das ist ein Leichtes für Sie. Dann könnten Sie erst recht nach Ihren innern Neigungen leben, und wenn Sie – [einige Worte unkenntlich gemacht] hätten Sie dies schon längst getan, oder würden es noch tun. „Das war nur so meine Meinung, halten zu Gnaden“!

Samstag, 9. Februar

Freilich dachte ich zu solide von Ihnen! Sie treiben sich also auf Bällen herum und – gähnen, wenn Sie mir schreiben sollen, wie ein zweiter Herr von Langsalm. Aber das ist noch kein Zeichen baldiger Ehe, denn wenn eine so drohende Langeweile und ein so gräßlicher Ungehorsam vorhergeht, wird man sich wohl hüten, ein so idealisches Verhältnis anzuknüpfen. Was macht die Wage? Werden Sie bald die Wage herausgeben? Was lassen Sie diesmal in Ihr Wagheft drucken? Kommen große prachtvolle oder kleine niedliche Aufsätze in Ihrer nächsten Wage? Das Publikum sieht mit angenehmen Erwartungen Ihrem nächsten Wagheft entgegen. Wie freue ich mich auf die Wage. Theaterkritiken kommen wohl diesmal schwerlich in Ihrer Wage? Doch wäre es wohl nicht uniteressant, über die Stuttgarter Bühne in der Wage zu lesen. Sie können es gewiß gar nicht erwarten, bis Sie mir das erste Exemplar zugeschickt, Sie

guter Mensch, nein wie Ihr einziges Bestreben nur darauf hinausgeht, mir Freude zu machen, mir einen kaum ausgesprochenen Wunsch abzulauschen und mich mit einer unerwartet schnellen Ausführung zu überraschen. Ich grüße freundlich den Herausgeber der Wage, aber nur an den Verfasser dieser Zeitschrift ist dieser Gruß und meine Zuschrift gewendet. Sollte er sich diesem Berufe entzogen haben oder noch entziehen wollen, so sehe ich mich gezwungen, ihm auf lange ein Lebewohl zu sagen – oder – die Wage! die Wage, Wage, Wage, Wage ... die Wage!!! J. W.

Den 13. Februar

Die Wage!!!!!

J. W.

Mittwoch 27. Februar 1822

Ihre Briefe machen mir unendliches Vergnügen, aber auch viel Ärgernis. *Sie* sind ungewöhnlich liebenswürdig, aber auch sehr boshaft. Was haben Sie mir da für einen Streich gemacht mit ihrem umgetauften Peter Schlund! Ich hoffte darauf, daß dieses Meisterstück in der Wage prangen sollte, und jetzt verschleudern Sie ihn am Morgenblatte ... Wo bleibt die Wage? Die Farben meiner verfärbten schönen gestickten Schärpe werden erbleichen, bevor ich sie dem Ritter ohne Ruhm und voller Tadel überreichen kann. Ach, die Wage! Sonst wagte ein Verehrer für seine Dame Leib und Leben, und Sie? Ach, die Wage! Deswegen verabscheuen Sie das Mittelalter, deswegen ist Ihnen der fromme Fouque ein Dorn im Auge, weil er nichts Höheres kennt als die Verehrung, die Folgsamkeit und die Demut gegen die Frauen! Gehen Sie nur, Sie gleisnerischer Mensch! Jetzt verstehe ich Ihren Heorismus, Ihre Humanität – Sie verabscheuen die Feudalzeit, weil Sie *ganz* frei sein wollen, das heißt, nicht einmal die zarten frommen Bande des Gehorsams gegen Ihre Gebieterin tragen wollen. Ach die Wage, ach meine Wage ...
Die Frau Tochter Plapplies hat Sie in Furcht gejagt, und mit Recht. Aber nicht die Frau Wohl-Otten hätten Sie zu fürchten, die war Ihnen immer gut, immer nachsichtig, wohl aber die Frau Wohl-Wage, die wird Sie plagen, wie ich von dato an mich immer unterzeichnen werde dero erharrende J. Wage

Donnerstag 14. März 22

... Vergangenen Sonntag war es zum ersten Mal den ganzen Winter etwas lebhaft bei mir. Der kleine Hiller spielte, es ist wahrhaft rührend, mit welcher Festigkeit und welchem Ausdruck dieses Kind grandiose Sachen vorträgt. Die Guste, der Siegmund Stern, der Reis, alles spielte, und ich habe auch mein Scherflein beigetragen mit meinem verlernten Gesange. Auch eine Fräulein von Hammerstein, des hannövrischen Gesandten Tochter, unsere nächste Nachbarin, ließ sich von der Röschen bei mir einführen. Denken Sie, wie der Zeitgeist auch auf uns gemeine Bürgersleute eingewirkt hat, ich habe mir kein bißchen Ehre daraus gemacht und war noch vergnügter, als sie weg war ... Wann kömmt die Wage? Adieu

J. W.

Montag, 18. März 1822

Was Sie wieder viel Lärm machen! Mir ist das gar nicht spaßhaft mit Ihrer ewigen Geldnot. Diesmal bin ich Ihren Klagen sogar zuvorgekommen, denn gestern schon hatte Samuel das Paket auf den Postwagen gegeben, enthaltend fl. 100 ... und die Wage und Zeitschwingen ...

„Gleiches mit Gleichem“, Not bricht Eisen, also auch meine Geduld. Da ich nun sehe, daß Sie hartnäckig darauf bestehen, die Wage nicht herauszugeben, so bin ich ganz fest entschlossen, die Auszüge aus Ihren Briefen, die ich sehr eifrig betreibe, Ihnen nicht zu schicken und hier bei Wenner auf meine Kosten als 6tes Wagheft drucken zu lassen. Punktum, Sand darauf ...

Mittwoch, 27. März 1822

Sie närrischer wunderlicher Mensch, wer wird denn gleich so empfindlich sein? Es war ja so böse nicht gemeint, aber – so ein bißchen Teufelei mag doch in mir stecken. Denn aufrichtig gestanden habe ich mich erfreut an Ihrem Ärger. Bisher waren Sie immer ganz unempfindlich gegen meine Bitten, meine Vorwürfe. Sie beliebten das nur mit spaßhaftem Spotte zu erwidern; siehe, dachte ich, wenn Du den geheiratet hättest: der gibt nicht nach, der ist gar nicht zu ärgern, und also – der taugt nicht zum Ehemanne! Nun – geärgert haben Sie sich leidlich,

aber nachgeben – folgsam werden – die Wage? – die Wage! – Der Fisch ist blau und bleibt blau! Wir wollen das einmal abwarten . . .
Nun seien Sie nur wieder gut, ich habe ja auch gar nichts weiter an Ihnen auszusetzen, als daß Sie meinen Wunsch wegen der Herausgabe der Wage nicht befriedigen; wenn einmal dieser Zanktopf erschöpft, was doch in Ihrem Willen steht, gebe ich Ihnen tausend gute Worte und unterstehe mich immer, Sie einen vortrefflichen Menschen zu nennen. Gehorsame Dienerin

J. W.

Dienstag, 9. April 1822

. . . Es kostet mich – Überwindung, ich muß das gestehen, in Geschäftssachen etwas für Sie zu tun oder Ihnen darüber zu schreiben; es kömmt ja doch nichts dabei heraus. Der Cotta hat Ihnen schon voriges Jahr fl. 2000 zugesagt für die Wage, ich bin gewiß, er hätte Ihnen diese Summe auch nur für 12 Hefte bewilligt. Monatlich ein Heft herauszugeben, mein Gott, das wäre ja für Sie eine solche Kleinigkeit . . .
. . . Einen schönen Reisegesellschafter habe ich mir auserkoren, er wird mir Ehre machen an allen Orten und Enden, wo wir hinkommen, wird es heißen: das ist der Wag-Betrüger! Schöne Titel, schöne Ehre! Dies alles gehörig betrachtet und noch dazu Ihre übergroße zärtliche Bemühung, jetzt schon einen Neckarstrudel aufzuspüren, dient Ihnen so sehr zur Empfehlung, daß Sie alle verschönernde Schnurrbärte und Backenbärte ersparen können. Auch ist es gar nicht fein von ihnen, daß Sie mir von dem Plane Ihres neuen Werkchens (es wird wohl beim alten *nichts* bleiben) kein Wörtchen mitteilen. So viel hätte ich doch durch meine Kopistenarbeit wenigstens verdient, daß Sie mir gesagt, wie viel und was Sie daraus benutzen können. Leid tut mir's in jedem Fall, daß Sie einzelnes herauszerren und nicht lieber das Ganze, mit gehörigen Aussonderungen, als „Tagebuch, geführt in München, am Rhein und auch zu Hause" (so ohngefähr) herausgeben, das würde Ihnen mehr Geld, auch mehr Beifall einbringen. Ich würde an Ihrer Stelle dem Cotta *alles* vorlesen und es ihm dann um einen viel höhern Preis, etwa einige hundert Karolin, verkaufen . . . Lesen Sie ihm Ihre Manuskripte alle vor, und lassen Sie sich's gut, das heißt viel, be-

zahlen. Tun Sie das, und gleich bei meiner Ungnade! (Refrain). Adieu Herr Ritter voller Furcht und voller Tadel!

J. W.

Dienstag, 23. April

... Es tut mir selber leid, daß ich den Freischütz noch nicht gehört, ich werde es aber nächstens tun. Darum brauchen Sie aber Ihr Urteil nicht zu verschieben, Sie können ganz Ihrer eigenen Einsicht vertrauen, denn obschon Sie kein theoretischer noch großer praktischer Musikkenner sind, so begreifen Sie doch sehr gut den dramatischen Zusammenhang, den Charakter einer Musik, davon haben Sie in frühern Opernrezensionen die besten Beweise gegeben; und so folgen Sie nur unverzagt Ihrem Gefühl und eigner Einsicht... So schmeichelhaft mir es nun auch ist, daß Sie so viel auf mein literarisches Urteil geben, so schelte ich Sie doch darum, entweder – einen Schmeichler oder kindisch verzagt oder verzogen und verwöhnt; wozu *noch* diese Ängstlichkeit, ist Ihnen Ihr richtiger Takt nicht Bürge, daß Sie nichts Abgeschmacktes sagen? Und daß alles, was Sie schreiben, ungemein gefällt, ist doch nicht mehr wie früher, wie im Anfange nötig, von mir bestätigt und versichert zu werden, da alle Welt Ihr Talent weit höher anerkennt, als Sie sich's je hätten träumen lassen. Also, ich bitte, nicht zu ängstlich, fassen Sie sich ein Herz oder – – – wäre Ihre Ängstlichkeit ebenso unbesiegbar als Ihre – – – Trägheit? Bitte gehorsamst um Verzeihung für diese Frage und diese Bitte! –

Mittwoch, 8. Mai

... Ich habe meinen Wunsch erreicht und durch den günstigsten Zufall von der Welt eine ganz angemessene Reisegefährtin gefunden ... Demoiselle Hirsch ... ein äußerst wohlerzogenes liebes hübsches freundliches Mädchen von 22 Jahren wird mich begleiten ... Es ist nur eine Stimme über das Mädchen, sie ist allgemein beliebt und sehr geachtet, sie hat mich diese Woche besucht und mir sehr gefallen. Alle loben meine Wahl ...

Montag, 13. Mai 1822

... An Paris habe ich auch schon gedacht, und früher. Aber ich dachte später, im Herbst erst, das heißt, statt nach Frankfurt

zurück nach Paris zu gehen, den Winter da zu bleiben, vielleicht länger oder gar – für immer –. Träume! Torheiten! Oder – wer weiß?! Vorerst wollen wir aber nach Bern oder Baden, das übrige wird sich finden ...

Dienstag, 21ten

... Wissen Sie, daß ich eifersüchtig bin auf meine Morgenblatt-Nebenbuhlerin? Sie schreiben feinere, zierlichere, artigere Briefe ans weibliche Publikum als an mich. Das leide ich nicht! Sie wissen, ich bin ein Neidhammel, – in diesem Punkte dürfen Sie mir niemals untreu werden ...

Montag, 3. Juni 1822

... Sie wünschen französisch zu schreiben, wo Sie doch schwerlich bei aller Anstrengung über eine gewisse Mittelmäßigkeit hinauskämen und so viele große Meister über sich hätten, während Sie im Deutschen den Platz eines Schriftstellers ersten Ranges einnehmen. Grimm war auch ein Deutscher, aber welcher Art: Sie wissen ja aus den Memoiren, daß ihn Rousseau schon deswegen haßte, weil er ihn einmal mehrere Stunden lang beschäftigt sah, seine – Nägel in möglichst zierliche Form zu bringen. Nun, wenn dieser Zug einen Deutsch-Franzosen bezeichnet – aufrichtig – könnten Sie da jemals in einen Franzosen umgewandelt werden?! Lesen Sie nur darüber Goethe in seinem „Leben" nach. Wie er die Unmöglichkeit zeigt, daß je ein gebildeter Deutsche in dem höhern Sinne des Wortes die französische Sprache sich aneignen könne ...

Stuttgart, 25. März 1824

Machen Sie sich keine Unruhe meintwegen. Ich bin es ziemlich gewohnt hier, zufriedner, und bereue es nicht, nicht nach Frankfurt gegangen zu sein. Bleiben Sie also so lange dort, als Sie mögen und es Ihnen frommt ...

Ihre Briefe machen mir unendlich viel Freude. Sie schreiben wie – wie – – Sie schreiben schöner wie gedruckt! Wären Sie nur ein Brief – ich wollte sagen, wären Sie nur so lieb und liebenswürdig wie Ihre Briefe, ich wäre ganz vernarrt in Sie ...

Stuttgart, 26. März 24

... Ich komme eben, halb drei, von Lindners, recht gute einfache Leute. Sie halten ganze Stücke auf Sie. Mit unserem Zanken ist's eigentlich doch kein *ganzer* Spaß, eben auf dem Wege zu Lindners erinnerte ich mich, wie sehr Sie mich, als wir das erste Mal zusammen hingingen, mit *sehr harten* Worten kränkten, als ich Sie bat, einen andern, bessern Weg einzuschlagen und an dem wir ganz nahe vorbeigingen. Das hat mich sehr nachdenkend gemacht, auf viele Stunden lang. Nein Sie sind nicht so gut wie Ihre Briefe! Die sind arglos, offen, freundlich und so wohlwollend – das sind Sie nicht alle, nicht immer – ach – beinahe hätte ich geseufzt! Ich glaube, der Lindner raucht gar nicht, das ist eine große Tugend, nicht rauchen oder auch sehr mäßig rauchen. Aber das unmäßige Rauchen, ein wahres Laster! Keine edle Französin würde sich entschließen, einem solchen Manne ihre Hand zu geben. Es gibt auch deutsche Frauen, die ähnliche Gesinnungen haben ...

Frankfurt, 1. Februar 1825

... Ob ich mir in Frankfurt gefalle und ob ich mir lange gefallen werde? Fragen, die ich mir selbst noch gar nicht beantworten kann, ich bin noch ganz verwirrt von dem vielerlei. Und nun, mein lieber Freund, schreiben Sie mir nur recht viel, was Sie treiben, was Sie lernen, was Sie phantasieren, hypochondrisieren, was Sie essen, wie Sie schlafen, kurz alles, was mit Ihnen vorgeht, schreiben Sie mir aber nur, wenn Sie Zeit und Neigung dazu haben, und arbeiten, rücken und ordnen Sie nur nicht selbst bei Ihrem Aus- und Einziehen, versprechen Sie mir das, nehmen Sie Ihren Lohnbedienten und geben Sie ihm das beste Trinkgeld von der Welt, dann wäre für unsere beiderseitige Zufriedenheit gesorgt.

Adieu, die Post geht, und noch die freundlichste Grüße von Ihrer J. W.

Dienstag, 8ten [Februar 1825]

... Wissen Sie, lieber Freund, was mir Sorge macht? *Ihre* Sorge, Ihre Unruhe, in die Sie wahrscheinlich durch Ihres Vaters Brief gesetzt worden ... Um was ich Sie aufs Inständigste, aufs Freundlichste bitte, machen Sie sich doch nicht gleich

so viele Sorgen und Unruhe, wenn Ihr Vater über Geschäftssachen mit Ihnen reden will, die Sache ist ja eigentlich gar nicht schlimm für Sie, und warum verlieren Sie gleich Ihren philosophischen Kopf, wenn es gerade darauf ankömmt, ihn vernünftig zu gebrauchen!
Sie sollen nicht so ängstlich wegen Cotta sein, ich beschwöre Sie ... Mein lieber guter treuer *Peter*, tue mir doch auch einmal den allergrößten Gefallen und sei wieder Hans ohne Sorgen, wie Du immer warst, der Mensch darf seine Natur nicht verleugnen, das taugt und führt zu nichts, merke Dir das, lieber allerbester Peter-Hans! ...

Samstag, den 12. Februar

... Eben komme ich vom Spazierengehen mit Reis, ein herrlicher Tag. Wir haben allerlei geschwatzt, er meint, wenn wir beide vielleicht wirklich die Torheit begehen könnten, uns zu heiraten, so sollten wir uns ein Gütchen kaufen. Stiebel sagt, Sie hätten viel Ähnliches mit Ihrem Vater, Blumenziehen, Hühner- und Vögelfüttern – und den vierten Tag verhungern lassen! (Auch mischen Sie mir die Gänse nicht hinein, das ist abgenutzt). Ich müßte Sie ja in den drei Jahren hinlänglich kennengelernt haben, sagte man mir, freilich, seufzte ich! ...
Daß Sie wieder Hans ohne Sorgen sind, macht auch mich vergnügt, und daß Sie mich zur Vertrauten Ihrer geheimsten Gesinnungen und Empfindungen machen, dafür kann ich Ihnen ja nur höchst dankbar sein – nein nicht dankbar, das ist ja Ihre Pflicht und Schuldigkeit, auch habe ich Ihr gegebenes Wort! Und verfahre ich denn nicht ebenso? ... Adieu, Gruß und Nichtkuß von

Ihrer J. W.

Samstag, 12. Februar 1825

... alle begreifen nicht, warum Sie sich nicht einmal gegen Ihren Vater aussprechen, wie Sie es gegen mich tun. Ihr Vater beklage sich hauptsächlich und mit Recht, daß er immer von Fremde, von dritten Personen höre, was Sie von ihm wollten, wie es Ihnen gehe usw. Alle meinen, da Ihr Vater doch noch in vielem eine falsche Ansicht von Ihnen habe und Sie besonders noch aus frühern Jahren, aus der Universitätszeit, beurteile, so

müßte es einen sehr vorteilhaften Eindruck auf ihn machen, wenn Sie gesetzt, vernünftig und klar ihm alles vorstellten. Dies könnten Sie ja in Briefen am leichtesten, denn die Gabe der Schreibberedsamkeit besitzen Sie ja genug; auch setzen Sie sich in Kredit bei Ihrem Vater, wenn er sieht, daß Sie auch *vernünftig* sein können. Sie bleiben ruhiger, besonnener dabei als in mündlichen Reden. Wäre dies auch ein Opfer für Sie indolenten Menschen, so sind Sie es doch Ihrem Vater und sich selbst schuldig ... Sie müssen aber vorsichtig sein und nichts sagen, wodurch Sie ihn von neuem gegen sich aufbringen könnten. Finden Sie Ihrer Ansicht nach einen Briefwechsel doch nicht ratsam, so unterlassen Sie es aufs mündliche Besprechen, aber auf diese oder jene Weise müssen *Sie sich selbst* gegen ihn aussprechen, damit er doch endlich einsehe, daß Sie ein Mann sind und mit und in der wirklichen Welt leben ...

Frankfurt, 20. Februar 1825

Mein lieber Freund!

Gestern vormittag war Ihr Vater zu Besuch bei mir, von halb elf bis zwölf Uhr. Er komme sich zu rechtfertigen, er habe im vorigen Jahre schon bei Ihrer Anwesenheit mit Ihnen gesprochen, nicht wie ein Vater mit seinem Sohne, sondern wie ein Freund mit einem Freunde, und so habe er erwartet, daß Sie dies einsehen, dankbar anerkennen und in seine so gut gemeinten wohlüberdachten Vorschläge auch dankbar eingehen würden; aber Sie wären von jeher die entschiedenste Opposition gegen ihn gewesen, in allen seinen Wünschen, in allen seinen Ansichten. – Sie sind ein zu einsichtsvoller Mann, Herr Baruch, erwiderte ich ihm, als daß Sie nicht einsehen sollten, daß von Seiten des Doktors weder böser Wille noch Eigensinn dies herbeigeführt. In politischen Ansichten ist die ganze Welt jetzt in zwei Hälften geteilt, dies sollte aber in Familienverhältnissen niemals störend eingreifen können. Was aber die Vorschläge über die Erbteilung Ihres Vermögens betrifft, das ist dem Doktor eine Ehrensache, und was *mich* bei der Sache interessiert und mir recht viel Verdruß macht, ist, daß es dem Doktor Kummer macht. Daß er sich's ordentlich zu Herzen nimmt, daß er jetzt erfahren müsse, was ihm niemals nur entfernt in den Sinn

gekommen sei, daß sein Vater einen Unterschied unter seinen Kindern mache und *ihn* sowohl in seiner Liebe als seiner Achtung so weit gegen seine andern Kinder zurücksetzen wolle. – Es wurde noch viel hin und her geredet, ich sagte, warum er sich überhaupt so viele Sorgen mache. Da er doch jetzt erst recht seinen Wohlstand genießen könne. Mit dieser *Sorge* seine Kinder zu versorgen, stünde er auf und lege sich nieder. Die Spiro bekomme auch ihren Teil nicht selbst, sondern er würde fest für die Kinder ausgestellt. Die 1100 Gulden, die er Ihnen bestimme, wären auf einer bestimmten Hypothek angewiesen, Sie wären ganz unabhängig von Ihren Geschwistern und hätten keine Interessen von Ihren Brüdern zu erhalten. Denn, fuhr Ihr Vater fort, ganz im Vertrauen, Madame Wohl, wenn es auf mir ankäme, sollte der Philipp auch nicht heiraten, wozu? Das ist beim Juden so, alles will heiraten, wie oft geschieht es beim Christen, daß mehrere aus der Familie nicht heiraten, damit das Vermögen bei einem bleibe und nicht zersplittert werde. Auch dem Philipp sein Vermögen sollte einst den Kindern Spiro heimfallen. Das ist eine frische, eine neue Generation. – (Ich:) Aber ich sehe gar nicht ein, Herr B., warum der Philipp oder sonst einer Ihrer Kinder seine Freiheit zu handeln, sein Lebensglück für andere aufopfern solle, damit diese andre alle das mehr haben, was er entbehren soll. Überdies scheint mir dies gerade der Weg zu sein, Zwietracht in eine Familie zu bringen, wenn man den Neid, das Mißtrauen der Geschwister gegeneinander erregt. – Der Schluß war: Glauben Sie mir, Madame W., dem Doktor seine sogenannte Freunde, seine Ratgeber, schaden ihm viel mehr, als sie ihm nutzen . . .
Soweit war es mir nun gelungen, das Gespräch in freundlicher Richtung zu erhalten, Ihr Vater suchte auch sichtbar sich zu beherrschen; da aber immer das Resultat blieb, daß Sie diese Angelegenheit als eine Ehrensache betrachteten, daß Sie sich wie einen unmündigen Menschen behandelt sehen und daß Sie nicht wüßten, wodurch Sie das verdient hätten, vergaß sich Ihr Vater und konnte seine gereizte Stimmung nicht verbergen. – Madame W., wir wollen uns daran erinnern, das Schicksal rächt sich an meinem Sohne, er wird sein Verfahren einst bereuen, ich bin Herr zu tun, was ich will, und mein Entschluß steht so fest wie der Stephansturm! Wenn sich mein Sohn mit mir in

Freundschaft vereinigt hätte, so wäre nichts Schimpfliches für ihn dabei gewesen, weil es mit seiner Zustimmung geschehen wäre, wenn ich aber ohne seine Zustimmung in mein Testament so gegen ihn verfahre, so steht er da beschimpft. – (Ich:) Sie werden mir erlauben, Herr B.: daß Sie Herr Ihrer Handlungen sind, ist gewiß; wie Sie mit dem Doktor verfahren werden, haben Sie dann mit Ihrem Gewissen auszugleichen, dann kömmt das Urteil der Welt, auch ist der Doktor nicht so gering geachtet, wie Sie vielleicht glauben. Alsdann hätte der Doktor erlitten, was er nicht verdient, aber mit seiner Beistimmung hätte er verdient, was er erlitten! – Ihr Vater, so schien es mir, war betroffen bei dieser Bemerkung, und ich selbst war nicht ohne Gemütsbewegung dabei. Ihr Vater empfahl sich unter Entschuldigungen, mir den Kopf vollgeschwatzt zu haben. Ich versicherte, daß er mir eine Ehre erwiesen, und daß ich hoffe, daß er uns öfterer besuche ... Ärgern Sie sich auch nicht über Ihres Vaters aristokratische Gesinnungen, das ist nun einmal so, und so unabänderlich wie die Ihrige. Mir scheint, oder ist vielmehr gewiß, Ihr Vater ist fest entschlossen, seine Pläne, Vorsätze, auszuführen, und hat dabei die Überzeugung, nicht nur allein recht zu handeln, sondern auch noch für Ihr Bestes zu sorgen. Sie aber sollen sich nicht quälen, nicht Ihr Leben verbittern, entschieden, hin oder her, sich diese Widerwärtigkeit aus dem Kopfe schaffen; entweder willigen Sie in Ihres Vaters Begehren ein, oder denken Sie gar nicht daran, daß Ihr Vater ein reicher Mann ist. Denken Sie gar an keiner Erbschaft und – sichern Sie sich durch sich selbst ein Auskommen, das zu Ihrem Lebensbedarf hinreicht. Daß Sie aber nie wieder in die Lage kommen dürfen, von Ihrem Vater Unterstützung nötig zu haben, das wäre alsdann nichts weniger als ehrenvoll ...
Ein Menschenkenner sind Sie überdies gar nicht, mein lieber Freund! Sie sagten mir früher, Ihr Vater würde mir weit besser gefallen als Sie, aber gefehlt, Sie gefallen mir zehntausendmal besser, oder: Ihr Vater gefällt mir gar nicht, und Sie habe ich lieber bekommen. Seine ganze Ansicht von der Welt, von den Menschen, vom Leben, ist so eng, so traurig, so mumienhaft, daß mir angst und bange wurde. Ich bin Ihre frische, lebenatmende Sprache und Gesinnung gewöhnt und kann nur darin froh und frei mich fühlen, weit entfernt, daß ich Ihrem Vater

mit dem Gesagten zu nahe treten will; aber Sie verstehen mich schon, auch ohne Weitschweifigkeit.
... O, wie mußte ich mich beherrschen, als Ihr Vater sagte, warum liefert er die noch schuldigen Waghefte nicht? Ich will ihm ja gerne die Druckkosten bezahlen. – Ich seufzte, jawohl, der ungeratne Sohn! Aber das alles in mich hinein, daß es mich nur noch ärger drückte; aber ich will mir gehörig Luft machen, wenn wir uns von Mund zu Munde wieder sehen, Sie ungeratener Musensohn! ...

Frankfurt, 2. März 1825

Guten Morgen, mein lieber Freund! Jetzt bin ich wieder sehr zufrieden mit Ihnen, Sie sind liebenswürdig, scherzhaft, gesprächig, und das ist mir ein Zeichen, daß Sie gesund ...
Solche Abderiten –, Krähwinkelgeschichten oder Erbärmlichkeiten, wie hier mit dem sogenannten israelitischen Bürgerrechte vorgehen, ist noch nicht erhört worden, es ist zum Totlachen oder Totärgern, je nachdem es einem nicht oder ja betrifft, aber im ganzen ist es empörend: Sie hören von nichts als Schutz und Nichtschutz; wen das Heiratslos getroffen, wird zu seinem Schutze auf der Börse von christlich. und jüdischen Kaufleuten gratuliert. Scheyer und noch viele andere sechsjährige Brautleute sind wieder zurückgesetzt worden gegen andere, die erst sechs Monate verlobt, die aber, weil der Schwiegervater Kollekteur und die Stadt viel Vorteil an der Lotterie habe, protegiert worden seien. Scheyer soll ganz wütend durch die Schnurgasse gerannt sein, und daß er Himmel und Erde aufbieten wolle, eine solche erschreckliche Untat zu bekämpfen! Aber seine revolutionäre Ehestandsumtriebe scheinen keinen Erfolg gehabt zu haben, und die beklagenswerten Brautpaare, ich weiß nicht wieviele an der Zahl, müssen geduldig noch etwa sechs Jahre der Zukunft entgegenseufzen! Für Ihren Bruder Simon ist diese neue weise Staatsverfassung noch am allerschlimmsten! ...
Ach Ihr armen Brüder!! Es ist aber wirklich ein wahrhafter Skandal, wie es hier in dergleichen Dingen hergeht, und die Juden, der Vorstand soll meistens selbst daran schuld sein. – Aber ärgere Du Dich nicht darüber, lieber Peter, laß die kleinliche, boshafte Frankfurter Christen und die einfältigen Frank-

furter Juden ihr erbärmliches Wesen treiben, und wenn es nur einmal so weit ist zum Heiraten, sollst Du keine acht Tage warten müssen. Also „weine, nicht über Dich selber, sondern über Deinen armen Bruder!" Und weinen sollten wir eigentlich alle über die armen leidenden, gedrückten Menschen, aber wozu hilft das? Also lachen wir, lieber Peter, uns soll kein Menschenkind das Heiraten verbieten – wenn wir es nicht selbst tun! Adieu Hans, nur weiter hübsch vergnügt und gesund, dies wünscht Deine getreue *B.* [Bärbelchen]

J. W.

Frankfurt, 6. März 1825

...Der Burem[Purim]tisch bei Ochs war prächtig garniert: Eine Torte, mit eingemachtem Obst verziert, eine Mandeltorte, ein Biscuitkuchen, Hippen, Wein usw. Ob ich wohl verliebt bin? Ich habe von der schönen Torte ein ganzes Stück verzehrt und mit allen eingemachten Früchten darauf, dann ein Glas Wein zu mir genommen, um – mein kaltes Herz zu erwärmen. Nach diesen Anzeichen wäre ich also, nach Ihrer Definition, wirklich nicht verliebt, dem Himmel sei Dank! Denn das muß ein böses Übel sein, man hat Beispiele, daß die gescheiteste Leute dumm davon geworden. Aber einige Anlage zur Dummheit habe ich doch dann bei mir verspürt, ich habe den ganzen Abend fast nur an Sie gedacht, und meinte, Sie müßten in der Ochsischen Stube, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, zuweilen eine Prise aus der Madame Ochs ihrer kleinen silbernen Dose nehmend, auf und ab spazieren. Ach, wenn's nur keine Gefahr hat! Ich war den ganzen Abend – nur bei Ihnen! – – –

22. März 1825

... Gestern abend war Ihr Freund E. Ellisen mein Logennachbar, wir schwatzten viel, und was Sie machen, was Sie treiben, das sei zu schade, daß ein solches Talent verloren ginge. Ein Glückskind sind Sie in jedem Falle, mit die paar Worte, die Sie in die Welt geschickt haben (Refrain) und die ein Weiberhauch umblasen kann, haben Sie sich einen Namen geschaffen und werden ein Talent gehalten. Wer das Glück hat, führt die Braut heim! Nun, Gott sei Dank, daß Sie eine Braut haben, la Gloire! Kommen Sie doch endlich zur Ruhe, mit einer ist's genug, und

Sie brauchen nun keine Bewerbungen mehr anzustellen ... O wie freue ich mich auf den ersten Zank! Das wird eine Wirtschaft geben, adieu, adieu, adieu

J. W.

[*25. Juli*] Sonntagabend 10 Uhr

Der *Alfieri* ist herrlich, himmlisch! Nein, welche merkwürdige Ähnlichkeit Sie mit ihm haben, in allen seinen Fehlern! Werden Sie nur nicht böse, aber auch in manchen Eigenschaften, ich bin ganz vernarrt in ihn, und da werden Sie nun denken, daß Sie auch Ihren Teil dabei haben ...

Sonntag, 18. Juni 1826

... Raten Sie, wo war ich heute vormittag? Zu Geisenheim auf meinem mutmaßlichen Gute. Erinnern Sie sich des Häuschens mit Altan zwischen Pensa und Gontards Gute? Das Innere des Hauses ist viel geräumiger und schöner, als es von außen das Ansehen hat. Gleicher Erde fünf oder sechs Stuben, große Küche, eine Stiege hoch zwischen Saal und drei Stuben mit der herrlichsten Aussicht rheinaufwärts bis Ingelheim, abwärts bis nach dem Mäuseturm ..., für 9000 wollen sie es überlassen, das ist aber zuviel, für 6000 hätte ich große Lust zu kaufen gehabt; wir gehörten dann mit zur Honoration und Komödianten, Frau Hofmann, die jetzige Besitzerin, spielt Wirtinnen und dergleichen Rolle, was wählen Sie für mich? Für Sie habe ich schon gewählt, nicht etwa eine fromm liebe, bewahre, sondern die Rolle der Tyrannen, auch nicht die der Helden, sondern der – Haustyrannen, wohlverstanden! ...

Rüdesheim, Freitag 23. Juni 1826

Ja Herr Doktor, so gut habe ich es lange nicht gehabt! ... Meine Nerven sind nicht mehr in dem kranken Zustande wie früher, und was Sie durchaus auch jetzt noch nicht annehmen wollen: ich befinde mich sogar recht wohl jetzt und bin ziemlich ruhig und vergnügt, nichtsdestoweniger kann ich nicht ohne Schmerz an das vergangene erlittene Unglück denken, und wenn es anders sein könnte, müßte ich gefühllos oder – krankhaft verstockt sein. Was Sie viel von großen Städten Aufhebens machen! War ich in Paris so glücklich? Ich bin es *weit mehr* in Rüdes-

heim. Und sind Sie der Mann, der die eigentlichen Vorzüge, die ein solcher Aufenthalt gewähren kann, einem zuführet? Und wer sollte sich sonst für mich darum bemühen? Was ich noch Gutes auf der Welt hätte erleben können, hätte mir durch Sie oder – von Ihnen kommen müssen. Das ist nun aber nicht so, soll also nicht so sein. Ich betrachte dies nun wie einen Traum und lege ihn zu den übrigen vergangenen. Darin sind aber weder Sie noch ich schuld, daß es nicht anders und besser sein kann, sonst wäre es ja anders. Und nun genug genug davon für heute und immer . . .

. . *Dienstagmorgen 27. . . .*

Am Rhein ist es schön genug, ich denke, eine Zeitlang in Tal und dann nach Godesberg sei für diesen Sommer angenehm genug. Ich möchte mich von allen erlebten traurigen Eindrücken und Erinnerungen erst recht erholen, um dann eine Reise in die Schweiz erst recht genießen zu können. *Sie* sollten erst Ihre Gesammelte Schriften geordnet (aber ganz fertig) haben, und dies können Sie am besten (wenn Sie nämlich nur wollen), wenn Sie an einem angenehmen ländlichen Orte den Sommer ruhig wohnen. Die Ausgabe Ihrer Werke !!! aber sollten Sie vor allem betreiben (das heißt *nach* der Kur) erstens um endlich einmal etwas – Kompaktes(!) geliefert zu haben, zweitens um auf künftige Reisen neu empfangenen Stoff verarbeiten zu können, und drittens, um – einmal Herr über etliche hundert Gulden zu sein! . . . Doch bitte ich Sie, daß Sie sich keine unnötige Sorgen machen . . ., wenn Sie kein Geld erhalten sollten: Ich will Ihnen schon mit meinem Kredit helfen . . .

Rüdesheim, 28. Juni 1826

. . . Von der Guste habe ich heute einen *sehr* erfreulichen Brief erhalten . . . Sagen Sie mir nicht immer, Herr Doktor, die Guste wolle mich gar nicht! Sie haben sonderbare oder gewaltige An- und Einsichten und Menschenkenntnisse. Wie gesagt, Sie haben ziemlich viel Geist, aber blutwenig Verstand – und jetzt vollends nach Ems!

Von meiner Schwester und Pauline [Hirsch] habe ich seit Sonntag keinen Brief gehabt. . . . Ich glaube, daß der alte Reinganum seine Einwilligung versagen wird, und der muß nun

freilich prosaisch heraussagen: Weil das Mädchen keine 10, 15 oder 20 tausend Gulden hat. Keinen andern Grund kann er anführen, weil hier von seiner Seite Religion nicht im Spiele kömmt, mit welchem *Worte* die Juden so gerne ihre Schlechtigkeiten bemänteln. Von Stand und Rang kann ebenfalls nicht die Rede sein, da der Pauline Vater Postmeister und Bauinspektor unter Kaiser Napoleon war und der Herr Reinganum Hauptkollekteur bei der Freien Stadt Frankfurt ist; der erstere war reich und hat sein Vermögen verloren durch unglückliche Ereignisse und vielleicht zu großer Ehrlichkeit, der letztere, der Herr Reinganum, war arm und ist durch einen Lotteriegewinst reich geworden, hier haben Sie eine genaue Schilderung der beiden Häuser!! Was halten Sie von meinen heraldischen Kenntnissen?...

1. Juli 1826

... Das Geld schicke ich Ihnen gerne, und Schadenfreude habe ich – prächtige! Wir wollen sehen, wie Sie sich mit Ihrer Unabhängigkeit für die Zukunft stellen werden! Außerdem, daß Ihre Verwandte Juden sind, die Sie – über Gebühr – verachten, weil Sie kein Geld verdienen, hat Ihr Vater noch andere Absichten, die er mit diesem Geld-Zurückhalten beabsichtigt und zu erreichen gedenkt. Das wissen Sie, und das haben wir schon hundertmal besprochen. Es ist mir immer ein Stich ins Herz, wenn Sie sich auf solche unwürdige Weise auf Umwegen durch Bruder Philipp etc. von Ihrem Vater Geld erbetteln. Sie sind mir hierin unbegreiflich, und ich sehe immer mehr aus der Erfahrung, daß ich auch hierin recht habe...
Ihre Briefe sind sehr *Emsisch*, und mit diesem Komplimente schließt für heute Ihre *(nicht)*

J. W.

Rüdesheim, Mittwoch 5. Juli 1826

Teurer, aber nicht *lieber* Schatz! Ich schicke Ihnen heute die versprochenen hundert Gulden ab. – Habe gestern keinen Brief von Ihnen erhalten. Unser Liebesbote, der dem Cupido zwar darin ähnlich, daß er Flügel hat, aber nicht *ganz* blind ist, denn – er sieht auf *einem* Auge, kam wieder mit leeren Händen von Bingen geflogen...

Rüdesheim, 13. Juli 1826

Wie galant, wie artig, wenn Sie französisch mit mir sprechen! Wir wollen sehen, wie das mündliche Deutsch klingen wird?!... Adieu, liebenswürdiger Saint-Preux von vierzig Jahren. Adieu Ihre

J. W.

Freitag, den 15. Juni 1827

War ich jemals stark *liberal*, so ist es jetzt. Ach! wie wohl ist's einem, so frei und aller Despotie los und ledig, das nenne ich leben wie ein Vogel in den Lüften. Zweimal habe ich gestern gleich und zum ersten Male, erst meine Schwester und dann Rosette und Reis, eine große Strecke Weges begleitet. Das ist ein Glück! Aber – es kann nichts vollkommen sein in der Welt! Ich fürchte, ich kann Ihnen – nach dem bewußten Vorfalle und häuslichen Modelle – keinen völligen Abschied geben...

Aber – was fange ich jetzt mit Ihnen an? Schwer zu entscheidende Frage! Jetzt (streng verschwiegen): Pauline war gestern zum ersten Male beim Herrn Nachbar, Sie wissen schon. Er hat ihr sehr gefallen, auch von Ihnen und mir ist gesprochen worden, wir sollen heiraten (ein neues Thema), und Sie sollten obendrein hessischer Legationsrat werden... Wie teilen Sie *nun* Deutschland, Herr Rat?! Ich mußte darüber lachen. Pauline sagte ihm auch, wie Sie über dergleichen dächten, er erwiderte, Jean Paul war auch ein freier Mann und hatte doch solche Titel...

Wäre Ihr Herz wie Ihr Kopf – o Dieu, ce sera trop de bonheur!...

Meine Schwester äußerte sich über Sie und Ihrem sonderbaren Betragen..., das alte Thema wurde wieder von einer neuen und interessanten Seite behandelt und aus dem richtigen Gesichtspunkte beschlossen, ich solle Sie nicht heiraten. Punctum, und das von Rechts wegen...

Sonntag, 1. Juli 1827

...Warum, großer Hamann, werden Sie jeden Tag fester in Ihren bösen Gesinnungen gegen meine lieben Glaubensgenossen? Ich denke, Sie suchen Händel und wollen die schöne Esther nur los werden, wer weiß, welch ein glänzendes Christenkind

Sie sich in Bad Ems erkiesen? „Sie sind frei, Herr von Börne!" Ohnedies paßt ein solcher Wildfang, wie Sie dermalen geworden, nicht für meine Jahre, und da ich, wie Sie wissen, mich nach einer Stelle in einem vornehmen Hause umsehe, so kann ich vielleicht eine solche bei Ihrer Frau Gemahlin finden. Das ist mir eigentlich ganz recht, genehm, und nebenbei ist's auch politisch, denn auf diese Weise bin ich sicher, daß Sie mir ferner attachiert bleiben werden – und im umgekehrten Falle – – – umgekehrt. Ich kenne ja meine (umgekehrte) Leute. Ich gehe zur Jette. Adieu Fürst Hamann . . .

4. Juli 1827

Gratuliere, gratuliere! „Welche ist die Braut?" – Ihre Nichte Spiro wird als solche assoziert behauptet, mit – dem – ich will nicht! daß ich ein Narr wäre und für alle Ihre Grobheiten die Artigkeit hätte, mit allem Schönen gleich meine Aufwartung zu machen. Zwar ist der Bräutigam nicht schön; – liebenswürdig? Hm. Reich? Hm. Jung? Hm hm. „Ins Teufels Namen, so sagen Sie mir doch, wer es ist!" Meinen Sie, Herr Doktor, zwei Tagereise[n] weit von Ihnen entfernt, ich fürchtete Ihre Folterei? Bewahre. „Liebes Bärbelchen, ich bitte, ich kann nicht schlafen, nicht essen, nicht trinken, nicht rauchen (so ist's recht!), bis ich weiß, wer mein neuer lieber Neffe ist." (Neu, lieb?!) „Sie wissen gar nicht, liebe Freundin, was das eine Plage ist, die böse Neugierde. Wenn ich nur halb so wißbegierig gewesen wäre mein Leben lang als neugierig, da wär ich ein andrer Mann und Gelehrter geworden. Erbarmen Sie sich, Teuerste, bedenken Sie nur, wie mir das schädlich sein kann, denn ein Geheimnis bewahren ist lange nicht so schmerzhaft als eines nicht erfahren. *Das* sind erst die rechten Brustschmerzen!" Sie rächen mich wahrlich, meine Tränen fließen, wie könnte ein schwaches Weiberherz solchem Flehen widerstehen! Guter Doktor, Sie sollen Ihren Bräutigam – Neffen kennlernen – – – im nächsten Briefe. „Schlange!" Führen Sie sich in Zukunft besser auf, werden Sie besser bedient. Gleiches mit Gleichem, wie es in den Wald hineinschallt, so schallt es heraus, auch dem Wurm ward sein Stachel gegeben. Unart gegen Grobheit und – eigener – Wille – gegen Tyrannei! . . .

Der Oppenheim war gestern zum ersten Male da. Ich neckte ihn

mit seinem schwerfälligen Professortitel, der sich wie Blei an des Genius Schwingen hänge. „Meine Aufwärterin in Kassel nannte mich immer Herr Assessor, und meine hiesige Herr Professor, ist das nicht lustig?“ und zur Bestätigung lachten wir herzlich darüber. Doch sagte mir Goethe, fuhr er fort, so ein Titel, Stern oder Orden sei doch immer gut und ein Blitzableiter unter einem großen Haufen gegen Püffe und Stöße, und ferner, daß er – Goethe – von seiner Person oft *wir* sage, daß man nicht von ihm fortgehe, sondern daß er entlasse. Da dachte ich an Jean Paul, an Ihre Abneigung gegen Goethe und wie Sie gegen ihn immer recht und – gegen mich immer unrecht haben. Oppenheim läßt Sie sehr grüßen, ich habe ihn darum gebeten, er solle Ihnen schreiben. Sie Ärmster hätten gar zu viel Langeweile in Ihrer Verbannung, und daß Sie von lauter Fremden umgeben wären, gegen die Sie artig sein müßten und nicht so gute Tage lebten wie in Ihrer teuern Vaterstadt, wo Sie die vortrefflichsten Leute weidlich plagen könnten. Er hat mir versprochen, sich Ihres Jammers zu erbarmen, zu schreiben, ob er Wort hält? – Im Garten höre ich oft vorlesen und dabei auflachen und wieder lachen. Ich lausche, was ist's? Die gut' alt' Wage! Was die Matrone noch so rüstig ist und viel herumkömmt! . . .

Nun noch eine Neuigkeit. Herr Aron Bamberger, genannt der Lord, soll Bräutigam sein mit einem Mädchen, das fl. 30 000 mitbekömmt und Fräulein Spiro heißt.

. . . Adieu, auf baldiges Wiedersehen. Wann denken Sie abzureisen?

Ihre J. W.

Freitag, 6. Juli 1827

Ich schreibe heute Ihren Sonntagsbrief, als guten Christ darf ich Sie doch an Festtagen nicht darben lassen . . . Sie fragen über das neue Kapitel im Narrenbuch. Ich meine, es störe die Täuschung und schade der humoristischen Einkleidung der Erzählung durch das Auseinandersetzen und Erklären. *Sie* dürfen nicht viel gute Worte geben. Ihre Schreibart erlaubt dies nicht, auch kleidet Sie's nicht gut. Man sieht, daß Sie es gut und ehrlich meinen, dafür dürfen Sie denn auch manchmal etwas derb und grob sein. Wie könnte *ich* Ihnen denn sonst auch nur nadelgroß gut geblieben sein. Doch über das literarische Kapitel sprechen wir besser mündlich . . .

Frankfurt, Donnerstag 9. September 1830

... Ich lese jetzt Ihre Aphorismen und bewundere Ihre Prophezeihungsgabe. Dieser sechste Teil ist für den gegenwärtigen Augenblick ganz besonders interessant, ich glaube, der Buchhändler würde seine Rechnung dabei finden, wenn er diese Aphorismen beim Publikum irgend in Anregung brächte ...

Donnerstag, 16. September 1830

... Was sagen Sie denn zu der lebhaften Bewegung der bis jetzt so geduldigen Deutschen! Weil Sie es wünschen, Mitteilungen zu hören, so will ich es auf die Gefahr tun, daß Sie vielleicht alles schon aus den französischen Blättern wissen ...
Allen Vorkehrungen nach steht *uns* noch die größte aller Revolutionen, die Frankfurter, bevor ... acht Tage früher ging's tumultuarisch im Theater her; Goethes Mitschuldigen wurden ausgezischt und ausgepocht. Die hiesige Zeitungen trösteten sich über dieses große Unglück, daß der Dichtergreis nichts davon erfahren werde ...
Was sagen Sie zu Talleyrands Ernennung? Ich bin auch unzufrieden damit, und das will viel sagen! Und Sie? Um Antwort wird gebeten.
Ihrem Berichte nach hat der Conrad einen guten Anfang in der französischen Sprache; wenn das so fortgeht, wird's gut. Sie werden gehörig Ihre Not mit ihm bekommen. Das beste ist, Sie benutzen ihn zu Ihrem Tagebuch oder Romane, weil ich immer noch der Meinung bin, daß Sie in beiden Arten liebenswürdiger und anziehender sich aussprächen als in steifen geregelten Aufsätzen, gegen die ich nun ein für allemal eingenommen bin. Weil wir doch gerade bei diesem Punkte sind, denken Sie doch nicht daran zu arbeiten, als bis Sie unwiderstehlich dazu getrieben sich fühlen, und dann in diesem Falle freie Tagebuchform, Empfindungen, Gedanken, Romanszenen, erfundene oder erlebte, Scherz und Witz und Ernst, alles, wie es Ihnen der Augenblick eingibt; so gefallen Sie, wenigstens mir, am besten ...

Frankfurt, Dienstag den 21. September 1830

Endlich Ihr Pariser Brieflein! Welchem ich mit so großer Sehnsucht und gespanntester Erwartung entgegengesehen ...
Was Sie über deutsche Unruhe und die Rache der Regierungen

sagen, scheint nicht die rechte Ansicht zu sein. Ich begreife nicht, wie *Sie* sich irren können und die jetzigen Zeiten mit den Zeiten der sogenannten demagogischen Umtriebe verwechseln; man hat es jetzt nicht mit einigen Gelehrten und mehreren Studenten, sondern mit ganzen Ländern und deren Bevölkerung zu tun. Von Kassel bis Hanau soll nur *ein* Wille gewesen sein, darnach zu handeln, wie sich der Kurfürst aussprechen werde. Auch sagt man, der Mitregent und künftige König von Sachsen, Prinz Friedrich, wolle Protestant werden. Stände werden überall zusammenberufen, jetzt kömmt es nur darauf an, wieviel Kopf und Herz *die* haben ...
[Hier folgt i. O. die Abschrift eines Briefes von Julius Campe vom 16. September 1830.] Einen närrischen Stil hat so ein Buchhändler, Geldgeschäfte und Apostelverkündigung – wie reimt sich das zusammen! Eigentlich mag ich gar nicht vom Gelde hören, wenn man von Wahrheit, Freiheit spricht. Als wenn man die Seele bezahlen, kaufen, erhandeln könnte. Mich ärgert, daß er bei *solcher* Veranlassung von Geschäften mit Ihnen spricht. Das kann alle Begeisterung löschen. Er scheint Sie nicht zu kennen. Wie aber wird sich Herr Campe freuen, wenn er hört, daß Sie in Paris sind. Was sagen Sie denn zu seinem Schreiben; und werden Sie ihm antworten? Wenn der Brief an ihn durch meine Hand geht, dann bitte ich Sie, solchen mir offen beizuschließen, ich will ihn dann siegeln. Soviel verdiene ich für Abschreiberlohn. Lassen Sie sich aber um Gottes willen nicht von seiner Buchhändlerwehmut anführen, seien Sie nicht zu schwach und zu gut und glauben Sie ihm nicht unbedingt, daß er noch keine guten Geschäfte gemacht. Warum hat er Ihnen nicht die 400 Taler zur Aufmunterung geschickt? Strengen Sie sich nicht mit Arbeiten an und eilen Sie nicht. Der Herr Campe und das Publikum kann warten, Ihre Gesundheit geht vor allem ...
Adieu, mein lieber Freund, bleiben Sie nur hübsch fortwährend gesund und bei guter Laune.

J. W.

Frankfurt, Freitag, 24. September 1830

Sie und der Kurfürst von Hessen führen eine Sprache, die mich ärgert. *Er* sagt in der Zusammenberufung der Stände „Es ist demnach unser huldreichster Wille und Befehl etc." und weiter

wird berichtet, seine Königliche Hoheit der Kurfürst haben dem Oberhofmeister und Oberpostdirektor den alleruntertänigst nachgesuchten Abschied allergnädigst erteilt und – *Sie* sagen zum Dr. Sichel, ob ich nicht in einer Familie *untergebracht* werden könnte. Welche Sprache! Schickt sich das für einen gebildeten Mann, sich so kurfürstlich grob auszudrücken ...
An Reisegesellschaft würde es mir ... nicht fehlen ..., *wenn* ich entschlossen wäre, nach Paris zu gehen. Ob es aber klug von mir ist, wenn ich es tue und klug von Ihnen, daß Sie mir dazu raten, und mich dazu zu bestimmen suchen, ist doch sehr die Frage. Was soll ich eigentlich in Paris machen, ist eine Frage, die ich mir des Tags über hundertmal durchdenke. Daß ich nicht zu *meinem* Vergnügen hingehe, das ist mir entschieden und klar ... Gesellschaftliche Verhältnisse in *diesen Verhältnissen* gibt es nicht für mich. Empfindungen, die einem beherrschen, lassen sich nicht wegräsonnieren, ich kann mir nicht befehlen, heiter zu sein, wenn ich verstimmt bin, und die ganze Zeit meines damaligen Aufenthalts in Paris war fortwährend ein solcher unbehaglicher verstimmter Zustand. ... Wenn ich aber alle diese Nachteile, alle diese drückende Unannehmlichkeiten aus Freundschaft für Sie ertragen wollte, fragt sich, ob Sie eigentlich dabei gewinnen, wenn ich in Paris bin. Entschieden ist, daß Sie freier und ungebundener dort leben, als wenn Sie auch für mich zu sorgen haben. Sie werden überall gut aufgenommen werden, nicht erst sorglich zu überlegen haben, wird die Wohl da auch eingeführt werden können, soll ich die Frauenzimmer immer allein zu Hause sitzen lassen usw. Auch fühlen Sie sich nicht so allein, da Sie den Conrad bei sich haben. Ist nur noch Ihr schriftstellerisches Treiben zu beachten, lache ich Sie aus, denn lächerlich ist es in der Tat, wenn Sie bei der kindischen Einbildung beharren, Sie könnten ohne mich nicht schreiben ... Was Sie augenblicklich fühlen, denken, empfinden, sprechen Sie immer mit Kraft, Wärme und mit *ansteckender* Überzeugung aus (Sie werden nichts gegen den Ausdruck haben!). Wenn Sie aber erst anfangen, Pläne zu machen, Notizen für spätere Arbeiten sammeln, da geht immer die beste Zeit und die Begeisterung verloren. Sie sollen überhaupt nicht *arbeiten*, Sie sollen nach Eingebung *sprechen*, *reden*, dann mögen Sie es drucken lassen, wenn Sie wollen ... und wenn ich nicht in

Frankfurt bin, wer soll Ihnen Neues berichten. Sie sehen bis jetzt, wie ich alles sammle . . .

Frankfurt, Samstag 2. Oktober 1830

Ich habe Ihren Brief Nr. 12 erhalten und mich sehr mit dessen Inhalt gefreut . . . Halten Sie nun aber auch Wort mit dem, was Sie versprochen, daß Sie nicht kindisch und übereilt von Paris wegeilen wollen. Ich will Sie nicht binden, dort bleiben zu müssen, ich will Sie aber nur daran erinnern, welches Lamento Sie immer einen ganzen Winter über in Frankfurt verführen, und daß, wenn Sie Paris genießen wollen und benutzen, Sie freilich mehr Bekanntschaften machen und auch das Anerbieten von Koreff benutzen müssen. Wenn Sie das nicht tun, sich einsam zu Hause hinsetzen, werden Sie *mich* freilich sehr vermissen. Sie sollen aber in den Salons gehen, mir hübsche Mitteilungen darüber machen, und ich stehe Ihnen dafür, Sie werden den Winter angenehm dort zubringen. Es wäre ja eine Schande, wenn Sie in Paris Heimweh nach Frankfurt bekämen! Doch fürchte ich immer, Sie fallen wieder in die nämliche Einförmigkeit wie vor mehreren Jahren in Berlin, wo Sie auch aus Trägheit, statt sich in der großen Welt herumzutreiben, wie Sie damals den edeln Vorsatz hatten, jeden Abend bei Saalings zubrachten. Fassen Sie den edeln Vorsatz, ein homme du monde zu werden, tun Sie es nur wenigstens für diesen Winter, damit Sie doch auch einmal die große Welt kennenlernen und nicht – zum *dritten Male* vergebens in Paris gewesen sind . . . Adieu, mein lieber Freund, seien Sie vergnügt und genießen das für Sie so schöne Paris, und denken Sie gefälligst so wenig als möglich Ihrer ganz ergebenen

J. W.

Frankfurt, 5. Oktober 1830

. . . Übrigens kömmt es mir gar zu lächerlich vor, wie viele Truppen in meinen Briefen marschieren. Ich bringe Ihnen und der guten Sache ein gewaltiges Opfer mit diesen militärischen Berichten. A propos: muß denn der Conrad nicht marschieren? Der ist wahrhaftig der gescheiteste, glücklichste Mensch im ganzen Kurhessentum! Sitzt in Paris oder promeniert in dem Omnibus nach dem Jardin des plantes und sonst herum . . . Ich

lese jetzt „Résumé de l'histoire de France" par Bodin, dessen Sie sich noch erinnern werden. Werden Sie *ihn*, Thiers, Bignon nicht kennenlernen? Alle sind doch wahrscheinlich in Paris. Es ist merkwürdig, welche Ähnlichkeit *Ihr neuen Geister* miteinander habt; lese ich Bodin, meine ich Sie zu hören, und ich bin mehr überrascht von der Ähnlichkeit als von dem Schönen und Wahren, was er sagt. Wäre kein solches deutsches Geschichtsbuch zu schreiben? Welchen Nutzen müßte ein solches verbreiten. Wie fangen es nur die Franzosen an, daß sie bei all ihrer Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit doch so praktisch gelehrt und nützlich sind. Wenn ich Ihnen sagte, schreiben Sie doch eine solche deutsche Geschichte, würden Sie erschrecken, auf das große Quellenstudium deuten, welches zu dem kleinen Werkchen gehört. Wie aber ist denn der junge leichte Franzose dazu gelangt? . . .

Frankfurt, Freitag 15. Okt. 1830

. . . Über die Abschaffung der Todesstrafe habe ich in den deutschen Zeitungen wahrscheinlich nur einen kleinen Auszug von dem, was Lafayette gesagt, gelesen. Ich kann Ihnen keinen Begriff davon machen, welchen Eindruck das auf mich gemacht. Man glaubt, in einem andern Jahrhundert, in einer andern Welt zu leben, so ideal erscheint dies alles, man sieht jetzt, wie schön die Welt sein könnte . . .

Frankfurt, Dienstag 26. Okt. 1830

. . . Ich bin überzeugt, daß Ihnen der Campe die Wahrheit nicht sagt, ja, Sie hintergeht, und ich möchte gar zu gerne, daß Sie ihm in Ihrer Manier zu verstehen geben, daß Sie von vielen andern Leuten gerade das Gegenteil über den Absatz Ihrer Werke gehört hätten. Er soll wissen, daß Sie auch andere Nachrichten als die seinige haben, und daß Sie nicht alles für bare Münze zu nehmen brauchen, was er gesagt . . .

Frankfurt, Freitag 29. Oktober 1830

Es ist merkwürdig, welche Ähnlichkeit Sie mit Courier haben; in Sprache, im Denken, sogar in der Form. Sie wissen, er hat auch nur Aufsätze und politische Abhandlungen geschrieben.

Ich bin überzeugt, daß vieles von Ihren Sachen, übersetzt, ganz dem Courier zur Seite gesetzt werden können, und ich muß wieder darauf zurückkommen, daß es ein ganz anderes als wie mit Jean Paul ist ...

Frankfurt, Dienstag 2. November 1830

... Der Gans, als er hier war, sagte, „Wenn ich mir zwei Jahre lang Mühe gebe, kann ich mich in der französischen Sprache bewegen wie in der deutschen, das heißt, dann muß ich mich gewöhnen, französisch zu denken, zu fühlen, zu schreiben und zu lesen und mich der ganzen Zeit über des Deutschen entschlagen." Wenn Sie ein Ähnliches im Sinne hätten, das wäre schade, denn selbst im glücklichsten Falle würden die guten Franzosen immer besser als Sie schreiben, und wenn Sie sich des Deutschen entfremdeten, wer sollte alsdann besser als Sie Deutsch schreiben? ...

Frankfurt, Dienstag 9. November 1830

... Was sagen Sie denn zu der Rede des Königs von England? *Ich* bin erschrecklich aufgebracht darüber! Aber im Ernste, ich habe mir die schönsten, großartigsten Aussprüche erwartet, und das lautet so geschraubt und altmodisch wie vorher, daß es einem ganz eng und weh dabei zumute wird. Ist das alles, was der Talleyrand in London ausgerichtet, fragt man sich mit Recht? Indessen tröste ich mich mit dem Journal des Débats, „was die englischen Minister dem Könige nicht zu sagen geraten haben, wird schon das Parlament sagen".
Aber aufrichtig gestanden, daß ich mich so gewaltig in die Politik werfe, geschieht nur darum, um *Sie* reden zu machen. Sie gestehen selbst, daß Sie jetzt in Paris recht gesprächig sind. Sie wissen, wie ich darauf, nämlich Sie reden zu hören, neidisch bin, und so will ich denn durch List zu erlangen suchen, was durch mündliche Anregung jetzt nicht möglich ist ...

Frankfurt, Freitag 12. November 1830

... Hören Sie nur einmal vernünftig zu, denn ich will vor allem von Ihrem achten Bande mit Ihnen sprechen, der Ihnen, wie Sie mir in Ihrem vorletzten Briefe sagten, wie Blei auf dem Herzen

liegt und zu dem ich raten und helfen soll. Ich habe heute die halbe Nacht nicht geschlafen, so lebhaft habe ich mich mit dem Gedanken beschäftigt, wie Sie damit Glück machen könnten, wenn Sie jetzt in Briefform schrieben oder besser, *nur* Briefe schrieben ... Ist nicht in Briefen eine weit frischere, lebendigere, anziehendere und ansprechendere Darstellung möglich als in Aufsätzen! Und sind *Heines* Reisebilder etwas anderes als Briefe! Durchaus nicht. Dieser Form, in welcher er sich ausspricht, verdankt er sein Glück. Und wieviel mehr steht Ihnen nun zu Gebote. In Stoff, Gedankenfülle und schöner Sprache. Aufsätze sind wie Bücher, ziehen zuviel vom allgemeinen aufs einzelne ab, dahingegen Briefe *alles* umfassen können ... Denken Sie sich täglich den so reichen Stoff! Der Prozeß der Minister, die Bewegung in den Straßen, die Kammern, das englische Parlament, Theater, Literatur, Kunst, Industrie, Bildergalerie, deutsche Angelegenheiten wie Politik, Literatur, Zeitungen, deren Lächerlichkeit oder Schlechtigkeit. Briefe von Ihnen würden eine solche Popularität erlangen, daß sie weit bekannter und verbreiteter würden als Ihre früheren Schriften. Diese Briefe würden nicht nur den besten Memoiren aus den denkwürdigsten Zeiten an der Seite gesetzt werden, sondern noch geschichtlichen Wert behalten. Und wieviel können Sie sogar damit nützen, wirken. Briefe liest jedermann, und Sie können Ihre Grundsätze darin wie durch Zeitungen verbreiten ... Nur daß Sie dann die Güte haben müßten, mehr als bisher zu schreiben (Sie denken freilich, Madame spricht in Ihrer Sache, das heißt in ihrem Vorteil wie ein Advokat). Nun, schadet das der guten Sache, wenn ich auch dabei gewinne? Denken Sie sich das Ersparnis und den Vorteil für Sie, Geschäft, Ruhm, Freundschaft und Geldgewinn, alles wird dann zusammen und auf gleichem Weg besorgt und abgetan ...

Frankfurt, Dienstag, 16. November 1830

... Wie ich mich aber freue, daß Sie nicht hier sind, davon haben Sie gar keine Vorstellung. Sie werden sich für das schöne Kompliment bedanken, aber es ist wirklich sehr gut gemeint. Haben Sie früher über das langweilige Frankfurt geklagt, wie würden Sie sich jetzt über das engherzige ärgern ...

So leidenschaftlich und gehässig wie damals bei dem Aufstand der Griechen die Juden sich ausgesprochen, so jetzt die ganze Stadt gegen die Belgier ... Ist das nun nicht ein wahres Glück, daß Sie nicht hier sind, wie wollten Sie sich in diese Leute und ihre Erbärmlichkeit finden? Abscheulich sind sie hier, kein Funken von wahrhaftem Freiheitsgefühl und Menschenwürde ...

Frankfurt, Freitag 19. November 1830

... Dieser Tage habe ich im Constitutionnel über die Nationalbelohnungen der drei Tage gelesen, unter andern die Worte des Perikles, die General Lamarque anführt „Sie sind unsterblich wie die Götter, die für die Freiheit des Vaterlands fallen". Gleich darauf nahm ich die Frankfurter Zeitung zur Hand, welche so anfängt: „Frankfurt, 16. November. Seine Majestät der König beider Sizilien haben den hiesigen israelitischen Bürger und Handelsmann Herrn Freiherrn Karl von Rothschild zu allerhöchstdessen Generalkonsul in hiesiger freier Stadt ernannt". Können Sie solche schöne Notizen nicht vielleicht brauchen. Das ist ein erbärmliches Mittelalternest, das liebe Frankfurt. Die können auch nichts lernen und nichts verlernen, wie schämt man sich, eine solche Vaterstadt zu haben ...

Frankfurt, Freitag 26. November 1830

... Von Cherubini habe ich dieser Tage zwei Opern gehört. Ludwisca und Fanisca ... Sagen Sie den Franzosen, daß ich die enthusiastischste Verehrerin von ihnen sei, daß ich diese hochherzige Nation wahrhaft liebe und bewundere, aber daß es ihnen nicht zu verzeihen, daß sie einen Mann wie Cherubini nicht zu schätzen wüßten, ja, daß sie ihn persönlich ganz vernachlässigten und seine herrliche Opern, wahrhaft große Meisterwerke, gar nicht aufführen, während sie das wahrhaft miserable Zeug eines *Auber*, wie Fra Diavolo, bei welcher Ouverture und erstem Akte mir wirklich neulich fast ganz übel wurde, sie sich an solchem Zeug ergötzen. Schickt sich das für ein so großgezogenes Volk – und daß Cherubini in Paris vergessen lebe wie Beethoven ehemals ins Wien! Das dürfen Sie nicht dulden! ...

Frankfurt, Dienstag 30. November 1830

Wie überrascht war ich wieder, schriftstellerisch Ihre schöne Gedanken ausgesprochen zu sehen. Was mich aber dabei beunruhigt, ist diese tief ausgesprochene Wehmut, die nicht schöngeistig gesagt, sondern aus dem innersten, sehr bewegten Herzen kommen muß. Mich haben diese Klagen sehr angegriffen, und *Sie* waren gewiß nicht gleichgültig dabei, als Sie sie niederschrieben. Taugt das für Sie? Ihre Gesundheit geht mir über Deutschland und auch über Ihren Ruhm. Überhaupt die Deutschen! So warmen Anteil darf man nicht an ihnen nehmen, man geht zugrunde darüber. Und was die Franzosen immer von ihrem Lande sagen, daß sich überall ein Echo findet, wo von wahrem Patriotismus die Rede ist, davon scheint in Deutschland keine Spur. Also lassen Sie die langweiligen Leute in Gottes Namen ihr Joch ziehen, suchen Sie sich des Gedankens zu entschlagen, daß Sie ein Deutscher sind, betrachten Sie Frankreich als Ihr Vaterland. Wie viele Deutsche sind glückliche amerikanische Bürger, oder reden Sie mit Ihren lieben Landsleuten wie Jean Paul, welcher es gewiß auch recht gut meinte, oft fein, auch derb sich über sie lustig machte, aber soviel ich mich erinnere, nie oder selten so tief bewegt dabei war ...
Wer sind denn die viele Deutsche, die Sie kennenlernen, frage ich wiederholt ... Sie nennen mir ja keinen einzigen, und Reinganum sagt, es wären erschrecklich viel Müßiggänger und Windbeutel unter unsern lieben Landsleuten dort ...

Frankfurt, Freitag 3. Dezember 1830

... Ich habe Ihren Neffen mit mehrern jungen Leuten abends bei Ochs getroffen. Beim Weggehen sagte ich ihm, er solle sich bessern, er schien darüber etwas empfindlich zu sein. Er und andere nämlich sprachen sich ziemlich aristokratisch und sehr borniert aus. Der einzige Verteidiger der Freiheit hier ist Louis' Freund Salomon Strauss, der aber wirklich so hoch in seiner Ansicht steht wie ein geborner Franzose. Er hat mir nun neulich seine Leidensgeschichte erzählt, wie er darüber fast verfolgt würde, in der Harmonie, der Handelskammer, und wie er, ein überaus friedlicher Mensch, sonst keinen Feind gehabt hätte, jetzt viele ganz animos sich gegen ihn zeigten ...

Der Strauss ist ein guter Kopf, hat schöne Kenntnisse und ist ein sehr einfacher schlichter Mensch, mit dem also diese aufgeblasene Leute sehr den kürzern ziehen. Bei Ochs strafte er auch einige derb ab, die mit ihren Gemeinplätzen „Lumpenzeug" losschlugen.

Frankfurt, Montag, Dienstag 7. Dez. 1830

. . . Strauss sagte mir, er habe dieser Tage im *Swift* gelesen und eine so große Ähnlichkeit mit Börne darin gefunden, besonders merkwürdig wäre ihm eine Stelle gewesen, wo Sie und Swift wörtlich das nämliche sagten, „daß es nur eine Gesundheit wie nur eine Wahrheit gebe usw." Ich erinnere mich, daß Willemer und andere schon sagten, daß Sie viele Ähnlichkeit mit Swift hätten, auch was mir Strauss von der Eigentümlichkeit der Form dieses Werks sagte, bestätigte dies noch mehr: Das Buch heißt, glaube ich, das Faß oder Walfischfang, und kömmt kein Wort darin vom Titel [vor], gerade in der Art, wie Sie es bei der Postschnecke hielten. Es fragt sich nun noch, ob der Swift auch so viel geschrieben hat als Sie. Dann wäre die Ähnlichkeit vollkommen, meine ich! . . .

Frankfurt, Freitag, 10. Dezember 1830

. . . Was sagen Sie zu den ungeheuren Geschichten in Polen. Es muß fürchterlich, fürchterlich da hergegangen sein! . . . In welcher schrecklichen Lage müssen die Polen sein! Die sind ja eingeschlossen von allen Seiten! Das ist eine unbegreifliche Geschichte . . .
Sie sehen, daß ich recht hatte mit meiner Briefidee. Sie bestätigen es selbst durch Diderot. Der Stoff wäre jetzt noch reicher, wenn auch Ihr Herz kälter, und der größte Beweis – Sie haben immer noch nichts für Ihren achten Band geschrieben! Haben Sie vom abgesetzten Herzog Karl von Braunschweig gelesen? . . . Im Grunde dauert mich dieser junge Fürst. Wäre er kein Prinz gewesen, hätte er eine gute Erziehung erhalten und wäre vielleicht ein ganz anderer Mensch geworden. Ich denke oft daran, wenn Ihr Vater diese Zeiten erlebt hätte! . . .
Die Reden in der Kammer für die Juden sind ganz dem Edelsinn, der Hochherzigkeit der Franzosen würdig. Denken Sie sich nun den Frankfurter mittelalterlichen Senat, wie der gar nicht

mag begreifen können, wie die Franzosen bei so vielen hochwichtigen Staatsgeschäften auch noch Zeit übrig behalten, sich so ernstlich und sorgsam – mit den Juden zu beschäftigen. Jetzt kömmt die Reihe auch an England. Oh, die armseligen Frankfurter! . . .
Nicht ein Wort von alle dem Schönen, was die französische Reden für die Juden enthalten, haben die erbärmliche hiesige Blätter aufgenommen . . . Während ich soeben mit Ihnen darüber spreche, kömmt mir der Gedanke, wie wäre es, wenn Sie die Reden alle, die in Frankreich und England über diesen Gegenstand gehalten werden und im Parlamente noch vorkommen, übersetzten oder übersetzen ließen und, wenn Sie etwas Zweckmäßiges dazu sagen könnten, [das] als Einleitung faßten . . . Es müßte aber sehr bald ausgeführt werden, weil es sonst das Interesse und also die Wirksamkeit verlöre. Eine Hauptsache wäre, daß *Sie* dies herausgäben, mit einem Vorwort um so besser, weil die Sache dann gleich mehr in Anregung käme. Doch müßten Sie, wenn Sie was Eigenes dazu schrieben, von einem sehr hohen Standpunkte aus sprechen, nicht schimpfen – die Zeit ist jetzt so erhaben! Den Ertrag müßten Sie dann für die Pariser Juli-Kranken oder sonst einem mildtätigen Zweck bestimmen . . . Mir scheint die Sache so wichtig, daß ich voller Eifer dafür bin; und soll nicht jeder so viel in seinen Kräften helfen? Ich solle Ihr Schildknappe sein, und so habe ich von heute meinen Dienst angetreten . . .

Frankfurt, Montag und Dienstag 13. 14. Dezember 1830

. . . Mein Neffe Stern, der in Berlin war, erzählte, daß jeder Fremde eine Aufenthaltskarte nehmen müßte, daß aber fremde Juden solche alle vierzehn Tage erneuern müßten. Dieses und daß bei jeder Volksbewegung die Juden in ganz Deutschland gleich die Fenster eingeworfen bekommen, machten schon nötig genug, daß man die französischen und englischen Reden übersetzte und verbreitete . . .

Frankfurt, Dienstag 21. Dez. 1830

Jawohl, Sie haben recht, unsere Briefe kreuzen sich wunderlich! Während Sie sich entschließen, Ihre Briefe drucken zu lassen, hatte ich, auf Ihre entschiedne wiederholte Verneinungen, den

Gedanken daran ganz aufgegeben und Sie in meinem letzten Schreiben gebeten, sich nicht vergebens und unnötig mit Schriftstellerei zu plagen. Auf Ihr Verlangen nun, die Briefe abzuschreiben, habe ich solche von neuem erst ganz wieder durchgelesen und kann nicht anders als wiederholen, daß sie gedruckt zu werden verdienen . . .
Diese Form ist jetzt die beliebteste und mit Recht, da sie die passendste für die rasche Zeit ist. Dieses *Leben* in einem Buche ist besonders für Deutsche interessant, da sie keine Memoiren haben . . .

Frankfurt, Freitag 24. Dez. 1830

. . . Der *Strauss* hat sich erboten, mir beim Abschreiben Ihrer Briefe behülflich zu sein..Der Louis sagte neulich von ihm, eine Haupteigenschaft von ihm sei, daß er sehr verschwiegen wäre. Auf diese Äußerung hatte ich ihn dazu aufgefordert, und er fand sich sehr bereitwillig dazu, sooft er Zeit habe, zu kommen, wo ich ihm dann diktieren werde.
Die Briefe eines Verstorbenen sind außerordentlich schön. Naturschilderungen aus Irland von höchster dichterischer Schönheit und Märchen, wundervoll und prachtvoll, aber wieder mit ironischem Ende, welches sehr schadet. Ich behaupte, das Buch ist von Heine, wenn wirklich, so steht er auf weit höherer Stufe als früher und – es wird Ihnen schwer werden, ihn zu erreichen. Eigentlich aber haben Sie auch noch niemals eine poetische Reise gemacht. Sie haben weder die Schweiz noch Italien noch England, Schottland, noch Irland gesehen. Ich denke, wenn die politische Stürme einmal etwas nachgelassen haben werden, wird es vielen und gewiß auch Ihnen Bedürfnis sein, sich von dem weltlichen Treiben in einer schönen großartigen Natur zu erholen . . . Heute ist der Schluß des Ministerprozesses, und das Urteil ist wohl schon gefällt. Mir ist schrecklich angst! Wenn nur kein Todesurteil ausgesprochen wird. Obschon es den Parisern nicht zu verargen ist, wenn sie Strenge statt Milde wollen . . .

Frankfurt, Samstag 4. Januar 1831

Wirklich und in der Tat – mir ist der große Sieg gelungen! Den 31. Dez., Sylvesterabend um acht Uhr erhielt ich Ihren Brief,

ich sah ihn freundlich grüßend, bewillkommend an, legte ihn weg, spielte mit den Kindern zu Hause allerlei Späße bis zehn Uhr. Dann blieb ich allein; als es zwölf ausgeschlagen hatte, schloß ich meine Kommode auf, holte Ihren Brief, gratulierte ihm zum Neuen Jahre, öffnete ihn und lachte Sie aus, daß Sie erschreckliche Zweifel hegten und die Sache für so unmöglich hielten. Also Sieg für mich, Beschämung für Sie . . .
Also ich soll mit dem Strauss beim Abschreiben bleiben, – gut, das geschieht. Aber „ich solle mich nicht in ihn verlieben". Warum verbieten Sie mir das? Sie haben mir ja schon so oft gesagt, Sie wünschten nichts sehnlichster, als daß ich jemanden kennenlernte, in den ich mich verliebte, und daß Sie selbst sich gerne alle erdenkliche Mühe geben möchten, um einen solchen für mich würdigen Gegenstand aufzufinden, daß ich sogar damals selbst mit nach Paris und Berlin reisen sollte, um ein solches Glück aufzufinden, – ich werde mir also große Mühe geben, und wenn ich es mit mir durchsetze, wenn es mir möglich ist, wenn es gelingt, wenn es geschieht – – und wenn Sie dann Ihren Wunsch bereuen, wessen Schuld ist es!? Wer heißt Sie so inkonsequent sein?? . . .

Frankfurt, Freitag 7. Januar 1831

Wie freue ich mich, daß Ihnen mein außerordentlicher Brief Freude gemacht. Ich hatte auch keine Ruhe, bis ich ihn gleich geschrieben und fortgeschickt. Aber „Sie brummten und waren argwöhnisch und glaubten, meine Freundschaft wäre erkaltet, als wären wir verheiratet!!" Also *so schlimm* wäre es geworden, wenn wir verheiratet! Da ist es ja ein großes Glück, daß es nicht geschehen . . .

Frankfurt, Freitag 14. Januar 1831

. . . Sie sagen, die Juden sollen sich mit Waffen wehren. Das sollen und werden sie auch, wo sich Gelegenheit dazu darbietet. Das hatten sie früher ja schon in Preußen bewiesen und jetzt in Frankreich und Polen. Wo aber keine Gelegenheit ist zur Waffenwehr, soll man mit Worte, mit Gründe kämpfen. Haben Sie dies nicht auch früher mit großem Erfolg getan! Sagen doch auch die Franzosen, daß ein *Prinzip* alle Tyrannen und ihre Bajonette überwinden wird! Es ist eine merkwürdige Zeit – Hannover eine Konstitution! . . .

Frankfurt, Dienstag 1. Februar 1831

Heines Reisebilder vierter Band gefällt sehr und allgemein ... Die Göttinger sollen sich als erbärmliche Spießbürger benommen haben. Die Angst, ihre Universität werde verlegt usw. hat sie alles vergessen und schnell dem Militär ihre Tore öffnen lassen ... Aber, begreife ich Sie doch kaum! Wo haben Sie denn jetzt so viel Raum für Italiener und ihre Melodien! Die polnischen Sensenträger – die polnische Freiheit – daneben klingt jetzt gar nichts! Könnte ich nur für diese herrliche große Sache etwas tun. Ich meine, alle Welt müßte zusammentreten, um *da* zu helfen ...

Ich habe Ihren Brief noch einmal gelesen. Sie armer verbrannter Narr! Sie treiben es ja ärger mit der Malibran wie ganz Preußen, ganz Deutschland mit der Sontag! So ein hehrer erhabener Enthusiasmus – das ist merkwürdig! Sie sehen, daß man nicht zu voreilig andere verdammen soll, und wozu der törichte schwache Mensch – *Mann*, wollte ich sagen, alle kommen kann.

... Könnte man denn gar nicht auf irgendeine Weise hier für die Polen etwas tun, beitragen? Geben Sie doch Rat. Wenn es auch weiter keinen großen Zweck hätte, so täte es einem doch wohl, den guten Willen zu haben, seine Gesinnung zu bezeigen und die anders gesinnten feigen vertrockneten herzlosen Egoisten zu ärgern. Ich und Pauline haben heute Sitzung und Rat darüber gehalten, aber wissen es nicht anzufangen. Ich möchte gar zu gerne mein Silber, Gold und was ich sonst vermöchte dazu beitragen ... Das versichere ich Sie aber, wenn ich in Paris wäre, würde ich eine deutsch-polnische Gesellschaft zusammenbringen, die sich dann der Pariser anschließen könnte. Adieu liebe Didaskalia! ...

Frankfurt, Freitag 4. Februar 1831

... Ich würde mich außerordentlich freuen, wenn Heine nach Paris zu Ihnen käme, wahrscheinlich ist das aber auch erlogen ...

Frankfurt, Freitag 11. Febr. 1831

... Über Ihr Urteil der „toten Briefe“ bin ich nicht mit einverstanden. Mir gefällt alles und unbedingt, und Sie tadeln alles,

und wie mir scheint, ungerecht. Das Buch ist schön, gehaltvoll, ob es ein Adliger oder Bürgerlicher geschrieben, und daß er als Adliger so freisinnig spricht, ist ja um so mehr Verdienst ...

Frankfurt, Dienstag 22. Febr. 1831

... Ich soll Ihnen einen merkwürdigen Spaß oder Ernst erzählen, wie Sie es auslegen wollen. *Strauss* ist gestern auf die Polizei zitiert worden, und das nach Aufsuchen von der Handelskammer aus. Er ging sogleich hin und erzählte mir folgendes: Herr Senator Behrends ... vernahm ihn folgendermaßen: „Sie sollen sich, wie uns gesagt worden, an öffentlichen Orten, wie die Handelskammer, wo alles gleich verlautet, beschimpfender Reden auf Monarchen usw. bedient haben. Sie sollen gesagt haben, der König von Holland sei ein Diamantendieb – und wer weiß wie lange noch die Freie Stadt Frankfurt die Freie Stadt Frankfurt sei." Der Strauss erwiderte, wenn er das über die Stadt Frankfurt gesagt, welches er sich gar nicht mehr erinnere, sei dies eine Ansicht, wie man ja so vielerlei habe, und ja keine Handlung. Über den König von Holland könne er das nicht gesagt haben, weil dies eine Unwahrheit sei, sondern er habe gesagt, wie er damals durch Brüssel gekommen, habe man allgemein erzählt, der Prinz von Oranien habe die Brillanten gestohlen. Daß er über Politik sich äußere, das sei ja ganz natürlich, und es habe eben jeder seine Meinung, in welcher er sich ausspreche. „Wir wollten Sie nur warnen, künftig vorsichtiger zu sein. Frankfurt ist eine kleine Stadt. Jeder Fürst hat seinen Gesandten hier, wenn Ihnen nun aus Ihren Reden Unannehmlichkeiten erwachsen, können wir Sie nicht schützen." Zuletzt sei noch ein Aktuar *Münch* gekommen. „Ach was, Herr Strauss, was gehen uns die Belgier und die andern an, mögen sie sich miteinander herumschlagen, wir haben's gut genug in unserem Frankfurt und können ruhig mit zusehen." Wie gefällt Ihnen der Spaß? ...

Frankfurt, 25. (Freitag) Febr. 1831

... Vor den Polen ist mir schrecklich bange – wie entsetzlich, wenn sie unterliegen! In den Zeitungen heißt's bis den 20. (also schon geschehen) müßte die Schlacht geschlagen sein, die das

Los der Polen entscheide. ... wäre ich eine gute gläubige Katholikin, läge ich den ganzen Tag auf den Knien im Dom und betete, und recht inbrünstig, für die Polen. – – – So weiß man gar nicht, wo man mit seinen Empfindungen hinaus soll! ...
Das Büchlein von Riesser habe ich gelesen. Darauf werden die Juden nicht emanzipiert werden. ... Riessers Büchlein habe doch schon etwas Gutes bewirkt, indem schon mehrere Vereine zusammengetreten wären, um gemeinschaftlich zu würken zu suchen. Die Polen, die Polen! Die Juden sind mir jetzt ganz Nebensache.

Frankfurt, den 1. März (Dienstag) 1831

Die Polen haben gesiegt! Gestern verbreitete sich allgemein diese glückliche Nachricht ... Großer Gott, wenn die Polen Sieger blieben in diesem gräßlichen Kampfe! Und hier gibt es noch elende Menschen, Juden und Christen, die das Gegenteil wünschen ...

Frankfurt, Freitag 4. März 1831

... Strauss machte beim Abschreiben Ihres Briefes die Bemerkung, daß Sie Napoleon *Narr* geheißen, das habe noch niemand gesagt und gewagt. Es schiene ihm zu stark, und er wage kaum, es nach – und abzuschreiben. Mir fiel es in dem Sinne, in der Art, wie Sie es sagten, nicht auf. Bleibt Ihr Urteil zur Entscheidung ...
Wie steht es denn mit Ihrem Englisch, Italienisch, Französisch? Sie Ignorant, Sie dürfen sich nicht viel lustig machen über andere! Den Strauss beneide ich, der spricht, schreibt und liest diese drei Sprachen wie seine eigene ...

Frankfurt, Dienstag 8. März 1831

Es ist nicht wahr, daß die Russen in Warschau sind. Das wollte ich Ihnen vor allem sagen, da Sie ebenso in Paris als wir hier durch dieses falsche Gerücht werden in Schrecken gesetzt worden sein. Herr Mendelssohn in Berlin hat uns diese falsche Nachricht Samstagnacht durch drei Estafetten an drei jüdische hiesige Häuser zukommen lassen. Kann man sich etwas Abscheulicheres denken als solche voreilige (wenn nicht gar ganz

erfundene) Nachrichten! ... Unsere hiesigen Juden waren nicht wenig erfreut über den vermeintlichen Sieg der Russen: Jetzt gibt's Ruh' in der Welt, und jetzt steigen die Papiere, sagte das blöde schlechte Volk. Eigentlich meine ich doch, daß mehr Dummheit als Schlechtigkeit bei den Leuten vorherrsche. Warum gibt's Ruhe, wenn die Polen unterliegen? Gerade dann, meine ich, müßte es ein rechter blutiger allgemeiner Krieg geben ... Aber ich bitte Sie, um Gottes willen, beruhigen Sie sich doch. Sie haben ja sonst so viel Glauben und Zuversicht, und daß alles sein *müsse*, wie es komme, warum denn gerade jetzt nicht, wo es doch so sehr not tut. Und sagten Sie nicht immer bis jetzt „ich bin aufs Schlimmste gefaßt bei den Polen". Seien Sie nur froh, daß Sie wenigstens in Paris sind, wo Sie doch unter Menschen leben, die mitfühlen ...

Frankfurt, Samstag 12. März 1831

Was sagen Sie nun zu den herrlichen Neuigkeiten: Sieg über Sieg bei den Polen! Sie werden nun alles sowohl aus den deutschen Zeitungen wissen als ich ... Wir waren aber, Sie und ich, in ganz gleicher Lage: Weinen, Verzweiflung, Murren gegen die Vorsehung, und daß das alles so geschehen darf und daß man nicht wenigstens selbst etwas tun, helfen, beitragen kann ...

Frankfurt, Dienstag 15. März 1831

... Gut, daß ich's notiert, sonst hätte ich Ihnen zu erzählen vergessen, was Wichtiges bei unserem gesetzgebenden Körper hier debattiert worden und jetzt vor den Senat kömmt. Das Abschaffen des Schutzes oder Heiratserlaubnis ist nur durch eine Mehrheit von *zwei* Stimmen *nicht* durchgegangen. [Daß] hingegen schon verheiratet gewesene Leute nicht mitzuzählen [sind], also nicht zu warten brauchen, und – stellen Sie sich vor – daß Juden und Christen dem Gesetze nach sich sollen heiraten können, aber die Kinder aus solchen Ehen Christen werden müssen. Welche dumme Beschränkung! Die Katholiken sollen sich aber stark, doch ohne Erfolg, dagegen aufgelehnt haben. Dr. Stiebel soll sich als ein zweiter Lafayette und Odilon Barrot bei der Sache hervorgetan haben und Reinganum aber sich gegen letzteres Gesetz aus juristischen Gründen ausge-

sprochen haben. Nun, was sagen Sie zu unserem Frankfurt? Pauline erwiderte mir noch, als ich spottete und lachte: Ob denn das nicht viel wäre, und ob denn die Irländer nicht lange genug hätten warten müssen auf ihre Emanzipation. Das verglich sie miteinander. Die Erlaubnis, heiraten zu dürfen oder englisches Parlamentsmitglied zu werden. „Sie mögen sagen, was Sie wollen, Frau Doktor, erwiderte ich ihr, sobald Sie Frau Senator werden, gehe ich nicht mehr mit ihr über die Straße, weil ich mich ihrer schäme" ... Indessen sind sie gut polnisch, trotz einem, und das ist die Hauptsache ...
Neulich mußte ich recht lachen. Der Reis erzählte mir, daß er bei Frau Speier den Holtey öfters spreche und, wie ihm dieser erzählt, in welcher Spannung, exaltierter Stimmung, er gewesen sei, als er Ihre Bekanntschaft machen sollte, was er sich alles unter dem Börne gedacht, und als der Kellner oder Bediente damals in Weimar an der Wirtstafel Börnes Karte gebracht, wäre er fast sprachlos vor stummer Erwartung geblieben. „Und wie ich nun den Mann kennenlernte – kein Wort aus ihm herauszubringen, bei der Schopenhauer ebenso lautlos – nein, ich konnte mich von meinem Erstaunen nicht erholen!" Das alles und mehr hat mich nun sehr amüsiert, daß der Holtey ... Sie, sich ähnlich, als einen gewandten, geschliffenen und gern brillierenden Weltmann oder Literatus ... sich dachte! Sie – ein Literat – und Weltmann!!! ...

Frankfurt, Samstag 26. März 1831

... Im Abendblatt steht eine Rezension des dieser Tage hier aufgeführten ... Tell. Und darin sagt der Herr W. „Der geistreiche Börne habe unrecht, den Tell einen Philister zu nennen, und weiter: Man kann auch, wie Börne, oft zu witzig und zu scharfsinnig sein". Merkwürdig ist mir's aber, daß ich ... damals, als Sie mir das Manuskript der Tell-Rezension vorgelesen, ich nicht mit Ihnen übereinstimmte, daß mir's wehe tat, daß Sie den Tell so herabsetzten und daß ich behauptete, jeden Deutschen würde das kränken; – die Art aber, wie der W. den Tell auffaßt und Ihnen unrecht gibt, hat erst recht herausgestellt und mich völlig überzeugt, daß *Sie* recht haben, und Tell erscheint mir jetzt ganz, wie Sie ihn geschildert haben, und das tat mir eigentlich leid. ... Ich begreife nicht, warum ich das

nicht damals eingesehen habe, als Sie mir es vorgelesen! Wissen Sie aber, daß mich das ängstlich macht, für die Zukunft ein Urteil zu fällen. Sie folgen mir gewöhnlich gerne, und da ich sehe, daß Sie immer recht behalten, wage ich es gar nicht mehr, eine Ansicht auszusprechen, die Sie befolgen könnten ...

Frankfurt, Samstag 2. April 1831

... Da Ihre Briefe so viel über Erwarten gedruckt betragen, so habe ich einen guten Vorschlag für Sie, nämlich, daß Sie die vierten und fünften Bogen Tagebuch zurückbehalten, welches Sie im Laufe des Sommers mit Leichtigkeit fortsetzen können, und in einigen Monaten schon einen neuen Band fertig hätten. Wenn Sie diese fünf Bogen Anfang haben, haben Sie auch mehr Lust, fortzufahren, als wenn Sie ganz neu anfangen sollen ...

Frankfurt, den 18. April 1831

... Ich bitte, mein lieber Freund, seien Sie einmal vernünftig und ärgern Sie sich nicht über diese kleine, kleine Verzögerung. Sie sind ja von sehr angenehmer Gesellschaft in Karlsruhe umgeben, können auch für die kurze Zeit sich in die Frau Haitzinger verlieben, das wird weiter keine gefährliche Folgen haben ...

Heidelberg, Mittwoch 21. September 1831

Mein lieber Freund.

Wir sind recht wohl hier angekommen, gestern nachmittag um zwei Uhr und wohnen bei Wolffs, welche ich alle recht wohl gefunden habe ... Der Wolff hat mir eben eine schöne Schilderung vom deutschen Geist und deutscher Freiheit gemacht. Der Judenhaß steht obenan, so sei es im ganzen Badischen Lande; aber bei den Studenten sei ein guter Geist, ein freisinniger. Ausnahme davon machen nur die sogenannten Deutschtümler. Wenn ich solche Dinge höre, freue ich mich doppelt, daß Sie nach Frankreich sind ...

Darmstadt, Montag 26. September 1831

... Wo waren Sie gestern, Sonntag nachmittag, in den Tuilerien oder wo sonst? Wir – waren in Schwetzingen. Marie wäre verzweifelt, wenn sie den berühmten Garten nicht gesehen

hätte – ich mußte mich darein ergeben. Oh, die albernen Götter, wie einsam und düster stehen sie an feuchten unbehaglichen Stellen – wie konnte der berühmte Karl Theodor nur so geschmacklos sein! Die schönste Partie vom Garten, weil sie auch zugleich die sonnigste und freundlichste, ist gleich beim Eingange. Hier stehen auch vier Urnen aus cararrischem Marmor, mit Verzierungen (bas-reliefs) von so herrlicher Arbeit, daß ich wirklich wahrhafte Freude daran hatte, was ich mir nicht zugetraut hätte. Diese Urnen möchte ich besitzen, sagte ich, sonst nicht geschenkt den ganzen Garten . . .

Frankfurt, Montag 3. Oktober 1831

Mein lieber Freund, wie herzlich habe ich mich mit Ihrem heutigen Briefe . . . gefreut! . . . Sie haben mir darin wieder – ganz besonders und – von neuem gefallen. Sehr leid ist mir's, daß Ihnen H. [Heine] nicht entsprochen, da Sie sich doch so sehr auf ihn gefreut hatten. Aber wie Sie sich über ihn aussprechen, so habe ich gar viele Leute schon über ihn urteilen hören . . .
Mein Neffe Bernhard R. [Rindskopf] sagte mir gestern: „Tante, ich habe große Pläne, viel Geld zu gewinnen. Der Dr. B. soll eine Zeitung in Bockenheim herausgeben. Es ist völlige Preßfreiheit dort." – Ich habe seine nähere *Pläne* noch nicht gehört, soll ich ihn fragen und Ihnen berichten? . . .

Frankfurt, Sonntag 9. Oktober 1831

. . . Recht viel Verdruß macht es mir, daß Sie in H. [Heine] den Mann nicht gefunden haben, wie Sie ihn erwartet. Es tut mir deshalb so leid, weil Sie sich viel erwartet, viel von ihm versprochen hatten und *nichts* gefunden haben. Ihre Bemerkung, *warum* er kein Journal *mit* Ihnen unternehmen will, ist gewiß sehr richtig. Daß er sich seine Gesinnungen abkaufen läßt, ist wahrhaft schmerzlich – und *so* hätte ich ihn mir doch nicht gedacht. Er sucht vielleicht etwas darin, als Seitenstück zu Mirabeau zu gelten . . .

Frankfurt, Freitag 14. Oktober 1831

. . . Also wieder sind Sie auf Goethe aufgebracht! Wenn Sie aber alle den Zorn, den Sie auf Goethe haben, einmal öffentlich aus-

sprechen wollten – – wie wird aber da die - deutsche Welt auf Sie aufgebracht werden. Fürchten Sie das nicht? Das wird arg werden – und ob Sie auch ganz und in allem recht gegen ihn haben??...

Frankfurt, Mittwoch 19. Oktober 1831

... Was Heine in Arbeit hat, ist so kein großes Geheimnis. Ich habe hier schon lange gehört, er schreibe über die französische Revolution...

Frankfurt, Freitag 21. Oktober 1831

... In jedem Falle will ich Ihnen die Anzeige *Ihrer Briefe*, welche gestern in der Postzeitung stand, mitteilen, da ich nicht wissen kann, ob Sie solche auch dort zu lesen bekommen – „Ende dieses Monats erscheinen in der hiesigen Hoffmann-Campeschen Buchhandlung Briefe aus Paris 1830–1831 von Börne in zwei Bändchen. Alle Parteien werden nach diesem Buche greifen; mögen sie auch nach einem ganz andern Katechismus beten, sie werden dennoch nicht umhin können, wenngleich die unumwundenen Äußerungen verdammend, die Ansichten darin höchst interessant zu finden“. Also bis Ende dieses Monats erscheinen die Briefe endlich. Ich denke, man wartet jetzt ab, welchen Eindruck sie machen, und wenn Ihr Name (wenn ich mich so ausdrücken darf) erst wieder recht aufgefrischt ist, dann ist es auch besser, über Abonnenten zu sprechen. Übrigens, daß Sie Rothschild in Ihren Briefen einen *Jud'* gescholten, werden Ihnen seine Glaubensgenossen schwer verzeihen, und in dieser Beziehung wird Ihnen das schaden... Ich bin gewiß, daß Ihre Briefe Aufsehen machen und sehr gefallen werden. Was *mir* nicht recht bei der Sache ist, daß ich dabei im Spiele bin, und man hier wahrscheinlich schon allgemein weiß, daß sie an mich gerichtet waren. Sie werden mich zanken – und ich werde mich über das Gerede trösten...

Das wäre verdrießlich, wenn Ihre Briefe so verstümmelt würden wie Heines Vorrede – aber im Zahlen verdient der Campe keine Vorwürfe. Er war doch immer pünktlich, und ich habe Ihnen schon gesagt, daß die 100 Louisd'or ausbezahlt sind und daß Sie nächstens noch 1000 Franken geschickt bekommen.

Was Sie mir über die projektierte Zeitung sagen, veranlaßt

mich, Sie darauf aufmerksam zu machen, wie wichtig es für die Franzosen ist, daß diese Verhältnisse klar beleuchtet werden sollten, wie in den Probeblättern zur *Tribüne*, welche wir in Baden gelesen haben. Erstens ist dieses Blatt (die Tribüne) hier nun *gar nicht* bekannt, kein Mensch weiß davon, und selbst im Lesekabinett wird es nicht gehalten. Sind die Deutsche nicht merkwürdige Leute! Dann ist die Ansicht gegen die Franzosen jetzt durchgehend feindlich, so hört man es von allen Seiten. Erstens ist nach dem großen Enthusiasmus und nach den großen Erwartungen, die man von ihnen hatte, und die so getäuscht wurden, ihr Ansehen sehr gesunken, und jeder spricht jetzt wie in frühern Zeiten „die schlechten Franzosen, wenn sie kommen, wollen sie erobern, Geld holen; aber wir wollen sie schon jagen". Von der Seite, wie die Probeblätter die Verhältnisse aufstellten, hat kein Mensch eine Ahndung; und es wäre nicht von geringer Wichtigkeit, die Sache zu besprechen. Klug wäre es gewesen, Sie hätten Campe zeitlich mit einem Nachdrucke gedroht, dann wären Sie gewiß, daß das Werk nicht verstümmelt erscheint. Sie hatten ja auch den Plan, die ausgelassene Stellen besonders abdrucken zu lassen, damit solche sogleich bekannt würden. Vespertinchen ist nicht verliebt, wie Sie wissen, aber Ihre Briefe sind *sehr schön* und werden sehr gefallen ...

Frankfurt, Freitag 28. Oktober 1831

... von unserer Frankfurter Revolution und drei glorreichen Tagen werden Sie doch gewiß schon gehört haben ... Man behauptet heute, die Sache sei noch nicht aus, und man befürchtet noch immer Unruhen. Der österreichische Gesandte soll den Bürgermeister gefragt haben, ob er Macht genug habe, die Ruhe zu erhalten, sonst wolle er von Mainz Österreicher kommen lassen. In jedem Falle habe er schon Order gegeben, daß diese bereit seien. Wären Sie hier, könnten Sie vielleicht am besten beurteilen, was an der Sache ist, ob wirklich zufällig veranlaßt durch die dumme Torsperre oder ob Intrigen – für irgendein Interesse angelegt – oder vielleicht schon längere Unzufriedenheit mit der bisherigen Verwaltung – ich verstehe nichts von der Geschichte. In jedem Falle ist sie noch nicht aus. Gestern nacht war es in der Stadt wieder sehr bewegt, die Stra-

ßen überfüllt von Menschen. Die Bürger haben die Wachen besetzt. Die Bürger-Kavallerie durchzieht die Stadt, die Herren Bürgermeister bringen die Nächte auf der Hauptwache zu. Allgemein soll aber noch die Klage gegen sie sein, sie betrügen sich so herrisch und anmaßend gegen alle Bürger und bei der ganzen Sache. Sie aber stehen recht unter Dach, wenn's Gold regnet: Schon wieder haben Sie eine Revolution versäumt! ... Grüßen Sie Heine aufs freundlichste von mir, und wie es mich freue, daß er sich meiner noch erinnere ...

Frankfurt, Donnerstag 10. November 1831

Außerordentlich und allgemein gefallen Ihre Briefe. Um Ihnen das zu sagen, schreibe ich früher, als ich mir vorgesetzt und mit Ihnen verabredet hatte. Ich bin nur erstaunt, daß die Juden nicht aufgebracht auf Sie sind und in den großen Beifallchor mit einstimmen. Ich hatte also schon wieder recht. Ich sagte Ihnen, Zweifler, immer, daß die Briefe schön wären, daß sie gefallen würden, aber eine *solche* Aufnahme hätte ich mir doch nicht erwartet. Alle Welt ist entzückt und so schöner, vortrefflicher hätten Sie noch gar nicht geschrieben. Denken Sie sich aber meine Pein: Am verwichenen Samstag schon war das Buch zu haben, nur *ich* hatte es nicht, sonst alle Leute, die es kaufen konnten. Ich schickte zu Jügel, er versagte es, und erst auf den Dienstag könne er es geben, weil er die Bestellungen abwarten müsse. Endlich habe ich es bekommen und bis zwei Uhr nachts gelesen.

Bis in die Wolken werden Börnes Briefe erhoben, schrieb mir Samuel Ochs. Reis sagte, Dr. Mappes habe ihm Außerordentliches davon gesagt. Reinganum: Ungeheuer wäre der Beifall, den die Briefe hätten. Der Berly war außer sich darüber und hat sogleich seine Ankündigung und Rezension ins Journal des Débats geschickt, und daß man ein solches Werk doch gleich übersetzen solle, damit es doch auch für Franzosen genießbar wäre. Wilhelm Speier erkundigte sich sehr angelegentlich, an wen die Briefe eigentlich adressiert wären, und er glaube, daß Sie es nicht wieder wagen dürften, nach Frankfurt und überhaupt nach Deutschland zu kommen. Ihr Bruder Philipp sagte auch neulich zu Reinganum: „Der Doktor kann es nicht wagen,

wieder nach Deutschland zu kommen. Die Pariser Gesandtschaften sollen so aufgebracht auf ihn sein, er habe dort (Sie) so vielen nichtsnutzigen Deutschen Stellen verschafft." Was hat er mit dem Geschwätz sagen wollen, wie?

Die dumme Einrichtung aber, daß ich und alle Ihre Freunde das Buch nicht gleichzeitig mit den Buchhändlern erhalten, begreife ich gar nicht. Woran liegt denn das? Ist es Mangel an Aufmerksamkeit vom Campe? ... Die Briefe sollen außerordentlich viel gekauft werden ... Aber allgemein beklagt man sich, und mit Recht, über Campe, daß das Buch so horrend teuer sei und es nur reiche Leute kaufen können, während es doch alle Welt lesen will ... Grämen Sie sich nur jetzt nicht darum, daß der Campe schlecht bezahlt hat, Sie können ja das künftig verhüten, auch sind Sie selbst viel schuld daran und müssen doch auch bedenken, daß es doch möglich ist, daß er bei den frühern 7000 wahrscheinlich verloren hat, aber an den Briefen muß er sehr viel gewinnen, sagen alle Leute.

Wie es mit der Einrichtung und Abschreiben der neuen Briefe einzurichten ist, will ich mir überlegen und Ihnen nächstens schreiben ... Am besten, Sie schreiben wieder wie den vorigen Winter und lassen, wie gesagt, die Durchsicht für den Frühling und Sommer. Ich will Sie auch daran erinnern, daß Sie ja die Briefe von Schiller und Goethe besprechen wollten, das kann interessant werden; und da hätten Sie schon Stoff zu ein oder mehrere Briefe ... Von mir muß ich nur sagen, daß mir die Sachen über die Juden sehr mißfallen haben, es ist dies eine unedle, geschmacklose Sprache, die man nicht an Ihnen gewöhnt ist und nicht für Sie paßt. Sie müssen mir künftig in allem folgen, da ich doch immer recht habe ...

Samstag abend. 12. November 1831

... Der Josef sagte mir heute, so vieles Aufsehen hätte lange nichts gemacht als Ihre Briefe. Aber wie ich Ihnen schon geschrieben – ich war erstaunt, immer nur Lob und kein Murren zu hören. Doch jetzt! Ihre Briefe tauen auf – und Ihre scharfe Pfeile haben getroffen. Von allen Seiten heißt es jetzt – Sie hätten sich ungeheuer viele Feinde gemacht, Sie dürften nicht wieder nach Frankfurt, ja nicht wieder nach Deutschland kommen. – Da wäre doch endlich Ihr lang ersehnter Lieblings-

wunsch erfüllt! Aber im Ernste, damit ist nicht zu spaßen, und ich rate Ihnen, da Sie doch eigentlich gut badisch gesinnt sind, sich auf jeden Fall mit dieser Regierung – wenn dies möglich ist – zu halten. Es ist eine wahre Lesewut mit Ihrem Buche, in der Handelskammer sogar stehen die jüngern Leute gruppenweise und lesen sich es vor, und die Ältern murren darüber. Im Gelehrtenverein will man nicht begreifen, daß Sie, der Sie sonst so mäßig gesprochen, auf einmal so wild geworden und so ohne alles Maß und Rücksicht gesprochen. Der Frankfurter in seinem Hamburger Briefe hat aber richtig gesagt „Börne hat früher geschrieben, jetzt aber, sieht man, hat er gekämpft, sich schlagen, wüten wollten". Die Neckar-Zeitung hat groß gelobt, ich schicke Ihnen die Abschrift. Dr. Schuster sagt „Diese Briefe bilden zwei Bändchen, die aber *unbändig* viel Aufsehen in aller Welt machen werden und dem Verfasser, wenn auch keine eiserne Bande, doch gewiß auch keine Ordensbändchen einbringen werden. Sie sind schon zweimal drei Gulden wert". Moritz G. [Getz] und die andern vornehmen Papierhändler fängt es doch jetzt an zu wurmen, daß Sie sie so hart mitgenommen, und ersterer sagte, „in der Handelskammer sei ein Mann, der sage, die belgische und polnische Revolution sei gar keine Revolution, es sei – eine Unzucht. So wäre es mit Ihrem Buche". Andere haben schon gefragt, warum Sie ein Feind von Rothschild wären? Andere gesagt, Sie hätten sich, sonst so mäßig, besonnen, jetzt vom Heine fortreißen lassen – was wird erst der Herr Robert und was werden die Berliner, besonders die Raumeraner und Hegelianer überhaupt sich ärgern! Auch Stiebel soll gesagt haben, Sie hätten sich so viele Feinde in Frankfurt gemacht und die Frau ... v. Rothschild, es wären so viele – Unanständigkeiten in Ihrem Buche. Ei, was wird nicht alle gesagt werden, was wir nicht hören!

... Man nehme es Ihnen so übel, daß Sie so gegen Goethe losgezogen und Ihre große Parteilichkeit für den Franzosen und das Schimpfen auf den Deutschen. Also die Goetheaner haben Sie jetzt auch gegen sich! So viele Gegner auf einmal! Macht Ihnen denn das gar nicht bange? Sonderbar, daß die Deutsche in politischer Beziehung noch so gar weit zurück sind, daß sie Sie gar nicht einmal verstehen – da sie Ihre Trauer um Deutschland für Haß nehmen ...

Frankfurt, Samstag abend 19. November 1831

. . . Ich bin neugierig, ob Sie und andere Ihre Hamburger Briefe schon bekommen, gelesen und was Sie und andere in Paris davon halten und sagen. Hier wird noch allgemein und überall davon geredet und – verdammt. Dem Dr. Reis . . . sagte ich ein für allemal, man hat eine ganz falsche Ansicht von den Briefen. Der Doktor wollte weder ein schönes Buch schreiben noch ästhetisch sein, noch glänzen, noch Geldspekulationen damit machen, er wollte handeln, sich wehren, seinem Schmerze, seinem Zorne die Freiheit geben, die er untergehen sah, und so, wenn sich jeder nach Kräften wehrte, meinte er, würde vieles besser und anders werden. Diese Äußerung schien auf den Reis Eindruck zu machen, und ich glaube, daß er jetzt gegen andere mit dieser Waffe Sie verteidigt . . .

Pfarrer Kirchner sagte bei einem Essen, es wäre unerhört, so wie Sie seine eigene Vaterstadt zu verhöhnen, herabzusetzen, auch könnten die Briefe an kein Frauenzimmer sein, wie das möglich wäre, da so viel über Politik [darin stehe] . . .

Montag 21. Reinganum war gestern bei mir. Er könne mir nicht genug sagen, wie außerordentlich Ihre Briefe gefielen, allgemein. Es wäre das beste, was Sie noch geschrieben hätten, aber die Diplomatie ist wütend . . .

Frankfurt, Samstag 26. November 1831

. . . Bei Anselm Rothschild waren von meinen Verwandten und auch (wahrscheinlich untergeordnete) Diplomaten, wie Hofräte, zu Tische. Der junge Herr Baron sagte „Ich habe das Buch zwar noch nicht gelesen, aber ich möchte nur wissen, warum dieser Mann ein solcher Feind von uns ist". Ein Hofrat erwiderte, „Herr Baron, hat doch dieser Mann alle hohen Personen so mitgenommen, nun, da darf Sie das nicht wundern noch verdrießen". Herz und Semring sollen gesagt haben, „man sieht aus allem Gesagten den Ärger heraus; hätte der Mann viel Geld und Orden bekommen, würde er anders reden" . . .

Das Schicksal der Polen ist zu hart, zu hart, man kann sich zu Tod darüber grämen . . .

Frankfurt, Freitagmorgen 2. Dezember 1831

Ihr lieber schöner Brief! Ich bekam ihn heute zum Frühstücke . . . Er ist so liebenswürdig, ganz im Ernste, ich habe ihn

embrassiert. Wie herzlich mußte ich lachen über Ihren Freund *Eduard*! Aber es ist auch viel Wehmut in Ihren Worten, wenigstens auf mir macht er diesen Eindruck und teilt sich mir mit – ob Sie wohl gar so viel Gemütsbewegung dabei haben als ich? Wie kann es auch anders sein! Wenn man es, wie Sie, so ernst und gut meint – und solchen Widerklang hört! Aber – die Leute hier bewundern Ihren kecken Mut – ich aber bewundere vielmehr den Mut Ihrer, das heißt dieser Rezensenten. Wie kann man es wagen – ich will noch gar nicht sagen sich so schlecht – aber sich so lächerlich zu machen . . .

Samstag, 3. Ihre Briefe sind auch hier verboten worden. Gestern kam die polizeiliche Weisung an Demmert, bei 50 Tlr. Strafe dies Buch auszuleihen. Es ist merkwürdig, der Lärm um dies Buch! Strauss sagte mir, es ginge ihm wie dem Engländer mit Marlboroughs Lied – die Briefe, die Verfolgung, das Ausfragen, das Rede- und Antwortgeben, das nehme kein Ende. Eine Frau fragte ihn, ob es wahr sei, daß die Madame Wohl die Briefe herausgegeben und Fl. 1000 dafür bekommen habe. Strauss erwiderte, ich hätte sogar einen Voyageur dazu genommen, um bessere Geschäfte zu machen.
Gestern habe ich auch Menzels Kritik gelesen . . . Der Menzel sagt alles mögliche Gute – was er sagen darf – er sagt selbst, daß ihm die Hände gebunden. Nun, Sie werden das selbst lesen . . .
Im Gelehrtenverein hat ein reicher Kaufmann sich sehr freisinnig ausgesprochen. Wie schön das vom Börne wäre, daß er sich zum Opfer für die Wahrheit bringe. Das werde seine Früchte tragen, es wäre ja sonst *alles* stumm in Deutschland. Mir scheint, da Sie wirken wollten, daß Sie Ihren Zweck vollkommen erreicht. Denn *so viel* Lärm kann doch nicht um *nichts* sein . . .
Der Maler Oppenheim war heute da und zeigte mir Ihre fertige Lithographie. Sie ist weniger krankhaft und ziemlich ähnlich, aber nach Ihrem Bilde befriedigt einem nichts mehr. Unter uns, der Oppenheim erzählte mir vom Heine, und die merkwürdige Verschiedenheit! Die Anspruchslosigkeit, die Einfachheit des Börne und die Eitelkeit jenes! Das sei arg. Wie er überlegt habe, wie ihm nichts recht gewesen sei, wie er ge-

tiftelt, das repräsentierende Vorteilhafteste, was er (Heine) nämlich dafür gehalten, herauszufinden und „er solle ihm etwas Rembrandtisches geben". Ich sagte kein Wörtchen darüber, versteht sich, können Sie ruhig sein. Der Oppenheim sagte „wie ich dem Börne sein Facsimile forderte, hat er mir es nebbich gleich gegeben. Heine lehnte ab: Man solle nicht *wissen*, daß er davon *wisse* etc.". ... Der Oppenheim erzählte mir auch, der Herr Baron, der alte, Rebe Amschel, habe ihn gefragt, ob er die Briefe gelesen. „Was sagen Sie dazu, ich weiß nicht, was der Mann von mir will, ich habe ihm nie was Böses getan, sein Vater und ich waren sogar sehr gute Freunde – nun, was schadet's, dem Doktor seine Briefe werden noch lange gelesen werden, wenn ich nicht mehr da bin, und da wird man also noch meiner gedenken." Sie sind ja doch unsterblich, Herr Baron, antwortete der schlaue Maler ...

11. Dezember 1831

... Das Abschreiben Ihrer Briefe werde ich bald vornehmen und bis zum Frühjahre gewisse fertigbringen – aber sagen Sie mir erst, wer wird solche drucken dürfen – und dies wagen? ...
Ich habe die Rede bei der neulichen Versammlung der Saint-Simonisten gelesen, äußerst interessant. Was halten Sie davon und überhaupt von der ganzen Sache? Wird vielleicht ein reineres oder das eigentliche Urchristentum daraus hervorgehen? Ich bin gar lange schon eine Simonistin, denn von Kindheit auf [war es] meine Schwärmerei – wenn nur alle Menschen gleich sein könnten, alle Güter und alle Arbeit gleich verteilt sein könnten ...
Der Strauss hörte diese Tage im Kaffeehaus die Äußerung eines jungen Mannes, den er aber nicht kannte. „Sonst sagten die Leute immer, ja, die Deutschen haben keine Männer wie die Franzosen, die mit Mut die gute Sache verfechten. Daran fehlt es eben usw. Jetzt tritt ein Mann auf wie der Börne, der sagt's besser wie ein Franzose, nun, was tun sie, sie ärgern sich über ihn, er hätte zu rücksichtslos gesprochen!" ...
Der Freieisen sagte neulich, Ihre Briefe müßte jeder haben, wie die Bibel ...
Herr Feidel, Commis bei Ochs, ist von einer Geschäftsreise am Rhein und Main zurückgekommen und erzählt, auf allen Eilwagen, in allen Gasthöfen, wo man geht und steht, [man] höre

nichts anderes als Börnes Briefe! Ungeheurer Beifall, und auch anderes. So viel Aufsehen habe noch kein Buch gemacht. Das freut Sie gewiß – der Sache wegen und ist auch ein gutes Zeichen...

Was mir in Hugos Vorrede so auffällt, ist, daß er immer vom Ernsten und, als dessen Gegensatz, vom *Grotesken* spricht. Das Wort grotesk kömmt mir hier ganz falsch vor, und mir scheint, er tappe darüber im Dunkeln. Er sucht das rechte Wort und kann es nicht finden. Hätte ich ihm nur sagen können – Sie meinen den Humor. Er scheint überhaupt mehr zu klassifizieren und von keiner universellen Ansicht auszugehen, doch habe ich's noch nicht ordentlich gelesen und werde Ihnen später noch meine hochästhetische Meinung mitteilen.

Dr. Goldschmitt war heute da, er ist *entzückt* von Ihren Briefen. Er habe sie *viermal* und *wohlbedächtig* gelesen, alles sei *vortrefflich*, wahr, schöner als alles, was Sie noch geschrieben, mehr à propos. Alles, alles sei gut, über Juden, über alles... Man müsse in Deutschland mit Heugabeln stacheln. Da die Ultraopposition so auftrete, müßte man es auch so treiben. Auch gegen den Verfasser der Briefe eines Verstorbenen hätten Sie recht... Auch an Goethe habe er seine große Freude gehabt, dem sei er von jeher todfeind gewesen. Dann sagte er – denken Sie, wenn das Buch das bewirkt hätte, ich glaube es fast – die Staatsgefangenen in Brünn sind alle freigelassen worden – aber, sagte ich, die französische Blätter hätten dies früher berichtet und auch vielleicht bewirkt. Der Campe habe viel Geld an dem Buche verdient, es gehöre ihm aber eine Entschädigung vom frühern. Auch glaube er, daß er nicht so leicht bei der Geschichte durchkomme. In der Neckar- und Allgemeinen Stuttgarter Zeitung wäre viel Lob, und dem Menzel sei die Hälfte gestrichen worden. Ob Sie weiter schreiben, das wäre schön – ich wüßte das nicht, sagte ich, und was er wegen dem Drucken denke. Im schlimmsten Falle könnten Sie ja in Straßburg drukken lassen. Im Temps, im Gagliani, stehen Ihre Briefe angezeigt und sehr gerühmt...

Sonntag, 11. Guten Morgen und wieder Zeitungsbericht. Nämlich aus der Post[Zeitung]. „Hamburg, vom 30. November. Eine in den hiesigen kritischen Blättern der Börsenhalle erschienene

scharfe Beurteilung der Börneschen Briefe ist bei dem Anklageprozeß gegen den Verleger dieses Werks zugrunde gelegt worden. (Wie verlautet, wird Herr Börne eine Verteidigung seiner Pariser Briefe herausgeben)." Wie gefällt Ihnen der Herr Rousseau! . . .

15. Dezember 1831

. . . Spaßhaft ist's, daß das, was in englischen und mehrern französischen Blättern über Ihre Briefe steht, von – Strauss ist. Dieser hat nämlich, ohne Absicht zur Verbreitung, an seinen Bruder nach Brüssel geschrieben, ein dortiger Mitarbeiter des Indépendant und anderer auswärtiger Blätter hat um diese Mitteilung gebeten, und so wurden solche, ohne Absicht des Schreibenden, gedruckt, welches ihm jedoch jetzt sehr lieb ist. . . . Was Sie mir über Heines käuflichen und verkäuflichen Charakter sagen, ist wahrhaft empörend, mir schrecklich, das hätte ich mir nicht möglich gedacht . . .

Freitag, 16.

. . . In der Neckarzeitung heißt es in der Verteidigung Ihrer Briefe, man solle das Verbot des Buches nicht dulden, was einen treffe, träfe alle, und alle Schriftsteller müßten für einen stehen . . .

Welch eine merkwürdige Zeit ist das! Bei den politischen Umwälzungen auch diese merkwürdige französische literärische! Victor Hugos Vorrede zu Cromwell habe ich zu Ende gelesen. Ganz vortrefflich alles, was er sagt, besonders über die metrische Form, den Vers, wie geistreich ist das. Und wie schön er sich über die Pedanten lustig macht! Man fragt sich, ist dies wirklich ein Franzose! Nur das eine blieb mir auffallend, das Wort grotesque, und in der Bezeichnung, wie er es meint – und wenn er sogar einmal sagt „das Groteske ist nicht nur schön, sondern auch oft notwendig . . ." – als wenn sich das nicht von selbst verstünde – und da scheint es einem, als wenn er dies doch mehr als Manier, berechnende, effektsuchende Kunst und nicht den Humor als Universelles, Naturgemäßes betrachte. Lesen Sie es doch selbst und sagen Sie mir, ob ich recht gewaltig viel dummes Zeug geschwatzt habe.

Samstag, 17. Wenn ich an Polen denke – an alle das Schreckliche, was dort geschieht, kömmt mir alles andere so klein, so

nichtig vor –, daß ich Ihnen doch weiter von Ihren polizeilichen Angelegenheiten sprechen will. Viele sagen, Sie würden Ärger haben über diese winzig bösartigen Neckereien – ich aber meine, sie werfen es – zum *ganzen, großen Übel*, und es wird Sie nicht als Persönlichkeit, sondern als Allgemeines berühren. Ich erzähle Ihnen also, was weiter vorgefallen. Beim Senat ist beschlossen worden, „wenn Dr. Börne seine Pension weiter beziehen will, soll er nach Frankfurt kommen und ein Amt dafür übernehmen". (Wie klein, da man weiß, daß Sie Ihrer Sicherheit wegen jetzt nicht nach Deutschland kommen können!) ... Und nun großer Lärm gestern im Gelehrtenverein ... Wahrscheinlich geht die Sache vom Bundestag aus. Ich höre, der Guaita habe wenige Tage nach dem Erscheinen Ihrer Briefe gesagt, „Ihre Pension werde Ihnen entzögen werden". Wenn ich mich recht auf Sie und diese Sache verstehe, so glaube ich, daß Sie, so wie die Verhältnisse nun einmal jetzt sind – solche Gewaltstreiche der guten Sache förderlich halten ...
In einem heutigen Aufsatze in den Zeitschwingen, wo von Berlin aus über Berlin viel, aber schal ironisiert wird, heißt es „der Name Börne darf hier kaum genannt werden; hört man diesen Namen nur, so malt sich sogleich Abscheu und Verachtung auf allen Gesichtern, und Börne, der früher hier einen ungemeinen Ruf genoß, ist plötzlich tief, tief in der allgemeinen Meinung gesunken. Das machen seine Briefe aus Paris. Sie sind hier sehr streng verboten – warum? Ich meine, ein Schriftsteller, der Ekel und Abscheu vor allen Revolutionen erzeugt, der sollte erst recht verbreitet werden, und B. verdient für seine zwei Bände wenigstens den Zivilverdienstorden, und dem Verleger Campe sollte man noch obendrein ein goldenes Döschen schicken ...

29. Dez. 1831

... wie die Donau- und Neckarzeitung ironisierend unter den Miszellen folgendes sagt: „Einer der Optimisten der Stuttgarter Hofzeitung, welche immer das Volk für sehr glücklich halten, solange sie sich wohlbefinden, ereifert sich diesmal, als Frankfurter Spießbürger verkleidet, in blindwütendem Grimme gegen Baruch, nicht den Sohn Merias des Sohnes Maasejas ..., sondern gegen Baruch-Börne, einen noch lebenden Propheten. Warum denn so böse? Weil, dieser frivole Jude, dem nichts (!)

heilig ist, dieser herzlose Spötter auf Geist und Charakter der deutschen Nation, dieser elende Schwätzer ins Blaue hinein, der der Menge gefallen will und der Erbärmlichkeit der Leidenschaft des Tages Deutschland revolutionieren, den redlichen deutschen Sinn untergraben, die Achtung und Scheu vor allem Heiligen und Ehrwürdigen zu Boden treten will! Das ist ja ganz erschrecklich: Alles Heilige und Ehrwürdige will dieser Jude zu Boden treten! Und fragt man: Was ist denn heilig und ehrwürdig? dann ist natürlich die Antwort: Das Bestehende. Und warum ist es heilig und ehrwürdig? Darum, daß es besteht. Und dieses will ein ganz kleiner und winziger Jude umstürzen! Es muß nicht sehr fest stehen." ...
Waren Sie denn auch so entzückt vom Cormenin über die Zivilliste – das ist Molière und Béranger. Und welche Wahrheit, wie schlagend, wie schön, aber auch wie traurig. Daß solcher Unfug wahr und noch geduldet worden. Und nun der Unfug, daß dieses herrliche Meisterstück der Wahrheit und Beredsamkeit in Deutschland außer sehr wenigen [nicht] bekannt wird. Ich wollte Sie darauf aufmerksam machen, ob Sie diese Abhandlung nicht ins Deutsche übersetzen und in Ihre nächsten Briefe einschalten sollten ... Wenn Ihr Poet Michel [Beer] wüßte, wie liebenswürdig er in Ihren Briefen portraitiert ist, wie schrecklich für den Ärmsten, so auf die Nachwelt überzugehen! Aber auch der Heine – um den ist mir's leid, das wissen Sie. Auch bin ich in Verlegenheit, wie ich das beim Abschreiben der Briefe zu halten habe. Alles, was Sie über Heine sagen, hängt so mit Ihren politischen und allgemeinen Ansichten zusammen und wäre so interessant zu drucken. Das geht nun freilich nicht an ...

Samstag, 7. [Januar 1832] ... Guten Morgen, wenn Sie nur wohl, vergnügt und wieder gut und versöhnt sind – ich will mich gewiß künftig besser betragen. Mein Gott, welche Summe von Liebe und Pflichten habe ich, wenn ich Ihnen das alle bin, was Sie in Ihrem Schmerze sagten! ...

Dienstag 10. ... Alles, was Cormenin geschrieben, alles, was Kräftiges und Hochherziges in der Kammer gesagt wird, bewegt mich mehr als meine eigene Angelegenheiten. Ich bitte Sie, wenn außer Ihnen jemand wüßte, daß ich – Gefühl – für die Zivilliste hätte – das wäre schön!!! ...

Freitag, 13. ... Aber ich bitte Sie – alles, was Sie über den König von Bayern sagen – wollten Sie auch drucken lassen? Das ist ein bißchen sehr arg – ärger als früher, und wenn, wie die Leute sagen, Ihre Heftigkeit (gedruckt) nichts nützt, nur schadet – nicht bessert, nur verschlimmert – dann käme ja nichts heraus dabei als – daß Sie selbst dabei in Gefahr kommen ... Ihr Humor ist ein prächtiger Arzt! Wenn man über die Dummheit lachen muß, vergißt man darüber, über die Schlechtigkeit zu weinen ...

Frankfurt, Donnerstag, 19. Januar 32

... Dieser Tage stand gar komisch in der Postzeitung: „Berlin 4. Jan. Daß die ganze Auflage der Börneschen Briefe soll verkauft sein und eine in Sachsen veranstaltete Winkelauflage dazu; aber wem schadet das? Gewiß keinem Staat, keinem geachteten Namen – außer Börne." Hier ist von den Briefen kein Ex. mehr zu haben. Von Brüssel kam ein Auftrag, eines à tout prix zu kaufen ...

Der Saphir ist mit seinem Kontingent ausgerückt, im „Horizont" Nr. 6/7 (und weiter folgend Monat Januar) ... Persönlich beurteilt er Sie ganz falsch. Auch lügt er gewaltig und behauptet recht unverschämt, Sie können gar nicht aus lebendigen Anschauungen, [urteilen], sondern alles – aus Blättern. Dann sagt er – was noch viele andere Rezensenten und Skribenten schon einfältig behauptet und was Sie nicht unbesprochen hingehen lassen sollten – weil es der Sache, also der Wahrheit schadet, „Börne ist nervenschwach, gereizt". Die Dummheit! Als wenn eine redliche und starke Gesinnung nur eine Krankheit, die eines schwachen Magens und sensibler Nerven wäre ...

Mittwoch, 25. ... Sie hätten doch Ihre Freude an den Frankfurtern, wenn Sie das mit ansähen. Jetzt sind alle Hände mit Nähen und Stricken für die Polen beschäftigt, die noch erwartet werden ...

Der Haß gegen Preußen ist hier – und, wie ich mir denke, gewiß auch durch ganz Deutschland allgemein aufs Höchste. Diese superkluge Leute, die Preußen, die haben sich einmal auf ihren Vorteil verstanden. Wenn nur kein bekannter, befreundeter Preuße, wie der Gans oder sonst, nach Frankfurt kömmt, ich

glaube nicht, daß ich ihn ansehen könnte, und würde ihm gewiß aus dem Wege gehen.
... Also der Campe setzt immer noch seine Manöver, Sie zu betrügen, direkt oder indirekt fort. Beharren Sie nur auf Ihrem Schweigen gegen ihn, das ist das beste ...

Montag, 30. Januar 1832

Guten Morgen, mein lieber Pater Abraham – Sie predigen wie ein Eingeweihter! Und nach alle dem, was Sie schon gesagt und noch sagen wollen, wären Sie beherzt genug, nach Deutschland zu kommen! ...
Finden Sie es nicht recht erbärmlich egoistisch – von England ist man das gewöhnt – aber daß auch die Amerikaner kein Wort, kein einziges Zeichen der Teilnahme an Polens Schicksal genommen – warum haben sie nicht wenigstens gastfreundliche Anerbietungen gemacht – zur Aufnahme, zur Erleichterung der Überfahrt – kein Wort! Wenn die Freiheit so hartherzig macht, ist sie doch so schön nicht, wie ich sie mir gedacht ...
Mit welchem Enthusiasmus die Polen (außer in Preußen, versteht sich) überall in Deutschland aufgenommen, werden Sie wohl hören und auch in den Zeitungen lesen. Was hilft das aber alle – mich macht diese polnische Geschichte wahrhaft unglücklich ...

Sonntag 5. [Februar]

... In den Zeitschwingen figurieren Sie oft: „Ich rechne mir es zur Ehre, Mordbrenner zu heißen, seit man Börne so genannt. – Nichts Halbes, das gilt nicht mehr, entweder Börne oder Metternich."
Cormenins neuster Brief! Er ist noch herrlicher als schön – am Ende haben Sie ihn aber wieder gar nicht gelesen! Wie herrlich er sich mit dem großen Perrier zankt – das ist zu prächtig. Ich bin so entzückt vom Cormenin und von Ihnen auch – über Ihre neuste Briefe –, daß ich Ihnen beiden eine Aufmerksamkeit erzeigen möchte (aber Ihnen die größere), etwa eine schöne Handarbeit, Stickerei – aber es kann jetzt nicht sein, mein lieber Freund – die Not gebietet – und ich und noch viele andere stricken jetzt emsig für die Polen ...

Samstag, 11. Februar 1832

Mein lieber Freund, was sagen Sie zu den Preußen – wie sie die Polen martern – allmächtiger Gott, einen solchen Schmerz, meine ich, hätte ich noch nie gespürt! War denn da gar nicht vorzubeugen, diese tapfern Männer ihren Henkern, den Mörderhänden der elenden Preußen zu entziehen? Solch ein Greuel ist noch nicht erlebt worden! Ist denn gar nichts für die Polen zu tun, um sie aus dieser preußischen Mördergrube zu befreien? Gott, es ist schrecklich, wenn man nur weinen und sonst nichts weiter tun kann. Pauline sagte gestern „jetzt weiß ich, wie das ist, wie einem die Verzweiflung Mut gibt. Wären heute Preußen durch, von meinem Fenster aus hätte ich sie mit Steinen totgeworfen." Welch eine schreckliche Zeit ist das – man verzehrt sich in ohnmächtigem Hasse – welch ein unglückliches Leben, zu solchen unnatürlichen Empfindungen aufgeregt zu werden ...

Ich muß Sie noch auf etwas aufmerksam machen. Die Juden hier, wie ich Ihnen schon gesagt, nicht der Papieradel, sondern andere jungen Leute, haben wirklich wahren, herzlichen Enthusiasmus für die Polen gefühlt und bezeugt. (Der Mantel, dem Sie ein Denkmal setzen wollten, war ein Jude, man sagt, Trier, und so noch viele). Jetzt aber wird vieler Eifer dadurch erkältet, daß man allgemein weiß, daß die Polen hier, was man nennt, viel Risches gemacht haben. Sie haben sich als schreckliche Judenfeinde ausgesprochen. Alle Juden seien Spione. Wenn sie in einem Laden etwas kaufen wollten, sahen sie sich mit der größten Scheu um „nur bei keinem Juden" und so vieles andere. Es läßt sich leicht erklären, wie sich das verhält, und mit den polnischen Juden mögen sie größtenteils auch recht haben. Aber diese Verwirrung und Verwechselung der Ideen und Tatsachen kann nur schaden, und es wäre gut, das aufzuklären, und Sie haben wohl auch Gelegenheit dazu bei Ihren dortigen Polen ...

Habe ich Ihnen die Szene mit Schmitt und Elsholz noch nicht erzählt? Letzterer, vielleicht gar in preußischer Angelegenheit hier, nahm ritterlich das Wort für diese liebreiche edle Menschen [die Preußen] „und diese Briefe von Börne, das sei schändlich". Sch.: Börne ist verehrungswürdig, er ist der erste, der den Mut gehabt, bei so vieler Gefahr allen diesen Elenden, die

die Welt so unglücklich machen, *so recht* die Wahrheit zu sagen. Ganz Deutschland muß es ihm danken. E.: Schöner Mut, in Paris zu sitzen und solche Briefe zu schreiben. Auguste: Nichtwahr, den Preußen wäre es lieber, B. ginge nach Berlin, um die Gnade zu genießen, sich in Köpenick einsperren zu lassen. – Das ging so weit, daß Elsholz sagte, daß, wenn ein Dritter zugegen gewesen, sich Schmitt mit ihm hätte schießen müssen. Ich bin jederzeit bereit dazu, sagte Sch. ...

Die leidige Politik! Keine Freude kann mehr aufkommen, und alles verwandelt sich in Gift. Wie schöne heitere Sachen würden Sie schreiben, wenn Sie selbst heiterer und die Welt glücklicher wäre. – Der Heine aber hat gar schöne blitzende Gedanken – wie dieser wieder von den Guillotinen ...

Es ist mir jetzt lieb, daß ich in meinem vorigen Brief Ihnen gesagt, daß Sie etwas größer schreiben sollten. Nein, der letzte, das war zu arg! Und wenn das so fortgegangen wäre, hätte ich die berüchtigte Briefe nur noch durch ein Mikroskop lesen können. Ich glaube, wenn Sie solche *so* geschrieben in die Welt schickten, sie würden nicht verboten, im Gegenteile zum Lesen anempfohlen werden von den väterlichen Regierungen, denn alle Welt würde dann mit Blindheit geschlagen werden ...

Freitag, 16. Februar 1832

Sie sind ein merkwürdiger Mann – und ich bete Sie an – im Geiste! Das war wieder ein Brief! Ich habe Ihnen schon gesagt, in welche Gemütsbewegung mich Ihre Briefe versetzen, in so aufgeregte Empfindung, daß ich das wiederzusammengefaltete Papier mit der flachen Hand an mein Herz drücke – so eine Zeitlang – ich meine, das müsse mich beruhigen – Sie müßten dort meine Verehrung fühlen. Es gibt keine – wirkliche – Ahnung, Magnetismus, Sympathie – – sonst hörten und fühlten Sie auch meine Stimmung dort. Sie selbst aber haben gar keine Vorstellung davon, auf welcher Geisteshöhe und Tiefe Sie stehen, und ich sehe Sie ganz wie vor mir stehend, mich verdutzt fragen „Ei, was steht denn alle in dem Briefe?“ Und nicht wahr? Sie wissen kein Wort mehr davon. Aber bange, sehr bange wird mir's manchmal doch bei Ihren Reden und Prophezeihungen – das lautet oft so schrecklich und blutig „zupft, zupft Ihr adligen Damen, die Ihr die Fischweiber übertroffen,

zupft, während wir die Schwerter wetzen.“ Ach, Sie haben recht, und ich teile ganz Ihre Gefühle – aber wenn es wirklich dazu käme, wenn die rohe gewaltige Masse die Macht bekäme, sich für alles Erlittne zu rächen – aber wie fürchterlich und maßlos würde es dann – – und einen großen Teil der Verantwortlichkeit zu tragen – ist das nicht zuviel für ein weiches Menschenherz – für Ihr Herz! Bedenken Sie das und sagen Sie mir etwas zum Troste für diese trübe düstere Fernsicht...

Im Temps soll ein großer Aufsatz *für* die Rothschild neulich gestanden haben „und wieviel sie zu dem allgemeinen Frieden in Europa beigetragen und wieviel für Frankreich schon getan hätten“. Wer hat nun recht, *Sie* oder der Temps? Soviel ist gewiß, daß Sie nicht bestellt, nicht bezahlt und der Temps wohl beides ist. Aber ob Sie nicht doch zu scharf, zu schroff gegen diese Leute auftreten, und ob Sie auch *ganz* recht haben – das müssen Sie aber doch reiflich bedenken, ehe Sie das alle nun neuerlich drucken lassen...

In der Deutschen Tribüne soll heute wieder ein merkwürdiger Aufsatz stehen, ärger als *Sie* es je gemacht... Ich wollte, Sie schrieben an der Tribüne und unentgeltlich, wenigstens nicht danach anfragend, besonders darum, weil Sie es ein früheres Mal getan. Denken Sie daran... Es wird spät, spät, und ich schwatze noch immer und grüße Sie in Gedanken und von ganzem Herzen viele tausendmal – ist das genug?

Ihre J. W.

Dienstag, 21. Februar 1832

...Heines Brief aus Paris, worin er sagt, er sei ein Royalist, habe ich gelesen. Nur die erste Hälfte ist ziemlich interessant, die zweite matt. Ihrer Schilderung nach dauert mich Heine immer mehr. Die unglückselige Eitelkeit! Sie selbst sagten einmal, die Eitelkeit sei gut, nütze – ich finde und fand immer das Gegenteil. Ich halte es für das größte Unglück, eitel zu sein, in der besonderen Beziehung meine ich, mit dem Geiste glänzen zu wollen. Alles Edele geht dabei verloren, auch die Seelenruhe. *Sie* sind ein glücklicher Mensch – Sie können dem Himmel noch dankbarer für Ihre Anspruchslosigkeit als für Ihre Geistesgaben sein – denn nur unter dieser Bedingung sind sie eine Gabe, sonst ein Fluch und eine ewige Qual...

Sonntag, 26. Februar 1832

... Ihre Ansicht, daß die Deutschen den Schimmer von Freiheit den Franzosen und ihrer Julirevolution zu verdanken haben, habe ich dieser Tage von einem tüchtigen, wackern Manne aussprechen hören, von Ackermann an der Musterschule ... Bei Tische waren wir bald wie längst Bekannte, und ich will Ihnen wiederholen, was ich mich noch erinnern kann: „Nein, die Briefe, *die* haben gewirkt, ganz ungeheuer! Der Börne wäre kein Deutscher, der liebte die Deutschen nicht, der verachtete sie? Wenn er sie nicht liebte, wenn er nicht so viel von ihnen hoffte, würde er so von ihnen oder gar mit ihnen reden! Nein, sein ganzes Herz ist ja erfüllt davon, diese Wahrheit, diese Treue, diese Liebe, diese einfache Anspruchslosigkeit, der es ja um gar nichts weiter zu tun ist, als eben um die Wahrheit, das Gute zu fördern. Und wer so den Jean Paul liebt, so auffaßt, der ist doch wahrhaftig ein Deutscher. Ja, Goethe ist auch ein Verräter an seinem Vaterlande. Aber der Börne wird doch die Briefe fortsetzen – das wäre ja jammerschade, wenn nicht, und viel zu wichtig für die gute Sache ...

Sagen Sie dem Heine, daß es schade sei, daß ein so schöner, interessanter Kopf – ein royalistischer sein wolle, und ob es wahr sei, was er habe drucken lassen, es fiele mir so schwer, dies von ihm zu glauben. Er solle doch auf der guten Seite bleiben und sich nicht den Preußen, den Helfershelfern Rußlands, den Mördern Polens, anschließen. Im Ernste, sagen Sie es ihm ...

... und weil ich Ihnen so gar nichts Freundliches mitschicken konnte, schicke ich Ihnen in diesem Briefe ein kleines Haarlöcklein, und sprechen Sie mir nicht mehr von meinem wenigen Gelde und vielen Jahren – Sie sehen, es ist noch alles blank und nichts grau. Und weil ich auch noch vom Neujahr eine große Schuld abzutragen habe, verspreche ich Ihnen und mir, sobald wir wieder zusammenkommen, mich für Sie malen zu lassen ...

Weil wir von Arndt gesprochen; erinnern Sie sich noch, wie ironisch abgeschmackt damals Arndt, von dem ich Wunder was für eine große Meinung hatte, bei Tische in Godesberg auf die Frage einer adligen Dame, ob er sie kenne, erwiderte: „Der kleine Börne, der Christ geworden ist durch die Taufe." Man macht's ihnen eben nicht recht, mit und ohne Taufe! ...

Donnerstag, 1. März

Mein lieber Freund – Sie werden wahrscheinlich nicht wenig überrascht sein mit dem unangemeldeten Kommen des Herrn Strauss. Aber weder er selbst als ich gewiß nicht wußten von dieser Reise nach Paris, welche schnell und unvorbereitet mich ebenfalls überraschte. Seien Sie aber unbesorgt wegen dem fortgesetzten Abschreiben Ihrer Briefe. Ich werde jetzt mich mit gar nichts anderem beschäftigen, und ich denke bis zu Ende März ganz damit fertig zu sein. Sie wissen, daß ich dies mit großem Vergnügen tue. Ich werde täglich dabei spazierengehen und mich gewiß nicht anstrengen, des seien Sie versichert und also ganz beruhigt.

Herrn Strauss brauche ich Ihnen nicht zu empfehlen. Es ist mir lieb, daß Sie sich kennenlernen, und – wir wollen sehen, ob Sie das bestätigt finden, was ich Ihnen in Baden vorigen Sommer von ihm sagte. Meine Ansicht und Gesinnung ist noch immer dieselbe.

... Daß Sie Ihrem Empfohlenen alles mögliche Angenehme in Paris erweisen sollen – ich wollte nämlich sagen, daß Sie sich von ihm in Paris herumführen lassen sollen, denn ich glaube, daß er, trotz Ihrem längeren Aufenthalte, doch einheimischer dort ist, als Sie es sind. So ein deutscher Gelehrter schlägt doch niemals ganz aus der Art – und wenn er selbst ein Börne wäre. Doch das Wichtigste nicht zu vergessen – daß Sie ja nicht *gleichen* Schritt mit Herrn Strauss halten! Ich meine es aber ernstlich. Herr Strauss geht ungewöhnlich schnell. Das ist noch ärger als bei Schmitt. Ich bitte Sie also beide zu fahren oder auf der Stube beisammen recht behaglich zu schwatzen – kurz, alles zusammen – nur nicht zusammen laufen! ...

Was über Sie und Heine im Courier stand, habe ich gelesen. Auch den indirekten Ausfall *gegen* Sie in der Deutschen Tribüne, nämlich „die Schriftsteller, die sicher in Paris sitzen und hübsche Bücher schreiben“. Lassen Sie sich aber um Gottes willen durch nichts verlocken oder bereden, nach Deutschland zu gehen. Was wäre der guten Sache damit gedient, wenn Sie eingekerkert würden? Es sind schon Märtyrer genug geopfert, ist es nicht um so besser, Sie sind frei und tätig? Dieser Ausfall vom *Wirth* mißfällt mir sehr, um so mehr, da er so sehr ungerecht und unverständig ist. Hingegen aber auch mißfällt mir,

daß Sie es so lange haben anstehen lassen, der Redaktion der Tribüne Ihre Dienste anzubieten. Ich habe Sie schon vor einiger Zeit darauf aufmerksam gemacht. In solchen Dingen darf man nicht auf sich warten noch sich zuvorkommen lassen . . .

Sonntag, 4. März 1832

. . . Ich binde Ihnen aber auf Ihr Gewissen, daß Sie in Beziehung auf Str. doch vorsichtig sein sollen. Str. ist nicht unabhängig wie Sie und muß nach Deutschland zurück. Ich beschwöre Sie also, das zu bedenken, und keine Verantwortlichkeit auf *uns* zu laden. Lassen Sie Herrn Str. *dies selbst lesen*, was ich geschrieben, und bedenken Sie es beide . . .

Sonntag, 12. März 1832

. . . Nur noch das eine. *Ich komme nicht nach Rheinbayern.* Wenn Sie aber erst eingekerkert sein werden, werde ich natürlich nach dem Ort hinlaufen, wo man Sie festhält, um wenigstens in der Nähe mit Ihnen leiden zu können. Wollen Sie aber in Frankreich bleiben, dann komme ich, wohin Sie wollen und wann Sie wollen . . .

Dienstag, 13. März 1832

Der Str. hat mir geschrieben, alles, was ein guter ehrlicher Mensch von seiner Zuneigung zu sagen wagt – wenn er einem Dritten zu nahe zu treten fürchtet. Ich habe ihm geantwortet – *alles, was Sie schon seit vorigem Jahre wissen*, was Sie gebilligt, was Sie schon längst für mich gewünscht. Es fällt mir nicht leicht, über Dinge zu sprechen, die jedes Frauenzimmer nur *fühlt*, aber nicht darüber denkt – doch es muß sein. Wenn ich nicht aus diesem Zustande mich zu erlösen suche, würde es schlimm für mich sein. Gewißheit führt wenigstens zu einer Ruhe zurück, die einen geordneten Lebenswandel vorzeichnet, in den man *sich finden muß.*
Ein Ideal von Lebensglück wäre noch für mich zu erreichen – – *wenn wir drei* vereinigt leben könnten – wenn auch nicht gleich – wie Sie immer behaupteten, doch in einer *nahen* Zukunft. Wenn es so nicht sein kann – – kann es gar nicht sein. Sie haben immer gewünscht, ich solle wieder heiraten, Sie woll-

ten mir einen Mann suchen – ich habe es immer für unmöglich gehalten. – Seit ich Str. kenne, wünsche ich es selbst, aber das muß gewiß sein – daß auch Sie glücklich dadurch werden – wie könnte ich es sonst sein!
Ich habe meine eigene Schwärmereien. Ich denke, wieviel glücklicher Sie sein würden, wenn Sie, was so sehr Ihrem Charakter, Ihrer Neigung entspricht, in einer häuslichen Umgebung leben könnten, ohne häusliche Sorgen und Pflichten zu haben (was wieder ganz gegen Ihre Neigung ist). Wenn Sie durch Freundschaftsbande gefesselt und doch frei sind – – keine Frau haben! Zugestanden – gibt es ein größeres Glück auf Erden? Ist es nicht wahr, habe ich nicht recht? Dem Himmel sei Dank, es ist mir auf einmal viel leichter ums Herz geworden! Die viele Gemütsbewegungen in den wenigen letzten Tagen hatten mich doch etwas angegriffen – und ich glaubte gar nicht, daß ich Ihnen so würde schreiben können. Desto besser – und plaudern wir also vergnügt weiter von unseren Plänen und vielleicht gar unsern Châteaux en Espagne. Ich dachte, wenn es also sein könnte – bleiben wir in Frankreich. Denn in Frankfurt, diesem verhaßten Orte, kann ich mir gar kein Glück denken. Was denken Sie – was wird Str. davon denken? Werden Sie ihn diesen Brief lesen lassen, werden Sie mit ihm darüber sprechen? Ich hoffe ja – (ich habe es ihm gesagt, daß ich Ihnen heute *alles* schreiben würde). Aber alles muß auch Ihre freie Neigung sein, und wenn Sie nicht Ihren *wirklichen* Willen dabei haben, kann es kein Gedeihen haben, kann es nicht sein. – Doch was auch sei – zu Ihren Briefen, diese ordnen zu helfen, wie Sie sich einreden, daß ich durchaus dazu nötig wäre, bin ich zu kommen bereit, wohin Sie wollen (das heißt nach Frankreich, wo allein nur Sicherheit für Sie ist). Werden Sie aufrichtig sein, mir alles *aus dem Herzen beantworten* – nur keine Täuschung, nur die ganze Wahrheit – dies ist der einzige rechte Weg. Antworten Sie so

Ihrer J. W.

Montag, 22. März 1832

Mein lieber treuer Freund. Ich schwöre Ihnen bei allem, was Ihnen und mir nur heilig sein kann, bei allem im Himmel und auf Erden, daß Sie *ganz ruhig* sein können. Könnte ich es nur

so wegen Ihrer sein! Das ist jetzt alles abgetan und viel besser für mich, als wenn ich noch lange in dieser Täuschung fortgelebt hätte, denn diesen ungewissen Zustand hätte ich länger nicht ertragen können. Sie kennen mich, daß ich in ausgesprochenen, bestimmten Verhältnissen mich in allem fassen kann und zu Ruhe und Frieden sehr bald, jetzt sogar gleich kommen werde ... Könnten Sie sich nur überzeugen, daß ich ganz anders bestehen werde, als Ihre aufgeschreckte Einbildungskraft sich das alle von mir ausmalt, Sie würden gewiß selbst ruhig und zufrieden sein und sich auf unser baldiges Wiedersehen freuen. Ja, meine Ihnen sonst bekannte Ängstlichkeit berührt mich nicht einmal, *ich habe nichts zu bereuen, nichts zu fürchten und fürchte nichts*, bei allem, was vorgefallen.
Suchen Sie Str. zu beruhigen. Er solle sich keine Vorwürfe machen, sich nicht quälen, ich habe mich die ganze Zeit schon sehr um ihn geängstigt. Ich fürchtete, er werde krank werden, und *da* würde ich mir die Schuld daran zuschreiben. Er soll nicht krank werden und wieder munter, und dann ist es auch für mich gut. Ich bitte, sagen Sie ihm das oder lassen es ihn lesen – und, haben Sie keinen Groll gegen ihn, er ist gewiß gut, aber – ich gestehe, ich begreife ihn nicht. Doch das *ist jetzt abgetan* ...

Freitag, 23. März 1832

... Es hätte also nicht sein können, daß in veränderten Verhältnissen wir uns so nahe hätten bleiben können? – – Mit dem einen Worte – wäre ja alles gesagt gewesen. Glauben Sie, daß ich leben könnte, wenn ich nicht für Sie sorgen dürfte! Und daß ich überhaupt Sie, Ihren Umgang missen könnte? Und das halten Sie für möglich? Ich hatte dem Str. geschrieben und hatte es auch aufrichtig so gemeint, daß, wenn Ihre Briefe geordnet wären, was vier Wochen dauern könnte, er ganz über mich bestimmen könne. Er war außer sich bei dem Gedanken, mich den ganzen Sommer nicht zu sehen. Ich wollte ihn schnell zu beruhigen suchen, und ich gab ihm diese Zusage auch aus aufrichtigem Herzen. Aber damit hatte ich nicht gemeint, daß ich Sie nicht sehen sollte, sobald Sie es wünschten, wollten. Meine Treue, meine Anhänglichkeit für Sie kann nur mit meinem Leben enden. Ich glaubte, St. verstünde, fasse das

alle auf wie ich und Sie, und ich glaubte, *er allein* wäre fähig, dies Verhältnis so zu fühlen, zu würdigen. Es war vielleicht albern, eine solche Möglichkeit vorauszusetzen – aber Ursache es zu glauben mußte ich doch haben – wie wäre ich sonst darauf gekommen? – Doch das ist ja nun alle vorbei und – ich wiederhole es, ich bereue nichts und fühle mich nicht erniedrigt, denn ich habe aus aufrichtigem Herzen gehandelt. Daß ich allein, war mir gerade gut, in allem ist die Freiheit wohltuend . . .

Sonntag, 25. März 1832

Wie dankbar bin ich Ihnen, mein lieber Freund, daß Sie mir so oft schreiben, und obschon ich immer unter hörbarem Herzklopfen den Brief öffne und denke – Gott – was mag da kommen! so bin ich doch gleich beruhigt, schon während dem Lesen und noch zufriedner, wenn ich ihn beendigt, da ich dann immer daraus ersehe, daß Sie ruhiger und wohl sind . . . Wie gut Sie aber gegen mich sind und wie edel, das werde ich nie vergessen, und der Himmel muß Ihnen dies gewiß gedenken. Wir wollen uns aber nicht weich machen und – vernünftig reden. Sie haben sich gegen St. ebenso gut, edel und würdig gezeigt als gegen mich, und ich billige alles.

Ich treibe meine Angst nicht zu weit, ich weiß recht gut, daß Sie auf Welckers Wort Zuversicht haben können, daß die badische Regierung sich nicht wie eine preußische tyrannisch gegen Sie benehmen würde, daß Sie in Freiburg fêtiert – aufs beste aufgenommen werden würden, daß es Ihnen und der Sache nützt, wenn Sie in Freiburg statt in Straßburg sind. Aber es läßt sich in der jetzigen Epoche, in dieser Krisis, nichts berechnen, und die Gewaltstreiche können unvorhergesehen kommen, und über Nacht können bayrische Exekutionstruppen ins Badische einrücken und Gott weiß was alles geschehen. So denkt der Reinganum und viele andere. Darum meine ich, sei in jedem Falle nichts verloren, wenn Sie vorerst nach Straßburg gehen. Dort könnten wir dann weiter darüber sprechen . . .

Dienstag, 3. April 1832

. . . Bei der heftigen Äußerung Apponyis beim Namen Börne habe ich auch wieder an dem Ihnen zugeschickten anonymen So-

nette aus Hamburg gedacht. Welchen leidenschaftlichen Haß und Verfolgung diese Leute gegen Sie haben! Man kann sagen, ein wahres Acharnement, und ich muß Ihnen eine neue Dummheit, Schwachheit, Ängstlichkeit à la Schmelzle gestehen, die mich schon überschlichen hat, daß man Ihnen vielleicht einmal heimlich aufpassen könnte! ...

Samstag, 7. April 1832

... Was sagen Sie zu Strauss' Tollkühnheit, wie der sich in der Cholera herumtreibt! Ich finde da keinen Verstand dabei, obschon daß ich recht gut einsehe, daß, wo die Notwendigkeit gebietet, man stehen und der Gefahr trotzen müsse, aber wo es nicht nötig, es Übermut sei, und daß er so bald als möglich von Paris fortzukommen suchen solle. Sie hätten ihm auch darüber schreiben sollen, das würde mehr Eindruck machen, als wenn ich es sage. Alles übrige *darüber* mündlich, aus keiner anderen Ursache, als weil wir uns doch bald sehen und sich dann besser darüber sprechen als schreiben läßt. Doch würde mich's freuen und interessieren, wenn Sie mir Ihre Ansicht über *ihn* sagten, schrieben ...

Montag, 9. April 1832

... Wir wollen uns vornehmen, wenn wir zusammen sind, recht froh und vergnügt zu sein und uns nicht, wie vorigen Sommer, von der dummen Cholera plagen zu lassen. Kömmt sie und muß man sterben, so ist's ja doch nicht abzuhalten, also wollen wir wie Helden stehen und uns nicht wieder durch so unleidliche Sorgen das noch allenfalls zugemessene Leben versauern.
Der Str. ist ein merkwürdiger Mensch – welch ein Leichtsinn! Alle diese Vorfälle dort in Paris interessieren ihn im höchsten Grade, und er denkt nicht entfernt daran, deswegen Paris zu verlassen. Bei ihm ist alles richtig und abgetan, alles hängt nun nur noch von mir ab. Was sagen Sie dazu? ...
Eben war der Schneider da, hat mir ein hübsches Kleid für die Reise gebracht, trotz der Cholera-Sorgen erwarte ich auch heute noch die Putzmacherin. „O der Mensch" sagten Sie neulich! Jawohl, der Mensch! ...

Donnerstag, 12. April 1832

... Aber – – wieviel habe ich noch mit Ihnen zu sprechen! Ob Ihre Heiterkeit wirklich ernst ist – ob Sie diese Verbindung

wirklich wünschen, ob *Sie* glücklicher dadurch sein werden? Darüber ist nicht zu spaßen, und wenn Sie nicht – bejahend – vollkommen davon überzeugt sind, machen Sie mich grenzenlos unglücklich. Selbst der Spaß nur, daß Sie dann auch heiraten wollen, könnte mich, wenn ich ihn nur einen Augenblick für Ernst nehmen könnte, im höchsten Grade beunruhigen ... Wenn ich mir eine Chimäre in den Kopf gesetzt habe, wenn es nicht möglich ist, daß sich alles so gestaltet, wie ich es in meinem Briefe bei der ersten Erklärung ausgesprochen habe, dann ist alles nichts und aufgelöst. Wir sprechen noch darüber, mündlich am besten. Und auch Str. weiß meine unumstößliche Gesinnung, unwandelbare Empfindung hierin.
Also war es nur Spaß – Sie werden nie heiraten – wir werden immer zusammen bleiben? Sagen Sie mir das – und lachen Sie über meine Verrücktheit, ich muß selbst darüber lachen ...

Sonntag, 15. April 1832

Mein lieber Freund, ich habe Ihnen gestern einen so tollen Brief geschrieben, daß ich gar nicht damit zögern will, einen ruhigeren nachfolgen zu lassen ... Sobald ich gestern Ihren Brief gelesen hatte, fiel es mir wie eine Zentnerlast vom Herzen, als ich sah, daß nicht Leichtsinn, nicht Mangel an Überlegung oder Nichtwissen der Gefahr, die Sie laufen könnten, sondern Einsicht in dies alle und Überzeugung und Absicht Sie nach Deutschland zu gehen bewogen hatte. Darauf ward ich gleich ganz ruhig und bin es noch und suche jeden Tag auch mit Ruhe in der Zeitung, ob –– Neuigkeiten von, über Sie mitgeteilt werden ...

Baden, 26. Mai 1832

... mit Ihrem lieben Briefe habe ich mich unaussprechlich gefreut, meine liebe Ängstlichkeit wollte schon wach werden, da kam er zum Glücke. Aber sagen Sie mir das nicht, niemals mehr, auch im Scherze „ich bin nun allein“. Das könnte mir das Herz zerschneiden. Sie kennen mich doch noch nicht ganz. Ich würde das nicht ertragen. So habe ich es nicht verstanden, ich wollte Ihnen und mir helfen, und wenn es nicht so sein wird, wie ich es mir gedacht, so – lebe ich gewiß nicht lange mehr. Die Zeit ist kurz, meiner Tränen viel, und es ist gut, daß ich eilen muß.

Lassen Sie sich von dieser Aufregung nicht irren, ich lache schon wieder, weil ich gewiß weiß, daß es so gut ist. Wir sprechen ja noch genug darüber, und nur von Ihnen wird es abhängen, daß wir drei *glücklich* werden, das kann aber nur sein, wenn wir vereint leben. Für mich gibt es keine andere Bedingung ...

Mir geht es recht gut, ich bin gesund und erhalte oft Briefe aus Frankfurt. Das Erstaunen aller dort ist nicht auszusprechen. Kommen Sie nur bald, daß Sie alles frisch erfahren von

Ihrer, vor wie nach bis

in den Tod treuen liebenden

J. W.

Baden, Sonntag 27. Mai 1832

... ich konnte nicht zu weinen aufhören, mich nicht beruhigen, bis mir vom Himmel gesandt der glückliche Gedanke kam – wir gehen diesen Winter, wir drei zusammen, nach Paris! *Und dabei bleibt es.* Darauf ward ich ruhig und vergnügt und bin ich es heute auch ... Machen Sie keine Geldschwierigkeiten, ich versichere Sie, es geht gewiß, stören Sie mir mein Glück nicht. Wir drei zusammen diesen Winter in Paris! Ich bin außer mir vor Freude, wenn ich nur daran denke. Nicht mehr die Trennung – nicht mehr die Angst vor krank werden unter Fremden – einer kann den andern pflegen in solchem Falle. Ich und der Str. schreiben Ihre Arbeiten ab, Sie dürfen mit mir zanken, wie Sie wollen, ich nehme Ihnen gar nichts mehr übel. Str. muß Schach, Pikett, alles, was Sie wollen, lernen, und ich stricke Strümpfe und Socken für euch. Heute weine ich nicht. Ich bin unaussprechlich glücklich ... Sie glauben doch nicht, daß ich eine Heiterkeit erzwinge? Doch, Sie kennen ja meine Sprache und wissen, daß ich nichts erheucheln kann. Wie werde ich aber beneidet werden und auch zu beneiden sein, Ihr zwei, Sie Berühmter!! und Paris, und alles für mich! Das ist aber auch zuviel, und ich werde mich in so viel Glück gar nicht hineinfinden können. Und endlich Ruhe, Seelenruhe und alles – o freuen Sie sich mit mir, es wird alles gut und schön werden. Ich täusche mich gewiß nicht, ich verlange ja nicht, habe es nie verlangt, glänzende Güter, ich will ja nur, was jeder Mäßige sich wünschen darf – Ruhe – – und Tugend –, ich weiß, wie

wunderlich dies Wort klingt – aber es ist so, ich habe, weiß kein anderes, und mit Ihnen darf ich ja mein Herz reden lassen ...

Baden, Freitag 29. Juni 1832

Welch herrliches Wetter hatten wir Ihrem Reiseglück zu verdanken. Aber wie hatte es mich betrübt, daß Sie so angegriffen beim Abschiede waren! Ich sollte sagen beim *Weggehen*, denn das ist doch kein Abschied zu nennen, wenn man so eine kleine Strecke nur sich voneinander entfernt und mit der gewissen Zusage, sich *recht bald* wiederzusehen, wenigstens bei mir ist es gewiß und bleibt auch dabei ...

... Überhaupt, wie ginge das an, daß wir lange getrennt blieben! Als ich zurückkam und Ihren Platz abends am Tische leer fand und selbst auch Conrad nicht mehr hin- und hergehen sah – ward mir das Herz so schwer; jetzt, weit weit mehr als früher, sind Sie mir unentbehrlich zum vollkommenen Glücke, denn früher (warum sollte ich nicht alles sagen dürfen!) war ich nie glücklich, auch bei Ihnen. Nicht wahr, Sie werden, Sie können mich nicht mißverstehen, jetzt, da ich es so recht tief, so recht innig fühle, wie viel, wie wert Sie mir sind ... Der Strauss vermißt Sie soviel als ich. Es ist merkwürdig mit Eurer grünen Freundschaft, wie schnell die Wurzeln geschlagen und dauernd zu werden verspricht ...

Baden, Montag 2. Juli 1832

... Wenn nur Ihr nächster Brief vergnügt aussieht, ich denke und hoffe ja. Und Ihre nächste Reisebilder – wie freue ich mich darauf! Haben Sie den Dom schon recht betrachtet, und wie gefällt er Ihnen? Nehmen Sie sich aber in Ihrem Urteil in acht – der Strauss ist großer Kunstkenner – und er wäre, Gott weiß, imstande, in seinem großen Eifer gar eine heftige Kritik gegen Sie drucken zu lassen, wenn Sie auch nur die kleinste Spitze eines der Türmchen nach seiner Überzeugung falsch beurteilten – so spitz ist der Mensch in der heiligen Angelegenheit der Kunst ...

Baden, Freitag 6. Juli 1832

... Die Zustände von Heine kann man nur mit großem Interesse und großem Vergnügen lesen, außerordentlich schön,

geistreich und auch wieder liberal. Ich kann es gar nicht erwarten, wieder von Ihnen etwas gedruckt zu sehen ...

Baden, Montag 8. Juli 1832

Machen Sie nur erst, daß der „Freisinnige“ einen Ruf durch ganz Deutschland bekömmt – das heißt, arbeiten Sie für ihn, dann wird es Ihnen dabei auch nicht am Gelde fehlen, da so viele, viele Abonnenten mehr sich finden würden.

Donnerstag 12. Als gestern abend Campes Brief kam, hatte ich eine Freude! Ich dachte, da hätte ich gut prophezeiht, und er werde Anträge wegen der Briefe machen. Aber wie Sie sehen, ist es nichts. Oder sollte doch vielleicht etwas dahinter stecken und er verblümt anfragen? ... Interessiert Sie der Prozeßausgang, den Ihnen der Campe berichtet? Übrigens scheint der Hr. Campe sehr vergnügt zu sein und mit Ihren Werken sehr gute Geschäfte gemacht zu haben. Der hat jetzt sein Schäfchen im Trockenen und denkt „Jetzt mögen andere sich mit den neuen Briefen und neuen Schikanen plagen.“ ...

Heidelberg, Freitag 3. August 1832

... Aber die Deutschen, die Deutschen! Ich fürchte, Sie behalten recht. Ich bin so aufgeregt und unglücklich über alle das, was in der Welt vorgeht, daß ich mit dem Gedanken in Heidelberg hereinfuhr, lauter verstimmte, verdrießliche Gesichter zu begegnen, aber wir sahen fröhliche Studenten und friedliche, wahrscheinlich zufriedene Bürger. Heute feiern sogar die preußische Studenten hier mit großer Vorbereitung und Lust ihres Königs Geburtstag – ihres Königs! der die Polen und Deutschland verraten – und jetzt feiern! wo alle trauern sollten. Ich sage Ihnen, es ist für ein Frauenzimmer ein schreckliches Gefühl, diese Ohnmacht. Eben jetzt versammelt sich die edle, heroische preußische Jugend zum festlichen Zuge. Genug. Ein großer Teil der hiesigen Studenten seien Aristokraten, ein anderer Rauf- und Bierhelden, und nur eine sehr kleine Zahl hat Sinn und Gefühl für das jetzige Elend. Professoren – nun, die kennen Sie, und die Bürger – auch! Welch ein schrecklich Gefühl, jetzt in Deutschland leben zu müssen, diese Gleichgültig-

keit, Gefühllosigkeit, Ehrlosigkeit – mitanzusehen – und am Ende sagen zu müssen, dies Volk ist schlechter als ihre Regierungen. Es bleibt dabei, wir gehen nach Frankreich oder Belgien oder gar nach Amerika, je weiter je besser – oder lieber *aus* der Welt als in einer solchen leben ...

Heidelberg, Donnerstag 9. August 1832

... Wahrscheinlich kommen wir nach Zürich und holen Sie ab, um zusammen nach den kleinen Kantonen zu gehen. Wie herrlich wäre das! Aber dafür dürfen Sie mir auch so harte Sachen nicht wieder sagen „Ich habe der Gräfin versprochen, meine Pariser Briefe künftig an sie zu richten. Porto, die Mühe des Antwortens! (und des Kopierens) werden Ihnen dadurch gespart." Ich bin ganz blaß geworden, wie ich das gelesen. Wenn es ernst ist – – nun, da läßt sich nichts dagegen sagen. Wenn es aber – nur Spaß, so tun Sie es nicht wieder, ich bitte darum ...
Der Strauss ist in Frankfurt bis jetzt in unserer Angelegenheit noch nicht vorgerückt, ich werde das Nähere dieser Tage hören. Aber in jedem Falle darf es nicht mehr lange dauern, und wir wollen das dortige Bürgerrecht nicht, wenn noch länger verzögert werden sollte. Am Senate lag bis jetzt nicht die Verzögerung, denn der Vorstand hat noch gar keine Eingabe gemacht. Das begreife ich eben nicht und habe dem Str. geschrieben, er solle die ganze Sippschaft sitzen lassen, jemanden aufsuchen, der uns traut und dann fort. Ich will auch gar nicht Frankfurter Bürgerin heißen ...

Heidelberg, Freitag 17. August 1832

... Ich habe dem Strauss gestern das nämliche geschrieben, was Sie heute in Ihrem Briefe gesagt, er solle sich doch nicht von den erbärmlichen Juden auch noch am Narrenseile herumführen lassen und nur zum Trauen einen Ausweg zu finden suchen, das Sklaven-, Narren- oder Bürgerrecht fahren lassen und der Sache einmal ein Ende machen ... Er dauert mich, mit solchen Erbärmlichkeiten sich herumplagen zu müssen. Ich bestehe aber in meinem Briefe an ihn durchaus darauf, er solle nicht eher kommen, bis das mit der Trauung aufgefunden. Das andere soll er nicht abwarten und liegen lassen, wir wollen es gar nicht ...

Eben weil Ihnen alles aus dem Herzen kömmt, was Sie in Ihren Briefen sagen, eben darum bin ich blaß geworden, als Sie auch nur scherzweise sagten, Sie wollten sie an eine andere richten. Dann hätten Sie eine andere lieber als mich, dagegen dürfte ich zwar jetzt nichts einzuwenden haben, aber – es würde mich doch unglücklich machen. Ebensowenig Sie aus Eitelkeit schreiben, ebensowenig ist bei mir Eitelkeit dabei im Spiele und – was brauche ich Ihnen da weiter zu sagen – ich fühle das nämliche beim Lesen, was Sie beim Schreiben . . .

Heidelberg, Freitag 7. Sept. 1832

. . . Der Strauss meint nur, da er durchaus nicht mehr auf amtliche Bewilligung warte, [daß] das mit dem Trauen leicht und bald gemacht sei, da nach jüdischen Gesetzen jeder *Bacher*, ja jeder Privatmann, wenn zwei Zeigen [!] dabei, welche letztere er schon angeworben habe, trauen könne und die Ehe gültig sei . . .

Vorgestern bei Zimmern zum Tee. Stürzt die Professorin auf mich zu, nämlich des verstorbnen Zimmern Frau, die Sie kennen, und über den Börne, was er mache, und die Briefe, und der Lärm damals in Jena, davon habe man keine Vorstellung, und wie sich die Leute fast in die Haare gefallen, Professoren und Studenten, und warum der B. *so* die Deutsche behandelt habe (sagte sie), und dennoch, wie sie oft Partei für Sie genommen habe etc. Es waren noch einige Herren da, und jetzt ging's los, für und gegen Sie . . .

Mainz, Donnerstag 11. Oktober 1832

. . . Meine Briefe vom 4., 6. von Frankfurt aus, worin ich Ihnen die baldige Trauung, und den vom Montag, den 8. von Hattersheim aus, wo ich Ihnen die wirklich vollzogene Trauung vom Sonntag, den 7. anzeigte . . . werden Sie wohl alle seitdem erhalten haben . . .

Im Augenblicke denke ich an gar nichts weiter, als Sie wiederzusehen, nicht an die Zukunft, nicht an alle Pläne, die so überaus schön, nicht ob wir für diesen Winter zusammen in Paris bleiben werden, welches Sie erst entscheiden und worüber wir alles mündlich besprechen wollen. Sie bald wiederzusehen und

den schönen Plan, nächstes Frühjahr und den Sommer in der Schweiz zu leben, mit Ihnen zu besprechen, das ist schon des Guten viel – und jetzt hätte ich Ihnen ja auch für den guten Mann zu danken, den *Sie* mir eigentlich verschafft, das muß ich Ihnen alle mündlich sagen, wie darf ich ihn da loben. Aber ich versichere Sie, wir haben uns nicht in ihm geirrt, und Sie werden sich freuen und froh sein ...

[Zwischen dem vorstehenden und dem nachfolgenden Faszikel fehlen im BA Frankfurt am Main die Antwortbriefe Jeanette Wohls auf die Briefe, die Börne im Winter 1832/33 – den er entgegen dem ursprünglichen Plane der drei Freunde wiederum allein in Paris verbrachte – der Freundin und ihrem Gatten nach Frankfurt schrieb.]

Frankfurt, Montag 10. Sept. 1833

... Sollten Sie nicht mit dem Herrn aus St. Gallen in Korrespondenz treten, wenn Sie vielleicht in Zukunft etwas mit ihm unternehmen könnten. Denken Sie, welch ein Glück, wenn sich vielleicht auch für Strauss eine Beschäftigung dabei fände, und wir so als Freunde, Liebende und – Associés zusammen, beisammen bleiben könnten! ...

Frankfurt, Sonntag 15. Sept. 1833

... Daß wir uns jetzt schon, so frühe in der schönen Jahreszeit, getrennt haben, darüber werde ich mich nie, nie trösten. Ich erkläre mir dies jetzt so. Ich war nervenschwach, konnte Bergpartien etc. nicht ertragen, und der Gedanke, in der französischen Schweiz wieder von neuem täglich damit anzufangen, brachte mich auf den verzweifelten Entschluß, nach Hause zu gehen. Hätte ich den verständigen Gedanken gehabt, in Genf oder Vevey nur friedliche ruhige Landpartien zu machen, wären wir wahrscheinlich beisammen geblieben ... Doch wie dem auch sei, ich bereue es, von Ihnen fortgegangen zu sein, obschon Sie mir in einem früheren Briefe verbieten, überhaupt etwas zu bereuen ...

Frankfurt, Mittwoch 18. Sept. 1833

... wir zwei sind unheilbar und unerschöpflich in der Kunst, uns das Leben recht bitter zu machen – warum haben wir uns

getrennt – schon um der Briefnot allein wegen hätten wir es nicht tun sollen ...
So unklar, verworren und uneinig mit mir selber, als ich es schon seit dem Sommer her mit mir bin, war ich noch nie. Es mag auch daher kommen, weil ich früher mit Ihnen allein entschieden nicht bleiben wollte, und jetzt, da durch den Str. diese Schwierigkeit wegfiel, ich glaubte, wir würden ruhig und vergnügt, zufrieden, beisammen bleiben; und jetzt wieder nicht – und wieder die nämliche Unruhe und Sorge – das ist es wahrscheinlich, was mich mehr als früher reizt ...

Frankfurt, Freitag 8. Nov. 1833

... Haben Sie Geduld, ich muß ja selbst unendlich viel Geduld mit mir haben. Jetzt, da ich so glücklich sein könnte, mit Ihnen und Str. vereinigt leben zu können, quält mich ein Dämon der ärgsten Art – ich weiß es selbst nicht, was ich will, und meine Gemütsstimmung kömmt *mir* ganz wie die eines Verrückten vor ...

Frankfurt, 14ten November 1833

Immer noch Briefe, und wir selbst noch nicht. Sie sagten diesen Sommer scherzweise „Das Schicksal ergreift uns mit seinen eisernen Armen". Denken Sie, dem Strauß sein Vater ist krank geworden. Ich schwöre Ihnen bei Ihrem Wohl, bei dem meinigen, bei allem, was mir heilig ist, daß ich Ihnen hier die Wahrheit sage ...
... ich habe die Pariser Reise immer noch nicht ganz aufgegeben, aber Sie sollen vergnügt sein und sich nicht um unser Kommen oder Nichtkommen kümmern.

VI

Nachtrag zu den Briefen an verschiedene Empfänger

[Die folgenden Briefe und Billette wurden den Herausgebern erst nach begonnener Drucklegung der entsprechenden Briefgruppe bekannt oder zugänglich. Sie folgen hier mit den Nummern derjenigen Briefe, die ihnen in der zeitlichen Reihenfolge unmittelbar vorangehen. Im Inhaltsverzeichnis erscheinen sie in der chronologischen Ordnung.]

2a.

An Julie Baruch

Heidelberg, d. 13. Mai 1807

Liebe Mutter

Ich bin nun ganz in meiner Ordnung, worüber ich mich sehr erfreue. Ich habe 4 Tage müssen im Gasthof bleiben, bis ich mit vieler Mühe habe ein Logis bekommen können, das ziemlich ordentlich ist. Ich habe gewiß über 40 Stuben gesehen, die alle nichts wert waren, denn weil ich so spät kam, sind die besten Logis schon an andere Studenten vermietet gewesen. Es ist jemand von der Universität, der die Liste hat von allen Wohnungen, mit mir herumgegangen. Ich zahle dafür halbjährlich 40 Gulden. Die Stube ist recht hübsch möbliert. Für das Essen sind 30 Kreuzer gefordert worden für jede Mahlzeit. Abends habe ich nicht akkordiert, weil ich nicht immer hingehe. Weißt Du nicht, ob der Vater bald zurückkommen wird? Du tätest mir einen großen Gefallen, mir bei Gelegenheit ein kleines niedliches Kaffeeservice zu schicken, eine Tasse mit Kaffee- und Milchkanne, und was dazu gehört. Denn hier im Hause, wo ich logiere, ist das Kaffeezeug schmutzig und zerbrochen, weil es, da noch mehrere Studenten im Hause wohnen, sehr verdorben wird. Überhaupt bin ich auch mit dem Kaffee nicht zufrieden. Er ist sehr schlecht, die Mühle ist so grob, und

da schwimmen große Stücke von den Bohnen drin herum, und da er auch nicht filtriert wird, so ist er halb voller Satz. Das ist nun traurig, denn wenn ein Gelehrter keinen ordentlichen Kaffee hat, hat er auch keinen Verstand. Ich war hier auch bei Zimmern, die haben einen Laden, so schön, wie er nur in Frankfurt zu finden ist. Für Stiefelputzen und Kleiderausklopfen wird hier monatlich 1 Tlr. 40 Kreuzer gezahlt. Du hast doch meinen ersten Brief erhalten? Vergesse nicht das Kaffeeservice und die Uhr. Ich grüße die ganze Familie und bin

L. Baruch

Der Herr Baruch wohnt in der Schiffsgasse beim Schreiner Crall.

4 a.

Aufnahmegesuch in eine Gesellschaft

[Loge zur aufgehenden Morgenröte? 18. Oktober 1808]

Ich habe betrachtet die Geschichte unserer Tage und folgendes gesehen. Alte Formen, obzwar festgegründet und gehärtet durch die Dauer vieler Jahrhunderte, wurden zersplittert von einem allmächtigen Geiste der Zerstörung. Das gegenwärtige Geschlecht verspottet Regeln und Weisen, die heilig und unverbrüchlich waren den Voreltern. Die Stürme der Zeit haben Grenzsteine weggeschleudert, die seit lange das Eigentum der Menschheit geschieden; die herrenlosen Glücksgüter wurden von neuem verteilt und wurden den Stärksten zuteil, hülflos aber blieb jeder, der Hülfe von anderen erwartete. Unsere Hoffnungen und Ängste, vorher wohltätig eingeengt durch Gewohnheit und Gesetz, schweiften nun ins Unendliche, nachdem jene Schranken nicht mehr waren, denn man sah, daß Bettler, wie sonst nach Almosen, jetzt nach Kronen die knöcherne Hand ausstreckten und sie

nicht leer zurückzogen. Man sah, daß stolze Szepter sich zur Erde senkten, um als Wandstäbe entthronte Könige durch das Land zu führen. Man sah die Tränen derer, denen der Krieg den Gatten, den Vater und jede Lebensfreude raubte und die – im Schoße des Glücks erzogen – nach Brot schmachten.

Zu solcher Zeit nun, wo die Selbstsucht fesselfrei umhergeht und kein Besitz so gerecht ist, daß er uns sichere vor dem Verluste des Guts, wem drängt sich da nicht der Gedanke schmerzlich auf, daß der Glaube an Tugend und Edelmut durch jene egoistischen Kämpfe selbst bei den Bessern geschwächt werden müsse? Ja, wer ist stark genug sagen zu können, er werde zu jeder Zeit das eigene Herz vor dem Untergange bewahren?

Aus diesen Gründen habe ich längst gewünscht, mich mit denen zu verbinden, die, gleiche Gesinnungen mit mir hegend, sich angelegen sein ließen, das Wohl der Menschheit zu befördern und sich und andere vor dem feindlichen Einfluß zu bewahren, den eine stürmische Zeit auf jene Wohlfahrt haben kann.

Ich kenne zwar faktisch die Zwecke der Gesellschaft nicht näher; allein in der Voraussetzung, daß sie nur edle Zwecke habe, bin ich überzeugt, daß von dem Umfange ihrer Tätigkeit kein Gegenstand ausgeschlossen ist, der als ein guter und edler möglicherweise nur erstrebt werden könnte. Ich habe daher einem Freunde meinen Wunsch eröffnet, Mitglied zu werden, und nach dessen Anweisung wage ich es, verehrungswürdige Gesellschaft, schriftlich um meine Aufnahme zu bitten.

Wenn Sie mich würdigen sollten, mir meine Bitte zu gewähren, so verspreche ich, getreu und mit Ernst alle die Pflichten zu erfüllen, die mir die Gesellschaft auflegen wird, in der Gewißheit, daß es nur solche sind, denen kein edler und verständiger Mann seinen Beifall versagen könnte.

Ich verbinde mich insbesondere zur unverbrüchlichen Freundschaft gegen alle Mitglieder der Gesellschaft; ich will zur Verbreitung solcher Grundsätze mitwirken, die, wenn sie angewendet werden, den Menschen zum wahren Glücke führen; ich will mich zur Beförderung solcher öffentlichen Anstalten, durch die das Elend der Mitmenschen vermindert wird, nach meinem Vermögen und nach der Anweisung der Gesellschaft gerne gebrauchen lassen. Ich will endlich die Witwen und Waisen meiner Freunde insoweit für die meinigen ansehen, daß ich zur Unterstützung der erstern und zur Erziehung der letztern nach meinen Kräften gerne beitragen werde.
Über dies alles gebe ich hiermit schriftlich mein Ehrenwort, und sollte ich einer der auf mich genommenen Verbindlichkeiten durch meine Schuld nicht entsprechen, so bin ich's zufrieden, daß Sie von dieser meiner Handschrift zu meiner Beschämung Gebrauch machen.

Gezeichnet: Ludwig Baruch.

6 a.

*An Dr. Stiefel**

[Frankfurt, ca. 1814]

Machen Sie doch, daß meine Nachtgedanken (dem eingeschlossen, was ich jetzt mitschicke) in die Zeitung** kommen. Sie passen sich hinter der Konstitution. Wenn man gegen Dummheiten schreibt, die noch nicht existieren, so ist das Papier niemals verloren, die Dummheiten

* Das Original des nachstehenden Briefes – den Herausgebern erst nach der Drucklegung zugänglich geworden, wird hier im vollen Wortlaut wiedergegeben, da der als Nr. 6 abgedruckte Brief von Gutzkow offenbar bereinigt und gekürzt worden war.
** Dr. Stiefel redigierte seit 1814 das in Frankfurt erscheinende Deutsche Journal.

kommen sicher hintennach – Ich lege es Ihnen ans Herz, sie morgen zusammen erscheinen zu lassen. Wenn Sie wieder so viele Kommerzannoncen wie heute haben, könnten Sie billigerweise eine Beilage machen. – Was ich über die Konstitution schreiben will, wird mich wenigstens 14 Tage beschäftigen. Ich muß schlechterdings meine Ideen (sie inkommodieren mich und summen wie Mücken in meinem Kopf herum) über das Verhältnis des Reichsoberhaupt[es] zu den freien Städten und über die Juden bei dieser Gelegenheit weitläufiger auseinandersetzen. Ich werde dann meine Schrift zwar in Ihre Zeitung einrücken, aber zugleich eine eigne Broschüre daraus bilden. Quos ego? Sie können ja unterdessen selbst etwas oder den Dr. Goldschmidt über die Konstitution schreiben lassen. – Den Anfang über die amerikanischen Gesandten in Gent müssen Sie jetzt weglassen, denn ich werde nicht Zeit haben, die Fortsetzung zu liefern. B.

Ich wiederhole es, daß wenn die Zensur von den Nachtgedanken so viel streicht, daß nicht wenigstens *vier* erscheinen können, sie alle wegbleiben müssen. Dann versteht es sich von selbst, daß jede Nummer wegbleibt, worin auch nur etwas von der Zensur ausgestoßen wird. – Notieren Sie sich doch, was Ihnen selbst von der Konstitution einfällt oder was Sie von andern hören, und teilen Sie mir's mit.

Der Einfall gestern vom Dr. Goldschmidt ist herrlich: Die Juden würden über Bosheit schreien, wenn es hieße, drei Juden wären zu Tode verurteilt worden, sich aber über die Aufklärung freuen, wenn man sagt, gestern sind drei *Israeliten* aufgehängt worden. Man muß den Gedanken in Umlauf bringen, er ist bezeichnend. Es ist doch schrecklich, daß diese Menschen sich gesichert glauben, weil man sie in der Konstitution Israeliten genannt hat.

Wir stecken zwischen Tür und Angel, die Juden sind dumm und die Christen sind dumm – wir wollen Türken werden.

13 a.

An das Rechneiamt der Stadt Frankfurt

Hochlöbliches Rechneiamt!

In dem unter Nr. 2011 d. d. 23. Juli 1816 mir zugekommenen hochverehrlichen Senatsbeschluß, wodurch mir als ehemaligem Beamten eine jährliche Pension von 400 fl. zuerkannt worden, wurde ich, meinen rückständigen Gehalt betreffend, zur Geduld verwiesen, „bis von löblicher Ausgleichungskommission wegen Bewilligung der Rückstände überhaupt Verfügung erfolgt sein wird“. Da nun diese Angelegenheit jetzt beendigt ist und dem Vernehmen nach den übrigen pensionierten Staatsdienern, ihre rückständigen Besoldungen ausbezahlt worden sind, so bitte ich ein hochlöbliches Rechneiamt gehorsamst, die Realisierung meines rückständigen Gehalts auch gefälligst bei mir eintreten zu lassen.

Mein Guthaben beträgt vierhundert Gulden und schreibt sich vom J. 1815 her. Nämlich für das 2te Quartal des genannten Jahres, wo ich noch diensttuend war, 200 fl. nach dem Fuße meiner damaligen Besoldung von 800 fl., und 200 fl. für das 3te und 4te Quartal jenes J. nach dem Betrag der mir bewilligten Pension von 400 fl.

In Erwartung einer geneigten und baldigen Willfahrung meiner Bitte habe ich die Ehre zu verharren

eines hochlöblichen Rechneiamts
ergebenster
Dr. Baruch
ehemaliger Polizeiaktuar

Frankfurt, den 28. Januar 1817

24 a.

An Karl Ritter von Lang

Frankfurt, den 10. Mai 1818

Indem ich Ew. Hochwohlgeb. die anliegenden **Blätter*** verehrungsvoll mitteile, wage ich um ein belehrendes Wort zu bitten: ob ich auf dem rechten Wege sei? Wenn ich einer Mitteilung von dem geistreichen Verfasser der Reise nach Hammelburg gewärtig sein dürfte, um damit das erste Heft meines Journals ausschmücken zu können, dann würde ich mit weniger Ängstlichkeit mein Werk unternehmen. Darf ich hoffen?

Dr. Börne

24 b.

An einen Frankfurter [Johann Jakob Willemer?]

v. h. den 15. Mai 1818

Ew. Wohlgeb.

haben die Güte gehabt, bei den Hrn. Wimpfen und Goldschmith zu äußern, daß Sie gerne Sorge tragen werden, einige Subskriptionslisten der von mir angekündigten Zeitschrift in Umlauf zu bringen. Es ist dieses die gefällige Art, die Ihnen der Ruf gibt, und ich brauche nicht schüchtern zu sein, von Ihrem Anerbieten Gebrauch zu machen. Das Lesekabinett im Casino (gleicher Erde) und das Colleg im Goldnen Roß sind die beiden einzigen Plätze, an welchen Listen schon aufliegen. Wollen Sie von den hier beigeschlossenen den weitern beliebigen Gebrauch machen. Wenn mein literarisches Unternehmen mißlingt, dann wird es mir kein geringer Ersatz sein, daß der Versuch mir Ihre Bekanntschaft gab. Aber

* Ankündigung der Wage. Vgl. Brief an Goethe vom gleichen Datum.

darf ich auch kommen, Ihnen für Ihre Teilnahme zu danken und wenn?

Ihr ergebenster
Dr. Börne

Im Johanniterhof
Fahrgasse [Frankfurt]

38 a.

An Senator Scherbius

[27. März 1820]

Hochzuverehrender Herr Schöff!

Wenn ich ja mit der Entscheidung, ob ich auf Kaution freigelassen werden soll, bis morgen warten muß, so bitte ich Sie doch inständig, mir die Erlaubnis auszuwirken, daß ich heute eine Stunde (unter Bedeckung) vor der Stadt spazierengehen darf. Sie können meinen Arzt, Hrn. Dr. Stiebel, eidlich vernehmen, daß ich an den heftigsten Nervenzufällen leide, deren Ausbruch nur tägliche Bewegung in der freien Luft verhüten kann. Wer vergütet mir nach Aufdeckung meiner Schuldlosigkeit hintennach, was ich wegen der Träumereien der preußischen Polizei habe leiden müssen? Selbst *Jahn*, diese große Dampfmaschine, die alle demagogischen Umtriebe in Bewegung gesetzt haben soll, dieser Primaner unter den Terzianern*, hat die Erlaubnis, täglich 3 Stunden lang, von einem Polizeibeamten begleitet, spazierenzugehen. Die Preußen haben mich in Verdacht, ich sei vom Terzianfieber angesteckt, davon bin ich zwar frei, ich leide aber an andern großen Übeln.

* In bezug auf die sogenannten demagogischen Umtriebe in den Jahren 1819/20 spricht Börne an verschiedenen Stellen vom „Terzian-Fieber", d. h. von einer im Dreitagesrhythmus auftretenden Form der Malaria.

Versagen Sie mir doch nicht, mich von meiner Familie besuchen zu lassen. Wozu diese Strenge?

Mit ausgezeichneter Verehrung
Ihr ergebenster
Dr. Börne

Herrn Schöff und Senator Scherbius Wohlgeboren

49 a.

*An die Druckerei Heinrich Laupp in Tübingen.[?]**

Frankfurt, d. 25. Januar 1821

Ew. Wohlgeb.
bitte ich alle Exempl. der *Wage* heften zu lassen und sie unmittelbar an mich zu senden, und zwar durch den Postwagen. Sie werden durch die Cotta'sche Buchhandl. 50 Exempl. des 1sten Heftes erhalten haben, ebenso viel halten Sie also vom 2ten zurück, um sie kommissionsweise abzusetzen. Ich hätte also 550 Exempl. zu erwarten. Es tut mir leid, daß sich der Druck so lange verzögert hat. Ich bitte Sie, mir die Beruhigung zu geben, daß wenigstens im Laufe des Februars das 3te Heft erscheinen soll, dessen Manuskript ich Ihnen mit dem nächsten Posttage zuschicken werde.
Ich habe vergessen zu bemerken, daß die im Texte der Wage vorkommenden *Verse* immer petit zu drucken sind, doch vielleicht versteht sich das von selbst. Ich zweifle nicht, daß Ew. Wohlgeb. für die Korrektur gehörig Sorge tragen werden.

Hochachtungsvoll
Dr. Börne

* Vgl. Anmerk. zum Brief an J. F. Cotta vom [13.] November 1820.

52 a.

An Adolph Müllner

Stuttgart, den 13. Sept. 1821

Ew. Wohlgeboren

Sehen, daß ich nicht mehr in Frankfurt bin. Ich werde auch nicht dahin zurückkehren. Zwar weiß ich noch nicht, wo ich mich niederlasse, ich gedenke aber einige Zeit hier zu bleiben, weswegen ich Sie ersuche, wenn Sie mich wieder mit einem Schreiben beehren, dasselbe hierher zu adressieren. Als Honorar würde ich 5 Karolin (zu 11 fl.) für den Bogen bestimmen. Ich weiß, daß dieses mehr ist, als gewöhnlich bezahlt wird, und daß meine Arbeiten nicht so viel wert sind. Ich schreibe aber sehr langsam. Sie würden Mitleid mit mir haben, wenn Sie wüßten, wie schwer mir alles fällt, ja sogar, wenn ich witzig bin, bin ich es, gegen alle Psychologie, im Schweiße meines Angesichts. Ich bringe also meine Zeit in Berechnung, abgesehen davon, daß ich andere literarische Arbeiten habe, die mich ebenso viel, und Privatgeschäfte, die mir weit mehr einbringen.

Würden Sie es nicht für zweckmäßig halten, wenn Cotta das Lit.Bl. um einige Blätter wöchentlich vermehrte? Ich habe ihm schon im vorigen Jahre die Idee beigebracht, wir sind aber wieder davon abgekommen. Wenn *Sie* es ihm vorstellten, ich glaube, er täte es. Es ist gewiß vorteilhaft, dem Brockhaus sein Blatt gefällt gar nicht und ist auch wirklich langweilig. In seiner jetzigen Gestalt ist das Lit.Bl. zu eng, man kann ihm nicht diejenige Mannigfaltigkeit geben, wodurch die Lesewelt angezogen wird. Es fesselt zwar jeden, der es kennengelernt, es reizt aber nicht jeden, seine Bekanntschaft zu machen. Ich werde hier in Verlegenheit sein, woher die zu rezensierenden Bücher nehmen. Sie wissen, daß diese zu kaufen vom Mitarbeiter nicht gefordert werden kann, diese

Ausgaben würden einen großen Teil des Honorars verschlingen. In Frankfurt sind die Leihbibliotheken sehr vollständig, so daß man dort für einige Kreuzer Lesegeld die neuesten Bücher, die grade nicht zu den streng wissenschaftlichen gehören, haben kann. Hier ist es aber nicht so. Nach Kotzebues Tode war ich Mitarbeiter des Lit. Wochenbl., solange es Hoffmann in Weimar hatte. Dieser schickte mir die nötigen Bücher und erhielt sie nach genehmem Gebrauche von mir zurück. Wahrscheinlich werden Ihnen als Redakteur die neuen Bücher unentgeltlich zugeschickt. Könnten Sie mir nicht auf eine Art, die Ihnen und mir keine Kosten verursacht (etwa durch die Cotta'sche Handlung) mit der Post Bücher zukommen lassen, die ich Ihnen, nachdem ich sie benutzt, zurückschicken würde? *

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Dr. Börne

Meine Wohnung hier:
Charlottenstraße bei Hrn. Fossetta

87 a.

An C. L. Goldschmidt [?]

Heidelberg, d. 8. Okt. 1824

Lieber Freund!

Vor mehreren Wochen, noch in meinen schwachen Tagen, da ich kein Glied bewegen konnte, schrieb Ihnen die

* Müllner berichtet am 22. November dem inzwischen nach München abgereisten Börne, daß Cotta sich „entschlossen (habe), nur vom 1. Januar an wöchentlich zwei volle Nummern für die Kritiken einzuräumen", und verspricht, Börne bei reger Mitarbeit ein Honorar von 30 Talern (gegenüber den üblichen 25) erwirken zu wollen. Die Bitte um Buchsendungen muß er abschlägig beantworten.

Wohl, Sie möchten mit meinem Vater sprechen, daß er mich mit Geld unterstütze. Sie schrieben zurück, es werde mir geschickt werden, aber ich habe keines erhalten. Wie verhält es sich denn mit dem Versprechen meines Vaters? Ich selbst mochte darum nicht schreiben, denn ich bin gar zu gekränkt, daß sich keiner meiner Verwandten während meiner Krankheit im mindesten um mich bekümmert; weder meine Eltern noch meine Geschwister haben mir ein Wort geschrieben, um sich nach meinen Bedürfnissen zu erkundigen. Ohne die Wohl wäre ich ganz hülflos gewesen, denn meine Kasse war, als ich zu Bett liegen mußte, ganz leer. Die Wohl hat hier 30 Karolin auf ihren eignen Namen für mich geborgt. So viel und noch mehr hat meine Heilung und Diät gekostet. Jetzt, da wir willens sind, abzureisen, muß das Geld bezahlt werden. Darum bitte ich Sie sehr, lieber Freund, sich doch auf eine schickliche Weise in meinem Hause die *bestimmte Erklärung* geben zu lassen, ob ich Geld bekommen werde oder nicht. Im letztern Falle müßte ich auf andere Auswege sinnen. Schreiben Sie mir bald Antwort.

Der Ihrige
Börne

99 a.

An Sophie Ullmann

Godesberg, d. 30. August 1826

Es wäre freilich meine Pflicht gewesen, Ihnen mit einem Briefe zuvorzukommen, aber, liebenswürdige Schwägerin, ich bereue gar nicht, diese Pflicht versäumt zu haben. Es ist schöner, so freundliche Zeilen wie die Ihrigen geschenkt zu erhalten, als sie verdienen. Ich fasse das ganze Glück meines Bruders, wenn ich berechne, wie viele solcher Zeilen, als Sie mir geschrieben, man in einer einzigen Viertelstunde sprechen kann. Den Glücklichen,

dem Sie den ersten Walzer bestimmt, darf ich nicht beneiden, es wäre nicht brüderlich, aber ich finde ihn sehr beneidenswert. Ich werde nächstens versuchen, ob ich das Tanzen nicht vergessen, und sollte dieses der Fall sein, werde ich es von neuem lernen und unterdessen alle meine Bücher beiseite legen. Es lacht mich gewiß keiner aus, dem ich erzähle, warum ich es tue. Mein Bruder schrieb mir, Sie erwarteten einen großen Brief von mir, aber wenn ich dieser Erwartung entspräche, müßte ich Ihrer Bescheidenheit zu nahe treten, denn ich würde nur immer wiederholen, wie sehr Sie mir gefallen. Ich verstehe etwas, einen Unbekannten aus seinen Briefen zu beurteilen, und sollte ich mich dieses Mal irren, dann werde ich mein Doktordiplom zerreißen und von neuem in die Schule gehen. Ich danke Ihrem Bruder herzlich, daß er Ihnen Gutes von mir gesagt, er soll nur so fortfahren. Ich kenne auch Ihren andern Bruder, weiß aber nicht, ob Sie noch mehrere Geschwister haben. Haben Sie vielleicht noch eine Schwester? Ist es so, dann bitte ich Sie, diese besonders von mir zu grüßen. Sie soll mich etwas liebhaben, solange es ihr erlaubt ist; wenn sie Ihnen gleicht, wird sie diese Freiheit bald verlieren.

Schon früher erfuhr ich, daß meine Schwägerin auch schön sei. Nach Empfange Ihres Briefes hätte ich mich nicht mehr darnach erkundigt.

Herzlich der Ihrige als Freund
und Schwager

Dr. Börne

An Mademoiselle Ullmann in Frankfurt

102 a.

An Moritz Oppenheim

[Der kleine Brief ist bei Gutzkow, nach Ausweis des Originals, korrekt wiedergegeben, bis auf eine „Verbesse-

rung“ in der letzten Zeile: B. schrieb: daß ich Sie [!] so mäßig geflucht.]

108 a.

An Carl Winter

Geisenheim, d. 8. August 1828

Verehrtester Herr!

Da ich Frankfurt und die hiesige Gegend nächstens auf eine längere Zeit verlassen werde, nehme ich mir die Freiheit, Sie um die Abrechnung* wegen der im Dez. 1826 bei Ihnen verlegten Schrift „Einige Worte“ zu bitten. Haben Sie die Güte, mir zu schreiben, wie viel mir von dem Ertrag jener Broschüre zukömmt, und ich werde Ihnen dann einen [Bankier?] in Ihrer Nähe zur Ausbezahlung anweisen. Ich ersuche Sie, mich bald mit einer Antwort zu beehren, da ich nicht lange mehr hier bleiben werde.

Ich grüße Sie hochachtungsvoll

Ihr ergebenster
Dr. Börne

Meine Adresse: . . . wohnhaft in der Schönen Aussicht zu Geisenheim im Rheingau

Sr. Wohlgeboren
Dem Herrn Buchhändler Winter
in Heidelberg

* Am 2. Dez. 1828 (irrtüml. Datierung: 1829) schickt C. Winter die gewünschte Abrechnung: Von 781 gedruckten Exempl. wurden 186 verkauft. Der Reinerlös beträgt für den Autor 17 Gulden 28 Kreuzer.

108 b.

An Eduard Vieweg

Hannover, den 12. Nov. 1828

Verehrter Herr und Freund!

Ich war schon wieder von meiner Hamburger Reise zurück, als ich Ihren Brief erhielt.* Das Verhältnis mit meinen Schriften hat sich unterdessen geändert. Nun tut es mir gar leid, daß ich Ihnen mit Druckproben und andern Arbeiten vergebene Mühe verursacht habe. Ich hoffe aber einmal Gelegenheit zu finden, es quitt zu machen. Willens, nach Hamburg zu gehen, um wegen der Subskribenten-Sammlung Einleitungen zu treffen, wendete ich mich vorher schriftlich an den dort wohnenden Prof. Zimmermann, den ich aus Korrespondenz schon früher kannte, und bat ihn um Rat, wie ich mich in Hamburg anzustellen habe, um Subskribenten zu bekommen. Dieser widerriet mir den eigenen Verlag aus uns allen bekannten Gründen und schlug mir die Buchhandlung Hoffmann u. Campe als Verleger vor. Ich reiste darauf nach Hamburg, u. Campe kam mir mit Billigkeit entgegen. Er bot mir für die 80 Bogen in 12 [Duodez-Format] viertausend preußische Taler, und dafür überließ ich sie ihm auf fünf Jahre. Wenn dieses auch meinen vielleicht überspannten Erwartungen von dem Erfolge einer Subskription nicht entspricht, so konnte ich doch damit zufrieden sein. Es kommt doch 50 Tlr. auf den Bogen. Ich habe Campe gebeten, das Werk bei Ihnen drucken zu lassen, was mir sehr gelegen gewesen wäre. Es scheint aber, es liegt nicht in seiner Konvenienz. Ich glaube, er will es in Nürnberg drucken lassen.

Ich bitte Sie, mich Ihrem Herrn Vater bestens zu empfehlen.

* Vgl. Anmerk. zum Brief an J. F. v. Cotta vom 17. Dez. 1827.

Ich habe die Zänkereien, die Müllner gegen Sie, Cotta u. andere hat drucken lassen, obzwar nur flüchtig, gelesen, in den Aushängebogen. Ist Ihnen die Schrift schon bekannt geworden? Werden Sie nichts dagegen sagen?

Ihr ergebenster Freund
Dr. Börne

114 a.

An Franz Xaver Schnyder von Wartensee

Lieber Schnyder, machen Sie mir doch die Freude, morgen abend zu mir [zu] kommen. Saphir aus Berlin will mich besuchen. Ich habe mehrere hiesige Journalisten gebeten, und ich hoffe, daß sie sich einander prügeln werden, zu unserer Lust und zum Schrecken der anwesenden Frauenzimmer.

Ihr
Börne

Freitag, d. 20. Nov. 29

Sr. Wohlgeboren
Dem Herrn Schnyder v. Watteville [sic!]
Dahier

115 a.

An eine Dame [Madame Valentin?]

Ich danke Ihnen tausendmal für Ihre große Güte. Heute bin ich durch unendliches Briefschreiben abgehalten, sie zu benutzen, aber morgen werde ich die Ehre haben, Sie um 1 Uhr Nachmittag zu besuchen.
Es ist vielleicht recht gut für mich, daß Sie die Werke der Delphine Gay nicht gefunden. Durch eine Schilderung, die das hier beifolgende Buch von dieser jungen Dichterin enthält, habe ich mich etwas in sie verliebt, und das

kann ich nicht lange vertragen. Besser ich werde nicht bekannt mit ihr und vergesse sie. Vielleicht macht Ihnen das Buch Vergnügen, es ist zuweilen recht angenehm geschrieben.

Ein Brief, den ich heute von Frankfurt erhielt, meldet mir: In Hanau 4 St. von Frankf. (im Hessischen) hätte das Volk die Maut zerstört und alle Papiere verbrannt und Freiheit, Freiheit! gerufen. Auch das hessische Zollhaus, das an der Frankfurter Grenze liegt, ist zerstört worden, und die Frankfurter Bürger sind hinausgeströmt, die Exekution mit anzusehen. Das zahlreiche Militär in Hanau verhielt sich ruhig, zeigte sich vergnügt und erklärte, es würde nie feindselig gegen seine Landsleute verfahren. Die Hanauer Juden flüchteten sich nach Frankfurt aus Furcht, sie möchten bei dieser Gelegenheit einige Prügel bekommen. Es geschah aber keinem was zu Leide. Man forderte Freiheit für Christen und Juden.

Was sagen Sie zu unsern deutschen Bären? Werden die nicht allerliebst mit der Zeit?

Auch in Hannover war[en] Unruhen, aber man schreibt mir nichts Näheres darüber.

Mit Verehrung

Ihr ganz ergebenster

Börne

Freitag, 1. Okt. [Paris, 1830]

115 b.

An Madame Valentin

Ich schicke Ihnen den schönsten guten Morgen und bitte Sie, mir dafür den *Säufer* aus der Rue Violet zu schicken. Ich habe gerade morgen Gelegenheit, ihn durch einen Reisenden nach Frankfurt zu schicken, wo ich ihn einer Freundin zum Geschenke bestimmt habe. Bitte auch mir

eine von den Karten zu übersenden, damit ich die Beschreibung der Gemälde daraus entnehmen könne.

Ihr ganz ergebener
Börne

29. Dez. 30

A Madame Valentin
Paris

118 a.

An Marc-Antoine Jullien

M. Bœrne aura l'honneur de prendre part au dîner du mardi prochain et d'y amener quatre étrangers de ses amis. Savoir:
Mr. *Savoye*, allemand de Deux-Ponts (Baviere-Rhenane), l'un des fondateurs et directeurs de l'association germanique pour la liberté de la presse qui a tant effrayé tous les cabinets allemands.
Mr. *Strauss*, allemand de Francfort, proprietaire.
Mr. *Krampowiezki*, polonais des plus distingues.
Mr. *Kraitner*, hongrois qui a pris un part tres actif et honorable dans la révolution polonaise. Homme très spirituel.

Le 12 mars 1832

Monsieur
Monsieur Jullien
Rue du rocher 23, pres celle St. Lazard
Paris

121 a.

An eine Dame

Ich bin sehr unglücklich durch die Nachlässigkeit meines Portiers. Ihre freundliche Einladung, der ich so gern ge-

folgt wäre, ist mir erst heute um 1 Uhr Nachmittag eingehändigt worden. Und jetzt bin ich gebunden. Einigen deutschen Bekannten, die mich diesen Morgen besuchten, habe ich zugesagt, mit ihnen zu Mittage zu essen. Ich werde zur bestimmten Stunde und an einem bestimmten Orte erwartet, und ich fürchte, man würde es übelnehmen, wenn ich nicht käme. Nie ist mir so schwer gefallen, mein Wort zu halten, und ich erfahre wieder einmal, welch ein trauriges Leben es ist, wenn man ein ehrlicher Mann sein will, der immer seine Pflichten erfüllt. Doch hoffe ich, daß dieses Mal wenigstens die Tugend belohnt werden wird, indem Sie mir Ihre gütige Gesinnung bewahren und mir ein anderes Mal verstatten werden, an Ihrem engern häuslichen Zirkel teilzunehmen.

Mit der aufrichtigsten Ergebenheit

der Ihrige
Börne

26. Sept. [Paris, ca. 1832/1833]

122 a.

An Eduard Kolloff

Es wird mir sehr angenehm sein, Sie Sonntagabend mit Ihrem Freunde bei mir zu sehen. Aber warum kommen Sie so selten? Ich bin fast jeden Abend zu Hause.

Ihr Börne

31. Jan. 34

Monsieur
Monsieur Kollhof
Place du Panthéon 3
Paris

124 a.

An Richard Otto Spazier

Lieber Spazier

In Erwiderung auf Ihren gestrigen Brief* bemerke ich, daß ich an Ihrem literarischen Unternehmen nicht wohl teilnehmen kann. *Erstens* nicht, weil ich schon längst mit dem Gedanken umging, ein ganz gleiches Werk unter dem nämlichen Titel *Taschenbuch aus Paris* herauszugeben, das sich von Ihrem Plane nur darin unterscheidet, daß ich keine fremde Mitarbeiter dabei verwenden, sondern das Taschenbuch allein ausfüllen will.

Zweitens nicht, weil ich Bedenken trage, mit Hr. v. Cotta literarisch-kommerzielle Verbindungen anzuknüpfen u. zwar aus 2 Ursachen. Erstens macht er eine Geldforderung an mich für Summen, die ich nach u. nach von seinem Vater erhalten; die ich als verdientes Honorar betrachtet, er aber als Vorschüsse ansah. Diese Forderung machte ich ihm streitig. Wenn ich also für ihn arbeitete, würde er natürlich das Honorar zurückbehalten. Dann zahlt Hr. v. Cotta nicht, was ich fordern würde, u. ich bin es satt, mich wie ein Narr für den Vorteil der Buchhändler zu bemühen.

Wenn dem Hrn. v. Cotta daran gelegen ist, daß ich für ihn arbeite, muß er sich an mich selbst wenden, auf seine vermeintliche Forderung ausdrücklich Verzicht leisten und gleich das Maximum des Honorars vorschlagen, zu

* Spazier hatte in Georg von Cottas Auftrag Börne zur Mitarbeit an einem geplanten jährlichen *Taschenbuch aus Paris* eingeladen. Anekdotische Schilderungen im Stile der feuilletonistischen Partien in den Pariser Briefen (Beaumarchais, Ninon de Lenclos, die Mars etc.) wurden erbeten „mit Beiseitelassung des Politischen, nicht aber des Historischen“. Obwohl in Börnes Antwort nicht erwähnt, mag diese letzte Bedingung ein weiterer Grund für seine Absage gewesen sein.

dem er sich bestimmen kann; denn des ekelhaften Hin- u. Herschacherns mit d. Buchhändlern bin ich auch überdrüssig.
Ihr Plan ist übrigens sehr gut u. wird gewiß großen Beifall finden. Aber damit stimme ich nicht überein, daß Sie französische Schriftsteller dabei gebrauchen wollen. Ich würde bloß Ausländer, Deutsche, Polen, Engländer, Italiener nehmen. Dem deutschen Leser kann die Ansicht der Pariser Schriftsteller über Paris weder Nutzen noch Vergnügen gewähren. Diese sind so einseitig, zu einförmig, u. ihr Geist durch tägl. Verschwendung zu [...] und entnervt. Mickiewicz, Silvio Pellico, Heine; aber ja nicht Janin, Balzac etc.

Ich grüße Sie herzlich
Börne

Auteuil, 27. Okt. 34
rue de La Fontaine chez. M. Dillais

Monsieur
Spazier
Passage des Petits-Peres Nr. 7
Paris

129 a.

An einen Freund

[Berichtigung des auf S. 755 nach Gutzkow gegebenen Textes aufgrund des Originalbriefes:]

An Goldschmidt

Lieber Herr Goldschmidt,

Ich bin jetzt ...... überlassen bleibt. Wollen Sie daher die Güte haben, jemand zu mir zu schicken, das Paket

abzuholen. Warum besuchen Sie mich aber gar nicht mehr?

Ihr ergebenster
Börne

2. Febr. 35
rue neuve St. Augustin 36

Monsieur
Monsieur Goldschmidt
Rue Bourtibourg 19
Paris

136 a.

An Simon oder Philipp Baruch

Lieber Bruder

Ich war heute morgen in Deinem Hause, um Abschied bei Dir zu nehmen, es tut mir leid, Dich nicht getroffen zu haben. Ich kann heute abend nicht wie verabredet auf der Post zu Dir kommen, da ich nicht weiß, wo ich den ganzen Nachmittag bei der großen Hitze zubringen soll. Ich wünsche Dir glückliche Reise und bitte Dich, die Mutter und alle zu Hause aufs Herzlichste von mir zu grüßen.

Paris, den 30. Juli 35

Louis

Geschrieben um 1 Uhr auf der Börse mit einer abscheulichen Feder.

Monsieur Baruch

142 a.

An das Verlagshaus Brockhaus

[Entspricht der unter Nr. 142 wiedergegebenen Notizblatteintragung]

Paris, den 14. Nov. 1835

Ew. Wohlgeb.

ersuche ich beiliegende Anzeige gegen die üblichen Gebühren in Ihren Intelligenzblättern 2 Male mit einem Zwischenraum von acht Tagen einrücken zu lassen. Ich erlaube mir zugleich, Ihre Gefälligkeit noch weiter in Anspruch zu nehmen. Mein Journal ist bestimmt, die Kenntnis der deutschen Literatur hier zu befördern und den täglich steigenden Eifer, den die Franzosen für deutsche Literatur und Wissenschaft haben, zu unterstützen und soviel als möglich zu leiten. Ich habe aber durch meine fünfjährige Entfernung aus Deutschland die vollständige Übersicht der deutschen Literatur verloren. Daher wünschte ich einen in Leipzig wohnenden Korrespondenten zu haben, der mir, sooft ich einer Belehrung bedarf, eine richtige und genaue Auskunft über bibliographische und Autorenverhältnisse geben könne. Es müßte ein wissenschaftlich gebildeter, rechtlicher und unparteiischer Mann sein. Schriftsteller von Profession braucht er nicht zu sein. Es wäre mir sogar lieber, wenn er es nicht wäre. Denn ich verlange keine literarischen Ausarbeitungen, sondern nur Materialien, deren Bearbeitung ich mir selbst vorbehielte. Kennen Sie einen solchen Mann, und wenn dieses, hätten Sie wohl die Güte, ihn für mich zu engagieren und ihn mir zu bezeichnen? Ich würde die Bemühungen eines solchen Korrespondenten zu dessen Zufriedenheit und nach Verdienst honorieren.

Ich hoffe, daß die deutschen Buchhändler geneigt sein

werden, mir ein Freiexemplar ihrer interessanten Verlagsartikel zur Anzeige im Journal mitzuteilen. Darf ich auf Sie hierin auch rechnen? Ich bin überzeugt, daß der Aufwand eines unentgeltlichen Exemplars sich verinteressieren würde, da hier sehr viele deutsche Bücher gekauft werden und es nur darauf ankömmt, die Wahl der Liebhaber zu leiten.
Ich bitte Sie nun um die Gefälligkeit, einstweilen Ihre Leipziger Kollegen für meinen Antrag zu gewinnen. In dieser Beziehung lege ich ein Verzeichnis von neuen in Leipzig erschienenen Schriften bei, die ich zu haben wünsche. Wenn ich später deshalb eine Aufforderung an sämtliche deutsche Buchhändler ergehen lasse, sind Sie es zufrieden, daß sämtliche Bücher Ihnen zugeschickt werden, und wollen Sie es übernehmen, sie mir hierher zu spedieren?
Ihre Auslagen und Gebühren werde ich Ihnen mit Dank erstatten. Schicken Sie mir nur zu seiner Zeit Ihre Rechnung, und ich werde Ihnen den Betrag in Leipzig auszahlen lassen.
Bei Gelegenheit einer empfehlenden Anzeige des *Konversationslexikon der neuesten Zeit*, die ich mir vorgesetzt, wünsche ich auch über das große Konvers. Lexikon einige Worte zu sagen, weil dessen ungeheuerer Absatz, sowohl die Brauchbarkeit des Buchs als die Verbreitung und den Grad deutscher Kultur bezeichnet. Ich ersuche Sie daher, mir folgende Fragen zu beantworten:
In welchem Jahre ist das Konversationslexikon zum ersten Male erschienen? Wie viele Auflagen hat es? Wie viele Exemplare sämtlicher Auflagen sind bis jetzt verkauft worden? Wie viel (in Franken) betrug der Verkaufs(Detail-)Preis sämtlicher abgesetzter Exemplare? Ist es in Deutschland nachgedruckt worden, u. wie viel Exempl. des Nachdrucks sind wohl abgesetzt worden? Ist es in Deutschland und wie oft nachgeahmt worden? Hat

man es in fremden Sprachen übersetzt? In welchen Ländern ist es ähnlichen Werken zugrundegelegt worden? Einige Kritiken über die Gedichte der Gräfin Hahn haben mir ein besonderes Interesse für das Buch und die Verfasserin eingeflößt. Könnten Sie mir wohl etwas Biographisches über die Dame mitteilen? Ihre Verhältnisse, ihr Alter, Familie, Aufenthaltsort etc.
Ich werde stets bereit sein, Ihre Gefälligkeit, die ich in Anspruch nehme, zu erwidern, und es wird mich freuen, wenn Sie mir oft Gelegenheit dazu geben.*

Mit Hochachtung Ihr ergebenster
Börne

Adresse: Unter Couvert: A Monsieur Strauss, rue Lafitte 44

Messieurs
Brockhaus, Libraires,
Leipzig
Allemagne

* Unter dem 14. Dez. des gleichen Jahres bestätigt Heinrich Brockhaus den Inseratenauftrag Börnes, verweist im Hinblick auf das Konversationslexikon auf die Vorrede zur 7. Auflage des Werkes, lehnt aber alle andern Kommissionen mit höflicher Bestimmtheit ab.

VII

Nachträge zu Band I und II

Redaktionelle Beiträge und Bemerkungen aus den „Zeitschwingen“

[*Einleitung* zu einem von Börne übersetzten Artikel aus der *Minerve Française*, gerichtet gegen die deutsche Bundesversammlung, die sich zu diesem Zeitpunkt gerade zugunsten der Privilegien der mediatisierten deutschen Fürsten ausgesprochen hatte]

Es versteht sich wohl von selbst, daß ich diesen Brief bloß in der Absicht übersetze, um dessen Verfasser (der, wie einige ambulante Polizeien mühsam erforscht haben, entweder ein Franzose oder ein Deutscher ist) durch seine eigenen Reden lächerlich zu machen. Die darin ausgesprochenen Ansichten *teile* ich nur in dem Sinne, daß ich daran eine Hälfte für abgeschmackt, deren andere für boshaft erkläre.

Schreiben vom Rhein. (24. Juli).

Ich kann mich des Lachens nicht enthalten, wenn ich von Verschwörungen in dem 39fachen Deutschland höre. Der Deutsche ist schon seiner Natur nach zu solchen Dingen gar nicht gemacht. Er schimpft, flucht, klagt, duldet und jammert über seinen Zustand, aber er verschwört sich nicht, um ihm abzuhelfen, dazu fehlt ihm das lebhafte Gefühl, die Entschlossenheit, der politische Mut und die Tiefe der Verstellungskunst. Der Geist der jetzigen Zeit ist auch ebensowenig das Werk einzelner Männer als die Natur das Kind der Zedern auf Libanon, sondern vielmehr nur das Resultat einer in blutigen Erfahrungen erwachsenen höhern politischen Kultur der Menschen. Es ist die allgemeine Verschwörung der Vernunft und des Rechts gegen die Torheit und den Mißbrauch der Gewalt. Sie liegt offen vor jedermanns Augen, und keine Polizei braucht sich darüber mehr den Kopf zu zerbrechen. Die bisher erschienenen Berichte, Zeitschriften, Zeitungen und laute Worte der Ungeduld sind ihre Organe und würden ohne die unwiderstehliche Macht dieses Zeitgeistes weder entstanden sein noch jemals Leser oder Zuhörer gefunden haben. Will man also diese mächtige Feder zurückbiegen, so wird sie desto

stärker würken. Will man die Preßfreiheit erwürgen, so wird durch den unleidlichen Zwang die Kraft den Federn und Zungen in die Fäuste getrieben, so werden Handlungen der Finsternis hervorgerufen und die Resultate einer rohen Gewalt, welche alle Hoffnungen, alles Vertrauen von sich geworfen hat, herbeigeführt werden. Will man diejenigen verfolgen, welche sich in ihrem Drange politischen Schöpfungen auf der Studierstube überlassen, so wird man oft der Mittelmäßigkeit das Interesse der hohen Intelligenz leihen, nur Märtyrer schaffen und dadurch selbst das Dasein einer hohen Idee zugeben, für welche es rühmlich ist, sich zu opfern. Und will man endlich gar den Schreier einkerkern, so werden die Besorgnisse eines jeden für seine Sicherheit endlich auch die ruhigsten Gemüter zur Gegenwehr nötigen und so gerade durch die angewandten Heilmittel das Übel in weit schärferer Gestalt zur höchsten Entwickelung gebracht werden. Die Verirrungen der jetzigen Jugend sind die Folgen einer mystischen Frömmigkeit, einer Sehnsucht nach dem Mittelalter, welche zum Schutze der Privilegien geflissentlich genährt wird, ohne zu bedenken, daß diese mit dem einmal erkannten mächtigen Interesse der Gesellschaft in Widerspruch stehen, und das Übel in dem menschlichen Herzen leichtere und tiefere Wurzeln schlägt, als das in das Dunkel der Vorzeit gehüllte Gute jemals schlagen kann. Durch gewaltsame Unterdrückungen wird auch dieses Unheil noch viel schneller aufwachsen und uns vielleicht gar in die Zeiten der Feme zurückweisen. Ich werde daher immer glauben, daß unsere Regierungen klüger täten, den Geist der Zeit zu erkennen und ihm die veralteten Institutionen anzupassen, als sich den Eingebungen despotischer Polizeiseelen zu überlassen, und daß es darum morgen kein anderes Wetter geben wird, wenn man auch heute noch alle Frösche verhaftet.
[Unterzeichnet: M.]

[Redaktionelle Einleitung zu einem Artikel: *Die Mißgriffe der sogenannten Reformation deutscher Hochschulen*]

Dieser Aufsatz wurde mir schon vor zwei Monaten zugeschickt; aber wegen der darin enthaltenen ungehorsamsten Ansichten

hatte ich ihn zurückbehalten. Da jedoch die neuesten Ereignisse gezeigt haben, wie not es tue, die akademische Freiheit zu beschränken, weil man einen Plan der Studenten, in Deutschland eine republikanische Verfassung *auf nassem Wege* einzuführen, wenige Stunden vor dessen Ausführung entdeckt hat, so trage ich kein Bedenken, schädliche Grundsätze, die zugleich ihre Widerlegung finden, ihrer Seltsamkeit wegen mitzuteilen.

[Aus der gleichen Nummer wie der vorhergehende Aufsatz]

Furchtbare Verschwörung in Deutschland

Das Konstitutionsprojekt für Deutschland, welches die gegenwärtigen Untersuchungen in Berlin, am Rhein und in vielen andern Gegenden veranlaßt, soll bei einem Studenten in *** namens B*** gefunden worden sein. Dieser und andere junge Leute waren schon früher von einem gewissen *** wegen staatsgefährlicher Verbindungen bei der Regierung in *** denunziert, welche jedoch die abenteuerliche Angabe mit Verachtung ad acta legte. Nach der in gedachtem Projekt selbst enthaltenen Idee dieser *Studenten* sollte ganz Deutschland in 20 Gaue eingeteilt werden, jeder dieser Gaue zwei Kommissarien oder Deputierte erwählen, die sich in Frankfurt am Main versammeln, alle Könige und Fürsten ohne weiteres absetzen und für jeden Gau ein neues Oberhaupt erwählen sollten. Bei dieser Wahl wären sowohl die alten Fürsten als auch alle übrigen Privaten, wahrscheinlich also auch Studenten, erwählbar. Die 40 Gaudeputierten und die 20 neuen Gaufürsten würden dann *vereint* einen König für ganz Deutschland erwählen, der jedoch nicht erblich wäre, und so das Glück unsers Vaterlandes begründet sein.
Wer könnte sich bei Ansicht solcher Projekte des Mitleids erwehren? Kann es wohl etwas Lächerlicheres geben als dieses Studentenprojekt? Ein junger Mensch, welcher täglich den Universitätspedellen gehorcht, vor dem Citetur ad Dominum Prorectorem zittert, kaum etliche Flaschen Wein auf Kredit bekommt, wenn er Lärm macht, in den Karzer spazieren muß, vielleicht seine Institutionen noch nicht einmal verdaut hat —

soll die größte der Revolutionen mit einem Federzuge auf der Studierstube bewirken, Könige und Fürsten absetzen, die Gestalt von ganz Deutschland verändern können, und ein solcher Studentenplan setzt die Polizeien in Deutschland in konvulsivische Bewegung! – Aber es fragt sich sogar noch, ob der Student dieses *wollte* und *wünschte* und ob sein Projekt nicht dem eigenen Papa hätte verderblich werden können, mithin für ihn selbst nur ein politisches Exercitium war. Seit wann ist denn das Konstitutionsprojektmachen *zünftig* geworden und es nicht auch jedem Studenten erlaubt, seine politischen Hirngespinste auszukramen? In der Politik werden ebensowenig wie in der Medizin alle Rezepte der Ärzte auch von den Patienten wirklich eingenommen. Wenn also obige Nachrichten wirklich begründet sind, so dürfte man bald eine *Verschwörungsmaus* zu belachen haben, welche der ungeheuere *Polizeiberg* geboren hat, und dieser Zweig der öffentlichen Verwaltung neuerdings in seiner ganzen Erbärmlichkeit erscheinen.
Die Völker sind indessen damit gar nicht einverstanden, daß anstatt der längst versprochenen *Konstitutionen* nun *Konspirationen* erscheinen und die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigen sollen. Niemand glaubt an Verschwörungen, weil ihr Unternehmen offenbarer Unsinn wäre, aber jedermann kennt den Abscheu gewisser Menschen vor einer konstitutionellen Ordnung der Dinge, wodurch die Willkür und öffentliche Verschwendung gezügelt werden muß.
Die Verschwörung des öffentlichen Verstandes gegen die verrostete Beamtenweisheit, gegen den Dünkel der Adelsherrschaft, an welcher nicht einzelne Individuen, sondern alle denkenden Menschen teilhaben, die in allen Gesellschaften, Gasthöfen und Bierhäusern ihre Sitzungen öffentlich hält, möchte man gern zerstören oder wenigstens in Furcht setzen. Allein sie wird diesen Kunstgriff abermals vereiteln und den Machthabern zurufen: „Laßt alle Verbrecher richten und, wenn sie überführt sind, auch hängen; aber vor allen Dingen ratet den Fürsten, ihr Wort zu *lösen*, wenn sich die Liebe ihrer Völker zu ihnen selbst nicht bald *auflösen* soll!"
[Unterzeichnet: M.]

[Redaktioneller Hinweis]

Die vorstehende Zeichnung stellt eine Hand vor und nicht ein Eselsohr. Ich bemerke dieses der Vorsicht wegen, ob ich zwar auf keiner Universität eine Professorstelle zu verlieren habe. Die Fingerdeutung zeigt auf etwas Wichtiges. Nämlich der Verleger dieser Blätter bittet mich, ich möchte aus merkantilischen Gründen, jedoch ohne satirisch zu sein, die Herren Journalisten bitten, daß, wenn sie Auszüge aus den Zeitschwingen machten, sie nicht vergessen sollten, das Fabrikzeichen dabei zu setzen und zwar deutlich, nicht etwa abgekürzt *Zeits.* oder *Zeitschw.* Denn, meint der Herr Verleger, die Leser der Nachwelt, nämlich solche, die noch am ersten Tage nach dem letzten der diesjährigen Karlsbader Brunnenzeit lebten, könnten vielleicht die Abbreviatur Zeitschw. gar nicht mehr zu entziffern wissen und es lesen: *Zeitschwindel.* Ich habe hiermit getan, was man von mir wollte, jedoch ungern. Denn da ich die Zeitung der Freien Stadt Frankfurt schrieb, hatte ich es nicht besser gemacht und ganze Seiten aus den Rheinischen Blättern, der Mainzer, der Allgemeinen Zeitung, ausgezogen, ohne die Quellen zu nennen. Ich wünsche nur, daß alle Journalisten, welche die Zeitschwingen benutzen, strenge Zensoren hätten, welche keinen Artikel durchlassen, wenn sie nicht wissen, woher er kömmt; dann wäre dem Herrn Verleger geholfen.

[Redaktioneller Hinweis]

Im *Morgenblatte* vom 18. August steht: „Dr. Börne hat die Redaktion der Zeitung für die Freie Stadt Frankfurt niederlegen müssen; *ein gleiches Schicksal hat ihn bei der später übernommenen Redaktion der in Offenbach erscheinenden Zeitschwingen betroffen.* Seit dem 1. Juli erscheint hier ein neues belletristisches Blatt: Das *Kaleidoskop*, redigiert von Dr. *Döring.* Es hat bereits einige interessante Erzählungen, gute Gedichte und *beißende* Theaterkritiken geliefert". Die *letztere Hälfte* dieser Nachricht brauche ich nicht zu widerlegen, das tut sie selbst. Aber der Tod der *Zeitschwingen* war zu früh verkündigt; noch leben sie. Sterblich sind wir alle. [28. August]

Offenbach, den 30. August

[Zur Einführung eines der wirtschaftlichen Förderung der Stadt Offenbach dienenden Erlasses des Großherzoglich-Hessischen Geheimen Staatsministeriums.]

Das heutige Großherzoglich-Hessische Regierungsblatt enthält nachfolgende, den Flor unserer Stadt bezweckende Bestimmungen. Wer die freisinnigen Grundsätze unserer Regierung kennt, wer es weiß, mit welcher Liebe sie das Glück ihrer Untertanen wartet, wie weise sie die nahe bevorstehende Ordnung der Dinge einzuleiten versteht und wie unverdrossen sie dabei im stillen alle Hindernisse beseitigt, dem wird die teilweise Bestätigung solcher Grundsätze in jener Verordnung nicht überraschen. Aber man mag sich verwundern, daß ein schmaler Streifen Landes einen so großen Unterschied im politischen Klima machen könne. Während bei uns frisches Leben überall waltet, hat kaum eine Stunde von hier alles ein mumienhaftes Aussehen. Dort herrscht ägyptischer Kastengeist bis in die letzten kaum sichtbaren Verzweigungen der gesellschaftlichen Verhältnisse herab. Stand von Stand, Gewerb von Gewerbe, Ware von Ware, fast die Arbeit der rechten Hände von denen der linken getrennt; alles hält sich dort in wohl verschlossenen kleinen Kästchen, mit hermetischen Zunftsiegeln versehen, von dem übrigen abgesondert. Bei uns hingegen findet sich diejenige Vermischung der Stände, welche allein eine freie sittliche Bildung möglich macht, und ohne welche jeder Bürger ein Leibeigener seines Gewerbes wird und zum Handwerkszeuge herabsinkt. Dort erträgt man mit Unwillen die Rechtsgleichheit aller christlichen Glaubensbekenner, wie sie die deutsche Bundesakte vorgeschrieben, und verfolgt die Juden mit der blinden Wut eines verflossenen barbarischen Zeitalters; bei uns genießt jeder, ohne Unterschied der Religion, gleiche Rechte. Dort werden unter dem Namen *Beisassen* betriebsame Einwohner des Staates seit Jahrhunderten wie Fremdlinge behandelt und ihnen alle Gewerbe und der Besitz von Grundstücken versagt. Bei uns sind alle Staatsbewohner mit gleichen Ansprüchen begabt. Daher läßt sich erwarten, daß die bei uns jeder Tätigkeit freigegebene Bahn, daß die für Handel und Gewerbe so vorteilhafte

Lage Offenbachs, daß der hier herrschende feine, gesellige Ton und der ausgebildete Ton für Kunst und Wissenschaft, der bei so vielen Einwohnern vorgefunden wird, nicht bloß diejenigen, die in andern Gegenden verfolgt und gedrückt werden, sondern auch solche anziehen werde, denen das Knarren verrosteter Staatsangeln, der Luftzug durch die Risse alter gotischer Mauern und der beständige Anblick eines Kirchhofes entschlafener Ideen ein unbehagliches Gefühl und Ekel erweckt.

[Zu einer eingesandten Mitteilung über: *Herr von Kotzebue und Bahrdt mit der eisernen Stirne.**]

Wenn man Bahrdt mit der eisernen Stirne gelesen, so begreift man kaum, wie die höheren Stände noch mit einem Manne wie Kotzebue eine nähere Verbindung unterhalten konnten, da er doch ein so durchaus schlechter und gesinnungsloser Mensch war.

Vielleicht wird die Sache dadurch erklärlich, daß sie auf Polizeispionerie eine größere Wichtigkeit legen als billig – weil sie der Meinung sind, daß sich die Welt durch Polizeispionerie regieren lasse, indem, wenn man alles wisse, auch alles vorsehen könne.

So erzählte Agar einmal, daß der unglückliche König von Neapel, Prinz Murat, auch diesen falschen Wahn gehabt, wodurch es dann gekommen, daß selbst beschmutzte Menschen sich der Person des Fürsten hätten nähern können, wenn sie nur eine Nachricht mitzuteilen gehabt. Er hätte oft Menschen aus dem Kabinette des Königs kommen sehen, mit denen er keine zehn Worte hätte reden mögen.

Ich bitte meine Korrespondenten, mich künftig nur mit Sendungen von *Runkelrübchen* zu erfreuen. Meteorologische Beobachtungen, Donnerwetter-Geschichten, Erdbeben, konstan-

* „Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn" ca. 1790 von Kotzebue anonym herausgegebenes verleumderisches Schauspiel, mit dem er gegen Lichtenberg, Knigge, Campe, Nicolai und Biester die Partei des Arztes Ritter von Zimmermann in einem gelehrten Literatengezänk ergriff.

tinopolitanische Feuersbrünste, gelbe Fieber werden mir sehr willkommen sein — nämlich die Erzählung davon. Wollen sie ja politische Aufsätze einschicken, so dürfen diese nur lobpreisend für die Regierungen, das heißt für die Minister und die untergebenen Beamten abgefaßt sein. Was die Fürsten selbst betrifft, ist Ängstlichkeit hierin unnötig, wir können sie mit Recht oder Unrecht tadeln, es wird uns kein Haar darum gekrümmt. Im Gegenteile, die Minister sehen es gern, wenn wir es tun, damit sie den Fürsten zeigen können, wie nötig es sei, die Preßfreiheit zu unterdrücken.

Drei Mittel, um Unruhen in Deutschland zuvorzukommen.

I.

Wenn Ihr Ursache habt, unzufrieden zu sein, so richtet Euern Unwillen nicht gegen die Fürsten, sondern gegen die Minister.
Während der Regierungszeit Bonapartes war er selbst die Quelle des Übels für Deutschland und Frankreich; wir durften und mußten ihn hassen als das Haupt der Feinde.
Ludwig XVI. war zuverlässig unschuldig an dem Übel, welches zu seiner Zeit in Frankreich die Oberhand genommen hatte; in ihm hat die Leidenschaft der Verfolger ein unschuldiges Opfer getroffen.
Ludwigs Minister waren unfähig oder unwillig, seine gute Absichten zu erfüllen; er ist untergegangen und sein Volk in den Abgrund der Revolution gestürzt, einerseits durch die Unfähigkeit und Schlechtigkeit seiner Minister, andererseits durch den gefährlichen Irrtum des Volks, die Fürsten statt der Minister als Urheber des vorhandenen Übels anzuklagen und anzugreifen.
Die Summe des Übels und der Unzufriedenheit in Deutschland ist groß und scheint noch immer zu wachsen. Aber unter den vielen Fürsten Deutschlands ist kein einziger, der als die Quelle des Übels, das in seinem Lande stattfindet, beschuldigt werden könnte. Die Fürsten wollen das Gute, müssen daher auch wollen, was das Rechte ist. Sie können ihrer Natur nach das Ungerechte nicht wollen; also wenn Unrecht geschieht, so kann es nicht von ihnen kommen. Fürstenwort und Worthalten ist unzertrennlich; königlich und ungerecht schlechthin

unvereinbar. Wenn also Übles und Ungerechtes im Lande geschieht, so ist das unmöglich ein Ausfluß der königlichen Gewalt, sondern vielmehr einer der königlichen gerade widerstrebenden feindlichen Gewalt. Darum geschieht es, daß in England allemal der König Kläger ist gegen jeden, der den Frieden gebrochen hat, durch Verletzung des Eigentums oder der Person.

Wenn Unrecht geschieht von einzelnen, so wird im Namen des Königs dies Unrecht zurückgedrängt oder bestraft. Wenn aber im Namen des Königs selbst Unrecht geübt wird, so wird zuverlässig der Name des Königs gemißbraucht, von den höhern oder niedern Beamten, welchen die Ausübung der königlichen Gewalt in einzelnen Zweigen anvertraut ist.

Darum, seid fest, Ihr guten Bürger, und unerschütterlich in Eurem Vertrauen: *Daß vom Könige selbst kein Unrecht ausgehen kann*, so wenig als Schatten von der Sonne entspringen kann. Wenn Unrecht geschieht, so ist es wider Willen des Königs, wider die Natur des Königtums, so muß irgendein nachteiliges Hindernis sich zwischen den Fürsten und das Volk gestellt haben. Gegen diese acudischen und feindlichen Hindernisse, gegen diese treulosen Diener erhebt Eure Klagen. Wenn die Steuern Euch drücken, wenn sie mit ungesetzlicher Härte eingetrieben werden, wenn das Gesetz gebeugt wird zugunsten des einen, zum Schaden des andern, so tretet zuversichtlich hervor und sprecht die Tatsachen aus, wie sie sind; wendet Euch damit an den Thron selbst und sprecht: „Die Vertrauten des Throns, die Minister, müssen schuldig sein, denn von Dir, o König, kann das Unrecht nicht kommen. Entziehe den unwürdigen Vertrauten Dein Vertrauen in die ihnen verliehene Würde und ernenne einen andern Minister, welcher Deinen Willen tue."

Und gesetzt, Kabinettsbefehle erschienen, welche Unrecht geböten, so appelliert von den durch falsche Berichtserstatter übereilten Gewissen des Königs an den wohlunterrichteten König.

Wenn Ihr in jeder Gemeinde, wohin Befehle gelangen, welche Eure Rechte kränken, solche Stimmen und Bitten sammelt und diese sich am Throne vereinigen, so kann es nicht fehlen, der Fürst wird innewerden, daß sein Minister, der ihm bisher

durch glatte oder verleumderische Worte das Zutrauen abzugewinnen wußte, ein Heuchler ist. Der Minister, welcher den Namen des Königs mißbrauchte, wird entlassen werden, und es wird ein anderer oder dritter zu dem hohen Amte gelangen, welcher desselben würdig ist, zum wahren Besten des Fürsten und des Volks. Niemals zweifelt, Ihr guten Bürger, an dem vollkommen reinen Willen des Fürsten, haltet fest an der Volksmeinung, die sich bei vorkommender Ungerechtigkeit oft auf diese Weise ausspricht: „Wenn der König es wüßte, er würde es nimmermehr dulden."
Der König kann nicht alles mit eigenen Augen sehen; Ihr müßt berichten, was wider seinen Willen geschieht, dadurch erzeigt Ihr Euch als getreue Untertanen. Aber Ihr müßt gleich so viel Namensunterschriften sammeln, daß die einberichteten Tatsachen als vollkommen glaubwürdig dastehen. Mag ein Minister nach dem andern in verdiente Ungnade des Regenten und des Volks fallen; das ist kein Unfall für den Staat, sondern dieser besteht um so besser. Es muß gesucht werden und wiederholt gesucht werden nach dem besseren Minister, wie nach dem besten Feldherrn gesucht wird. Wenn ein Feldherr das Vertrauen des Heeres verloren hat, so ist's schon deswegen ratsam, ihn abzuberufen; und nicht minder ist es der Natur der Sache angemessen, daß ein Minister, der im Namen des Königs den wichtigsten Geschäften des Staates vorstehen soll, das volle Vertrauen des Volks haben müsse. Wechseln die Minister so, daß statt schlechter, nicht geachteter brave verdiente Männer an den Platz kommen, so werden die Throne eben durch diesen Wechsel um so sicherer stehen, und es wird kein Gedanke an Wechsel der Fürsten entspringen.
Wenn es Minister gibt, welche direkt oder indirekt Behauptungen wagen, welche das Band aller menschlichen Gesellschaft lösen, z. B., daß ein feierlich gegebenes Versprechen nicht erfüllt zu werden brauche, welche verwegen genug sind, die geziemende Bitte um Erfüllung gegebenen Worts *aufrührerisches Geschrei* zu nennen, so tut Ihr recht, ja Ihr seid es Euch selbst schuldig, das heilige Petitionsrecht gegen solche Minister zu üben und einzukommen, jeder mit den Gleichgesinnten seiner Gemeinde, und zu bitten um die Entlassung solcher törichten Minister.

II.
Damit die Regierung die Wahrheit erfahre über den Stand der Dinge, ist es notwendig, daß andrere Kanäle für die Wahrheit eröffnet werden, als die Ministerien, welche nur mit Privilegierten oder Privilegiertesten erfüllt sind.
Jeder besitzt das, was er besitzt, durch ein ausschließliches Recht des Eigentümers, kraft eines Privilegiums; es ist daher allerdings unbesonnen und unrecht, sich unbedingt gegen alle Privilegien auflehnen zu wollen. Der Eigentümer, der Erbe großer liegender Gründe, besitzt eine Macht, wird mithin ein in der Natur der Sache gegründetes Recht besitzen können und müssen, welches Nichteigentümern nicht zukommen kann. Wenn dies wahr ist, so muß es auch wahr sein, daß es wider die Natur der Sache, also wider das Recht anstößt, wenn die jüngern Söhne der großen Grundbesitzer, welche Nichterben und Nichteigentümer sind, gleiche Ansprüche machen als der älteste Sohn, welcher ausschließlich Nachfolger der Besitzungen des Vaters wird. Nur derjenige, welcher Erbe der Besitzungen des Vaters wird, kann Erbe seiner Titel, seiner Vorrechte werden. Daß die jüngern Söhne dennoch sich zu den Privilegierten rechnen und daß an manchen Orten diese Ansprüche anerkannt werden, das ist die Quelle des größten Teils des Übels unter uns. Jene jüngern wollen standesmäßig leben, aber Erwerbsarbeiten scheuen sie. Was die älteren Brüder ihnen geben, ist wenig oder nichts. Sie richten daher ihre Ansprüche an den Staat, welcher aber das, was er ihnen gibt, nur von dem Ertrag der Arbeitenden nehmen kann. Aus dem Verlangen, dem undotierten Titel gemäß zu leben, fließt der Anspruch auf Ämter und die Behauptung eines Vorrechts auf einträgliche Ämter wie auch oftmals die Errichtung neuer überflüssiger Ämter. Natürlich ist es, daß Begüterte, in hohem Amte stehende Personen ihren unbegüterten Neffen bei Besetzung von Ämtern unter übrigens gleichen Umständen vor andern Bewerbern den Vorzug geben. Das Übel liegt darin, daß dieser Vorzug meistens von den Neffen als ein Vorrecht behauptet, von den mächtigen Familienhäuptern als ein solches anerkannt wird. Daraus entsteht das Unheil der Spaltung des Staats in bevorrechteten und beeinträchtigten Familien. Alle Minister sind bisher aus solchen bevorrechteten Familien

oder denselben durch Beilegung von Titeln beigesellt worden. Indem nun das Interesse der bevorrechteten Familien und der beeinträchtigten (keineswegs aber das Interesse der begüterten und der nichtbegüterten Familien) kollidiert, ist es moralisch unmöglich, daß ein Minister, welcher einer Familie angehört, wo jedes Mitglied, gleichviel ob ein begütertes oder ein unbegütertes, gewisse Vorrechte behauptet, also welcher einer Kaste angehört, über das Verhältnis seiner Kaste zu dem Volke dem Fürsten richtig referiere. Es ist keine allzu gewagte Behauptung, daß kein Minister heutzutage über die Wünsche des Volks, von denen er glaubt, mit Grund oder ohne Grund, daß sie mittelbar gegen das Interesse der privilegierten Familien laufen könnten, dem Fürsten die volle Wahrheit berichte. Es ist in der Tat kein Minister, als Mitglied der Kaste, fähig, seinen Standpunkt so weit zu vergessen, daß er die Streitsache unparteiisch ansähe. Soll die Wahrheit an den Fürsten gelangen, so müssen andere Mittel und Wege gebraucht werden als das Ministerium; es muß das Parlament eröffnet werden, damit durch frei erwählte Männer des Volks ohne geheime Mittelspersonen die volle Wahrheit besprochen und vor dem Thron ausgesprochen werde. Wahrhaftig, manche Fürsten in Deutschland wissen jetzt nicht, wie es im Innern ihres Volks lebt und webt. Man hat ihnen gesagt, daß das Volk unzufrieden nicht nur, sondern aufrührerisch sei. Daß die Wahrheit des Gegenteils nicht durchdringt bis zum Thron, daran sind großenteils die durch Vorurteil verhärteten mit Titeln inkrustierten Ministerien schuld. So wird ein einzelner Schwimmer, der sich auf nahe Ufer retten will, trotz aller Anstrengung an dem Korallenriff zerschellt. Es muß ein Hafen eröffnet werden, worin die Wahrheit fliehen kann vor jeder Verfolgung, um den Schutz des Beherrschers zu erlangen. Ein solcher sichrer Hafen ist ein wohl gewähltes Parlament. Und kein anderer Port ist als dieser.

III.

Das wahre Mittel, um die Beamten, ausgenommen die Minister, im Zaum zu halten, ist die Klage auf Ersatz des Schadens, welchen sie durch Mißbrauch der amtlichen Gewalt gestiftet haben.

Der Schaden, welchen ein solcher Minister anrichten kann, ist so groß, daß ein Schadenersatz aus seinem Vermögen nicht geschehen kann. Die meisten schlechten Minister büßen hinlänglich durch Verlust ihrer Stelle und Stachelung des gekränkten Ehrgeizes. Wer aber in so hohem Posten geradezu gegen das Gesetz gehandelt hat, in böslicher Absicht, für den ist Todesstrafe die geringst mögliche Strafe.
Für alle andern Beamten ist, wie die Erfahrung lehrt, nicht Mahnung, nicht Verweis, nicht Versetzung oder Entsetzung mit oder ohne Pension hinlänglich, um sie abzuschrecken von zweckwidriger Anwendung ihrer obrigkeitlichen geliehenen Macht gegen das Wohl der Bürger, sondern einzig und allein die erhobene und vor einem Geschworenengericht auszuführende Klage auf Schadenersatz. Wenn ein Beamter einen Bürger über den gesetzlichen Termin gefangengehalten hat oder den hochverräterischen Versuch macht, den gefangenen Bürger seinem ordentlichen Richter zu entziehen, so stehet dem Verletzten, gleich wie in jeder Privatstreitigkeit, Klage auf Schadenersatz offen, und ein Geschwornengericht bestimme die Summen der Schadloshaltung. Das und nur das ist Zaum und Damm für die Beamten, in welche allemal ohne Ausnahme mit einem Teile der Regierungsmacht ein Teil des Dämons der Herrschsucht fährt.
Wie aber haben sich Bürger, Beamte, Kollegien zu betragen, wenn durch Kabinettsbefehle, welche durch listige Vorstellungen und boshafte Verleumdungen dem Gewissen des Fürsten heimlich abgewonnen sind, dem Gesetze Gewalt geschehen ist? Die Bürger, die redlichen Beamten, die ihrer Würde bewußten Kollegien appellieren a rege male informato ad regem melius informatum, sie wiederholen ihre Bitten, sie lassen sich durch keinen Verweis in der Überzeugung ihres Rechts und ihrer Pflicht irremachen, noch weniger schrecken, sie verlassen sich nicht allein auf schriftliche Vorstellungen, auf die toten Buchstaben, sondern sie gehen im Notfall in feierlichem Zuge zu der Residenz des Fürsten, zu der Quelle der Gerechtigkeit, und bitten den, der das Zepter führt, das ist das Zeichen der Gerechtigkeit, und beten zu dem, welcher der Herr ist über alle sterblichen Menschen, daß er die Wolke der List, der Leidenschaft, des Hasses, der Lüge entfernen wolle, welche

das Haupt des Staats umgibt, auf daß die Stimmen der leidenden Unschuld und der Strahl der göttlichen Gerechtigkeit eindringen könne in das Herz des Königs, welcher in keinem Augenblicke seines wandelbaren Lebens vergessen darf: *Wie Du gerichtet hast, also wirst Du gerichtet werden.*
[Nicht gezeichnet]

[Unter einer Mitteilung des Herausgebers des gerade von der Zensur unterdrückten *Thüringischen Anzeigers*, der eine neue Zeitschrift: *Der Erzähler* ankündigt]

Freunde, wir wollen den *Erzähler* kaufen und lesen; die Verkündiger der Wahrheit sollen nicht darben, während die feilen Lügner schwelgen und zu Ehren kommen.

Die Redaktion des *Oppositionsblattes* wird es nicht übelnehmen, wenn ich folgende ihr zugehörige schöne Betrachtung ohne weiteres nachdrucke. Wir armen Teufel wollen künftig einander aushelfen. Die Not ist groß. Heute mir, morgen Dir. *Noch* stehe ich unter keiner Zensur, aber schon die Drohung derselben hat mir mein bißchen Verstand geraubt. [Folgt der angekündigte liberale Artikel aus dem Oppositionsblatt]

Zu Band 1

II. (Dramaturgische Blätter)

1. [Die Leibeignen]

S. 225 *nach*: ein Lustspiel. *folgt im O*: Doch ein Lustspiel hat auch seinen Wert, und der Dichter, dem ein Trauerspiel gelungen, das Lachen macht, hat sein Ziel auch erreicht, nur auf einem andern Wege [im O gestrichen].
Indem ich schließe, muß ich das, womit ich angefangen, in Erinnerung bringen. Vergäße man es, wäre man noch ungerechter gegen den Kritiker als gegen den Dichter, denn es würde jenen mehr als diesen beschädigen. Das Gute und Schöne in Isidor und Olga habe ich nicht verkannt; doch mußte ich diese Tragödie nach herkömmlichen, angewöhnten Regeln beurteilen. Zwar ist die Regel gut, sie führt uns auf versuchtem, sicherm und dem kürzesten Wege zum Ziele; doch wem an der Bewegung mehr liegt als am Wege und am Wege mehr als am Ziele, dem muß verstattet bleiben, sich seine eigene Bahn zu wählen. Der Dichter will zuerst *sich* darstellen, seine Gedanken, seine Empfindungen, die Welt, wie sie *ihm* erscheint. Die Darstellung ist ihm Zweck, nicht das Dargestellte; denn das Dargestellte ist die Natur außer ihm und die Darstellung seine eigene Natur. Darum darf man mit ihm über die Form nicht rechten, denn die Form ist ihm das Wesen. Raupach wollte uns das Verderbliche der Leibeigenschaft zeigen, er hat sein Werk in Szenen statt in Kapitel geteilt. Wir sehen die Menschen handeln, wir sehen sie leiden, die Lehre ist dadurch eindringlicher geworden. Der Fehler ist nur darin, daß er die Quelle der Handlung in den Menschen, die Quelle des Leidens aber in die Natur gesetzt. In der Tragödie aber soll der Mensch mit der Menschheit kämpfen, das besondere mit dem allgemeinen Leben; es soll aber kein Kampf sein zwischen Leben und Tod. „Die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand", und die Leibeigenschaft ist ein Element, ein gleich untauglicher Stoff zu dramatischen Gebilden, als es ein Sturm wäre. Isidor und Olga ist mehr ein didaktisches als ein dramatisches Gedicht. Der einfache Gang und die leichte Verwicklung der Tragödie ist sehr zu loben,

auch freuen wir uns der schönen und freundlichen Sprache darin. Es geschehen Greuel, doch wir *sehen* sie, sie geschehen bei Tage; wir werden erschüttert, aber nicht verwirrt. In so vielen andern Tragödien aber, die ein nervenschwacher Kunstsinn unserer Zeit gepriesen, geschieht alles im Dunkeln, das Schicksal ist ein Gespenst, wir sehen und lesen solche Schauspiele mit Angst und Stöhnen, und wir sehen uns oft dabei um, ob nicht der Teufel hinter uns stehe. Die dramatische Kunst soll uns erheitern, erquicken, wenn auch nur wie ein Gewitter es tut. Aber jene Schauspiele machen zum Ersticken schwül, und es wird uns nicht eher wieder wohl, bis durch die geöffneten Türen des Hauses die frische Luft und das Geräusch der Straßen zu uns dringt.

2. [Der Lorbeerkranz]
S. 230 *nach*: Rücksicht zu nehmen. *folgt in W I*: Die Aufführung des Stückes war sogar noch besser als das Stück selbst – Hr. Weidner als Herzog und Hr. Otto als Oberster waren zu loben. – Hr. Heigel als Erbprinz hatte die üppigen geilen Ranken seines Spiels etwas beschnitten. Immer noch mäßiger, immer noch mäßiger! – Hr. Hill machte den Rittmeister Seeburg. Ein guter Freund hatte schon längst mit mir wetten wollen, ich würde nicht jedesmal auf eine andere Art sagen können, daß dieser Schauspieler steif sei und zu kostbare Stellungen verschwende. Ich war bedacht genug, die Wette abzuweisen, denn ich hätte sie jetzt schon verloren. Dieses ist der letzte Kreuzer aus meiner kritischen Sparbüchse, und wenn nicht milde Beiträge mein verarmtes Urteil unterstützen, so werde ich über Hrn. Hills Ungelenkigkeit in der Folge nichts mehr zu sagen wissen. – Hr. Obermayer als Gemeiner Krake hatte gehörigen Spaß gemacht. – Demois. Lindner: Amalie. Sie wurde, aus Bosheit gegen eine andere Schauspielerin, sehr beklatscht; sie hätte es aber um ihrer selbst willen verdient. –
S. 230 *nach*: Frankfurt sein. *folgt in W I*: Hr. Schmitt, Kammerjunker, spielte ungewöhnlich gut, das heißt: besser als gewöhnlich. – Hr. Haas, der Feldwebel, trug seine Szene sehr brav, eindringlich und mit Wärme vor. – – – Der Prinz hatte in seinem Zimmer ein Schreibpult, dessen sich auch Magister Lämmermayer geschämt hätte, und nur einen einzigen Stuhl.

Stühle von dieser fürstlichen Eleganz wären wohl mehrere aufzutreiben gewesen!
[Die für den Text von Bd. 1 maßgebliche Vorlage ersetzt die im ED aufgeführten Namen der Schauspieler meist mit ***; im Anhang werden diese Namen, nur mit Seitenangabe, in der Reihenfolge der *** ergänzt.]
S. 230: *** = Schäfer; *** = Schäfer.

4. [Die Ahnfrau]
S. 239 *nach*: kenntlich machen wollen. *folgt in W I*: Demoiselle Schwarz spielte die Bertha. Sie entsprach nicht ganz der Erwartung, welche sie bei ihrem Auftreten als Toni rege zu machen verstand. Es ist etwas Sauersüßes in ihrem Ausdrucke, das nicht immer behaglich ist; doch darf sie den bessern Künstlerinnen zugezählt werden. Ihre Deklamation ist regelrecht, und sie versteht den Sinn ihrer Rolle besser, als sie ihn verständlich zu machen weiß. – Graf Barotin ward von Herrn Otto dargestellt. Die diesem Schauspieler gemachten Rügen dürfen nicht wiederholt werden, um nicht in eben die Eintönigkeit zu verfallen, welche der Gegenstand des ausgesprochenen Tadels war. –
S. 239: *** = Löwe; *** = Löwe; *** = Löwe.

5. [Der Spieler]
S. 241 *nach*: Weine voll. *folgt in W I*: Hr. Weidner hat den Charakter des v. Posert, schon in der Anlage des Schauspiels selbst von fehlerhafter Haltung, nur noch mehr verdorben. Der kalte Spieler von Gewerbe sollte dem leidenschaftlichen, der es aus Hang ist, gegenübergestellt werden. Posert ist weder ein Bösewicht, der sich an dem zerrissenen Herzen des Barons weidet, noch ein giftiger Spötter, der sich über die tragische Gebärdung der unterliegenden und verblutenden Tugend lustig macht, am allerwenigsten ist er ein Hanswurst, der Gelächter erregen soll. Aber unter dieser dreifach falschen Seite stellte Hr. Weidner den Bankhalter dar. Statt ihn verabscheuungswert zu finden, lachte man über seine Lustigmacherei. Statt der kalten berechneten Gewinnsucht, die aus der Verzweiflung seines Schlachtopfers Nutzen ziehen und den Gesunkenen zu seinem Helfershelfer anwerben will, zeigte er

den Teufel, der sich aus Liebhaberei an der Qual seiner Beute ergötzt. Hr. Weidner hat das Eigne seiner Stimme als Posert, man sollte glauben geflissentlich, karikiert; er sprach manchmal durch die Nase, als wollte er andeuten, daß der Hauptmann unter einer andern als der genuesischen Fahne invalid geworden sei. – Frau v. Busch zeigte als Baronin von Wallenfeld den Ernst ihres Strebens und den Erfolg ihrer künstlerischen Bemühung. Ihr Spiel ist stets aus einem Gusse, nichts Zerrissenes darin; man kann nicht sagen, daß ihr eine oder die andere Szene vorzüglich gelungen sei. Wo sie des Beifalls mehr oder minder würdig erscheint, da war Licht und Schatten im Stücke selbst, nicht in ihrer Darstellung. – Hr. Schmitt machte den Hofrat v. Fernau. Ein Ränkemacher, der nicht einmal seinen Hut zu handhaben versteht, wird weder im Leben noch auf der Bühne etwas Bedeutendes vollführen. – Hr. Schwarz aus Wien spielte als Gast den Lieutenant Stern. Das ist Natur! rief ich unwillkürlich aus, als ich ihn nur kommen sah. Hier ist keine Anstrengung, weder im Reden noch in den Gebärdungen, wenige Bewegung, einige leise Richtungen mit den Händen und dem Kopfe, und dennoch fehlt nichts an der Fülle des Ausdrucks, die andere selbst im Schweiße ihres Angesichts nicht erreichen. Diese Rolle ist ihrem Umfange nach nicht bedeutend; doch hätte ein schlechter Schauspieler sie immer noch brauchen können, um sich einen Beifall zu erschreien, den Hr. Schwarz durch edlere Mittel zu erreichen wußte. – Herr Urspruch machte den Sekretär Gabrecht. In der Szene mit Lieutenant Stern schickte er sich an, gut zu spielen. Übrigens wie der Herr so der Diener. Geheimrat von Wallenfeld – Herr Leissring. – Hr. Brauer, welcher den Adjutanten des Generals machte, hat einen Zweifel in mir erregt. Er blieb, sooft er seinem Vorgesetzten etwas zu sagen oder seine Befehle abzuwarten hatte, weit von ihm entfernt, ganz steif und ehrerbietig stehen. Ich hätte geglaubt, dieses unterwürfige Wesen käme nur einem gemeinen Soldaten zu, aber das Verhältnis zwischen einem General und seinem Adjutanten sei freierer Art. – Hr. Otto, General v. Bildau. Weder seine Rolle noch ich gab ihm die letzte Stelle in diesem Berichte ... –

S. 240 *** = Löwe; *** = Löwe.

6. [Die Vestalin]
S. 242 *nach*: vor der Regel! *folgt in W I*: Demois. Pfeifer, Gastsängerin, verdiente in der Rolle der Julia ausgezeichneten Beifall und erhielt ihn. In ihrer Stimme ist Reinheit, Klarheit, Höhe und Fülle, und nicht das oft Überweichliche des Flötentons, sondern mehr die männliche Art einer Klarinette. Auf der ganzen Tonleiter bewegt sie sich frei und anständig und hat nie eine fehlende Sprosse zu überhüpfen. Es wäre ihr eher als mancher andern erlaubt gewesen, ihr *Spiel* zu vernachlässigen, aber sie tat es nicht. Demois. Pfeifer kam fast nur in der Zeit *nach* der Frau Grünbaum, dieser herrlichen Sängerin, die uns erst kürzlich verlassen hat. – Herr Schelble als Licinius hat das schöne Talent, das ihm eigen ist, benutzt. Hr. Hill als Cinna zeichnete sich vorteilhaft durch eine gewisse Lebhaftigkeit des *Spiels* aus, wenn nur in seinen Bewegungen weniger *gerade* Linien wären. – Über Hrn. Hillebrand als Oberpriester und Mad. Urspruch als Oberpriesterin sollte kein Ungeweihter zu urteilen wagen, denn der Gott der Druckfehler hatte in dem Komödienzettel dieses Tages jenen zum *Oper*priester, diese zur *Oper*priesterin erhoben! ... Man muß eingestehen, daß Hr. H. eine Art Stimme hat, nur übt er in seinem Spiele manchmal eine gewisse Wut aus, er zeigt so etwas, das wie zu verschlingen droht, dessen er sich enthalten könnte und sollte. Das Bemühen der Mad. U. verdient öfters eine Anerkennung, als sie sie erhält; doch herrscht in ihrem Vortrage eine gewisse Ruhe, die auf jeden Beifall freiwillig zu verzichten scheint. – Hr. Krönner und Hr. Brauer haben das Ihrige getan.

7. [Elise von Valberg]
S. 244 *nach*: unverzeihliches Vergehen. *folgt in W I*: Hr. Otto, Amtshauptmann v. Valberg: gut genug. – Elisa v. Valberg ward von Demoiselle Schwarz lobenswert, nur manchmal zu weinerlich dargestellt. Schade, daß ihre katharralische Beschwerden noch immer fortdauern. – *Nach*: nicht wert. *folgt in W I*: Hr. Urspruch, Hofjunker v. Külen. Im Leben wird ein ehrlicher Mann leichter zum Spitzbuben umgeschaffen als auf der Bühne. –
S. 243 *** = Heigel; *** = Heigel; S. 244 *** = v. Busch; *** = Heinemann; *** = H.; *** = Hill; *** = Urspruch; *** = Weidner; *** = W.

8. [Der Bergsturz]
S. 245 *nach*: bald wieder. *folgt in W I*: Das Terzett des 1sten Akts ist für jeden fühlbar das vorzüglichste Tonstück der ganzen Oper.

9. [Der Schutzgeist]
S. 245 *vor*: Der Schutzgeist der Bühne *hat W I*: Ich habe einstweilen den drei ersten Akten des Stückes beigewohnt; wenn ich das große Ganze werde gesehen haben, soll von der Aufführung geredet werden. Jetzt nur einige Worte über das Dichterwerk. – S. 246 *nach*: bearbeiten mögen! *folgt in W I*: Ja was wunderbarer ist, selbst Goethen hat, wie im literarischen Wochenblatte erzählt wird, dieser Schutzgeist angesprochen, und er hat ihn für die Weimarsche Bühne zu bearbeiten gewürdigt. Immerhin, was nicht gut ist, bleibt nicht gut.

10. [Don Carlos]
S. 250 *nach*: werden kann? *folgt in W I*: Frau v. Paczkowska spielte die Elisabeth. Wie man in einem Schleppkleide Empfindung haben und zeigen, lieben und weinen könne; wie man darin majestätisch ohne Steifheit sein könne, das habe ich nie begriffen und begreife es noch nicht, denn Frau v. Paczkowska hat es nicht erklärt. – Hr. Becker hatte als Don Carlos seinem Spiele zu wenig Schattierung gegeben; die letzte Szene mit Posa gelang ihm am besten. – Hr. Heigel hat den Posa zwar ohne Feuer gespielt, aber man muß gerecht sein, auch ohne Feuerlärm, Qualm, Löschanstalten und Angstgeschrei. Was nun auf dieser Tabula rasa künftig erscheinen werde, muß man abwarten. – Frau v. Busch, deren Grazie manchmal der tragischen Maske widerstrebt, wußte auch diesmal das ihr eigne schalkhafte Lächeln nur mit Mühe zu unterdrücken. Die Darstellung unglücklicher Liebe fällt dieser Künstlerin schwer...

Läuft eine Fürstin Eboli Gefahr
Umsonst und unerhört zu seufzen?

Nach: gespielt werden. *folgt in W I*: Allerdings bewährte sich der Verfasser des Komödienzettels als ein großer Kenner der lateinischen Sprache, indem er drucken ließ *„Dom Karlos"*,

denn das spanische *Don* kommt augenscheinlich aus dem lateinischen *Dominus*, Herr, her. Es ist gewiß schön, wenn man jede Gelegenheit benutzt, auch die erwachsne Kinderwelt zu unterrichten. –

S. 249 *** = Weidner; *** = Weidner; *** Weidner; S. 250 *** = Otto.

11. [Saul]

S. 251 *nach*: angemessen. *folgt in W I*: Die Aufführung war im allgemeinen gut; besonders Hr. Otto als Saul war beifallswürdig, und er wußte sein Spiel einigemal, da es sinken wollte, noch zu rechter Zeit festzuhalten. – Demoiselle Hetzel, die Terpsichore unserer Bühne, verdient Anerkennung ihres Bemühens. Sie bewegte sich mit vieler Grazie unter ihren vor Erstaunen starr gewordenen Gespielinnen. – War das Israelitenlager von Laternen beleuchtet, damit man den Mond am Himmel sehen könne, oder umgekehrt?

13. [Die Hussiten etc.]

S. 260 *nach*: Verse genannt. – *folgt in W I*: Einige erhabene Gedanken, die in dieser Dichtung vorkommen, sind großen Meistern nachgebildet, wie z. B. folgender in dem 1sten Monologe des Viertelmeisters Wolf wörtlich aus dem Euripides genommen ist:

„Ja auch von den Kindern läßt sich keines hören,
Denn sie sind mit hinaus und sammeln Ähren."

S. 260 *** = Weidner; *** = v. Paczkowska.

14. [Die gefährliche Nachbarschaft]

S. 262 *nach*: Lieschen sind. *folgt in W I*: Madame Heinemann war die gemalte Modehändlerin, von Amouretten umgaukelt und voller Schalkhaftigkeit. – Hr. Schmitt stellte den jungen Kaufmann dar. Ich habe ihn wenig spielen sehen, und diesmal teilen wir die Schuld, denn ich saß auf der linken Schneiderseite, so daß mir die Zwischenwand die Aussicht nach der rechten benahm. Es ist eine herrliche Erfindung mit solchen Doppelszenen; man kann zuhören hier oder dort, wo es einem am besten gefällt. –

S. 262 *** = Leissring; *** = Urspruch.

15. [Der Leuchtturm]
S. 272 *nach*: Sündenfall erinnert wird. *folgt in W II, Heft 3*: Leichter, viel leichter könnte man die Spree mit dem Manzanares, die Donau mit dem Tejo, nicht bloß durch einen hydraulischen, sondern auch durch einen ethischen Kanal verbinden, als hier das Verbrechen mit der sogenannten Sühne verbunden worden ist. – S. 275 *nach*: innersten Seele zuwider. *folgt in W II*: Man mag mich hart, anmaßend schelten, man hat es getan; aber wenn ich anmaßend erscheine, ist noch ein anderer als ich allein das Opfer meiner Aufrichtigkeit? Alle übrigen gewinnen dabei. Der Irrende, wenn er *schweigt*, kann so wenig belehrt als der verschwiegene Irrtum aufgeklärt werden.

16. [Die beiden Gutsherren]
S. 275 *vor*: Die zwei Dutzend *hat W II, Heft 3*: Jede erscheinende Schrift ist eigentlich eine Herausforderung, sie zu beurteilen; man braucht aber diese Herausforderung nicht immer anzunehmen, denn manche Schrift ist so ehrlos, daß sie nur verdient, durchgeprügelt zu werden. Ich würde also die beiden Gutsherrn, ungerührt von der Milde des einen und nicht geschreckt von der Härte des andern, tüchtig durchprügeln, wenn ich nicht bedächte, daß es hier nicht darauf ankömmt, dem Verfasser Recht anzutun und mir Recht zu verschaffen, sondern den Lesern Recht zu verschaffen, die Gründe fordern und sich mit Handgemenge nicht begnügen. Statt also bloß zu sagen: dieses julianische Lustspiel (ich weiche mit Ehrfurcht dem Geschlechtsnamen des Verfassers aus) ist das ruchloseste, naseweiseste, abgeschmackteste und ungeschliffenste aller Gedankenwerke, die waren und sein werden – sage ich zwar dieses, *erkläre* mich aber darüber.

17. [Der verbannte Amor]
S. 285 *nach*: Das wirkte ... *hat W I*: Herr Obermayer machte den Gärtner Michel mit der besten Laune von der Welt. – S. 284 *** = Heigel; *** = v. Paczkowska.

19. [Der Jude]
S. 289 *nach*: äußerst schwer. – *hat W I*: Man kann nicht

sagen, daß der Madame Lindner die Darstellung der Haushälterin Rachel gelungen sei.
*** = Stenz.

20. [Die Schweizerfamilie]
S. 290 *nach*: absprechen mögen? *hat W I*: Demois. Pfeifer erhielt den lebhaften Beifall, der wenigstens auf der Bühne dem wahren Talente nie versagt wird. Vorzüglich dieser Rolle ist eine gewisse Kräftigkeit ihres Gesanges angemessen; denn das Schweizer Mädchen Emmeline mit einer wenn auch vorzüglichen, aber schmächtigen Stimme, wie wir sie manchmal gehört haben, kann nicht genug tun. Ihr Spiel dagegen war kalt und geistlos, und wo es lebhaft war, ohne Grazie. Stockungen und Taktverrechnungen will man, da das Publikum nachsichtig war, nicht bemerkt haben. – Hr. Hill spielte den Jakob Friburg rasch genug. – Hr. Krönner als Graf und Mad. Urspruch als Gertrude sangen, wie sie es gewohnt sind, gut und aufmerksam. – Hr. Hillebrand hat etwas in seiner Art, was ihm eignet, im Richard den breiten ehrlichen Schweizer natürlich darzustellen. – Hr. Obermayer spielte den Verwalter und konnte nur mit Mühe sein komisches Talent gegen seinen Vetter Paul, welcher von Hrn. Leissring kleinlaut und träge gespielt wurde, in den gehörigen Schatten stellen.

21. [Correggio]
S. 292 *nach*: nicht gezeigt. *hat W I*: Die Grenze zwischen Wehmut und weinerlicher Stimmung muß wohl nur schwach sichtbar sein, wenn sie eine Künstlerin wie Frau v. Busch in der Rolle der Maria übersehen konnte. – Herrn Ottos Spiel als Michelangelo war höchst erfreulich. Besonders gelungen war ihm der Schluß des Gesprächs mit Antonio:

> Geht! ihr seid ein schwacher
> Elender Mensch ... usw.

Ganz Natur und Treue war er in der Szene mit Antonios Kinde. Die Darstellung der hinter Murrsinn versteckten Gutmütigkeit gelingt Hrn. Otto immer vorzüglich. – Hr. Schmitt als Ottavio hat sich durch einige auffallende Fehler bemerklich gemacht. Ich will sie ihm diesmal vorhalten. Zwar bin ich

kein Komödiantenschulmeister, aber da sich die Herren anstellen, als wollten sie unterrichtet sein, damit man nur die Zeit verliere, sich nach Verdienst über sie lustig zu machen, so müssen mir die Leser verstatten, daß ich zuweilen belehrend, das heißt langweilig sein darf. Folgendes zur Probe. Ottavio unterredet sich mit dem vor seinem Madonnengemälde sitzenden Antonio und bemerkt ihm, er werde wohl bald einen Liebhaber für dasselbe finden. Worauf Antonio erwidert:

Wenn von Liebhaberei die Rede wäre,
Da braucht' ich mit dem Bild nicht weit zu gehn.
Ich weiß von einem, der es herzlich liebt,
Und dem ich es am gernsten überließe,
Wenn er es mir bezahlen könnte.

Ottavio

Wer
Ist das?

Antonio
Das bin ich selbst, mein Herr!

Ottavio

Ja so;

Die Frage: „wer ist das?" hat Hr. Schmitt nicht verstanden. Ottavio wähnt, der Maler wisse von seiner Neigung zum Bilde und ahnde seine zum Vorbilde und ziele so auf ihn in seiner angeführten Rede. Er glaubt, er werde ihn selbst als den Liebhaber nennen, den er kenne, und in dieser Erwartung macht er die erwähnte Frage. Das darauf folgende *ja so* drückt seine getäuschte Erwartung deutlich genug aus. Dieses alles ging durch eine fehlerhafte Betonung verloren. Der zweite Fehler des Hrn. Schmitt war ein mimischer. Von seinem Bildersaale in Parma redend sagt er zu Antonio:

Es lebt kein großer und kein guter Maler,
Von dem ich nicht ein Werk besitze. *Ihr*
Müßt auch da hangen . . .

Beim Vortrage dieser letzten herausgehobenen Worte klopfte Hr. Schmitt dem Antonio auf die Schulter. Durch diese unzeitige Bewegung wird die komische Idee erweckt, als solle

Antonio *leiblich* aufgehängt werden. Freilich weiß jeder, daß hier von Gemälden die Rede ist, aber dieses Anfassen der Schulter bleibt dennoch störend. – Hr. Heigel als Giulio Romano war zu still und schüchtern. Eine sanfte Gemütsart bedarf, um sich kenntlich zu machen, eines solchen Anstrichs nicht. Weich mochte er sein, aber nicht morsch. Seine Deklamation war durchaus falsch bis auf eine einzige Stelle im Gespräche mit Antonio, welche mit den Worten beginnt:

— — Ihr meint, ich spreche wie
Der Blinde von den Farben? . . .

deren Vortrag ihm sehr gelungen war. Hr. Heigel muß es sich sagen lassen, daß er gewöhnlich ohne Überlegung spielt, sonst müßte er selbst fühlen, wie falsch oft seine Betonung und sein Gehenlassen der Rede sei. Um nur eines zu erwähnen: er legte in den Worten

— — — *Das zerbrochne Rad*
Läuft ihm noch immer wild im Kopf herum

den Ton auf die herausgehobene zwei Worte, und zwar mit steigendem Ausdruck, so daß der höchste Pathos an *Rad* fällt. Gibt es nun etwas Toteres als ein zerbrochenes Rad, und ist hier Anlaß, der Rede Empfindung zu geben? – Hr. Leissring hat den schlechten Battista recht gut gemacht.
S. 292 *** = Weidner.

22. [Agnes von der Lille]
S. 296 *nach*: Menschenfresser. *hat W I*: Aber in der Szene, wo das Volk den Alba nötigt, die gefangene Mutter und Tochter freizugeben, hatte Hr. Weidner den Helden noch mehr entstellt, als es die Dichterin getan. So mürbe, bestürzt und ohnmächtig erbost hatte sich wohl Alba in keiner Lage gezeigt. – *Nach*: schuldlos. *hat W I*: Hr. Haas als Viglius verstand seine Rolle; so auch Hr. Leissring, welcher den Bürgermeister von Antwerpen darstellte. – Demois. Urspruch als Agnes von der Lille kam auch heute der großen Erwartung nach, die sie schon früher auf ihrer künstlerischen Laufbahn erweckte. Feuer, Anmut, inniges, ausströmendes Gefühl, Kraft und Beweglichkeit, so manches besitzt sie von der Natur; und das, was Natur nicht schenkt, was man sich erwerben muß, den

Verstand, die Besonnenheit, die Ruhe und Ordnung des wahren Künstlers, wird sie durch Studium und, wenn ihr die lebendigen Vorbilder mangeln, durch Nachdenken zu erlangen suchen. – Du Lis: Hr. Heigel. Hat nicht jeder anfänglich denken müssen, Du Lis sei der Held der Handlung? Das ist die fehlerhafte Art des Hrn. Heigel, daß er sich, seine Rolle sei noch so untergeordnet, immer höchst wichtig macht, daß er sich wie ein Adler erhebt; selbst in gewöhnlichen Begebenheiten des Lebens feierlich, abgemessen im höchsten Pathos, wie im griechischen Chor, spricht und daherschreitet; kurz, daß er alle überspielt und jeder theatralischen Figur, die er vorstellt, eine *Krone* aufsetzt.
S. 296: *** = Weidner; *** = Schmitt.

24. [Die Soldaten]
S. 302 *nach*: Lobes sagen. *hat W I*: Die Aufführung des Stükkes war vorzüglich gut. Wegen ihres ausgezeichneten Spiels verdienen besondere Erwähnung: Hr. Heigel, der mit unübertrefflicher Wahrheit und der gemütlichsten, gefälligsten Laune den edlen Hitzkopf darstellte und diesem Charakter alle die Liebenswürdigkeit zu geben wußte, die er in der Natur hat und ihm der Dichter aneignen wollte; Hr. Becker, welcher den braven, tugendhaften und ehrliebenden Unteroffizier Braun mit Anstand und Würde spielte und endlich Frau v. Busch, die als Witwe Felden um so beifallswürdiger erschien, da ihr höchst gelungenes Spiel einen entscheidenden Sieg über ihre eigentümliche Künstlernatur voraussetzte.

25. [Das Käthchen von Heilbronn]
S. 307 *nach*: Einheit muß sein. *folgt in W I*: Des stummen Bräutigams soll nicht gedacht werden. – Die pittoreske und mechanische Einrichtung des brennenden und zusammenstürzenden Schlosses Turneck, verbunden mit der Erscheinung des Cherubs verdient wegen Erfindung und Ausführung großes Lob.
S. 305 *** = Heigel; S. 307 *** = Otto.

26. [Verlegenheit und List]
S. 308 *nach*: beachten brauche? *hat W I*: Hr. Otto spielte den biedern Onkel brav. Hr. Brauer, sein Neffe, war seinem eige-

nen Kammerdiener gegenüber nicht modisch genug gekleidet. Hr. Heigel, der Kammerdiener Wind, war bis auf die Füße (ausschließend) ein flüchtiger Wind, doch nicht ohne Behutsamkeit, er hütete sich, die ganze Rose rundum zu springen; Dem. Ursprüch als Frau v. Lenzen war zu ernst und zu jung. Zwar gab ihr der Dichter selbst nur 19 Jahre, aber die Zuschauer gaben ihr erst sechzehn; darum lachten sie auch, als die Witwe von ihrem *seligen Manne* sprach. Das Kammermädchen Rose ward von Dem. Lindner unübertrefflich dargestellt, ganz Natur, ganz Regsamkeit, ganz Schelmerei, ganz Katze. Hr. Weidner spielte ebenso vortrefflich den Wucherer Krips. Er wiederholte Molières Geizigen nicht, der auch eine seiner glänzenden Rollen ist, und zeigte dadurch, daß er über den Charakter nicht die Persönlichkeit vernachlässige. Den Hausmeister gab Hr. Obermayer mit launigem Gebärdenspiele. Hr. Leissring war für einen Wiener Schneider zu solide.

Vor und zwischen den Akten beider Stücke hatte das Orchester musikalische Umrisse nach guten alten Meistern gegeben. Schon vor 25 Jahren, da ich mir den Eva- und Zankapfel der kritischen Erkenntnis noch nicht geschält hatte und als Kind seliger vor dem Vorhange saß, als jetzt stehe, hatte ich jene Harmonien gehört und sie bei schwachen musikalischen Gedächtnisse und ohne mnemonische Hülfe bis jetzt im Ohre behalten. So sichert man musikalische Tradition, wenn einst mit der Kultur auch Noten- und Kupferdruckereien verlorengehen sollten!

27. [Der alte Bürgerkapitän]

S. 311 *nach*: Volksgeistes. *hat W II, Heft* 2: Goethe hat in seinem neuesten Hefte „Über Kunst und Altertum“ das Lustspiel flüchtig empfohlen, mit der Zusage, es in dem nächsterscheinenden Hefte ausführlicher zu besprechen. Das ist eine Prophezeihung seines Lobes.

28. [Thomas Aniello]

S. 313 *nach*: verwelkt. *hat W II, Heft* 2: Man erlaube mir, daß ich zu den oben angeführten Stellen noch eine andere füge. Aniello kehrt in sein Haus zurück und findet sein Weib und

Kind tot. Sie haben aus dem Brunnen getrunken, den einer vom Adel Neapels hatte vergiften lassen.

Aniello:
Im Schlaf verließ ich sie, sie schlafen noch.
[folgt Zitat des Monologs]

29. [Cardenio und Celinde]
S. 322 *nach*: Wein loben, *schließen O und ED (Literbl.)*: sich doch nicht ziemen. So hätten wir in Cardenio und Celinde von mehrerem sagen können, was wir zum Schlusse nur von einem bemerken wollen. Es tritt ein Völkchen Studenten auf, das zwar den Schauplatz, die Örtlichkeit Bolognas zu bezeichnen, gut herbeigeführt worden, das aber schnurrige Reden führt. Da hören wir: „Es macht mir keinen Trödel ... Der beste Jux geht erst an ... Mir passiert ein Pech ... Der Wix stand mir pompös ... Ungeheuerer Tusch ... Ich hab spezielle Malice auf das Weib ... Mich ennuyiert diese Suite." Wir mögen zwar den Mut des Gebrauchs, doch nicht den Gebrauch solcher Natürlichkeiten loben.

32. [Beschämte Eifersucht]
S. 328 *nach:* Ludwigs XIV. erschienen? *hat W II, Heft 1:* Doch hat Hr. Weidner seinen verjährten Stoßdegen benutzt, einen feinen Zug anzubringen. Als vorsichtiger Hausteufel legte er ihn ab und stellte ihn bereit, als der Lieutenant den seinigen zog, um mit dem aufgebrachten Grafen anzubinden. Hr. Becker, als Graf Werthen, hatte durch sein gutes Spiel den Dank des Publikums verdient, der sich durch Hervorrufen aussprach. Auch Hr. Obermayer ließ es in der Rolle des Reitknechts an ergötzlichem Wesen, das man von ihm erwartet, nicht fehlen.
S. 328 *** = Henkel; *** = von Busch; *** = Heigel; *** = Urspruch.

33. [Die Entführung aus dem Serail]
S. 329 *nach*: Musik gesetzt. *folgt in W I*: Madame Campi sang die Constanze. Eine solche Botschaft aus einem solchen Munde!

Bald zur Statue entgeistert
Bald entkörpert stand ich da.

Hr. Schelble als Belmonte verband mit dem schönsten Gesange, den man an ihm gewohnt ist, ein mehr als gewöhnliches Feuer in seinem Vortrage und trug viel dazu bei, die frohe Stimmung der Zuhörer zu unterhalten. – Demois. Wagner als Blonde bemühte sich, und mit erfreulichem Erfolge. Ihr Spiel nicht weniger als ihr Gesang erwarb ihr den verdientesten Beifall. Auch kann es nicht unbemerkt geblieben sein, wie deutlich ihre Aussprache sowohl im Singen als im Reden war, ein Lob, das man um so lauter geben muß, je weniger Sänger und Sängerinnen darnach zu streben gewohnt sind. – Hr. Obermayer als Osmin hat dem Gefühle der Kunstfreunde wie dem Urteile der Kenner nach des Erforderlichen genug geleistet. Wenn ihm der verdiente Beifall eigensinnig vorenthalten worden, so bestraft eine solche Ungerechtigkeit sich selbst; denn sie muß zur Folge haben, daß künftig kein Mitglied der Bühne sich dazu verstehen wird, eine Rolle, die außer seinem Fache liegt, gutwillig zu übernehmen und [um?] nur die Aufführung eines Stückes, das sonst nicht besetzt werden könnte, möglich zu machen. Der Genuß, den eine Mozartsche Oper gibt, ist so groß, daß selbst ein wirklicher kleiner Mangel dabei gar nicht gerechnet werden sollte. – Auch des Hrn. Hill als Pedrillo kann man nur beifällig Erwähnung tun.

34. [L'école des vieillards]
S. 333 *nach*: sind nicht mehr. *folgen im ED (Literbl.) und O (gestrichen)*: Und obzwar die guten Pariser Bürger auf dem Feste, das sie neulich dem Herzog von Angoulême gegeben, *en habit français* erscheinen *mußten*, so wird man es doch nicht dahin bringen, die entpuderten Köpfe mit altem Kindertand zu verwirren.
Folgende Szene mag dienen, mit der Manier Delavignes bekannt zu machen. *Danville*, der See- und Ehemann, und Bonnard, sein Freund der Hagestolz, streiten über die Vorzüge des ehelichen und unehelichen Standes und malen Scylla und Charybdis mit Farben, welchen es an Lebhaftigkeit nicht fehlt. [Nur ED bringt das angekündigte Zitat.]

35. [Johann, Herzog von Finnland]
S. 333 *anstelle*: Ein Schauspiel ... unsere Sorge nicht, *heißt es in W I*: Ein Schauspiel, das heißt: ein stumpfer dramatischer

Kegel, der breit anfängt und breit endet. An diesen Amphibien mit ihrem kalten Blute kann man sich nicht erwärmen. Aber ... – *Nach*: dieser Art. *hat W I*: Hr. Otto spielte den König gut, Frau v. Busch die Königin mit Anmut und Würde. – S. 334 *nach*: Schwerkraft folgen. *hat W I anstelle*: Herr *** ... zu erhalten: Katharina, Johanns Gemahlin: Madame Schäfer. Eine Rolle überreichen Inhalts, eine vortreffliche Schauspielerin zu beschäftigen, eine mittelmäßige zu Boden zu drücken, eine schlechte lächerlich zu machen, und die Zuhörer zur Bewunderung hinzureißen oder zum Gähnen oder zur Verzweiflung zu bringen. Da habt ihr Muster von allerlei Kritiken; wählt Euch selbst, wen kümmert's im Grunde, es ist ja Eure Sache. Aber sind wir einmal die dummen Schafe, daß wir in jedem dramatischen Pferch geduldig schwitzen, dann gebühren uns solche Schäfer. Genannte Künstlerin, vom Nationaltheater in Arheiligen uns neu zugekommen, hatte vor einigen Tagen in Zieglers „Machtspruch" ihre Antrittsrolle gespielt. Es konnte auch nur ein Machtspruch gewesen sein, der sie unserer Bühne aufgedrungen hat. Was die Theaterdirektion berechtigt, die Ansprüche des Publikums so ohne Scheu zu verhöhnen, ist schwer auszumitteln. Ökonomen und Kameralisten werden mich verstehen, wenn ich die Vermutung äußere, daß die Direktion als Pächterin der Bühne die Verpflichtung übernommen haben mag, das *eiserne Vieh* derselben stets vollständig zu erhalten. – Hr. Weidner spielte den Reichskanzler Joeran mit einer Vorzüglichkeit, die ihm in Rollen dieser Art eigen ist. – Hr. Heigel war als Graf Richers, was er immer ist. Da vernimmt man ... [weiter wie GS].
S. 333 *** = Hill. S. 334 *** = [fingiert, erst in der Fassung der GS.]

38. [Die Familie Anglade]
S. 366 *nach*: bessere Unterhaltung. *folgt in W I*: Hr. Heigel, als Hr. v. Anglade, hatte einige seiner Unarten suspendiert und mißfiel nicht sehr. – Frau v. Busch, dessen Gattin, war zu kalt. – Frau v. Paczkowska, in der Rolle der Frau v. Cerval, zeigte die gehörige Würde und Wärme. – Hr. Weidner: Duprée, war ganz gut. Nur begreift man nicht, warum er sich so alt gemacht hat; er hätte sich mit seinem Spießgesellen

Fourbin in Hinsicht der Jahre auf gleichen Fuß setzen sollen. Dieser nennt ihn einmal *Bursche*! welches auf Gleichjährigkeit hindeutet. Ferner war es wohl eine große Unschicklichkeit, daß er, der *Kammerdiener*, sich während der Anwesenheit der Polizei in dem Zimmer eines fremden Edelmannes, des Hrn. v. Anglade, (wenn auch dieser in dem nämlichen Hause wohnte) *mit dem Frisierkamm im Haare und mit der Puderschürze bekleidet* ganz vertraut herumtrieb. Ferner hatte er durch zuviele Laune den übeln Eindruck, den seine Schufterei bewirken sollte, manchmal gestört. Das Spiel des Hrn. Weidner war im ganzen zu glänzend, als daß die gerügten Fehler hätten unbemerkt bleiben können. – Hr. Urspruch als Fourbin war luftig, aber dabei *ehrlich* (wenn mir dieses zu sagen erlaubt ist).

39. [Emilia Galotti]
S. 369 *nach*: befiehlt anzuspannen. *folgt in W I*: Madame Höfler, Frau eines hiesigen Schauspielers, die aber die Kunst nicht übt, hatte die Gefälligkeit, aus Mangel einer andern die Rolle der Claudia zu übernehmen. Wenn das Stück ohne sie nicht hätte gegeben werden können, so sind wir ihr Dank schuldig. – S. 371 *nach*: Leidenschaft begehen. *hat W I*: Die Hauptszene mit der Gräfin Orsina gelang Herrn Weidner gut, nur äußerst störend war die spaßhafte Bewegung der Hand, womit er den unzeitig eintretenden Bedienten zur Türe hinauswies. Man hätte denken sollen, er wäre der Duzbruder des Lakaien, mit ihm einverstanden, und hätte ihm sagen wollen: „scher' Dich fort, Du siehst ja, was vorgeht".
S. 369 *** = Lindner; *** = Otto; *** = Heigel; *** = Heigel; S. 370 *** = Heigel; *** = Heigel; *** = Heigel; *** = Heigel. S. 371 *** = Weidner; *** = Weidner. S. 372 *** = v. Paczkowska; *** = Leissring.

40. [Das Taschenbuch]
S. 373 *nach*: belagerten Festung? *hat W I*: Herr Weidner als Gouverneur war zu loben. – S. 374 *nach*: solchen Händeln *folgt in W I*: Herr Becker spielte den Eduard von Mildau mit Wärme und Verstand. – Die schwerste Rolle, die des Baron Schwarzental, ward Herrn Schmitt zuteil. Er unterlag ihr und

unterwarf sie nicht völlig. Ein Schurke auf der Bühne darf seine Undurchdringlichkeit nicht so weit treiben, daß er auch den Zuhörer täusche. Herr Schmitt scheint darin gefehlt zu haben: in seiner ersten Unterredung mit Amalien, wo ihm diese die Hoffnung auf ihre Hand nimmt, ist sein Mienenspiel zu verschlossen, man kann nicht erraten, ob diese Erklärung ihn zu großmütigen Gefühlen stimmen oder zur Ausführung seines schlechten Vorsatzes führen werde. – – Zwischen den Akten dieses Dramas hat eine Deputation des Orchesters im Namen ihrer Committenten eine prächtige neue Symphonie gespielt. Freunde musikalischer Häuslichkeit müssen solche Abende benutzen, sich einen unvergeßlichen Genuß zu bereiten. Es gibt nichts Anmutigeres als diese Familienmusik. Da sitzt frei von allem lästigen Zwange Großvater Baß im engen Kreise seiner Söhne und Enkel und erzählt von Haydns Jugendstreichen und erster Ausflucht in die Welt. Da herrscht Vertrauen, Herzlichkeit, Ungebundenheit. Hieher komme, Du gute Seele; du wirst dich glücklich fühlen und jene Galaopern bald vergessen.

41. [Der Tagsbefehl]
S. 378 *nach*: solchem Unsinne! – *folgt in W I*: Gespielt wurde gut, ja zu gut. Denn wenn Herr Henkel als Hauptmann Bannewitz seine Rolle mit Feuer, Anstand und vortrefflicher Deklamation vortrug, und man sah dabei auf die Spitze seines Zuckerhutes, so wurde die Sache dadurch noch lächerlicher. – Einiges Kriegsgetümmel wäre erwünscht gewesen, mehrere Schwadronen Kavallerie, Artilleriezüge, Bagagewagen, Handgemenge, Feldmusik. Es wurde aber nur etwas weniges hinter den Kulissen kanoniert.

43. [Das Kind der Liebe]
S. 380 *vor*: Fräulein Amalie *hat W II, Heft 2*: Ich glaube, die Weiber können noch reden, wenn sie tot sind ... – S. 381 *nach*: Allegorie zustandebringen *hat W II*: In der Vorrede, mit welcher Kotzebue sein *Kind der Liebe* ausstattete, kommen mancherlei unterhaltene Dinge vor. Unter andern sagt er: „Am 9ten Oktober 1788 ergriff mich der Gedanke, *Menschenhaß und Reue* zu schreiben, am 4ten November 1788

hatte ich es vollendet, in der kränksten Epoche meines Lebens, da ein schleichendes Fieber mich verzehrte, da ich keine Treppe und keinen Hügel mehr steigen konnte und beinahe nichts anders als Arznei genoß. Damals waren meine Nerven so schwach, daß wenn ich auf der Straße ging und mir die letzte Szene meines Schauspiels *dachte* (denn sie existierte noch nicht), ich sogleich weinen mußte." Ferner: „*Menschenhaß und Reue*, weit entfernt, Schaden zu stiften, hat wirklich eine verirrte Frau zu ihrem Manne zurückgeführt; das ist eine *wahre* Anekdote, deren Andenken mir noch meine letzte Stunde versüßen wird, eine Belohnung, die von keinem Golde aufgewogen, von keinem Journal-Lob erhöht, von keinem Tadel verbittert wird." ... Das ist Euer Kotzebue, das ist seine Kunst! Er hat sich und diese besser geschildert, als es ein anderer vermöchte.
Hr. Weidner hat den Baron von Wildenhain sehr brav, sehr natürlich, so natürlich dargestellt, daß das Lob des Schauspielers zum Tadel des Dichters werden mußte. Denn wer Herrn Weidner sah, wie gemächlich er seine Pfeife rauchte, wie ungezwungen er sein Frühstück nahm und mit seiner Tochter sprach, der mußte um so verwunderter fragen: warum abends auf der Bühne wiederholen, was jeder Zuschauer am Morgen in seinem Hause spielen sah? – Hr. Becker als Fritz entwikkelte in der Szene, wo er sich seinem Vater zu erkennen gibt, ein herrliches Spiel.

44. [Lilla]
S. 383 *nach*: ihrem Spiele. *folgt in W I*: Demoiselle Wagner, als Berta, zeigte fertiges Gebärdenspiel und war schlau und rührig, wie sich's gebührt. – Herr Hill sang den Lubino brav genug, aber seine Gebärdungen im Zorne und bei eifersüchtiger Laune waren zu heftig und erinnerten an Don Juan, wenn ihn der Teufel holt. – Tita ward von Herrn Krönner gut dargestellt, und der Gesang dieses Künstlers war wie immer lobenswert. – *Nach*: Kammermädchen ausgesehen *folgt in W I*: Einen Ungenannten hatte wohl die Nachtluft heiser gemacht.

45. [Der Vorposten]
S. 384 *nach*: seinem Triebe. – *hat W I*: Das Gesamtspiel war

gut. Hr. Weidner als Rodomontow und Madame Heinemann als Frau von Gall, dessen Seitenstück, waren höchst ergötzlich und erhielten für ihre Bemühungen den verdientesten Dank. – Hr. Heigel: Baron von Silberg. Wenn er mit mehr Pathos sprach, als im gewöhnlichen Gesellschaftstone erlaubt ist, so sei das dem unglücklich Liebenden verziehen. Aber auch leidenschaftliche Menschen müssen ein reines E auszusprechen wissen, und es kann ihnen nicht verstattet werden, immer in Diphtongen breit und gedehnter Weise zu reden. Alle Silben des Hrn. Heigel *rollen* dahin, kugelig leer und glanzlos; wie Seifenblasen bei trübem Wetter. – Demois. Lindner als Lieutenant Cruse war eine sehr erfreuliche Erscheinung und ihr Spiel solcher Art, daß es den Sinn der Dichtung verschönte. Sie zeigte eine bewundernswürdige Geschmeidigkeit, Haltung und Stimme dem Manne oder Weibe anzufügen, je nachdem es erforderlich war. – Hr. Schmitt: Sekretär Feldheim. Wahrscheinlich war seine Feder geläufiger als die Hand, die sie führte (er wußte sie kaum zu bewegen) und sein Geschriebenes eindringlicher als Gesprochenes. Wie hätte sich sonst der Major von seines Sekretärs Briefen für seine Nichte so vieles versprechen können? – Die kleine Ida Weidner als Karl von Fürstenstein zeigte ein Talent, welches dieses Kind zur Freude der Zuschauer schon oft an den Tag gelegt hat. – Cäcilie ... sie sei mir die Heilige, ich will sie nicht berühren. — — – Auch auf eine alte Grille komme ich zurück.

46. [Die Großmut des Scipio]
S. 385 *nach*: darunter vor. *hat Wage I*: Hr. Schelble spielte den Scipio. Dieser Hauptmann bei der Ehrengarde unserer Oper zeigte heute, daß der größte Teil des Beifalls, der ihm immer zuteil wird, *seiner* Kunst gehöre; denn diesmal stand er ganz allein, da in seinen Gesangstücken durchaus nichts war, das ihm das Behagen der Zuhörer hätte erschmeicheln können. – Demois. A. Campagnoli als Prinzessin Phönissa erneuerte die Zufriedenheit, die gewiß jeder Bühnenfreund über die Erwerbung dieser vorzüglichen Sängerin empfunden hat.

47. [Nachtigall und Rabe]
S. 385 *nach*: der Phillis. – *hat W I*: Hr. Obermayer als Amt-

mann hat jene derbe deutsche Possenreißerart zu vermeiden gewußt und war in Spiel und seinem ganzen Äußern echt italienisch. – Hr. Krönner als Pachter und die Demoisellen Campagnoli als Schäfer und Schäferin erfreuten durch ihren guten Gesang.

49. [Das Nachtlager von Granada]
S. 394 *nach*: das Idyllische des Gedichts verloren. *folgt in W I*: , denn eine Idylle ist es zu nennen, wenn man unter diesem Worte eine poetische Darstellung des freien, durch keine städtischen Sitten und Gesetze gehinderten Hervortretens nicht bloß sanfter ländlicher Gefühle, sondern auch bäuerischer Roheit und Härte verstehen muß. – *Nach*: gebärden können. *folgt in W I*: Hr. Brauer (Gomez) hatte etwas, ich weiß nicht was, das nicht zusprach, und ich will der Gefahr, seine Kunstfertigkeit unbillig zu beurteilen, ausweichen. – *Nach*: romantisch herab. *hat W I*: Hr. Weidner spielte den Hirten Vasco mit Kunst und Kraft. Er war sinnvoll malerisch gekleidet. – S. 395 *nach*: Scheffel stellen. *folgt in W I*: Als der Prinzregent die Mörder die Treppe hinunterstürzte, lachte die Zuschauerschaft. Dieses ereignet sich unfehlbar, sooft auf unserer Bühne etwas Schreckliches geschieht. Es mag daher kommen, weil man, wörtlich und bildlich, zu weit hinter die Kulissen sehen kann, wodurch die Scheidewand zwischen Schein und Wirklichkeit aufgehoben werden muß. – Die Dekoration des ersten Aktes war sehr gut angeordnet bis auf den Himmel, der ganz unleidlich ist. Eine faustdicke Naht zieht durch die Mitte und zerstört alle Täuschung und Perspektive: man glaubt, die Weltachse zu sehen, welche die Astronomen nur zu unschuldigen didaktischen Zwecken erdichtet haben.
S. 394 *** = Lindner; *** = Becker; *** = Heigel; *** = Heigel.

50. [Graf von Essex]
S. 396 *nach*: bereit sind? *folgt in W I*: Frau v. Busch war als Gräfin Nottingham sehr unbefriedigend und ließ diese schöne Rolle so reichen Stoffes zur Entwicklung schauspielerischer Fähigkeit unbenutzt vorübergehen. – *Nach*: sich erkühnt. *folgt in W I*: Die Herren Becker, Weidner und Otto haben in ihren Rollen alles geleistet, was ihnen oblag.
S. 395 *** = Paczkowska. S. 396 *** = Löwe.

51. [Der Fündling]
S. 397 *nach*: verbacken. *folgt in W I*: Die Aufführung war sehr gut, ja ganz vorzüglich. Hr. Otto, der Maler, und Hr. Weidner, Kammerdiener, spielten mit sichtbarem Bemühen; jener hatte viel Feuer, dieser einen wahrhaft künstlerischen Vortrag. Doch etwas zu heimtückisch war sein Gebärden. Man hätte glauben können, er sei ein Bösewicht, was er eigentlich nicht war. – Das liebe Kind Ida Weidner trug das Lied „vom armen Knaben" mit sehr beweglichem Ausdrucke vor. – Frau v. Busch, die Kaffeemahlerin, hatte sich wohl vorsätzlich etwas unmalerisch drapieren lassen, um ihre prosaische Widerspenstigkeit gegen die Befehle luftiger Musen anzudeuten. – In die Bettelliste zur Aushülfe meiner bankerotten Kritik über das Spiel des Hrn. Hill hat sich ein Ungenannter heute mit folgender Summe eingezeichnet, worüber ich hiermit dankbar bescheinige: „Hr. Hill, als Graf, hatte, da er vor dem Gemälde kunstprüfend stand, eine so verdrehte Stellung eingenommen, daß sein Körper ganz genau einen Paragraphen bildete." – Es gibt doch immer noch wohltätige Menschen, und wer einmal so glücklich ist, unglücklich zu werden, dem wird geholfen. Früher freilich nicht.

54. [Le corrupteur etc.]
S. 406 *vor*: Es wird mir *haben O und ED*: Ich weiß wahrhaftig noch nicht, wie ich in diese Kritik hineinkommen werde; denn den Hausherrn zu bitten, daß er die Tür aufriegle, damit man zu ihm gelangen und ihm Unannehmlichkeiten sagen könne – das wäre doch etwas gar zu naiv! Aber mit Höflichkeit richtet man viel aus; sie ist zu versuchen.

55. [Maria Stuart]
S. 414 *nach*: Triebe verfuhr. *hat W I*: Hr. Weidner machte den Burleigh nicht gut. Menschen von beträchtlicher Bosheit haben mir schon einige Male vorwerfen lassen, daß ich mich nicht scheute, die Gerechtigkeit einem Einfalle aufzuopfern. Um wenigstens diesmal den ungerechten Vorwurf abzuhalten, will ich gestehen, daß ein anderer gesagt hat, was folgt: *Dieser* Burleigh sei nicht der Gefahr ausgesetzt, von einem Landjunker, der – wie im Intermezzo – zum ersten Mal das Schau-

spielhaus besucht, wegen des bewirkten Todes der Marie durchgeprügelt zu werden. Was ich gehört, wiederhole ich nur.
S. 411 *** = v. Paczkowska; S. 412 *** = v. Paczkowska; *** = v. P. — S. 413 *** = v. P.; *** = v. P.; *** = v. P. S. 414 *** = Heigel; *** = Becker; *** = Becker.

57. [Tankred]
S. 422 *nach*: Schlachtfelde fliegen. *folgt in W I*: Madame Campi, Hofopernsängerin von Wien, trat als Amenaïde auf. Ihr Ruhm verstand sich bei allen zu rechtfertigen. Diese volltönende und doch so durchsichtige und klare Stimme; es ist, als sänge sie, erhoben über die erdumdunstete Bretter, in reinerer Luft. In ihrem Vortrage welcher Aufschwung, welche Kühnheit, welche Einbildungskraft! Selbst unser so feuriges Orchester wußte sie zu übermeistern und im streitenden Gewühle aller der ruhm- und kampfbegierigen Instrumente das Feld zu behaupten. Aber doch — darf einer, welcher der Tonkunst nicht mächtig ist, sondern ihr nur duldend sich hingibt, es auszusprechen wagen? — aber doch wird der Gesang der Mad. Campi, mehr geistvoll als gemütlich, wie er ist, geeigneter sein, Bewunderung als Liebe zu erwerben. Der Künstler lernt es gern und bald, letzterer zu entsagen, da erstere dauernder und lauter ist. — Tankred: Mad. Urspruch. Der besonnene kunstgeregelte Gebrauch aller der Mittel, welche in dem Vermögen dieser Sängerin sind, eine ihrem Fache fremde Rolle darzustellen, hatte sich einer allgemeinen dankbaren Anerkennung zu erfreuen. Daß einige Unzufriedene ihr Mißbehagen auf eine rohe und schonungslose Weise zu erkennen gaben, hätte Mad. U. gelassener aufnehmen sollen, da der Tadel mehr gegen die Direktion beabsichtigt war, der man es nicht verzeihen wollte, daß sie eine Künstlerin, welche schon so lange die verdiente Achtung des Publikums genießt, der Gefahr aussetzte, diese Achtung zu verscherzen. Mögen die *pfiffigen* Richter aus den Parterre-Bänken darauf bedacht sein, für zukünftige ähnliche Fälle ein neues Zeichen des Mißfallens zu ersinnen, das nur allein den Schuldigen treffe. Vielleicht war der Vorwurf überhaupt ganz anders gemeint; eine flatterhafte Jugend mochte sich wohl nur für die Beschämung

rächen wollen, die das Bild einer hundertjährigen Liebe, durch Tankred und Amenaïde dargestellt, ihnen verursachen mußte. – Hr. Schelble legte in seinen schönen Gesang auch alle die Gemütlichkeit, welches dieses Mal erforderlich war.

58. [Der Samtrock]
S. 422 *** *in W I* = Urspruch; *** = Urspruch; *** = Ottos; S. 423 *** = v. Busch.

59. [Sappho]
S. 427 *nach*: versammelten Volke zu. *folgt in W I*: Und wie mögen wir diese Rede ergänzen? „Mögt Ihr's immer wissen! Denkt dabei, was Ihr wollt, was kümmert's mich!". – S. 432 *nach*: ein Dichter. *hat W I*: Wie die Sappho auf unserer Bühne von andern als Frau Schröder anders gespielt worden, wurde schon anfänglich gesagt. Das Spiel der übrigen, des Hern. Becker als Phaon und der Demois. Lindner als Melitta war mit Dank und Beifall aufzunehmen.

61. [Der Taubstumme]
S. 446 *nach*: Vereinigung. *folgt in W I*: Demois. Urspruch, eine Kunstjüngerin aus der Schule der Frankfurter Bühne, spielte den Taubstummen und erfreute durch ihre ungemeine Fähigkeit. Ihr Mienenspiel war seelenvoll, nicht bloß von außen anstudiert. Sie war selbst ergriffen und darum ergreifend. Die Beweglichkeit offenbarte sich nicht bloß in den Gliedern, sondern durchzuckte den ganzen Körper. Sie erschien in beständiger Tätigkeit, entweder selbst handelnd oder lauschend auf anderer Tun. Dem. Urspruch hat Erwartungen nicht bloß erfüllt, sondern auch rege gemacht. – Hr. Haas: Darlemont, Hr. Becker: St. Alme, Hr. Heigel: Advocat Franval mögen zusehen, wie sie sich den Beifall freundschaftlich teilen, den sie sich durch ihr Spiel erworben haben. – Hr. Obermayer verdient eine besondere Erwähnung; er spielte den treuherzigen geschwätzigen alten Dominic sehr brav und ließ sich den Vorteil nicht entgehen, den das Anziehende solcher Rollen dem gewährt, der es geltend zu machen weiß.
S. 445 f. *** = Schwarz.

62. [Die Waise und der Mörder]

[Die Satzvorlage der vorlieg. Ausgb., GS, kompiliert zwei verschiedene Rezensionen in W I, hier mit W I[1] und W I[2] gekennzeichnet.]

S. 446 *nach*: Teilnahme doch gefesselt. *folgt in W I*[1]: Demois. Schwarz, welche die stumme Waise spielte, enthüllte einen großen Reichtum mimischer Hülfen und zeigte sich sinnreich in deren Gebrauche. Es war nur in einigen Momenten, daß sie müßig blieb. Die letzte Szene, in welcher Victorin, den Mörder seines Vaters erkennend, ihm wie die Göttin der Rache auf der Ferse nachfolgt, war von hinreißender unbeschreiblicher Wirkung. — Hr. Weidner als Reimbeau wußte die Gewissensunruhe und die scheue Art eines dem Racheschwerte sich nahesehenden Mörders kenntlich darzustellen. Ein mit Sinn gewählter Anzug drückte sein Inneres auch äußerlich aus. — Hr. Otto spielte den Invaliden-Offizier Martial recht brav und mit der gehörigen Laune und Gutmütigkeit. — S. 447 *nach*: Kunstwerk hinstellen. *folgt in W I*[2]*:* Mit gleicher Liebe als angehört wird dieses Melodrama auch dargestellt. In der Aufführung zeigt sich ein Zusammenhalten der Einzelnen, das auf unserer Bühne gewöhnlich vermißt wird. — Demois. Lindner als Victorin entwickelte das einsichtsvollste und besonnenste Spiel mit der größten Kunstgewandtheit. Dieses ist eine der Rollen, die sich der darstellende Künstler erst selbst schaffen muß; denn die Aufgabe des Dichters und die Anweisung, welche die Verhältnisse der Geschichte selbst geben, können nur ins Große gezeichnet und müssen unbestimmt sein. Demois. Lindner leistete viel. Sie hatte keine Bravourszene, weil sie in jeder war, was sie sein sollte. Wenn sie mir gefälliger erschien, wo sanfte Gemütlichkeit, als da, wo zerrissene und schmerzliche Gefühle zu verkündigen waren, so kam das nur wohl daher, weil jene Lagen einschmeichlender sind. Sie überschritt nicht ein einziges Mal die Grenzlinie der Mäßigung in den Malereien der Stellungen und Gebärden, und diese Enthaltsamkeit verrät einen gewissen bescheidenen Sinn, der sehr zu loben ist. Es ist wohl etwas die Schuld des Dichters, wenn das Verhältnis Victorins zu der Tochter seines Pflegevaters aus dem Spiele dieser beiden nicht klar genug hervorgeht. Ist es Geschwisterliebe oder mehr, was sie anein-

ander kettet? Auffallend war es, daß in einer Szene sie, die fast noch Kinder, stets vertraut und liebkosend sich zu begegnen gewohnt sind, auf einmal mit einer steifen und fremdtuenden Verbeugung von einander Abschied nehmen. – Nicht weniger anziehend und befriedigend war das Spiel der Dem. Urspruch als Friederike. Unübertrefflich wahr und rührend erschien sie in der Szene, da sie, zur Rettung des ins Wasser gefallenen Victorin, nach Hülfe rief. Es wäre gut, wenn mehrere unserer Schauspieler bei diesem jungen Frauenzimmer in die Schule gingen, um unter andern zu lernen, wie man mit Natur und Anstand die Stimme bis zum *Schreien* erhebe. Die Sache ist nicht leicht. Demois. Urspruch hat bis jetzt noch in keiner ihrer Rollen einen andern Wunsch zurückgelassen als den, sie bald wieder spielen zu sehen. – Herr Weidner als Reimbeau erschien zu leer in seiner Darstellung. Er hat nicht allen Stoff, den ihm die Rolle gab, zu behandeln verstanden oder sich bemühen wollen. Die Art, wie er beim anfänglichen Zusammentreffen mit Victorin sich dessen Anblicke zu entziehen und wegzukommen sucht, mag doch wohl nicht die rechte sein, da diese Szene noch jedesmal einiges Lachen erregte. – Hr. Hill: Maurice; im ganzen gut. Aber er hatte etwas Feierliches in seiner Sprache, das nicht hierher paßte. – Hr. Otto, als Martial, zeigte die gehörige Regsamkeit und ließ das Feuer, das ihm zu Gebote steht, nicht ungeschürt. – Hr. Leissring, Maurice's Gärtner, spielte eindringlich, lebhaft und mit warm ansprechender Gemütlichkeit. Besonders die Szene, wo er mit sich schmollt, daß er dem Plane, seines geliebten Victorins Mörder zu entdecken, durch sein täppisches Benehmen in die Quere gekommen, gelang ihm überaus gut. – Hr. Haas hatte den alten Diener Valentin mit sichtbarem Bemühen und sehr gutem Erfolge dargestellt. – S. 447 *nach*: verbunden werden. *hat W I*[1]: Doch scheint dieses Bedürfnis dem gebildeten und vornehmen Teile des Frankfurter Publikums fremd zu sein; denn man achtete gar nicht auf die Musik der Zwischenakte. Das lärmende Geschwätz und das laute Zuschlagen der Logentüren ließ sich wie immer nach dem Sinken des Vorhangs vernehmen. Ich rede nicht von den Zuhörern der Galerie, diese blieben still und ruhig auf ihren Plätzen sitzen.

65. [Abällino etc.]
S. 481 *nach*: *erhöht wurde. hat W I*: Ein Teil der Zuschauer bezeigte seine Dankbarkeit für die Huldigung, die man *ihrem* Geschmacke am heutigen Tage gebracht hatte, durch lautes Hervorrufen des Abällino. Hr. Becker erschien endlich, dankte und versprach, daß er den erhaltenen Beifall stets zu verdienen suchen werde. *Diesen?* ... hoffentlich wird er nicht Wort halten.
S. 480 *** = Becker; *** = Becker; *** = v. Busch; S. 481 *** = Otto.

66. [Die Braut]
S. 481 *nach*: vorteilhaft aus. *folgt in W I*: Graf Holm, der Vater (Hr. Otto) spielte gut, und Graf Holm, der Sohn (Hr. Becker), sehr gut. So viele Lebhaftigkeit und jugendliche Art sollte dieser Künstler in ähnlichen Rollen immer zeigen.

69. [Die Andacht zum Kreuze, ca. 1826]
S. 582 *nach*: Urteil zu rechtfertigen. *folgt im O*: *Curcio*, ein Edelmann, warf Verdacht auf die Treue seiner Gattin, weil er sie nach einer Trennung von acht Monaten und etwas darüber guter Hoffnung wiedergefunden, und er zu ungeduldig war, mit einer Rechnung in Brüchen fertig zu werden. Zwar *zweifelte* er nur —

Aber wen sein Blut geadelt, der bedarf nicht
Überzeugung,
Denn ihm gnügt schon der Gedanke.

So, vom Ehrgrimmen gepeinigt, lockte der adlige Herr seine Gemahlin, indem er ihr eine ländliche Lustbarkeit vorschmeichelte, in einen Wald, und dort verkündigte er ihr seinen Argwohn und seine Rache. Er bleibt taub bei den Beteuerungen ihrer Unschuld, und es bewegte ihn nicht, als die Flehende ein Kreuz umschlang. Am Fuße des Kreuzes durchbohrte er sie mit vielen Stichen und eilte fort. Als er nach Hause kam, fand er dort seine Frau, gesund, unverletzt und schöner als je. Das Kreuz hatte sie gerettet, Curcio hatte nur ein Gaukelbild, die Luft, verwundet. In den Armen der gebenedeiten Frau lag

ein neugeborenes Mädchen, mit dem sie im Walde niedergekommen. Auf der Brust des Kindes war ein Kreuz geprägt. Die Mutter hatte noch ein Zwillingskind geboren, dieses aber in dem Schmerze und der Betäubung der Wehen vergessen, und es fand sich niemals wieder. Als das kreuzgesegnete Mädchen, *Julia* genannt, in die Jahre der Jungfrau kam, gewann sie Liebe zu dem Jüngling *Eusebio*, der reich, aber nicht von edler Geburt war. Ihr Bruder *Lisardo* erfuhr das Einverständnis, teilte die Entdeckung seinem Vater mit, und weil er sie für beleidigt und sein Haus für beschimpft achtete, forderte er Eusebio, der früher sein Freund gewesen, zum Zweikampfe. Beide treffen sich im Walde. Mit diesem Zweikampfe beginnt das Schauspiel.

69a. Calderon
[Entwürfe zu einer geplanten zusammenhängenden Arbeit über Calderon]
(Allgemeines)
Malsburg. Sprache säuerlich-süß, schwabbelt wie Gelee. — *Ehre*. Das kleine weiche Menschenherz, aufgebläht und gesteift zu einem corpus iuris d. Ehre. — Die sündige *Alleinliebe* — D. Lehnrecht der Treue. — Talmudische Spitzfindigkeit. — Spanien. Freiheit verloren. Freiheit sich unendlich einzuschränken auch eine. Nicht ausbreiten, zuspitzen. — Es ist dieselbe Sehnsucht, d. den Dom d. Peterskirche wölbt u. die 100 Fratzen auf einen Kirschkern schnitzt: es ist d. gleiche Sehnsucht, nur nicht die gleiche Kraft. — Calderon Juwelenladen. Sonne schimmert in d. Steinen — Orientalische Natur: Pracht, nicht Schönheit d. Natur. Nur wo Winter ist schöne Natur. Pracht d. Natur, wie sie nur Dichter u. Könige haben. Sonne ohne Schatten — *Ehre*, Etikette d. Herzens, die alles abweist, jedes Gefühl, jeden Gedanken, der nicht hoffähig ist. — Orient, Natur, Ersatz für Despotismus — häusliche Natur — Dienen d. König, nicht als Staatsoberhaupt, als Mensch — Ehre, Seiltänzerin — Calderons Liebe Ehrensache. Seine Ehre, Leidenschaft d. Herzens. — Wer Gott liebt, liebt ihn in d. Menschen. — Shakespeare u. Calderon. Beweinen muß man ihn, daß er ein Opfer der Allmacht d. Natur geworden, die, wie sie in Shakespeare d. unendlich Große vollbrachte, so in

Calderon d. unendlich Kleine versuchte. – Ehre, Treue, Liebe etc. im Kampf! Tugenden, d. nicht gleichzeitig bestehen können – Calderon, ein Sklave, treuer Diener seiner Zeit – Ehre im Kampfe gegen Ehre, löbliche Neigungen gegen vermeinte Pflichten. Herz gegen Kopf, das versteckt u. verwirrt Gedanken u. Empfindungen in verdrüßliche Knoten, u. daher d. langen entatmenden Reden, welche d. unglücklichen Schlachtopfer des bürgerl. u. religiösen Glaubens brauchen, den Faden ihrer Gedanken u. Empfindungen aufzulösen, was ihnen aber nie gelingt... Wie ein kleines Versehen in einer Rechnung den Irrtum immer größer macht: so d. Wahn u. Irrglaube bei Calderons leidenden Person[en] ihre Verhältnisse immer schwieriger. – Calderon, oft dichtend für kirchl. Feste, *schmiegte* sich nicht etwa dem Volksgeschmack an, er selbst stand in dessen Dienstbarkeit. – Calderon, ein Sklave d. Pöbelglaubens, u. ein blindes Werkzeug der Priesterherrschsucht – *Über Calderon u. seine Schauspiele.* – Wir mögen Calderons üppige Naturkraft bewundern; doch was den Menschen über die bewußtlose Natur, was den Dichter über die beschränkte Menge erhebt – die Freiheit, die mangelte ihm, und wir mögen einen großen Geist beweinen, daß ihn das Schicksal zur Sklaverei verdammte (den von seiner Geburt an ein strenges Schicksal zur Sklaverei verdammte) – Orientalische Natur, d. nicht schläft. – Furcht, nicht Liebe in Calderon: Tyrannei d. Ehre, Vasallendienstbarkeit, Aberglaube, Liebeszwangpflichten – die Welt ist ihm ein schimmernd Brett mit Farben, er malt nur Schatten darauf. Alle seine Gemälde in Regenbogenfarben – Verwandelt Tau, Blumen in Gold, Perlen etc. Womit nicht immer d. Einbildungskraft gedient ist – Calderons Liebende in d. Banden d. Etikette verstrickt – Große Bilder für kleine Sachen gebraucht (z. B. die Schärpe u. die Blume 2ter Akt. Wie Curcio [wohl: Eusebio] Lisardo erklärt, warum er sich in ihre Schwester verliebt.

[Folgt skizzierte Inhaltsangabe der Andacht zum Kreuze. Am Schluß:]

Curcios kleines Verbrechen, d. der Ehrsucht, wird allein bestraft – Calderon: Ob man dem Volke, ob d. Fürsten schmeichle – es ist eines so sündlich wie d. andere – Die blutschänderische Liebe zwischen Bruder u. Schwester kömmt gar nicht

zur Sprache – Der muß sehr krank sein, der auf diese Marktschreierei d. Glaubens seine Hoffnung setzt.
[Folgen skizzierte Inhaltsangaben von: „Über allen Zauber Liebe“ und: „Die Schärpe und die Blume“.]

Neue französische Lustspiele [O]

Es fehlt zwar in Deutschland nicht an Stoff zum Lachen, aber an Lustspielen hat man dort großen Mangel. Es ist unnationalökonomisch, wenn die rohen Stoffe nicht im Lande verarbeitet werden. Warum darf (soll) man nicht lachen? Warum sind die Füchse ohne Schwanz nicht so klug wie ihr Bruder Fuchs in der Fabel, der des Raben Käse erwischte, indem er ihn zum Singen bewog? Muß man zum Lachen nicht auch den Mund öffnen? Jedes Lustspiel muß örtlich sein, aber die Prüderie d. deutschen Ortspolizei gibt dieses nicht zu. Macht jemand in Frankfurt einen dummen Streich, z. B. er erhängt sich, würden es viele Frankfurter selbst nicht erfahren, gäbe es dort keine telegraphischen Menschen, d. das Ereignis schnell in den Nürnb. Korresp. einschickten. – Kritik franz. Lustspiele – In Residenzen darf man sich wenigstens über d. Bürgerschaft lustig machen, aber wo diese selbst regiert, versteht sie keinen Spaß. Da schreibe einer Lustspiele in den stumpfen (über die unzähl.) deutschen Krähwinkeln – Man scheut sich, sein Weißzeug in d. Wäsche zu geben, daß man nicht erfahre, daß sie schmutzig ist... wird aber d. Sittenreinheit dadurch erhalten, daß man ihre Schmutzflecken bedeckt? Über wichtige Dinge am meisten lachen – Wo keine Juden u. Beisassen keine Komödie – Nichts tragischer als ein gutes Lustspiel – Gott, d. alles übersieht, findet nichts lächerl. in d. Welt –

[Entwurf über dramatische Literatur. O.]

Der Mensch, im Geräusche und in der Lust seines Lebens, trennt sich in seinen Gedanken und Gefühlen von der übrigen Natur, deren Glied er ist. Er ist um so froher und glücklicher, je stärker er jene Unabhängigkeit sich vorzutäuschen weiß. Die *dramatische Poesie* stellt den verlorenen Zusammenhang zwischen einzelnen Wesen und dem All wieder her und zeigt

in Geschichten, die sie darstellt, wie der Mensch allgemeinen Natur- oder sittlichen Gesetzen unterworfen sei. Als *Schicksal* offenbart sich im Drama diejenige allgemeine Weltseele, die den Mensch beherrscht.

Auf der andern Seite hat der Mensch stets eine lebhafte Ansicht und Empfindung von seiner Verschwisterung mit der ganzen Natur, von einer *Gleichheit* mit den übrigen Menschen. Da aber jedes Wesen sein Eigentümliches hat, so zeigt die komische dramatische Poesie dieses auf – Daher in ihm Verschiedenheit der Charaktere, Zufall (feindl. Scheidung nebeneinander bestehender Dinge). Das Drama erschüttert, das Lustspiel erfreut. [1818/19?]

Belisar [Entwurf einer dramaturgischen Kritik. Ö.]

Romantisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Eduard *Schenk* – *Personen. Justinian*, römischer Kaiser im Orient. – *Belisar*, sein Feldherr. – *Leo, Nicanor, Ruffinus*, Oberste der Leibwache d. Kaisers. – *Eutropius*, Oberstkämmerer. – *Octar*, Heerführer der Alanen. – *Alamir*, ein junger Vandale, Belisars Gefangener. – *Antonina*, Belisars Gattin. – *Irene*, seine Tochter. – *Schauplatz* Byzanz u. Umgegend – *Handlung* Mitte d. 6. Jahrhunderts.

Empfindungen *beschrieben*, nicht malen. – Molltonart – Kostüm d. Charaktere vernachlässigt. Erscheint Justinian in kurzen weißen Beinkleidern, Stern auf der Brust, Justinian [Belisar?] im 3eckigen Hut und Epaulettes, würde nicht jeder lachen? – Charaktere verzeichnet; einer spricht *wie* d. andere, wenn auch nicht *was* – man verbinde sich die Augen u. höre mehrere Menschen in einer fremden Sprache sprechen; versteht man auch den Inhalt d. Rede nicht, so wird man doch unterscheiden, ob ein Mädchen, ein Jüngling, ein Greis, ob einer im Zorn oder in Liebe rede; aber in Belisar *erzählt* jeder nur seine Gesinnungen, Gefühle, seine Hoffnungen etc. Keiner *zeigt* sie. – *Handlung.* – Belisar wird aus d. Vandalenkrieg zurückerwartet, ein Triumph ist ihm bereitet. Seine Tochter harrt freudig des Vaters, Antonina düster d. Gatten. – Rufius und Eutropius haben sich mit Antonina zum Untergange Belisar verschworen; schon einverstanden und verab-

redet treten sie auf d. Bühne. Die Verschwornen trauen d. Treue d. Gattin, ohne noch zu wissen, noch zu mutmaßen, was sie gegen Belisars aufgebracht. Das fragen sie erst jetzt. Sie erzählt ihnen, vor 19 Jahren (so alt ist Alamir) sei sie mit ihrem ersten Kinde, ein Knabe, niedergekommen. Aber gleich darauf sei ihr d. Nachricht seines Todes geworden, u. Belisar, habe man ihr erzählt, hätte es, ihren Schmerz zu schonen, heimlich begraben lassen. (Sie spricht von d. Knaben blonden Locken, das doch bei einem neugebornen Kinde etwas ganz Ungewöhnliches.) Kürzlich während d. letzten Kriegszugs ihres Gatten sei einer ihrer alten Sklaven gestorben, der ihr gestanden, Belisar habe ihm aufgetragen, den Knaben zu ermorden, weil ihm geträumt, dieser Knabe werde einst sein Vaterland bekämpfen u. seinem Hause Schande bringen. Er, d. Sklave, aber habe das Kind am Strande des Meeres ausgesetzt. *Darüber* faßt Antonina einen solchen glühenden Haß gegen ihren Gatten, daß sie sich mit Hofschurken zu seinem Untergange verbindet. Ist das möglich? Wird eine Mutter nach 18 Jahren, nachdem sie sich eines andern Kinds erfreut, den Tod des ersten, d. gleich nach d. Geburt gestorben, so wenig verschmerzen, daß sie, nachdem sie nach 18 Jahren erfährt, ihr Gatte habe d. Kind nicht aus Bosheit, sondern aus Aberglauben, sondern aus ausschweifender Liebe zum Vaterlande getötet, zumal da es nicht gemordet, sondern nur ausgesetzt worden u. ihr, (wenn auch ein schwacher) Schimmer d. Wiederfindens bleibt, — daß sie mit verworfenen Menschen sich verbindet, den ruhmbekränzten Feldherr, d. Abgott d. Volk[s], den immer geliebten Gatten zu verderben? Das ist eine Fabel, das ist keine d. Geschichten d. menschlichen Herzens. — Wie stürzen sie ihn? Justinian wurde schon früher Mißtrauen eingeflößt. Jetzt klagen ihn Rufius u. Eutrop förmlich d. Hochverrats an. Sie machen seine Hand nach u. schreiben Briefe Belisars an seine Gattin, worin er seine verräterische Pläne offen ausspricht. Belisar wird vor d. Gericht d. Senats geführt, u. als er d. Briefe als falsch erklärt, tritt seine Gattin gegen ihn auf u. sagt ihm ins Gesicht, sie habe d. Briefe wirklich von ihm empfangen u. aus Rache, weil er den Sohn ermordet, zeuge sie gegen ihn. Belisar, des Kindsmordes schuldbewußt, gesteht d. Mord, doch leugnet d. Verschwörung u. entschul-

digt sich, daß er aus Vaterlandsliebe sein eignes Kind töten ließ. D. Senat verurteilt Belisar zum Tode. Justinian mildert d. Strafe dahin, daß er seiner Würden entsetzt u. verbannt werden solle. Er gibt ihn in d. Gewahrsam seiner Feinde Eutrop u. Rufius u. sagt ihnen, sie sollen dafür sorgen, daß Belisar sein Antlitz nicht mehr sähe. Diese finden in dieser Klausel eine Befugnis, den Belisar d. Augen ausstechen zu lassen, u. geblendet schicken sie ihn in d. Verbannung. — — Lyrische Schönheiten, d. den Dichter zieren, aber nicht d. Gedicht. Irene kömmt als Jüngling verkleidet ins Gefängnis u. dient dem Vater zum Führer. Sie gehen in d. Verbannung; als Justinian d. Blendung Belisars erfährt, läßt er sich d. Mißverständnis gefallen.
Unter d. jungen Vandalen, d. Belisar als Gefangene aus d. Kriege gebracht, war auch Alamir. Er schenkt ihm d. Freiheit. Ein geheimer Zug d. Herzens kettet beide aneinander. Alamir, Belisar zu rächen, kehrt zu den Barbaren zurück, sie gegen Konstantinopel zu führen. Sie begegnen Belisar in einer Wildnis u. teilen ihm ihr Vorhaben mit. Belisar verwirft es mit Abscheu. Da entdeckt sich, daß Alamir Belisars verlorner Sohn sei. Von seinem Vater beredet, trennt er sich von d. Barbaren wieder; aber diese gehen vor.
Justinian wird von der Nachricht d. heranziehenden Barbarenheers geschreckt. Seine Legionen, d. er gegen sie schickt, werden geschlagen. Da bejammert er Belisar. Antonina, im Wahnsinn der Reue, gesteht d. Kaiser ihre Falschheit. Rufius u. Eutrop werden überwiesen u. bestraft. Antonina stirbt in Verzweiflung. Leo u. Nicamor, Belisars Freunde, werden mit einem neuen Heere gegen d. Barbaren u. mit d. Befehle ausgeschickt, Belisar aus d. Verbannung zurückzuführen. Sie finden ihn. Belisar stellt sich an d. Spitze d. römischen Heeres, u. schlägt mit d. Macht seines alten Ruhms u. dem Schrecken seines Namens die Römerfeinde. Er fällt als Sieger.
Belisar war ein Christ, u. aus *heidnischem* Aberglauben mordet er sein eignes Kind. Zwar war d. Christentum d. byzantinischen Großen nicht von d. reinsten Art; doch ist d. Aberglaube ein Stiefbruder d. Glaubens, u. Belisar hätte christlichen Aberglauben haben müssen.
Fängt man einmal an, sich mit süßem lyrischen Geklingel

auch in Schauspielen zu begnügen, u. d. Wahrheit in der Antichambre d. Verstandes, im *Ohre*, durchschmeichelt u. durchzuckert (*über*schmeichelt), wird, ehe sie in d. Kopf kömmt, dann wird das ernste Schauspiel bald zur kindischen Natur d. Opern herabsinken.

Delavigne, Allgemeines

1. Vêpres siciliennes [O]
Bei Franzosen alles so nett, für d. Konversation geschrieben. Man findet hart, es zu tadeln. – Deutsche Tragödien nicht fürs Leben, fürs Studierzimmer. – Die Gedanken, groß, klein, schön, häßlich, alle eine Farbe, Uniform, Livree – Wachtparade – Gegen so artige Leute als die Franzosen kann man nicht grob werden. – Die Leidenschaften von einem Zeremonienmeister eingeführt. Etikette – Motto v. Goethe: „Lieber über Stock u. Stein als ekler Trott" – Manchmal, wenn die Leidenschaft losbricht, sind sie erträglich natürlich, u. es ist wie an einem Hofe, wenn Feuerlärm ausbricht, alles durcheinander rennt u. d. Etikette nicht mehr beachtet wird. – Die häufigen Oh! Ah! Eh! Hélas! O dieu! O ciel! Quoi! Die zu enge Reden platzen, u. d. Empfindung bricht hervor. Personen, d. nicht wissen, was sie sagen sollen. – Häufige Ausrufungszeichen (!) Ehrenwache, um anzudeuten, wo ein vornehmer Gedanke wohnt – Seigneur u. Madame, Brücken – Im deutschen Theater Pöbel, im franz. Hofleute; dort Wildheit u. Anarchie, hier Ruhe u. Ordnung d. Despotismus. Dort Marktgeschrei, hier Vorzimmer – (Hof-)Geflüster – D. Leidenschaft nicht sichtbar noch hörbar –

Tasso
[Aus einem Notizbuch, O 1829/1831]
Ich weiß nicht, wie andere denken, aus welchem Tone sie fühlen, aber seit meiner frühesten Jugend gerade [!] [ich] in Zorn, wenn ich ihn lese, möchte ihn zerreißen – Nicht Sieg der Kälte über Wärme, der Bosheit über Güte, Sieg der Taschenspielerei über die Gesetze der Natur, Reglen der Sinne. – Nicht daß Tasso unterliegt, daß er sich besiegt bekennt – Wovor soll ihn der Minister schützen? Nur vor der

Bestrafung. Die Ungebührlichkeit ist unheilbar, ist begangen –
[An anderer Stelle mit Seitenangaben:] Die lange 1. Szene des 2ten Aufzugs, besonders Schluß – Öffentliche Umarmung. Als wüßte er die revolut. Frechheit, eine Prinzessin zu lieben, nur als Verrücktheit zu entschuldigen – Antonio reizt den Jüngling und beträgt sich gar nicht wie ein Hofmann, dem man nur wegen seiner edlen Ruhe seine unedle Kälte vergeben kann – glatter Boden wie in Palästen, ich wage nicht schnell zu gehen – Auch mit einem edlen geisteshohen Fürsten störte mich die Zeremonie, so hier bei Goethe – Goethe will den Dichter und den Weltmann retten und läßt darüber beide zugrundegehen –.

Iphigenie
[Aus dem selben Notizbuch]
Im Tone, aber nicht im Takte der Leidenschaft – Ein tiefes Meer und man sieht doch hinunter in den Grund – Wenn ich mir nur Rechenschaft geben könnte, warum es mir nicht gefällt – Zweck der Kunst Ruhe oder Bewegung, Sammlung oder Zerstreuung bewirken – Ein *Ausruhen* – Die Leidenschaft wie Operngesang, wo Liebe, Haß etc. doch im Takte singt –.

Goethe
[Aus dem selben Notizbuch]
Nur drei Jahreszeiten in seinem Dichterleben wie in seinem menschlichen. Einen schönen aber kurzen Frühling, einen Herbst reich an goldnen Früchten und einen kalten und trocknen Winter. Der Sommer fehlt! Mit seiner Glut, mit seinen Gewittern, mit seinem Morgentau und seiner Abendkühle. Armer Dichter, der kein Volk hat! Armes Volk, das keinen Dichter hat – Warum mir doch immer so unbeschreiblich zumute ist, sooft [ich] Goethen gegenüberstehe. Ich will nicht sagen, daß mir wehe ist, ich bin zu stolz dazu, es zu sein und zu sagen, aber unwohl ist mir. Ich hasse ihn nicht, aber er ist der König alles dessen, was ich hasse, und sooft er erscheint, sehe ich alle meine Abneigungen in seinem Gefolge –.

III. (Aufsätze und Erzählungen)

[Vorwort]
S. 589. *Anstelle*: Unsere Pächter... *schließt O*: Eine ganz allerliebste Erscheinung! Es wäre schade, das artige Ding zu verletzen – sie gehe ihren Weg, ich tue ihr nichts.

1. [Bemerkungen über Sprache und Stil]
S. 593/594 *zwischen*: gelobt zu werden *und*: Man glaubt gewöhnlich *hat O in der ersten Fassung (gestrichen)*: Ich habe ein Monatsheft einer deutschen belletristischen Zeitschrift vor mir liegen, ich habe es durchgelesen und kann als ehrlicher Mann versichern, daß kein einziger Aufsatz gut geschrieben ist und daß sich fast auf jeder Seite Stilfehler nachweisen lassen. Wenn ich in jenem Journale folgende Stelle aushebe und in Beziehung auf den Stil beurteile, so geschieht es wahrlich nicht in der kleinlichen Absicht, zu tadeln und Spott zu üben, sondern nur um zu zeigen, wie die zu rügenden Fehler solcher Art sind, daß der Verfasser sie gewiß vermieden haben würde, hätte er mit derjenigen Achtsamkeit geschrieben, die zu befolgen Pflicht ist, sobald man öffentlich vor dreißig Millionen Menschen redet. Es lautet die Stelle wie folgt: „Es ist rührend und erhebend, daß jetzt vor dem Erzieher die großen Geister und Lehrer der nächsten Nachwelt als Säuglinge seines Milchglases kriechen, daß er künftige Sonnen an seinem Gängelbande führt. Der Erzieher hat einen hohen Beruf. Kann er wissen, ob er nicht einen künftigen Höllengott der Menschheit oder ob er einen Schutz- und Lichtengel vor sich habe und denselben entwickeln oder verwickeln? Die Gegenwart ist wundervoll. Weiß der Erzieher, ob sein Kleiner, der vielleicht neben ihm Blumen zerreißt, nicht einst als eine Geißel der Menschheit aus einem Corsica-Eilande aufsteigen und Erdteile zerreißen werde? In der Kindheit kann der Pädagoge noch die gelagerte Löwenkraft mit allen zarten Gewohnheiten des schönen Herzens, mit allen Banden der Liebe umgeben und umstricken." Der Verfasser, kömmt ihm diese seine Aphorisme wieder unter die Augen, wird gewiß selbst darüber lächeln, daß er gesagt: „künftige Sonnen an seinem Gängelbande führt", dieweil eine künftige Sonne

ein gegenwärtiges Sonnchen ist, gegenwärtiges Sonnchen, wenn auch kein erwachsenes Feuer, doch ein Feuerchen hat, welches Feuerchen, sei es noch so klein, das Gängelband, dieses möge von Wolle, Leinen, Seide oder Baumwolle sein, notwendig verbrennen müßte. Nicht zu gedenken, daß man eine Sonne wegen ihrer Kugelgestalt nicht an einem Bande führen kann, sie müßte denn wie eine Bombe einen eisernen Henkel haben, woran man das Band befestigt. Der Verfasser wird eingestehen, sich übereilt zu haben, als er schrieb, „es ist rührend *und* erhebend", denn was erhebt, erhebt auch über die Rührung; als er eine *Geißel* aus einem Eilande *aufsteigen* ließ, und daß er die *gelagerte* Löwen*kraft* mit Gewohnheiten *umstrickt*. Eine Geißel kann nicht steigen, und eine *Kraft* – kann freilich *umstrickt* werden, *sobald* sie sich gelagert; aber eben dieser erste Schritt ist schwer; eine Kraft lagert sich nicht. Daß er die Lehre eines Erziehers ein *Milchglas* genannt, auch das nimmt er gewiß gern zurück. Hätte der Verfasser mit mehr Aufmerksamkeit geschrieben, würde er nicht bloß die gerügten Stilfehler vermieden, sondern zugleich auch einen fehlerhaften Gedanken verbessert haben. Er hätte nämlich Buonaparte nicht eine Geißel der Menschheit genannt, weil dieses nicht wahr ist, und man nur in Versen lügen darf, nicht aber in Prosa, so rhythmisch diese auch sein mag. –

S. 597 *Anstelle* „Briefe werden postfrei erbeten" *hat O (gestrichen)*: Sie sind zwar nicht in Versen, doch so übersetzt, daß sie durch eine kleine mechanische Vorrichtung leicht auf die gehörigen Füße gestellt werden können. Ich will zur Probe eine mitteilen, und ich wähle die 3te Ode im zweiten Buch: an *Dellius*.

„Wahre Gleichmut im Mißgeschicke und in guten Tagen, trinke mäßig aus der Freude üppigem Becher. Du mußt sterben, Dellius – ob Du in Trübsinn Deine Jahre all' durchdämmerst, ob auf stiller Wiese gelagert, festliche Tage, alten Falerner schlürfst! Dort, wo hohe Tann' und Silberpappel zu trautem Schatten ihre Zweige paaren und sich flink die muntre Welle durch die launischen Ufer schmiegt, dort bring Wein hin und Duftwasser und vorüberträumende Rose, ach! so liebe Blumen. – so lang' es die Zeit gestattet, das Alter und der Schwestern graues Gespinst. Dein Gehölze all' mußt Du ver-

lassen und Dein Haus und Deine Villa, vom gelben Tiber benetzt, und der Schätze Haufen bemächtigt sich Dein Erbe. O[b] Du reich vom alten Inachus entsprossen, ob Du arm im niedern Volk geboren – gleichviel, Du verwitterst, hingeopfert dem erbarmungslosen Orkus! Einer bezwingt uns alle. Aus der geschüttelten Urne kömmt – früher, später – jedem sein Los, und weg führt uns der Nachen ins ewige Exil."

5. [Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik]
S. 623 *anstelle*: Den Vorwurf ... sage. *hat O*: Hat auch meine Kränklichkeit die Wolke nicht geschaffen, sondern sie nur entdeckt: so will ich den Vorwurf dieser Kränklichkeit doch gern ertragen, hört man nur auf das, was ich sage. Eine Wolke zieht die andere an, und Wolken sind es, die uns das Licht des Himmels trüben.

12. [Altes Wissen neues Leben]
S. 719 *nach*: zu befürchten wäre. *folgt im O*: Jedes Volk, auch das geduldigste, hat seine empfindliche Seite, die man nicht ungestraft verletzen kann. Die Engländer ließen sich ihre Preßfreiheit, die Spanier ihre Unabhängigkeit, die Franzosen ihre Epigramme, die Russen ihren Branntwein und die Deutschen ließen sich ihre Wissenschaft nicht rauben. Würde es versucht, träte ein Geßler auf, würde es der deutschen Wissenschaft auch an einem Tell nicht fehlen. Friedliebende Menschen hoffen, daß sich so etwas nie ereignen werde; die revolutionären aber wünschen das Gegenteil. Sie wünschen, daß die deutsche Lehrfreiheit beschränkt, daß die Universitäten vermindert oder alle aufgehoben würden, damit die sedentäre Wissenschaft ambulant werde, damit die tausend früher gebundenen Professoren sich unter das Volk zerstreuten und, statt die Landwirtschaft zu lehren, Semmel austeilten. Sie wünschen: das akademische Leben – bis jetzt eine Art Freimaurerei, welche die unbequeme kritische Untersuchung bestehender und angesehener Dinge, den Leichtsinn und den Enthusiasmus der Jugend, vom bürgerlichen Leben geschieden – möchte enthüllt, die akademische Jugend möchte unter bürgerliche Zucht gesetzt und säuberlich gehalten werden, damit sie, nicht mehr ausgezeichnet durch Sitte, Sprache und

Kleidung, in ehrbaren Familien willkommen wäre; damit sie mit ihrem ansteckenden Feuer, ehe dieses Dienstbewerbung und Brotsorge ausgelöscht, die kalte Menge erwärme; damit sie weniger lerne, aber mehr lehre, weniger stürme, aber mehr sich einschleiche, weniger den Bestand der alten Dinge durchbreche, aber mehr untergrabe. Ob die Furcht der einen, ob die Hoffnung der andern sich rechtfertigen werde – wer kann das vorhersehen? Die Leidenschaften der Menschen sind die Winde der Geschichte; die Vorsehung ist ohnmächtig, ob sie auch das Steuer führe, solange die Menschen still sind.

15. [Die Kunst, in drei Tagen etc.]
S. 740 *anstelle*: Es gibt Menschen ..... zu vergessen, *hat O* (*gestrichen*): Ein gewöhnlicher zu werden, ein Affe abgesehener Verrichtungen des Geistes, erfordert freilich eine größere Zeit. Nur die *Kunst* des Schriftstellers ist frei, das *Handwerk* ist zünftig, und man muß durch viele Lehr- und Gesellenjahre ächzen, ehe man ein Buchmacher-Meister wird. Es gibt Menschen und Schriften, welche Anweisung geben, wie man die lateinische, die griechische, die französische Sprache in drei Tagen, die Buchhalterei sogar in drei Stunden vollkommen erlernt. Wie man aber in drei Tagen ein guter Original-Schriftsteller werden kann, das hat noch keiner gezeigt. Und doch ist es so leicht. Schwer ist nur das Wollen, denn nicht Geist, Herz gehört dazu, Mut. Man hat nichts zu lernen, sondern zu verlernen, sich nichts anzueignen, sondern zu entäußern, nichts zu erfahren, sondern zu vergessen. Wie die Welt (*usf. wie* S. 740).

Nr. 20 [Die Carbonari etc., ca. 1822]
S. 761 *nach*: Othello von Rossini. *hat O* (*gestrichen*): Musikkenner, zu denen ich freilich nicht gehöre, loben diese Oper sehr und sagen, dieser Komponist, welcher früher nur angenehm getändelt, habe in diesem Werke sich selbst übertroffen und hinlänglich gezeigt, daß ihm auch der ernste Kunststil nicht fremd sei. Was mich betrifft, gestehe ich offenherzig, daß, wie mich Rossinis Kindereien immer gelangweilt, ich seinen Othello besonders abgeschmackt gefunden und diese Musik dasselbe widrige Gefühl bei mir erregte, das ich empfand, als ich den bekannten Carl Witte, da er kaum 6 Jahre

alt war, die säkularische Ode des Horaz mit Verstand deklamieren hörte. –

S. 766 *nach*: entstürzte meinen Augen. *folgt im O*: Ihr Schelme, Ihr Meineidige, Ihr Diebe und Räuber, Du Kain, Ihr Vatermörder, Ihr Kindesmörder, Ihr Verleumder, Ihr Giftmischer – wenn Ihr einst am Tage des Gerichts im Staube liegt vor dem Herrn der Welten und Euch das Herz an die Rippen pocht, wird der Ewige die Hände segnend über Euch ausstrecken und sagen: Ihr wart krank, meine Kinder; geht hin, völlig zu gesunden, steht auf, ich vergebe Euch! Aber der Verräter wird kommen mit schielenden Augen und einfarbigen Wangen; bei seinem Erscheinen entfliehen die Engel, die den Thron Gottes umgeben. Allmächtiger, Allbarmherziger! wird er winseln! Und der Herr wird traurend und weinend sein Antlitz abwenden und sprechen: Unendlich ist mein Erbarmen, allmächtig bin ich nicht, Dir darf ich nicht vergeben. Ich bin der Liebe Vollstrecker, sie herrscht über mich wie über die Welt, solange sie regiert, wirst Du verdammt sein. Steige hinab zur ewigen Qual!

Ich zog die Hände von meinen nassen Augen weg, das Mädchen war fortgegangen und der ... [weiter wie S. 766].

S. 771 *nach*: gnädige Göttin! *folgt im O*: Der genesene Mensch vergißt sehr schnell seine erlittene Krankheit. So ging es auch mir. Ich hatte an meinem wiedererlangten Gehöre nicht lange Freude. Nur als ich in die Nähe meiner Heimat kam, bekam das Gefühl meines Glückes eine frische Lebhaftigkeit. Ich sann mir den Scherz aus, meinen Freunden und Bekannten, die sich seit mehrern Jahren an meine Harthörigkeit gewöhnt hatten, die Besserung meiner Ohren zu verschweigen, ihre kleinen Geheimnisse zu erhorchen, die sie sich, wie ich mit den Augen bemerkte, oft in meiner Gegenwart mitzuteilen pflegten, und erst nach Verlauf einiger Zeit den Betrug einzugestehen.

Es war Mitternacht, als ich in meiner Vaterstadt ankam. Um in meinem elterlichen Hause, wo ich wohnte, keine Störung zu machen, stieg ich in einem Gasthofe ab. Der Wirt und einige Zechbrüder, diese wie jener meine guten Bekannten, saßen noch beim Weine. Ich wurde mit der herzlichsten Freude empfangen. Von meiner Arrestierung in Mailand war man

schon gehörig unterrichtet. Man forderte mich auf, das Nähere zu erzählen. Ich benutzte sogleich die erste Frage, meine Schwerhörigkeit in Erinnerung zu bringen. Die guten Leute, vom Weine ohnedies lebhafter gestimmt, fingen jetzt so fürchterlich zu schreien an, daß ein vorübergehender Nachtwächter es für seine Schuldigkeit hielt, an das Fenster zu klopfen und den Feierabend in Erinnerung zu bringen. Der Wirt schickte ihm ein Gläschen Cognac hinaus, und er ging seiner Wege. Erzählen! Erzählen! stürmte alles auf mich ein. Da sagte einer der lustigen Brüder mit leiserer Stimme: „ja von den fünfundzwanzig, die er hat aufgezählt bekommen, wird er nichts erzählen" — und verbissenes Lachen auf allen Gesichtern. Ich war wütend über dieses schimpfliche lügenhafte Gerücht, aber ich wollte taub scheinen und schwieg. Ich erzählte soviel es mir meine Schläfrigkeit erlaubte. Jetzt kam das Stubenmädchen und forderte vom Wirte den Schlüssel zum Geräteschranke, sie wolle mein Bett überziehen. Der Wirt sagte ihr leise, seine Frau habe den Schlüssel, sie solle sie darum nicht aufwecken, sondern das Bett in Nr. 4 abziehen, das erst eine Nacht gebraucht worden sei, und es mir geben. Mit Mühe hielt ich an mir. Ich ging auf mein Zimmer und sagte dem Kellner, das Bett sei nicht frisch. Er schwur bei allen Heiligen, es sei soeben überzogen worden. Ich wußte es besser, brummte und legte mich in meinen Kleidern aufs Bett. In dieser Lage konnte ich kein Auge schließen, ohnegeachtet ich sechs Nächte durchgereist war. Halbtot vor Müdigkeit und blaß wie eine Leiche stand ich frühmorgens von meinem Seufzerlager auf und ging in meine alte Wohnung.

Nachdem ich mich einige Stunden ausgeruht hatte, machte ich Besuche. Auf der Straße begegneten mir mehrere gute Freunde, die nach zärtlichen Bewillkommnungen mir bemerkten, daß ich in Italien sehr mager geworden sei. Da sagte einer mit gedämpfter Stimme: „Ja, so ein Haselstock, der kann einen schon mitnehmen." Ich verbiß mir die Zunge vor Wut, durfte mir aber nichts merken lassen. Auf den Abend war ich in ein reiches Haus zum Tee eingeladen. Ich konnte nicht erwarten, dahin zu gehen, weil ich eine schöne junge Witwe, der ich zu jener Zeit viele Aufmerksamkeit bezeigt hatte und welcher ich, wie ich mir schmeichelte, auch nicht gleichgültig

war, dort sicher zu finden hoffte. Als ich in das Gesellschaftszimmer trat, fand ich alles noch still; ein Bedienter mußte die Frau vom Hause rufen. Diese empfing mich mit einer ganzen Honigscheibe voll Freundlichkeit auf den Lippen, fragte mich, warum ich nicht früher gekommen und lispelte ihrer Schwester zu: Der hätte auch noch ein paar Stunden wegbleiben können. Über diesen Fall hatte ich nur das Lachen zu verbeißen, ich ward aber ernstlich verstimmt, als ich erfuhr, meine angebetete Witwe hätte wegen Unpäßlichkeit absagen lassen. Sobald die Gesellschaft zahlreich genug war, daß ich unbemerkt bleiben konnte, schlich ich mich fort, noch diesen Abend meine schöne Freundin zu besuchen.

Zu meinem größten Verdrusse traf ich einen jungen Menschen bei ihr, der mir immer höchst unausstehlich war, und den auch meine Freundin, wie sie mich oft versichert, ganz unerträglich fand. Aber die gute Frau war zu schüchtern, sich den lästigen Besucher ein für allemale zu verbitten. Ich bemerkte bei meinem Eintreten mit inniger Freude, wie verlegen sie war, mich wegen des Zeugen nicht mit der gewohnten Herzlichkeit empfangen zu können. „Seit wann sind Sie hier?“ frug sie mich mit angenommener Kälte. „Ich komme soeben daher“, antwortete ich. „Seit wann Sie hier sind?“ frug sie lauter. „Seit gestern.“ – Nach einer Viertelstunde schleppender Unterhaltung rieb sich meine Freundin die Stirne u. klagte über Kopfschmerzen. Wir Herren verstanden den Wink und erhoben uns zum Fortgehen. „Sie kommen doch morgen wieder?“ sagte mir meine Freundin mit dem alten zauberischen Lächlen. „Wenn ich Zeit habe“, erwiderte ich zierlich und schelmisch. „Nun gute Nacht, meine Herren.“ . . . „Wenn er um die Ecke ist, kommen Sie wieder“ – flüsterte sie dem unerträglichen jungen Menschen zu. – Kochende Wut im Herzen, stürzte ich fort. Schlafen Sie wohl, schöner Herr! – rief ich am Ende der Straße meinem glücklichen Nebenbuhler zu. Ich eilte in mein Zimmer, löschte die Lichter aus und vergrub mich in mein Bett. Unter der Erde hätte ich mich und mein Gedächtnis verstecken mögen. Ich suchte den Schlaf, er floh mich. Von innen pochte mein Herz, von außen der Blechschmied mir gegenüber, der bis Mitternacht zu hämmern pflegte. Seit sieben Jahren bewohnte ich das Zimmer, nie hatte

er mich am Einschlafen gehindert. Und schlief ich einmal, konnte mich kein Donnerwetter aufwecken. Ich verwünschte meine Ohren, ich verwünschte Italien, ich verwünschte die Carbonari. „O Himmel, gib mir meine Taubheit wieder!" – Mit diesem Wunsche entschlief ich spät gegen Morgen.
Ach! und ich bekam sie wieder! ... Ich erwachte spät; das Wetter war naß und trübe. Mein Bedienter war im Zimmer gewesen, und ich hatte ihn nicht gehört. Das Mädchen hatte zu meinem Frühstücke Zucker vor meinem Bette gehackt, und ich war nicht davon aufgewacht. Bald überzeugte ich mich, daß sich meine Ohren wieder geschlossen.
Meine tauben Leser, die aus dieser Erzählung das erwähnte Heilmittel zum erstenmal erfahren, sollen sich darum von dessen Anwendung nicht abschrecken lassen. Mehrern Personen hat es geholfen. Wahrscheinlich ist es nötig, daß man das Heilmittel, was jedes alte Übel erfordert, lange fortsetze und wiederholt anwende, selbst dann noch, wenn es schon gewirkt hat. Aber aus meinen Erfahrungen möge sich der geneigte Leser zwei Lehren entnehmen. *Erstens*, wenn es in seinem Ohre knallt, soll er das für keinen Kanonenschuß halten, sondern wissen, daß dieses die Krisis seiner Krankheit sei. Dieser Irrtum hätte mir beinahe das Leben gekostet. *Zweitens*, sobald er sein Gehör wieder erlangt, soll er es in die Zeitung setzen und mit seinen Freunden keine Komödie spielen. Das Herz des Menschen ist ein Meer, es ist bei ruhigem Wetter angenehm, darauf spazierenzufahren, ein Sonnenuntergang darauf ist herrlich, selbst Stürme mit allen ihren Gefahren sind schön. Aber bis auf den Grund wolle niemand steigen. Da hausen die ungeheuern mißgestalteten Leidenschaften: Die Selbstsucht, der Neid, die Schadenfreude, die Falschheit, der giftige Spott. Man höre die Warnung des Dichters aus des Tauchers Munde:

> ... da unten aber ist's fürchterlich!
> Der Mensch versuche die Götter nicht
> Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
> Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

23. [Das Testament der Zeitschwingen. (Unsere arme Seele)]. S. 788 *anstelle*: Ist es so recht ... Politik! *hat Z*: Unsre Seelen-

lehre ist noch ein armes Wissen; um so begieriger muß sie die Bettelpfennige sammeln, die Erfahrung und Nachdenken ihr zuwerfen. Aus einer dazu bestimmten Sparbüchse, aus *Nasse's Zeitschrift für psychische Ärzte*, dem neuesten Hefte derselben, teile ich folgendes mit:

Professor *Grohmann* in Hamburg setzt eine Abhandlung fort über die *„inneren krankhaften Affektionen des Willens, welche die Unfreiheit verbrecherischer Handlungen bestimmen."* Er zeigt darin, daß es nicht bloß krankhafte Affektionen gibt, welche die sogenannten *niedern* Kräfte der Seele betreffen, und die, indem sie *mittelbar* die moralische Willenskraft beschränken oder aufheben, verbrecherische Handlungen bedingen können; sondern daß es auch *moralische unmittelbare Affektionen des freien Willens* gebe, welche die *Zurechnungsfähigkeit* der Verbrechen aufhebt. (Der Verfasser mag sehen, wie er mit der Religions- und Sittenlehre fertig werde.) ... „Die Kräfte der Seele sind nicht allein auf eine ganz verschiedene Weise von Stärke und Schwäche, von Umfang und Beschränkung unter dem Menschengeschlecht verteilt, (ein agrarisches Gesetz für intellektuelle Besitztümer, wenn es ausführbar wäre, würde die Menschheit beglücken), sondern sie stehen auch selbst unter sich in einem nicht zu berechnenden Verhältnisse. Die höchste und stärkste Willenskraft verbindet sich bloß (soll wohl *oft* heißen) mit einem geringern Grade des Verstandes. Der Verstand, die Intellektualität, kann groß und scharf sein, und dennoch liegt die moralische Bestimmung darnieder." (Man findet oft starken Willen mit schwachem Verstande und eine schwache Gemütsart mit starkem Geiste vereinigt. Das kömmt daher, weil dort die verschiedenen Seelenkräfte, wegen ihrer niedrigen knechtischen Natur, *einer* unter ihnen, welche die stärkste ist und sie zu beherrschen vermag, willig gehorchen: es ist dieses die Einheit und Macht eines *despotischen Staates*; und weil hier die mehr selbständigen und eigenwilligen Seelenkräfte keine Alleinherrschaft dulden: es ist dieses die Unordnung und Schwäche einer *Republik*. Der Geist des Menschen hat die gesetzgebende, sein Charakter die ausübende, sein Herz die richtende Gewalt, und nur wo diese Gewalten im gehörigen Verhältnisse stehen, ist der Mensch vollkommen.) [s. Bd. 2/363, Aph. 354]

In einer andern Abhandlung, betitelt: *Einteilung der psychischen Krankheiten*, zeigt Professor Grohmann, wie aus den körperlichen Leiden des Unterleibes, der Brusthöhle und des Kopfes Seelenkrankheiten entstehen, welche die Natur ihrer Quelle tragen. Die Philosophie des Bauches, der Lungen und des Hirnmarkes wird von ihm auseinandergesetzt und gezeigt, wie die *Freiheit der Willenskraft* aufhöre. Unbehaglich! Ein reisender Psycholog hat in der unsichersten Gegend nichts zu fürchten; es wird wohl kein Räuber so undankbar sein, ihm nur das Geringste zuleide zu tun. Es mag mit der Unfreiheit des Willens sein, wie es will, so begreife ich nicht, wie das vom Galgen retten soll. Ich sage: der Henkertod ist eine pathologische Art zu sterben, wie jede andere, und Mord und Diebstahl (asthenischer oder akuter nämlich, denn sthenischer und chronischer ist nicht gefährlich) sind Krankheiten, die jenen Tod gewöhnlich zur Folge haben. –

Kann eine des Diebstahls Angeklagte zu ihrer Entschuldigung ein Schwangerschaftsgelüste anführen?

Ein hieher gehöriger gerichtlich-medizinischer Fall wird von *Worde*, einem französischen Arzte, erzählt. Frau N. stiehlt aus einem Kaufmannsladen ein Stück Leinwand, wird dabei ertappt und entschuldigt sich damit, daß sie schwanger sei und ihrem Gelüste nicht habe widerstehen können. (Wenn dieses wahr ist, sollte der Staat nur schwangere Weiber als Geldeinnehmer anstellen; er wüßte dann, woran er wäre, und paßte auf.) Aber es half ihr nichts, sie wurde verurteilt. Ihr Verteidiger hatte vergebens Fälle von Gelüsten schwangerer Weiber erzählt. Zum Beispiele: Eine Frau verzehrt mehrmals Stücke aus der Schulter eines Bäckerburschen; eine andere beißt einem jungen Manne, der eben aus dem Bade kommt, in die Ferse; eine dritte gießt ihrem schlafenden Manne geschmolzenes Blei in das Ohr; eine vierte ehrbare Frau, welche bei einem Verwandten zum Mittagessen eingeladen war, stahl demselben eine kleine rotgefärbte Kugel von Elfenbein. Die Diebin, von welcher hier die Rede ist, hat die Einrede gebraucht, sie wäre nach Verhältnis des geringen Wertes der gestohlnen Leinwand zu vermögend, als daß ihr dieses als Diebstahl zugerechnet werden könnte, und, um ihren Wohlstand zu beweisen, war sie mit ihren schönsten Kleidern ge-

putzt vor Gericht erschienen. Ich rate ehrlichen Spitzbuben, dieses zu benutzen und, um von den Richtern losgesprochen zu werden, sich ein vornehmes Ansehen zu geben. –
Ein anderer französischer Arzt, Serrurier, gibt *Bemerkungen und Tatsachen über den Einfluß der Witterung auf unsern psychischen Zustand.* Die argative Elektrizität wird als ein gutes Mittel gegen die verderbliche Wirkung der Leidenschaften vorgeschlagen. (Also statt der bisher üblichen kostspieligen Ehe könnte man wohlfeiler Elektrisiermaschinen zur Heilung anwenden)... Eine Frau von Stande ward hypochondrisch, wenn die Sonne umnebelt war, erheiterte sich aber immer, sobald sie sich aufklärte. Blutigel heilten ihre süße Melancholie... Miltons Genius glänzte mit den lebhaftesten Farben vom September bis zur Frühlingsnachtgleiche, befand sich aber zu jeder andern Jahreszeit in einem Zustande von völliger Trägheit... In einem Quartiere von Paris mit ohngefähr 20000 Einwohnern waren zehn Selbstmorde, die innerhalb zwei Jahren stattgefunden, alle bei trübem Wetter verübt worden. (Man hat also, wenn der Himmel umwölkt ist, Schirme gegen den Selbstmord so nötig als Regenschirme)...
Gelegentliche Bemerkungen: Das Geschäft bei den Irren sei eine wahre Erziehung, welche, der Erziehung der Jugend gleichend, ein sanftes zuvorkommendes Benehmen, verständig angebrachte Aufmunterungen und, falls sich Abschweifungen einstellen, ein kräftiges, aber kaltblütiges und vernünftiges Zurückführen derselben erfordert. (Es ist hier natürlich nur vom sporadischen Wahnsinne die Rede, der endemische und epidemische ist unheilbar, weil die Ärzte selbst toll sind und weil die Natur den Völkern, die sie hinrichten will, zuvor die Augen verbindet). – Den Franzosen sei das häufige Achselzucken eigen (wahrscheinlich haben sie es in Deutschland gelernt); einem Wahnsinnigen verbot sein Arzt dieses Achselzucken sowohl als auch diejenigen Ausdrücke, welche einen Überdruß am Leben verrieten, bei Strafe von Wasser und Brot, indem viele Beispiele im gewöhnlichen Leben übereinstimmend dartun, daß der bis zum Übermaß gesteigerte Ausdruck der Leidenschaft (nicht bloß Zorn, sondern auch Schwermut, Verzweiflung usw.) allmählich die ihm entsprechenden psychischen Veränderungen herbeiführe. – Eines französi-

schen Offiziers wird gedacht, der wegen seines häuslichen Kummers den Entschluß gefaßt hatte, sich zutodezuhungern, und der in der Tat *fünfundvierzig Tage* lang fastete. Es ist beachtungswert, daß dieser Mann, während er fastete, von seinem Irresein frei war; daß aber, sobald seine Kräfte durch Nahrungsmittel wiederhergestellt waren, sein Kopf verwirrt wurde und alle seine vorigen ungereimten Gedanken wiederkamen. (Wahrscheinlich aus diesem Grunde läßt man in England das Volk zuweilen hungern, damit es verständig werde.) –

Das Wichtigste, was dieses Heft der Zeitschrift enthält, ist ein Aufsatz über Kotzebues Ermordung, den ich, mit einigen Anmerkungen begleitet, vollständig mitteilen will.

[Folgt in Z.: *Kotzebues und Sands unglückliches Ende, psychologische Bemerkung von Herrn Professor Grohmann.* – Die kritischen Anmerkungen von Börne lauten:]

1. Der Verfasser entkräftet sich selbst, wenn er Sands schreckliche Tat, die ihm so erhaben scheint, zu einem Gegenstande der Seelenkrankheitslehre herabzieht.

2. [zu dem Satze: „Kotzebue fiel durch Sand und Sand durch Kotzebue. Es ist hier kein einseitiger Mord, sondern gegenseitig."]: Das ist bei jedem Morde der Fall, da das gefallene Schlachtopfer die Ursache der Hinrichtung des Mörders wird. Es ist fast komisch, hierin eine Ausgleichung zu suchen.

3. [zu dem Satz: „Der Mord hat den Schein und die Art des Meuchelmordes. Und doch ist er es nicht."]: Er ist es. Freilich war Sand nur der Schaft des Dolches, durch welchen Kotzebue fiel; aber auch jeder andere Mord reiht sich liebend an die ewige Ordnung der Dinge. Doch verschönt ihn das? Den schwachen blödsichtigen Menschen gebührt so wenig eine göttliche Gnade als ein göttliches Strafgericht.

4. [zu dem Satz: „Warum und wie ging der theatralische Schriftsteller zum politischen und politisierenden Historiker, warum und wie in eine Haltung gegen Vaterland, Freiheit, Schule und Wissenschaft über, die auf keine Art gebilligt ... werden mußte."]: Seinem Vaterlande *nicht* dienen, das heißt nicht, *gegen* sein Vaterland dienen. Es ist eine unverzeihliche Lästerung, die hier ausgesprochen wird. Kotzebue hat geirrt; er hat für Vaterland [usw. wie Bd. 2/364, Aph. 357.]

26. [Dioptrik]
S. 805 *nach*: vorauszuschicken, *hat O*: Meine Kampfbegierde ist brennend und groß. – S. 809 f. *anstelle*: In einem solchen Hute, ... Matrone werden. *hat O*: Der bespitzte und zackige Rand umgibt das ganze wie Palisaden, so daß man der befestigten Schönen auf zwei Ellen nicht nahekommen kann. [*Gestrichen:*] Im Sorgischen Saale konnte ich meiner Nachbarin lange kein Wörtchen sagen, sie verstand mich nicht, weil die Hutwände das Ohr bedeckten, bis endlich eine verräterischen Locke, die aus der Festung desertiert war, meiner Rede einen engen Pfad zeigte, durch das[!] sie mühsam krochen. Ich hatte noch folgendes geschrieben: Kürzlich las ich, daß ein schwermütiger Kranker sich einbildete, keinen Kopf zu haben und daß ihn der Arzt durch Aufsetzen eines bleiernen Hutes von seinem Wahnsinne heilte. Sollten vielleicht auch die Frauenzimmer darum so schwere Hüte aufsetzen, um sich zu überzeugen, daß sie einen Kopf haben? Ich strich es aber wieder aus, weil es mir zu boshaft schien.

31. [Die Spende]
S. 865 *nach*: Unordnung geführt wird. *hat O* (*gestrichen*): Ich vermute fast, die Armee de foi und ich, wir sind aus gleichen Gründen vorangeschickt worden, nämlich, damit wir dumme und böse Streiche genug machen, um die Nachrückenden als Beschützer gegen Mord und Überdruß zu empfehlen und ihnen so eine freundliche Aufnahme zu bereiten. Was liegt auch daran, ob eine Vorrede gut sei oder nicht! Die beste wird mit wenig Aufmerksamkeit gelesen, wie die schönste Ouvertüre mit Zerstreuung angehört wird, weil man ungeduldig darauf wartet, daß sich der Vorhang aufziehe. Ich werde die Leser nicht lange harren lassen. Da ich so vieles von dem, was ich mir für diese Vorrede erdacht, nicht sagen darf, wäre ich gewiß ein Tor, wenn ich auch noch verschwiege, was ich nicht verschweigen muß, sondern nur sollte. Hr. Reinwald hat mir geschrieben, daß er in die Sammlung fremder auch seine eignen Gedanken gemischt und daß er mit einem Romane beschäftigt sei; ich möchte aber beides nicht weitererzählen. Doch gegen solche zarten Bitten um Verschwiegenheit sind wir abgehärtet; und Polizei, Gendarmerie und Gefängnisse,

die größern Eindruck auf uns machen, stehen ja dem Bittsteller nicht anders zu Gebote, als sie jedem Schriftsteller, nur zum eignen Gebrauche. Der Roman ist in Briefen verfaßt und wird heißen: „Die Residenz Oach.“ Ein gutgewählter Name! Zwar ist *Oach* Kopf und Fuß einer wirklichen ehemaligen Residenz, die sich entleibt hat, und vielleicht hat der Verfasser nur daran gedacht, als er den Namen wählte. Es bleibt aber immer ein angenehmer satirischer Zufall, daß eine Residenz voll Oh und Ach ist, und der Umstand war zu benutzen –
Nach: sauere Mühe. *hat O* (*gestrichen*): Selbst noch in den verdorbenen Tagen Roms waren die entarteten Kaiser verzerrte tolle oder häßliche Einfaltspinsel, die guten aber schienen als schöne Kunstgebilde der Menschheit; während in unserer Zeit das Große, Schöne und Erhabene sich nur an Napoleonen zeigt, die Washingtone und Lafayettes aber als gute hausbackene Menschen erscheinen, an denen man sich sättigt, doch nicht erquickt! –
S. 871 *nach*: menschlich auszubilden. *hat O*: Ich höre auf, denn ich bin müde – nicht zu reden, sondern zu schweigen. Da ich nun so vieles von dem, was ich mir für diese Vorrede erdacht, verschwiegen habe (wie die Leser aus deren Lückenhaftigkeit erkennen werden), wäre ich ein Tor, wenn ich auch noch verschwiege, was ich nicht verschweigen muß, sondern nur sollte. Nämlich der Herr Herausgeber dieses Werkes hat mir geschrieben, daß er in die Sammlung [usf. wie Anfang]

Nr. 32 [Für die Juden]
S. 873 *nach*: begleitete. *hat Z als Anmerkung*: Es lebte ein Totengräber von früher Jugend an in bitterer Feindschaft mit seinem Nachbar. Sie haßten sich und wußten nicht warum; es war eine wechselseitige eingeborne und tiefe Abneigung. Sooft der Zwist ausbrach, sagte der Nachbar zum Totengräber: *Du mußt doch noch durch mich sterben!* Aber der Nachbar starb, ohne seine Rache vollendet zu sehen. Des war der Totengräber froh. Er stieg das Stockwerk hinauf, wo die Leiche lag, und lud den Sarg auf seine Schulter, um ihn hinabzutragen. Er war guter Dinge und sprach: *Jetzt tust du mir nichts mehr!* Da taumelte er in seiner Lust, fiel, stürzte hinab, und die Last des Sarges zermalmte ihn. –

S. 877 *nach*: Wahne bezahlte. *hat* Z: Nicht so Frankfurt. Es erstarrte in seinem Glauben und ließ sich in seinem Irrtume durch nichts irre machen. Der Großherzog von Frankfurt hatte die Juden frei gemacht, die republikanische Regierung will sie wieder zu Heloten machen. Und da in Frankfurt alles Ware ist, selbst die Freiheit, so führen dort die Christen mit den Juden vor der Bundesversammlung einen Rechtsstreit, den man sich nicht lächerlicher ausmalen kann. Die Juden sagen, sie hätten ihre Freiheit gekauft, die Christen behaupten, der Kauf gelte nichts, und so wird auf beiden Seiten von den heiligsten Menschenrechten gesprochen, als sei von einem Kartoffelfelde die Rede. Die Juden haben die Angst über den ungewissen Ausgang ihrer Sache wohl verdient, weil sie keine anderen Herzen zu gewinnen suchten als juristische. Von allen den Einreden, welche ihnen wegen ihrer Ansprüche auf das Bürgerrecht entgegengesetzt werden, will ich nur eine, die mir sehr spaßhaft scheint, ausheben. Nämlich man sagt: Ihr habt freilich das Bürgerrecht erworben, aber es war das Großherzogliche, nicht das freistädtische Frankfurter Bürgerrecht. Es ist gerade, als sagte man zu einem Landmanne: Du hast dieses Baumstück gekauft, aber damals waren die Bäume noch jung; jetzt aber, da sie Früchte tragen, ist das Feld nicht mehr dein. Oder, um mit den Herren Kaufleuten in ihrer Handelssprache zu reden, von zwei Handelsgesellschaftern spräche einer zum andern: Als wir einen Gesellschaftsvertrag geschlossen, war ich ein armer Teufel und galt nicht viel; jetzt aber bin ich reich, unser Vertrag ist daher ungültig geworden. Darum nehme ich die Kasse, und du schere dich zum Teufel. Und dieser Grund soll, was fast unglaublich scheint, auf einige der Herren Frankfurter Bundesgesandten Eindruck gemacht haben.

33. [Denkwürdigkeiten etc.]
S. 891 *vor*: Ich bitte meine Leser *hat W I*: Am 12. Januar wurde eine blutige Schlacht geliefert zwischen dem Geiste der Zeit und der Freiheit, unter dessen Fahne ich focht und zwischen dem Gespenste der Vergangenheit und der Zwingherrschaft, in deren Solde die Zensur kämpfte. — S. 895 *nach*: ausgeübt werden kann. *hat W I*: Wer je einem Zensor preisgege-

ben war, wer je den Schmerz eines Geistesdrucks gefühlt hat, der wird mir nachempfinden den Unwillen, den dieses leichtsinnige Verfahren des Zensors in einer so betrübten Sache bei mir erregen mußte. — S. 909 *nach*: Polizeigerichtsprotokolle ergibt: *hat W I*:

Actum bei dem Polizeigericht der Freien Stadt Frankfurt,
d. 10. Februar 1819
in Gegenwart
Sr. Hochwohlgeboren des Herrn Senatoris Dris. Thomas und
meiner des Aktuar Vikar. Heusenstam. —

S. 910 *nach*: Fälle zu beobachten. *folgt in W I*:

In fidem
Heusenstam
Aktuar Vikar.

S. 911 *vor*: Die hier lebende *hat W I*: Hochpreisliches Appellationsgericht! — S. 920 *anstelle*: Diese Berufung . . . zuerkannt *hat W I*: Aus dem bisher Gesagten geht hervor, daß

erstens wie hier kein Zensurgesetz überhaupt, so es auch kein Verbot gibt, die gestrichenen Stellen mit Punkten etc. auszufüllen.

Zweitens, daß, da die Polizei keine gesetzgebende Gewalt hat, sie auch ein solches Verbot nicht auslegen konnte.

Drittens, daß in der für mich eigens gemachten Verordnung die Strafe nicht ausgedrückt steht, welche deren Übertreibung [Übertretung] nachfolgen soll.

Viertens, daß ich gegen die Verordnung membr. 4 und 5 nicht gefehlt habe, indem ich für die gestrichene Stelle keine Punkte gesetzt, und am Ende des Blattes kein leerer Raum übriggeblieben, der auszufüllen gewesen wäre, die in die Mitte gesetzten Bekanntmachungen aber die Zensur schon ausgestanden hatten.

Fünftens, daß, wie es sich aus dem Schlusse des Vernehmungsprotokolls ergibt, die Polizei selbst eine Erläuterung des Sinnes der Verordnung glaubte geben zu müssen und nur dessen Befolgung anempfahl.

Sechstens, daß die Untersuchung nicht gesetzlich von einem Polizeigerichtsassessor geleitet und das Protokoll von keinem verpflichteten Aktuar geschrieben worden.

Siebtens, daß das Protokoll nicht in meinem Beisein zu Ende geschrieben und mir nicht vorgelesen worden.
Achtens, daß der Herr Senator stehenden Fußes sich mit mir besprach und sich überhaupt dabei so gütig und administrativ benahm, daß ich nicht auf den Gedanken kommen konnte, es sei eine gerichtliche Untersuchung beabsichtigt, und darum auf meine Verteidigung, so unnötig diese auch war, da kein Vergehen stattfand, nicht Bedacht nahm.
Neuntens, daß der Bescheid erst 14 Tage nach der Untersuchung dem Gesetze zuwider gefällt und publiziert worden ist.
Zehntens, daß der Zensor, der mir bekannten Weisung seines Vorgesetzten entgegen, die fragliche Stelle dennoch gestrichen hat.
So ergibt sich, daß die Polizei, indem sie mich zu einer Geldstrafe und in die Kosten verurteilt, gegen Recht und Form gehandelt habe.
Ich bitte darum ehrerbietigst, Ein Hochpreisliches Appellationsgericht wolle geruhen:
Erstens, das Urteil des Polizeigerichts für nichtig zu erklären.
Zweitens dasselbe in die Kosten zu verurteilen und zur Rückgabe der mir in dieser Sache bereits abgenommenen Geldgebühren anzuhalten.

Das polizeigerichtliche Urteil wurde von dem Appellationsgerichte bestätigt und mir noch überdies wegen meines schlechten Stils eine Strafe von 5 Rtlr. zuerkannt. Das Erkenntnis des Appellationsgerichtes lautet wie folgt:
Auszug Protokolls
des Appellationsgerichts der Freien Stadt Frankfurt vom 29. März 1819
In Sachen
Börne, Dris. Redakteurs der Zeitung der Freien Stadt Frankfurt, Appellantens.

Zensur, in specie Polizeistrafe von 10 Rtlrn. betreffend,
ist auf die von demselben übergebene Appellationsein- und Ausführung mit Anlagen sub Lit. A — D. de präes. 20. März d. J. dekretiert:

Ponatur ad acta. Nachdem aber Appellant, wenn er entweder gegen die von löblichem Polizeiamt den Zeitungsredaktoren vorgeschriebenen Regeln, auf deren Beobachtung der Zensor halten muß, gegründete Vorstellungen machen zu können oder gegen den Zensor wegen Überschreitung jener Regeln Beschwerde führen zu müssen vermeint, sich desfalls bescheiden ad Amplissimum Senatum zu wenden hat, ihm aber keineswegs zusteht, der vielfältig erhaltenen Erinnerungen ungeachtet, gegen die bestehende Weisungen eigenmächtig zu handeln, wie doch in dem unterliegenden Falle allerdings und um so gewisser vorsätzlich geschehen ist, als die Fortsetzung des befragten Artikels entweder ganz wegbleiben oder ohne Einschieben von Avertissements zwischen einen politischen Artikel zusammengerückt werden können; als[o] wird die erhobene Appellation mit Verweise der ungebührlichen Schreibart und Verurteilung des Appellanten in eine desfallsige Geldstrafe von 5 Rtl. abgeschlagen und causa remittiert.

Dr. Elsässer

34. [Der Eßkünstler]

S. 923 *nach*: zu erhaschen war. *hat O*: Nur eine einzige Ausnahme machte er bei der ersten Hälfte der Suppe, die er mit der Gabel aß. Um zu erklären, was das heißt, „die erste Hälfte der Suppe“, bemerke ich ein für allemal, daß der würdige Künstler seine Speiseportionen von allen Gerichten (ausgenommen die Mehlspeisen, welche er mit 3 dividierte) in zwei Hälften abteilte, weil die Teller zu klein waren, um die ganze Portion auf einmal zu fassen.

Also die erste halbe Portion der Suppe aß er mit der Gabel, denn ein Mann wie er mußte die schauderhafte Gefahr, sich an der heißen Suppe zu verbrennen, wohl zu würdigen wissen und einsehen, daß die davon entstehende Blase auf der Zunge ein weit schrecklicheres Übel sei als selbst die Hundswut; denn diese verhindert doch nur das Trinken, jene aber auch das Essen. Nun blies er zwar die Suppe mit aller Kraft eines Boreas, so daß die hohen Wellen über den Bord des Tellers schlugen, aber er traute der anscheinend erkalteten doch nicht, und um ihr mögliches Gift einsaugen zu lassen, brockte er so lange Brot in den Teller, bis die Flüssigkeit austrocknete und er genötigt war, die Suppe mit der Gabel zu essen. Die andere

Hälfte der Suppe aber, die unterdessen in der offengebliebenen Schüssel kühl und unschädlich geworden war, verzehrte er, wie alle übrigen Gäste, mit dem Löffel. – *Nach*: nur zur Auswahl da: *hat O* (*gestrichen*): Durch diese falsche Ansicht und dem ihr entsprechenden Verfahren entsteht Unentschlossenheit, Zeitverlust, Anarchie, Parteiwut, kurz, alle der Greul, der mit einem Wahlreiche verbunden; – *Nach*: kommen könnte. *hat O* (*gestrichen*): Nie hat man Rindfleisch von einem zahlreichern Hofstaate umgeben gesehen. Wie gütig und leutselig aber unser großer Künstler diesen Kreis durchging, mit welcher Anmut er bald diesem, bald jenem zusprach, wie er, keinen mit Vorliebe behandelnd, alle befriedigte, kann in Worten nicht beschrieben werden, man muß dieses selbst beobachtet haben.

35. [Der Narr im weißen Schwan]
S. 936 [*Notizblatt, vermutlich Studie zu Kapitel 1*]
Eigenes und Angeeignetes
Wenn der reiche Goethe ohne Bedenken sich dieser Überschrift zu kleinen Sätzen bedient hat, so brauchen wir armen Schelme uns deren gewiß nicht zu schämen. Es ist aber eine artige Erfindung mit dem *Aneignen*: man schreibt ohne Mühe und Kosten die schönsten Sachen. Wir wollen dem Himmel für diese freundliche Bewilligung danken, sie aber mit Mäßigung benutzen, wir wollen großmütig sein; aber nicht ganz so großmütig, als die Maut es ist, die Kaufleuten, die ihnen abgenommenen Waren gegen einen bloßen fünften oder sechsten Teil des Wertes zurückgibt, aber doch so großmütig, als es die Diebe im alten Ägypten waren. Dort nämlich war das Stehlen ein Handwerk, das keiner ausüben durfte, wenn er nicht das Meisterrecht hatte. Jeder Dieb mußte die gestohlene Sachen dem Oberdiebe bringen, und bei diesem meldeten sich die Bestohlenen und erhielten gegen den vierten Teil des Wertes ihr Eigentum zurück. Wir wollen es auch so machen, wir wollen den Schriftstellern nur den vierten Teil ihrer Gedanken stehlen. Sonderbar ist, daß der Deutsche vieles nimmt aus anderer Bücher, oft das ganze Buch, nur nicht seinen Titel. Liest man die sogenannten *Aphorismen* oder *Miszellen*, die das gewöhnliche Dessert aller Tagesblätter bilden, so findet

man, daß sie gewöhnlich gestohlene Gedanken enthalten, nur auf Diebesart durch Zerschlagen, Zertrennen, Zerreißen und Färben unkenntlich gemacht. Aber die Titel sind ihnen eigentümlich. Jeder Aphorismenschreiber hat eine eigene Überschrift, seine Sätze zu bezeichnen. Kaum ein Dritteil der erscheinenden Tagesblätter sind mir unter die Augen gekommen, und darin habe ich im vorigen Jahre mehr als vierzig verschiedene Ausdrücke gefunden, die alle Miszellen andeuten sollten. Ich nenne sie. Ekdota; Apophlegmen, Häckerling, Potpourri, aus Leben, Kunst und Schule; Miszellen; Buntes; kleine Merkwürdigkeiten; Gedankenspäne; Lesefrüchte; eingemachte Lesefrüchte; Freie Mitteilungen; Streckverse; Anschauungen, Bunte Steine; Allerlei; Fragmente; Myriomorphoskop; Einschiebsel in das Journal und in die Köpfe; Fündlinge; Magentropfen; Mannigfaltiges; Mosaik; Gedanken; Dies und jenes; Buntes aus der Zeit; Denksprüche und Bemerkungen; Einfälle; Erlebtes und Beobachtetes; Ideenspiele; Glossen; Rhapsodisches Allerlei; Einzelnes; Bilder; Ständerlinge; Unkraut; Eignes und Angeeignetes; Aphorismen; Gedanken-Kaviar; Reflexe aus dem Leben; Gelegenheitsprosa; Fliegende Blätter; *Exzerpte des Doktor Lenksloss aus sich selber* (im Freimütigen). Gott segne den Doktor Lenksloss wegen seiner Exzerpte aus sich selber. Ich habe einmal in den heftigsten Zahnschmerzen so sehr darüber lachen müssen, daß das Übel auf der Stelle heilte.

40. [Zwangsgottesdienst]
S. 1004 *nach*: sein soll für alle. *hat Z als letzten Abschnitt*: Der Verfasser des Buches: *Der alte Adam*, dessen erster und zweiter Teil kürzlich erschienen sind und wovon die Ankündigung, welche die Frankfurter Oberpostamtszeitung enthielt, sagte: „Für die Bewohner einer freien Stadt des alten Deutschen Reichs wird vielleicht dieser Roman doppeltes Interesse haben" – ist der Graf von *Benzel-Sternau*. Die meisten also werden das Buch jenes geistreichen Schriftstellers schon gelesen haben, wann, wie es geschehen soll, diese Blätter davon sprechen werden.

58. [An die Redaktion der Neckarzeitung]
S. 1112 *nach*: beantwortet, als man glaubt. *hat O* (*gestrichen*): Was die besten und nur die besten unter den Zeitgenossen

wünschen, das geschieht zwar auch, aber spät; denn da die Besten ihrer Zeit vorauseilen, so werden ihre Wünsche und Bedürfnisse erst die der Nachwelt. Doch was die Menge wünscht, das geschieht bald. – S. 1113 *nach*: allen Ecken anzünden. *hat O* (*gestrichen*): Daß die Diplomatik sich verrechnet, ist etwas sehr Gewöhnliches, auch etwas sehr Natürliches; man verlernt leicht das Rechnen, wenn die Folgen der Rechnungsfehler auf andere fallen. Daß aber auch jene sich verrechnen, die, entfernt vom Gedränge der Taten, ungestört in ihrem einsamen Zimmer nachdenken können und Zeit genug haben, hundertmal die Probe zu machen – darüber muß man erstaunen. Wenn wir deutschen wissenschaftlichen Männer auch noch den Verstand verlieren, was bleibt uns übrig? Tatkraft, Reichtum, Macht und Ansehen haben wir nie gehabt...

63. [Justus Völklein etc.]
S. 1152 *nach*: Gold im Munde. – *hat O* (*gestrichen*): Der liebe Uhland! Ich trenne mich nicht mehr von ihm. Ja, so lass' ich mir es gefallen! Das ist auch alte Zeit; aber sie ist kindlich, nicht kindisch; sie ist heiter, keift nicht mit der Jugend, sondern spielt mit ihr. Das ist auch süße Minne; aber süß wie Zucker, nicht wie Sirup. Das sind auch treue Bürger; aber demütig sind sie nicht. Das sind auch mutige Ritter, aber hochmütig sind sie nicht. Das ist auch Königsland; aber nicht von kalten Sternen singt er, er strahlt wie die Sonne herab und erwärmt die niedrigste Hütte. Das ist Uhland und nicht Fouqué.

64. [Die Sylvesternacht etc.]
S. 1157 *Ein zweiter Entwurf im O hat anstelle*: bei einer Leiche/bei Bethmanns (*gestr.*) Leiche. – *Nach*: dieser Kinder... (*ebenfalls gestr.*) Du armer reicher Mann, wie viele Millionen verlorst Du in einer Stunde! Ja, der Tod ist ein schlechtes Geschäft, aber das Leben oft ein schlechteres. Wir verloren Dich, Du verlorst nur uns. Du hast vielen wohlgetan; ob auch wehe? – ich weiß es nicht. Doch was Du auch gefehlt – Dir wird viel vergeben, denn Du hast viel geliebt.
S. 1158 *nach*: lächelt uns nicht mehr. *hat der zweite Entwurf*: Ich las in der Zeitung eine Übersicht aller merkwürdigen Er-

eignisse des verflossenen Jahres. Von Deutschland nur wenige Zeilen; aber jedes Wort ein Leichenstein. Ich gäbe alle[n] Rebensaft des deutschen Rheins für den Tran eines Samojeden hin.

2. *Januar.* – Endlich, endlich habe ich heute meine kleine Schrift: *Einige Worte über die angekündigten Berliner Jahrbücher der Literatur* erhalten. Was ich auf vier oder sechs Seiten geschrieben, wurde im Drucke zu 20 ausgedehnt. Nun, diese geschickte Ausdehnung lasse ich mir gefallen, wäre nur sonst nichts ausgedehnt worden. Ich armer langsamer Schriftsteller brauchte acht Tage zu diesem kleinen Aufsatz. Am 30. September schickte ich ihn nach Heidelberg, in drei Tagen, dachte ich, würde er gedruckt sein, aber drei Wochen dauerte es! Am 4. Dezember war das Paket an mich gemacht, und am 2ten Januar erhielt ich es durch Buchhändlergelegenheit. Also bedurfte es 12 Tage Zeit zu einem Wege von 18 Stunden. Nach diesem Verhältnisse käme im Anfange Aprils diese Schrift nach Berlin. Ich muß es mir aufschreiben, daß ich es nicht vergesse: Der Deutsche ist ein Blitz, der deutsche Buchhändler ein Eilblitz. Im vorigen Sommer erhielt ich auch durch Buchhändlergelegenheit einen Brief aus Berlin, der im März geschrieben, im Monat Juni. Wie diese Bären die Polizei handhaben mögen! Hebt solch ein deutscher Polizeimann die Hand auf, einem eine Ohrfeige zu geben, ist der beabsichtigte Kopf schon tausend Schritte weit, bis die Hand trifft, und eine unschuldige Wange erhält die Ohrfeige. Sie taten ganz recht, die *Vorbereitung zum Hochverrat* so streng zu bestrafen, die bösen Gymnasiasten haben alles getan, was sie konnten; zu einer wirklichen Verschwörung würden sie es mit dem bösesten Willen doch niemals bringen. –

3. *Januar.* – S. 1158 f. In einem Winkel des Saals saß still und traurig etc. [Dieser Entwurf nur bis: tiefen Schmerz.]

Mystizismus [Notizblatt zu „Die Apostaten etc.“? O.]

Lieber die Hölle, wenn sie klar ist, als ein dämmerndes Paradies. – Der froheste Mensch ist der beste Christ. Der Gutgesinnte will lieber verdammt sein mit allen Mitbrüdern als selig *allein.* – Glauben, Wissen, irgendeine Lehre in geheim-

nisvollen Worten oder in Logen, Tempeln, Kasten, alle eins – Priestertrug, Betrogene als Betrüger – Polizei im Bund mit d. Mystik – alle Regierungen mystisch, d. Geheimnis d. Gott aller Staaten – in Zeiten, die gären, kochen Dampf Dünste aufsteigen, die darum, weil sie gegen d. Himmel steigen, nicht himmlischer Natur sind, im Gegenteil, die Erde will es ausscheiden – Priester Aberglaube früher gelernt als gelehrt – Wissen Stückwerk. Man schöpft d. Meer nicht aus, man sieht d. Grund nicht aus. Doch wer in Gott lebt, d. sieht d. Meer im Tropfen, die Ewigkeit in [der] Zeit, und hört im Ton d. Saite die himmlisch. Harmonie – Mystiker keine Christen – Christus lehrte d. Armen an Geist – Jüdische Silbenkrämer – d. begabtere Geist findet nüchtern, was der Arme nur im Rausche. Vergessen die Armut d. Geistes – Der braucht die Flasche nicht, den d. Natur selbst bewirtet – Mystik, Goldmacherkunst – d. Diplomaten verstehen in d. Sprache ihrer Zeit, denn d. Zeit spricht kein Französisch – Wären Mystiker Öl, die Wogen zu brechen! Aber sie sind ein Gemisch von Essig u. Öl. Salat aus ihnen machen – Oft ist es eine Sünde (Verbrechen) unglücklich zu sein – Man kann nicht böse sein u. froh zugleich. Froh ist nur, wer liebt und wer liebt ist Christ – Des Daseins schöne Blüte, d. Lebens süße Frucht genügt ihnen nicht, sie graben nach d. dunkeln Wurzeln – u. wenn sie sie gefunden, sind sie reicher? Belehrter. Wo ist des [der?] Wurzels Ursprung? D. Same, und der Same liegt in d. Blüte. Hätten sie nur die Blüte verstanden, hätten sie sich nicht bemüht. Leben ein Kreislauf. Und wenn man d. Ewigkeit umschifft, kehrt man immer zur Zeit zurück, von der man ausgegangen – Gott als Günstling eines Menschen ansehen u. sich bei ihm einschmeichlen, um Menschen zu gewinnen – Kindererziehung in Schulen d. Mystiker – Mystiker lebten in kranken Zeiten oder waren krank.

Fromm sein ist ihnen ein Amt, d. Liebe zu Gott ein Geschäft, ernstes Gesicht, Frömmler u. Mystiker – Christentum, Religion d. Unglücklichen? D. Arzt ist gut, die Gesundheit ist besser – Christentum Religion d. Frohen – In den mystischen Büchern viel von Gottesliebe u. wenig von Menschenliebe – Wäre das ein treuer Diener, d. vom Morgen bis [Abend] im Staube läge vor seinem Herrn, u. vor lauter Demut seine Füße

nicht gebrauchte, d. Herrn Wünsche u. Befehle zu vollziehen – D. Gottheit ist keine Wissenschaft, sie ist d. Sonne jeder Wissenschaft – Es gibt keinen Teufel – Teufel Folie Gottes – Leben, Maß u. Gewicht, Schranke u. Schwerpunkt – Magdalene viel geliebt – Nichts ist so oft verändert worden als Gott d. Unveränderliche – Mystik wie Geldmacherkunst. Wer Worte in den Tiegel legt, wird keinen Geist, wer zweifelt, keinen Glauben hervorzaubern. Nur aus Gold kömmt Gold, Göttliches nur aus Göttlichem – Es verzweifele d. Leben zu lösen, wenn es je als Rätsel erschienen – (Weil in Deutschland alle zu spät kommen, kömmt man nie zu spät.)

Das dritte Testament [Studie zu Honestus? O, ca. 1827]

Karl, Franz u. Wilhelm – d. Freude hat eine Pforte, tausend Pforten hat der Schmerz, und tausendfach lebt, wer leidet. Das Kreuz, des Duldens Bild, streckt nach allen Richtungen seine Glieder aus, und dem Dulder, d. darauf geschmiedet, strömen Ost u. West u. Nord u. Süd ihre verborgensten Geheimnisse zu u. zeigen ihm jene himmlische Schätze, deren Anblick deren Besitz ist. Liegt d. Welt auf Dir, und Du unterliegst ihr nicht, dann trägst Du die Welt – Ich auch bin ein Weltkind, so arg wie eines; käme aber ein Gott zu mir und spräche: ich will Dich glücklich machen; wähle! Willst Du alle Schätze der Welt? Willst Du König sein über alle Völker? Willst Du Weisheit, hohen Geist? Willst Du Cäsar, Friedrich, Voltaire werden? Oder nein, wähle nicht; nimm alles; alle d. Güter, d. meine Günstlinge zerstreut genossen, vereinige ich auf Dein einziges Haupt! Herr! spreche ich: Ich will nicht d. Schätze d. Welt, ich will nicht König sein; nicht Weisheit, nicht Geist verlange ich; ich will nicht Friedrich, nicht Caesar, nicht Voltaire sein. Willst Du mich beglücken, laß mich einen jeder [jener] frommen Christen werden, die für ihren Glauben gelebt u. gestorben! Schmiede mich nicht in die Bande der Lust, gib mir Freiheit u. Schmerzen! – Ich genieße die holde Erdbeere d. Frühlings, die saftige Kirsche d. Sommers, die Traube, die der Herbst bringt, und verschmähe nicht, was mir d. Winter an Früchten aufbewahrt... heißt das d. Mantel nach d. Winde hangen? – D. Kunst ist eng, d. Leben breit –

Ich trinke alten Wein, Karl trinkt neuen; aber Du Karl, wer schenkt Dir Deinen? ... Im Wasser ist Klarheit – Das Glück ist ein Gefängnis; Du bist nicht frei, wenn Du glücklich bist, und Du bist unglückl., wenn Du nicht frei bist – Vergangenheit, Gegenwart u. Zukunft – Sklave. Mütze ... Welche Kraft ... ein *Sklave* d. *Glücks*. Alberthus [?]! ... O Ihr Freien! Ja, er ist ein Sklave, seht d. Trauer in seinen Zügen. Wer seine Ketten noch fühlt, hat erst d. Hälfte seiner Dummheit verloren. In ihrer Todesstunde glauben s. d. Kranken genesen.

IV. (Skizzen und Fragmente)

6. [Geschichte meiner Gefangenschaft]
[*Blatt mit Bleistiftnotizen vom Theaterbesuch am Abend von Börnes Verhaftung:*]
Ubaldo: Ein Kotzebuesches Trauerspiel geht man traurig hin zu sehen u. verläßt es lachend – Wo die Verse, dieses Hofzeremoniell, das oft die Leere verbirgt, fehlen, entdeckt man die Blößen noch leichter. Graf Campagno will die Königin, die er liebt, unglücklich machen, um sie zu heiraten – (will er die Grafschaft?) – Schlechte Bilder – Keine große Leidenschaften weiß er darzustellen – Spießbürgertum auf dem Theater [Thron ?] – Bilder, die passen (Das Gemeine muß gemein geschildert [werden]) wie die Faust aufs Auge – Gellerts Moral ist tausendmal schöner. – Campes Theophron – Ubaldo mit dem gefrorenen Herzen, der es für seine Pflicht hält, es nicht auftauen zu lassen, damit seine Feinde [?] trocknen Fußes darüber gehen können – Bildersaal von Kotzeb. Bilder als warnendes Muster –

Entwurf über Luftschiffahrtsprojekte [1824]
[Text aus NS 3, Vorbemerkung der Herausgeber der Nachgelassenen Schriften.]
Professor Erb in Heidelberg hatte eine Broschüre drucken lassen, worin er behauptete, das Geheimnis zu besitzen, wie man geregelte Luftfahrten einrichten könne. Börne interessierte sich lebhaft für den Gegenstand dieser Broschüre, er sprach viel darüber mit dem Verfasser, welches nicht ohne Anstren-

gung geschah, da Professor Erb beinahe das Gehör verloren hatte. Nachstehender Entwurf, vermutlich zu einem größeren Aufsatze bestimmt, fand sich unter Börnes nachgelassenen Papieren.

„Erb.

Deutsche, Pulver, Buchdruckerkunst erfunden – Pulver die kleinen Tyrannen zerstört – Dampffahrt zwei Monat nach Ostindien – Zeit gewinnen, Leben verlängern – Menschen und Völker Stahl, Schwamm und Zunder, Licht durch Zusammentreffen – Ohne Jubel nicht daran zu denken, ohne Paß durch die Welt zu reisen, über den Köpfen der Gendarmen, nur ein freies Land zum Ausflug und eines zum Landen – Erb nach Amerika – Freiheit in der Luft – Maschinen verhindern das Monopol – Wird unmöglich gemacht die Menschenkräfte zu disziplinieren – Pulver: Wehre. Druckerei: Lehre. Maschine: Nähre – So viele mechanisch Beschäftigte dem geistigen Leben gegeben – Kein Pöbel und keine Patrizier – Dampf auf Pflug etc. angewendet – Vorwand zur Herrschaft und Waffe diese Herrschaft zu behaupten finden die Patrizier im Pöbel – Eisenbahnen – Mechanische Kräfte nicht ermüden. Dampfschiffrad gleich zwanzig Ruder, doch mehr als zwanzig Menschen, nicht zerstreuen, nicht Atem schöpfen – ewiger Friede dem Dampf zu verdanken. Ein Dunst! Dampfkanonen, sieben Stunden weit – Dampfmechanik und Menschenkraft wie Manuskript zur Druckerei – wie eine Uhr, die nicht aufgezogen zu werden braucht – Naturkräfte arbeiten froher, wenn sie frei sind, („Elemente hassen das Gebild der Menschenhand").

Zu Band 2

V. (Schilderungen aus Paris)

12. [Der Garten der Tuilerien]
S. 61 *nach*: in der Weiberwelt... *hat O* (*gestrichen*): Ein Engel von Weib, das an einer Stahlkette eine Lorgnette trug, sah mich fest und stark an. Da ihr Auge bewaffnet war, das meinige aber nicht, hielt ich es nicht für ungroßmütig, mit einer Frau zu kämpfen. Ich hob den Handschuh auf und blieb stehen; sie sah mich stärker an, ich tat es ihr nach; aber schon nach wenigen Gängen mußte ich das [vom] Schlachtfeld weichen; ich schlug beschämt die Augen nieder, sie lachte...

14. [Versailles]
S. 70 *nach*: Freiheit begangen! *haben ED (Morgenbl.) und eine Abschrift als separaten Abschnitt*: Eine Obsthändlerin, mit der ich über den Preis einer Traube ungebührlich knikkerte, wollte mir „à ma tournure" ansehen, daß ich ein Engländer sei. Als ich ihr den Irrtum benommen und mein Vaterland genannt, fragte sie mich, was der König von Rom mache? „On m'a dit qu'il est à croquer", setzte sie hinzu. Ich dachte: Diesen Appetit hätten wohl manche in Paris, ob ihnen zwar die köstlichsten Gerichte etwas Alltägliches sind.

17. [Gloire]
S. 84 *nach*: im Dunkeln sehe. *folgt im O*: O Zeiten! o Sitten! Und solches erbärmliches Hokuspokus der Polizei und solche lächerliche Phantasmagorien nennen sie *Regierung*. Es kommt noch dahin, daß sie den Taschenspieler Comte zum Minister des Innern und ihren Franconi zum Connetable machen. Sie regieren aus der Hand in den Mund, und haben sie das Mittagessen bestellt, lassen sie den lieben Gott für das Abendessen sorgen. Drehen sich Solon, Lykurg und Numa diesen Sommer nicht im Grabe herum, so kann es bloß daher kommen, daß keine Gebeine mehr von ihnen übrig sind. Noch vieles andere ließ' sich von andern sagen; aber es muß genug sein. Den Sack schlägt man, den Esel meint man. O Zeiten, o Sitten!

19. [Die Schwefelbäder bei Montmorency]
S. 87 *nach*: seufzend vorübergeht! – *folgt im O*: Aber was treib' ich da? Was soll dabei herauskommen? Die Kameralverwaltung wird berichten: „Ist Supplikant NN, bei sonstigen achtungswerten Eigenschaften, wegen seiner ungemäßigten Empfindsamkeit als Badecommissarius von Montmorency hohem Finanzministerio nicht zu empfehlen!" Und was wird das Medizinalcollegium sagen? Die Brunnenärzte der Taunusbäder können mir ohnedies nicht hold sein, denn ich gedenke ihnen manchen Gast zu entführen. Aber, wie helfe ich mir? Meine Bücher sind noch alle in der Stadt – sie hätten mein Herz gut eingeschläfert. Kein einziges Buch! Daß ich nicht einmal den Kupferstich vom Palais Royal herausgebracht!... Gott sei Dank, da finde ich ein Protokoll loco dictaturae – meine Nachtmütze war daringewickelt – was das kräftig die Ruhe wiederherstellt! Wie das abkühlt! Jetzt säuseln die Bäume, jetzt zwitschern die Vögel, es lächelt die Sonne nicht mehr; jetzt schlägt das Herz nicht mehr – es wird geschlagen! Jetzt bin ich in der Stimmung, ein vernünftiges Wort zu sprechen und über das tote Montmorency ein Visum repertum auszustellen, wie sich gebührt!
Doch nicht umständlich nach Gebühr; die Zeit ist zu kurz. Denn, berechne ich, daß dieser Badebrief in der Mitte des Mai im Morgenblatte erscheinen wird, und schiebe ich auch die Reise nach Montmorency bis in den Juli hinaus, so bleiben nur noch zwei Monate zur Vorbereitungskur übrig – und so lange Zeit wenigstens werden viele deutsche Kranke zur Vorbereitung nötig haben, um das Bad von Montmorency nicht bloß mit Erfolg, sondern selbst ohne Erfolg brauchen zu können. Von diesem Bade will ich nun einige kurze vorläufige Nachrichten geben.

26. [Die Industrieausstellung im Louvre]
S. 168 *nach*: Schuhmacher Jabot! *hat O* (*gestrichen*): *Ambulante Putzwaren*. – Hieher gehören: Fächer von Schildkröte, die 700 Franken das Stück kosten; Taschentücher, in deren Zipfel *Polichinel Vampire* eingestickt; andere Taschentücher, Andrinoples und Aladins genannt; falsche Diamanten (Adamanthoïdes), von einer neuen Komposition, die von den

echten kaum zu unterscheiden sind; endlich „parfait contentement“, eine Art Bandschleife. Die guten Seelen! Wie leicht sie zu befriedigen sind.

S. 174 *nach*: empfohlen werden. *hat O (gestrichen)*: Eine große Bequemlichkeit gewährten die *tragbaren Büchergestelle.* Fünf bis sechs leichte Bretter von feinem Holze werden von durchzogenen Schnüren aneinander und durch die Knoten daran auseinandergehalten. Diese Gestelle kann man an jedem Wandhaken, vor dem Bette oder überall sonst hinhängen, wo man für den Augenblick seine Studien aufschlagen möchte. Sie sind zwar nicht stark genug, Protokolle von Gewicht zu tragen, aber Tausendundeine Nacht, Scotts Antiquar, die Höhlen des Unglücks und die Gemächer des Jammers von Spies, Veit Webers heimliches Gericht, der Alte überall und nirgends und andere solche Zuckerbäckerwaren der Literatur kann man ohne Gefahr darauflegen.

S. 187 *nach*: à imiter. *hat O (gestrichen)*: In dem Verzeichnisse von hundert Artikeln, die alle mehr oder minder glänzende Namen haben, findet sich auch das einfache Wort: *Rebus.* Was heißt *Rebus?* Stimmt man auch der Meinung mehrerer berühmter Philologen bei, welche behaupten, Rebus wäre der Dativ Plural vom lateinischen Res, so ist man zwar der Wahrheit um einen Schritt näher, aber vor ihr steht man noch nicht. Es ist sehr schlimm, daß sich Hr. Vernaut nicht erklärt, was er unter *Rebus* verstehe. Mancher könnte in seiner Umschuld hingehen und sich *Rebus* kaufen, und der Himmel mag wissen, was *Rebus* ist.

VI. (Aphorismen und Miszellen)

80. [Karamsins Geschichte etc.]

S. 229 *nach*: Bürger gegründet ...“ *folgt in „Literarisches Wochenblatt“, 5. Bd. 1820*: Von Karamsins Werke sind bis jetzt 9 Bände (und zwei Auflagen) erschienen, worin die Geschichte Rußlands bis zum Jahre 1560 geführt wird. Es erhielt gleich anfänglich großen Beifall. Von 3000 Exemplaren war nach 26 Tagen auch nicht ein einziges mehr zu haben. Käufer aus allen Ständen, Landleute und Soldaten nicht ausgeschlossen, hatten den für viele unter ihnen nicht kleinen Preis von

fünfzig Rubel an den Besitz des ihnen so wünschenswürdigen Werkes gewendet. Der Verfasser wurde dafür von seinem Kaiser mit 60000 Rubeln und einer freien Wohnung in einem Palaste belohnt. Die Übersetzung liegt im ersten Bande vor uns. Sie ist von Hrn. Collegienrate von Hauenschild in Petersburg besorgt. Auch der Übersetzer wurde von der Regierung bei seiner Arbeit mit 6000 Rubel unterstützt. Wir wollen einiges daraus mitteilen, und wenn auch dieser erste Band nicht weit über den Ursprung des Reiches hinausgeht, so werden doch die mannigfaltigen Anlagen und Kriegszüge der Vorfahren der heutigen Russen bei allen solchen Lesern Teilnahme erregen, die des Nachdenkens und der Schlüsse fähig sind und die es wissen, daß Söhne oft erreichen, was sich die Väter gewünscht, weil jeder Wunsch der Same seiner Erfüllung ist.
Das erste Hauptstück handelt von den Völkern, die vor Alters Rußland bewohnten, worunter die Hunnen und die Slaven die merkwürdigsten sind. Von der Art und Sitte der *Hunnen*, die mit den uns wohlbekannten liebenswürdigen Kosaken viele Ähnlichkeit haben, wird folgende Schilderung gegeben: [folgt Zitat].
Der Hunnen Geschichte ist lehrreich. Sie warne uns vor dem einlullenden Wahne, als hätten gesittete Völker von barbarischen nichts zu fürchten. Attila schlug die ganze damalige artige Welt, trotz aller Künste, Wissenschaften und Diplomatik, in Fesseln. Er wird geschildert in der Lage, da ihm die Abgeordneten des griechischen Kaisers demütig Geschenke brachten. [Folgen Zitate u. Inhaltsangaben.]

103. [Juden in der Freien Stadt Frankfurt]
S. 240 *nach*: billige Vorschläge. *folgt in „Literarisches Wochenblatt“, 5. Bd. 1820:* Darob erhob sich Hr. Dr. der Rechte (beider) Ignatz. M. Goll. In einer kleinen Schrift „Gedanken über die Verhältnisse der hiesigen Judenschaft“ spricht der patriotische Mann ebenso verständig als wacker gegen die verderblichen Bewilligungen, die man den Juden geben will. Er sagt: man solle sich die bittere Reue ersparen ... warnt vor übertriebener Freisinnigkeit ... bedauert, daß die Frankfurter Bürgerschaft ihre Rechte gegen die ungünstigen Aussprüche des Bundestages

nicht mit einem Allegat von 400 000 Mann, von allen Waffengattungen unterstützen könne ... sagt, von der Lebensklugheit und Umsicht der Juden sei alles zu fürchten. ... die Nachwelt werde ein schweres Gericht über ihre Namen ergehen lassen, wenn sie sich schwach zeigten ... die Tücke, Arglist und Schadenfreude der Juden lauerten wie eine Schlange unter grünem Laube ... die Juden nagten wie ein Krebsschaden an dem Marke der Christen, vorzüglich der Handelsleute, und unter diesen vor allem der Ausschnitthändler (das Mark der Frankfurter Christen, vorzüglich der Handelsleute, und unter diesen vor allem der Ausschnitthändler, muß besonders lecker sein, denn anderswo pflegt es der medizinische Krebs nicht zu berühren, da er nur ein Knochen und Fleischfressendes Tier ist) ... man solle aus lauter Freisinnigkeit den Takt für den freien Atemzug der christlichen Bürger nicht verlieren (Takt für den freien Atemzug, ist schön gesagt!) .. um der rächenden Nemesis zu genügen, werden unsere Kinder und Enkel in 20 Jahren vor den Juden mores machen. (Die rächende Nemesis! Das war ungeschickt, Herr Ignatz M. Goll!) – Doch genug der Auszüge, die den herrlichen Geist, der in diese kleine Schrift niedergelegt ist, doch nicht wieder zu geben vermögen. Der Verfasser stellt sich als Redner und Rechtsgelehrter, seinen großen Landsleuten, Goethe, Klinger, Feuerbach, Savigny, Kirchner und übrigen, würdig an die Seite, ja er vereinigt alle Geistesgaben, die Goethe Voltairen zuspricht: Tiefe, Genie, Anschauung, Erhabenheit, Naturell, Talent, Verdienst, Adel, Geist, schöner Geist, guter Geist, Gefühl, Sensibilität, Geschmack, guter Geschmack, Verstand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Hofton, Mannigfaltigkeit, Fülle, Reichtum, Fruchtbarkeit, Wärme, Magie, Anmut, Grazien, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Patillantes, Pikantes, Delikates, Ingenioses, Stil, Harmonie, Reinheit, Korrektion, Eleganz, Vollendung.

Weibliche Briefe

[Ungedruckter Anfang von Aphorismus 283]
Wenn ich die nachfolgenden Briefe, deren Benutzung mir und

den Lesern vergönnt ward, als *weibliche* bezeichne, so geschieht es nicht, um zu verraten, daß sie von einer Frau geschrieben sind, denn das würde jedem von selbst klar werden an der Gelassenheit, mit welcher hohe Dinge, und an der edlen Art, mit welcher das Gewöhnliche darin besprochen wird. – Männer *erstürmen* die Höhen und *ergeben* sich den Niederungen –; ich wollte damit ausdrücken, daß diese Briefe nicht bloß aus einer weiblichen Feder, sondern aus einer schönen weiblichen Natur geflossen sind. Die vorteilhafte Lage, sich einer geistreichen Frau gegenüber zu befinden, der man weder schmeicheln kann noch darf, noch zu schmeicheln braucht, ist so selten, daß ich sie benutzen will, um frei zu gestehen, was ich von dem künstlerischen *gedankenbildenden* Geiste des Weibes denke.
[Vermutlich als Einleitung zu den Briefen Rahels in Wage II, Heft 5, konzipiert]

Miszellen ([Notizblatt O.]

Zacharius Wertheimer im Bade – Ein Wiener erhob mich taxfrei in d. Adelsstand; „ist man bei Euch nichts, wenn man nicht von Adel ist?" – Nicht der Jud, nicht der Türk, nicht der flammenschürende Katholik, nicht der Ultra, nicht der Liberale – verdammt nur ist die diplomatische Seele, die, ohne Götter, ohne Gott, ohne Freiheit, ohne Vaterland, ohne Ritterlichkeit, ohne reine [?] Treue, ohne Frauenliebe, ohne Kraft und ohne Demut, nichts anbetet als einen Stuhl, Thron genannt, zu dessen Hohenpriester sie einen König bestellen. Nur der Diplomat wird verdammt werden, denn besser ist's und frömmer, den Teufel verehren als ohne Glauben sein. Was hält Spanien aufrecht, was wird die edlen Spanier retten, und fielen alle bösen Geister über sie her? Das rettet sie – daß sie die Inquisation gehabt. Der Teufel ist fort, der Glaube ist geblieben. Die Religion hat sich eingesponnen, und aus grauer Puppe flattert die glänzende Freiheit empor. –
Hundstage. Von Justus Völklein (24. Juli – 28. August)

Das Haus, worin der *Österreichische Beobachter* in Wien sein Comptoir hat, wird genannt: „Zum Auge Gottes." Man sollte denken, dieses Blatt müßte recht scharfsinnig sein. [Z]

Franz von Assisi ist in der Franziskaner Kirche zu Assisi unter dem Hauptaltar in einem Gewölbe beigesetzt, wo er, nach der Versicherung der *Franziskaner*, aufrecht steht, ohne von irgend etwas gehalten oder gestützt zu werden. Allein – weil das Anschauen dieser Reliquie den Tod unvermeidlich verursachen würde, *darf sie niemand sehen*!! [Z]

Als *Franz* für seine ersten 10 Schüler im Jahre 1210 die erste schriftliche Regel aufgesetzt hatte, so brachte er sie nach *Rom*, um solche vom Papst *Innozens III* bestätigen zu lassen. Kaum hatte sie der Papst zu lesen angefangen, so warf er sie dem Verfasser vor die Füße und sagte: Das ist eine Regel für Schweine und nicht für Menschen.
Franz ging weg, wälzte sich wie ein Schwein in den Pfützen, kam darauf in dieser lieblichen Gestalt wieder zum Papste und frug ihn, ob er jetzt seine Regel bestätigen wolle, weil sie doch nun für ihn und seine Schüler passen würde? Das sind Mönche für dich, – dachte der Papst – die man zu allem brauchen kann, *und bestätigte die Regel.* [Z]

Wird Preußen seine *diplomatische Schlacht bei Jena*, die es am 20sten September dieses Jahres verloren, auch wieder gutmachen können wie jene Waffenschlacht? Verwundetes Fleisch heilt, kein verwundetes Herz; verlorne Soldaten können ersetzt werden, verlorene Bürger niemals. Die Gebeine des großen Friedrichs sind nicht allein vermodert – es gibt keine Unsterblichkeit! [Z]

Die Fürsten hatten ein heiliges Bündnis geschlossen, und keiner zweifelte, daß sie es edel gemeint. Aber es wirkte nichts, weil die Minister sich widersetzten. *Die Heilige Allianz der Minister*, die in Karlsbad verabredet worden, hat sicher einen bessern Erfolg. [Z]

In der Rede, womit der preußische Justizminister kürzlich den für die Rheinprovinzen in Berlin errichteten Revisions- und Kassationshof einsetzte, geschah des *öffentlichen und mündlichen gerichtlichen Verfahrens* Erwähnung, als solcher Institutionen, „welche dem nächsten und letzten Zwecke der Rechtsverwaltung am meisten entsprechen". Von dem *Gericht*

der Geschwornen war keine Rede, woraus man den traurigen Schluß ziehen kann, daß die Rheinländer diese festeste Stütze aller bürgerlichen Freiheit verlieren werden. Für die übrigen deutschen Staaten wäre Öffentlichkeit und mündliches Verfahren allein, auch ohne Geschwornengericht, schon ein großer Gewinn. Dem taubstummen deutschen Volke wäre hierdurch wenigstens das Gehör und hierdurch die Möglichkeit wieder gegeben, auch die Sprache zu erlangen. [Z]

Auch unter den Schneidern in Dresden hat man, nach öffentlichen Blättern, „*Spuren einer gefährlichen Verschwörung*" entdeckt. Wenn die Neuerungswut selbst diese sonst friedlichsten aller Staatsbürger befallen hat, dann kann man gewiß nicht sagen, daß die Furcht vor Revolutionen ungegründet sei. [Z]

Die *Preußische Staatszeitung* eifert gegen Benjamin Constant, weil er behauptet hatte, in Deutschland offenbarten sich heftige Bewegungen. Die Preußische Staatszeitung versichert, sie wüßten dort von solchen Bewegungen gar nichts. Die Preußische Staatszeitung sagt es. [Z]

Alle unsere Weisheit besteht in knechtischen Vorurteilen, alle unsre Gebräuche sind nur Unterwerfung, Marter, Zwang; der bürgerliche Mensch wird geboren, lebt und stirbt in der Sklaverei. Bei seiner Geburt heftet man ihn in Windeln, bei seinem Tode nagelt man ihn in einen Sarg, solang er die menschliche Gestalt behält, ist er durch unsre Einrichtung gefesselt. [Z]

Den preußischen Offizieren ist verboten worden, während der Nichtdienstzeit in altdeutscher Tracht zu erscheinen: man will erproben, ob ein deutsches Herz dem französischen Rocke widerstehen könne. [Z]

Armes Vaterland, nicht einmal wärmen darfst Du Dich an der Glut Deines niedergebrannten Hauses! [Z]

Mehrere preußische Familien in einer Stadt am Rhein haben sich Kuhpockenlymphe zum Impfen ihrer Kinder von Berlin

kommen lassen, da sie sich der inländischen, aus Furcht, französische Blutkügelchen in deutsche Adern hineinzurollen, auf keine Weise bedienen wollten. Schöner Beitrag zur platonischen Vaterlandsliebe! [Z]

Zu den Zeiten der Franzosen mußte jeder den unleserlichen Kribel, den er für seinen Namen passieren lassen wollte, der Präfektur einschicken. Es ergab sich nun, daß ein Sekretär entweder aus Langeweile, auf Befehl oder aus Scherz alle diese Namenskarikaturen genau auf ein Blatt Papier nachgemacht hatte, so gelangte dieses Blatt durch Zufall an eine Akademie der Wissenschaften, die es auf der Stelle für eine wichtige Urkunde in Runenschrift erklärte. Man disputierte, ob es aus Island oder Norwegen hergekommen, allein keiner konnte es lesen, so vergingen drei Jahre, bis man endlich den Beschluß faßte, es bei allen Regierungen zirkulieren zu lassen, um durchs Amtsblatt alle jene aufzufordern, welche imstande wären, aus diesen Hieroglyphen einen Sinn herauszubringen, und da entdeckte sich endlich durch Ähnlichkeit der jetzigen, daß es Namensunterschriften von Beamten waren, welche aus Bescheidenheit so unleserlich geschrieben; auch dieses haben wir gottlob von den Franzosen, welchen die meisten Beamten gedient, beibehalten, mit dem Unterschied, daß auf dem französischen Regierungspapier der Name oben bei der Anrede gedruckt war, indem jetzt kein Mensch mehr weiß, wer ihm die Ehre zu schreiben erzeiget. Ich habe oft gedacht, was wohl Wilde zu dieser Aufklärung sagen möchten? Den [!] einzigen vernünftigen Grund, der sich dabei denken läßt, ist, daß die Leute gern dem Publikum verheimlichen möchten, daß sie diese Stelle besitzen, weil sie wissen, daß man sie von Napoleon und Hieronymus her kennt. [Z]

Politische Kleinigkeiten
[Aus: Allgemeine Polit. Annalen 1823]

Die Regierungskunst bis auf die neuere Zeit bestand großenteils darin: daß man jedem einzelnen Bürger weißmachte, er sei sehr schwach und krank und könne kaum auf den Beinen stehen, und wenn er glaube, seine Nachbarn würden ihm

helfen, so irre er sich: Denn diese wären auch allesamt blind und lahm. Er sähe nun selbst ein, wie er keinen Schritt ohne Führer tun dürfe, und zu diesem Zwecke habe man, mild und weise, eine gehörige Zahl Beamten angenommen, die er, wie billig, da sie bloß zu seinem Beistande da wären, bezahlen müsse. Den armen Bürgern ging es wie jenem kranken Narren, der gläserne Beine zu haben glaubte, und aus Furcht, sie zu zerbrechen, nicht zu gehen wagte. Da kam die Not und peitschte das deutsche Volk; es lief, sah mit Verwunderung, daß seine Füße ganz geblieben, und ward geheilt. Aber den gut bezahlten, gut gefütterten Krankenwärtern ist diese Heilung, die sie außer Dienst zu setzen droht, nicht willkommen, und darum bemühen sie sich, dem Volke wieder seine alte Hypochondrie anzuheften und einzuflüstern.

Viele Fürsten wollen noch immer nicht einsehen lernen, daß die Polizei oft ihre gefährlichste Feindin, ja oft die einzige revolutionäre Macht ist, die sie zu fürchten haben. Sind wirklich Übel vorhanden, so werden sie von der plumpen und abgeschmackten Quacksalberei jener Staatsgewalt nur verschlimmert. Ist das Volk krank, so gebt ihm frische Luft und freie Bewegung, vertraut es aber nicht den ungeschickten Händen eiteler, törichter und pflichtvergessener Pfuscher an.

Wenn man das Tun und Treiben in manchen Ländern betrachtet, so hört man nichts als das Knarren verrosteter Staatsangeln und hat dabei den beständigen Anblick eines Kirchhofes entschlafener Ideen. Der Luftzug durch die Risse alter gotischen Mauern erweckt ein unbehagliches Gefühl.

In unsern strengen Monarchien haben die Bürger gleich Münzen einen Nennwert, durch das Wort und Bild des Fürsten bezeichnet. Das ist die *Ehre.* Wer dieser beraubt wird, wem jenes Gepräge mangelt, der hat nur einen innern Wert und muß sich jeden Augenblick von neuem schätzen, wiegen und prüfen lassen. Darum ist das Gepräge der Ehre von so großem Werte im geselligen Umgange, weil wir auf Treue und Glau-

ben, ohne beschwerliche, vorgängige Untersuchung, nach Maß unsers innern Gehalts, angenommen und geschätzt werden. In den Staaten des Altertums war dieses anders. Da legte jeder einzelne Bürger alle seine Kraft und Tugend in den allgemeinen Schatz nieder; er bedurfte darum keines eignen Gepräges; dort war Vaterlandsliebe – hier ist nur Hof- und Standes-Ehre.

Wenn man das Volk durch besondere Agenten ausspionieren läßt, so ist dies wahrlich ein gutes Zeichen der Zeit. Das Volk sollte sich wegen dieser Anerkennung seiner Wichtigkeit geschmeichelt fühlen. Es war eine Zeit, wo man sich wenig um die Gesinnungen der Völker bekümmerte und aller diplomatische Forschungsgeist nur die Absichten der Höfe, die Meinungen der Fürsten und die Launen der Mätressen zum Ziele hatte.

Aus einem „Freundschaftsbuch" Ferdinand Hillers
[Ztg. f. d. elegante Welt, 7. Nov. 1840]

Treibt Lob dich stärker an, es zu verdienen, als Tadel, ihn zu besiegen – dann vertraue Deinem Genius.

Gefährlich ist's, wenigen zu gefallen – und wären es auch die Besten. Ihre Schmeichelei ist Werbung zu ihrer Fahne, ihre Liebe ist eine Kette, ihr Lob ist Sold, der Dich zu ihrem Diener macht. Der Beifall der Menge aber ist ein Geschenk, das, weil frei gegeben, frei läßt den Empfänger.

Der Beifall der Kenner ist ein Strom, der kleine Ladung gefahrlos zu kleinem Gewinste führt; der Beifall des Volkes ist ein Meer, launenhaft, stürmisch, klippenvoll – aber der kühne Schiffer kehrt mit Schätzen zurück.

Die Jugend [Tugend?] bleibt treu – dem Treuen – bis in den Tod. Dem sie entfloh, dem war sie nie gesellt.

Tue, was Dir die Alten sagen, doch glaube ihnen nicht. Glaube der Jugend, doch folge ihr nicht!

Kunst ist alles und jedes Leben. Der lebt in Tönen, der in Farben, der in Worten, der im Tun. Jedes Leben ist vollendet, wann es auch ende, und kein wahrer Künstler starb zu früh für seine Kunst.

Bleibe Deinem Genius treu; tue, was er Dir befiehlt, unterlasse, was er Dir verbietet. Frei ist man nur in der Beschränkung, Herr nur in seinem Hause.

Fliehe die Gunst der Großen, sie geben Dir wenig und nehmen Dir alles.

Die Menschen verehren ist die erste Stufe der Weisheit, sie lieben, die letzte. Man gelangt nur über jene zu dieser.

Kaufe, was Dir gefällt; nichts war zu teuer, hast Du nicht die Freiheit dafür hingegeben.

Wer aber bis an das Ende beharrt, der wird selig. (Matth. 10, 33).

Frankfurt, d. 2. Nov. 1826.

Dr. Börne

VII. (Kritiken)

2. [Aristokratismus]
S. 392 *nach*: in tausend Gestalten, *hat O* (*gestrichen*): die Menschen sind nicht [so] schlimm, als man glaubt, auch die Aristokraten nicht; sie fangen immer damit an, sich selbst zu betrügen, und haben sie darin die gehörige Übung erlangt, dann erst betrügen sie andere.

5. [Nouvelles lettres provinciales]
S. 406 *nach*: Lage bezeichnen. *hat O (gestrichen)*: Doch indem wir dieses tun, werden wir immer der Möglichkeit eignen Irrens eingedenk bleiben und uns die Empfänglichkeit für jede bessere Belehrung bewahren, sie mag uns von Menschen oder von der Geschichte kommen. Mit einer guten Gesinnung erhebt man sich leicht über den Schmutz der Erde; doch über die täuschende Atmosphäre, die alles irdische Dasein umgibt, erhält man sich auch mit der besten nicht.

7. [Zeitgenossen]
S. 421 *nach*: der wohltut. *hat W I*: Für die, welche die Zeitgenossen nicht lesen, soll wenigstens folgende Belehrung nicht verlorengehen: „Im Bestehenden wohnt eine sonderbare Kraft, die es auch dann noch nicht verläßt, wenn es fehlerhaft geworden. – Kein Bestehendes ist von Anfang an fehlerhaft gewesen – es ist es erst geworden, indem es in seinem Zustande beharrt, indes die Zeit ihren Gang fortgegangen und die Gesellschaft andere Formen angenommen, auf die es nicht mehr paßt. – Solange das Bestehende noch jung und jugendlich und gelenkig ist, bildet es sich immer der Gegenwart nach und bleibt stark. Allein sowie es älter wird und sich verknorpelt und verknöchert, vermag es dieses nicht mehr und jegliches, in dem organisches Leben wohnt, stirbt zuletzt am marasmus senilis, und jeder Staatsverein tut dieses wie jeder Mensch."
S. 424 *nach*: ernster Wille. *folgt in W I*: Andeutungen. – Unter diesem Namen nehmen die Zeitgenossen Grundzüge zu künftigen Lebensbeschreibungen bedeutender Männer auf. Im gegenwärtigen Hefte sind unter andern folgende enthalten:
König Wilhelm v. Württemberg. – Die Rede: „ich würde die Achtung von Teutschland, von ganz Europa, wenn es sein müßte, gegen die Ausführung dessen setzen, was *ich* als das Beste meines Volkes erkannt habe! – wenn es wahr ist, daß sie gehalten worden, würde [das] mehr als einen königlichen, sie würde einen göttlichen Sinn verraten.
Freiherr von Stein. – Von *Woltmann* erzählt. Die Stimme eines Toten über einen Lebenden verdient Beachtung. – „Der

Stein, den Bauende verwarfen, er ist zum Eckstein worden" (die Psalmen) ... Vielleicht geschieht's noch!

10. [Lettres sur la Suisse]
S. 439 *nach*: zu antworten *hat ED (Lit.Bl.)*: Aber jetzt ist kein Tropfen Bitterkeit mehr in mir, und ich wiederhole das Lob, das man diesem Werke nicht versagen kann. Meine Herrn aus Leipzig, wir wollen es übersetzen.

11. [Les Cabinets et les peuples]
[Untertitel im O und ED (Lit.Bl.): (*Trümmer einer gescheiterten Kritik*)].
S. 440 *nach*: Lebenden zählt. *folgt im O*: Deutschen politischen Schriftstellern geht es doch gar zu traurig! Die französischen haben wenigstens ein Ausland, und sie brauchen die Türken und den Teufel nicht zu schonen; die Deutschen aber haben weder ein Vaterland noch ein Ausland; von Marokko trennt uns nur eine Gasse, und auch die Hottentotten sind unsere lieben Nachbarn. In Frankreich darf man nur von einigen Sachen nicht, aber von allen Personen darf man sprechen; in Deutschland darf man von nichts und von keinem sprechen, und während dort zuweilen mißbräuchlich eine Injurie als Staatsverbrechen bestraft wird, wird in Deutschland, was viel schlimmer ist, jedes Staatsverbrechen zugleich als eine Injurie angesehen und doppelt gerügt.
Will ein Deutscher von politischen Dingen öffentlich reden, muß er bei einem Taschenspieler in die Lehre gehen. Er muß lernen: viel schwatzen, viel Lärm machen, damit der Zuschauer unter dem Hören das Sichtbare übersieht und – husch ist die Muskatnuß aus dem Becher!

12. [Les loisirs d'un banni]
S. 443 *anstelle*: Die Muse ... wird es nie. *hat O (gestrichen)*: Aus Gefälligkeit für den Nürnberger Korrespondenten will ich folgendes Geschichtchen ausziehen. – Auf den niederländischen Universitäten müssen alle Vorlesungen in lateinischer Sprache gehalten werden. Sämtliche Professoren fügten sich auch dieser Regel; nur ein deutscher Philosoph wollte sich derselben nicht unterwerfen. Er begann seinen Cursus mit fol-

gender Rede: „Mes gers élèves, la médavisique est la plus siplime des zienzes. On veut gue je vous l'enzeigne en ladin. Je pense bien en ladin, mais le ladin est-il assez rige pour siffire à doutes le pelles joses gue j'ai à vous gominiguer? – Nun wohl! riefen die Zuhörer, teilen Sie uns diese schönen Sachen französisch mit. – En vranzais! Mes gers Messieurs, elles sont si siplimes, ces pelles joses, gue je ne buis les benzer et les exbrimer gu'en allemand. C'est la blus pelle des langues gue l'allemand. Zavez-vous l'allemand, mes gers élèves? Nein, nein, antwortete man ihm von allen Seiten. – Et pien! allez abréndre l'allemand, et gand vous zaurez l'allemand, nous gommenzerons à étudier la médavisique." –

14. [Der Mord Augusts von Kotzebue]
S. 450 *nach*: Klügeres getan. *hat Z*: Übrigens hängt es von Hrn. Brockhaus in Leipzig ab, ob er den Hrn. Baron v. Fouqué wegen Nachdruck seines eigenen Lebens aus dem Konversationslexikon, das er diesem Freundesrufe ganz aufgenommen, verklagen wolle oder nicht. Die Einrede, er habe den Artikel aus seiner Prosa versifiziert, wäre leicht zu beseitigen.

20. [Reise nach Hammelburg]
S. 478 *nach*: Stände dienlich. *hat W I*: den früheren Teil der Reise nach Hammelburg habe ich nicht gelesen, und das freut mich, es steht mir noch ein großes Vergnügen bevor.

35. [Histoire de la Révolution Française]
S. 569 *vor*: Es ist wahr *hat ED (Lit.Bl.)*: Das Werk wird aus vier Teilen bestehen. Den letzten Teil, die sogenannte Revolution (ein Dunst-Meteor jener nächtlichen Zeit) unter König Johann enthaltend, bearbeitet Hr. Bodin. In den erstern Teilen erzählt Hr. Thiers die Geschichte der französischen Revolution. Die beiden erschienenen Bände führen diese Geschichte bis zum Tode Ludwigs XVI. – S. 575 *nach*: anzuwenden haben *hat ED*: Die Königin Marie Antoinette beklagte sich gegen Lafayette, *daß der König nicht frei wäre*; er habe nach den Vorfällen am 6. Oktober seine Garde-du-Corps abschaffen müssen, und werde von der National-Garde bewacht. Auf diese Klage wirkte Lafayette von der Munizipalität die Er-

laubnis aus, daß der König seine Garde-du-Corps zurückrufen dürfe. Marie Antoinette aber machte keinen Gebrauch von dieser Bewilligung und war in großer Verlegenheit, welchen Grund ihrer Weigerung sie dem erratenden Lafayette angeben solle... Am 23. April 1791 ließ Ludwig XVI. durch seinen Minister Hrn. v. Montmorin den fremden Gesandten einen Brief schreiben, worin er die hinterhältige Gesinnung, die ihm das Ausland zumutet, von sich abweist; den Mächten zu erkennen gibt, daß er die Konstitution beschworen habe, und entschlossen sei, sie aufrecht zu erhalten, und alle für seine Feinde erklärt, die das Gegenteil ausbreiten würden. Die Ausdrücke dieses Schreibens waren vorsätzlich übertrieben, *damit es durch Gewalt erzwungen erscheine.* Dieses hatte der König selbst dem Gesandten Kaisers Leopold erklärt. – Ab uno disce omnes!... *Froment*, ein Bürgerlicher, war einer der heftigsten Gegner der Revolution. Folgende Erzählung ist aus seinen eignen Memoiren genommen. Als man sich in Koblenz mit der Organisation der Royalisten in Frankreich beschäftigte, wünschte Froment, an die Spitze der Royalisten zu kommen, die er schon 1789 und 1790 geleitet und befehligt hatte. Er wendete sich an den Grafen Artois, mit der Bitte, ihm ein Brevet als Colonel-Commandant zu geben. Der Graf Artois willigte sehr gern in das Gesuch. Aber die Mitglieder des Koblenzer Conseils waren ganz anderer Meinung. Sie fanden es sonderbar, daß ein *Bürgerlicher* auf ein Militär-Brevet Anspruch mache, und einer der Herrn fragte Froment im größten Ärger: „Pourquoi ne demandez-vous pas un évèché?" Froment brach in ein lautes Gelächter aus, welches die Hochadligkeit in einige Verwirrung brachte. Indessen wurde die Sache von Neuem verhandelt. Die Deliberanten waren der Meinung, die neuen royalistischen Corps *légions bourgeoises* zu nennen. Froment machte ihnen das Bedenkliche dieses Namens bemerklich, indem sie ja auf diese Weise nichts als eine neue Art Nationalgarde errichteten, und schlug vor, sie *milices royales* zu nennen. Der Bischof von Arras unterbrach ihn barsch, und sagte ihm: *„Non, non, Monsieur, il faut qu'il y ait du bourgeois dans votre brevet"*, und derjenige, der das Protokoll führte, brachte das gehörige *bourgeois* hinein. – Über den adligen Hochmut der Koblenzer Herrn wird sich

wohl kein vernünftiger Leser wundern, aber wohl über die bürgerliche Demut des Narren Froment, der sich für solche Menschen schlagen wollte!

Nachfolgende Erzählung, aus den Flegeljahren der Französischen Revolution, werden die meisten Leser zum erstenmal hören; das Ereignis ist wenig bekannt. In den Tagen, die dem 10. August vorhergingen (wo die Tuillerien gestürmt wurden und sich der König in die National-Versammlung flüchtete), hatte man den festen Entschluß gefaßt, bewaffnet in den Palast zu ziehen und den König abzusetzen. Hierzu mußte man aber das Volk in Aufruhr bringen, und dieses zu bewirken bedurfte es eines besondern Anlasses. Man überlegte bei den Jakobinern, wie man diesen Anlaß herbeiführen könne. Der Deputierte Chabot breitete sich mit dem Feuer seines Temperaments über die Notwendigkeit einer großen Revolution aus, und bemerkte, diese herbeizuführen wäre zu wünschen, daß der Hof einem Deputierten nach dem Leben stellte. Grangeneuve, selbst ein Deputierter, hörte diese Rede aufmerksam an. Darauf nimmt er Chabot beiseite und sagt zu ihm: „Sie haben recht, ein Deputierter muß umkommen; der Hof aber ist zu klug, uns eine so schöne Gelegenheit zu verschaffen. Man muß dem Mangel abhelfen, und mich je eher je lieber in der Nähe des Palastes umbringen. Bewahren Sie das Geheimnis, und bereiten Sie die Ausführung vor.“ Chabot, von Begeisterung ergriffen, erbietet sich, das Todeslos zu teilen. Grangeneuve nimmt das Erbieten an und sagt, zwei Tote würden eine größere Wirkung machen, als einer machte. Sie verabreden den Tag, die Stunde, die Mittel sich umzubringen (ohne sich zu verstümmeln, sagen sie), und sie trennen sich, entschlossen, sich dem allgemeinen Wohle aufzuopfern. Grangeneuve, festen Willens, Wort zu halten, ordnet sein Haus und begibt sich abends halb eilf Uhr auf den verabredeten Platz. Chabot war noch nicht da. Er wartet. Da Chabot nicht kömmt, denkt er, er habe seinen Entschluß geändert: er hofft aber wenigstens, der Plan werde an ihm vollzogen werden. Er geht mehreremale auf und ab, erwartet vergebens den tödlichen Streich und sieht sich endlich zu seinem Verdrusse genötigt, nach Hause zu gehen und sich lebendig schlafen zu legen. — Thiers nennt diesen Gran-

geneuve: un homme d'un esprit médiocre, mais d'un caractère devoué; so verrückt scheint in unserer Zeit, selbst einem Freunde der Alten, wie Hr. Thiers ist, jede Großtat, und so wird hier bestätigt, was Montesquieu sagt: daß die Tugend nicht das Prinzip der Monarchien ist.

Wir wollen zum Schlusse auch unserm Stiefkinde ein schönes Geschichtchen erzählen. Als man sich in der National-Versammlung um das königliche *Veto* stritt, erhitzte sich das Pariser Volk auch darüber, ohne etwas von der Streitsache zu verstehen. Es glaubte, *Veto* wäre eine Abgabe, die man abschaffen wollte, oder ein Feind, den man hängen müßte, und sie wollten ihn an die Laterne bringen. Zwei Landleute sprachen vom Veto. Weißt du, was das ist Veto? fragte der eine. – Nein. – Merk' auf! Du hast da einen Napf mit Suppe; der König sagt dir: Schütt' die Suppe aus, und du mußt sie ausschütten.

48. [Materia medica]
Zeitgeschichte [Lit.Bl.]

> An authentic narrative of the extraordinary cure, performed by *prince Alexander Hohenlohe*, on Miss *Barbara O'connor*, a nun, in the convent of New-Hall etc. etc.
>
> *Authentischer Bericht von der wunderbaren Heilung, welche der Prinz Alexander Hohenlohe* an der *Miß Barbara O'connor*, Nonne des Klosters New-Hall bei Chelmsford, bewirkt hat; nebst einer vollständigen Widerlegung der vielen Unwahrheiten und irrigen Gerüchte, die in dieser Sache im Umlauf waren. Von Dr. *Johann Badeley*, Protestant, Arzt im genannten Kloster. London 1823. (Ein Band in 8. in englischer Sprache.)

Das muß ein höchst vortreffliches Werk sein, das schon auf dem Titelblatte belehrend ist! Aus diesem Titel aber ist einiges zu lernen. *Erstens* ersieht man daraus, daß das Wasser ein *Wunderleiter* ist, da der Fürst von Hohenlohe, ohne sich einer gefährlichen See-Reise auszusetzen, vermochte, seine Wundertätigkeit nach Irland hinüber wirken zu lassen. Dieses führt zu dem Schlusse, daß die Wunderheilkraft mit der Elektrizität

eine große Ähnlichkeit hat, eine Ähnlichkeit, die zu der angenehmen Hoffnung berechtigt, daß, so wie es Elektrisier-Maschinen gibt, man auch einst noch Wunder-Maschinen erfinden werde, die in Spitälern große Dienste leisten müssen. *Zweitens*, zeigt der Titel, daß in Irland ein Protestant Arzt eines Nonnenklosters ist, welches auf Eintracht zwischen beiden Religions-Parteien hindeutet. Was nun das Werk selbst betrifft, so werde ich es nicht beurteilen. Nicht darum enthalte ich mich dessen, weil mir das Buch gar nicht vor Augen gekommen, ich es also nicht habe lesen können – ein geübter Rezensent muß auch Werke zu kritisieren verstehen, die er nicht gelesen – sondern ich unterlasse es, weil es überflüssig wäre, da sich eine Kritik des Buches schon in einer französischen Zeitschrift findet, die ich also bloß zu übersetzen brauche. Was könnte auch ein Deutscher Besseres sagen? In Sachen des Unglaubens muß man sich mit keinem Franzosen messen: darin sind sie Meister. Meister Franzose sagt was folgt.

„Zu dieser Zeit lebte nahe bei der Stadt Chelmsford eine Nonne, die einen bösen Finger hatte. Nichts konnte den Zeigefinger der Nonne vor jeglicher menschlichen Verderbnis bewahren. Miß Barbara O'connor (dieses war auf Erden der Name der Heiligen) versuchte, vom 7. des Monats Dezember 1820 bis zum Monate Januar des folgenden Jahres vergebens aus ihrem Finger das Übel zu vertreiben, das sich dort unversehens eingeschlichen hatte; Reibungen, Bähungen, Einschnitte, Salben, Balsame, Elixire, Aufschläge, Einspritzungen – nichts schlug an. Der Daumen (ich irre mich, es war der Zeigefinger), der Zeigefinger der Miß Barbara blieb lange Zeit in dieser traurigen Lage. Alle Apotheker des Shyre's (des Kantons) untersuchten und behandelten ihn, ohne ihn heilen zu können. Hr. Varlow setzte Blutigel an; die Blutigel wollten nicht anbeißen. Hr. Carpue machte Einschnitte, um etwas eiterige Materie ausfließen zu lassen, aber die eiterige Materie floß nicht. Man trieb es bis zu Merkurial-Einreibungen; dieses so wirksame Mittel blieb ohne Erfolg. Ein Jahr verstrich. Der Finger Gottes ruhte schwer auf dem Daumen oder Zeigefinger der Miß Barbara. Endlich (o himmlische Eingebung!) kam es in die Seele der Hochwürdigen Madame Gerard, Superiorin des Klosters, den guten Fürsten Hohenlohe, dessen Wort schon

so viel Gelähmte geheilt, und so vielen Blinden das Gesicht wiedergegeben hatte, um die Heilung des unheilbaren Zeigefingers anzuflehen. Man schreibt, man gibt genaue Auskunft über das schreckliche Übel des Fingers, und man erhält folgende Antwort:

Daß der Fürst am 3ten Mai, um acht Uhr, ihrem Verlangen gemäß für ihre Heilung beten werde. Um dieselbe Stunde soll denn auch sie ihre Gebete verrichten.

Am dritten des bestimmten Monates, nachdem Miß Barbara eine andächtige Stunde betend zugebracht und wohl auch zu Bamberg für ihren Finger gebetet worden war, bekömmt dieser Daumen oder Zeigefinger seine natürliche Gesundheit wieder. Kein Übel mehr am Finger; auch nicht eine Spur mehr. O Wunder!

Das ist das wichtigste von den wunderbaren Begebenheiten, die von dem Herrn Dr. Badeley in dem Buche, das vor mir liegt, sehr umständlich und ernsthaft berichtet werden. Das Buch ist ohne Zweifel eines der merkwürdigsten, die in unserer Zeit erschienen sind; nicht daß es mit Geist und Anmut geschrieben wäre, sondern wegen des Interesses des Schauspieles, und wegen der seltenen Naivetät, mit welcher der Doktor den Daumen oder Zeigefinger, Madame Gerard, Miß Barbara, die sechs Apotheker des Kantons, sich selbst und den Daumenheiler auftreten läßt. Es ist jetzt nur noch eines kleinen Neben-Umstandes zu gedenken; daß nämlich der gute Doktor, der jene merkwürdige Begebenheit bezeugt, darauf bedacht ist, uns selbst zu unterrichten, daß die Wahrheit der Tatsache ihm ganz unbekannt ist. Dieser treue, einfache und naive Schriftsteller (Schriftsteller wie man keinen mehr sieht) gesteht S. 19 und 20, daß der Daumen oder Zeigefinger ihm erst gegen die Mitte des Mai gezeigt worden ist. Nun muß aber der gute und treuherzige Hr. Badeley bedenken, daß die plötzliche Heilung am 3. Mai, worauf das ganze Wunder beruht, keinen andern Zeugen als Miß Barbara selbst, und kein anderes Zeugnis als ihr Wort hat, welches übrigens in Zweifel zu ziehen die Heilige keine Veranlassung gibt. Der geneigte Leser kann also, ohne sich um das Zeugnis des Hrn. Badeley zu bekümmern, an den Daumen der Miß Barbara glauben oder nicht glauben. Hr. Badeley hat sich selbst aus der Sache gezogen, indem er

gesagt: *Meine Herrn, ich bezeuge es, aber ich weiß nichts davon.*"
Die menschliche Leichtgläubigkeit ist eine reiche Mine, welche den geschickten Leuten, die sie bearbeiten wollen, immer offen steht. Von den ägyptischen Priestern bis Meßmer, von Apollonius von Thyans bis zu den hochseligen Leiden der Nonne, die, während das Blut von ihr herabrieselte, und die Wolken des Todes ihre Augen bedeckten, schrie: *Herz-Papa, ich will Dodo machen*, hat der Mensch immer das Unmögliche geliebt, und immer hatte man die Geschicklichkeit, jene Neigung durch Wunder zu befriedigen. Wir wollen nicht behaupten, daß die Geschichte von dem Daumen der Miß Barbara künstlich verfertigt worden sei; aber indem wir ihr Glück wünschen, den Gebrauch ihrer drei kostbaren Fingergelenke wieder erlangt zu haben, laden wir sie ein, wenn ihr das nämliche Unglück an der linken Hand begegnete, nach Paris zu reisen, und Seine Durchlaucht ja durch den Doktor Dübas zu ersetzen.

51. [Moyse etc.]
S. 693 *nach*: Natur an sich haben. *folgt im ED (Lit.Bl.)*: Lemercier legt ihm sogar in den Mund, daß ein Staat ohne Oppositionspartei zugrunde gehen müsse!
In den Beilagen zu seinem Werke teilt der Verfasser Bruchstücke (aber sehr große) aus seinen ältern epischen Gedichten, *Homère*, *Alexandre* und *l'Atlantiade*, in der Absicht mit, die in ihnen vorherrschenden verschiedenen Farbentöne bemerklich zu machen. Das Fragment von Homer beginnt:

La nuit couvre les flots, *Homère en paix sommeille.*

Der *schlafende* Homer beginnt bedenklich eine Epopee. Homer sieht im Traume die Dichter aller kommenden Jahrhunderte. (Schrecklicher Traum! Armer Homer!) Da heißt es unter andern: Lafontaine der Fabeldichter

Abreuve agneaux et loups à l'eau de l'Hippocrène,

(Poetische Lämmer ließe man sich gefallen; aber vor begeisterten Wölfen mag uns der Himmel bewahren), und von Racine wird gesagt:

Melpomène veuve en pleure la mémoire

(Witwe von Ephesus! Hat seitdem wieder geheiratet.) Endlich teilt Lemercier ein Gespräch mit, das er im Jahre 1800 mit dem ersten Konsul Buonaparte bei Gelegenheit der Überreichung seines *Alexanders* gehabt. Dieses Gespräch, sich besser für einen besondern Artikel eignend, wird im Morgenblatte erscheinen.

Sendschreiben des deutschen Michels an S. T. Herrn John Bull in London, Buxtehude 1819. [Z]

Ich liebe sehr solche *leicht-fertige* Drucke, weil sie nicht, gleich den Linientruppen der Tagesblätter, von dem Zensorenheere geschlagen werden können, sondern als Plänkler überall und nirgends sind und der guten Sache gute Dienste leisten. Darum habe ich dieses Schriftchen von 16 kleinen Seiten früher gelobt als gelesen. Ich tue es auch später. „An Salvo Titulo Herrn John Bull" ist gut gesagt und redlich gemeint. Dieses herrliche S. T. als das wohlbekannte deutsche Apothekermittel gegen die Gedächtnisschwäche der Höflichkeit, das wir schon so häufig gegen einzelne gebrauchen, deren Titel wir doch auswendig wissen, sollte man, wenn man mit John Bull spricht, dessen Würden ja gar nicht zu erschöpfen sind, um so weniger anzuwenden versäumen. Dem S. T. englischen Volke wird nun in diesem Werkchen kurzer Bericht erstattet über Verschwörungen, die man durch den Kaiserschnitt an Tageslicht gebracht, über Zeitungsrekrutenmaß (wobei, entgegengesetzt dem Soldatischen, die *Hohen* ausgesondert werden) u. dergl. m. Ich sage: *und dergleichen mehr*; denn wenn ich bedenke, wie lange sich schon die Bundesversammlung mit einem Gesetze gegen den Nachdruck beschäftigt, ohne mit dieser Arbeit wegen ihrer Verwicklung fertig werden zu können, so mag ich die dabei obwaltende Mühseligkeit nicht durch den neuen Fall vermehren, daß ein Spitzbube, unter dem Vorwande, ein Werk zu rezensieren, es ganz abdruckt.

Abhandlungen aus dem deutschen gemeinen Zivilprozesse von Dr. Carl Leopold Goldschmidt. Frankfurt am Main 1818. Verlag der Herrmannschen Buchhandlung. [W I]

Wer im Innern eines Hauses sich umzusehen die Neigung oder das Recht nicht hat, weil dessen Bewohner ihm unbekannt sind, der mag doch gerne vor dessen Außenseite weilen, wenn die Bauart etwas Anziehendes enthält. Eine solche öffentliche Seite hat manches Buch für viele, welchen sonst der Inhalt fremd ist, und diese des angezeigten Werkes will ich meinen Lesern zuwenden. Glücklich sind diejenigen, welche dabei stehenbleiben dürfen und nie in Gefahr kommen, in dem Labyrinthe des Rechts von dem Minotaur des Prozesses verschlungen zu werden. Man kann eine Stelle aus Schillers Taucher ohne alle Bosheit so parodieren:

— der Mensch *befrage die Richter nicht*
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Der scharfsinnige und kenntnisreiche Verfasser dieser Abhandlungen bezweckte außer der Aufklärung, welche er in einige Lehren des sogenannten gemeinen deutschen Prozesses bringen wollte, vorzüglich die Verkehrtheit unseres gerichtlichen Verfahrens darzustellen und zu bewahrheiten, was der Dichter spricht:

Es erben sich Gesetz' und Rechte
Wie eine ewge Krankheit fort,
Sie schleppen von Geschlecht sich zum Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage;
Weh Dir, daß Du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider! nie die Frage.

Es wird gezeigt, wie großartig und herrlich die Gesetzgebung des freien Roms, welche so einfach war und die Freiheit des Bürgers nicht in Fesseln schlug, neben der unsrigen erscheine, und wie im Verlaufe der Jahrhunderte Unverstand und Gewohnheitstrieb das öffentliche Verfahren, Willkür und Herrschsucht das Geschworenengericht verdrängt habe. Warum der heutige Prozeß so aller eigentümlichen Form verlustig und buntscheckig werden mußte, erklärt der Verfasser genügsam. „Dieser, in einem Freistaate geboren und erblüht, auf eine Monarchie übergegangen, aus ihr in eine Hierarchie verpflanzt und von da für einen monarchisch-republikanischen

Staatenbund entnommen, muß, seiner Na[illegible]ach von der Staatsverfassung abhängig, an ursprünglicher [illegible]staltung notwendig, wo nicht diese ganz verloren haben."

„Als das Recht noch auf freiem Markte und in freier Rede lebte und wirkte, half es die Zeit bilden, seit es begraben in verschlossener Kammer und gebundner Schrift, bequemt es sich nach der Zeit und ihren Bequemlichkeiten."

„Unglückselige Zeit, die sich hellsehend wähnt und blind ist, die frühere Mängel entdeckt, welche nie waren, und die eigne Gebrechlichkeit nicht sieht, welche noch ist. Dreimal unglückseligeres Recht, wie ist gebrochen deine herrliche Kraft und entschwunden dein freies Leben, wie bist du sogar zur wissenschaftlichen Mumie eingetrocknet und welch kleinliches Räderwerk soll Freiheit und Leben dir ersetzen. Legislation der heutigen Politik, die nur Staaten anerkennt und kein Volk, wird zur Politik der heutigen Legislation, und selbst viele, die das Gute wollen, verfechten unbewußt das Arge."

Der Verfasser verdient in seinen Behauptungen um so mehr Vertrauen, da er als Advokat alle die gerichtlichen Wege und Umwege aus der Erfahrung und nicht bloß aus den Beschreibungen anderer kennt.

[Briefe über Deutschland. W I]

Aus der Minerve française.

[Unter dem von Börne deutsch wiedergegebenen Text]: *Anmerkung des Übersetzers:*

Der staatsfromme Eifer, den die in der *Minerve française* mitgeteilten Briefe über Deutschland bei unsern Kabinettshierophanten rege gemacht hat, ist etwas Unerklärliches, da diese Briefe wenig enthalten, was nicht gleich stark und offen auch in deutschen Zeitschriften gesagt worden wäre und gesagt werden durfte. Die Pariser aristokratischen Blätter haben erst vor einigen Tagen eine Nachricht aus Frankfurt mitgeteilt, daß die Polizei einer benachbarten Stadt den Auftrag erhalten habe, dem Verfasser jener Briefe nachzuspüren. Es scheint, daß wir uns vor den Franzosen schämen und nicht haben wollen, daß sie die Erbärmlichkeit unseres Treibens erfahren. Hätten wir aber dabei gewonnen, wenn statt der ehemaligen

Furcht uns jetzt dieses Volk Ehrfurcht einflößte? Eine Vormundschaft dulden ist lange nicht so schimpflich, als sie verdienen. – [Vgl. Bd. 2/360 Aphorism. 346]

Trost in Leiden

[Der französische Artikel erschien in W I in der Übersetzung von Börne.]

Die *Minerve française* enthält über ein kürzlich zu Paris erschienenes Werk: *Ephémérides militaires depuis 1792 jusqu'en 1815 ou Anniversaire de la valeur française* folgende Anzeige und Beurteilung. Es ist ersprießlich, die Deutschen mit der Sprache, die darin geführt wird, bekannt zu machen, damit sie lernen, nicht wie man Lorbeeren verdiene (das haben sie gezeigt), sondern wie man sie erhalte. Wer im Unglücke stolz bleiben kann, der hat das Unglück nicht ganz verschuldet.

„Achilles, zur Untätigkeit gezwungen, ruhte von seiner Ruhe aus, indem er auf seiner Leier die Taten der Krieger besang; die Leier wie das Schwert Achills ist in die Hände unserer Tapfern gekommen, und die Erinnerung französischer Siege wird in einer großen Zahl von Schriften aufgefrischt, zu welchen derselbe hochherzige Eifer, welcher die Siege erzeugte, begeistert hat. Zu dem hier angezeigten Werke haben Krieger und Gelehrte ihre Talente vereinigt; glückliche und schöne Verbindung, welcher das Vaterland zulächelt! Den Schriftstellern liegt es jetzt ob, den Mut jener Tapfern zu beschreiben und ihre Wunden zu zählen. Mit engen und unauflöslichen Banden müssen die Freunde der Beredsamkeit und die Zöglinge der Musen sich unsern Helden anschließen und die Schande auslöschen, welche einige Überläufer der Nationalehre, die ihre schimpflichen Kronen in den feindlichen Reihen austeilen, auf die Literatur geworfen haben. O gewiß hätten diese unwürdigen Franzosen, wären sie zu Athen geboren, das Gemälde der Schlacht von Marathon wegzunehmen gewünscht, um an dessen Stelle die unglücklichen Ereignisse der Tage von Argos, Potamos und Syrakus zu setzen. Wir, für welche Marathon sich so oft wiederholt hat, wollen ihnen unermüdlich die Gemälde vorhalten, die ihnen so beschwerlich sind, und alle Strahlen unseres Reichtums in einem Brennpunkt versammeln, damit sie gezwungen werden, die Augen zu schließen.

Die Herausgabe dieser kriegsgeschichtlichen Tagebücher war ein glücklicher Gedanke. In dem Zeitraume von dreiundzwanzig Jahren, den sie umfassen, ist die französische Tapferkeit siegreich vom Tago bis zur Donau und vom Nil bis zum Dnjepr gewandert, und ihre Schritte sind von so zahlreichen Trophäen bezeichnet worden, daß auf jeden Tag des Jahres mehrere kommen. Es gibt keinen Tag im April, Mai und Juni, den einzigen noch bis jetzt erschienenen Monaten, die nicht deren fünf bis sechs darbieten, und die Tage, welche nur zwei oder drei Siege zählen, waren nur unfruchtbar in Lorbeeren. Ich fordere den miteifernden Waffenruhm auf, auch seine Tagebücher zu verfassen. Die, welche etwa glauben möchten, daß die Ernten der Wintermonate unergiebiger gewesen seien, müssen vergessen haben, daß die Franzosen nur *einen* Winter hatten.

In der Einleitung teilen die Verfasser mit Recht diesen langen dreiundzwanzigjährigen Feldzug in vier verschiedene Zeiträume ein. Der erste Zeitraum ist der, da das bewaffnete französische Volk nur seine Unabhängigkeit verteidigte. ‚Noch kennt es seine Stärke nicht, und wenn es außerhalb seiner Grenzen kämpft, so geschieht's, weil es dort Freunde gefunden hat, die seiner Hülfe bedürfen.‘ Zur zweiten Epoche, die mit dem Einfalle in Italien 1796 beginnt und mit dem Luneviller Frieden endet, ‚beschäftigt es noch kein Eroberungsgedanke, nur den Frieden will es aus der Ferne holen; es ist noch der patriotische Aufschwung von 1792, der es beseelt und seinen Kriegern den Sieg gibt. Aber die Republik ist nicht mehr. Ein einzelner Mann setzt sich an die Stelle der Nation und wird der Mörder ihrer Freiheit; das Zauberwort *Vaterland* vertauscht er gegen das des Ruhms, für Franzosen nicht weniger zaubervoll ... Eines über das andere gestürzt, sinken Reiche zusammen. Neue Herrschergeschlechter erheben sich über den Trümmern uralter Thronen, die in dem Staube liegen, und die besiegte Welt schweigt vor dem neuen Alexander.‘

So war der dritte Zeitraum. ‚Endlich erholen sich die Völker von ihrer Bestürzung, die gedemütigten Könige erfassen die Hoffnung wieder, und als wenn nur Wunder allein andere Wunder zerstören könnten, schließen die Elemente selbst gegen unsere Siege einen Bund ... In seinen innersten Umkreis zurückgedrängt, bis in seine Grundfesten erschüttert, wankt der

Koloß des Reichs, fällt und zieht den Mann, der es aufgerichtet, und das hochherzige Volk, das es mit Strömen von Blut befestigt hatte, mit sich nieder.' Dieser Zeitraum der Trauer ist der vierte, der durch eine Reihe von Unglücksfällen Frankreich zu dem Punkte, von dem es ausgegangen war, zurückgeführt hat.
Voltaire, indem er von den guten französischen Schriftstellern sprach, bemerkte: ‚Auch aus *dem* Grunde werden sie in ganz Europa gelesen, weil sie allen Nationen Gerechtigkeit widerfahren lassen.' Diese Gerechtigkeit, die so selten erwidert wird, erkennt man auch in den kriegsgeschichtlichen Tagebüchern. Ihre Verfasser haben das Verdienst, sich über die Fremden und, was noch schwerer ist, über die Franzosen einer andern Meinung mit Anstand zu äußern.
Daß unsere braven Krieger in ihrer heimatlichen Zurückgezogenheit sich mit diesen Tagebüchern, worin ihre Großtaten verzeichnet sind, innigst bekannt machen! Daß jeden Morgen bei der Erzählung der Siege des Tages sie mit Stolz sich sagen: ‚Freue dich, du warst auch dabei'; oder mißmutig: ‚Häng dich, du warst nicht dabei'.
Für alle Stände der Gesellschaft wäre es nützlich, daß sie auch ihre Tagebücher hätten, worin die Taten, die ihnen Ehre machten, eingetragen wären. So würde der Richter, ehe er sich niedersetzte, der Beamte, indem er sein Arbeitszimmer betritt, wenn sie gelesen hätten, von welchen patriotischen und mutigen Handlungen der beginnende Tag das Jahr erneuert, vielleicht vor dem Gedanken zurücktreten, ihn durch eine Handlung der Willkür oder durch ein ungerechtes und anstößiges Urteil zu besudeln. – –"
Deutsche, die ihr dieses leset, bedenkt, daß ein Volk, das diese Sprache führt, nicht aufgehört hat, furchtbar zu sein, und laßt euch nicht zurückschüchtern von der Jahresfeier der Leipziger Schlacht, wie sie das Herz euch eingibt!

[Kritik einer Darstellung der politischen Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. O, das erste Blatt fehlt, ca. 1820–22]

... aber das kann ihm nicht zugegeben werden, daß das Schicksal des französischen Volks von diesen oder andern Männern abhängt und daß der Zeremonienmeisterstab in

Chauvelins Händen ein Zauberstab geworden wäre, der Frankreich umgestaltet hätte. Sind die Führer, deren sich die Reisenden in d. Schweiz bedienen, weniger treu, weil sie sich für ihren Dienst bezahlen lassen. Wurden nicht gerechte Schlachten auch durch Söldlinge gewonnen? Jene Parteimänner mögen immer für ihren eignen Vorteil fechten, sie helfen doch den Sieg der guten Sache erkämpfen. Die Ananas wächst unter dem Miste hervor; ein langer schmutziger Weg führt aus dem Goldschacht bis zum Gewölbe des Kleinodienhändlers; aber die Frucht schmeckt doch süß, das Geschmeide glänzt nicht minder – und Frankreich wird frei und glücklich werden, trotz der Selbstsucht seiner Führer wie trotz seiner Irrlichter. [Vgl. Bd. 2, S. 268 ff., Aph. 159]
Ich habe im Bisherigen die falsche Grundansicht, die der Verfasser mit vielen andern gemein hat, die nämlich, daß die Willkür und die Leidenschaft einzelner Parteien oder Parteihäupter einen Staat in seiner Entwicklung aufzuhalten oder diese Entwicklung gar abzuleiten vermöchten, zu widerlegen versucht. Ich hätte mehr beweisen können, vielleicht sollen, ich hätte zeigen können, daß im Gegenteile die Selbstsucht der Bürger das allgemeine Leben des Staats oft kräftiger nährt als selbst die Entsagung der Tugend, daß die Unvernunft der Einzelnen die Staatsvernunft begründet, daß etwa das Verfahren der Ultras in Frankreich, trotz ihres Dünkels, ihrer Eigensucht und ihren Zwecken, die wahre Freiheit schneller herbeiführen wird als das der Liberalen; ich hätte zeigen können, wie der Vorzug, den unsere Repräsentativverfassungen, wenn sie erst gereift sind, vor den bisherigen Monarchien, ja sogar vor den Republiken der Alten haben werden, eben darin besteht, daß der Staat nie in die Lage kommen kann, zu seinem Glücke die Aufopferung einzelner Bürger oder Bürgerklassen zu fordern, wie es in jenen andern Staatsverfassungen war und ist, sondern daß die allgemeine Vaterlandsliebe mit der Selbstliebe bestehen wird – aber dieses alles hätte mich zu weit geführt, und daß ich es offenherzig gestehe, ich durfte mir nicht Gewandtheit genug zutrauen, auf eine Art, die nicht beleidigt, eine Lehre durchführen zu können, die mit dem Christentume anscheinend im Widerspruch steht. Ich will jetzt zu den einzelnen Behauptungen des Verfassers über-

gehen, die ich *einzelne* nenne, weil sie nicht immer zusammenhängen oder wenigstens in ihrem Zusammenhange nicht immer faßlich sind. Dieses letztere soll kein Vorwurf sein, denn die Ansichten des Verfassers können erst in der Folge ganz klar werden, da er eine Reihe von Betrachtungen erwarten läßt, die der gegenwärtige Aufsatz erst beginnt.
Es heißt: „Wenn wir mit unbefangenem Blicke den Zustand des heutigen Europas überschauen, so finden wir ... eine große Ähnlichkeit zwischen den heutigen europäischen Staaten und dem römischen Reiche vor dessen Untergang durch neue Lehre und feindlichen Andrang ..." Diese Vergleichung ist sehr treffend, nur begreift man nicht, wie der Verfasser sie hat anstellen mögen, da sie ihn selbst am schwersten trifft und er durch diese wenigen Worte seine eigne Sache so hoffnungslos zugrundegerichtet hat, als keine Waffe eines seiner Gegner es vermocht hätte. Ja freilich ist es so; gleich wie jetzt die Lehren des Liberalismus verspottet und deren Anhänger verfolgt werden, so wurde damals die Christuslehre verspottet und verfolgt – aber auf welcher Seite ist der Sieg geblieben, bei den Unterdrückern oder den Unterdrückten? Rom ist nicht mehr, und das Christentum besteht noch in seiner Kraft. Es ist nicht wahr, daß das römische Reich durch feindlichen Andrang und durch die neue Lehre untergegangen. Solange Rom männlich und stark war, besiegte es seine Feinde, solange die römische Menschheit frei und glücklich war, blieb es den Göttern des Lebens treu. Als aber Rom alterte und hinfällig ward, unterlag es dem Schwerte der Barbaren, und als die Römer in Sklaverei und Elend verfielen, da ward ihnen von der schützenden Vorsehung der Gott des Todes gesendet als einen Tröster der Leidenden, als einen Krankenwärter der siechen Menschheit; da ward der Blick von einer Erde voll Haß, Nacht und Trauer zu einem Himmel voll Liebe, Licht und Seligkeit abgeleitet. Auch das ist wahr, daß „wie damals das Christentum im Gegensatze zum Heidentum mehr negativ als positiv, mehr zerstörend als schaffend auftrat, so jetzt die sogenannten liberalen Ideen. (Warum hat der Verfasser den Gegensatz zu diesen nicht ausgesprochen?). Denn leider erkennen unsere heutigen Reformatoren keine andere Religion als die ihrer Chimärenpolitik ..." Aber wie kann es

anders sein? Wandelt nicht jede Gegenwart auf dem Grabe der Vergangenheit, und könnten die Lebenden Platz finden, wenn man nicht die Toten unter die Erde brächte? Kann man die Freiheit in die Luft bauen oder soll man neue Gebäude auf die Dächer der alten setzen? Der Boden ist eingenommen von den Institutionen des Despotismus und dem Schutte der Feudalität. Diese müssen weggeräumt werden, um der neuen bürgerlichen Ordnung Platz zu machen; das heißt aber nicht zerstören, das heißt nur verweste Körper einscharren. *Chimärenpolitik!* Aber diese Chimärenpolitik wurde doch in Spanien und Portugal zur Ausführung gebracht. Ihr werdet sagen, das kann nicht halten, und um es zu beweisen, werdet Ihr Feuerbrände in jene friedlichen Länder werfen, — und Feuer kann auch Eisen schmelzen — dann werdet Ihr sagen: seht, die Verfassung war aus Glas, sie hat nicht gehalten. So habt Ihr freilich recht. [Vgl. Bd. 2, S. 271 f., Aph. 160]
Der Verfasser fährt fort: „Ich will keineswegs, wie dieses nur zu oft geschehen, den Grund des heutigen Liberalismus in *Personen* suchen. Nein, ich suche ihn vielmehr in der ganzen Versteinerung des Weltteils, im unnatürlichen, geschraubten und daher unhaltbaren Zustande, worin sich Europa seit der Entdeckung Amerikas und der Reformation befindet" und — wie Columbus und Luther die eigentlichen Henker Ludwig XVI. gewesen, wird nun auf die übliche Weise dargetan. Man hat solche wunderliche Reden so oft gehört, daß man endlich verlernt, sich darüber zu wundern. Die Herren wollen uns zum Narren halten, oder sie halten sich selbst zum Narren. Als wenn wir nicht wüßten, daß noch in keinem protestantischen Lande eine Revolution stattgefunden und daß Frankreich, Spanien, Portugal, Neapel, Piemont und die Staaten Südamerikas katholische Länder sind! Die Revolution, was der Troß darunter versteht (wie oben bemerkt, das Kopfabhacken), ist durch die Reformation da, wo diese Wurzel gefaßt, ja grade verhütet worden, und wo sie in protestantischen Ländern noch einst erfolgt, da wird sie durch eine natürliche Geburt ins Leben treten, es wird nicht wie in Frankreich des Kaiserschnitts bedürfen. Die Revolution aber in ihrem wahren Sinne, als eine Umgestaltung des menschlichen Geistes genommen, ist von der Reformation nicht bewirkt, sondern be-

gonnen worden. Man kann ebensowenig sagen, daß jene die Wirkung dieser sei, als man sagen kann, der Sonntag sei die Ursache des Montags. Daß die jetzige Lage der Welt eine *geschraubte* ist, wird von denen verschuldet, die ihr Schrauben angelegt, um ihrem Wachstume Einhalt zu tun, und daß dieser Zustand *unhaltbar* sei, hoffen am meisten wir selbst. Der Verfasser gesteht ein, die Reformation und die Revolution wären aus einem Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft hervorgegangen, und die Urheber beider wären darum zu entschuldigen. „Es ist stets ein Unglück, wenn der Arzt dem Kranken die Arznei verweigert und dadurch den Kranken in die Notwendigkeit versetzt, sich dieselbe selbst zu administrieren". Ich meine, es sei oft ein Glück, wenn der Arzt dem Kranken die Arznei verweigert, denn die freie Natur heilt sicherer als die gebundene Apotheke. Wenn Völker krank sind, *wer* darf sich anmaßen, ihr Arzt zu sein? Selten steht ein Mensch [über] sein[em] Volk und seine[r] Zeit, und dieser seltene Mensch nie an der Spitze der rechtlichen Regierung.

Die ganze politische materia medica, die man seit drei Jahrhunderten erschöpft, die Menschheit in ihren Fortschritten aufzuhalten, von der Inquisition an bis zur Mainzer Untersuchungskommission, was hat sie gefruchtet? Die Völker zahnen, und man reißt ihnen die Zähne aus, angeblich, um ihnen die Schmerzen zu benehmen, aber eigentlich damit sie nicht beißen können. Es gibt nichts Alberneres als der Glaube, eine Revolution könne verhütet werden; die Gewalttätigkeiten, von denen sie begleitet ist, können verhütet werden, aber nie sie selbst ... Die Entdeckung Amerikas, heißt es ferner, habe der Legitimität den ersten Stoß gegeben, denn Europa habe nicht das Recht gehabt, sich die Herrschaft über Amerika anzumaßen. Sehr wahr, und wieder ein Beweis, wie sich die Vorsehung der Verblendung der Fürsten zum Heile der Völker bedient. Es ist sehr traurig, daß der zarte Körperbau der Legitimität keine Stöße vertragen kann; die Legitimität der Völker hat schon Püffe genug ausgehalten, und sie wird nur immer munterer darauf.

Von den allgemeinen Grundzügen, wie sie angedeutet worden, nach denen der Verfasser die jetzige Zeit zu beurteilen gedenkt, kömmt er zu deren Anwendung auf Frankreich, Eng-

land, Spanien und Italien, sich doch für diesesmal nur mit Frankreich und zwar in der Art beschäftigend, daß er sich darauf beschränkt, von der französischen Kammer und ihrem Verhältnisse zum Volke zu reden, und es verschiebt, sich über das Wesen der Französischen Revolution im allgemeinen auszulassen. Wie aber der Verfasser in der Kammer nichts als eine aus feindlichen Parteien zusammengestückelte Gesellschaft erblickt, deren Mitglieder alle nur den schnöden Trieben der Selbstsucht und Eitelkeit folgten und unter denen die Wahnsinnigen und Verblendeten nur die einzigen Tugendhaften wären – ist zum Teile schon ausgesprochen und getadelt worden. Von den Bourbonen in bezug auf die Charte sprechend, äußert der Verfasser: „Sie gaben *zu viel* und *zu wenig*. Sie bedachten nicht, daß der Übergang von der Despotie, wo das Volk *nichts*, zu der repräsentativen Monarchie, wo es *so viel* ist, zu stark und zu schnell war, um nicht eine notwendige Reaktion hervorzubringen." In diesen Worten und in mehrern folgenden bemüht sich der Verfasser darzutun, wie Frankreich in seiner Charte *zu viel* erhalten, den von ihm selbst aufgestellten Gegensatz aber, wie es *zu wenig* erhalten, diesen darzutun verschmäht er. (Nur das Dunkle bedarf der Beleuchtung, das Helle nicht!) Rührender ist doch wahrlich nichts als die zärtliche Besorgnis, welche die Gewaltherrscher und deren Wortführer hegen, daß nicht das liebe Volk durch einen zu schnellen Übertritt aus der dumpfen Stube der Despotie in die freie Luft der repräsentativen Verfassungen sich einen Schnupfen hole! Haben Frankreichs letzte dreißig Jahre die Franzosen noch immer zur Freiheit nicht genug abgehärtet? War das Volk *nichts* seit dem Tode seines letzten Königs? Es war viel. Die legitime Despotie hatte gedroht, die usurpierte der Revolution geschmeichelt; jene hat Gewalt, diese List angewendet. Geschah wenig *für*, so geschah doch alles *durch* das Volk. Die sinnliche Freiheit wurde verletzt, aber die sittliche wurde hochgeachtet. Die Despoten der Revolution wechselten in ihrem Drucke, und es ist ein erträglicher Zustand, wenn ein Lastträger seine Last bald auf die rechte, bald auf die linke Schulter, bald auf diesen, bald auf jenen Arm [nimmt] und dem ermüdeten Gliede Erholung geben kann. Die legitimen Despoten aber saßen dem Volke immer

auf dem Nacken. Die Despoten der Revolution wechselten in ihren Personen, und wer heute unterdrückt war, ward morgen Unterdrücker; bei der legitimen Despotie aber bleibt, wer einmal Herr oder Sklave ist, ewig Herr und ewig Sklave. War das französische Volk *nichts* mit seiner *Gleichheit*, dieser Kapsel der Freiheit, die, sei sie auch verschlossen, doch die Freiheit bewahrt, die früher oder später einmal herausgeholt wird? Die Bourbonen haben den Franzosen zu wenig, das heißt nichts gegeben; denn eine Freiheitscharte, welche selbst die Waffen zu ihrer Verletzung darbietet, ist keine. Wäre es die monarchische Willkür, die jetzt in Frankreich mehrere wichtigen Satzungen der Charte aufgehoben, so könnte man sich dabei beruhigen. Aber das ist das Trostlose, daß die Konstitution auf konstitutionellem rechtlichen Wege von der Regierung verletzt worden ist. Man muß es grade heraus sagen, alle unsere Repräsentativverfassungen sind Blendwerke, nur die spanische allein gewährt dem Volke gehörige Bürgschaft. Die bedrohte Legitimität hat endlich eingesehen, daß in dieser Zeit gewaltiger Stürme es klippenkundiger Männer bedarf, um das Schiff zu retten, Männer, wie sie nur das Volk hat, nicht der Hof. Hat einmal der Sturm sich gelegt, oder ist der Hafen erreicht, so wird man schon wissen, was zu tun ist. Gessler führte den Tell gefesselt über den See. Als aber der Föhn losbrach, ließ er ihn von seinen Banden befreien und gab ihm das Steuer in die Hand – das sind unsere Stände ... „Frankreich war noch nicht reif für eine Repräsentativverfassung (heißt es ferner); es ist ein Unsinn, sie selber auf einer tabula rasa erbauen zu wollen, nur auf dem Fundamente freier Municipalverfassungen kann dieselbe sich stützen." O dieses alte Lied kennen wir recht gut, es wird auf allen Gassen gesungen und gepfiffen. *Nicht reif genug*! Wer soll diese Reife bestimmen, die Freiheitlese, wer verordnet sie? Haben je Vormünder der Völker sich gutwillig ihrer Vormundschaft begeben, und wer richtet die Übelwollenden? Ein Mündel ist immer reif zur Selbständigkeit, wenn er sein Erbteil zurückzufordern verstand und Kraft genug hat. Wo Früchte und Völker *abfallen*, da sind sie überreif geworden, und man hat zu lange gezögert. Zu behaupten, eine Repräsentativverfassung sei unhaltbar, solange sie nicht freie Municipalverfas-

sungen zur Stütze habe, ist ebenso unsinnig, als wenn man ein neugebornes Kind für lebensunfähig erklärte, weil es noch nicht auf den Beinen stehen kann. Die Beine werden stark werden, zugleich mit dem Kopfe und den andern Gliedern. Jene Behauptung, von so vielen übrigen sie auch geführt worden, ist so falsch, daß ein deutscher Minister, der sich besser auf die Despotie als auf die Freiheit verstünde, nichts Zweckmäßigeres tun könnte, um in dem Lande seiner Verwaltung sogar den Wunsch zu einer Volksvertretung zu ersticken, als sogenannte freie Municipalverfassungen einführen. Das hieße die Vaterlandsliebe in hundert nichtswürdige Liebhabereien zersplittern, das hieße das Volk trennen, daß es keinen gemeinschaftlichen Willen fasse. Unsere deutschen Philister, unsere Grundeln von Patrioten, ja die liberalen Goldfischchen selbst, würden in dem Wasserzuber ihrer Gemeindefreiheit ganz selig herumschwimmen und Bach und Strom und Meer darüber vergessen. An der Wahl eines Bürgermeisters würde die linke Seite jedes Städtchens alle Kraft ihrer Opposition und sein morning chronicle allen seinen Witz erschöpfen. Oder man sehe sich um, in welchem deutschen Lande den Provinzial- und Municipalschwachheiten am meisten geschmeichelt wird, ob es nicht dort geschieht, wo man am monarchischten regiert und das Volk am wenigsten vertreten ist! Und ist es in England anders, ist dort nicht die heilige Unantastbarkeit herkömmlicher Gemeinderechte schuld an der schlechten Parlamentsverfassung und an allem Unglücke, das auf dem Volke lastet? Hätte Frankreich freie Municipalverfassungen gehabt, hätte nie die Revolution *Platz gefunden.* Die hatte es eben seiner „tabula rasa" zu verdanken. Die Hochstraße der Freiheit, die durch das ganze Land geht, muß gegründet sein, ehe man an die Feldwege denkt, die zu den Gemeinden führen.

Ich gestehe, daß es mir ebenso schwer fällt, zu begreifen, wie der Verfasser zu den gerügten falschen Ansichten gelangen konnte, als es mir fällt, die gemachten Rügen aus Hochachtung nicht zurückzunehmen, wenn ich bedenke, mit welchem Geiste, Scharfsinne und mit welcher Wahrheitsliebe der Verfasser einige andere Seiten seines Gegenstandes behandelt hat. Es scheint mir, daß er in Verhältnissen lebt, die ihm nicht

verstatten, die *ganze* Wahrheit zu sagen (Warum unterließe er sonst, von den Ultras zu reden, da er doch von den andern Parteien der Kammer spricht?) oder daß eine regenschwangere *befruchtende* Wolke zuweilen zwischen seinem Auge und der Wahrheit tritt. Nicht ohne Gründe will ich meine Vermutung mitteilen, daß der Verfasser eine Person mit jenem Kreuzritter der *Allgemeinen Zeitung* ist, der weniger *für* als *gegen* eine Partei, von Zeit zu Zeit eine nicht ungeübte Lanze bricht. Man lese aber, wie vortrefflich er das System der Republikaner in Frankreich schildert, wobei er nur darin irrt, daß er sagt, es gebe dort nur etwa hundert Menschen, die dieser Partei anhängen. Dieses ganze Kapitel ist zu groß, um es ungeteilt, und zu ineinander greifend, um es stückweise mitteilen zu können. Nur folgende Stelle, die für sich verstanden werden kann, diene als Probe des Übrigen. Der Verfasser führt einen Republikaner redend ein und läßt ihn selbst sein System erläutern. „Das Bedürfnis der Staatsbürger, dem Staate eine gewisse Einheit nach außen zu geben, brachte sie zuerst auf die Idee, Fürsten zu erfinden. Hätten sie all das große Unheil voraussehen können, was diese geringe Bequemlichkeit mit sich führt, sie würden es wahrlich unterlassen haben. Wir haben beim jetzigen Zustand Europas gar nichts gegen das Fortbestehen der königlichen Würde, im Gegenteil muß man jedem früheren monarchischen Staate davon abraten, sich unmittelbar nach einer Revolution die republikanische Form zu geben; es könnte zu leicht den noch neuen Staat erschüttern, weil man wegen der Gewohnheit, einen Fürsten zu sehen, immer glauben würde, es fehle noch etwas. Wenn in einem freien Staate ein Fürst ist, so wird man ihn eher bedauern als beneiden. Fehlt er aber, so ruft er sich grade dadurch wieder ins Gedächtnis zurück. Auch ist der Geschmack der verbotenen Frucht schon aus diesem Grunde allein zu angenehm, um nicht viele in Versuchung zu führen. Endlich wird eine freie Verfassung, auf das demokratische Prinzip basiert, wie die spanische, bald im Laufe der Zeit das Königtum ohne gewaltsames Zutun aufheben und mit der Wurzel ausrotten. – Aus eben diesem Grunde ziehe ich auch ein *Erbreich* einem *Wahlreiche* vor; wo nun aber noch der Grund hinzukömmt, man gerade durch die Erblichkeit der Monarchie den Unsinn der-

selben, des Herrschens des Einen über Viele, recht deutlich darstellt, wohingegen das *Wahlreich* ein verunglücktes Besserwollen kundgibt. – Denn an sich ist es ganz gleichgültig, ob ein gescheiter oder dummer, ein schlechter oder guter Fürst herrsche; denn nicht in der Art und Weise, *wie* er herrscht, sondern *daß* er herrscht, darin liegt die Ungerechtigkeit."
Nachdem unser Verfasser in diesem Geiste die Darstellung des Systems der Republikaner vollendet hat, würde wohl jeder erwarten, daß er die Nichtigkeit desselben darzutun sucht – aber es geschieht nicht. Er, der doch sonst so belehrend und berichtigend auftritt, bemüht sich gar nicht, der Wirkung, welche eine so verführerische und verderbliche Lehre hervorbringen kann, entgegenzuarbeiten. Er begnügt sich zu sagen, das System der Republikaner bedürfe keiner Widerlegung, es habe sich selbst *„an den Pranger gestellt"*. Dieser Ausdruck, in dem Munde eines geistreichen Schriftstellers ist so gemein und auch so hart in seiner Anwendung gegen Männer, denen doch ein tugendhafter Wille nicht abgesprochen wird, daß man auf den Gedanken kommen muß, der Verfasser sei ein Heuchler. Er mag wohl selbst in seinem Herzen dem Glauben der Republikaner anhängen, und so unfähig als ungeneigt diese zu bekämpfen, suchte er durch solche Scheltworte den Schein jener Anhänglichkeit von sich abzuwälzen.
Um mit einem Beifalle zu schließen, will ich aus dem Urteile, das der Verfasser über Napoleon fällt, folgende Stelle entnehmen: „Wenn es das faktische Interesse aller Revolutionen ist, *Freiheit* und *Gleichheit* zu verlangen, so zeigte er sich anderseits als tiefer Menschenkenner, indem er letztere zum Rechtszustand erhob und dadurch erstere für eine Zeitlang einschläferte. Eine bonapartische Despotie verträgt sich mit keiner Aristokratie, mit keiner Legitimität, und hätte er sich hiervon freigehalten, hätte er sich rein im Gebiete der Revolution, d. h. in dem Gebiete reiner Willkür[1] bewegt, so hätte er sich noch lange halten können. Es sind nicht die Russen, nicht die Deutschen, nicht die Engländer, welche diesen Koloß gestürzt haben; er stürzte sich selbst durch Halbheit; als unumschränkter Herrscher im revolutionären Gebiete glaubte er auch als solcher in das der Legitimität hinüberschreiten zu können. Er bedachte nicht, daß nach einer Revolution wie die

französische eine militärische Despotie sich bloß durch die Persönlichkeit des Despoten erhalten kann; so wie er dieselbe durch Prinzipe der Contre-Revolution, der Legitimität befestigen wollte, mußte sie eben durch diesen Widerspruch in sich selbst zusammenstürzen. — Solange er kein anderes Recht als seinen Willen, kein anderes Gesetz als seine Willkür anerkannte, konnte er sich erhalten ... Solange er ganz Willkür war, war er Tyrann[2], allein groß; sowie er hingegen seine Siege an die alte Zeit anknüpfen wollte, sowie er durch die Salbung des Papstes und hauptsächlich durch die Verheiratung mit Marie-Louise seinen Personenadel gegen Pergamentadel aufgab, sowie er sein Schwertrecht gegen ein Erbrecht umtauschte, wurde er, so hart auch der Ausdruck sein mag, ein wahrer Parvenu."

1 das heißt das *nicht*. Das eigentliche Wesen einer Revolution ist nicht, wie der Verfasser an einer andern Stelle sagt: „ein Factum an die Stelle des bisherigen Staatszustandes zu setzen", sondern eine Revolution ist der Versuch, das Recht an die Stelle eines Factums zu setzen.

2 Ein Tyrann ist, wenn [wer?] nur seinem eignen Willen folgt, sollte er auch dem allgemeinen Willen entgegenstehen. Da er, Napoleon, nichts wollte als was Frankreich, war er kein Tyrann.

VIII. und IX. (Tagebücher)

[Tagebuchaufzeichnungen. O.]

Nach Bergen

(Sonntag, 23. April 1820)
(Mit J. Wohl, Guste Wohl, Fanny u. Süsschen Ochs, Bernhard u. Samuel)
Preisaufgabe u. Akzessit für den besten Witz u. sentimentalen Gedanken — reisebeschreibende Versuche — Schweiz u. Italien — Kontrakt mit Buchhändler, ohne Politik — 3er Herrn Gebiet ohne Paß abfordern — Gefrühstückt in *Bornheim* — Rumor der Frauenzimmer, weil irrgegangen; die schönste Aussicht versäumt; verlorene Empfindung — Obstwald bei Seckbach —

Kunst in Seckbach, Bornheim u. Bergen – Frauenzimmer gingen, den Staubweg vermeidend, auf dem Grase – „alter Krieger, o laß mich wandeln auf dem grünen Teppich der Natur“ – „was tapp ich hin, tapp ich her, es is verbotte“ – Schnee des Frühlings auf den Bäumen – der Mensch, der ausnahmsweise in Häusern sein sollte, kehrt die Ordnung um. Schon die Kleider sind mir lästig. Ich möchte als ein Hammel mit Wolle geboren sein. *Bergen* – Pranger am Rathause – Vaterlandsverteidiger aus Bergen im Befreiungskriege hängen auf einer Tafel in der Kirche alphabetisch. Die Desertierten sind ausgestrichen. Unter 52 *zehen*, also der 5te Mann – Orgelspiel – Stadtmauern u. Türme – Essen auf Wiesenplatze unter Bäume; guter Wein von Bergen (1819). Zurück über Eckenheim, Fahrenheim; *Knallhüte* ist verboten zu sagen – Offenbach, Zeitschwingen – Grünspan der Hoffnung –

Nach Darmstadt

(Samstag, 29. April 1820, allein)
Rückblick nach Frankfurt, von der Sachsenhäuser Warte. *Rückblick* immer schön – Fluch – kam schwer in die empfindsame Stimmung – vor Sprendlingen: „Weg, welchen zu reiten erlaubt ist?“ (welcher?) – 6 Studenten: „Nicht wahr, lieber Kerl, heute ist warm?“ (Meine Philister-Physiognomie). Von der Warte nach Sprendlingen auf einem Strohwagen gefahren. Fuhrmann: „Wer nur den Studenten alle Brot gibt! Die Welt lauft voll von ihnen“ – Zwischen Isenburg und Sprendlingen halbrunder mit Bäumen umpflanzter Rasenplatz für Fußgänger – Raben, munterer Gesang; des Fuhrmanns natürlicher ungewaschener Kamisol – Staub – Chaussee von Offenbach nach Sprendlingen – Langen 3 Uhr – Mittagessen – Herrlichkeit des Fußreisens – schönes Wetter. Wolken wurden immer weniger – Südlich zu reisen, dem Lande der Sonne zu – hinter Arheiligen Allee; jüdische beau monde spazieren – 6 jüd. Weiber in Bänderhauben u. hoffnungsvoll. – Theater in d. korinthische Säulen nicht erhöht; kleine Treppchen, die selbst ein Grazienschritt mit einem Schritt geht; nach dem Garten zu mit Mauern umgeben wie ein Kloster; in Paris ein Kornmagazin; der hervorgehende Giebel wie Schein der

Sparsamkeit gebend; Park, Insel, 3 lebige Enten; tausend 15 hundert Vögel. Nachtpromenade im Park. –
Sonntag 30. „Heyer, Großh. Leibschneider“ – der Wirt sprach von meiner Arretierung; ich trinke teueren Laubenheimer, um zu zeigen, daß ich kein demag. Lump sei, der nichts zu verlieren habe. – Otterstedt, Verlegenheit – morgens zwei Polizeidiener vor meinem Hause auf u. ab – Kapellmeister Wagner; Frankf. Orchester; Jakob u. seine Söhne.

Reise nach Königstein

(1820. 13. Mai. Mit Dr. Hess)
Nach Eppstein. Wir hielten uns so lang bei Hans Karte auf, daß wir darüber das Marktschiff versäumten und zu Fuße gehen mußten nach Höchst. Die Sonne erbarmte sich unserer und hing einen Mosis-Schleier um ihr Antlitz. – *Höchst.* Lackierte Gedanken. – *Zahlheim.* Der gebückte Großvater lehrt den 1jährigen Enkel gehen. Barfuß über Steine, Scherben u. Staub. – Vom *Häuserhof* ab in den Wald. *Lorsbach.* Wirtshaus. Der Wirt hatte seinen 3jährigen Buben abgerichtet, sich die Nase in seine Hand zu schneuzen. Das väterliche Schnupftuch. – Befahl ihm, uns zierliche Kußhändchen zu geben. Seine dreckigen Säuglinge gäbe er nicht für ganz Frankfurt – *Eppstein.* Abends Gewitter. Gastlicher Hund zeigt den Weg. Spaziergang in der Nacht. Mühle – stilles Tal; möchte dort bis zum 18ten Jahre erzogen sein, als eine größere Wiege. Wir treten sogleich aus der Wiege in das Schlachtfeld der Welt, ehe wir kriegsgeübt – Kein Krieg kömmt über die Berge. – *14. Mai.* Morgen. Eppstein-Berg; verfehlter Sonnenaufgang; gelber Spitz Begleiter, ehrliche Seele, krumme Hinterbeine; Gespräch: Affektation, Aufschreiben der Gefühle; Maler empfindet aber weniger bei Betrachtung der Naturschönheiten, weil er sie durch den Pinsel darstellt – Zoll der Empfindung an den regierenden Kopf. Diese Abgabe ist zum Wohle des Herzens – Schnupftuch vergessen – wollte zur Erinnerung einen Knopf ins Schnupftuch machen. Spitz sah verwundert zu, wenn ich schrieb – Als die Sonne ins Tal kam, ward sie von Sonntagsgeläute im Dorfe begrüßt – rauchende Schornsteine – irrgegangen nach Fisch-

bach — Hatte mich unbesonnen auf den Spitz verlassen — Barbiergeselle in der schönen Natur, ging nach Eppstein, die Gäste im Wirtshaus zu barbieren, wies mich zurechte; suchte Blutigel im Bache — Der frühe und spätere Tag auf Bergen: Breiter strömt dort die Empfindung durchs Herz — Plötzliche Verfinsterung der Sonne, Kranksein, Hypochondrie, Betrachtung. Die Seele [überschrieben: Nerven] auf die Folter gespannt, bekennen manches, was die freien gesunden verschweigen — Bäder in Eppstein — Auf dem waldigen Berge, von wo man Königstein ersieht, Rinderjungen; Spitz, nachrufen Mausel [Mauschel?]! Er hat einem Juden gehört. Mein jüdischer Freund: Das Lied des Marlborough in Goethes röm. Elegien — Um 9 Uhr in Königstein. Festung. Was sich die Menschen bemühen, ihre Torheiten durch Denkmale unvergeßlich zu machen! Garten in Königstein. Aussicht: Den Rhein, Türme von Worms — Eichenberg u. Frau. *Rückweg.* Sauerbrunnen u. Salzquelle zwischen Kronenburg u. Marmolsheim. Gefahren über Rödelheim. Kasino. Bockenheim, des Orts Vergrößerung. Anlage des Hrn. v. Barkhausen. Wagenfabrikant an d. Bockenheimer Warte. Juristischer Fall, wenn beim Umkehren einer Kutsche die Hälfte (der Deichsel) ins Frankf. Gebiet kömmt. Prozeß mit des Esels Schatten. Am Tore Sperrtrommel. Stehen der Leute dabei aus Schadenfreude? Sperrgeld, Betrachtung.

Aus einem rheinischen Wanderbuche

[Originalmanuskript, als Vorlage des im Morgenblatt Jg. 1822, Nr. 242, 243 u. 244 erschienenen Reiseberichtes. Vgl. Briefe an Jeanette Wohl Nr. 3—9 und Nr. 20—22]

Mainz

Das Kleinleben im Marktschiffe war schön. Körbe mit quiekenden Hühnern, Zwiebelhaufen, Gemüseberge aller Art, Bäuerinnen, Handwerkspurschen, Soldaten, Pfarrer, Schulmänner, Musikanten — der Wehr-, Lehr- und Nährstand war vollkommen repräsentiert, „Deutschland und die Revolution" war im Schiffe. (Viele hatten ihre Pfeifen im Munde, die einen, um zu rauchen, die andern, um zu räuchern.) Naturfreunde stiegen aufs Verdeck und schlürften durch lange Seh-

röhren von Pappendeckel, die sie wie Elefantenrüssel hin- und herbewegen, die frische Landschaft ins Auge. „Wie majestätisch sich dort die freie Bundesstadt Frankfurt hinstreckt!“ rief ein rückwärts schauender Hauptkollekteur der Lotterie aus. Ein Engländer war während der ganzen Fahrt mit Lesen beschäftigt, dann und wann schickte er einen Blick in die Gegend, seufzte und lächelte. Ich nahte mich ihm, warf einen Blick in sein Buch — es war ein Dictionnaire de poche françois-allemand. Mir war sehr aufgefallen, daß ein Schiffmann, der sich mit einem Kameraden gezankt, diesem zugeschimpft: eh, Du Rammelochse. Ist es nicht zu verwundern, daß sich Wasserleute solcher Kontinentalflüche bedienen? — In Höchst, wo man zu Mittag speist, lauerten ein Karpfen und ein schwarzer Bär, um die aussteigende Schiffsmannschaft zu verschlingen. Es gibt nichts Komischeres, als die beiden Wirte, deren Gasthäuser gegeneinanderüberliegen, an der Türe stehen und sich je nach ihrer Gäste Zahl neidische oder schadenfrohe Blicke zuwerfen zu sehen; mich verschlang der Bär, der aber so großmütig war, mir für nicht getrunkenen Wein keine Bezahlung abzunehmen.

Ich ging in den Dom. Marmorbildnisse auf Grabsteinen, am meisten Fürsten. Wer könnte die Zeit lieben, wo die Vergänglichkeit von Tausenden die Ewigkeit eines Einzelnen bilden mußte! Diese Kurfürsten mit ihren fetten Wangen, sie waren guter Dinge durch ihr ganzes Leben; aber ihre Völker hatten keine andere Lust als die des Mastviehes im Stalle — reichliches Futter. Man wolle jetzt nichts Dauerndes, nichts Großes mehr haben, sagen die Götzendiener der alten Zeit. Keine reichbegabten Stiftungen, keine weiten Landgüter, keine Kirchen und Klöster. Aber jene Pyramiden, diese Dome, konnten nur gebaut werden, solange es Sklaven und Bettler gab. Wie hätte man freie und wohlhabende Bürger zu solchen Werken bezahlen können? — In der Domkirche liegt *Heinrich Frauenlob*, ein Minnesänger, der vor fünf Jahrhunderten lebte und liebte. Im Jahre 1318 starb er. Die Mainzer Frauen trugen ihn dankbar zu Grabe. Es lohnt sich wohl der Mühe, die Weiber zu loben, um von ihnen unter die Erde gebracht zu werden! Das tun sie jetzt wohlfeiler.

In der Nähe der Stadt eine altrömische Wasserleitung und ein

Begräbnisplatz, wo römische Soldaten von der Welteroberung ausruhen. Auf manchen Grabsteinen so deutliche Inschriften, als wären sie erst gestern eingehauen. Ein österreichischer Artillerist ging vorüber, eine Schneidergestalt. Ja, die Römer! Sie haben alle Kraft und Größe kommender Jahrtausende, sie allein während ihrer Lebenszeit, verschwelgt, und unser schwaches darbendes Geschlecht siecht noch immer an der Lust der Übermütigen. Als Völkerunterjocher hasse ich die alten Römer so sehr als unsere neuen Wachtparaden-Männer. Aber dort war es das Naturrecht der Kraft, des vorherrschenden Geistes, der Staatsklugheit. Sie besiegten nur verweichlichte, rohe oder einfältige Völker, und die Besiegten wurden Knechte von Freien. Aber bei uns, die wir in Europa von gleicher Stärke und Bildung, wir schlagen oder werden geschlagen durch Kniffe und Spione, und wenn wir unterliegen, werden wir Knechte von Knechten. Das ist der Schimpf!

Ellfeld

Ich hatte mich in Mainz einer sehr liebenswürdigen Familie angeschlossen, die aus dem nördlichen Deutschland gekommen, um nach Ems zu reisen. Junge Eheleute, Kind, Tante, Schwägerinnen, Kammermädchen, und was sonst noch dazugehört, eine Reise umständlich zu machen. Ein Kahn wurde gemietet, der morgens 7 Uhr abrudern sollte. Die Frauenzimmer waren auch wirklich schon um 10 Uhr fertig. Wir Männer haben den Frauen einen Fehler und eine Tugend zu verdanken, die sie beide erfunden – die Ungeduld und die Geduld. Ein wahres Wettschleichen hatten die Nordländerinnen angestellt. Als ich in ihr Zimmer kam, um nachzusehen, ob sie ins Teufels Namen noch nicht fertig wären, fand ich den Teufel im Ernste losgebunden, Mann und Frau hatten sich gezankt und zänkelten noch in meiner Gegenwart fort. Ich lachte sehr ins Fäustchen, denn eheliche Zwistigkeit ist meine Traubensäure, die mich Fuchs abkühlt und erfrischt. Eine der Frauen, um mich aufzuklären, [von fremder Hand eingefügt: nahm mich beiseite] schälte mir den Zankapfel, zerschnitt ihn in zwanzig kleine Stücke und steckte mir diese vertraulich in den Mund. Ich halte die Verschwiegenheit, die ich angelobt.

Hundert Bedenklichkeiten bildeten Ringe zu einer Hemmkette, die stark hielt. Endlich ward das Schiff bestiegen. Unweit Bibrich blieb es auf einer Sandbank sitzen. Die Schiffer zogen ihre Schuhe aus, sprangen ohne Zaudern ins Wasser und machten das Fahrzeug flott. „Die haben présence d'esprit", sagte einer; „nein, sie haben présence de pieds", sagte ein anderer. Ich kassierte den Witz ein. Mein Wanderbüchelchen hatte ich beständig in der Hand und schrieb nieder, was ich sah und hörte. Ich trank die Milch warm von der Kuh; den guten Leuten ward ganz bange.
In Bibrich sahen wir den Hof speisen. Wahrhaftig, sie aßen mit dem Munde, wie wir auch.
In Ellfeld übernachtet. Morgens, sobald die Dämmerung enteilte, gingen wir hinaus, die Sonne zu wecken. Der herrliche Strom! So still, so schweigend, geschäftslos, wie schlafend lag er da! Die Kähne reckten sich wach und schlichen verdrossen langsam dahin. Das Plätschern der Ruder, das Singen der Lerchen, es ist gar zu lieblich. Jenseits ein halb verstecktes Dorf, links der goldgelbe Schleier der Sonne, rechts nach Rüdesheim hinab so viele erst knospende Schönheit. Jetzt stößt ein großes zweimastiges Schiff, das unter meinem Fenster übernachtet, vom Ufer nach. Die Schiffer regieren wenig und sind sorglos, sie fahren *mit* dem Strome. Der Hirte treibt seine Kühe und jungen Rinder ans Wasser. Sie gehen tief hinein, baden sich die Füßchen und trinken. Eine Kuh streckt die Schnauze in das Fenster einer Jacht. Wie närrisch das aussieht! Sie stoßen recht freundschaftlich mit den Köpfen aneinander.

Rüdesheim

Den Johannisberg hinauf. Was soll ich sagen? Die entzückten Frauenzimmer nahmen mir alle Adjektive weg und ließen mir keine andern Worte als schweigende. Johannisberg gehört dem Fürsten Metternich. Auf dem Schlosse liegt ein Fremdenbuch, worin sich die Reisenden einzeichnen. Den Anfang macht der österreichische Kaiser, der sich eingeschrieben: *Franz von Wien.* Dann kommen andere Fürsten und wenigstens zwei Dutzend Minister. „Die Erinnerung ist ein Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können", stand

auch im Buche. Es war aber keiner von den Ministern, der diesen Denkspruch geschrieben.
Jetzt öffnete sich uns der Wasserkreis, den rechts Rüdesheim, links Bingen berührt. Ein halber Sonnenblick erhellte die Gegend, und schauerlicher stiegen im Hintergrunde die Berge der Nacht herauf. In einem schwarzen Felsenkessel sieht man den Rhein ängstlich eingeschlossen, und aus der dunkeln Flut ragt wie ein verlorner Schwimmer der Mäuseturm hervor. Selbst unsere Weiber schwiegen. Bacchus, hofften wir, werde uns die Zunge entfesseln. Aber nur das Wasser erinnerte uns an den Rhein. Man kann in Sibirien keinen schlechtern Wein trinken als am Wirtstische zu Bingen. Nach dem Essen stiegen wir den *Klopp* hinauf. So nennt man die Trümmer eines Römerkastells, die vor der Stadt auf einem Berge liegen. Drusus soll die Feste erbaut haben. Der Klopp ist im Besitze eines Notars aus Bingen, der die Ruinen in eine herrliche Gartenanlage verflochten hat. Über Weinberge, unter Laubgängen, an Blumenbeeten vorüber, bis an den alten Turm. Diesen hinauf. Der Anblick! Man könnte sich vergessen und dort oben den Hungertod sterben. Herabgekommen, schifften wir nach Asmannshausen über. Den Niederwald hinan. Vom *Rossel* stürzt sich der Blick in die schauerliche Tiefe des Rheins hinunter. Der gespenstische Mäuseturm; die Nahe mit deren schmutzig-roten Farbe sich der klare Rhein nicht vermischt; Bingen, am Erdwinkel, den beide Flüsse bilden, so klein, wie das eingewirkte Zeichen in dem Zipfel eines Tuches. Ehrenfels, sich ängstlich am Abhange festklammernd, als fürchte es hinabzustürzen... Vom *Tempel* führt der Weg durch den kunstgeregelten Wald, und bald gelangt man dahin, wo ein steiler und enger Pfad zwischen Mauern und Rebhügeln nach Rüdesheim hinabführt. Wir schifften von dort zur Rochuskapelle über und flehten wie Josua die Sonne an, sie möchte warten, bis wir auf den Berg gekommen. Aber sie wartete nicht und sank. Die Dämmerung breitete sich aus, und von ihr bedeckt, entschlummerte die Natur. Als wir zurückschifften, flimmerten die Wellen im Sternenschein...
Meine Rührung am Binger Loche war groß, aber ich habe sie noch nicht ausgearbeitet – Die Empfindungen eines Reisebeschreibers sind selten in der Wolle gefärbt.

Nachträge

Koblenz

Es war schon dunkel, da wir hier anlandeten. Durch die Ungeschicklichkeit eines Lastträgers fiel eine Schachtel mit Weiberhüten ins Wasser. Da wir murrten, sagte ein Preuße, unsern Zorn zu beschwichtigen: „Das sind ja jar keine Menschen hier, das ist ja halbes Vieh!" Wirklich gelang dem Preußen, unserm Ärger eine andere Richtung zu geben ... Einen herrlichen Mann habe ich hier kennengelernt. Sein Geist wie gefrorner Wein. Gleich einer Gemse von der Spitze jeder Betrachtung zur andern springend, berührt er nie das Tal der Gemeinheit. Wie schade, daß solche Höhen nicht zu allen Jahreszeiten bewohnbar sind! ... Auf dem Markte steht eine Spitzsäule, im Jahre 1812 *den siegenden Franzosen in Rußland* gewidmet. Im Jahr 1813 ließ der russische Befehlshaber in Koblenz darunter die Inschrift setzen: „*Vu et approuvé par moi, le commandant* etc." Über diese Kanzleiseelen! Ich glaube, sie stempelten die Bibel ... Auf Ehrenbreitstein habe ich sehr gelacht. Das nenne ich den Bock zum Gärtner setzen!

Bonn

Die Bonner Bürger klagen sehr über den bösen Geist der Ständesonderung, der, seitdem die Franzosen weg sind, sich hier eingedrungen. Sonst lebten Gewerbsleute, Soldaten, Beamte, Gelehrte einträchtig und freundlich zusammen. Jetzt aber trennt sich das Militär vom Gelehrtenstande und dieser sich von den Handelsleuten. Besonders die Mitglieder der Universität sollen im geselligen Leben einen ganz unerträglichen Aristokratismus zeigen. Wir kennen unsere lieben Landsleute, sie lassen nicht von Art. Die französischen Offiziere haben in drei Weltteilen gesiegt, und im Vaterlande waren sie die bescheidensten Bürger. Und hätten sie anmaßlich sein wollen, sie hätten es nicht gedurft ... Ich habe *** besucht; ein tüchtiger Mann! Aber mit seiner Staatsweisheit, auch mit der des *** kann ich mich nimmer und nimmer befreunden. Gediegene Menschen, aber nicht zu hämmern. Religion – was sie so nennen – bis in das Salzfaß. Nichts Griechisches in ihnen. Heiligenschein, Goldgrund, eckige Figuren.

Franzose und *ruchlos* ist ihnen so gleichbedeutend wie zwei und zwei. Alles soll fest gegründet sein, nichts Wandelbares; darum graben sie nach alten tiefen Wurzeln, darum lieben sie das historische Recht, nicht das lebendige frische, das täglich neu – nicht geboren, aber gestaltet wird. Wenn sie herrschten, stünde es schlimm mit deutscher Sache. Sie haben nur eine Zentnerwaage. Ich meine: Der *Menschheit* gebühre des Lebens Ernst (und dafür sorgt das Schicksal), den *Menschen* aber Lust und Liebe und Fröhlichkeit.

Köln

Ich eilte nach dem Dome; es dämmerte schon. Hier lernt man die Seligkeit eigner Vernichtung kennen. Ich wünschte krank zu sein, um hier zu genesen, mich verloren zu haben, um mich im Gebete wiederzufinden. Es bedarf keiner Gottheit in diesem Tempel, der Tempel ist selbst der Gott. Wandeln wir unter der freien Sonne, unter dem Sternenhimmel – so erhaben dieser Anblick ist, drückt er uns doch nicht zu Boden. Denn wir fühlen uns nicht einsam, wir denken uns mit andern Menschen, mit Tieren, Pflanzen, Bergen, mit der Luft und alles, was auf Erden ist, vereinigt, und dieses Ganze schrumpft auch gegen die Erhabenheit des Himmels nicht zusammen. Aber hier, das dem Auge unerreichbare Gewölbe bildet den erdwärts gezogenen verkörperten Himmel. Diese Riesensäulen sind wie die Stützen des Weltalls; und wenn wir nun in diesem Gotteshause stehen, und Mauern uns von der übrigen Welt sondern, so verlieren wir uns darin, und das Gefühl unserer Niedrigkeit drückt uns ganz zu Boden und macht uns noch niedriger. Man kriecht hier wie eine Mücker umher. Was diesem göttlichen Werke die Vollendung gibt, ist – daß es unvollendet dasteht; dieser Mangel legte die letzte Hand an ihn. So viel an der Vollendung des Kunstwerks fehlt, hat unsere Bewunderung für den Künstler gewonnen: Wir haben keinen Maßstab mehr für die schöpferische Kraft, wir hätten ihn, wenn die Schöpfung fertig dastände. Ich möchte den Spötter sehen, der hier unbeschämt von dannen ging. Alle Worte sind leer, wenn man den erhabenen Eindruck nicht selbst empfangen; hat man ihn, noch leerer.

Wiesbaden

Viele hinkenden Gäste sieht man hier. Die Fischerei der Spieler war ergiebig. Der Park, der den Kursaal umgibt, ist so labend und frisch, als durstige ihn nur wünschen können. Ganz überquellend von Blumendüften, Nachtigallgesängen und kühlen Schatten. Da schlängelt sich der Weg längst einem meistenteils unsichtbaren, hinter dichtem Gebüsche murmelnden Bache, wohl eine halbe Stunde weit. Überall Ruhebänke und Tische. Im Teiche des Parks ist ein allerliebstes Entendörfchen aufgebaut; jede Ente hat ihr eignes Häuschen. Es ist nicht wie bei uns, wo oft ein Dutzend Gänse in einem einzigen Zimmer beisammen sind. Am linken Ufer des Teiches entdeckt man spät ein trauliches verstecktes Gärtchen. Da haben sie einen großen steinernen Löwen hingelegt, der seine Tatzen bis an das Wasser streckt. Es sieht aus, als wolle er ein Fußbad gebrauchen. Am Ende des Parks liegt rechts eine Mühle, wohin die Kurgäste häufig wandern. Eine Viertelstunde weiter, sanft aufsteigend, liegt das Dorf Sonnenberg und über ihm die alte Burg gleichen Namens. Viele solcher alten Gebäude haben den Mangel, daß sie zu vollständig sind. Das Schloß Sonnenberg ist wirklich zerstört; nichts hängt zusammen. Für Sitze und schützende Geländer hat die Kunst freundlich gesorgt, so daß man ohne Gefahr sich durch jede Öffnung hinaus, über jede Tiefe hinabneigen kann.

Einer Wachtparade beigewohnt. Es ist fürchterlich, welche Genauigkeit, welche Übereinstimmung in den Bewegungen! Haben diese Menschenleiber wirklich freie Seelen? Und edle Gestalten, Römern gleich. Das Herz schlug mir hoch, und ich konnte mich einen Augenblick erfreuen an dem kühnen Gaukelspiele der Gewaltigen, womit sie sich seit Jahrtausenden den Rahm der Menschheit vorweggeschöpft. Und wie viele Früchte an ihren Bäumen, die sie nicht verzehren können, verfaulen, verdorren und werden von keinem genossen!

Auf dem Wege hierher hatte mich ein Gewitter überfallen. Ich kehrte in eine Dorfschenke ein. Alle Stuben, Scheuern und Ställe von Pilgern und Pilgerinnen angefüllt, die nach einem noch weit entfernten heiligen Bilde wallfahrten. Ihr Lärm überschrie den Donner. Sie aßen, tranken, lachten, scherzten,

und hatte ja einer seinen Gott im Herzen, so war es ein lebensfroher Gott, der sich freut mit den Freudigen. Wie es die Schlauen verstanden, die spendende Andacht reizend zu machen! Einem wunderschönen jungen Bauernmädchen nahm ich das Gebetbuch aus der Hand. Darin das katholische Glaubensbekenntnis, worin es heißt: „Ich glaube, was im Concilium zu Trient erkannt und beschlossen worden." Wer ein Schelm wäre – dachte ich – was könnte der dem guten Kinde nicht weismachen, was das Concilium zu Trient erkannt und beschlossen habe!

[Tagebuchartige Notizblätter, ca. 1829/1830. O.]

Paris, 1819

Die Gewalt in *Deutschland* tritt stolzer als recht auf, in *Frankreich* frech als Anmaßung. Aber wer ein Herz hat für Freiheit, weiß, was ein edles Gemüt leichter erträgt. Die *Anmaßung* rechtet doch mit uns und erklärt uns so für ebenbürtig; d. *Recht* findet Anmaßung in jedem Widerspruch. Selbst d. Adelstolz, ja selbst d. königl. Gewalt wird als neu, als usurpiert betrachtet u. darum leichter ertragen ... Warum Usurpatoren Gehorsam zinsen.

Alle Regierungen sind alt u. alle Völker sind jung. Sie kennen, denn sie begreifen unsere Neigungen nicht. Auch die besten wollen, daß das, was sie selbst schätzen, daß der kalte Vorteil unser Herz ausfülle. Es gibt aber ein jugendlicher Glaube, eine Liebe auch in d. Politik ... Rom. Griechenland.

Dem Herren, der über d. Gewässer schwebt, müssen wir die Perlen aus d. Tiefe holen.

In *Frankreich* haben seit der Revolution die Menschen mehr als drei Jahre an Lebensdauer gewonnen. Sonst war diese 28¹/₄, jetzt ist sie 31¹/₂ Jahre.

Von der Langeweile in Großquart, die man in ganz Deutschland findet, geben die Berliner Jahrbücher eine anschauliche Druckprobe.

Ich kannte den Geist der Rheinprovinzen, wie er sich bis zum Jahre 1826 gezeigt. Vielleicht hat er sich seitdem geändert. Aber ist er der nämliche geblieben, so weiß ich, daß sie dort aufjauchzen würden, wenn sie wieder unter französische Herrschaft kämen.

[*Gestrichen*]: Die großen Vorzüge, welche die *Deutschen* den *Franzosen* gegenüber haben, ihr freier Sinn, ihr frommer Glaube, ihre Gerechtigkeit und allgemeine Menschenliebe, sind immer Güter, die jeder mit sich nach Frankreich bringt; äußere Güter verlassen wir nicht, und alle, die uns fehlen, finden wir in Frankreich. Ja sein eignes deutsches Herz kann man nur in Paris froh genießen; da ist es ein Ofen, der uns im kalten Lande erwärmt; im schwülen Vaterlande aber ist uns seine Hitze zur Last.
Pariser Vorlesungen d. andern Tags gedruckt. Deutsche Gelehrte werden der Meinung sein: bei so flüchtiger Eile könne man nur d. Oberfläche berühren. Freilich wahr. Aber es ist mit d. Wissenschaft wie mit Geldkapitalien. Ein kleines Kapital in schnellem Umsatze tut gleiche Wirkung als ein großes, d. sich langsam bewegt.

Die *französischen* Staatsmänner verstehe ich, aber die *deutschen* nicht.
Ich lese nicht die Anhänger, sondern die Gegner meiner Meinung. Aber in deutschen Blättern höre ich selbst meine Gegner nicht. Alles schweigt über alles, solange nicht die Regierungen reden, und sprechen diese, dann erstickt man lieber, als daß man wieder spräche.

[*Gestrichen*]:
Geselliges Leben in *Deutschland*. Geschlossene Gesellschaft. D. größte Vergnügen d. Deutschen ist d. Exkommunizieren. Sie haben in jeder Stadt so viele Klubs als Logen im Theater, u. es ist ihre Wonne, auf d. Parterre hinabzusehen. Wäre es nur Verbindungen von Gebildeten, Gleichgesinnten; aber nein, es sind Standes-, Vermögens-Assoziationen, wo man kein anderes Interesse u. daher keine einzige Meinung findet als d. eigene.

In Paris, wie in d. kleinsten deutschen Stadt, zündet sich jede Eitelkeit ihr Stümpfchen Licht an; aber der Lichtchen sind so viele, daß eine prächtige Beleuchtung daraus wird. Der Umschwung d. Lebens ist so rasch, daß d. kleinsten Erscheinungen,

durch d. kürzesten Zeiten getrennt, ein erhabenes Ganze darstellen, wie die mattglimmende Lunte, im Kreise geschwungen, ein Feuerrad bildet.

[*Gestrichen*]:

Wer kein Wasser in den Adern hat, oder wem eine gütige Natur kein rosenrotes Blut gegeben, das wie ein Kind von Puls zu Puls durch das Leben hüpft: der wird in kleinen Städten leicht ein Menschenfeind, oder noch schlimmer, ein Lästerer Gottes und ein Empörer gegen seine weise Ordnung. In einer spärlichen Bevölkerung treten d. Menschen u. ihre Schwächen zu einzeln hervor u. erscheinen darum lächerlich. Große Verbrechen geschehen so selten, daß wir sie für freie Handlungen erklären u. die wenigen, die sich ihrer schuldig machen, schonungslos verdammen. Ein großes Mißgeschick kehrt nach so langen Zeiträumen zurück, daß wir es für eine Regellosigkeit, für eine Willkür d. Vorsehung ansehen, und wir murren über die böse Launen d. Himmels. Ganz anders ist es aber in großen Städten wie Paris. Die Schwächen d. Menschen erscheinen dort als Schwächen d. Menschheit, die Verbrechen u. Mißgeschicke als heilsame Krankheiten, welche die Übel d. Körpers, diesen zu erhalten, auf einzelne Glieder werfen. Wir erkennen dort d. Naturnotwendigkeit des Bösen, u. d. Notwendigkeit ist eine bessere Trösterin als d. Freiheit. Wenn in kleinen Städten ein Selbstmord vorfällt, wie lange wird nicht darüber gesprochen, wie viel wird nicht darüber vernünftelt! Man klagt die Genußsucht, d. Habsucht, d. Ehrgeiz an, man tadelt d. Verführung d. Spielbänke, verdammt die Grausamkeit eigensinniger Eltern, d. Liebende zum Tode geführt. Liest man aber in Paris die amtlichen Berichte über die geschehenen Selbstmorde, und wie in jedem Jahre die Zahl derselben fast gleich bleibt; wie so viele aus Liebesnot sich töten, so viele aus Armut, so viele wegen unglücklichen Spiels; so viele aus Ehrgeiz; da lernt man Selbstmorde als Krankheiten ansehen, die in gleichem Verhältnisse jährlich wiederkehren, wie die Sterbefälle durch Schlagfluß oder Schwindsucht. Das Schicksal in Zahlen hat etwas sehr Beruhigendes; d. Gründen d. Mathematik widersteht keiner.

Aus meinem Tagebuche

[Kapitel 1]

S. 767 *nach*: endlich hinaus will. *folgt im O (gestrichen)*: Der Jüngling liebt das Mädchen, das Mädchen liebt den Jüngling, sie lieben sich zum Sterben. Aber der Vater des Jünglings stellt sich ihren Wünschen in den Weg. Und er ist ein verständiger Mann, ja mehr, er ist edel und mild, und nur das Haar ist ihm ergraut, nicht das Herz. Er spricht: Das Mädchen ist arm und von geringer Familie; mein Sohn soll wie ich sich dem Staatsdienste widmen, er muß sich mit einer angesehenen Familie verbinden, die sein Glück befördern kann. Und nicht hart, rauh und altklug, wie es Väter pflegen, spricht er mit dem Sohne, nein, er spricht sanft mit ihm, wie der Freund mit dem Freunde. Aber was er dem Sohne verschweigt, um ihn nicht zu kränken, gesteht er fremden Leuten. Er sagt: Wahrlich, ich würde mich über alles hinaussetzen, wäre nur das Mädchen gut. Aber ich habe Erkundigungen über sie eingezogen, ich habe sie selbst beobachtet, sie ist leichtsinnig, buhlerisch und boshaft; mein Sohn würde unglücklich mit ihr werden. Ich auch kannte das Mädchen, der Alte hatte recht. Aber hatte er darum recht, den Wunsch des Sohnes, den einzig schönen, den man im ganzen Leben hat, zu vereiteln? Nein. Wenn der Jüngling einmal das vierzigste Jahr erreicht, wird er lernen, daß Macht und Reichtum alles ist, weil sie die Werkzeuge sind selbst zu edlerem Bestreben. Wenn er ein Jahr lang mit seiner Geliebten verbunden sein wird, wird er schmerzlich erfahren, wie traurig er gewählt. Ja wenn! Wenn er aber früher stirbt? Was berechtigt Sie, mein Herr, das blanke Gold der Jugend dem blassen trügerischen Alter darzuleihen, das hohe Zinsen verspricht, weil es der Schuldscheine lacht und sich nicht scheut, bankerott zu machen? Ihr Sohn wird, ehe er heiratet, einige Jahre reisen. Es ist eine schöne Sache, mit der abwesenden und versicherten Geliebten Wanderbriefe zu wechseln. Dann kömmt ein Flitterjahr, und vielleicht, vielleicht auch wird die Gattin, wenn sie Mutter wird, ihre schlimme Natur verbessern; gar heilkräftig ist die Mutterliebe, besinnt euch, gewährt den Liebenden ein Jahr des Glücks (*Verbessert*:) ein Jahr des Glücks ist gewiß, ungewiß ist die Reue.

S. 770 *nach*: Sands Mordtat besprochen. *folgt im O (gestrichen)*: – Schwefel und Blut! Wahrlich, unter allen dummen Menschen ist ein dummer Arzt der dümmste. Was kann ein Arzt nicht beobachten und erfahren, wenn er mit Verstand auch nur dünn platiert ist. Mensch sei nicht stolz auf dein edles Herz. Menschen, verdammt den rauhen Bösewicht nicht gar zu schnell. Gestern war ich weich wie Mutterliebe, und heute spotte ich alle eure Götter weg und schnarche in ihren Tempeln! (*Vgl. S. 772 Mensch bis: Tempeln!*). –
S. 789 *nach*: Zuckernaschens verdächtig waren. *folgt im O (gestrichen)*: Dem alten Marx brach bald das Herz, und er ward in fremder Erde begraben. In seinem Vaterlande war er unvermählt und kinderlos, aber in der Verbannung fand er ein deutsches Mädchen, das ihn auf seinem Krankenbette wie eine Tochter pflegte und ihm weinend die Augen zuschloß. –
S. 823 *nach*: zu vermindern. *folgt im O (gestrichen)*: Was uns an jedem Mißgeschicke am meisten schmerzt, ist der Glaube, es sei unerhört oder selten oder wenigstens mit Umständen verbunden, die sich noch niemals so verderblich vereinigt hätten.

X. (Kritiken und Aufsätze nach 1830)

2. [Goethes Briefwechsel etc.]
Varianten aus Notizen und Entwürfen. O u. HGG
S. 854 *nach*: Liebenswürdigkeit.: Aber wie konnte ein so weibliches Weib einen Mann wie Goethe lieben und bewundern? – S. 855 *als Variante zu*: sie ... Rachefurie: Bettina, Goethes böses Gewissen. – S. 856 *Variante zu*: Sie liebte ... unglücklich: Hat die Verfasserin die Verbesserungen Goethes berücksichtigt? Das Durchstrichene weggelassen etc. Sie hätte sich darüber aussprechen sollen. – Arme Bettina! er hat dich nicht geliebt. – S. 856 *Variante zu*: Es fehlte ... zu erheben: Durch ihre Liebe mußte sie ihn erst würdig machen einer solchen Liebe; früher war er's nicht. Ich sage das nur für andere; könnte die Verfasserin mir es glauben, ich sagte es nicht. Alles

Wirkliche, das man aus Bosheit oder Unvernunft verletzt, kann man vergüten; aber ein zerstörter Traum ist unersetzlich. – schön, was Bettina an Goethes Mutter über berühmte Weiber bei Anlaß der Frau v. Staël sagt. – Deutscher Geist und Gemüt auf den leichten Flügeln der Sévigné. – S. 857 *zu*: – da ärgerte er sich: Goethe an Bettina. „Es wäre mir sehr angenehm, zu sehen, daß man den finanzgeheimrätlichen, jacobinischen Israelssohn (Jacobssohn) so tüchtig nach Hause geleuchtet hat. Kannst du mir den Verfasser der kleinen Schrift nicht nennen?... Leider ist das Ganze nicht rasch, kühn und lustig genug geschrieben, wie es hätte sein müssen, um jenen Humanitätssalbader vor der ganzen Welt ein für allemale lächerlich zu machen." Welch ein Dichter, der nicht mehr Herz hat als ein Frankfurter Senator. – S. 858 *nach*: was den Besten gefiel. (*gestrichen*): [Goethe], der einen Händedruck hatte für jeden, ein Lächlen für alle... Der Juste-Milieu der Literatur. – S. 858/859 *zu*: Bettina liebte Goethe... Morgenlande kam.: Goethe spielt den Baß zu Bettinas Musik → Bettina belagert Goethe ihr Leben lang. – Das ganze Tagebuch für Goethe unverständlich, böhmische Dörfer. (*gestrichen*): Höchstens mußte er es orientalisch auffassen, wie er mit Jean Paul getan. – S. 859 *Variante zu*: Frau von Sévigné... betanzt: Und wenn Bettina Goethen anbetet, der und weil er ihr schreibt, glaubt man die Frau Sévigné zu hören, die, nachdem einst Ludwig XIV. einen Menuett mit ihr getanzt, entzückt ausrief: es ist doch wahr, wir haben einen großen König. – S. 860 *zu*: Ich habe von der Mutter etc.: Goethes Mutter liebenswürdig, ihre schöne Schreibart in mütterlicher Weise. – Goethe keinen Sinn für Liebe. Alle seine liebenden Paare in seinen Schriften sind solche, die sich nicht heiraten können, weil sie der Stand oder frühere Ehe voneinander hält. – Der Ton des zweiten Bandes ganz ernsthaft. Vielleicht weil Goethes Mutter tot? Solange diese lebte, konnte sich Bettina als Goethes Schwester betrachten. – Hat Goethe seine Mutter erkannt wie Bettina? Hat er in seinem *Leben* und wie von ihr gesprochen? –

„Schönheit ist Erlösung. Schönheit ist Befreiung vom Zauber, Schönheit ist Freiheit; himmlische; hat Flügel und durchschneidet den Äther. – Schönheit ist ohne Gesetz, vor ihr

schwindet jede Grenze, sie löst sich in alles, was ihren Reiz zu empfinden vermag, sie befreit vom Buchstaben, denn sie ist Geist." Konnte das Goethe verstehen, und wenn ja ohne die grämlichste Mißbilligung anhören?
Was ist es was so viele mit leidenschaftlichem Widerwillen gegen Goethe erfüllt, Menschen, die nicht mit ihm wetteifern, die es gern zugeben, daß er an Dichtergaben sie alle überragt? Es war nur *ein* Schriftsteller, der es gesagt: der *Neid* sei es gewesen, der ihn gegen Goethe aufgebracht: *Heine*. Er wagt es, sich mit ihm zu *messen*, und nur weniger als Goethe zu sein, kann schon die Eitelkeit befriedigen.
„O Du! – Von *Dir* sagt die öffentliche Stimme, du seist glücklich." War Goethe glücklich?
Goethe duckt sich, sein Gott sein Teufel nach seinem Bilde. Sie ärgern sich beide nicht.

XI. (Studien etc. nach 1830)

L'homme du monde

[Aus einem Notizbuch 1829/1831]
Ich lese einen Roman von Ancelot, „L'homme du monde", eine ganz gewöhnliche Handwerksarbeit. Das Kolorit des Menschen hat er ganz richtig aufgefaßt, aber von dem, was unter der Haut liegt, weiß er nichts. Doch seine Personen sind Franzosen, da liegt vielleicht nichts unter der Haut.
Der Mann von Welt verführt ein junges schönes unschuldiges herrliches Mädchen. Er will sie nicht heiraten, es ist sein Vorteil nicht. Sie fühlt die verderbliche Frucht ihrer Verirrung und verzweifelt. Unter den Augen ihrer liebevollen Mutter, den lauernden Blicken der Pariser großen Welt, muß das unerfahrne Kind ihren Jammer und ihre Schuld verbergen. Da findet sich ein edler Jüngling, der das Mädchen früher schon hoffnungs[los] geliebt. Halb erratet [er], halb bekennt sie ihm ihr Unglück. Da entschließt er sich zu einem Opfer, das selbst die reiche Liebe nie schenkt, das nur die Tugend zu bringen vermag. Er bietet ihr seine Hand an, ihre Ehre zu retten. Das Mädchen übertrifft ihn an Hochherzigkeit und nimmt das

Opfer nicht an. Sie sucht einen Schmerz zu tragen, den sie nicht ertragen kann, bringt unsägliches Elend über ihre Mutter, ihren Freund und stirbt, ein Opfer des Vorurteils.
Vorurteil? Ja. Ich weiß recht gut, daß die schwache, leicht verletzliche Tugend des Weibes von Wahn, Schein, Sitte, Anstand beschützt wird. Man verehre diese heilige Wache. Aber das ist nicht die Rose selbst, das sind nur die Dornen der Rose. Ist die Rose nicht mehr Rose, wenn ihre Dornen abgestreift? Es gibt Verbrechen, die es sind, auch wenn sie keiner weiß, ja wenn der Täter selbst nicht. Es gibt andere, die es nur sind durch die Meinung. Wenn verheimlicht, sind [sie] es nicht.
Aber sind solche Lehren nicht verderblich? O gewiß. Auch soll man das nicht lehren. Man verspotte nie einen schützenden Aberglauben. Aber wenn der Schutz nicht geholfen, wenn ein unglückliches Mädchen gefallen, dann spotte man des Wahns. Man soll einen Kranken heilen, nicht ihn töten.

Phantasie = Schwärmerei = Liebe

[Notizen bei der Lektüre, ca. 1835]
Die Menschen leben alle in der Liebe, auch bewußtlos, auch ihrem Willen entgegen. Die aber, die sich so ängstlich (wie die Mystiker) in d. Liebe *verschließen*, fürchten die Unliebe, den Haß, kennen also den Haß; wer aber den Haß kennt und begreift, kennt und begreift die Liebe nicht; sie ist nicht seine freie Wohnung, sie ist sein Schlupfwinkel, sein Gefängnis. —
Haß ist nur d. Unvermögen, den hassenden Gegenstand zu lieben und d. Gefühl dieses Unvermögens. Haß ist eine Schwäche, keine Sünde. Der Gegenstand d. Hasses ist unverdaulich, od. das Herz leidet an Verdauenskraft. Wir hassen etwas aus Zorn, es nicht in unsere Liebe aufnehmen zu können —
Wenn der Verf. der *Briefe* nur auf seinem Wege sein Ziel gefunden: auch gut, gäbe es auch kürzere bequeme Wege. Wer im Geiste, in der Ewigkeit lebt, verliert keine Zeit und keine Mühe, denn Raum u. Zeit u. Leben sind nicht für ihn —
Brauchte die Liebe ein Wort, ein Zeichen, wäre sie im Raume, in der Zeit eingeschlossen, dann wäre nicht der Frühling die-

ses Wort (S. 32), sondern der Herbst, die Erntezeit der Liebe. Der Frühling ist des Lebens Blütenstand, aber das Leben ist der Haß, den der Tod versöhnt.
Warum hat der Verf. an d. Geschlechtsliebe d. Liebe gefesselt?
D. Leben in der Liebe ist nicht d. Vorrecht einzelner Menschen, nur das Bewußtsein dieses Lebens. Man mag sich dessen freuen, aber es nicht geltend machen wollen.
8. Brief. Rom. Schön – Überhaupt d. Buch poetische Prosa. Warum nicht metrisch geschrieben? –
Lammenais.
Was einem die Mystischen immer zuwider machte, das ist: ihr aristokratischer Hochmut, ihre Einbildung, d. Auserwählten zu sein unter allen andern Menschen, d. gottverlassen im Kote und im Dunkeln leben. Sie halten sich für d. einzigen Hoffähigen in Gottes Residenz, für d. Kammerherren, d. Günstlinge Gottes (73, 2 a).
D. Liebe ist d. geistige Raum der Dinge. Alles lebt [in] ihr, nicht außer ihr. D. Liebe gleich dem materiellen Raume verbindet und trennt zugleich alles. Darum ist der Haß nur eine andere Seite d. Liebe.
Die Glaubensgerichte vernichteten die Ketzer, um ihre Seele zu retten, aber die Liebe heuchlenden Mystiker lassen ihnen schadenfroh das zeitliche Leben als eine traurige Bürde, aber ihre Seligkeit zerstören sie; sie verurteilen sie zu dem Tode, von dem es keine Auferstehung gibt.
Wir sind alle mit der Sünde geboren, aber nicht zur Sünde. Alles Leben ist Sünde, aber das Leben ward uns als Werkzeug zum Tode gegeben, der Haß als Werkzeug zur Liebe. Denn nicht die ewige, ungetrübte, bewußtlose Liebe ist die wahre Liebe; die wahre Liebe ist in der Versöhnung, wie das wahre Leben im Sterben. Gott erschuf die Welt, den Haß, um seiner Unendlichkeit, seiner Ewigkeit u. seiner Liebe sich bewußt zu werden.
Das ist die wahre Liebe nicht, die sich auf den Rücken legt und sich tragen läßt von den Wellen der Ewigkeit; die wahre Liebe ist werktätig. Die wahre Liebe ist die, welche Blut vergießt; nicht bloß das eigne, denn das ist Vorteil, irdische Lust u. himmlische Seligkeit zugleich, sondern auch fremdes; das

ist die wahre Liebe, die sich in Robespierre offenbart, die alles aufopfert, Ruhm, Ehre, die Liebe selbst, Gott und Seligkeit. Das ist die wahre Liebe, die tut, was der ewige Richter selbst verdammt, aber weinend. Der liebt wahrhaft, der sich der Hölle weiht, um seinen Mitbrüdern den Himmel zu erstreiten.

10. [Herr von Raumer etc.]
S. 1028 *nach*: damit flicken. *hat O (in ED, NS 6 weggelassen)*: wie es mit schamloser Bettelhaftigkeit Menzel getan und der Viehhirt in Leipzig [Brockhaus] und die *Allgemeine Zeitung*, diese alte Kupplerin, die jeder geilen Gesinnung Gelegenheit verschafft, sich gütlich zu tun.

[Manuskript zu Menzel]

S. 871 *vor*: Aber was hilft es? *hat O nur*:
Zehente Oktober. – Ich muß wieder einmal summen und ihnen ein wenig die so zufriedene Nasen kitzeln. Ich bin euere Mücke, Ihr Mückenseelen! Wie fest sie schlafen und wie sie lächlen! Und das Haus ist voll von Dieben und Räubern [überschrieben: Mordbrennern], und die Schwefelfäden ziehen sich vom Keller bis zum Dache hinauf!

S. 879 *nach*: belästigt zu werden. *hat O [gestrichen]*: Man nimmt für jede Person ein Viertel Gran von der besten Vanillenschokolade, zerstößt diese fein und schüttet das Pulver in eine gläserne enghalsige Flasche. Dann wirft man zwei geröstete kleingehackte Zwiebel, ein halbes Pfund Ochsenmark, ein kleines Stückchen Speck, drei zerstoßene Pfefferkörner, ein Lot geröstetes Mehl und einen Zuckerlöffel Magnesia hinein, schüttet einen Löffel Essig, ein halb Maß Bierhefen und etwas Fleischbrühe dazu, verstopft und verpicht dann die Flasche und schüttelt sie acht Tage hintereinander täglich fünf Stunden lang. Man stellt die Flasche in den Keller und läßt sie drei bis vier Monate gären. Dann ist die Schokolade fertig. Will man sie gebrauchen, öffnet man die Flasche, hält schnell eine Tasse darüber und läßt die Schokolade hinaufsteigen. Da nämlich der [!] Schokoladengas leichter als die atmosphärische Lüfte ist, so wird sie nicht in die Tasse hinein, sondern

in die umgekehrte hinaufgegossen. Die Trinker müssen ihre Tasse so halten, daß die Öffnung an dem Mund steht und der Boden nach oben gerichtet ist. Diese Schokolade erfüllt mit ihrem Dufte das ganze Zimmer und ist entzückend für den Gaumen. Gibt man zugleich allerlei Gebacknes dazu zum Hinauftrinken, so kann man mit diesem Frühstücke hohe, höchste und allerhöchste deutsche Personen bewirten.

S. 915 *nach*: dazu bereit. *hat O [gestrichen]*: weil ich diesmal überzeugt bin, daß seine Meinung, der Patriotismus sei eine Tugend, aufrichtig ist. Wie glücklich wäre ich, wenn ich immer nur mit Meinungen zu rechten hätte, die aus dem Kopfe, und nicht auch mit Gesinnungen, die aus dem Herzen kommen!

[Hier folgt nach einer Stellenangabe aus dem Morgenbl. — gestrichen — :] An dem angeführten Orte spricht Herr Menzel auf seine gewohnte Weise von meinem Spleen und meinem Judentum. Das ist sein Alpha und sein Omega. Ja vor wenigen Minuten fand ich wieder eine andere Stelle, wo Herr Menzel von jüdischen Dingen spricht. Was mein Spleen betrifft, so bitte ich Herrn Menzel inständig, ihn doch nicht mehr zu erwähnen, nicht etwa, um mich nicht zu beleidigen — denn ein alter Geschäftsmann wie er braucht auf die Empfindlichkeit eines jungen Schwärmers wie ich nicht immer Rücksicht zu nehmen; sondern Herr Menzel unterlasse es künftig, um nicht Herrn Professor Oertel in Anspach zu kränken, der ein sehr braver achtungswürdiger und mehr als siebzigjähriger Mann ist und dessen Wasserkur, die bekanntlich alle Krankheiten heilt, ich seit drei Jahren gebrauche. Wenn ich aber den Spleen hätte, so würde das beweisen, daß Wasser nicht gegen jedes Übel hilft und daß man dem Herrn Professor Oertel nicht unbedingten Glauben beimessen dürfte. Aber in der Tat, ich habe nicht den Spleen, obzwar mehrere andere Krankheiten, die aber weder mit kaltem Wasser noch mit dem deutschen Volke im geringsten Zusammenhange stehen.

[Nicht gestrichen:] Auch wegen meines Judentums würde ich eine bescheidene Bitte an Herrn Menzel wagen; aber das, was ich soeben von ihm in Betreff Israels gelesen habe, hat mich so ins Lachen gebracht, daß es mir gegenwärtig nicht möglich wäre, einen vernünftigen Vortrag zu machen. Herr

Menzel sagt nämlich, wir Juden wären zwar von Deutschland schwer gekränkt worden, doch hätten wir uns nicht auf eine so unedle Weise an ihm rächen sollen, sondern vielmehr auf eine edle Art, wie es einst Moses Mendelssohn getan. Er wurde nämlich zu Friedrich dem Großen gerufen, und als er kam und sich beim Kammerlakaien meldete, fragte ihn dieser, der ihn nicht kannte und ihn für einen gemeinen Juden hielt: ob er komme, um mit dem Könige zu schachern? Moses Mendelssohn lächelte und sagte: Ja ich komme mit dem König zu schachern! Und diese bescheidene und liebenswürdige Antwort, sagt Herr Menzel, habe dem berühmten Philosophen die Hochachtung und Bewunderung von ganz Deutschland zugezogen, und so sollten wir „hitzigen Juden" es auch machen, und dann würde der Gott unserer Väter uns segnen und wir würden uns vermehren wie Sand in der Wüste und wie Fische im Wasser. Amen!
O mein lieber Herr Professor Oertel! Ich habe seit drei Jahren ungeheuer viel Wasser getrunken, ich habe es ganz nach Ihrer Vorschrift hinuntergeschüttet; auch ist mein Blut dadurch kühler geworden, mein Puls langsamer und regelmäßiger, meine Verdauung viel besser und ich befinde mich jeden Tag nur noch einmal übel. Aber wieviel Wasser müßte ich trinken, wie viele Bäche müßte ich hinunterstürzen, um die Albernheiten des Herrn Menzels mit Geduld lesen zu können; [*gestrichen:*] wieviel Bäche müßte ich hinuntergießen, um alles, was jetzt in Deutschland geschieht, besonders in Ihrem Bayern, lieber Herr Professor, zu hören und zu sehen und dabei gelassen zu bleiben und nichts zu tun als zu lächlen und nichts zu sagen als: ich will schachern *mit den Königen*? — Ich bitte um gefällige Antwort.
S. 959 *vor*: Es ist nicht davon die Rede *hat O*: Ich könnte dem Herrn Menzel ein großes Geheimnis anvertrauen; ich könnte ihm zeigen, daß die Deutschen für den Patriotismus gar nicht gemacht sind, daß sie darum keinen haben, daß es ihre schöne Bestimmung ist, keinen zu haben, und es daher gut sei, daß sie nicht frei sind, und wie sich dieses gewiß zum Glücke der europäischen Menschheit wenden werde. Doch um das alle klar zu machen, müßte ich mich mit Herrn Menzel auf einen hohen Standpunkt stellen, und ich fürchte, da gäbe er mir

Recht, hielte mich fest und ließe mich nicht wieder herunter. Man weiß es ja, wie himmlisch wohl es allen deutschen Gelehrten auf sehr hohen Standpunkten ist; denn dort oben in den Wolken gibt es keine Polizei. Darum bleibe ich lieber unten und fahre in meinen ebenen Betrachtungen fort.

[Notizen zum Thema Menzel]

Abschreiben. Menzel Literatur 2. u. 3. Lieferung. p. 268 ltzt. Abschn. – *Zodiakus.* Jan. 1835 p. 73 – Man kann ein so ausgezeichneter Schriftsteller wie Heine sein, ja mehr, man kann ein Tieck, ein Goethe sein und doch ein Lump, denn das lumpige Wesen eines lumpigen Menschen liegt nicht in der Lumperei seines Geistes, sondern in der Armut und Bettelhaftigkeit seines Herzens. Der Geist ist wie die Sonne; nicht daß er leuchtet, sondern daß er beleuchtet, darin liegt seine göttliche, alles belebende Kraft; und daß er das Gute und Schöne beleuchte, darauf kömmt es an. Nicht der Strahl, der Rückstrahl der Sonne beleuchtet. Der Geist ist Sonne, das Herz ist Erde; der Geist allein ist kalt, das Herz allein ist dunkel, aber aus ihrer Vermählung [übergeschr.: Vereinigung] entspringt die Gesinnung. Ein Lump ist, wer keine Gesinnung, ein Lump ist, wer ein lumpiges Herz hat. Die Sonne leuchtet anders über der Lüneburger Heide und über das Paradies von Neapel. Ein Lump ist, wer ein Heide-Herz hat, dürr, unwirtlich, unerquicklich und geteilt zwischen Sand und Sumpf. –
[Gestrichen: Relaps] geschlossen von einer Kette von Gänsefüßchen – Hr. Menzel sagt nicht, daß ich die Deutschen verleumdet, sondern daß ich sie verraten. Allein indem er mich schlimm macht, hat er dadurch die Deutschen besser gemacht? Verraten kann man doch nur, was *ist*, und verraten! als wären die Schwachheiten und Sünden eines großen Volks so verborgen wie die schwachen Seiten einer Festung, die nur der Besatzung bekannt waren, bis sie ein Verräter dem Feinde verkauft! Die Schwächen der deutschen sind den Franzosen so gut wie mir bekannt; aber nur ihre Schwächen, ihre Tugenden nicht, weil diese verborgener und weil sie schwerer zu begreifen. Diese habe ich gepriesen und auch gezeigt, wie die Schwächen des deutschen Volkes aus Tugenden entspringen,

die, ungebraucht oder mißbraucht, in Fehler umgeschlagen. Verteidigt habe ich die Deutschen, nicht angeklagt, und wahrlich, ich habe sie verteidigt im Schweiße meines Geistes. Da hinauf hätte ich nicht reichen sollen, ich bin nicht von der Höhe solchen Unternehmens, und ich bereue meine Vermessenheit. Wenn ich das deutsche Volk angeklagt, so war es immer nur Mittel, mein Zweck war, seine Regierungen anzuklagen. Und wahrlich, ich habe das mit größerer Mäßigung getan, als ich vielleicht gesollt. Hätte ich außer meinem Hasse auch meine Geringschätzung reden lassen, hätte ich gezeigt, wie die Leichtigkeit und die Gefahrlosigkeit der Tyrannei in Deutschland ihr selbst jenen Scheinglanz nehmen, wodurch schwache Augen sich blenden, schwache Gemüter sich täuschen lassen – hätte ich das getan, dann wahrlich wäre meine Sprache noch eine ganz andere geworden. –

Übersetzen. Revue des 2 mondes. 1836. 15. juillet p. 146/3 ab. bis 147 Ende. 172/2. 3 a – Bocksbierpolitik und Polizeidienerpatriotismus. – Mit (Nr. Zitaten auf d. Titel) –

Übrigens bin ich der frohen Zuversicht, durch die gründlichen Quellenstudien, die ich in diesem Werke an den Tag gelegt, und die zahlreichen Zitaten, welche sie beurkunden, das gelehrte Deutschland auf meine Seite zu ziehen. Die Gelehrten werden mich ferner nicht verschmähen als einen plaudernden Herkömmling, der keine Gründe hat, sondern sie werden mich achten als ihren Standesgenossen und als ein ehrenwertes Mitglied des deutschen Zitatenadels.

Menzel gegen die franz. Romantik. Er möchte gern den Deutschen verborgen halten, daß, wenn sie stehenbleiben und sich nicht d. Franzosen nähern, letztere durch ihre Literatur mit großen Schritten zu [den] Deutschen kommen. – Ihn gelüstet, zum K. preußischen oder gar zum k. u. k. österreichischen Geheimen Hof-Franzosen-Feind ernannt zu werden. Gerechter Gott und um welchen Lohn! Um den Lohn, den Jahn, Arndt, Görres und so viele andere empfangen; oder um, wie Jarcke, atmend in dem Sarg der Wiener Staatskanzlei begraben zu werden. – *Fénelon* disait: „J'aime mieux ma famille que moi, ma patrie que ma famille et l'univers que ma patrie.“ (Hist. parl. de la Révol. Tome 21, p. 59) – „Qui ne s'ordonne pas à sa patrie, sa patrie au genre [humain] et le

genre humain à Dieu n'a pas plus connu les lois de la politique que celui qui, se faisant une physique pour lui seul et separant ses relation personnelles d'avec des élémens, la terre et le soleil n'auroient connu les lois de la nature". *Bernardin de Saint Pierre.* Etude de la Nature. Paris chez Déterville 1804, Tome 1, p. 204. — Ich hielt eine Leuchte in ihr dunkles Herz hinein und jagte ihr Gewissen wie eine Fledermaus auf. Das ist es, was die Schuldbewußten mir nicht verzeihen können. — Was war es denn, daß Görres, Schlegel, Steffens, Zacharias Werner und noch so manchen andern edlen Deutschen aus dem Reiche des Sonnenlichts und der Wahrheit in Nacht und Lüge gestürzt? Die Verzweiflung war es, an sich, dem Vaterlande und der Welt, die sie entmannt. Ohnmächtig sich die Freiheit des Lebens zu gewinnen, flüchteten sie in die Freiheit des Todes. Sie wurden Gefängniswärter, um sich zu überreden, sie wären keine Gefangene.

Beiträge aus dem „Literarischen Wochenblatt"

[Lit. Wochenbl., 5. Bd., 1. Teil, Weimar 1820, hsg. v. Wilhelm Hoffmann. Diejenigen Beiträge, die von Börne selbst in die Aphorismen der G. S. aufgenommen wurden, sind an den entsprechenden Stellen der Nachträge ergänzt.
Diese nichtgezeichneten Beiträge sind bei Holzmann, L. Börne, 1888 S. 375 aufgeführt als von Börne selbst anerkannt und vom Verlag Brockhaus in diesem Sinne bestätigt.]

Poesie.

Die Stadt Gera an der weißen Elster hat 700 Häuser, 6687 Einwohner, ein Gymnasium und ein Zuchthaus; Kattun-, Kutscher-, Leder-, Porzellan-, Steingut-, Tuch-, Wollzeug-, Hutfabriken usw. Solche Kleinigkeiten bemerkt Stein in seinem Handbuche der Geographie; aber die Hauptsache, nämlich daß jene Stadt einen großen Dichter besitzt, läßt er unberührt. Diesen wichtigen statistischen Nachtrag liefert jetzt Herr *Christian Friedrich Eisenschmidt* durch die Herausgabe seiner *Dichtungen.* Da das Buch weniger als zwanzig Bogen zählt und die deutschen Zensoren, wie bekannt, alle sehr viel Geschmack haben, so gereicht das schon zu seiner Empfehlung; denn der Druck des Werkes wäre sicher verboten worden, wenn es nicht vortrefflich wäre. Über die äußern Lebensverhältnisse des Herrn Eisenschmidt haben wir aus seinen Gesängen folgende Umstände entnommen. Er wohnt in Gera, aber sein Geburtsort ist unbekannt. Nur dunkel singt er (Seite 1):

> Die Erd' ist nicht mein Vaterland; . . .

Er ist schlank und bleich:

> Saht Ihr nicht den Schlanksten Eurer Brüder
> Mit ergrautem Haar und bleicher – mich?

In Jena hat er studiert, und seine vertrauten Freunde daselbst waren die Herren Köster und Mnioch. Beleg:

> O ihr wissenschaftsgeweihten Söhne,
> Eurer Einer war der Dichter auch.

Prosaische Beweisstelle: „Sie, (die genannten), waren meine Freunde in Jena und sind gleich vielen andern zu früh hinübergegangen in die uns unbekannten *Zukünfte.*" .. Der

Dichter ist 50 Jahre alt, nicht viel mehr und nicht viel weniger. Weniger nicht, denn er war schon vor 30 Jahren auf der Universität:

> Also sah ich Deine Zinnen wieder,
> Ruhmbelaubtes, tiefes Saalathen! –
> Eilig glitt ich Deine Koppen nieder,
> Die ich dreißig Jahre nicht gesehn.

Nicht mehr, denn sonst würde er schon 1780 gedichtet und dann ohne Zweifel die fürchterliche Feuersbrunst besungen haben, die am 18. September jenes Jahres fast die ganze Stadt Gera in Asche gelegt. Zum Dichter begeistert wurde er durch *Kosegarten:*

> Habe, Vollendeter, Dank, der Du einst entflammtest zur Dichtung
> Mir mein seliges Herz! – – –

Nachdem den Dichter lange „in des Herzens Tiefen" seine „Tiefempfindung wie Flammen umsprüht", kam es endlich zum Ausbruche, und er sendete, mit nachfolgender Vorrede begleitet, seine Dichtungen in die Welt.

„Wag' es, du mein schüchternheitbefangener Geist, der du weder die Täglichkeit der Dinge verschmähest, noch die gewaltsamen Wahrheiten des immer gleichen Jahres betrotzen willst, pflanze deine Lieblinge, welche nirgends als in den Hespergefilden der Phantasie gedeihen, in die Vestigien verschütteter Jahrhunderte! Ach – es schmiegen diese edenischen Kindlein sich so gern an die rauheren Sandgestalten der Erde an und werden kaum – ja – gar nicht bemerkt. Eisern trabet und hartsinnig der Erdensohn vorbaß – er hat nicht der Weile, die Lockenden seines Hinblicks zu würdigen, denn er sucht das Größere im Kleinen, und das Kleinere wüchtiget er zum Großen. – Barsch und fahrsam schreitet er, der Huye, dahin und weilet allenfalls, weil es also sein Wille heischt, an rauschenden Getümmelstätten, wo fahrende Pracht und metallenes Elend praßt; gesträflich tut er, wie Orkan auf weltumgürtendem Element, emsig, wie Herbstluft in schrumpfen Blättern, eifrig, wie Pomp, den nie buntscheckige Eitelkeit gegen die Wolken schnaubt – Indessen dem gottheiterbarmten Herzen leise Jubel entgleiten, die mit den Düften der Maienträublein aus dem Tal in die Heimat seliger Wesen

veratmen. Fürchte du nichts, mein nun reiferer Geist! Pflege der Holdseligen, die bald seufzen, bald lächeln, bald rühren, bald schamhaft das Antlitz darnieder senken; und nach gelungener Wartung gehe sonder Zwang und Bestürzung, zwischen Harmonia und Polyhymnia, deinen ätherischen Urschwestern, und neben Wöra und Snotra, deinen Herzens-Asinnen, oder an Hlyns süßerer Feenhand durch den Beschluß der Rasetage, wo die Altäre der Despotie abgedampft und die Quellen des Jammers sich geschlossen haben, frohlockend hinüber in die Gezelte des allsiegenden Friedens, wo du dir selber gnügest und deine Entzückungen mit dir etwan ein Mitseliger teilt."

Geschrieben vor und nach den Wiederauferstehungstagen des Vaterlandes – 1813 – 1819. (Der Dichter hat, wie man sieht, sechs Jahre an dieser Vorrede geschrieben; aber man merkt ihr auch die Feile an.)

Wir wollen hier einige der vorzüglichsten Gedichte nur kurz berühren, und wir sind gewiß, daß jeder, der sie kennenlernt, sie, wie Alexander den Homer, unter sein Kopfkissen legen wird; nicht in satirischer Absicht, um besser einzuschlafen, sondern um das Werk immer bei der Hand zu haben. Die Gedichte sind sämtlich mit der Jahreszahl und dem Monate ihrer Verfertigung bezeichnet; das erste ist vom *Sturmmond* 1802, das letzte, vom Erntemonat 1819. Diese Einrichtung ist belehrend. Man sieht daraus, wie der Geschmack des Herren Eisenschmidt sich alljährlich verfeinert hat und endlich so fein geworden ist, daß man ihn mit bloßen Augen gar nicht mehr sehen kann. Das Gedicht: Die Freundschaft, welches beginnt:

Freundschaft, laß mich Dir ein Loblied singen!
Ach – es zuckt, von mir sich loszuringen ...

empfehlen wir unsern Feinden, damit sie sich bessern. Es enthält den schönen Spruch:

Sei gerecht und lebe recht und richtig!

Die Romanze *Spück und Holla* hat etwas so Schauerlichsüßes, daß einem wohl und wehe dabei wird.

Bei herbstlicher Reise durch nächtliche Gaun
Pflag Spück sich mit Holla begrüßend zu schaun:
Auch Uller und Hennil, ja Zuttiber, sahn

Die Gaunerverlobten sich brünstig nahn.
Wie sausten die Schrecken mit störender Hatz!
Es flohen die Eber den finstersten Platz.
Unholden und Kobold erquickte jetzt Ruh;
Sein Auge schloß nickend selbst Zörnbock zu.

Und so saust es weiter. Der Dichter zeigt in dieser Romanze eine ausgebreitete Kenntnis aller nordischen Helden, Götter, bösen Geister und Hexen, bis zum Eispole hinauf. Außer den schon angeführten lieblichen Namen erscheinen noch folgende: Hertha, die von einem Wagen mit Kühen bespannt herabguckt; Baba; Lölle; Tanfana, die gewaltigbrausende; Fria; der schmälige Thorr; die gütige Siva; Prone; Krodo, der aus ächzenden Dunkel hervortaucht; die duftige Ziza; Stuffo; Flinz; Minna; Lollus; Slola; und endlich, „der entscheidende Swantewitz".

Das Klagelied: Die *Wydenkirche* wird jedem gefühlvollen Leser Tränen entlocken; gleichviel welche — Tränen sind Tränen

Ihr Trümmer, hoch und schön, und hohl!

— — — — — —

Ihr Trümmer, heilig, hehr und alt...
Wo sind die Wesen hingewallt,
Die einst in euch, von Heil umfahn,
Sich *selig selig selig* sahn...

Der geniale Dichter, wie man sieht, statt gleich schlechten Poeten, sich zur Ausfüllung des Versmaßes verworfenen Wergs zu bedienen, wiederholt lieber ein gutes Wort mehrere Male. „Die alten Pfeiler der betrauerten Kirche, mürb und bleich." In unserer Gegend sind die Ruinen schwarz oder grau. Aber das Land des Dichters hat noch mehrere Sonderbarkeiten, von denen Steins Geographie nichts sagt. So frißt das Geraer Vieh goldenes Gras, wie sich aus folgender Stelle ergibt:

Geraer, geboren auf goldenen Matten,
Ihr nennet Euch Enkel der goldenen Zeit;

Die Geraer sollten klug sein und ihren Namen verändern; denn wenn ihn die Steuereinnehmer erführen, könnten sie denken, es müßte noch viel vorhanden sein von dem Reichtume der Großmutter.

Was reimt sich auf *Storch*? Antwort: Gesorg, — Sorgen (s. Seite 23.) — „Die Düfte walten, in der Naturen Falten" (S. 47). — Napoleon wird „Tyrann im öden Lilienfeld" genannt. Kleine Beispiele großer Genialität.

Die Adler, eine kleine Oper, mit Chören, mehrern Stimmen, Rezitativen und Arien, ist in Pindars Art gedichtet. Der Sänger bemerkt in einer Note: „daß dieses *mit dem deutschen Feuer eines Theodor Körners* geschaffene Gedicht erst jetzt ans Licht tritt, kömmt daher, weil i. J. 1813 deutsche Blattherausgeber solches der Mühe nicht würdig genug achten wollten." (Ob des Schreibens oder Druckens, ist vergessen worden zu bemerken.)

Des Vaters Lehrsprüche zu Edmunds Geburtstage enthalten goldene Regeln der Tugend und Weisheit:

Knabe, rasch und flink und lose,
Sieh, der Mutter Liebgekose
Und des Vaters *Huldgedahl*
Sind vertrauter Stunden Mahl.

Schüttle Deine goldene Locken!
Schlüpf' auf Eis bei Reif und Flocken!
Suche Primeln tief im Grund!
Sammle Beeren *für den Mund*!

Die Verhältnisse, eine Vision, haben wir nicht verstanden; es wäre daher unbescheiden, darüber zu sprechen. Doch wird folgender Vers reizen, das ganze Gedicht zu lesen. Von einem Ungarischen Ochsen nämlich heißt es:

Tief im Basse wie brummt er! wie hebt er *bedeutend* die Füße.

Auch der Schluß des Gedichtes ist schön:

Macht den *verbutteten* Zwerg zum Welten tragenden Atlas!
Stellt auf knitterndes Rohr Babylonias *münstrisches Monstrum*
Oder auf Binsen am Sumpf der Hindus granitne Pagoden —
Wahrlich, ihr spottet euch selbst und werdet Gelächter dem Kindlein."

Des Apfelbaums Unsterblichkeit hat eine hohe Bedeutung und endigt moralisch:

Er ist verbraucht – Er ist nicht *mehr*.
Bedenk' es wohl, – *o Sterblicher*! –

Eins der gelungensten Gedichte ist der *Geraer Trinkgesang*, ein Bierlied. Was Bier heißt, erklärt der Sänger in einer Note; er nennt dieses Getränk „der Kinder Teuts Malz- und Hopfeninhalt". Der Geraer Hopfen- und Malz-Inhalt wird würdig lobgepriesen:

Leeret, ihr *erhabnen* Zecher,
Bis zum Boden euren Becher!
Solche Nahrung hält den Darm
Mehr als Fuchs und Zobel warm.

– – – – –

Freu dich, Gurgel! heißt der Spruch
Jetzund kömmt ein Wolkenbruch

– – – –

Öl gibt Witz in fünf Sekunden
Mehr als Fleiß in tausend Stunden;
Darum trinket allzumal,
Freunde, dies Original!

Man kann nicht leugnen, daß das Geraer Bier ein Original ist; es macht sogar zu einem. In einem *Lebensfreudenlied* nennt der Dichter seine Freunde *gestempelte Seelen* und sagt ihnen:

Das Leben ist traun gar ein kützliches Ding,
Es bammelt an Härchen und Häkchen

– – –

So tummelt euch satt auf dem höckrigen Stern!
Trabanzt in die Läng' und die Quere!

Der *idiotische Tag* ist das schönste und längste der Gedichte und beschließt das Buch. Freunde gemütlicher Häuslichkeit werden sich daran erquicken. Nur zum Anlocken heben wir folgende Stellen heraus:

Nun ist mir auch ein Wunsch gewährt;
Der Kaffee brodmet auf dem Herd,
Den schlürf ich dann mit meinem Weib
Hinunter in den *schmächt'gen Leib*.

Die Mutter *lübelt* ihrem Büblein, ihrem *Döckelkinde*, unter andern schönen Sachen, auch folgendes zu:

Dich kümmerts nicht; du bist vergnügt,

Wenn dein Gesäßchen trocken liegt.
Und *rankst* du ja, und *rutschest* toll,
So sind etwa die *Läppchen* voll.
Ich büsche dann dich weich und rein,
So schlummerst du beim Müschen ein."

Doch ist es Zeit, daß wir endigen. Dürften wir allein unserer Neigung folgen, dann hätten wir noch viele Seiten des lit. Wochenbl. mit den Gedichten des Herren *Eisenschmidt* angefüllt. Der Druck ist des Buchs würdig und wahrscheinlich, um feindliche Kritik abzuwehren, mit zahlreichen Spießen versehen.

Reisen.

Bei unserer jetzigen eingezogenen Lebensweise, (versteht sich in gerechter Folge der ungezogenen) – – – – – – – – –* tut uns sehr not, daß wir oft erfahren, wie es in fremden Ländern hergehe. Reisebeschreibungen sind daher nützlich, besonders solche, die von England erzählen. Nicht etwa, als sollte man unhöflich die britische freie Verfassung betrachten, bewundern und lobpreisen; dieses braucht gar nicht zu geschehen. Wer nur etwas Sinn hat, fühlt es leicht, wenn er die Erzählung dortiger Lebensweisen hört, daß die ehrwürdigen und lächerlichen Sonderbarkeiten, die Tugenden und Laster des englischen Volkes ohne Freiheit nicht hätten entstehen und dauern können. Nicht *der* Freiheit allein wird hier gedacht, die vor der Härte der Gesetze und derjenigen bewahrt, die sie verwalten, sondern auch der wohltätigen Freiheit der Sitten, die keine Tyrannei einer sogenannten Schicklichkeit aufkommen läßt, die niemanden zwingt, sich wie Bäume in holländischen Gärten zu stutzen und abrunden zu lassen, sondern jedem verstattet, seine Kräfte und Tugenden noch auszudehnen und die der menschlichen Natur angebornen, oder irgend einer Persönlichkeit eignen und unheilbaren Gebrechen offen zu tragen, damit nicht durch Verheimlichung des Übels das Gift nach innen getrieben und das Blut selbst verdorben werde.

* Die – – – kennzeichnen die durch die Streichung des Zensors entstandene Lücke im Text.

Dieser Freiheit genießen die Engländer, und sie macht sie nicht minder beneidenswert als ihre Verfassung. Wir zeigen daher mit Vergnügen eine neue Reisebeschreibung von England an, die unter dem Titel: *Einblicke in England und London* im Jahre 1818 von Wilhelm *Bornemann* kürzlich erschienen ist. Der Verfasser, General-Lotterie-Direktor in Berlin, war beauftragt, die Preußisch-englische Anleihe in London abzuschließen. Ein dreimonatlicher Aufenthalt daselbst gab ihm Erfahrungen, die er nach seiner Rückkehr niederschrieb und jetzt öffentlich mitteilt. Der Verfasser erzählt mit einer Natürlichkeit, welche die Zunftgelehrten, selbst manche, die das Meisterrecht besitzen, beschämt zurückläßt. Er gibt nicht bloß Gemälde, alle seine Darstellungen sind Bas-Reliefs, die man mit Fingern greifen kann. Mit gleicher Lebhaftigkeit schildert er das Überraschende und seine Überraschung. In der Vorrede wird bemerkt: „Was für öffentliche Blätter (Bruchstücke dieser Reisebeschreibung waren nämlich früher schon zerstreut erschienen) als Ergießungen in Zeitmomente sich abgedrungen, hat jetzt weiter keine Stelle finden dürfen und ausscheiden müssen." (Wieder ein Grabstein verblichener Empfindungen.)

Der Verfasser hatte eine unglückliche Überfahrt von Cuxhaven. „Sechs Tage lang stoßend und schlaflos im Schiffe auszuharren, das müßte, wird mancher glauben, Höllenpein der Langeweile gewesen sein. Nicht also. Wahrscheinlich vom gewaltigen Schaukeln und der nüchternen Leere des Körpers ward der Geist aufgeregt zum wilden Geschwärm in üppigen, oft tollen Phantasie-Gebilden, und die Tage und Nächte im wachenden Traum flogen schnell genug vorüber." (Nüchterne Poeten im zwiefachen Sinne können hieraus lernen, wie ersprießlich ihnen das Seereisen wäre; sie hätten den doppelten Vorteil, den Appetit zu verlieren und an Phantasie zu gewinnen) — — — Die Trinkgeldforderungen in den Gasthöfen nehmen gar kein Ende. „Es handelt sich hier um keine Willkür, sondern um *Gebühr*, denn in den englischen Gast- und Kaffeehäusern mietet man die Bedienung nicht, sondern umgekehrt mietet die Bedienung sich die Aufwartstellen. Der erste Aufwärter in solchen Häusern zahlt an seinen Herrn wohl mehr denn 2000 Taler jährlich für seine Stelle. Die Trink-

gelder sind es, woraus er dies und was er sonst noch gebraucht, aufbringen muß.“ (Daß man das Unglück zu dienen und zu gehorchen noch erkauft und seine Herren bezahlt, ist in Deutschland etwas Unerhörtes!)
Von der edlen *Boxkunst* wird eine gute Schilderung gegeben. [Es folgt eine ausführliche Schilderung der Gepflogenheiten im englischen Boxsport.]
In der Kunst der Musik sind die Engländer keine Meister. Mozarts Werke, die Zauberflöte, Don Juan, werden auf dem Opernzettel *„mit verbesserter Musik“* (!!!) angekündigt. — — Da wo der Verfasser von den Karikaturen in London spricht, und wie auch das Höchste und Ehrwürdigste herabgezogen werde, bemerkt er, „daß von Napoleon, so vielfältig die Läden auch seine Abbildung schaustellten, nirgendwo ein Zerrbild sichtbar war“. (Natürlich, die Briten hatten keine Vivats, keine Illuminationen und Kriechereien vergessen zu machen.) — Die Altstadt London hat viele eigene Gerechtsame, worunter wohl die eine der sonderbarsten ist, daß der König, wenn er die City betreten will, deshalb erst den Lord-Mayor begrüßen, gleichsam sich Genehmigung dazu verschaffen muß. Ein solches Anmelden hat seine empfindlichen Seiten, so unterbleiben dann dergleichen Besuche lieber ganz. — Die öffentlichen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten sind sehr unvollkommen. Auch die Französinnen wollen sich wieder als Erzieherinnen eindrängen. So kündigte eine Pariserin höchst pomphaft in den Zeitungen an: Nichts ziere junge Damen mehr als ein geschmackvolles Einsteigen in den Wagen. Es hierin bis zur höchsten Grazie und Grandezza gebracht zu haben, könne sie mit tausend Zeugnissen belegen. Sie sei gern bereit, ihre Kunsttalente im Wagenbesteigen mitzuteilen, und lege es allen edlen Müttern von Stande feurig ans Herz, den glücklichen Moment ihrer kurzen Anwesenheit in London für das Heil blühender Töchter nicht unbenutzt zu lassen.
Für Deutsche tröstlich ist folgende Schilderung der englischen Gymnasien: „Die höheren Schulanstalten in London, welche deutschen Gymnasien gegenübergestellt werden können, tragen in ihrer Verfassung, Lehr- und Bildungsweise noch ganz das rohe Gepräge des eisernen Mönchtums. Fast nur auf Latein und Griechisch beschränkt sich der öffentliche Lehr-

plan. Mechanisches Auswendiglernen gilt für eine Hauptsache. Was weiter zur wissenschaftlichen Bildung notwendig, wird dem Privatunterricht überlassen. Die Rektoren schalten mit unumschränkter Diktatorgewalt. Ihre Worte sind Machtsprüche, und nichts erlöset davon. Körperliches Züchtigen, mit harter Karzerstrafe bei Wasser und Brot oder mit der Rute, tritt unabwendlich ein bei Fehlern und Vergehungen. Bis zum 19ten Jahre bleibt jeder Schüler der Rute unterworfen. Über einen Block wird der Züchtling hingestreckt, und der Rektor selbst ist es, welcher mit schwerer Hand die gemessenen Streiche ad posteriora führt. – – – – – – – – – – – * – – – – – – – Sehr bequem auf Kosten des armen Sünders macht es sich der Herr Rektor. Daß er seiner Würde entgegen zur blanken Zielscheibe sich nicht hinabbücken dürfe, bedienet er sich 3 Fuß langer Ruten, in Gebinde zusammengeschürzet. So fallen hoch von oben herab die weit ausholenden Hiebe, und bald rinnet der Purpurschweiß aus den geöffneten Poren. Der hochberühmte Fox ward noch im 18ten Jahre also abgestäupt (vielleicht ward sein Freiheitsgefühl durch das Andenken der erlittenen Schmach und Unterdrückung aufgeregt). Die Hochschule in Oxford, wenn auch die Rute dort nicht mehr Anwendung findet, treibt es fort in ähnlichem Geiste, fern (die englischen Meilen sind bekanntlich nicht groß) von dem freien Wesen deutscher Universitäten. Der Student ist rein weg ein Sklave der Professoren, ohne Selbständigkeit und Willen.“ [Es folgen Inhaltsangaben und Zitate.]

In dem Abschnitte, worin Hr. General-Lotterie-Direktor Bornemann mit wohlbedächtiger Lauheit von der englischen Verfassung spricht, erzählt er folgende lustige *Feudalitäten*: „Und immerhin, schon in ältesten Zeiten, ist Britannien das Reich der Wunderlichkeiten gewesen. Selbst in Vasallen-Verhältnissen der Großen des Reichs zur Krone fehlen sie nicht (Selbst! als wären nicht im Lehnswesen alle Tollheiten zu Hause gewesen!) So mußte vor Zeiten einer der Lords am bestimmten Tage alljährlich als Abhängigkeits-Tribut im feierlichen Aufzuge eine – *Lerche* dem König darbringen und diese Lerche auf einem Heuwagen herbei gefahren werden.“

* Vgl. Anmerkg. oben.

(Es ist noch heute üblich, daß dienstbeflissene Höflinge den Fürsten Lerchen auf Heuwagen zuführen, d. h. Lärm um nichts machen.)
„Einem Andern lag ob, alljährlich vor dem Thron zu erscheinen und während der Audienz *dreimal* in festgesetzten Pausen einen *schallenden Wind zu entlassen,* vernehmbar der ganzen Hofversammlung. Denn so bestimmen es ausdrücklich die Statuten." (An Wind mangelt's wohl auch an neuern Höfen nicht, wenn er auch anderswo herkömmt.)

Journale.

Das *Conversationsblatt,* eine Zeitschrift für wissenschaftliche Unterhaltung, die in Wien erscheint, zeichnet sich unter andern Schriften gleicher Bestimmung vorteilhaft aus. Es leistet mehr, als sein Wahlspruch zusagt: L'art du journaliste n'est pas celui de faire rire et d'amuser: il doit analyser et instruire;" denn auch des Ergötzlichen ist genug darin. Wöchentlich erscheinen zwei Nummern mit der Einrichtung, daß den größern Abhandlungen eine *Novellestik* folgt, welche eine musterhafte Auswahl der neuesten Ereignisse im Gebiete der Kunst, der Wissenschaft, des Lebens und der allgemeinem Gebrauche freigelassenen Staatsdinge enthält. Aus dem vor uns liegenden Bande dieser Zeitschrift wollen wir einiges mitteilen. Ein österreichisches Volkslied, *blauer Dunst* genannt, wird man um so freundlicher aufnehmen, da dieser Dunst hell und heiter und nicht so feucht, nebelgrau und giftig ist, wie manche andere, dessen man sich nicht erwehren kann.
[Folgt das oben genannte „Volkslied"]

Die *Allegorie der Blumen* wird vorzüglich liebenden Köchinnen willkommen sein, denn besonders die Gemüse- und Gewürzkräuter drücken die zärtlichsten Empfindungen aus. Basilicum bedeutet: „Nur durch Annäherung lernst Du mich kennen." — Beifuß (womit man gebratene Gänse würzt): „Sei wacker, lebe wohl und liebe." — Kamille (bei Leibschmerzen nützlich): „Du entrüstest mich durch deine Eifersucht." — Endivien: „Bleibt mir noch eine Wahl?" — Hopfen: „Es drängt mich ohne Rast, liebend Dich zu empfangen." (Wer hätte wohl erraten, daß die Pflanze, woraus das prosaische

Bier bereitet wird, eine so sentimentale Bedeutung habe?) – Kaffeeblüte: „Ohne dich kann ich nicht leben." (Das ist selten eine Heuchelei.) – Kürbis: „Geknüpft an dein Geschick, wie selig froh wollt' ich von aller Welt vergessen leben." (Zu Liebeserklärungen ein sehr unbequemes Sinnbild, da es schwer ist, seinem Mädchen einen Kürbis zuzuschicken, ohne daß es die Mutter sieht.) – Majoran: „Bist du eine Männerfeindin? – sprich!" – Petersilie: „Bescheidenheit empfiehlt dich." – Salbei: „Nur der Gedanke an dich erhält noch dies arme Herz." – Sauerampfer: „Dulde schweigend kleine Übel." – Schnittlauch: „Gegen die Liebe ist kein Widerstreben." – Stinkblume: „O wie wird mir!" (malerisch).

Zum Humor sind die Herren im Conversationsblatte zu leichten Sinnes; zur Philosophie zu glücklich. Einige Versuche hierin, die dasselbe enthält, machen geneigter zum Lächeln als zum Tadeln. Da ist zuerst von Hrn. Franz Gräffer ein Zweigespräch, *die historische Ketzerin* überschrieben, worin eine Baronin mit einem Herren Professor Staar über die Geschichte streitet und behauptet: alle geschichtlichen Angaben wären falsch, auch lohne es sich nicht der Mühe, hinter die Wahrheit zu kommen, denn die Verpflanzung der Kartoffeln nach Europa sei die wichtigste Begebenheit der Schöpfung, und Lucull, der „zum Naschen für unsere schönen Damen" die Kirschen aus Asien gebracht, sei der einzige große Mann in der Weltgeschichte. Professor Staar muß, seines Namens ungeachtet, sehr gute Augen haben, denn die Reize der gnädigen Frau bringen ihn in solche Verwirrung, daß er kein vernünftiges Wort zu erwidern weiß und die dümmsten Reden beifällig mit anhört. Erlaubt er sich ja einmal eine schüchterne Einwendung, so treibt ihn die Frau Baronin mit einem „Point du tout!" zurück oder besiegt ihn mit den Hülfsvölkern lateinischer und italienischer Sprüche, als: „Plato amicus, sed magis amica veritas" – „Si non e vero, e ben trovato." Herr Staar kapituliert. – – Von diesem nämlichen Hrn. Gräffer sind zu lesen: *Humoristische Splitter*. Der Verfasser sagt, sie wären *zahmen Schlages* und es möge sich daher niemand daran stoßen (ritzen, wäre stilistischer gewesen). Seine Splitter wären Einfälle, aber keine Ausfälle, hinter denen man weder Tendenzen noch sogenannte Überspanntheiten

wittern soll. „Dem Splitter soll und kann es niemand ansehen (doch zuweilen), ob er von einem ungezimmerten Balken oder von einem eingezimmerten Parkett herrührt. Der Humor kennt keine Regeln“,... und kurz und gut, er sei als Humorist auf die Welt gekommen, und gar nicht mehr zu ändern. Von diesen Splittern sind uns beim Durchblättern einige im Finger stecken geblieben, die wir, nicht ohne Gesichterschneiden, herausziehen. „Viel kennen und nicht wissen und doch alles können: das ist französisch.“ – „Man wird geboren, um arm zu sein, nicht um arm zu werden, um zu hungern, nicht um zu verhungern“ ... Gesundheit und Nahrung: das sind die einzigen Objekte, über die es der Mühe wert ist, sich den Kopf zu zerbrechen, in Leidenschaft zu geraten; das sind die einzigen Realitäten. Alles andere ... sind Luxusangelegenheiten; die Hauptbedingnisse sind: gesund sein und sich satt essen. (Der Humorist ist ein Kant der Magenphilosophie, wie sich weiter unten klarer zeigen wird.) – „Leute von Geist haben das Bedürfnis und Vorrecht, manchmal Esel zu sein.“ (Hr. Gräffer, wie man sieht, gehört auch zu den demagogischen Gleichheitsaposteln, die alle Privilegien umstoßen möchten.) – „Geistesarbeit hemmt die Entwicklung des Klotzes. In des Geistes Reich gibt es keine Restauration, keine Beefsteaks und Eierkuchen.“ (Das sollten sich die Klötze gesagt sein lassen, damit sie zu Hause bleiben und nicht in das Hungerland reisen!) – „Einem Bettler 10 fl. schenken oder ihn entrüstet wegstoßen; in einer Gesellschaft als ein Misanthrop, als ein Tropf, oder als der liebenswürdigste, geistreichste Kavalier figurieren; der Tugend ein *Cato* oder der Sünde ein *Don Juan* huldigen; ein gediegenes Carmen aus dem Ärmel schütteln oder nicht 10 Zeilen erträgliche Prosa schreiben, ein Held sein, oder eine Memme: alle derlei Antithesen hängen lediglich davon ab, ob wir Erbsen mit Kaiserfleisch oder Carfiol mit Butter gegessen, ob wir Neuling’sches Porter oder Lenkey’schen Ruster getrunken, ob wir’s mit dem Quantum nicht verdorben, nicht etwa um 12 Prisen Tabak mehr geschnupft haben. Man sieht, daß es um die Konsequenz, um Grundsätze ein sehr seichtes Ding ist.“ (Ob Erbsen mit Kaiserfleisch zum Genie mache und Carfiol mit Butter zum Dummkopfe, oder umgekehrt, konnten wir nicht er-

mitteln; die Antithesen stehen, wie bei einem Menuett, schief einander gegenüber, man weiß nicht, welche Paare zusammengehören.) – „Wenn, dem Sprichwort nach, derjenige ein Schelm ist, der mehr tut als er kann, so ist der, welcher weniger tut als er kann, ein doppelter Schelm, oder – keiner.“ (Die Wahl ist bequem!) – – In einer großen Abhandlung, überschrieben: *Für Küchen-Grazien, Leckermäuler etc.*, eifert der genannte Entdecker des kategorischen Imperatives des Unterleibes, zornig und witzig, gegen das literarische Wochenblatt wegen desjenigen, was dieses Blatt irgendwo über Kochbücher gesagt. Da uns diese gekochten Zankäpfel nicht zu Gesichte gekommen sind, so können wird nicht entscheiden, ob Hr. Gräffer Recht hat (welches wahrscheinlich ist, da er die Sache gründlich versteht) oder das Wochenblatt.
– Ein Bericht: Über die arabischen und persischen Pferde, welche der persische Gesandte dem Prinzen-Regenten überbracht hat, wird jeden Menschen ohne Bildung, dem es an Umgang mit Pferden mangelt, in Erstaunen setzen. Was wird da nicht alles beschrieben, wo jener nichts sah als einen Kopf, vier Füße, einen Leib und einen Schweif! Kein Verliebter kann so begeistert von seinem Mädchen reden als der Berichterstatter von einer arabischen Stute spricht, von der er unter andern sagt: „Niemals habe ich an der Gestalt eines Pferdes so viel Schönheit, Zierlichkeit, Ebenmaß – nichts so Mildes, Sanftes, Artiges und Liebenswürdiges gesehen! Sie würden meinen, sie sei eher an der Toilette einer arabischen Prinzessin als in einem Stalle auferzogen worden . . . Ihr Kopf ist klein, von einem so ausdrucksvollen, einnehmenden Aussehen, daß es guten Humor und Verständigkeit, zugleich mit einer kleinen Gabe von Koketterie ankündigt.“
– Die Hammelburger Reisen werden auch in Wien gelesen, und in den gebildeten Zirkeln hat man ihnen liebkosend den Beinamen: *böslich Reis'l* gegeben.

Politik.

In der bekannten Singposse: *die Schwestern von Prag* wird ein dummer Kerl vor das Haus gestellt mit dem Befehle, während der Abwesenheit des Papas niemanden hineinzulassen zu

den Mädchen. Da kommt der Liebhaber. Abgewiesen; es dürfe niemand hineingehen. Gehen wolle er auch nicht ins Haus, sagt der Liebhaber, sondern kriechen. Der gewissenhafte Wächter gibt dieses zu. – Wenn man zu seinem Mädchen will, mag man sich einen solchen Zwang gefallen lassen; aber zur Göttin der Wahrheit soll man niemals kriechen, sondern lieber aus dem Tempel wegbleiben. Wir begreifen nicht, wie man so wenig Stolz haben könne, jetzt über Politik zu schreiben. Hätte die Beschränkung der Presse keinen andern Zweck, als der türkischen Musik der Journale ein Ende zu machen, so könnte man sich noch darüber trösten. Aber es wird mehr gefordert; mit dem Pianisieren ist nicht genug getan. Man kann auf den sanftesten Fortepianos, wie sie von Streicher verfertigt werden, spielen und dabei die Sourdine der Bescheidenheit gebrauchen; wenn man nicht in der ansprechenden Tonart spielt, wird die Melodie getadelt. Alle Schriften, die jetzt über Politik erscheinen, sind grau meliert: weder schwarz noch weiß. Was deren Verfasser, außer Honorar, noch sonst damit wollten, ist schwer zu ermitteln. Sie schleichen wie die Katzen um den heißen Breitopf. Da ist uns eine Flugschrift (sie fliegen jetzt nicht hoch) zugekommen, betitelt: *Die Verstimmung unserer Zeit nach ihren Ursachen und Wirkungen. Eine ruhige Betrachtung*. Sie stört keine Ruhe, gibt aber auch keine. Man erkennt nicht mehr, welcher politische Schriftsteller ein Barometer und welcher ein Wetterhahn ist; der Verfasser dieser Schrift beginnt und endet mit den Judenverfolgungen und sagt, sie wären angezettelt gewesen. Die Verfolgten nimmt er sehr in Schutz, meint aber, sie wären zu wollüstig und unreinlich, und darum könnte man ihnen die Rechte freier Bürger nicht einräumen. Das gellende unbescheidene Tadeln der Regierungen mißbilligt der Verfasser mit Recht. Er sagt, indem man dieses tue, vergesse man das alte Wort: „Wer seine Nase abschneidet, schändet sein Angesicht.“ (Wer ist die Nase?)

Naturgeschichte des Staates.

Alles Unheil in der bürgerlichen Gesellschaft, oder wahrer: alle Unheilbarkeit der unvermeidlichen Übel entspringt aus

der falschen Vorstellung, welche die Menschen von ihrer sittlichen Würde und Freiheit hegen. Sie haben sich von der großen Natur abgesondert, sich über sie erhoben und betrachten Sonne, Mond und Sterne als dummes leibeigenes Volk, das ohne Wille und Habe ihnen Frondienste leisten müsse und nach unwandelbaren Gesetzen wirke und leide, während sie, die Herrscher, mit Wahl und Freiheit schalteten. Gar stolz gebärdet sich der König der Welt auf seinem Wolkenthrone, und bis auf seinen Jammer ist er eitel; er beneidet die niedrige Natur um ihren Frieden und klagt die Götter an, daß sie ihm die Last des Regierens aufgebürdet. Die Religion, diese Sonne des Lebens, hat die armen Toren nur noch unglücklicher gemacht, wie es nichts Gesundes gibt, das der Mensch nicht vergiftet, nichts Herrliches, das er nicht herabwürdigt. Sie gab ihm die Aussicht in ein ewiges göttliches Leben, nicht etwa als einen Zustand, der räumlich und zeitlich irgendwo und irgend einmal seinen Anfang nähme, sondern als eine Seligkeit, in dessen Mittelpunkte wir uns sogleich und an jedem Orte fühlen, sobald uns der Blick klar geworden ist. Leben heißt gefangen sein. Der Mensch ist sein eigner Kerkermeister, nur er selbst kann sich erlösen. Frei ist nur, wer die Gesetze der Notwendigkeit kennt. Die Religion hat die Mauern des Gefängnisses durchsichtig gemacht, nicht eingerissen, und die Sinnlosen, die dieses nicht begreifen und der Sonne zufliegen wollen, die sie nur aus der Ferne wohltätig erwärmt und in der Nähe verkohlen würde, fallen, gleich dummen Spatzen, mit zerschlagenem Schädel vor den Fensterscheiben nieder.
Aus dem fürchterlichen Wahne von der Freiheit des Willens entspringt die unversöhnliche Feindschaft zwischen der Einsicht und der Kraft der Menschen. Der Gefangene glaubt sich frei, weil er durch die Gitter seines Kerkers ins Weite sieht. Diese Tollheit trägt zwei Masken, eine tragische und eine komische. Ein Wandrer geht einer Stadt zu. Sie liegt noch eine Meile von ihm entfernt, aber auf einer Anhöhe gelegen zeigt sie schon ihre Türme, Häuser und Tore. Jetzt überfällt den Fußgänger Ungewitter und Platzregen. Er wird durchgenäßt, und endlich erschlägt ihn der Blitz. Da kömmt der närrische Leichenprediger mit seinen Nutzanwendungen und sagt: das kömmt dabei heraus, wenn man nicht seiner Vernunft folgt,

Der Verblichene sah die Stadt recht deutlich, warum ist er nicht, als das Wetter losbrach, sogleich in ein Wirtshaus eingekehrt: warum folgte er nicht seiner bessern Einsicht?... So dumm schwätzen wir täglich mit uns selbst und andern. „Ihr erkennt das Gute, das Rechte, das Vernünftige, warum handelt Ihr nicht darnach?" Aber ihr lieben Leute, denkt doch daran, daß die Füße nicht so schnell sind als der Kopf und daß erstere oft gar nicht dahin gelangen können, was das Auge, das gefahrlos über Klippen, Abgründe und Flüsse springt, mit Blitzesschnelle erreicht. Der Wille ist Blick, der Entschluß Bewegung, die Tat Ziel. Sie sind drei ineinander um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt gezogene Kreise; der erstere ist der größte, aber darum nicht unendlich groß. Die Einsicht ist eine Königin ohne Finanzen und stehende Heere; sie kann sich den Gehorsam ihrer Untertanen nicht erzwingen, sie kann nur mütterlich belehren und muß abwarten, ob man ihr folgen werde. Der Wille ist nicht frei, das lehrt uns die tägliche Erfahrung; aber die Erfahrung macht so wenig klug, daß viele noch nicht einmal wissen, daß die Erfahrung *nicht* klug macht. Herr *von Cornaro*, ein lüderlicher venetianischer Baron, lebte in den Tag und, was noch schlimmer ist, in die Nacht hinein. Er war krank und erbärmlich bis in sein vierzigstes Jahr. Da sagten ihm die Ärzte, in einigen Monaten müsse er ohne weiteres sterben, wenn er seine Lebensordnung nicht änderte. Er wäre auch ganz gewiß gestorben, denn in solchen Fällen pflegen die Ärzte Wort zu halten. Aber er ward mäßig, aß und trank nicht viel und ward 104 Jahre alt. Tausend Menschen könnten ein gleich hohes Alter erreichen, wenn sie sich von ihren Lüsten nicht bemeistern ließen. Warum geschieht's aber nicht, da doch die Liebe zum Leben die leidenschaftlichste ist und man den Tod als das schrecklichste der Übel fürchtet? Weil wenige so glücklich sind, einen starken, alles besiegenden Willen zu haben. Und es ist ganz das Nämliche, ob ein Mensch an der schwachen Einsicht des Arztes oder an einem schwachen Magen oder an der Schwäche des Willens stirbt, die ihn verhinderte, eine weise Lebensordnung standhaft zu befolgen.

Wie sich Söhne der väterlichen Gewalt entziehen, wenn sie selbst Väter werden, so verläßt der Mensch sein Mutterhaus,

die Natur, sobald er durch eigene Kräfte wirkt. Er wähnt, daß seine Taten in ihm selber wurzeln, und vergißt, daß er früher Geschöpf als Schöpfer ist und daß alle seine Kunstwerke Enkel der Natur sind. Sehen wir den festen Bau des Bibers, die kunstreichen Zellen der Bienen, das Gewebe der Spinnen; sehen wir, wie Gemsen ihre Wächter ausstellen, um von herannahenden Jägern Kunde zu erhalten, wie Schwäne und Störche in zweckmäßiger Ordnung ziehen, dann sagen wir: das sei Naturtrieb. Aber wenn sich Staaten bilden oder auflösen, wenn sie krank werden, wenn sie wachsen oder in eine andere Lebensstufe auf- und niedersteigend treten, da meinen die Menschen, das hätten sie nach ihrer Weisheit und Herzenslust alles so eingerichtet, sie dünken sich viel, oder bei schlimmer Wendung bedauern sie, Fehler gemacht zu haben, nehmen sich vor, es künftig besser zu machen, oder schelten und verdammen die Dummen und Ruchlosen, die das Übel verschuldet. Kurz, sie gebärden sich wie die Narren. Es wäre sehr leicht, dieses umständlich und Schritt vor Schritt zu beweisen, auch fehlt uns weder Papier noch Zeit dazu, sondern etwas anderes. Dieses Feld ist so sehr mit Zäunen umgeben und Graben durchzogen, daß man häufige Sprünge machen muß, um ans Ziel zu kommen. Das unsere ist, wie hoffen es, kein Nachtquartier, sondern ein Tagquartier.

Da nun die Menschen glauben, sie hätten die bürgerliche Gesellschaft zugeschnitten, wie der Schneider ein Kleid, so sind sie sehr betrübt, wenn das Kleid nicht paßt, zu eng oder zu weit ist, sie machen sich Vorwürfe über ihre Ungeschicklichkeit oder hunzen den Gesellen aus, der den Fehler verschuldet haben soll. Wahrhaftig, diese Meister treten sich und ihren Gehülfen zu nahe. Sie sind nur die Nadeln in Gottes Hand, und alles begibt sich nach dem unabänderlichen Willen der Vorsehung. Käme man doch einmal zur Einsicht, daß der Staat ein Natur-Erzeugnis ist und seine Gesetze habe wie jedes andere, dann würden sich die Übel in der bürgerlichen Gesellschaft sehr vermindern. Aufhören würden sie nicht, aber man würde ihre Natur besser erkennen und sich nach Heilmitteln umsehen, statt daß man, wie es täglich geschieht, die schrecklichsten Krankheiten mit abergläubischen Gebräuchen, mit Zaubersprüchen, Amuletten und sympathetischen Mitteln

zu heilen versucht. Die aufrührerischen Bewegungen in den Staaten, die Kämpfe der Parteien und Interessen, würden auch dann noch fortdauern, aber seltener, unblutiger werden. Wir würden uns damit begnügen, die Leidenschaften, Meinungen, Grundsätze und Forderungen, die uns feindlich gegenüberstehen, zu verfolgen, zu beschädigen, zu vernichten, wir würden sie aber weder hassen noch verachten – Bewegungen des Gemüts, die nur aus der falschen Vorstellung entspringen, die wir von unserer und anderer Freiheit haben. Es gibt nichts Lächerlicheres und Grausameres als die Art, wie der Krieg der Meinungen in bürgerlichen Angelegenheiten, besonders in Deutschland, geführt wird. Wir sagen die Art, denn der Krieg selbst ist notwendig und heilsam. Es ist ganz die verderbliche Weise, wie sonst die Feldkriege geführt wurden. Nicht die Härte der Streitenden machten jene Kämpfe so viel verderblicher als die der neuen Zeit, sondern ihre falsche Tugend, ihr unverständiges Wohlwollen. So noch wir Deutschen. Wir halten Winterquartiere und ziehen dadurch den Krieg in die Länge. Die Wortanführer, die Meinungs-Offiziere, schleppen sich mit hindernder Bagage, man ist zu ehrlich zu requirieren und führt Magazine nach, und, was am schlimmsten ist, wir legen unsere besten Truppen vor irgend einen festen Grundsatz des Feindes und belagern ihn Jahre lang pedantisch, statt ihn zu umgehen. Wir schelten unsere Gegner, statt sie zu verwunden, verwunden sie, wenn wir sie töten sollten. Troja wäre früher gefallen, hätten die homerischen Helden nicht mit Schimpfen ihre Zeit hingebracht. Bald laufen wir Sturm im Tanzschritte und nennen das Bescheidenheit, bald sind wir so anmaßend, die Forderungen oder abschlägigen Antworten unserer Widersacher für Anmaßungen zu erklären. Auf einem Schlachtfelde treffen zwei Husaren aufeinander; sie fechten; das ist in der Natur der Sache und des Kriegs. Wenn aber der eine Schnauzbart zum andern spräche: Kamerad, halt dich still, ich will dich niederhauen, und wenn dieser sich, wie billig, zur Wehre setzt, ihn einen Oligarchen schimpft oder, wenn der andere zum ersten sagte: Freund, sei nicht unbescheiden und rühr' dich nicht, ich will dir eine Kugel durch den Kopf jagen, und bei Widersetzlichkeit ihn einen Revolutionär schilt – wäre das nicht höchst lächerlich? Bei weitem

nicht so sehr, als wir uns gebärden in der großen Streitfrage: ob die Welt ein Majorat für wenige oder ein gemeinschaftliches Erbe für alle sein soll. Wir wollen kämpfen, aber uns nicht wechselseitig verachten. Die einen streiten für ihr Recht, die andern für ihren Besitz; nur letztere haben zu verlieren, wenn sie unterliegen, die ersteren haben nichts verloren, auch wenn sie nichts gewinnen, darum wird von ihnen Besonnenheit und Ruhe mehr als von jenen gefordert. Gott wird entscheiden; die siegende Sache ist immer die gerechte – für die Stunde, den Tag, das Jahrhundert des Sieges. Kämpfe für Troja oder für die Griechen, wie dich dein Herz oder das Schicksal treibt, aber hier und dort nur als Achilles, nur als Hektor, nicht als Thersites der Politik.

Schiffende wähnen, sie stünden unbewegt, und die Ufer eilten vorüber; auf dem Strome der Zeit findet die entgegengesetzte Täuschung statt, die ruhenden Menschen glauben sich zu bewegen, da doch nur die Ufer fliehen. Die Staaten sind Fahrzeuge. Der Steuermann, der der Zeit voraussegelt, erreicht den Hafen, den er sucht, indem er wartet, bis der gewünschte Landungspunkt am Schiffe vorbeigehe. Aber wer der Zeit nachfolgt, kommt zu spät und wer sich einbildet, er könne, wenn er gegen den Strom fahre, das Schiff dahin zurückführen, woher es gekommen, der ist ein Wahnsinniger. Es ist nichts leichter und bequemer als gegenwärtig Moral predigen; die Nutzanwendung geht der Fabel, das Beispiel der Lehre voraus. Wir werden sehen, was in Spanien geschieht und wie die Menschen aller Parteien, weil sie den Staat für ein freies Kunstwerk halten und seine Notwendigkeit als Naturwesen nicht erkennen, alle die Torheiten der Französischen Revolution, mit einigen Veränderungen, handelnd oder redend wiederholen. Die Regierung wird, das Übel zu bekämpfen, die abgenutzten Waffen ihrer alten Zeughäuser, es gütlich zu beschwichtigen, die frommen Redensarten gebrauchen, deren Schalkhaftigkeit jeder kennt. Das Volk, wenn ihm sein Werk gelingt, wird, sobald die Flitterwochen der begeisterten Freiheitsliebe vorüber sind, herrschsüchtigen Menschen, der Habsucht, der Eitelkeit verwegener Philosophen zufallen. Dann beginnt das Gemetzel, der Bürgerkrieg, Raub, Mord, Verbannung. Dann versuchen sie sich in zwanzig Regierungsfor-

men, bis die Wehen vorüber sind und die Geburt der Vorsehung erscheint. Hintennach kommen die Liberalen und sagen: hättet Ihr vor Jahren dem Volke gegeben, was es gefordert, wäre das Unglück verhütet worden. Törichte Reden! Das Schicksal unterscheidet nicht Mittel von Zwecken, wie der Mensch; es ist ihm alles Zweck. Nicht bloß, *daß* eine Sache geschähe, sondern auch *wie* sie geschähe, unterliegt einer ewigen Weltordnung. Sollten Völker durch Irrtum zur Wahrheit, durch Sklaverei zur Freiheit, durch Leiden zum Glücke gehen, dann kann menschliche Weisheit so wenig den Weg als das Ziel verändern.

Das fromme Gemüt glaubt an eine Vorsehung und duldet froh, weil es im Schmerze die Bürgschaft der Lust, im Tode den Keim des Lebens erkennt. Wer nicht heilig sein kann, der werde klar; die Erkenntnis der Notwendigkeit endet alle Not. Es gibt nur ein grenzenloses Übel: es ist das Dunkel, weil es die Grenzen der Übel nicht erscheinen läßt. Die unmächtigsten Fürsten, Regierungen und Völker sind stark, wenn sie wissen, wo ihre Macht aufhört, aber auch die stärksten sind schwach, sobald sie ihre Kräfte überschätzen, weil sie dann deren Mittel- und Schwerpunkt nicht finden und in deren Anwendung das Gleichgewicht verlieren. Wer im Lichte wandelt, geht dem unvermeidlichen Tode, wie ein tapferer Soldat der Hinrichtung, mit offenem Auge entgegen und gebietet selbst das Feuer! Nicht das Leben, das Sterben erhebt den Menschen über das Tier. Aber mit Blindheit sind sie geschlagen, und taub und lahm sind sie nicht minder. Wie Betrunkene taumeln sie durcheinander. Ein halbes Dutzend Kinder läßt Seifenblasen aufsteigen, sieht ihnen vergnügt nach und meint, die glänzenden Kugeln würden sich zum Himmel erheben und im Rate der ewigen Sterne Sitz und Stimme erhalten. Nicht daß sie unternehmen, den Lauf der Dinge zu ändern, ist ihr Verbrechen, nicht, daß sie uns glauben machen wollen, der Versuch werde ihnen gelingen, ist ihre Torheit, aber daß sie selbst im innersten ihres Herzens glauben, sie würden es zu Stande bringen, das ist ihre lächerliche Sünde.

Manche, welche die Macht besitzen und üben, kennen nur die Schwerkraft, und ihr Blick ist dem Lichte nicht zugewendet, das liebt, versöhnt und alle Schwere aufhebt. Nicht zu tadeln, zu

beklagen sind sie, daß ihnen das traurige Los zuteil geworden, die Masse zu bewahren, ohne Willen und Schöpfungskraft. Aber die Philosophen, die Lehrer durch Schrift und Wort, diese trifft der Vorwurf, wenn sie jene aller Übel beschuldigen, die auf Völker lasten und bei dem leichten und verdienstlosen Geschäfte, verderbliche Wirkungen aus verderblichen Ursachen herzuleiten, vergessen, daß diese Ursachen auch Wirkungen früherer Ursachen sind und daß der Urgrund der Erscheinungen im Himmel ist und nicht im Herzen der Fürsten. Die politischen Schriftsteller sündigen stark. Statt Licht zu geben, färben sie; statt das Auge klar zu machen, damit es die Dinge sehe, wie sie *sind*, stellen sie die Dinge in der Richtung, wie sie wünschen, daß sie gesehen werden *sollen*. Die bessern unter ihnen haben Staat und Geschichte nicht als Werke künstlerischer Schöpfungskraft, nicht als freie Erscheinungen freier menschlicher Tätigkeit, sondern als Naturerscheinungen betrachtet und ausgelegt. Montesquieu handelt von Despotien mit gleicher Ruhe und gleichem Wohlgefallen wie von Republiken; wie Naturforscher nicht mit minderer Teilnahme eine Giftpflanze und das Lamm als einen Fruchtbaum und die Hyäne lehrend betrachten. In Johannes Müllers Geschichten spricht der Geist der Liebe, der betrauert, aber nicht verdammt und den Untergang der Staaten nicht in eitelem Kanzeltone als unvermeidliche Folgen vermeidlicher Übeltaten, sondern als furchtbare Erschütterungen der Menschen-Natur schildert, die zerstörend schafft und sündigend Buße tut. In diesem Geiste, wenn auch nicht immer mit Geist, ist ein neues französisches Werk geschrieben: *Des Gouvernements, par le Général Rogniat. Paris 1819. Tome Premier*. Diesem ersten Bande werden noch drei andere nachfolgen. Schon das Titelblatt des Werkes ist ein lehrreiches Buch. Ein General hat es geschrieben, und da seit einigen Jahren so viele ehemalige große Beamten und Krieger sich in Frankreich als ausgezeichnete Schriftsteller bewährt haben, so lernt man daraus begreifen, wie furchtbar das Schwert in Händen sein mußte, die auch die Feder zu führen verstehen. Das Werk trägt das bekannte Zeichen guter politischer Schriften: keine Partei wird damit zufrieden sein. „Es ist kein Lehrgebäude metaphysischer Vernünfteleien über die Staatskunst; es ist gänzlich aus der Geschichte geschöpft. Der

Verfasser hat nichts erfunden, nichts ersonnen; er hat die Menschen genommen, wie die Geschichte und seine eigenen Erfahrungen sie ihm gegeben haben, und nicht wie sie sein könnten oder sein sollten; er hat die verschiedenen menschlichen Gesellschaften, ihre Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten, Beschäftigungen, ihre Lebensweise, die Verhältnisse der Personen und des Eigentums untersucht; er hat ihre politischen Einrichtungen und Gesetze, die Natur und die Triebfedern ihrer Regierung erforscht." ... „Man wird in diesem Werke den Geist der Tadelsucht und des giftigen Spottes gegen die Mächtigen der Erde, welche den Leidenschaften der Menge schmeichelt, sie aufregt und in Bewegung setzt, nicht finden. Man wird darin ebensowenig jene abgöttisch verehrende Sprache finden, die das verzärtelte Ohr der Fürsten kitzelt und die Macht, in welchen Händen sie sich auch befindet, liebkost. Der Verfasser sucht weder die Gunst des Volkes noch die der Höfe." ... General Rogniat behandelt die Politik als eine Erfahrungswissenschaft und die bürgerliche Gesellschaft als einen Gegenstand sinnlicher Erkenntnis. Er untersucht den Bau, die Grundkräfte, die Glieder und Organe des Staates und will in der Folge die verschiedenen Regierungsformen verschiedener Völker und Zeiten als vergleichende politische Anatomie und Physiologie nebeneinanderstellen. Dieses scheint ihm und uns der einzig richtige Weg. „Statt, daß, wenn man von metaphysischen Grundsätzen ausgeht, die sich jeder nach seiner eigentümlichen Einbildungskraft schaffen kann, man stets hin und her schwankt und ungewiß bleibt. Diese außer dem Reiche der Erfahrung geholten Grundsätze sind so willkürlich, daß man selten von mehreren Köpfen die nämlichen annehmen sieht. Der Grundsatz, den Ihr für unstreitig haltet, wird nicht allein bestritten, sondern auch von Euern Nachbarn als sehr falsch angesehen, und diese stellen ihrerseits wieder einen andern auf, den ihr nicht anerkennen mögt. Jeder, nach den verschiedenen Grundsätzen urteilend, kömmt zu verschiedenen Schlüssen. *Die Menschen werden gleich geboren und sollen gleich bleiben, sagen die einen; die Menge ist gemacht, den unbedingten Geboten eines einzigen zu gehorchen,* schreien die anderen. Je erfindungsreicher, gespitzter und schimmernder ihre Ansichten sind, je mehr ver-

wirren sie die Staatskunst durch eitele Theorien, welche die Erfahrung schadenfroh Lügen straft. Aber endlich kömmt eine Zeit, wo die wohlgeordneten Köpfe, von ihren fruchtlosen Anstrengungen erschöpft, zu ahnden beginnen, daß die Politik wohl eine Erfahrungswissenschaft sein könnte. Man fängt damit an, Systeme zu erträumen; man hört damit auf, die Ereignisse zu beobachten und die Erfahrung zu Rate zu ziehen. Dieses ist der Gang des menschlichen Geistes, in den politischen wie in den Naturwissenschaften."
Dieses ist der Grundsatz von der *Naturlehre des Staates*, den wir in der Einleitung zu entwickeln gesucht. Wenn es aber ängstliche Menschen gibt, die uns bemerken, wir sprächen ja grade wie die großen Herren, die auch immer sagten, wir sollten uns der metaphysischen politischen Träume enthalten, die Erfahrung sei die wahre Staatskunst und diese besäßen nur sie allein, durch langes Regieren; oder wenn letztere selbst diese unsere Grundsätze zu ihrem baren Vorteile ummünzen wollten — so antworten wir den ersteren — gar nicht, weil Gründe keine Furcht beseitigen, den andern aber sei gesagt: unsere Träume sind nur lächerlich, die Euren aber grausam, und wenn die Welt von Träumen regiert werden soll, so ist es besser, daß jeder sich seines eignen Traumes erfreue, als daß ein ganzes wachendes Volk nach den Träumen weniger Traumberechtigten lebe.

Landstände und Gedichte.

Eine Schrift ist uns zugeschickt worden von der Redaktion des lit. Wochenbl., betitelt: *Etwas über Rechte der Landstände und warum hat Kurhessen keine Konstitution?*, mit dem naiven Zumuten, wir sollten es rezensieren. Wir schicken sie aber unaufgeschnitten und ungelesen zurück. Nichts ist uns mehr zuwider als Landstände — nämlich die Schriften darüber, die uns reichlichen Hering vorsetzen, aber nichts zu trinken darauf — nämlich nicht die Schriften, die es an Wasser nicht fehlen ließen, sondern die Schwimmer darin. Wir rezensieren also das genannte Buch nicht, an dem Inhalt und Papier trübe ist und das nichts Heiteres hat als den himmelblauen Umschlag. Dafür wollen wir Friedrich Kuhns Gedichte anzeigen, sobald wir sie gelesen haben werden.

Viehischer Magnetismus.

Jede neue Religion hat ihre Verbreitung mehr den Ungläubigen als den Gläubigen zu verdanken; denn das Märtyrertum ist das echte Siegel unter der Rechtsurkunde einer bestrittenen Lehre. Darum muß es den Magnetisten willkommen sein, wenn man sie auslacht. Dieses tut lange nicht so wehe als der Tod auf dem Scheiterhaufen, den sie einige Jahrhunderte früher für ihre Zaubereien hätten erleiden müssen. Unsere Leser haben sich an den periodischen Tollheiten der magnetischen Zeitschriften immer erlustigt; wir wollen ihnen daher mitteilen, was das neueste Heft des von Eschenmayer herausgegebenen Archivs an wunderbaren Geschichten enthält. – Ein 18jähriges Bauernmädchen hatte von einem Knechte mehrere Fußtritte auf die Magengegend erhalten und war seitdem den heftigsten Zufällen unterworfen. Ihr Arzt behandelte sie auf die gemeine herkömmliche apothekarische Weise anderthalb Jahre lang, aber ohne Erfolg. Da führte sie ihr gutes Gestirn zum Hrn. Dr. Dapping in Frankenthal, und dieser, nachdem auch er mit der Vernunft nichts ausrichten konnte, heilte die Kranke durch die Wunder des Magnetismus. Es konnte nicht fehlen:

Es ist ihr ewig Weh und Ach
So tausendfach
Aus einem Punkte zu kurieren.

hat schon Mephistopheles gesagt. Zum Feldzuge gegen die revolutionären Krämpfe wurde ein nichtmagnetisiertes Baquet zugerüstet. Dieses bestand in einem mit Hammerschlag, Eisenschlacken und Wasser angefüllten 3/4 Ohm haltenden Fäßchen, welches man, nachdem es oben zugeschlagen wurde und durch eingebohrte Löcher eine Perpendikular- und mehrere Horizontalstangen aufgenommen hatte, an das Bett der Kranken zur Rechten stellen ließ. Darauf wurde dem Mädchen eine der Stangen auf den Magen gelegt und ihr eingeschärft, daran zu streichen. Dieses ging so einige Zeit fort, und die Kranke bekam ihre Stange lieb, besonders wenn der Arzt ihr selbst die Hand daran auf- und abstrich. Endlich trat das magnetische Tauwetter ein, der Frühling der Liebe und Sehnsucht ersproß – die *Zärtlichkeit* begann. Sie sagte mit feiner Stimme: *„Mein lieb Doktorchen ... Du* mußt mir die Schmer-

zen nehmen ... ich will mein lieb Doktorchen haben" usw. Auf die Frage, ob sie etwas trinken wolle, verwarf sie alle übelschmeckende Arzneien, aber den warmen Wein mit Zucker, den man ihr anbot, lehnte sie nicht ab. Sooft sie in der Folge das Schnattern bekam, ließ sie sich den süßen Wein reichen und fiel darauf in Schweiß. (Auch Gesunden schmeckt der Trank, und man kann die Bescheidenheit des armen Bauernmädchens wahrhaftig nicht genug bewundern, daß sie nicht länger krank geblieben.) Wenn der Arzt die Kranke strich, ging es gewöhnlich folgendermaßen her. Sie fing mit den Worten an: „ich will fort!" Auf die Frage, zu wem? „zu meinem Doktorchen." Zu welchem? „Zu dem, der mir die Schmerzen nimmt!" (Das ist einmal vernünftig geantwortet.) Fährt nun der Arzt fort, ihre Hand an dem Eisen hin und her zu streichen, so klagt sie „aus pianissimo zum stärksten forte": „mein lieb Doktorchen." Fragt dieses Doktorchen weiter, ob sie es nicht sähe, erkennt sie es nach einiger Zeit, *schlägt ihren Arm um seinen Hals, und liebkost es.* Darauf tritt Frost ein, sie fordert den Zuckerwein, trinkt denselben, reibt sich die Augen, öffnet sie und sagt gewöhnlich „guck, da ist ja mein lieb Doktorchen". – Später ward das Baquet weggelassen, und der Arzt magnetisierte sie unmittelbar. Darauf trat auch die Hellseherei, die bei den Somnambülen und ihren Magnetiseurs stets in umgekehrtem Größenverhältnisse steht, leuchtend hervor. Das delphische Bauernmädchen sagte hastig bei geschlossenen Augen: „sie sei im Himmelchen gewesen, und zwei Engelchen bei ihr; die hätten ihr gesagt, sie würde bald gesund werden. Ihr Doktorchen, das ihr die Schmerzen wegnehme, sei zwar böse auf sie; das täte aber nichts, es sei doch ihr goldig Doktorchen." Einen Tag darauf sagte sie: „sie sei wieder bei ihren Engelchen gewesen, und diese hätten das liebe Herr Christuschen geschickt, um sie gesund zu machen. Diese hätten ihr gesagt, sie müsse ein *schönes, weißes Strohhütchen aufsetzen, mit grünen Schlüppchen und grünen Bänderchen um ihr Hälschen.* (Das waren noch billige Engelchen! bei einer Somnambüle von Stande lassen sie sich teurer bezahlen; die Krämpfe der letzteren weichen nicht eher, als bis ein türkischer Shawl, der hundert Dukaten kostet, um das Hälschen gelegt wird.) Dann müsse sie sich bis

an die Knie ins Wasserchen setzen, und dann würde sie gesund werden. Nach dem Badchen wolle sie sich setzen und ihr Fleischchen essen, weil sie starken Hunger haben würde. Ihr Doktor Gräserchen (der apothekarische) würde sie nicht geheilt haben, weil der so kein *Maschinchen* hätte, und ohne das Streichen hätte sie sterben müssen.“ Herr Dr. Dapping eilte, den Befehl des Himmels zu vollziehen. Dem Mädchen wurde im Bade der bestellte Hut aufgesetzt. Da aber die Bänder den Hals nicht berührten, rief die Kranke verdrüßlich aus, das wäre ihr recht Hütchen nicht, da wären ja keine Bänderchen daran. Diese wurden ihr um den Hals gelegt, und in demselben Augenblicke öffnete sie die Augen völlig, sah sich ganz erstaunt um und war voller Freude, daß sie nun ihre *Guckelchen* wieder aufmachen könne. Einen Tag nachher sagte sie: „die Engelchen waren wieder bei mir; um 12 Uhr sind sie gekommen; ich muß heute ein Badchen mit einem *Kräutchen* haben.“ Mit welchem? „Mit, mit – wart' noch ein bißchen, ich will die Engel noch einmal fragen ... mit dem *wilden Quendelchen*; – ja, und so muß ich fünf Bäderchen haben, und dann schickt mir das Herr Jesuschen ein Arzneichen zum Einnehmen, und dann bin ich gesund und kann herumlaufen.“ Wo ist das Kraut zu bekommen? *„In der Apotheke.“* (Sie weiß wahrhaftig alles, auch das Verborgenste!) Deutlicher sprach sie über ihre Genesung in folgenden Orakelsprüchen: „Um 8 Uhr muß ich ins Bad; darin müssen drei Dütchen Quendel; – das ist ebenso gut, als wenn ich noch vier Bäderchen mit einem Dütchen bekäme; denn ich bekomme keine Schmerzen mehr und bin ganz gesund; nach dem Badchen bekomm' ich ein *Ohnmachtchen,* die Engelchen werden mir aber schnell davon helfen, und dann kann ich allein herumgehen. Wenn es 12 schlägt in der Nacht, müssen die Fenster behangen sein, und dann trink' ich Weihwasser mit einer Hostie in dem Becher aus der Kirche; ein Licht wird mir aufs Herz gestellt, ein anderes bekomme ich in die rechte Hand mit einem ungebrauchten feinen Tuch, und das Kerzchen halt' ich an meine Guckelchen. Morgen geh' ich um 10 Uhr in die Kirche ganz allein und bete.“ (Hier entsinkt uns doch der Mut zum Scherze! Wie mag doch ein Arzt sich zum Opferpriester jenes Götzen erniedrigen, dessen – warum spröde sein im Dienste der Wahrheit? – dessen Altar

im kleinsten Tempel aufgerichtet ist! Wie mag er die nichtswürdige Religion der Vagina mit Andacht verkündigen wollen!) Um ihr Hellsehen auf die Probe zu stellen, fragte sie der Arzt: wo er um 8 Uhr abends am notwendigsten wäre, bei ihr oder einer andern Kranken? Sie antwortete ihm nach kurzem Besinnen sehr barsch: „Ach! meine Engelchen bekümmern sich um mich und nicht um andere Kranken." (Sehr verständig.) Auch äußerte sie *magnetische Eifersucht*, als das „Doktorchen" wegen einer andern Patientin seinen gewöhnlichen Besuch etwas verzögert hatte. Der Arzt, welcher die Kranke wie eine Deliquentin auf die Folter spannte, um Geständnisse über Dinge zu erhalten, von denen sie nichts wußte, erhielt die Antwort: (Unsere Leser mögen sie beachten) „Die Engelchen wollen mich gesund machen, und Du quälst mich so, daß ich wieder krank werden muß." Auf weiteres ausforschen, ob sie gesund bleiben würde nach ihrer Genesung, antwortete sie: „sie sterbe im 25sten Jahre, nachts 12 Uhr am ersten Osterfeiertage würden die Engel sie holen. Zwei Tage vorher bekäme sie einen Fluß an die Beine, der zöge in den Kopf, und daran müsse sie sterben." (Schade, daß man in 7 Jahren – die Kranke steht im 18ten – wohl größere Wunder anzustaunen habe und sich dieser Prophezeiung wohl nicht mehr erinnern wird.) „Das Herr Jesuschen" sagte auch dem Mädchen, es solle von nun an bei ihrem Doktorchen wohnen; der Magnetiseur aber bekümmerte sich nicht um die Vorschriften der Religion und verbat sich die häusliche Gemeinschaft. Endlich besserte sich die Kranke, die Krämpfe hörten auf, und mit ihnen endete alle Frömmigkeit und Zärtlichkeit. Sie sagte: „Herr Doktor" und „Sie". Ihr eigentlicher früherer Charakter entwickelte sich, nämlich Dummheit im hohen Grade (im höchsten wohl nicht, das sieht man aus der ganzen Geschichte) Tücke, Boshaftigkeit, Eigensinn, Unwahrheit u. dergl. (Männer böser Weiber wissen jetzt, was sie zu tun haben.) – *Eine sympathetische Kur durch Gestirne*, von der berühmten Wundertäterin zu *Itzehoe* verrichtet, wird von Hrn. Professor Grohmann in Hamburg erzählt. Die Kranke hatte tausend Beängstigungen, und der tierische Magnetismus war ohne Erfolg an ihr versucht worden. Da suchte sie Hülfe bei der Königin der Nacht und kehrte nach 3 Wochen geheilt zurück. Die

Sympathie wird gemacht des Abends oder Nachts unter sternenhellem Himmel. Fünf Sterne nebst dem Monde sollen die magnetischen Leiter sein. Sie werden gewählt, je nachdem die zu heilende Krankheit ist. Die Kranken kommen, jeder einzeln, in einen dazu bestimmten Garten oder freien Raum, entblößen sich bis zu dem leidenden Teil. Die Helferin macht nun nach den Gestirnen oder von dem gewählten Sterne nach dem leidenden Teile des Kranken magnetische Striche. Die Kranken sollen dabei, wie die einstimmige Sage gehet, Wärme und eine eigene Art des Lebensgefühls durch ihren Körper strömen fühlen. Die Helferin soll gleich bei der ersten Anwendung der Sympathie durch das Abstoßen oder Anziehen ihrer Hände oder durch irgend ein anderes fiderisches Zeichen bestimmen können, ob der Kranke genesen wird oder nicht, ob die Sympathie wirken oder nicht wirken wird. Und so gehet dann die sympathetische Kur, ohne daß irgend ein anderes ärztliches Mittel dazu gebraucht werden darf, vielmehr alle Medikamente beiseite gelegt werden müssen, in drei Zwischenräumen vor sich. Jede Sympathie befaßt nämlich drei unmittelbar aufeinander folgende Abende, und je nach dem Zwischenraum von 9 Tagen zwischen jeder Sympathie wird die zweite und dritte Anwendung in eben solchen drei Abenden wiederholt. Gebete und heilige Worte werden von der Frau still dabei gesprochen. Jede Sympathie dauert nur einige Minuten. Die Frau ist hochbejahrt – 87 Jahr, aber *gesund, lebhaft, kräftig, anspruchslos, einfach und fromm.* Sie läßt sich für jede Kur nur wenig bezahlen. Dies ist es, worüber öffentliche Nachrichten Kunde geben. Viele Kranke aller Art, wenn nicht das Übel angeboren oder es Schwäche des Alters ist, welches die Frau sogleich als Bedingung einer unmöglichen Kur angeben soll, sind diesen öffentlichen, von vielen namhaften Männern verbürgten Nachrichten zufolge gesund worden. – Hr. Prof. Grohmann läßt der Geschichtserzählung mehrere Betrachtungen folgen. Unter andern sagt er, der verstorbene Villers habe an die Wirksamkeit des Magnetismus so sehr geglaubt, daß er geäußert habe: „er sei fest überzeugt, daß es nach 50 Jahren dahin kommen werde, daß, wenn z. B. eine Mutter nur ernstlich wolle, daß ihr Kind gesund werde, so müsse es auch gesund werden.“ (Warum erst nach 50 Jahren, da doch der feste

Wille der Mütter – worauf es nach Villers beim Magnetisieren ankommt – alsdann nicht größer werden kann, als er es jetzt schon ist, ihre kranken Kinder gesund zu wünschen? Aber, wenn dieser Vorhersagung eintrifft, wehe dann uns Erwachsenen! Bis jetzt starben von 100 geborenen Menschen 57 vor dem 15ten Jahre. Nehmen wir nun dieses Jahr als die Grenze der wundertätigen Mutterliebe an, so muß die Anzahl der Kinder sich verdoppeln; die Eltern aber, denen, wenn sie krank sind, kein Wunder beisteht, werden nach dem gewöhnlichen Verhältnisse sterben. Die Welt wird alsdann von Kindern wimmeln und vielleicht von ihnen beherrscht werden. Wo gibt es dann Broterwerb genug, die unsterblichen Kinder zu ernähren, Schulmeister genug, sie zu unterrichten, Ruten genug, sie in Zucht zu halten? Pharaonische Polizei müßte einschreiten). –

Hr. Dr. de Valenti in Sulza teilt die Geschichte einer magnetischen Heilung mit, die aber lange nicht so wunderbar als er selbst ist. Man wird erstaunen über dessen Ansichten und Bekenntnisse. Die Deliquentin (man kann die armen Geplagten nicht anders nennen) war eine 18jährige Viehmagd, die mit epileptischen Zufällen behaftet war. Anfänglich wurden, wie bei den Vorstellungen der englischen Reuter, nur kleinere Kunststücke produziert, damit die Bewunderung wachse. Nachher kamen die halsbrechenden Sachen. Erst wurde gestrichen mit Eisen und Fleisch. Der Arzt konnte sie nach Belieben einschläfern und aufwecken. Sobald er sie mit dem Daumen an irgend einem Teile ihres Körpers berührte, bekam sie Zuckungen. Magnetisierte Blumen schläferten sie ein, magnetisierte Baumwolle, in die Ohren gestopft, weckte sie auf; (man kann wohl jeden aufwecken, wenn man ihn auf diese Weise in die Ohren kitzelt); die nämliche Baumwolle, vor die Nase gehalten, warf sie in den Schlummer zurück. Auch der Blick in den Spiegel, den man ihr vorhielt, schläferte sie augenblicklich ein. Einst begegnete ihr der Herr Doktor, der über Feld ritt; er rief sie heran und sprach vom Pferde herab mit ihr. Darauf ward sie, die vorher mit Ährenlesen emsig beschäftigt und sehr munter war, auf der Stelle schläfrig. (Eine nicht seltene Folge der Unterhaltung.) Er gab ihr ein Stück *gestrichenen* Kuchen; aber kaum hatte sie davon zu essen angefangen, *so waren ihr*

mitten im Kauen die Augen zugefallen. (Wer dieses liest und gerade mit Essen beschäftigt ist, dem wird gewiß vor Erstaunen der Bissen im Munde steckenbleiben.) Nach Verlauf einiger Zeit ward die Viehmagd somnambül, und die rethorischen Übungen nahmen ihren Anfang. Der Herr Doktor fragte die *Schlafende* (wozu?) „Schläfst Du?" Keine Antwort auf mehrmaliges Wiederholen. Es säuselte nur etwas über ihre Lippen. Da die Natur sich ungefällig bezeigte, so wandte sich der Magnetiseur an den Schöpfer selbst. Wir wollen seine eignen Worte anführen: „Ich war gerade mit ihr allein. – Von himmlischer Liebe ergriffen, bewunderte ich beide, die Tiefe und den Reichtum der Erkenntnis Gottes, sank vor ihrem Bette auf meine Knie und betete: O du, der du schaffest und wirkest alles in allem, gib, daß ich diese deine Kraft anwende dir zum Preis, zu deiner Ehre und *nicht zu der meinigen.* (Dieser Teil des Gebets ist erhört worden,) – daß dein Reich dadurch, o Christe, du Sohn Gottes, in mir und durch mich und außer mir vermehrt werde, daß ich mich freue im Geist und nicht im Fleisch, nicht daß mir diese Geister untertan sind, sondern daß mein Name im Himmel geschrieben stehet". Das Gebet wirkte, aber nicht viel; nur Ja, Nein und wenige andere Wörter kamen mühsam hervor. Als sie gefragt wurde: was schadet es dir, wenn ich dich noch mehr frage? antwortete sie lakonisch: *Schlaf.* „Eine sehr sonderbare Antwort", bemerkte der Herr Doktor. (Wir finden sie sehr natürlich.) Übrigens ist es schon bekannt, daß selbst Hinterpommersche Bauerweiber im magnetischen Schlafe schön meißnerisch sprechen, was auch hier geschah. Auf die Frage des Magnetiseurs: „Weißt du, was ich jetzt in der Hand habe?" .. „Ja, die Feder." Es war aber ein Weinglas. Als die Viehmagd im Verlauf der Behandlung gelehriger geworden war und die gewöhnliche Eitelkeit, alles zu wissen, eintrat, erlaubte sie sich mehrere Lügen und Schelmereien, die ihr Magnetiseur auch entdeckte: *„Wir sehen nun, daß ein Somnambul ebenso gut ein Spitzbube sein könne wie ein Wachender"*, ruft der Hr. Doktor didaktisch aus. (Es wäre schlimm, wenn es anders wäre, denn dann würden ja die ehrlichen Leute von den Spitzbuben eingeschläfert werden.) „Es ist daher klar, (fährt der Herr Doktor fort) daß es nur einem heiligen und frommen Ernst gelingen könne, dieses

magische Zauberland fahrlos und sicher zu durchwandeln. Einen Ernst, welcher, seinen Morgenstern Christus im Auge behaltend, nicht zur Rechten, nicht zur Linken geht, der den Weg der Wahrheit und des Lebens kennt, der *nicht nach wunderbaren Erscheinungen jagt* und von der Natur über die Natur keinen Aufschluß verlangt, der den Schlüssel zur Natur nicht in derselben selbst sucht, sondern in dem Schöpfer derselben, in Gott. – Allein, wer kann zum Vater gelangen ohne durch den Sohn?" – In diesem Tone wird noch lange fortgesprochen. Es schwindelt uns, wir müssen eilen, wegzukommen. „Ach! (ruft der Hr. Doktor wehmütig aus) daß doch unsere kluge Zeit endlich einmal so klug würde zu wagen, dumm zu sein um Christi willen." (Dieses Wagstück wird doch von manchem unternommen, und es gelingt auch.) „Wer übrigens diese Zeilen liest, (heißt es weiter) der wird bald einsehen, daß es mir nicht darum zu tun sei, das Reich des Magnetismus etwa verbreiten zu helfen. – Nein, es ist mir darum zu tun, das Reich Christi fördern zu helfen, und der Magnetismus, *sowie mein ganzer ärztlicher Beruf* ist bloß das Mittel dazu. (Ein Arzt, der sich bloß damit beschäftigt, das Himmelreich zu befördern, kommt leicht dahin, *ins* Himmelreich zu befördern, womit wohl seinen Kranken nicht gedient sein wird.) – Möchte doch aus diesem Journal für den tierischen Magnetismus bald ein Journal für lebendiges und wahres Christentum werden. – Wir kehren nun zu unserer Kranken zurück. Wir aber sind müde und begleiten ihn nicht. Nur das wollen wir am Schlusse erzählen, daß er es mit seiner Kranken so weit gebracht hatte, daß sie einschlief, sooft er ihr *sein Schnupftuch zuwarf*, und wenn sie aus einem solchen Schlafe erwachte, immer *schamhaft lächelnd* die Augen rieb. (Herr Dr. de Valenti zeigt nicht bloß, daß er ein Feind der Vernunft sei, sondern er bekennt dieses auch in bestimmten Ausdrücken. Die Vernunft, sagt er, sei ein Talglicht, ein Fettklumpen und so ungebührlich als wir in unserer Muttersprache ein Talglicht schon ein Licht nennen, ob es zwar erst durch Anzünden zu einem wird, ebenso uneigentlich werde die Vernunft ein Licht genannt, bevor sie angesteckt ist.) –

Herr *Wesermann*, Reg.-Assessor und Ober-Wegeinspektor in Düsseldorf, teilt *Versuche willkürlicher Traumbildung* mit,

welche um so wunderbarer sind, da der Traumbildhauer ein Amt hat, das mit vieler körperlicher Bewegung verbunden ist und man daher nicht annehmen kann, daß seine Träumereien in Unterleibsbeschwerden ihren Grund haben. Er hatte nämlich so seine eigne Theorie vom Universum und seinen unsichtbaren Kräften, und darauf gründete er den Schluß, daß das feine magnetische Feuer fähig sein müsse, *seine Gedankenbilder einem entfernt schlafenden Freunde durch die Nerven* zuzuführen, worüber er folgende Versuche angestellt und bewährt gefunden hat. (Nicht im Gelingen, in der Anstellung des Versuches liegt das Wunderbare. Wer ein Wunder zu tun unternimmt, hat es schon halb getan.) Hören wir! *Erster Versuch in einer Entfernung von 5 Meilen.* Meinem Freunde, dem Hofkammerrat G., den ich in 13 Jahren weder gesehen, geschrieben, noch gesprochen hatte, suchte ich meinen Besuch dadurch bekannt zu machen, daß ich ihm durch die Kraft des Willens mein Bild im nächtlichen Schlafe vorstellte, und als ich den folgenden Abend unvermutet bei ihm ankam, bezeugte er seine Verwunderung darüber, daß er mich in vergangener Nacht im Traume gesehen habe. – *Zweiter Versuch in einer Entfernung von 3 Meilen.* Madame W. sollte im nächtlichen Traume eine Unterredung von mir, mit zwei andern Personen, über ein gewisses Geheimnis vernehmen, und als ich am dritten Tage bei der erstern kam, sagte sie mir alles, was gesprochen war, und bezeugte ihre Verwunderung über den gehabten merkwürdigen Traum. – *Dritter Versuch in einer Entfernung von 1 Meile.* Eine bejahrte Person in G. sollte den Leichenzug meines verstorbenen Freundes S. im Traume sehen, und als ich am folgenden Tage bei ihr ankam, waren ihre ersten Worte, daß sie im Schlafe einen Leichenzug gesehen, wovon sie auf Befragen erfahren habe, daß ich die Leiche gewesen sei. Also ein kleiner Irrtum. (Tut nichts! Es kömmt uns so genau nicht darauf an.) – *Vierter Versuch in einer Entfernung von 1/8 Meile.* Herr D. B. verlangte einen Versuch zu seiner Überzeugung, worauf ich ihm eine vorgefallene nächtliche Schlägerei auf der Straße vorstellte, die er zu seiner großen Verwunderung im Traum auch gesehen hatte. – *Fünfter Versuch in einer Entfernung von 9 Meilen.* Dem Lieut. N. sollte des Nachts um 11 Uhr eine vor 5 Jahren verstorbene Dame im Traume er-

scheinen und ihn zu einer guten Handlung bewegen; Herr N. hatte aber gegen Vermuten um 11 Uhr noch nicht geschlafen, sondern sich mit seinem Freunde S. über den französischen Feldzug unterhalten; plötzlich öffnete sich die Türe des Zimmers, die Dame tritt im weißen Kleide, schwarzem Tuche und entblößtem Haupte herein, grüßt S. mit der Hand dreimal freundlich, wendet sich sodann gegen N., winkt demselben und kehrt darauf durch die Türe zurück. Beide folgen schnell, rufen die Wache im Vorhause, alles war verschwunden und nicht wieder zu finden. Herr S. gab mir nach einigen Monaten noch die schriftliche Nachricht, daß die Stubentür beim Öffnen jedesmal gekracht, aber nicht als die Dame sie geöffnet habe, woraus sich wohl der richtige Schluß machen läßt, daß das Öffnen der Türe so wie die ganze Erscheinung nur ein Traumbild gewesen ist. (Herr Wesermann, dem als Weginspektor die englischen Eisenbahnen bekannt sein mußten, wollte wahrscheinlich noch eine schnellere Kommunikation erfinden. Durch seine Traumpost wird die taxische und telegraphische überflüssig gemacht. Welche unübersehbare Vorteile werden daraus für die Menschheit entspringen! Blöde Liebende schicken sich ihre Geständnisse durch den Traum. Aufmerksame Patrioten denunzieren dem Polizeiminister auf diesem Wege eine Verschwörung, die sie entdeckt, und augenblicklich träumt der Minister von der Gefahr, in welcher der Staat schwebt. Regierungen können ihre Untertanen auf die wohlfeilste Art glücklich machen. Sie lassen durch die Staats-Traumgeber dem Kaufmann Handelsfreiheit, dem Gelehrten Preßfreiheit, dem Bürger Gewerbsfreiheit, den Hofleuten Orden, Würden und Stellen, den Beamten Beförderungen, dem Adel Privilegien, dem Bürgerstande Gleichheit vorträumen; und da man die Hälfte des Lebens schläft, braucht man ja die Tageszeiten nur umzukehren und den Tag für die Nacht anzusehen, um sich glücklich zu fühlen. Alles Übele, was uns dann am Tage begegnet, werden wir für einen bösen Traum halten, und wenn wir aus dem Wachen erwachen und zu Bette gehen, uns die Stirne reiben und nicht weiter daran denken. Aber ... werden es die Leser nicht schon gemerkt haben, daß der Hr. Ober-Weginspektor ein Schalk ist wie einer und daß er die Magnetisten hat persiflieren wollen?)

Empfindsame Reise in den Odenwald.

Wer angenehm reisen will, muß es mit Händen und Füßen zugleich tun, d. h. er muß die Reise beschreiben, nachdem er sie gemacht, und zwar wie Hr. Gerhard Friederich (Wiesbaden bei Schellenberg) mit Liebe, Schäkerei und etwas Entzündungsfieber. Der rauhe und düstere Odenwald ist freilich geeigneter für den Pinsel eines Salvator Rosa; doch vermag der Dämpfer der Empfindsamkeit selbst einer Baßgeige weiche Flötentöne zu geben. Das reisebeschreibende Volk in Deutschland bildet eine ganze Milchstraße voll empfindsamer Sterne, von denen jeder für sich ungemein glänzt, die aber wegen ihrer Höhe in weiße Nebelwolken zusammengerinnen. Daher kann man sie nur in Bausch und Bogen bewundern, und dem jüngsten aufsteigenden Sterne fällt die ganze Summe des kritischen Lobes als Tontine jedesmal allein zu. Hr. Gerhard Friederich sagt in der Vorrede: „So wenig als die Odyssee des göttlichen Homers eine Geographie Griechenlands und der Nachbarinseln sein soll, so wenig sollen diese Blätter eine Topographie der Bergstraße und des Odenwaldes ausmachen." Der Verfasser gibt vielmehr eine Topographie seines Herzens und der Umgegend. Die genaueste Spezialkarte desselben macht dem Leser alles deutlich. Jugendleben, Erziehung, Freuden und Leiden, Kinder, Großväter, Tanten, Vettern, Brüder, was sie treiben, wo sie sich aufhalten, die kleinsten Fußpfade der Familienverhältnisse findet man darauf. Der Vater des Verfassers wurde im Odenwalde „unter *Cyclopen*" erzogen und hinterließ dem Sohn ein allzuweiches Herz. Als Motiv seiner Reise gibt Hr. Friederich eine ganz eigene düstere Stimmung an, die im Frühjahre 1819 in ihm waltete. Seine Tochter Auguste, ein Mädchen von beinahe neun Jahren, „das nur in *Liebe* lebte", war gestorben. Ihre Totenfeier und was dabei an Liedern gesungen, wird auf den 5 ersten Seiten des Buches erzählt. Auf solchem Wege und in solchem Tone geht es fort. Der Verfasser entschuldigt sich und sagt: Vater Goethe habe ja auch die kleinsten Umstände seines Jugendlebens erzählt. Hr. Friederich betete auf seiner Wanderung sehr häufig und mit besonderer Inbrunst zu Bickenbach am 9. Juli 1819, morgens präzis 7 Uhr, da er in der Kirche allein war ... „Und die Resultate dieser kleinen Reise?" läßt

der Verfasser den freundlichen Leser am Ende des Buches fragen. Antwort: „meine und meiner Gattin gestärkte Gesundheit... Überdies will ich es noch wagen, im Vertrauen auf deine Verschwiegenheit dir ins Ohr zu sagen, daß Seraphine während dieser Reise eine selige Braut geworden ist und daß sie in wenigen Wochen mit dem glücklichen Nordheim Hymenäen feiern wird." Wir wünschen Seraphinen eine glückliche Ehe und Hrn. Friederich die festeste Gesundheit, damit er nie mehr nötig habe, zu ihrer Wiederherstellung eine *beschwerliche* Reise zu machen. Mitteilen wollen wir unsern Lesern, das Beste, was in diesem Buche enthalten ist, ob es zwar nicht dahinein gehört; nämlich eine Ode auf Friederich den Großen von *Eulogius Schneider*, die dem Hrn. Reisenden beifiel, als er im Museum zu Darmstadt die Büste des Helden sah.

Ihn schildern will ich. Sterbliche sehet ihn,
Nicht eingehüllt in flimmernden Dichterschmuck!
In seiner Größe, wie er dasteht,
Will ich den Riesen der Menschheit schildern.
Wer bebte nicht vor Friedrichs Tatenkraft?

[usw.]

Zeitschriften.

Sophronizon. Viertes Heft. – Diese Zeitschrift, welche nicht minder durch Gewährung als durch Gebrauch der Freimütigkeit sich auszeichnet und wie der Berg Ararat aus der literarischen Sündflut hervorragt, hat von dieser seiner Höhe herab uns im vorigen Hefte (in der Sache Stollbergs), die Arche gezeigt, die alles bewahrte, was die deutsche Menschheit noch vor dem Untergange retten kann. Das Geheimnis unserer Zeit hat Voß, geschichtlich, beschreibend und prophetisch, allen Augen aufgetan. Es sollte kein Haus sein und in keinem Hause ein Zimmer, worin dieses Bibelwerk nicht aufgeschlagen läge. Auch das neue vierte Heft wandert auf gutem Wege fort, ja auf dem besten; denn es gibt Moral mit *Beispielen*, ohne welche man den untranszendentellen Köpfen sich nicht verständlich machen kann. Es handelt hauptsächlich die Sache der Preßfreiheit in mehrern Aufsätzen ab. Diese Streitsache wird auch hier, wie gewöhnlich, auf eine unförderliche Weise geführt.

Der Himmel als Richter sieht in das Herz der Menschen; aber wenn dieses nicht wäre, könnte er aus den Klagschriften der streitenden Parteien niemals klug werden, weil beide zwar ihre Ansprüche, aber nie ihre Rechtsgründe offenherzig mitteilen. Diejenigen, welche die Preßfreiheit fordern, und diejenigen, welche sie abschlagen, gehen mit etwas Heuchelei zu Werke, und da es eine verdiente Selbstqual ist, mit einem ungeordneten Herzen einen hellen Kopf zu verbinden und andere täuschen zu wollen, ohne sich selbst täuschen zu können, so sieht man sie mit Vergnügen in ihren Sophismen zappeln und erquickt sich an ihrer Verlegenheit. *Die Preßfreiheit ist eine Regierungsform,* und zwar eine von starker demokratischer Mischung. Das wollen aber die Freisinnigen, welche sie fordern, und die Machtsüchtigen, welche sie verweigern, nicht eingestehen. Es ist Unsinn zu behaupten, daß in einer unbeschränkten Monarchie Preßfreiheit gewährt werden könne. Sie fordern, heißt nichts anderes, als die Beschränkung der monarchischen Gewalt fordern. Die Frage ist also hier nur: *darf* diese Beschränkung gefordert, *kann* sie verweigert werden? Welche Macht ist größer, die der öffentlichen oder die der besonderen Meinung, die moralische oder die physische? Kann das Ganze gerettet werden ohne Aufopferung eines Teiles? Die Beantwortung dieser Fragen gehört nicht hierher, sondern nur das Ergebnis. Die öffentliche Meinung, die sich durch die Preßfreiheit ausspricht, ist die Transpiration des Staatskörpers. Ist der letztere krank, dann wird jene um so nötiger, denn auf diesem Wege werden die bösen Stoffe ausgeführt. Gerade in unruhigen Zeiten muß der Presse am meisten Freiheit gegeben werden. Einem Volke die Preßfreiheit rauben, nachdem es sie eine Zeitlang genossen, und selbst wenn sie wirklich, wie man zu sagen pflegt, mißbraucht worden wäre, hat die übeln Folgen einer zurückgetretenen Gicht. Die unbequemen Schmerzen in den Gliedern hören freilich auf, aber der *Schlag* trifft plötzlich das Haupt des Staates. Hr. Professor Paulus zeigt in einigen Beispielen der Vorzeit: wie sich die politische und kirchliche Macht zum Richteramt über geistige Dinge und freie Gedankenmitteilungen faktisch und historisch legitimiert habe. I. Auf dem Reichstage zu Worms 1521 *gegen Luthers Schriften* als eines eingefleischten Teufels. Kaiser Karls des

Fünften Edikt wider Luthers Bücher und Lehre sagt unter andern: Art. 4. Darum, wo wir etliche Ketzereien, *so innerhalb dreien Jahren* in deutscher Nation entsprungen und vormals durch die heiligen Konzilien und der Päpste Satzungen mit gemeiner Kirchenverwilligung wahrlichen verdammt und *jetzt von neuem aus der Höllen gezogen* sind, tiefer einwurzeln lassen ... so würde unser Gewissen merklich beschwert und unsers Namens ewige Glorie in glückseligem Eingang unserer Regierung mit einem dunklen Nebel umfangen.

7. Als er je länger je bösers geübt, *hat seine Heiligkeit* denselben Martin Luther zitiert. Und als er ungehorsamlich geblieben ist, *alle seine Schriften, so in Latein und Deutsch ausgegangen sind und noch ausgehen werden (!!) als schädlich und den Glauben und Einigkeit der Kirchen ganz widerwärtig verdammt* und aus päpstlichem Gewalt, mit Rat und Willen der gedachten Kardinäle mit zeitlicher Erwägung Bischof, Prälaten, Doktores und Meistern *allenthalben zu verbrennen* geboten.

29. Ferner gebieten wir euer jedem insbesonders bei den vorgeschriebenen Plänen, *daß euer keiner des obengenannten Martin Luthers Schriften, von unserm heiligen Vater Papst verdammt, und alle andere Schriften, die in Latein und Deutsch oder in anderer Sprache bisher durch ihn gemacht sind, oder hinfort gemacht werden, als bös, verdächtlich und von einem offenbaren, hartnäckigen Ketzer ausgegangen, kaufe, verkaufe, lese, behalte, abschreibe, drucke oder abschreiben oder drucken lasse*, noch seinen Opinionen zufalle und auch nicht behalte, predige noch beschirme, noch das in einige andere Wege, wie Menschensinn das bedenken kann, unterstehe, unangesehen ob darin etwas Gutes, den einfältigen Menschen damit zu betrügen, eingeführt wäre.

35. Desgleichen gebieten wir allen denen, so zu den Justizien gesetzt sind, daß sie *alle jetzt gemeldeten Schriften*, Bücher, Zeddeln und Malerei, so bisher gemacht sind und hinfort gedruckt, geschrieben und gemalet werden — ... *zerreißen und mit öffentlichem Feuer verbrennen! auch der Dichter, Schreiber, Drucker und Maler, auch Verkäufer, Käufer, solche schändlichen Schriften, Bücher, Zetteln und Malerei*, die darin nach Verkündigung unsers gegenwärtigen Kaiserlichen Gebots

verharren, wo das offenbar ist, *Leib, Güter und Gerechtigkeit, wo ihr die bekommen möget, fahet und damit, nach euren Wohlgefallen, handelt.* Des sollt ihr gut Fug und Recht haben, *noch jemand darum weder inner- noch außerhalb Rechtens, zu antworten nicht schuldig sein.* II. Im Parlament von Paris 1762 gegen *Rousseaus Emile.* Das Werk wurde durch Henkershand verbrannt und die Gerichte beauftragt, den Verfasser, wo er zu finden sei, in Verhaft zu bringen und sein Vermögen in Beschlag zu nehmen. Der öffentlich bekannt gemachte Parlaments-Beschluß gibt als Bewegungsgründe an: das genannte Werk beabsichtige, alles auf die natürliche Religion zurückzuführen.... Die Wahrheit der heiligen Schrift zu zerstören.... Die Gewißheit der Wunder wankend zu machen ... alle Religionen zu rechtfertigen mit der Behauptung, man könne in jeder selig werden.... Menschen in solchen Grundsätzen erzogen, wären von Toleranz angesteckt, kennten keine andere Stimme als die der Natur und wären dem Christen und Bürger ein Abscheu.... Der Verfasser des Buches habe sich nicht gescheut, *seinen Namen vorzusetzen* (so ändert sich die Welt!) „Das beste an diesem Arret (sagt der Herausgeber) ist die Publizität. Es war damals wenigstens nicht geheime Justiz, nicht napoleonisches Polizeiverfahren ohne gerichtliches Urteil vor dem rechtlichen, gesetzlichen Richter!" III. Zu Athen, wo 400 Jahre v. Ch. das Volk ein Werk des Protagoras verbrennen ließ. Hr. Prof. Paulus sagt: das Atheniensische Volk, das sich so gescheit zu sein dünkte, habe durch diese erste Anmaßung der Staatsgewalt, über Gedankenmitteilungen Richter zu sein, *sich selbst vor der ganzen selbstdenkenden Nachwelt offenbar blamiert.* Aus diesen Beispielen wird nun der Schluß gezogen, daß das Unterjochen der öffentlichen Meinung schädlich und vergeblich sei. Doch wir finden nicht, daß durch diese Erfahrungen den heutigen Freunden der Preßfreiheit Trost gegeben, noch ihren Feinden Trost genommen werde. Die Widersetzlichkeit gegen die Reformation war nicht ohne Erfolg, denn jetzt nach 300 Jahren hat sie sich erst in dem kleinern Teile der Christenheit geltend gemacht. Das Verbrennen des Emiles zeigt sich in Frankreich noch heute wirksam, da dort die Presse wieder in Ketten gelegt wird. Die Priesterherrschaft in Griechenland hat sich länger

erhalten als die Selbständigkeit des Staates; die Bücherzensur zu Athen hat also ihren Zweck vollkommen erreicht. Gibt es denn Beruhigung, daß alles einmal ein Ende nimmt? Auch die Erde wird untergehen. Ein Übel, das länger dauert als ein Menschenleben, ist ein ewiges. – Der Jenaische Universitätsbericht, an den Landesherrn über *Preßfreiheitsgesetzgebung*, mit Bemerkungen des Herausgebers schließt sich als Theorie den vorausgeschickten Erfahrungen würdig an. Wir heben folgende Stelle aus, um sie den einen bekannt zu machen, den anderen in Erinnerung zu bringen.

„Prüfen wir das, was seit dem Jahre 1816 in Deutschland gedruckt worden ist, der Menge und dem Gehalte nach, so finden wir in den Schriften, welche Weimar bei voller Preßfreiheit lieferte, verhältnismäßig nur des Schlechten und Widerrechtlichen, nicht aber des Guten und Tüchtigen weniger als in den Schriften, welche an andern Orten unter Aufsicht der Zensurbehörden gedruckt worden sind. Keine Verleumdungen, keine beleidigende Lügen über öffentliche Ereignisse in benachbarten Staaten hat man von hier aus verbreitet; keine der Lesewut dienende schlechte Romane, keine Unterhaltungsbücher, welche den Menschen das Lesen zum Bedürfnisse machen, zugleich aber bei dem Lesen das Denken völlig abschaffen, sind, soviel uns bekannt, von Weimaranern in Weimar zum Druck befördert worden; unsere Pressen sind nicht tätig gewesen für das Verbreiten schwärmerischer Volksschriften, nicht tätig gewesen für das Verbreiten solcher Schriften, welche das Zweideutige, Verbuhlte, Schlüpfrige, Schmutzige in gleißendem Gewande darstellen und nur dahin arbeiten, daß das Leben wieder lockerer, leichtfertiger, lüderlicher werde, ohne Tugend und Sinn.“ (Wir kennen ein Land – es liegt 11 000 Meilen hinter den Huronen – wo die allerstrengste Zensur herrscht, die Bücher bezeichneter Art hingegen von der hohen Staatspolizei nicht allein verstattet, sondern sogar befördert und verbreitet und durch ein Scheinverbot, das die Buchhändler verstohlen zu übertreten sich anstellen, noch leckerhafter gemacht werden. Diese *Gegenturnanstalten* erreichen dort auch vollkommen ihren Zweck.)

Nordalbingische Blätter. Erstes Heft. – Eine neue Zeitschrift, die in zwanglosen Heften (die Leser wissen wohl schon, was

sie darunter zu verstehen haben), in Hamburg erscheint und von *Winfried* (H. D. Hinsche), herausgegeben wird. Sie ist schönwissenschaftlichen Inhalts und gibt gute Hoffnung. Das Bedeutendste in diesem Hefte ist das Leben der altdeutschen Dichterin *Roswitha* und eine Übersetzung ihres in lateinischen Hexametern verfaßten Gedichtes über die Gründung des Klosters zu Gandersheim. Roswitha, eine Nonne, sang gegen das Ende des 10ten Jahrhunderts aus ihrer Zelle am Fuße des Harzes „in einer Zeit, wo in Deutschland noch nichts sang als der Vogel des Waldes" (schöne Zeit!). Sie dichtete in lateinischer Sprache. Außer dem schon erwähnten Gedichte hat sie poetische Erzählungen, mehrere dem Terenz nachgebildete, aber in Klostermanier umgearbeitete Komödien und ein Loblied auf die Ottonen geschrieben. In der Vorrede zu ihren poetischen Erzählungen sagt sie unter andern sehr naiv: Sie habe sich an das für Frauenzimmer so schwere Werk gemacht, damit das Talent nicht unbenutzt in ihrer Brust verroste. „Es sollte vielmehr *unter dem Hammer der Übung* Gesänge zum Lobe Gottes von sich geben, *durch deren Verkauf vielleicht, wenn sonst keine Gelegenheit vorhanden, etwas durch Handel zu verdienen, irgend ein notwendiges Stück des Bedarfs angeschafft werden könne.*" An einem andern Orte nennt sie sich: *„die starke Stimme zu Gandersheim"* und in einer Zuschrift an einige Gelehrte beginnt sie mit den Worten: „Roswitha, die *Nichtswisserin und Nichtstaugerin*" – Eine Stelle aus *Franz Horns* Umrissen zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands etc., die hier gelegentlich vorkömmt, teilen wir unsern Lesern mit, weil sie eine sehr heilsame, glückliche und feine Ironie enthält.

„Unter den Fehlern, an welchen sehr viele deutsche, englische und französische Romane des achtzehnten Jahrhunderts kranken, ist einer der größesten das hitzige Hinaufreißenwollen des gewöhnlichen Lebens gewöhnlicher Menschen zum Ungewöhnlichen und Imponierenden. Wenn etwa der Held im Garten spazierengegangen ist, und er hat sich wie billig ergötzt an der lauen Luft und den blühenden Äpfelbäumen, so reicht ihm augenblicklich der Verfasser einen kleinen Lorbeerkranz dafür und rühmt des Jünglings köstlichen Sinn für die Schönheiten der Natur, statt daß sich derselbe von

selbst verstehen sollte. Ist vollends die Heldin selbst spazierengegangen, so mischt sich höchst wahrscheinlich ihre reine Träne des Entzückens mit dem reinen Tau, der in dem Kelch der jungen Blumen ruht. Auch das, dünkt mich, ist ganz billig und abermals sich von selbst verstehend; aber der Verfasser gerät außer sich und versichert, solch ein Mädchen gebe es fast gar nicht, und an Zartheit suche sie wohl nur vergeblich ihresgleichen. Held und Heldin sind auch über sich selbst fast verwundert und schreiben augenblicklich an einen Freund oder eine Freundin, um diese Empfindungen nicht umkommen zu lassen, wobei gewöhnlich noch die Freunde etwas unfein in Verdacht gezogen werden, als verständen sie sich nicht allzuwohl auf dergleichen Zartheiten; doch wolle man aus Milde sie ihnen nicht vorenthalten. – Fangen sie endlich oder auch sehr früh an zu lieben, so wird vollends ein entsetzliches Aufheben davon gemacht, als sei erst nunmehro die Liebe in die Welt gekommen und die ganze Natur feiere dieses schöne Nunmehro fast auf untertänige Weise. – Ich kann nicht ohne Betrübnis an den Eindruck denken, den eine solche vielleicht nicht ohne Talent dargestellte, sich bespiegelnde Liebäugelei auf gar manche noch unentschiedene und unsichere Jünglinge und Jungfrauen machte und machen mußte und noch macht. Fingen sie nicht wirklich zuweilen an, im Stillen zu glauben, sie seien wahrlich zu gut für diese Welt? und würden nur eigentlich nicht genug verstanden? Betrübte es sie nicht, daß sie so zarte Füße auf so rauhen Boden setzen mußten? und betrachteten sie nicht zuletzt die ganze bürgerliche Welt wie einen Kerker, mit dessen Eisenstäben sie nicht spielen mochten?"

Europäische Annalen 1820. Erstes Stück. – Der zweite Teil der Schrift des Hrn. v. Pradt über den *Kongreß von Karlsbad* wird in diesem Hefte übersetzt mitgeteilt. Die Finger jucken einem, etwas weniges darüber zu schreiben; aber sie dürfen nichts anders kratzen als sich selbst.

Minerva, Januar und Februar. – Eine durch beide Hefte gehende Abhandlung: *Neuere Entwickelungen des deutschen Bundes*, zerfällt in zwei Abschnitte, deren erster, *Besorgnisse*

einer ungesetzlichen Entwickelung, und deren zweiter, *Hoffnungen einer gesetzlichen Entwickelung* überschrieben ist. Es wird darin so viel Schönes, Gutes und Wahres gesagt, als nur in dieser Zeit aufzutreiben war. Minerva zeigt sich hier nicht bloß als Göttin der Weisheit. sondern auch als Göttin der Klugheit. Das Licht, das sie uns zugesendet, haben wir begierig verschluckt und hätten es, wenn wir gedurft, wohl lieber zurückgeworfen, damit es erwärme. Einige Stellen aus dem Aufsatze teilen wir ohne weitere Bemerkungen mit; denn wir besitzen nur die Gabe, auf freiem offenem Meere kühn und lustig dahinzuschiffen, nicht aber zwischen der Scylla Gebell und der Charybdis Geheul behutsam durchzusteuern.

Es kann keinen größern und gefährlichern Irrtum geben als den, die unaufhaltsamen Fortschritte und Veränderungen in den Bedürfnissen, in den Rechtsbegriffen und Verhältnissen der Völker für ein Werk der menschlichen Willkür anzusehen, welches, wie es nur aus selbstsüchtigen Bestrebungen irgend einer Partei erzeugt werde, auch durch menschliche Gegenanstalten zurückgehalten werden könne. Dieser Irrtum ist die wahre Ursache aller gewaltsamen Erschütterungen gewesen, und leider scheint er allemal wiederzukehren, wenn irgend eine große Weltbegebenheit ihren Lauf begonnen hat. Die Erfahrung älterer Zeiten scheint in einer solchen Lage fast immer verloren zu sein; es ist, als ob die Erinnerung an die Folgen dieses Irrtums bei früheren Ereignissen, bei der Ausbreitung des Christentums, bei der Reformation und zuletzt bei der französischen Revolution, welche alle nur durch den unnützen Widerstand gegen eine höhere Macht zu verheerenden Erschütterungen geworden sind, aus den Gemütern vertilgt wäre, und der ebenso vergebliche als verderbliche Kampf beginnt jedesmal von neuem. Wie sich die Rechtsverfassung eines Volkes unabhängig von der gesetzgebenden Willkür entfaltet, ist von niemand eindringender dargestellt worden als von Savigny, und wie überhaupt Revolutionen sich aus dem notwendigen Fortschreiten der Menschheit entwickeln, aber nur dann unvermeidlich werden, wenn man unklugerweise die erforderlichen Reformen verweigert oder verhindert, hat soeben Ancillon mit vorzüglicher Klarheit auseinandergesetzt. Es ist töricht zu meinen, daß eine Revolution, wenn sie mehr

ist als eine bloße Veränderung in der Person des Herrschers, ein Sieg der einen Partei über die andere, sich willkürlich stiften oder eine wirkliche Umänderung in den Überzeugungen der Völker sich auf gleiche Art zurückhalten lasse, und alles, was in dieser Absicht unternommen wird, führt nur ins Verderben oder nur früher zu dem gefürchteten Ziele ..... Die Feindseligkeit, ja Verachtung, mit welcher die Staatspraxis sich zuweilen gegen die Wissenschaft benimmt, ist sehr am unrechten Orte, hauptsächlich darum, weil eine auch nur oberflächliche Bekanntschaft mit der Geschichte schon zu der Überzeugung führen muß, daß zuletzt doch die Gelehrten gegen die Staatsmänner Recht behalten, indem sie früher als diese die Natur und Richtung der Bahn erkennen, welche die Geschichte der Menschheit zu durchlaufen angefangen hat. Es ist ein schlimmes Zeichen, wenn in diesem Streite Jupiter nach seinen Blitzen greift ..... Auf der andern Seite sind aber auch die staatsrechtlichen Verhältnisse des Adels eine Ursache größerer Spannung geworden als ehedem. Der Adel hat vornehmlich durch Auflösung der geistlichen Fürstentümer und Kapitel und ein Teil desselben durch das Aufhören seiner Reichsunmittelbarkeit so viel verloren; seine Stellung in der Gesellschaft ist dabei durch den geistigen Aufschwung der übrigen so viel schwerer geworden, daß er sich auf einer andern Seite Ersatz zu schaffen, neue Vorrechte zu erwerben und besonders in der landständischen Verfassung einen Standpunkt zu gewinnen sucht, von welchem es ihm möglich sein wird, dereinst zur Mitregierung des Staats zu gelangen. Dieses Bestreben des Adels, in welchem derselbe viel tätiger und enger verbunden gewesen ist als alle andere Teile des Volkes, ist es im Grunde ganz allein was die gegenwärtige Zeit bewegt und eine Störung des nicht monarchischen Prinzips ist von dieser Seite bei weitem mehr als von irgend einer andern zu besorgen. Wenn man von Verbindungen spricht, so ist auch die Kette nicht zu vergessen, welche der Adel um sich zu schlingen suchte oder wirklich um sich geschlungen hat .... In der gegenwärtigen Lage der Dinge wird aber immer diejenige Ansicht die unrichtigste und gefährlichste sein, welche sich über die Notwendigkeit zweckmäßiger Reformen und einer gerechten, strengen Verwaltung zu täuschen suchte und wel-

che alles Verlangen darnach für einen Beweis unruhiger Gesinnung oder revolutionärer Absicht erklären möchte. Es gibt eine Partei Schriftsteller unter uns, welche von dieser Ansicht auszugehen scheinen. Von einigen derselben weiß man, was ihre Feder in Bewegung gesetzt hat und auf welche Wage ihre Gründe bewogen wurden. Bei ihnen ist es kein Wunder, daß sie, nachdem der anfängliche Zweck erreicht ist, sich Stoff zu fernerer Tätigkeit zu verschaffen suchen. Sie finden ihn hauptsächlich durch die Vergrößerung der Gefahr, womit Deutschland von Seiten der geheimen Verbindungen und selbst durch solche Staatseinrichtungen bedroht ist, welche die Regierung ihren Völkern gegeben haben. Nicht bloß die politische Freiheit, auch die durch heiße Kämpfe errungene, durch Deutschlands Grundgesetze anerkannte kirchliche Freiheit der Protestanten ist einigen von ihnen ein Greuel. Mißbräuche der Verwaltung aufdecken, sich in öffentlichen Angelegenheiten auf längst anerkannte Grundsätze des Rechts berufen oder für öffentliche Verhältnisse rechtliche Gesichtspunkte aufsuchen, wird von ihnen Bosheit, Eingebung des Parteigeistes, Untergrabung des monarchischen Prinzips und dergleichen genannt. Wie bösartige Kinder suchen sie den, welcher anderer Meinung zu sein wagt als sie, bei den Herrn des Hauses als Feinde der guten Ordnung anzuschwärzen. Wie den Sophisten in Athen entgeht nichts ihrer verdrehten Dialektik. So haben wir uns müssen weitläufig vorerzählen lassen, daß die Preßfreiheit in England zu den Gebrechen der Verfassung gehöre, ungeachtet dort die redlichsten und einsichtsvollsten Männer aller Parteien, selbst der Ministerialpartei, von jeher darüber einig waren, daß gerade sie die Stütze und das Palladium einer Verfassung ist, bei welcher Staat und Volk mächtig und reich geworden sind. Bescheidenheit ist die Tugend, zu welcher das gegenwärtige Geschlecht vorzüglich ermahnt wird. Allein wer andere zu irgend einer Tugend ermahnen will, muß damit anfangen sie selbst zu üben. Bescheidenheit ist allerdings unserem Zeitalter sehr notwendig, aber nicht bloß auf einer, sondern auf allen Seiten. Was gegenwärtig das bewegende Prinzip dieser Schriftstellerei ist, wissen wir nicht; daß sie aber, wenn sie für Ordnung und Recht zu streiten berufen wäre, für eine gute Sache mit schlechten Waffen kämpfte, das getrauen

wir uns zu behaupten ..... Solange irgendein Volk durch gemeinschaftliche Sprache und einen von den Voreltern gemeinschaftlich empfangenen Schatz geistiger Kultur vereint ist, wird es die Trennungen, welche menschliche Politik in ihm hervorgebracht hat, immer nur mit Trauern ertragen. Dies Gefühl hat sich oft laut genug bei den Italienern geäußert; es war in den tiefer sehenden Männern Deutschlands zu einer Zeit lebendig, wo der große Haufe sich noch an den leeren Formen der Kaiserwahl und des Reichstags ergötzte. Es ist in unsern Zeiten nicht etwa durch die Wünsche und Umtriebe einer demokratischen Partei, sondern durch die Erklärungen der Monarchen mit neuer Stärke erwacht und wird sich, es geschehe auch was da wolle, niemals aus den Herzen der Deutschen verlieren ..... Ungeachtet des wissenschaftlichen Gewandes, welches die Kriegskunst in neuern Zeiten umzunehmen sucht, bleibt sie doch immer mehr eine Kunst des Charakters, der raschen Entschlossenheit, des schnellen Blicks, des Wagens zur rechten Zeit als des Wissens, und alles, was die Leute vom Fach über die Notwendigkeit stehender Heere sagen, kann die Wahrheit nicht umstoßen, daß die wahre Kriegsstärke eines Volkes nicht in der Zahl seiner abgerichteten Krieger, sondern in seiner sittlichen Kraft, in seinem Selbstgefühle, seiner Anhänglichkeit an Verfassung, Fürst und Vaterland zu suchen ist..

Jedidja. 4ten Bandes 1stes Heft. – Diese Zeitschrift soll die sittliche, religiöse und wissenschaftliche Bildung der Juden befördern. Der Zweck ist gut, denn solange der Regen von oben mangelt, mag die Gießkanne sich versuchen. Aber solche Wohltätigkeitsanstalten für arme Seelen sind den Versorgungshäusern, worin arme Leiber gepflegt werden, darin entgegengesetzt, daß dort der Hunger gestillt, hier aber geweckt werden muß. An Speisen fehlt es nie, wo es nicht an Eßlust fehlt. Um diese zu reizen, muß die Nahrung reizend sein und gewürzhaft, welches aber wenigstens gegenwärtiges Heft der Jedidja durchaus nicht ist. Kaum das nötige Salz findet sich. Die Wassersuppe der Moral, wie man sie kennt; Schulreden, so trivial als die Schulen, worin sie gehalten worden; *hebräische* Gedichte, denen wohl eine deutsche Übersetzung hätte

beigefügt werden sollen. Und gar die Auszüge aus den *Blättern für höhere Wahrheit* (was heißt *höhere* Wahrheit? Gibt es mehr als eine?) von J. F. von Meyer, was diese der jüdischen oder jeder andern lieben Jugend nützen sollen, ist nicht leicht zu ermitteln. Das mitgeteilte Kapitel *von der Erschaffung der schädlichen Tiere*, worin Würmer und Insekten und was sonst dazu gehört, als „Erzeugnisse des Fluchs" sehr lieblos und verächtlich behandelt werden, muß der Weisheit des Hrn. v. Meyer bei den Knaben, die sich zu ihrer Lust mit Maikäfern und Raupen beschäftigen, auf immer den Weg versperren. Gedachter Schriftsteller hat sichere Nachrichten, daß das garstige Gewürm, dessen Zeichnung „unhold, ungeheuer, mühselig, zerbrochen, ängstlich" ist, im Anfange nicht erschaffen, sondern erst später mit der Sünde zur Welt gekommen sei, und daß sie dazu dienten, alles Böse aus Wasser, Luft und Erde einzuschlucken und diese hierdurch zu reinigen. (Darum essen Leute von Welt Austern, Schnecken, Schildkröten, Muscheln und anders dergleichen verworfenes Gezücht, sie wollen sich entsündigen.) Die schlangenartigen Tiere sind auch nachgeschaffen und bilden ein Absorbens für den Fluch in der materiellen Welt. (Gut, wenn es wahr wäre und die Schlangen alle Übel der Welt absorbierten, für uns Hunger litten, krank würden, sich einsperren ließen, Abgaben bezahlten!) Auf die Vermutungen des Hrn. v. Meyer über diesen Gegenstand schrieb ihm der selige Stilling (der jetzt gewiß im Himmel über seine eignen und anderer Torheiten lächelt): „Daß Gott bei der Schöpfung alle das schädliche Gewürm und die feindseligen Insekten sollte geschaffen haben, das will mir auch nicht einleuchten. Daher mir Ihre Erklärung der dahin gehörigen Stellen gar wohl gefallen." (Wenn in der allgemeinen Kette der Naturgeschöpfe von *schädlichen* Gliedern die Rede sein dürfte – eine höchst lächerliche und gottlose Ansicht – dann wäre gewiß der Mensch das schädlichste aller Tiere zu nennen, da er millionenmale mehr Schaden stiftet als alle Schlangen, Insekten und Raubtiere zusammengenommen. So zeigt sich auch hier wie überall, daß der sublimste Mystizismus zum gröbsten Materialismus führt.)

Journal für die neuesten Land- und Seereisen. Februar 1820.

[– – –] Der russische Kapitän Golownin, der zwei Jahre in Japan gefangen war, erzählt in seiner Reisebeschreibung: [– – –] Die Polizei hält streng auf Ruhe und Ordnung, zu welchem Ende in jeder Straße aus den Bürgern ein Ältester mit Gehülfen erwählt wird, der solche handhabt und dafür haften muß. (Die Japaner sind klüger als wir Europäer: Klüger? Nein, sie sind besser als wir. Sie vertrauen die Aufsicht über Sitten und Handlungen ihrer Mitbürger redlichen Männern an, nicht wie oft bei uns, verworfenen, abgefeimten Menschen, die den Weg der Schlechten, denen sie nachzuschleichen haben, aus eigener Erfahrung kennen. Stehende Heere sind der Freiheit und der Wohlfahrt der Staaten lange nicht so gefährlich, als es die stehenden Polizeien sind. Jene schlagen offene sichtbare Wunden, diese schleichen wie Aqua Tofana durch die Adern der Länder. Die Polizei ist eine mächtige geheime Verbrüderung, die sich von Lissabon bis nach Moskow über ganz Europa verbreitet. Sie kennt nicht Vaterland, nicht Fürst, nicht Gesetz. Sie hat ihre eigenen Zwecke, die selbst den meisten ihrer Mitglieder verborgen und nur den wenigen bekannt sind, welche die Endringe der Kette in Händen haben. Lieber bis an den Knien im Straßenkote gehen, lieber den Dieben preisgegeben sein, als sich solchen Besen und solchen Wächtern anvertrauen. Was helfen euch euere Stände, was eure Konstitutionen! Die Gefahr ist um so größer, wenn die Schlange Rosen findet, worunter sie sich verstecken kann. Löscht das Wort *Freiheit* aus in Euern Wörterbüchern, oder das Wort *Polizei*). Auf den öffentlichen Plätzen befinden sich Gebäude mit Löschinstrumenten und Wächtern. Des Nachts gehen Patrouillen und niemand darf sich dann ohne Laterne finden lassen. In Eddo werden 48 000 Mann, in 48 Regimentern geteilt, zur Löschung der Feuersbrünste unterhalten ..... [Folgen weitere Journalanzeigen.]

In eben diesem Hefte des *Journal des Sav.[ants]* steht die Anzeige eines Werkes aus dem Gebiete der Heilkunde, das auch für Nicht-Ärzte eine merkwürdige Seite hat. Es ist die Schrift des Dr. Laënner zu Paris: *Über die Erforschung der Krankheiten der Lungen und des Herzens durch das Gehör.* (De

l'Auscultation médiate, ou Traité du diagnostic des maladies des poumons et du cœur fondé principalement sur ce nouveau moyen d'exploration). Der deutsche Arzt Avenbrugger hatte schon früher auf das Mittel aufmerksam gemacht, durch Anklopfen der Brust (Perkussion) und den dadurch hervorgebrachten Widerschall die Natur der krankhaften Beschaffenheit der Brustorgane zu erforschen. Hr. Laënner hat dieses Mittel gebraucht und dessen Vorteile erkannt, aber gefunden, daß es nicht immer anwendbar und zureichend sei, besonders da die Krankheiten des Herzens dieser Art Untersuchung entgehen. Hierdurch ward er auf eine Vervollkommnung jener Methode geleitet. Er hat nämlich zu diesem Zwecke ein sehr einfaches Werkzeug erfunden, worüber er sich in der Einleitung seiner Schrift folgendermaßen erklärt: „Ich erinnerte mich einer sehr bekannten akustischen Erscheinung. Wenn man das Ohr an das Ende eines Balkens legt, vernimmt man sehr deutlich den Schlag einer Stecknadel, der an dem andern Ende fällt. Dieses brachte mich auf den Gedanken, daß man in dem Falle, von dem es sich hier handelt, von jener Eigenschaft der Körper vielleicht Gebrauch machen könne. Ich nahm daher ein Heft Papier, bildete eine dichte Rolle daraus und hielt das eine Ende an die Präkordialgegend. Indem ich dann mein Ohr an das andere Ende legte, ward ich ebenso verwundert als befriedigt, daß ich die Schläge des Herzens viel genauer und deutlicher vernahm, als ich es durch den Gebrauch des unbewaffneten Ohres vermochte. So kam ich auf die Vermutung, daß dieses Mittel mit Nutzen anzuwenden sei, nicht bloß um die Schläge des Herzens, sondern auch um alle mit Geräusch verbundenen Bewegungen in der Brusthöhle zu erforschen, und daß auf diese Weise die eigentümliche Beschaffenheit des Atemzugs, des Redens und vielleicht gar die Fluktuation der in den Brustfellen und dem Herzbeutel ergossenen Flüssigkeiten ausgemittelt werden könnten." Das Instrument, dessen sich Hr. Laënner bedient und dem er den Namen Stethoskope gab, ist ein hölzerner Zylinder von einer Fußlänge, inwendig hohl, an dem einen Ende etwas weiter geöffnet, und kann, um ihn besser nachtragen zu können, vermittelst einer Schraube in zwei Teile gelegt werden. Er versichert, daß man die Eigentümlichkeiten der Laute, die man

durch dieses Werkzeug vernimmt, leicht auffassen kann und daß man sie nur einmal braucht gehört zu haben, um sie wieder zu erkennen; z. B. diejenigen, welche Lungengeschwüre, fistulöse Verbindungen zwischen dem Rippenfelle und den Luftröhren-Ästen usw. anzeigen. (Wie schade, daß das Gehirn nicht in der Brust liegt und daß man nicht mit den Lungen denkt! Die Polizei und die Medizin könnten großen Nutzen aus den *Horchröhren* und *Brustguckern* des Hrn. Laënner ziehen!)

Prospekt

[Von Julius Campe an bereits gewonnene und zu gewinnende Subskribenten von Börnes Gesammelten Schriften verschickter Prospekt, dessen Hauptteil (vgl. L. Geiger, Das junge Deutschland, Studien u. Mitteilungen, 1907) aus Börnes Feder stammt. Text nach L. Geiger a. a. O.]

Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. Acht Teile. Subskriptionspreis 5 Taler. Ladenpreis unmittelbar nach der bevorstehenden Erscheinung des achten und letzten Teils 8 Taler.

Wer sich bisher gefreut hat, auch nur einige Federstriche, einige zerstreute Aufsätze und Blätter von einem so ausgezeichneten und seltnen Kopf wie Börne gelesen zu haben, wer diese als einen geheimen Schatz betrachtet und aufbewahrt hat, also jeder, der von Börne nur etwas gelesen, hat sicher gewünscht, *alles* von ihm zu besitzen, und wird sich nun, da die gesamte schriftstellerische Tätigkeit dieses Mannes in den Buchhandel gekommen ist, recht herzlich Glück wünschen.

Nicht für diese, sondern mit Rücksicht auf das größere Publikum erlauben wir uns folgende Bemerkungen, die wir nur als flüchtige und unbestimmte Umrisse eines so schwer zu bezeichnenden Charakters und des Inhalts seiner Schriften aufzunehmen bitten.

Börne eignet sich ganz zum Sprecher des Tages; er legt sich selbst nur das eine wahrhaft eigentümliche und angeborene Talent zu, alles, was der Morgen bringt, der Tag bescheint und was die Nacht in ihren Schleier verhüllt, eindringlich und

anregend zu besprechen. Es gibt keine Saite des Lebens, die er nicht anschlägt. Manche Themata, besonders aus der Literatur, dienen ihm nur, wie dem Kanzelredner ein paar unbedeutende Worte, als Unterlage und Text, um wichtige und anziehende Betrachtungen daran anzuknüpfen; um aufzusteigen und zu unterhalten, bedient er sich oft nur der untersten Sprosse einer fremden Gedankenleiter und baut sich selbst die übrigen. Überall will er etwas mehr als sprechen und widersprechen; er hat etwas auszusprechen, er hat – ein seltner Fall unter unsern Schriftstellern, wenn auch nicht ein seltnes Wort – eine *Lebensansicht*, und daher begleiten ihn, wohin er sich wendet, gewisse leitende und leuchtende Ideen seines Geistes, seines Herzens, seines Charakters. Er ist witzig, ja springend witzig und lebendig, aber er wirft nicht, wie die meisten Schöngeister unserer Zeit, und zwar wenn's hoch kommt und im besten Fall mit witzigem Spreu umher. Davor schützt ihn das eine, daß er weiß, was er will, daß er ein Herz hat, ein Gewissen, das gleichsam in seinen Worten ruhig atmet. Keine Schule geniert ihn, kein System beengt ihn, kein Flitterschein besticht ihn; er führt den Leser mitten durch die allgemeine Verwirrung der Urteile über Leben und Kunst auf einen natürlichen, einfachen und sichern Weg und erheitert ihn zugleich durch seine eigene Heiterkeit, seinen Humor, seine Witze, Bilder und schlagende Worte, durch das Feuer, womit er spricht. Börnes Schriften werden unstreitig dazu beitragen, den Geschmack in der Kunst zu läutern, aber sie werden ebenso sehr *guten Geschmack am Leben*, den Geschmack an staatsbürgerlicher Tätigkeit wecken, beleben und anfeuern. Nach Börne ist das Leben die echte Kunsthippokrene, nach ihm muß ein Volk seinen Roman, sein Drama erst in eigener Person unter freiem Himmel, auf dem Markte dichten, spielen und aufführen und erst hinterher Romane aufs Papier und Dramen auf die Bretter bringen als den poetischen Widerschein des Lebens und ein Bild der Welt im Kleinen. Sein Symbolum ist das Goethesche: „Worte sind gut, aber nicht das Beste. Der Geist, aus dem gehandelt wird, ist das Höchste." Übrigens ist sowohl die Sprache, die Börne schreibt, als die Sprache, die er führt, sein Stil und sein Freimut, in der deutschen Literatur selten.

Man wird der Verlagshandlung das Zeugnis geben, daß sie für eine würdige Ausstattung Sorge getragen hat.
Die Erscheinung des achten Teils war durch eine langwierige Krankheit des Verfassers verzögert. Die Verlagshandlung glaubt diese Mitteilung den zahlreichen Subskribenten schuldig zu sein und findet sich zu der Bemerkung veranlaßt, daß der ursprüngliche Subskriptionspreis bis zu der nahe bevorstehenden Erscheinung des achten und letzten Bandes unverändert der nämliche bleibt, nachmals jedoch der Ladenpreis eintritt.
Hamburg, Oktober 1830.

Hoffmann & Campe.

Bibliographie

Eine allgemeine Börne-Bibliographie liegt bisher noch nicht vor. Goedeke ist, wie bekannt, in bezug auf Börne auffallend unzureichend. Für die zeitgenössische Literatur im weitesten Sinne, besonders aber für die Pressestimmen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, stellt Holzmann *(Börnes Leben)* noch immer die reichhaltigste und zuverlässigste wenn auch nicht erschöpfende Quelle dar. Seine Hinweise auf Zeitungen und Zeitschriften konnten nicht in allen Teilen überprüft werden; viele Blätter waren bereits für Ludwig Geiger und seine Mitherausgeber unzugänglich; doch wurden die Anmerkungen der historisch-kritischen Ausgabe von Geiger, da sie gelegentliche Ergänzungen bieten, ebenfalls verarbeitet. Die Börne betreffenden Angaben der neuesten Heine-Bibliographie von Gottfried Wilhelm und Eberhard Galley (Weimar 1960) sind berücksichtigt worden. Es dürfte jedoch kaum gelungen sein, sämtliche Arbeiten im Zusammenhang mit Heine und der Literatur über das Junge Deutschland zu erfassen, in denen auch Börne erwähnt wird. Schwer zugänglich waren den Herausgebern neuere Publikationen in Zeitungen und Zeitschriften der DDR.

Um Textteil und Inhaltsverzeichnis nicht zu stark zu belasten, wurde in dieser Ausgabe auf Angabe der Überlieferung der einzelnen Schriften und Briefe Börnes verzichtet. Die Inhaltsangaben von Börnes eigenen Zeitschriften und des posthum edierten Nachlasses (Nachgelassene Schriften etc.) sowie die Berücksichtigung seiner Mitarbeiter-Beiträge für verschiedene Blätter (für vollständige Titel d. einzelnen Stücke s. Inhaltsverzeichnis von Band 1 und Band 2) versuchen diese Lücke in bezug auf die Erstdrucke zu schließen – mit der einzigen Einschränkung, daß die Aphorismen in diesem Zusammenhang unberücksichtigt blieben.

Das Literaturverzeichnis ist in Sachgruppen unterteilt, so daß die gelegentliche Wiederholung einzelner Titel unvermeidlich war. Nicht überprüfbare Literaturangaben sind zur Vermeidung neuer Fehlerquellen in der überlieferten Form belassen worden. Besonders bei den Zeitungsberichten sind die mitüberlieferten Autorennamen in ( ), die von den Herausgebern hinzugesetzten Namen in [ ] gesetzt. Nur Presseberichte und lexikalisches Material sind chronologisch geordnet, während im übrigen die alphabetische Reihenfolge maßgebend ist.

Standort der Manuskripte

Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, Börne-Archiv BA

Universitätsbibliothek Basel	UBB
Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Literaturarchiv	LAB
Landes- und Stadtbibliothek Düsseldorf	LBD
Freies Deutsches Hochstift, Goethemuseum Frankfurt am Main	FHF
Kestner Museum Hannover	KMH
Universitätsbibliothek Heidelberg	UBH
Karl Marx Universität Leipzig	KML
Zentralbibliothek Luzern, Sammlung Schnyder von Wartensee	ZBL
Schiller Nationalmuseum, Cotta-Archiv, Marbach am Neckar	CA
Bayerische Staatsbibliothek München	BSB
Germanisches Nationalmuseum Nürnberg	GNM
Bibliothèque Nationale Paris	BN
Nationale Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv	GSA
Lutherhalle – Reformationsgeschichtliches Museum Wittenberg	LHW
Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel	HAB

Dr. Robert von Hirsch, Basel
Dr. Peter Rippmann, Basel
Dr. Franz U. Wille, Archiv Mariafeld, Feldmeilen/Zürich

Ausgaben der Gesammelten Schriften

Gesammelte Schriften, Bd. 1–8, Hoffmann und Campe. Bd. 1–7, Hamburg 1829, Bd. 8, Hamburg 1832.

Gesammelte Schriften, Bd. 9–14.

Bd. 9/10, Briefe aus Paris 1830–1831 von Ludwig Börne. Hamburg. Bei Hoffmann und Campe 1832.

Bd. 11/12, Mitteilungen aus dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde von Ludwig Börne. Offenbach. Bei L. Brunet 1832.

Bd. 13/14, Briefe aus Paris 1832–1833 von Ludwig Börne. Paris. Bei L. Brunet 1834.

Menzel der Franzosenfresser von Ludwig Börne. Paris bei

Théophile Barrois fils, rue de Richelieu n. 14, 1837. [Auch als Bd. 15 der GS geführt.]
Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. Zweite (wohlfeile Original-)Ausgabe. Hoffmann und Campe, Hamburg 1835–1840. [Von Börne nicht anerkannter Nachdruck der GS von 1829–1832.]
Gesammelte Schriften, Bd. 1–5. Dritte, vermehrte und rechtmäßige Ausgabe. Fr. Brodhag'sche Buchhandlung, Stuttgart 1840. [Bd. 5, Supplementband zur ersten Ausgabe, gilt auch als Bd. 16 der GS.]
Gesammelte Schriften, Bd. 17. Ludwig Börnes französische Schriften und Nachtrag, 1. Aufl., Verlag W. Kori, Leipzig 1847; 2. Aufl., Verlag E. O. Weller, Leipzig 1849. [Unrechtmäßige Ausgaben].
Nachgelassene Schriften von Ludwig Börne. Herausgegeben von den Erben des literarischen Nachlasses, Bd. 1–6. Friedrich Bassermann, Mannheim 1844–1850.
Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. 12 Bde. Neue vollständige Ausgabe, Verlag der Börneschen Schriften: Hamburg, Hoffmann und Campe / Frankfurt am Main, Literarische Anstalt (Rütten und Löning), 1862.
Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. 5 Bde. Joseph Wieck, New York o. J. [Nach 1858, mit: Briefe aus Paris u. Menzel.]
Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. 10 Bde. Vollständige Ausgabe. Tendler & Comp. (Julius Grosser), Wien 1868.
Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. 12 Bde. Rybnik 1884.
Ludwig Börnes Gesammelte Schriften. 8 Bde. Vollständige Ausgabe in 6 Bdn. nebst Anhang: Nachgel. Schriften in 2 Bdn. Max Hesses Verlag, Leipzig o. J. [1899].
Gesammelte Schriften. Neue vollständige Ausgabe. Berlin o. J. [A. Weichert, 1902], s. Goedeke Bd. 8.
Ludwig Börnes Gesammelte Schriften. Vollständige Ausgabe in 3 Bdn., Reclam, Leipzig o. J.
Börnes Werke. Historisch-kritische Ausgabe in 12 Bdn., hgb. v. Ludwig Geiger in Verbindung mit Jules [recte: Joseph] Dresch, Rudolf Fürst, Erwin Kalischer, Alfred Klaar, Alfred Stern und Leon Zeitlin, Verlagshaus Bong. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart o. J. [1911–1914] Bd. 1, 2, 3, 6, 7, 9 [Bd. 1 u. 2: Jugendschriften, Dramaturgische Blätter, Bd. 3: Vermischte Aufsätze, Bd. 6 u. 7: Briefe aus Paris, Menzel der Franzosenfresser, Bd. 9: Briefe an Jeanette Wohl 1818–1822, [Bd. 10 u. 11 (Briefe an J. Wohl 1823–1832) nur in Umbruchexemplar der Sächs. Landesbibliothek Weimar erhalten].

Ausgewählte Schriften

Ludwig Börne. In: Morceaux choisis de la littérature allemande, Tl. 1 und 2, hgb. von J. Willm, Paris und Straßburg 1830 und 1831.
Ludwig Börne. In: Nouvelle Revue Germanique V/S. 240 ff. und VII/S. 35 ff., Paris 1830 und 1831.
Geist aus Ludwig Börnes Werken. Familienbibliothek der deutschen Classiker, Bd. 70. Hildburghausen/Amsterdam 1843.
Ludwig Börnes Aphorismen und Fragmente. Mit einer Auswahl seiner Pariser Briefe, Hildburghausen und New York o. J. [um 1845?].
Ludwig Börne. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Hgb. v. C. Karpeles, Leipzig 1870.
Souverainer Witz aus Ludwig Börnes Schriften, P. Kluitmann, Alkmaar 1875.
Ludwig Börne. Über den Antisemitismus. Ein Mahnruf aus vergangenen Tagen, Wien 1885.
Ludwig Börne, Bd. 1: Ausgewählte Skizzen und Erzählungen; Bd. 2: Aus meinem Tagebuche, Reclam, Leipzig o. J. [ca. 1920].
Ludwig Börne, Lupe und Brennglas – Ausgewählte Aphorismen. Hgb. v. K. Lerbs, Hamburg 1946.
Ludwig Börne. Auswahl, hgb. v. Berl, Mengen (Württbg.), 1948.
Ludwig Börne. „Wenn man nur selbst nicht zaghaft ist...", hgb. v. F. Böttger, Berlin 1953.
Ludwig Börne. „Nur den Besiegten darf man lieben..." Der Nachlaß eines Weltbürgers, Frankfurt am Main 1954.
Ludwig Börne. In: Meisterwerke Deutscher Literaturkritik. Hgb. von Hans Mayer. (Von Heine bis Mehring.) Bln. 1956.
Ludwig Börnes Werke in zwei Bänden. Ausgewählt und eingeleitet von Helmut Bock und Walter Dietze, Weimar 1959.
Ludwig Börne. Schriften zur deutschen Literatur, hgb. v. Walter Dietze, Leipzig 1960.
Ludwig Börne. In: Meister der deutschen Kritik. Hgb. von Gerhard F. Hering, Bd. 1 (von Gottsched zu Hegel), München 1961; Bd. 2 (von Börne zu Fontane) München 1963.
Ludwig Börne. Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Edgar Schumacher. In: Klassiker der Kritik, hgb. von Emil Staiger, Zürich 1964.
Ludwig Börne. In: Die deutsche Literatur. Texte und Zeugnisse, Bd. 6, 19. Jhdt. Hgb. von Benno von Wiese, München 1965.
Ludwig Börne. Monographie der Deutschen Postschnecke. Skiz-

zen, Aufsätze, Reisebilder. Auswahl und Nachwort von Jost Hermand. Reclam, Stuttgart 1967.

Einzelne Schriften

Aktenmäßige Darstellung des Bürgerrechts der Israeliten zu Frankfurt am Main. Gedruckt bei W. Heidenheim in Rödelheim 1816 [anonym]. Nachdruck Frankfurt am Main 1962. [Vgl. Bd. 1 der vorliegenden Ausgabe, S. XXVIII, und Bd. 3, S. 997 f.].

Die Juden in der freien Stadt Frankfurt und ihre Gegner. Im Julius 1816 [zum großen Teil wiedergegeben in: Zeitschwingen Nr. 67, 1819].

Ankündigung der Wage. Teilabdruck in Kotzebues Lit. Wochenblatt 1818, Bd. 2 Nr. 16, S. 127 f.

Die Wage. Eine Zeitschrift für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst, hgb. v. Dr. Ludwig Börne, Frankfurt 1818/1819, 1820, Tübingen 1821 [Vgl. separates Inhaltsverzeichnis].

Denkrede auf Jean Paul. Broschüre. Erlangen 1825/26.

Einige Worte über die angekündigten Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik. Bei C. Winter, Heidelberg 1827.

Lettres écrites de Paris pendant les années 1831 et 1832 par L. Boerne, traduites par M. F. Guiran et précédées d'une notice sur l'auteur et ses écrits extraits de la Revue Germanique, Paulin, Paris 1832.

[Logenrede 1809.] In: Gedenkbuch der Loge zur aufgehenden Morgenröte. Frankfurt a. M. 1833.

Worte des Glaubens von Abbé de Lamennais. Aus dem Französischen übersetzt von Ludwig Börne. Preis 3 Franken. Bei J. P. Aillaud, Paris 1834.

Worte des Glaubens von Abbé Lamennais. Aus dem Französischen übersetzt von Ludwig Börne, Druck und Verlag der Egli'schen Buchhandlung. Herisau 1834 (Volksausgabe).

Briefe aus Paris 1830–1831. Neue wohlfeile Ausgabe, Teil 1–4, zu haben im Literatur-Comptoir, Herisau 1835.

La Balance. Revue allemande et française publiée par L. Boerne. Premier volume. Première livraison. Janvier/Mars. Au bureau de la Balance. Rue Lafitte 44, Paris 1836.

Menzel der Franzosenfresser. Bei Théophile Barrois fils, Paris 1837.

Ludwig Börnes Urteil über H. Heine. Ungedruckte Stellen aus den Pariser Briefen. Als Anhang: Stimmen über H. Heines

letztes Buch, aus Zeitblättern [bei J. D. Sauerländer] Frankfurt am Main 1840.

Fragments politiques et littéraires par Ludwig Boerne, prédédés d'une note de M. de Cormenin et une notice biographique sur l'auteur, Pagnerre, éditeur, rue de Seine 14, Paris 1842.

Moderne Reliquien. Hgb. v. Arthur Mueller, Berlin 1845.

Menzel der Franzosenfresser. Dritte, rechtmäßige Ausgabe, Literarische Anstalt (J. Rütten), Frankfurt am Main 1848.

Mautpredigt. Sonder-Abdruck, Leipzig 1848. Bei Ad. Wienbrack.

Briefe des jungen Börne an Henriette Herz. F. A. Brockhaus, Leipzig 1861.

Über Musik und Talentbrüder. In: Blätter der Erinnerung an das erste deutsche Sängerfest in Frankfurt am Main 28.–30. Juli 1838 und an die Gründung der Mozartstiftung. S. 45–51. Frankfurt am Main 1863.

Briefwechsel des jungen Börne und der Henriette Herz. Hgb. v. Ludwig Geiger, Oldenburg/Leipzig 1905.

Berliner Briefe 1828. Hgb. v. Ludwig Geiger, Berlin 1905.

Leon Zeitlin: Ludwig Börne als Student der Kameralwissenschaften. [Darin aus Börnes Nachlaß:]. Kann Viehzucht ohne Ackerbau getrieben werden? In: Volkswirtschaftl. und wirtschaftsgeschichtl. Abhandlungen, hgb. v. W. E. Biermann, Leipzig 1912.

Juden in der freien Stadt Frankfurt, Berlin 1925 [Abdruck von Aphorismus 103 für die 1. Jahresversammlung der Socino-Gesellschaft].

Louis Boerne. Etudes sur l'histoire et les hommes de la Révolution Française. Manuscrit inédit publié avec introduction et commentaire par Joseph Dresch, Lyon/Paris 1952 [Text des Manuskriptes deutsch].

Frühe Beiträge für Lokal- und Fachblätter

Das Leben und die Wissenschaft (Über Theorie und Praxis in der Politik). In: Minerva. Ein Journal historischen und politischen Inhalts, hgb. v. J. W. von Archenholtz. Jg. 1808, Bd. IV, S. 331–347.

Über die geometrische Gestalt des Staatsgebiets. In: Germanien, eine Zeitschrift für Staatsrecht, Politik und Statistik von Deutschland. Hgb. v. Aug. Fr. Wilh. Crome und Karl Jaup. 1809, Bd. III, Heft 3.

Von dem Gelde. In: Der allgemeine Kameral-, Polizei-, Ökonomie-, Forst- und Technologie-Korrespondent von und für Teutschland. Beilage zu Nr. 152 vom 21. Dezember 1809.

Aphorismen. In: Gemeinnützliche Blätter für das Großherzogtum Frankfurt und dessen Umgebung, Nr. 68 vom 7. Juni, Nr. 69 vom 9. Juni, Nr. 77 vom 28. Juni 1811.

Aphorismen. In: Germanien. Eine Zeitschrift für Staatsrecht, Politik und Statistik von Deutschland. Hgb. v. Aug. Fr. Wilh. Crome und Karl Jaup. 1811. S. 345.

Was wir wollen. In: Frankfurter Journal, Juli 1814 [nicht auffindbar].

Aphorismen. In: Neckarzeitung, Jg. 1821, 1822 und 1824 [nicht auffindbar].

Die Wage. Inhaltsverzeichnis

Die Wage. Eine Zeitschrift für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst. Hgb. v. Dr. Ludwig Börne. Frankfurt am Main, in der Hermann'schen Buchhandlung.

Erster Band

Erstes Heft, Juli 1819
Vorwort zur zweiten Auflage. – I. Einleitung. – II. Die Freiheit der Presse in Bayern. – III. Ernsthafte Betrachtung über den Frankfurter Komödienzettel. – IV. Bücherkunde: 1. Fortgesetzte Reise nach Hammelburg. – 2. Zeitgenossen, Heft X. – V. Frankfurter Volksbühne: Die Vestalin. – Abällino, der große Bandit. – Der Vorsatz. – Raphael. – Toni. – Lodoiska. – Die Hussiten vor Naumburg. – Die Schweizer Familie. – Künstlers Erdenwallen. – Hadrian Barbarossa. – VI. Nachzügler [Aphorismen].

Zweites Heft, August 1818
I. Warum sind Concordate nicht mit dem Papste zu schließen? – II. Notizen über die Heidelbergischen Jahrbücher von 1818. – III. Warum soll im rechtlichen Teutschland allein der Gelehrte seines Erwerbes nicht rechtlich sicher seyn? über sein eigentümlichstes Eigentum nicht sicher testieren können? – IV. Was hilft's, den Teufel austreiben durch Beelzebub? – V. Schüchterne Bemerkungen über Östreich und Preußen. – VI. Bücherkunde: Abhandlungen aus dem deutschen Zivilprozesse von Dr. Carl Leopold Goldschmidt. – VII. Frankfurter Volksbühne: Der Samtrock. – Das verlorne

Kind. – Toni. – Das Taschenbuch. – Das Geheimnis. – Kaiser Hadrian. – Kabale und Liebe. – Camilla. – Elise von Valberg. – Don Juan. – Die Ahnfrau. – Der Spieler. – Der Taubstumme oder der Abbe de l'Epée. – Die Waise und der Mörder. – Die Jungfrau von Orléans. – Der Unsichtbare. – Die Rosen des Herrn von Malesherbes. – Zwei Worte. – Hedwig. – Der Sie. – Graf von Essex. – VIII. Nachzügler [Aphorismen].

Drittes Heft, September 1818

I. Der europäische Staatenbund und der nordamerikanische. – II. Über die angebliche Verschleuderung von Domänen, die im vormaligen Königreiche Westphalen Statt gehabt haben soll. Von einem vormaligen Königl. Westphälischen Staatsbeamten. – III. Die Göttinger Unruhen. – IV. Kleine Gedanken über ständische Verfassung. – V. Trost in Leiden. – VI. Der Mitarbeiter wider Willen. – VII. Blätter und Blüten [Aphorismen]. – VIII. Frankfurter Volksbühne: Die Indianer in England. – Die Proberollen. – Johann, Herzog von Finnland. – Corregio. – Der Bergsturz. – Der Schutzgeist. – Don Carlos.

Viertes Heft, Oktober 1818

I. Geschichten, Sagen und Meinungen. – Spanien. – II. Französische Urteile über deutsche Angelegenheiten. – Aus der Minerve Française: 1. Der badische Erbfolgestreit. – 2. Der Lippenkrieg. – III. Ein Gulden und etwas mehr. – IV. Frankfurter Volksbühne: Der Vorposten. – Die Großmut des Scipio. – Nachtigall und Rabe. – Der Vorsatz. – Der Verräter. – Das Käthchen von Heilbronn. – Rochus Pumpernikel. – Die gefährliche Nachbarschaft. – Stille Wasser sind tief. – Die Sängerinnen auf dem Lande. – Tancred. – Die Entführung aus dem Serail. – Der verbannte Amor. – Don Juan. – Der tote Mann. – Das Intermezzo. – Die Braut. – Der Geizige. – Das Geständnis. – Der Dichter und der Tonsetzer. – Maria Stuart. – Nachzügler [Aphorismen].

Fünftes Heft, November 1818

I. Über das Ein- und Ausläuten bei der Ankunft und Abreise großer Herren. [Gezeichnet: L. K.] – II. Briefe über Deutschland. Aus der Minerve Francaise Nro. 4. – III. Geschichten, Sagen und Meinungen. – Deutsche Demut. – IV. Frankfurter Volksbühne: Die Zauberflöte. – Wilhelm Tell. – Sargin. – Die Kreuzfahrer. – Die Waise und der Mörder. – Hedwig. – Das Standrecht. – Die Räuber. – Der Lorbeerkranz. – Die Familie Anglade. – Welches ist die Braut? – Tancred. – Der

Wirrwarr. – Der Fündling. – V. Bücherkunde: Scherzburger Aktenstücke. – Nachzügler [Aphorismen].

Sechstes Heft, April 1819

I. Kotzebue und was ihn gemordet [von Josef Görres]. – II. Briefe über Deutschland. Aus der Minerve Française Nro. 9. – III. Denkwürdigkeiten der Frankfurter Zensur. – IV. Frankfurter Volksbühne: Lilla oder Schönheit und Tugend. – Der Jude. – Der Haupttreffer. – Das Fischermädchen. – Zemire und Azor. – Fridolin.

Siebentes Heft, April 1819

I. Von den Vorzügen des Preßzwangs vor der Preßfreiheit oder von Erlösung der Freiheit von der Presse durch den Zwang. – II. Denkwürdigkeiten der Frankfurter Zensur. – III. Schreiben aus Gießen. – IV. Frankfurter Volksbühne: Agnes von der Lille. – Die Soldaten. – Pauline. – Saul.

Achtes Heft, 1820

I. Literatur: Die Serapionsbrüder. – Truthähnchen. – Die Spanische Johanna. – II. Fastenpredigt über die Eifersucht. – III. Frankfurter Dramaturgie: Das Nachtlager in Granada. – Verlegenheit und List. – Emilia Galotti. – Das Vogelschießen. – Der Tagsbefehl. – Die Verwandlungen. – Sappho. – Die Heimkehr. – Der Quartierzettel. – Die eifersüchtige Frau.

Zweiter Band

Erstes Heft. Auf Kosten des Verfassers. Frankfurt am Main, August 1820

I. Literatur: Humoralpathologie. – Natur, Kunst und Leben. – Satirisch-humoristische Gedichte. – II. Frankfurter Dramaturgie: Die Schachmaschine. – Die Zauberflöte. – Beschämte Eifersucht. – Der neue Gutsherr. – Pagenstreiche. – Das Bild. – Soliman der Zweite.

Zweites Heft, bei Heinrich Laupp, Tübingen, 1821

I. Monographie der deutschen Postschnecke. – II. Literatur: Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde, auf das Jahr 1821. – Vollständiges Verzeichnis der Döringschen wissenschaftlichen Leihbibliothek. – Die Entführung oder der alte Bürger-Capitän. – Thomas Aniello. – Die Fahrt nach dem Ugley über Hamburg. – III. Frankfurter Dramaturgie: Marianne. – Das Landhaus an der Heerstraße. – Die Bestürmung von Smolensk. – Die deutsche Hausfrau. – Der Schatzgräber. – Das Kind der Liebe. – Der tote Mann. – Zwei Worte. – Die Entdeckung. – Das letzte Mittel. – Carlo

Fioras. – Der Freimaurer. – Die eifersüchtige Frau und der Quartierzettel. – IV. Nachzügler [Aphorismen].

Drittes Heft, bei Heinrich Laupp, Tübingen 1821

I. Über eine Beurteilung der Wage. – II. Eine Kleinigkeit. – III. Über die Beurteilung des Manuskripts aus Süddeutschland. – IV. Literatur: Teutschland und keine Revolution. – V. Frankfurter Dramaturgie: Die beiden Gutsherrn. – Der Hausdoktor. – Der Leuchtturm. – Die eifersüchtige Frau. – Die Verwandtschaften. – VI. Unvollständiges Verzeichnis der im vorigen Hefte der Wage befindlichen Druckfehler.

Viertes Heft, bei Heinrich Laupp, Tübingen 1821

I. Der ewige Jude. – II. Romane, keine Romane, mehr als Romane.

Fünftes Heft, bei Heinrich Laupp, Tübingen 1821

I. Briefe 1–18 [anonyme Autorin: Rahel Varnhagen]. – II. Das Gespenst der Zeit. – III. Nachzügler [Aphorismen].

Die Beiträge für die von Börne vom 3. Juli — 9. Okt. des Jahrganges 1819 redigierten Zeitschwingen, Offenbach am Main, bei Ferdinand Hauch.

Juli:

Nr. 53: Ankündigung der Zeitschwingen. – Gruß den Lesern. – Dr. Seel.

Nr. 54: Der Mord August von Kotzebues, von Fouqué. – Zwangsgottesdienst.

Nr. 55: Über etwas, das mich betrifft.

Nr. 56: Deutscher Handel. (Aphorismus). – Oken. – Nachträge zum Conv.-Lex. – 4 Aphorismen.

Nr. 57: Die gute Sache. – 2 Aphorismen. – Nachträge z. Conv.-Lexikon.

Nr. 58: Übersetzung eines Artikels aus der Minerve française. – Freiheit und Gleichheit ohne Revolution. – 4 Aphorismen.

Nr. 59: Schluß des Artikels aus der Minerve française. – Etwas aus den Papieren des deutschen Michels. – Nachträge zum Conv.-Lex.

Nr. 60: Der kleine Haman, 1. Teil. – Schreiben vom Rhein [?]. 7 Aphorismen.

Nr. 61: Einleitung zum eingesandten Artikel: Die Mißgriffe der sogenannten Reformation deutscher Hochschulen. – Furchtbare Verschwörung [?]. – Aphorismen.

August:

Nr. 62: Die große Verschwörung. – Noch etwas über Oken. – 2 Aphorismen.
Nr. 63: Der kleine Haman, 2. Teil. – 1 Aphorismus. – Hinweis des Verlegers.
Nr. 64: 4 Aphorismen. – O närrische Leute etc. – 5 Aphorismen.
Nr. 65: Für die Juden.
Nr. 66: Correspondenz (Aphorismen)
Nr. 67: Für die Juden. – Kuhschnappel (eingesandt).
Nr. 68: Die Zeitung der Freien Stadt Frankfurt, 1. Teil Aphorismen.
Nr. 69: Die Zeitung etc., 2. Teil. – Für die Juden. – „Im Morgenblatt vom 18. August" etc. – Aphorismen.

September:

Nr. 70: „Offenbach, den 30. August". – Vom Turnen in bezug auf den Zweikampf. – Das Lob der Zeit (eingesandt) [?], 1. Teil.
Nr. 71: Das Lob der Zeit, 2. Teil.
Nr. 72: Das Lob der Zeit, 3. Teil. – Literatur: Sendschreiben des deutschen Michel. – Aphorismen.
Nr. 73: Etwas über den deutschen Adel etc. – Aphorismus.
Nr. 74: Unsre arme Seele, 1. Teil. – Aphorismen.
Nr. 75: Unsre arme Seele, 2. Teil. – Aphorismen.
Nr. 76: Französischer Kunstfleiß. – Die Schreiberregenten (Aphorism.). – Bahrdt mit der eisernen Stirne. – Deutsches Kochbuch für Leckermäuler.
Nr. 77: Wie wenig noch die Deutschen politisch etc. [Aphorismus].

Oktober:

Nr. 79: Vier aphorist. Mitteilungen des Herausgebers.
Nr. 80: Drei Mittel, um Unruhen etc. – Taschenbücher.
Nr. 81: Der Herausgeber an seine Leser.

Börnes Beiträge für das Literarische Wochenblatt

1. Semester 1820

Nr. 7: Poesie. – Reisen (s. Nachträge).
Nr. 8: Reisen (Forts.).

Nr. 12: Die Ermordung Kotzebues. – Biographie (Vgl. Bd. 2, Aphor. 104 u. 105).
Nr. 16: Journale. – Politik (s. Nachträge).
Nr. 20: Dramatische Literatur.
Nr. 21: Naturgeschichte des Staates. – Landstände und Gedichte (s. Nachträge).
Nr. 27/28:
Karamsins Geschichte des russischen Reiches (s. Aphor. 80).
Nr. 29/30:
Viehischer Magnetismus (s. Nachträge).
Nr. 36: Juden in der freien Stadt Frankfurt (s. Aph. 103).
Nr. 38: Empfindsame Reise in den Odenwald (s. Nachträge).
Nr. 37/38 u. 49:
Zeitschriften (s. Nachträge).

In der *Neckarzeitung*, Jg. 1821, 1822 und 1824 finden sich, nach Holzmann, verstreut zahlreiche Aphorismen, die Börne in die Aphorismensammlung der Gesammelten Schriften übernommen hat (s. Bd. 2 der vorliegenden Ausgabe). – Ob und wann in dem Stuttgarter Blatt der „Brief an die Redaktion der Neckarzeitung vom 24. Dez. 1821" (s. Bd. 1, S. 1111) erschienen ist, war nicht festzustellen.

Börnes Beiträge für das Morgenblatt für gebildete Stände

1820:
Nr. 245/246; 281/282; 312/313:
Briefe aus Frankfurt.

1821:
Nr. 24/25; 42/43; 212:
Briefe aus Frankfurt.

1822:
Nr. 58–62:
Der Eßkünstler.
Nr. 143/144 u. 151 u. 165:
Der Allgemeine Anzeiger der Deutschen.

Schilderungen aus Paris:
Nr. 211: Lebensessenz. Versailles.
Nr. 212/213:

Die englische Schauspieler-Gesellschaft.
Nr. 230: Talma. Stern und Steuermann.
Nr. 231: Das Ludwigsfest.
Nr. 232: Gefrorenes.
Nr. 239: Geldschwindsucht.
Nr. 241: Der Greve-Platz.
Nr. 242–244:
Aus meinem rheinischen Tagebuch.
Nr. 272: Die Vendôme-Säule.
Nr. 273: Die Läden.
Nr. 278: Aristokratie des Geistes.

Nr. 279: Die Kunst, alt zu werden.

1823:

Nr. 59: Über das Schmollen der Weiber.
Nr. 103–105:
Der Roman.

Schilderungen aus Paris:

Nr. 106/107:
Die Estaminets.
Nr. 122–124:
Der Garten der Tuillerien.
Nr. 133/134 u. 137:
Die Schwefelbäder bei Montmorency.
Nr. 141/142:
Gretrys Herz.

Nr. 147: Der Gott in Höflingen.
Nr. 161: Die Kraniche des Ibykus.
Nr. 172/173:
Briefe an einen siebenjährigen Deutschen in Neapel.

Schilderungen aus Paris:

Nr. 175/176:
Das Gastmahl der Spieler.

Nr. 199: Die Kunst, in drei Tagen ein Originalschriftsteller zu werden.

Schilderungen aus Paris:

Nr. 203: Polichinel Vampire.

Nr. 204/205:
Gloire.
Nr. 206: Die Lesekabinette.
Nr. 220: Das englische Speisehaus.
Nr. 231–233:
Französische Sprache.

Nr. 245/246 u. 248–250:
Altes Wissen, neues Leben.

Schilderungen aus Paris:
Nr. 258/259:
Die Anschlagezettel.

Nr. 277/278 u. 280:
Der Janustempel.

1824:

Schilderungen aus Paris:
Nr. 2/3, 5–8, 10/11, 14, 17–19, 21, 23 u. 24:
Die Industrieausstellung im Louvre.

Nr. 19–22:
Der Zauberer Honestus.

Schilderungen aus Paris:
Nr. 43: Die Septennalité.

Nr. 158–159:
Über den Umgang mit Menschen.

1825:
Nr. 294/295:
Denkrede auf Jean Paul.
Aphorismen.

1827:
Nr. 24/25:
Bemerkungen über Sprache und Stil.
Nr. 73–76:
Die Apostaten des Wissens etc.
Nr. 306–309:
Henriette Sontag in Frankfurt.

Börnes Beitrag in der Iris, Unterhaltungsblatt f. Freunde des Schönen und Nützlichen:

1825, 4. Dezember: Denkrede auf Jean Paul.

Börnes Beiträge für das Literaturblatt zum Morgenblatt:

1821:

Nr. 72: Materia medica.
Nr. 102: Geschichte des ewigen Juden, von ihm selbst geschrieben.

1822:

Nr. 94: De la peine de mort etc.
Nr. 98: Lettres sur la Suisse etc.
Nr. 100: Resumé de l'histoire de France etc.

1823:

Nr. 9: Aristokratismus.
Nr. 29: Les dîners du Baron d'Holbach.
Nr. 30: Voyages des frères Bacheville.
Nr. 30: Kleine Beiträge zur Heilwissenschaft von Dr. S. Stiebel.
Nr. 31: Lettres sur la toilette des dames.
Nr. 39: L'art de faire des dettes etc.
Nr. 40: Le Corrupteur.
Nr. 41: Saul.

Schilderungen aus Paris:

Nr. 42: Le Roi des Aulnes.

Nr. 55: Zeitgeschichte.
Nr. 55: Les cabinets et les peuples.

1824:

Nr. 4: Über den kritischen Lakonismus.
Nr. 5: Les loisirs d'un banni.
Nr. 10: De l'éducation.
Nr. 11: Pierre de Portugal.
Nr. 13: Histoire de la Révolution Française.
Nr. 16: Moyse.
Nr. 24: Souvenirs de la Sicile.
Nr. 27: L'école des vieillards.
Nr. 31: L'exalté.

1825:

Nr. 25: Coopers Romane.

1826:

Nr. 16: Die Feinde.
Nr. 56: Mosely-Hall.

1828:

Nr. 100: Gelasius.
Nr. 101: Cardenio und Celinde.
Irländische Erzählungen.

1835:

Nr. 127/128:
Goethes Briefwechsel mit einem Kinde.

Börnes Beiträge für die Allgemeinen Politischen Annalen:

Hgb. von Friedrich Murhard, Cotta, Tübingen/Stuttgart.

1822, Bd. 8, Heft 2:

Über Herrn von Villèle und dessen politische Stellung. Paris 1822. Aus dem Französischen. Mit Anmerkungen von Dr. Börne.

1823, Bd. 9, Heft 3:

Politische Kleinigkeiten. [S. Nachträge der vorliegenden Ausgabe].

1826, Bd. 20, Heft 3:

Betrachtungen über den Sinn der Zeitkämpfe, veranlaßt durch die Nouvelles Lettres Provinciales, ou lettres écrites par un provincial à un de ses amis sur les affaires du temps. Paris 1825. [In dieser Ausgabe: Nouvelles lettres provinciales].

Börnes Beitrag für den Geächteten:

1834

Rettung.

Börner Beiträge für den Réformateur:

1835

La guerre des paysans.

De l'Allemagne.
Scènes de moeurs et de caractères.

Inhalt der Balance:

1836

Nr. 1, Januar:	Introduction.
	Béranger et Uhland.
	Gallophobie de M. Menzel.
Nr. 2, März:	Les chants du crépuscule.
	Wally la sceptique.

Erstdrucke in den Nachgelassenen Schriften:

Die in den Bänden 1–6 publizierten Briefauszüge werden nicht aufgeführt.

Band 1:

Nous le sommes tous, ou l'égoisme, par Pigault-Lebrun.
Ferienreise eines deutschen Journalisten.
Mein Wanderbuch am Rhein.

Band 2:

Gespräche im Museum.
An die Redaktion der Neckarzeitung.
Von einem Notizblatte.
Tagebuch 1817.
Geschichte meiner Gefangenschaft 1820.
Geschichte des preußischen Staates 1820.

Band 4:

Die zwecklose Gesellschaft in Breslau.
Tagebuch 1828–1829.
Der Jude Shylock im Kaufmann von Venedig.
Vertrauliche Briefe.
Männertränen.
Der Wochenmarkt zu St. Brice.
Der Spion.
Justus Völkleins Brunnenbuch.
Der schwarze Bär.
Tischgespräch.
Frankierter Brief an die zwecklose Gesellschaft in Breslau.
Die Sylvesternacht eines alten Herzens.

Don Alonzo.
Goethes Diwan.
Geschichte der Deutschen.
Die Bourbons.
Zensur.
Der achte Band.
Deutscher Sold.
Die geheime Polizei.
Aphorismen.

Band 5:

Antikritische Belustigungen an den reizenden Ufern des Zürcher Sees.

Band 6:

Die Polen in der Schweiz.
Spaziergänge eines Wiener Poeten.
Rettung.
Fragoletta.
Volupté, par Sainte-Beuve.
Hamann.
Rousseau, Juge de Jean-Jacques.
Paris, den 5. Dezember 1834.
Des alten Buches zweiter Teil.
Herr von Raumer in England und seine Genossen in Deutschland.
Altes und junges Deutschland.
Goethianer.
Reisen.
Grangeneuve par H. de Latouche.
Jocelyn. Episode.
Mélanges.
La Diète de Franfort et M. Heine.
Aphorismes.
Lettre de M. Heine.

Briefsammlungen, Biographien und Zeitschriften mit Briefen von und an Börne

Brockhaus, Heinrich Eduard. Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken. Bd. 2, Leipzig 1872.
Briefe an Cotta. Hgb. von Herbert Schiller. Bd. 2. Das Zeitalter der Restauration 1815–1832. Stuttgart/Berlin 1927.

Dorow. Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur. Bd. 5, Berlin 1841.

Geiger, Ludwig. Ludwig Börne 70 Jahre nach seinem Tode. In: Nord und Süd. Eine deutsche Monatsschrift, Heft 359, 1907.

Geiger, Ludwig. Das Junge Deutschland. Studien und Mitteilungen. Berlin 1907.

Gutzkow, Karl. Gesammelte Werke Bd. 12: Börnes Leben. 3. Aufl. Jena o. J.

Briefe des jungen Börne an Henriette Herz. Leipzig 1861.

Briefwechsel des jungen Börne und der Henriette Herz. Hgb. von Ludwig Geiger, Oldenburg/Leipzig 1905.

Holzmann, Michael. Ludwig Börne. Sein Leben und sein Wirken. Berlin 1888.

Holzmann, Michael. Aus dem Lager der Goethe-Gegner. Mit einem Anhange: Ungedrucktes von und an Börne. Berlin 1904. In: Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, 3. Folge, Nr. 9.

Houben, H. H. Jungdeutscher Sturm und Drang. Ergebnisse und Studien, S. 107–116, Leipzig 1911.

Proelss, Johannes. Johann Friedrich Cotta und Börne. In: Das Junge Deutschland. Ein Buch deutscher Geistesgeschichte. Stuttgart 1892.

Briefe der Frau Jeanette Strauss-Wohl an Börne. Hgb. von E. Mentzel, Berlin 1907.

Briefe an Wolfgang Menzel. Hgb. von H. Meissner und E. Schmidt. Berlin 1908.

Telegraph für Deutschland: Ungedrucktes von Ludwig Börne (Aus Briefen an Friedrich Murhard), Nr. 169/170, 1839.

Telegraph für Deutschland: Ein ungedruckter Brief Börnes. Nr. 92, 1842.

Ludwig Börnes französische Schriften und Nachtrag. Bd. 17, Leipzig 1847.

Westermanns illustrierte Monatshefte. Bd. 50, S. 489 f. April–Sept. Braunschweig 1881.

Wolbe, Eugen. Spaziergänge im Reiche des Autographen. Berlin 1925.

Editionsprobleme

Geiger, Ludwig. Die Ausgabe von Börnes Schriften und die Herstellung einer neuen Edition. In: Das Junge Deutschland. Studien und Mitteilungen. Berlin 1907.

Holzmann, Michael. Rezension von Börnes Gesammelten Schriften, Max Hesse, Leipzig 1899. In: Euphorion 7, 1900, S. 358 ff.

Zur allgemeinen Zeit-, Literatur- und Geistesgeschichte

Die unter diesem Titel aufgeführten Werke sind zum Teil für das Nachwort zum dritten Band dieser Ausgabe benützt worden. In den mit * bezeichneten Werken wird Börne namentlich erwähnt.

Alker, Ernst. Die deutsche Literatur im 19. Jhdt. (1832–1914), Stuttgart 1949/50, 2. Aufl. 1961.
Anekdota zur neuesten deutschen Philosophie und Publizistik (Hgb. v. Arnold Ruge und Bruno Bauer), Zürich, Winterthur 1843. [Mit einer unedierten Jugendschrift Fichtes].
Aulard, A. Fr. Politische Geschichte der Französischen Revolution. Deutsch v. Friedr. von Oppeln. München/Leipzig 1924.
Baumann, Kurt. Das Hambacher Fest. Männer und Ideen. Unter Mitarbeit v. Anton Doll, Helmut Renner, Helmut Scheidt, Erich Schneider u. Edgar Süss, Speyer 1957.
Boehn, Max von. Biedermeier. Deutschland von 1815–1847. Berlin o. J.*
Bouglé, Célestin. L'œuvre de Henri de Saint-Simon. Textes choisis avec une introduction par C. B., Paris 1925.
Brandes, Georg. Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts. 6. Bd. Das Junge Deutschland. Deutsch: Leipzig 1897*.
Demetz, Peter. Marx, Engels und die Dichter. Zur Grundlagenforschung des Marxismus. Stuttgart 1959*.
Fechter, Paul. Dichtung und Journalismus. In: Weltliteratur der Gegenwart, Bd. Deutschland, Tl. 2, hgb. v. Ludwig Marcuse. Leipzig 1924*.
Federici, Federico. Der deutsche Liberalismus. Die Entwicklung einer politischen Idee von Immanuel Kant bis Thomas Mann. Zürich 1946.
Fichte, Johann Gottlieb. Reden an die deutsche Nation. Mit Einleitung hgb. v. Immanuel Hermann Fichte, Leipzig 1871.
Gervinus, G. G. Geschichte der poetischen National-Literatur. 5. Tl. Leipzig 1844*.
Godwin, William. Das Eigentum. Aus dem Engl. übersetzt von Max Bahrfeld. Mit einer Einleitung von Georg Adler. Leipzig 1904.

Görres, Josef. Rheinischer Merkur, 1. Bd. 1814, 2. Bd. 1815/1816, in: Gesammelte Schriften von J. G., Köln 1928, Bde. 6–11.

Görres, Josef. Teutschland und die Revolution. Coblenz 1819.

Görres, Josef. Europa und die Revolution. Stuttgart 1821. In: Gesammelte Schriften a. a. O. Köln 1829, Bd. 13.

Gottschall, Rudolf. Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Bd. 1 u. 2. Breslau 1855*.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich. Sämtliche Werke, hgb. v. Georg Lasson, Leipzig 1920–1931.
Philosophie der Weltgeschichte, Bd. 8/9, 1920.
Grundlinien der Philosophie des Rechts, 2. Aufl. Bd. 6, 1921.
Vorlesungen über die Ästhetik, Bd. 10a, 1931.

Houben, H. H. Der gefesselte Biedermeier. Leipzig 1924.

Ilse, L. Fr. Geschichte der politischen Untersuchungen, welche durch die neben der Bundesversammlung errichteten Kommissionen zu Mainz und der Bundeszentralbehörde zu Frankfurt in den Jahren 1819–1827 und 1833–1842 geführt worden sind. Frankfurt 1860.

Kalkschmidt, Eugen. Deutsche Freiheit und deutscher Witz. Hamburg 1928*.

Karpeles, Gustav. Geschichte der jüdischen Literatur. 6. Periode, Bd. 2, 4. Aufl. Graz 1963 [Nachdr. d. 2. Aufl. v. 1908]*.

Kierkegaard, Sören. Entweder – Oder. Dresden u. Leipzig 1842.

Kracauer, I. Geschichte der Judengasse in Frankfurt am Main. In: Festschrift des Philantropin. Frankfurt am Main 1904.

Kropotkin, Peter. Die Französische Revolution 1789–1793. Bd. 1 u. 2, einzig berechtigte Ausgabe v. Gustav Landauer, Leipzig 1909.

Kurz, H. Geschichte der deutschen Literatur. 7. Aufl. Bd. 3 [o. J. ca. 1869]*.

Meinecke, Friedrich. Weltbürgertum und Nationalstaat. Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates. 4. Aufl. München/Berlin 1917.

Meinecke, Friedrich. Goethes Mißvergnügen an der Geschichte. Sitzungsberichte der preuß. Akademie der Wissenschaften, philosoph.-hist. Klasse. Berlin 1933.

Menzel, Wolfgang. Deutsche Literatur. Bd. 1–4. Stuttgart 1827.

Menzel, Wolfgang. Die deutsche Literatur. Tl. 4 (Die neue Gallomanie). Stuttgart 1836*.

Metzger, Wilhelm. Gesellschaft, Recht und Staat in der Ethik des deutschen Idealismus. Aus dem Nachlaß hgb. von Ernst Bergmann. Heidelberg 1917.

Müller, Adam Heinrich v. Elemente der Staatskunst, hgb. v. Jakob Baxa. Jena 1922.
Mundt, Theodor. Friedrich Schlegels Geschichte der alten und neuen Literatur, bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Theodor Mundt. 6. Lieferung, 9. Vorlesung. Berlin 1842*.
Laube, Heinrich. Geschichte der deutschen Literatur IV. Stuttgart 1839/40*.
Lublinski, S. Literatur und Gesellschaft im 19. Jhdt. Bd. 3. Berlin 1900*.
Paine, Thomas. Rights of men. London 1937.
Prutz, Robert. Neue Schriften zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte. 2 Bde. Halle 1854*.
Robespierre, Maximilian. In: Reden, die die Welt bewegten, hgb. v. K. H. Peter. Stuttgart 1958.
Rousseau, Jean-Jacques. Staat und Gesellschaft. (Contrat social). Übersetzt u. kommentiert v. Kurt Weigand. München 1959.
Schleiermacher, Friedrich. Werke in 4 Bdn. Leipzig 1910–1913. Bd. 2: Entwürfe zu einem System der Sittenlehre. Hgb. u. eingeleitet v. Otto Braun, 1913. Bd. 4: Ästhetik, 1911.
Stein, Lorenz von. Geschichte der sozialen Bewegung. München 1921.
I. Der Begriff der Gesellschaft und die soziale Geschichte der Französischen Revolution.
II. Das Königtum, die Republik und die Souveränität der französischen Gesellschaft seit der Februarrevolution 1848.
III. Die industrielle Gesellschaft. Der Sozialismus und Kommunismus Frankreichs von 1830–1848.
Stern, Alfred. Geschichte Europas von 1815–1871. 1. Abteil. Bd. 1 u. 2. Berlin 1894–1901*.
Treitschke, Heinrich von. Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Bd. 3 u. 4., Leipzig 1885–1889*.
Valentin, Veit. Das Hambacher Nationalfest. Berlin 1932.
Walzel, Oskar. Die deutsche Dichtung seit Goethes Tod. Berlin 1919*.
Walzel, Oskar. Die deutsche Literatur von Goethes Tod bis zur Gegenwart. Berlin 1929*.

Zur Biographie

In chronologischer Reihenfolge von Börnes Leben.

Zeitlin, Leon. Ludwig Börne als Student der Kameralwissenschaften [Darin aus Börnes Nachlaß: Kann Viehzucht ohne

Ackerbau getrieben werden? 1808]. In: Volkswirtschaftl. und wirtschaftsgeschichtl. Abhandlungen, hgb. v. W. E. Biermann. Leipzig 1912.
Gartenlaube 1863, Nr. 38, S. 608 [Börnes Gesuch zur Aufnahme in die Loge vom Okt. 1808].
Gedenkbuch der Loge zur aufgehenden Morgenröte, Frankfurt am Main 1833 [Darin: Logenrede 1809, schon für L. Geiger im E. D. unzugänglich].
Belli-Gontard, M. Leben in Frankfurt am Main (X, 92) [Ankündigung von Börnes Namenswechsel, auch im Frankfurter Intelligenzblatt vom 17. April 1818].
Geiger, Ludwig. Börnes Namensänderung. In: Das Junge Deutschland. Studien und Mitteilungen. Berlin 1907.

Börne und die Schauspieler

Lewald, August. Memoiren eines Bankiers. Stuttgart 1836, S. 168 ff.
Dasselbe in: Mitternachtszeitung, Nr. 36 vom 3. März 1837.
Telegraph für Deutschland. Rezensionsschema, um einen Schauspieler auf ewig von der Bühne zu verbannen, nach L. Börne. Nr. 2 und 4, 1840.
Ludwig Börne als Dramaturg, von K. Gutzkow. In: Telegraph für Deutschland, Nr. 16/1840.
Blätter für Literarische Unterhaltung, Nr. 202 vom 20. Juli 1840.

Börne und die Frauen

Franzos, Karl Emil. Börne und die Frauen. In: Deutsche Dichtung, Bd. 9, S. 49 ff., Berlin 1890/1891.
Fürst, Julius. Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Berlin 1850.
Geiger, Ludwig. Die Briefe der Jeanette Wohl an Börne. In: Das Junge Deutschland. Studien und Mitteilungen. Berlin 1907.
Geiger, Ludwig. Börne und die Frauen. In: Frauenzukunft, Heft 3, 1910.
Kalisch, Ludwig. Pariser Leben. 2. Aufl. Mainz 1882. – Dasselbe in: Gartenlaube, Nr. 11, Jg. 1868: Die Freundin eines edlen Menschen.

Kühn, C. Jeanette Wohl, die Freundin Börnes. In: W. A. Ztg. Nr. 1909 u. 1911 vom 24. u. 26. Juni 1885.
Meissner, Alfred. Heinrich Heine. Erinnerungen. Hamburg 1856.
Schnapper-Arndt, G. Jeanette Strauss-Wohl und ihre Beziehungen zu Börne. In: Westermanns Monatshefte, Bd. 62, S. 46 ff. 1887. [Vgl. auch: Repertorium d. gesamten deutschen Literatur hgb. v. E. G. Gersdorf, XXV, 181 f.]
Mentzel, E. Briefe der Frau Jeanette Strauss-Wohl an Börne. Hgb. von E. Mentzel, Berlin 1907.

Zu Börnes Pensionierung:

Geiger, Ludwig. Börnes Pensionierung. In: Das Junge Deutschland. Studien und Mitteilungen. Berlin 1907.
Saphir, Moritz G. In: Deutscher Horizont Nr. 6/7 v. 10. Jan. 1832.
Simrock, Karl. In: Der Freimütige, Nr. 17 v. 24. Jan. 1832
Berliner Conversationsblatt v. 2. Febr. 1832.

Zu den letzten Lebensjahren:

Mundt, Theodor: Literarischer Zodiacus, Jg. 1835, S. 13 ff.
Spazier, Otto. In: Ost und West, S. 211 ff. Stuttgart 1835.
Zeitung für die elegante Welt, Nr. 83 vom 28. April 1835: Cor respondenz. Aus Paris: Heine-Börne-Depping.
Morgenblatt für gebildete Stände, Nr. 141–145 vom 13.–18. Juni 1835.
Zeitung für die elegante Welt, Nr. 113 vom 11. Juni 1836. Notizen: Lewald über Börne.
Zeitung für die elegante Welt, Nr. 224 vom 14. Nov. 1836: Correspondenz. Aus Paris.
Mitternachtszeitung, Nr. 199 vom 8. Dez. 1836.
Skizzen aus Börnes Leben (S. J. Cohn). In: Argus, Nr. 50 vom 29. März, Hamburg 1837.
[Doktor Stiefel, Justizamtssekretär in Altenkirchen bei Coblenz: Berichtigung von Cohns Artikel] In: Argus, Nr. 79, 1837.
Frankfurter Telegraph, Nr. 23–27, 1837. Ludwig Börne in den letzten Monaten seines Lebens [Beurmann].
Rothe, Eduard. Ein unbekannter Freund von Heine und Börne [Hermann Wolfrum]. In: Die Gegenwart, Nr. 15 vom 15. April 1899.

Zu Börnes Tod, Testament etc.:

Zeitung für die elegante Welt, Nr. 42 vom 28. Febr. 1837.
Der Gesellschafter, Nr. 35 vom 3. März 1837.
Zeitung für die elegante Welt, Nr. 45 vom 4. März 1837.
Kasselsche Allgemeine Zeitung, Beiblatt Nr. 6 und 8 vom 4. und 23. März 1837, (Dingelstedt).
Morgenblatt für gebildete Stände, Nr. 59 vom 10. März 1837.
Frankfurter Telegraph, Nr. 24, Jg. 1837.
Mitternachtszeitung, Nr. 33, 36 u. 38, Jg. 1837.
Gedenkbuch zur 4. Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst, begangen in Frankfurt am Main 1840, S. 189 ff.: Mitteilungen aus Börnes Nachlaß.
Blätter für literarische Unterhaltung, Nr. 238 vom 26. Aug. 1842 [Über Börnes Grabmal].
Frankfurter Zeitung, Nr. 125 B vom 5. Mai 1886 [Börnes Testament].
Gartenlaube, Nr. 3, S. 55 ff., Jg. 1871 [Über Conrad Ullrich].

Börne in Memoiren, Tagebüchern, Erinnerungen, Briefen

Adrian, Johann Valentin. Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1840.
Baechtold, Jacob. Gottfried Kellers Leben, seine Briefe und Tagebücher. Bd. 1, S. 217 f., Berlin 1894.
Bauernfeld, Eduard. Erinnerungen aus Altwien. Neu hgb. von Josef Bindtner. Wien 1923.
Beer, Michael. Briefwechsel mit Immermann. Leipzig 1837.
Beurmann, Eduard. Frankfurter Bilder. Mainz 1835.
Beurmann, Eduard. Ludwig Börne als Charakter und in der Literatur. Frankfurt am Main 1837.
Brunold, F. [August Ferdinand Meyer] Literarische Erinnerungen, Bd. 1, Zofingen und Leipzig 1896.
Burckhardt, Jacob. Briefe, Bd. 2, hgb. von Max Burckhardt, Basel 1952.
Fürst, Julius. Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Hgb. von J. F., Berlin 1850.
Gans, Eduard. Rückblicke auf Personen und Zustände. Berlin 1836.
Geiger, Ludwig. Therese Huber 1764–1829. Leben und Briefe einer deutschen Frau. Stuttgart 1901.
Gentz, Friedrich. Briefe von Gentz an Pilat. Ein Beitrag zur Geschichte Deutschlands im 19. Jhdt. Hgb. von Karl Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig 1868.

Gentz, Friedrich. Tagebücher von F. v. G. Aus dem Nachlaß von Varnhagen von Ense. Leipzig 1861.
Glasbrenner, Adolf. Bilder und Träume aus Wien. Bd. 1, S. 35. Leipzig 1836.
Grillparzer, Franz. Grillparzers sämtliche Werke, hgb. von August Sauer, Bd. 18/19. [Selbstbiographie und Tagebuch]. Stuttgart o. J.
Gutzkow, Karl. Vergangenheit und Gegenwart. In: Jahrbuch der Literatur. 1. Jg., Hamburg 1839.
Gutzkow, Karl. Karl Gutzkows ausgewählte Werke. 12 Bde. Hgb. von H. H. Houben. Bd. 11 u. 12: Lebenserinnerungen. Leipzig o. J.
Hebbel, Friedrich. Sämtliche Werke, 3. Abt. (Briefe) Bd. 1, S. 137. Berlin 1904.
Heine, Heinrich. Briefe. Erste Gesamtausgabe von Friedr. Hirth, 6 Bde.; Bd. 1–3: Briefe, Bd. 4–6: Kommentare. Mainz 1950 ff.
Hensel, Sebastian. Die Familie Mendelssohn 1729–1847. Gekürzt u. bearb. von K. A. Horst. Freiburg/München 1959.
Hiller, Ferdinand. Briefe an eine Ungenannte. Köln 1877.
Hitzig, Julius Eduard. Über belletristische Schriftstellerei als Lebensberuf., S. 19. Berlin 1838.
Holtei, Karl von. Vierzig Jahre. V, 53 ff. Breslau 1845.
Holtei, Karl von. Dreihundert Briefe. I/39 f.
Keller, Gottfried. Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher, dargestellt und hgb. von Emil Ermatinger. Bd. 1 u. 2. Berlin 1919.
Kolloff, Eduard. Erinnerungen an Börne. [Anonym erschienen] in: Telegraph für Deutschland 1838, Nr. 98–103.
Kolloff, Eduard. Dasselbe in: Jahrbuch für Literatur 1839: Börne in Paris.
Kürnberger, Ferdinand. An S. Engländer. In: Die Zeit, Wiener Wochenschrift etc., Bd. 34/35, S. 19.
List, Friedrich. Schriften/Reden/Briefe, Bd. I/III/VIII, Berlin 1933.
Meissner, Alfred. Heinrich Heine. Erinnerungen. Hamburg 1856.
Meissner, Alfred. Geschichte meines Lebens. Bd. 2/138 f. Wien 1884.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix. Reisebriefe aus den Jahren 1830–1832. Hgb. v. Paul Mendelssohn-Bartholdy. 6. Aufl. Leipzig 1864.
Prokesch von Osten. Aus den Tagebüchern des Grafen P. v. O. Wien 1909.

Raumer, Friedrich von. Lebenserinnerungen und Briefwechsel II, S. 349 u. 351, 1861.

Ruge, Arnold. Briefwechsel und Tagebücher aus den Jahren 1825–1880. Hgb. von Paul Nerrlich. 2 Bde. Berlin 1886.

Saphir, Moritz G. Dumme Briefe, Bilder und Chargen, Zypressen, Literatur- und Humoralbriefe. S. 130 f. München 1834.

Saphir, Moritz G. Ein Grab und ein Bett in Paris. Besuch bei Börne und Heine. In: Pariser Briefe über Leben, Kunst und Gesellschaft und Industrie zur Zeit der Weltausstellung im Jahre 1855. S. 224 ff. Pest/Wien/Leipzig 1856.

Schack, Graf Friedrich von. Ein halbes Jahrhundert. Bd. 1/52 f. Stuttgart 1888.

Schleiermacher, Friedrich. Aus Schleiermachers Leben in Briefen. Bd. 2. Berlin 1860.

Schott, Siegmund. Erinnerung an Börne. Frankfurt 1877.

Seybold, L. F. G. Erinnerungen aus Paris 1831. [Anonym erschienen.] Stuttgart 1832.

Traxel, August. Briefe aus Frankreich oder: Das neue Frankreich und das neue Belgien. Ein Zeit- und Sittengemälde. Köln 1833.

Traxel, August. Memoiren eines Flüchtlings oder: Kontinentalchiaroscurgemälde. Stuttgart 1835.

Troxler, Ignaz Paul Vital. Der Briefwechsel zwischen I. P. V. Troxler und Karl August Varnhagen von Ense 1815–1858. Veröffentl. und eingel. durch Iduna Belke. Aarau 1953.

Varnhagen, Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Bd. 2/S. 576. Berlin 1834.

Varnhagen von Ense, Karl August. Blätter aus der preußischen Geschichte, hgb. von Ludmilla Assing. Bd. 5. Leipzig 1869.

Varnhagen von Ense, Karl August. Tagebücher, hgb. von Ludmilla Assing. Bd. 1, 2, 5, 8, 10, 13. Leipzig, Zürich, Hamburg 1863–1870.

Zschokke, Heinrich. Eine Selbstschau. S. 279, 316, 323 f. 2. Aufl. 1. Tl. Aarau 1842.

Zeitgenössisches Echo in Presse und Einzelschriften

Geordnet nach den Daten der Veröffentlichung

Zur zweiten Lieferung der Wage:

Literaturblatt zum Morgenblatt, Nr. 104 vom 12. Dez. 1820: Die Wage [Adolph Müllner].

Literaturblatt zum Morgenblatt, Nr. 35 vom 1. Mai 1821: Genugtuung [Adolph Müllner].

Zu den Gesammelten Schriften, Teil 1–7:

Blätter für literarische Unterhaltung vom 19. Jan. 1829 [Kritik der Ankündigung der Gesammelten Schriften durch den „Philister mit der Hausnummer funfzig"].
Intelligenzblatt zum Mitternachtsblatt 1829, Nr. 4, Maltitz: Sendschreiben eines grauen Wanderers namens Gelasius Grabe an Dr. Börne.
Iris, Nr. 65, 66 und 68, Jg. 1829.
Berliner Schnellpost. Beiwagen für Kritik und Antikritik vom 11. Juni 1829 (Dr. Julius Sobernheim).
Wegweiser zur Dresdener Abendzeitung (Gustav Sellen), 1829, Nr. 63 zu Teil 1–4; 1830: Nr. 21 zu Teil 5–7.
Zeitung für die elegante Welt, Nr. 142 vom 23. Juli 1829 zu Teil 1–4; Nr. 1, 1830 zu Teil 5–6.
Der Gesellschafter, 1829, Nr. 104 zu Teil 1–4; Nr. 199 zu Teil 5 und 6; Nr. 207 zu Teil 7.
Berliner Conversationsblatt, 1829, Nr. 168–171 zu Teil 1–4.
Blätter für literarische Unterhaltung, 1829, Nr. 216 und 217; Nr. 300 und 301.
Literaturblatt zum Morgenblatt (W. Menzel), Nr. 11 und 12 vom 20. Januar und 1. Februar 1830.
Mitternachtszeitung, 1830, Nr. 39 vom 25. Febr. zu Teil 1–4.
Der Freimütige, 1830, Nr. 42 vom 27. Febr.: Ludwig Börne.
Ergänzungsblätter zur Halleschen Allgemeinen Literaturzeitung, Nr. 65, Juni 1830 zu Teil 1–6.
Jenaische Allgemeine Zeitung, Nr. 200, Okt. 1830, Gez.: A. Z.
Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik (Wilhelm Neumann), Nr. 11 und 12, Okt. 1830.

Zu den Gesammelten Schriften, Teil 8 (Sodener Tagebuch):

Komet, Nr. 33–36 vom 27. Febr. bis 1. März 1832.
Mitternachtszeitung, Nr. 58 vom 10. April; Nr. 163 und 167 vom 11. und 18. Okt. 1832.
Kritische Blätter der Börsenhalle, Nr. 94 vom 16. April 1832.
Der Freimütige (W. Albrecht), 27. April 1832: Börne contra Goethe.
Literaturblatt (W. Menzel), Nr. 52 vom 18. Mai 1832.

Blätter für literarische Unterhaltung (F. G. Kühne), Nr. 214 und 215 vom 1. und 2. Aug. 1832.
Deutscher Horizont (M. G. Saphir), Nr. 143–145 vom 6.–9. Sept. 1832.

Zu den Briefen aus Paris, 1. Lieferung:

Der Freimütige, Nr. 185 vom 22. Sept. 1831; Nr. 1 u. 2 vom 2. u. 3. Jan. 1832: Karl Simrock, Sonette an Börne.
Meyer, Eduard. Gegen Ludwig Börne, den wahrheit-, recht- und ehrvergessenen Briefsteller aus Paris, von Dr. Meyer. Altona, gedruckt bei Hammerich und Lesser 1831.
Wurm, Chr. F. In: Literarische und kritische Blätter der Börsenhalle, Nr. 72 vom 14. Nov. 1831 [Auch in der Münchner politischen Zeitung].
Literaturblatt Nr. 121 und 122 vom 28. Nov. und 2. Dez. 1831 (Wolfgang Menzel).
Haering, G. Wilhelm. In: Blätter für literarische Unterhaltung, Nr. 332 vom 28. Nov. 1831; Nr. 335 und 336 vom 1. und 2. Dez. 1831.
Neckarzeitung [F. R. Seybold?]. Anfang Dez. 1831.
Allgemeine Schweizer Zeitung, Bern, vom 2. Dez. (Literärische Notiz); vom 5. Dez. (Börnes Briefe aus Paris) und vom 16. Dez. (Noch ein Urteil über Börnes Briefe) 1831.
Le Temps vom 12. Dez. 1831, S. 3, [Verbot der Briefe aus Paris in Deutschland].
Neue Zeitschwingen, Hanau, Nr. 15 vom 13. Dez. 1831: Börne, Berlin und Willibald Alexis (Herold).
Haering, G. Wilhelm. In: Blätter für literarische Unterhaltung, Nr. 350 vom 16. Dez. 1831.
Zeitschwingen. Offenbach, 16. Dez. 1831.
Morgenblatt für gebildete Stände, Nr. 301–308 vom 17.–26. Dez. 1831. Anonym [Ludwig Robert]: Neueste Briefe eines Verstorbenen.
Le Constitutionnel vom 18. Dez. 1831 [Verbot und Beschlagnahme der Briefe aus Paris in Hamburg].
Neue Zeitschwingen, Hanau, Nr. 24 vom 31. Dez. 1831: Ein Frankfurter Bürger.
Deutsche Allgemeine Zeitung Nr. 164 [Ende 1831], (Mebold).
Wurm, Chr. F. In: Literarische und kritische Blätter der Börsenhalle, Nr. 77 vom 19. Dez. 1831: Nürnberger Arbeit.
Didaskalia vom 20. Dez. 1831: Brief einer Friedbergerin.

Wurm, Chr. F. In: Literarische und kritische Blätter der Börsenhalle, Nr. 78 vom 26. Dez. 1831: Wie man sich täuschen kann.

Stuttgarter Privilegierte Zeitung (Ende Dez. 1831).

Literatur- und Kunstblatt zu: Unser Planet, Nr. 5–17 vom 6.–20. Jan. 1832.

Deutsche Allgemeine Zeitung Nr. 197 vom 9. Jan. 1832 [Briefwechsel Wurm–Mebold].

Deutsche Allgemeine Zeitung Nr. 198 vom 10. Jan. 1832 (Pitschaft: Rhapsodien, veranlaßt durch Herrn Börnes Briefe).

Deutsche Allgemeine Zeitung, Nr. 199 vom 11. Jan. 1832: Noch eine Erklärung betreffs der Börneschen Briefe. An Herrn Dr. Wurm in Hamburg. (Dr. Schott).

Deutsche Allgemeine Zeitung. Jg. 1832, Nr. 203 vom 15. Jan. 1832 (Auch ein Wort für Börne); Nr. 204 (Korrespondenzbericht aus Paris).

Deutsche Tribüne, Nr. 16 vom 19. Jan. 1832. August Wirth: Über Börnes Briefe und deren Aufnahme in Deutschland.

Wurm, Chr. F. In: Literarische und kritische Blätter der Börsenhalle, Nr. 82 vom 23. Jan. 1832: Börne zum letzten Mal.

Zeitung für die elegante Welt, [H. Laube?], Nr. 22 und 31 vom 31. Jan. und 13. Febr. 1832.

Wegweiser zur Dresdener Abendzeitung. (Eratophilos-Rezensent), Nr. 10 vom 4. Febr. 1832.

Hanauer Zeitung, Beilage zu Nr. 43 vom 12. Febr. 1832. (Friedrich Wilhelm Carové: Über Börnes Briefe aus Paris).

Riesser, Gabriel. Börne und die Juden. Ein Wort der Erwiderung auf die Flugschrift des Hrn. Dr. Ed. Meyer gegen Börne. Altenburg 1832.

Der Komet, Literarische Beilage, Nr. 7–14 vom 17. Febr. bis 6. April 1832 (F. Stolle).

Deutscher Horizont vom 28. Febr. 1832 (M. G. Saphir): Börne, die Juden, der Erzengel Gabriel und ein drolliger Doktor aus Altona.

Mitternachtszeitung, Nr. 73–76 vom 7.–11. Mai 1832 (Anonymus).

Der Freimütige, Nr. 143 vom 20. Juli 1832.

Der Gesellschafter, Nr. 116 vom 20. Juli 1832.

Literarisches Notizenblatt zur Dresdner Abendzeitung: Stimmen aus England etc. in: Nr. 51 u. 52 vom 26. u. 29. Sept. 1832.

Der Gesellschafter, Nr. 166 vom 15. Okt. 1834 (H. Schiff: Glossen über 6 Novellen).

Foreign Quarterly Review, 10. Bd. 1832.
Dasselbe in: Blätter für literarische Unterhaltung, Nr. 300 vom 26. Okt. 1832.
Meyer, Eduard. Nachträge zu der Beurteilung der Börneschen Briefe aus Paris von Eduard Meyer, Dr., Altona 1832.

Zur 2. und 3. Lieferung der Briefe aus Paris:

Unser Planet, Nr. 4 vom 4. Jan. 1833 (F. Stolle).
Literaturblatt zum Morgenblatt, Nr. 4 vom 9. Jan. 1833 (Wolfgang Menzel).
Gazette de France vom 19. [?] Jan. 1833.
Münchner politische Zeitung vom 22. Jan. 1833.
Literarische und kritische Blätter der Börsenhalle, Nr. 135 vom 28. Jan. 1833.
Wolff, O. L. B. Die schöne Literatur Europas in der neuesten Zeit, dargestellt nach ihren neuesten Erscheinungen, Leipzig 1832 (Vgl. Lit.Bl. zum Morgenbl. Nr. 11 vom 28. Jan. 1833).
Zeitung für die elegante Welt, Nr. 27, 32, 37 vom 7., 14., 21. Febr. 1833 (H. Laube).
Der Gesellschafter (Willibald Alexis), Bemerker Nr. 4, Beiblatt zum 28. Blatte des Gesellschafters vom 18. Febr. 1833.
Blätter für literarische Unterhaltung, Nr. 161 und 163 vom 11. und 12. Juni 1833.
Der Gesellschafter, Nr. 169 vom 23. Okt. 1833 (J. Sobernheim).
Zeitung für die elegante Welt, Nr. 243 vom 12. Dez. 1833 (H. Laube).
Der Geächtete, Band I, Heft 3, Paris 1834 (Brief von O. L. B. Wolff, mit Erwiderung von Börne abgedruckt).
Zeitung für die elegante Welt, Nr. 1 und 6 vom 2. und 9. Jan. 1834; Nr. 160 vom 17. Aug. 1836 (Gustav Schlesier).
Blätter für literarische Unterhaltung, Nr. 66 und 67 vom 7. und 8. März 1834.
Mitternachtszeitung, Nr. 68 vom 25. April 1834 (Börniana 1).
Unser Planet, Nr. 85 vom 8. Apr. 1836 (Eduard v. Hagen).

Zur französischen Ausgabe der 1. Lieferung der Briefe aus Paris:

Nouvelle Revue Germanique IX, Dez. 1831: Lettres de Paris par Boerne (Willm).
Journal des Débats vom 12. Jan. 1832.
National vom 12. März 1832 (Sainte-Beuve).

Revue de Paris. Bd. 10, 29. Jan. 1832.
Le Temps vom 9. und 14. März 1832.
Messager des chambres vom 24. März 1832.
Revue de Paris vom 25. März 1832.

Varia zu den Briefen aus Paris:

Anonym [Julius Campe]: Schillers politisches Vermächtnis. Ein Seitenstück zu Börnes Briefen aus Paris. Hamburg 1832.
Franke, V. von. Der Narr in der Stadt Berlin zu Leipzig oder B. Keim an die Freunde Börnes. Melzer, Leipzig 1833.
Aus Metternichs Nachgelassenen Papieren. Bd. 5, S. 545 (Tagebucheintragung der Fürstin Melanie von Metternich vom 26. Jan. 1834).
Meyer, E. In: Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst. 1839, S. 615 ff.

Zur Revolutionsgeschichte

Mitternachtszeitung, Nr. 62 vom 18. April 1837.
Telegraph für Deutschland Nr. 94 u. 97, Juni 1838 [zum Projekt der Revolutionsgeschichte].
Dresch, Joseph. Louis Boerne, Historien de la Révolution Française. In: Etudes germaniques. Lyon/Paris 1950. [Zur Vorbereitung der ersten Edition der Revolutionsgeschichte].

Zur Lamennais-Übersetzung

Der Freimütige, Nr. 37 vom 20. Febr. 1835.
Unser Planet, Nr. 127 vom 27. Mai 1836.
Zeitung für die elegante Welt, Nr. 67 vom 7. April 1837.
Mundt, Theodor. Spaziergänge und Weltfahrten. 1838 I., S. 289 f.
Telegraph für Deutschland, Nr. 100, S. 797 ff. Juni 1838.

Zur Balance

Zeitung für die elegante Welt, Nr. 25 u. 26, Nr. 96–98, Febr. u. Mai 1836. Victor Lenz (August von Traxel).
Dresdener Abendzeitung, Nr. 36, 55, 60, 76 u. 146 vom Febr., März u. Juni 1836 (gez.: V. L. evt. A. Traxel).

Literarische und kritische Blätter der Börsenhalle, Nr. 1166–1168 vom 27., 29. Febr. u. 2. März 1836.
Blätter für literarische Unterhaltung, Nr. 78–80 vom 18.–20. März 1836: Börne als Vermittler zwischen Frankreich und Deutschland.
Mitternachtszeitung, Nr. 41, 51, 71, 89 u. 165 vom März, April, Mai u. Okt. 1836.
Unser Planet, Nr. 91 u. 115 vom 15. April und 13. Mai 1836 (Julius Seidlitz): Börne und die Brockhaus'schen literarischen Unterhaltungsblätter.
Außerordentliche Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 190–192 vom 26. u. 27. April 1836: Wechselverhältnis zwischen Frankreich und Deutschland und Börnes Balance.
Der Hochwächter, Nr. 54 u. 56 vom 7. u. 14. Juni 1836.

Zu Menzel der Franzosenfresser

Der Gesellschafter, Nr. 22 vom 8. Febr. 1837.
Blätter für literarische Unterhaltung, Nr. 49 u. 50 vom 18. u. 19. Febr. 1837.
Literarische und kritische Blätter der Börsenhalle, Nr. 1333 vom 22. März 1837.
Mitternachtszeitung, Nr. 53 vom 3. April 1837.

Börne und Heine

Schlesinger. Heine, Börne und – Hamlet. Eine Parallele als Versuch zur Lösung eines psychologischen Problems. In: Gesellschafter, Jg. 1833, Nr. 64/65.
Phönix. (O. L. B. Wolff). Nr. 115 vom 16. Mai 1835. Auch in: Briefe, geschrieben auf einer Reise längs dem Niederrhein. Leipzig 1836.
Réformateur. 30./31. Mai 1835. Auch in: Das Ausland, Nr. 177 vom 26. Junius 1835.
Zeitung für die elegante Welt. (K.: Börne gegen Heine), Nr. 117 vom 18. Juni 1835.
Der Hochwächter. Literarisch-kosmopolitische Beiblätter der Constanzer Staatsbürgerzeitung, Nr. 57 u. 66 vom 16. Juli u. 17. August 1835.
Gutzkow, Karl. Börne gegen Heine. In: Literaturblatt z. Phönix, Frühlingszeitung für Deutschland, hgb. von E. Duller, Nr. 25 vom 27. Juni 1835.

Blätter für literarische Unterhaltung (Börne über Heine). Nr. 217–220 vom 5.–8. August 1835.
Der Freimütige (A. Rebenstein). Nr. 192 vom 26. Sept. 1835.
Der Gesellschafter. Nr. 176–183 vom 2.–14. Nov. 1835.
Unser Planet. (B. v. L.). Nr. 175 u. 181 vom 22. u. 29. Juli 1836.
Gutzkow, Karl. Vorrede zu: Börnes Leben von Karl Gutzkow. Auch in: Telegraph für Deutschland Nr. 137/138, 10. Aug. 1840.
Zeitung für die elegante Welt, Nr. 195/196 vom 5./6. Okt. 1840 [Duellaffäre Heine–Strauss].
Die Posaune. Nr. 105: Heinrich Heine über Ludwig Börne. Von K. Goedecke. 1840.
Zeitung für die elegante Welt: Heine und Börne. Bruchstück aus einem Tagebuch. Nr. 219 vom 7. Nov. 1840.
Literaturblatt zum Morgenblatt für gebildete Stände. (Rezension von Börnes Urteil über Heinrich Heine). Nr. 121, 30. Nov. 1840.
Allgemeine Theaterzeitung. Nr. 183 Heinrich Heine: Vorläufige Erklärung. 1841.
Allgemeine Theaterzeitung Nr. 187, 198, 222: G. Riesser: Erwiderung, 1841.
Athenaeum. Ludwig Eichler: Herr Ludwig Rellstab als Sittenrichter der jüngeren deutschen Schriftstellerwelt. Nr. 38, 1841.
Frankfurter Conversationsblatt. Nr. 284 vom 14. Okt. 1847: Robert Prutz: Börne und Heine.

Wolfgang Menzel über Börne im Literaturblatt zum Morgenblatt:

1830:

Nr. 11 und 12 vom 20. Jan. und 1. Febr.: Besprechung der Gesammelten Schriften.

1831:

Nr. 79 vom 3. August: Besprechung von Heines Reisebildern.
Nr. 121 und 122 vom 28. Nov. und 2. Dez.: Besprechung der Briefe aus Paris 1830–1831.
Nr. 129 vom 19. Dez.: Besprechung von Wilhelm Müllers Vermischten Schriften.

1832:

Nr. 2 vom 4. Jan.: Epigramme, Nr. 134–137 u. 142.

Nr. 52 vom 18. Mai: Besprechung von Gesammelte Schriften Teil 8.

1833:

Nr. 4 vom 9. Jan.: Besprechung der Briefe aus Paris 1831–1832.

1835:

Nr. 115 vom 11. Nov.: Streitschriften. [Im Anschluß a. d. Besprechung von Gutzkows Wally die Zweiflerin in Nr. 93 u. 94.]

1836:

Nr. 37 vom 11. April: Herr Börne und der deutsche Patriotismus.

1840:

Nr. 121 vom 30. Nov.: Besprechung von: Ludwig Börnes Urteil über Heinrich Heine.

Börne und das Junge Deutschland in der zeitgenössischen Presse und Literatur:

Literarischer Zodiacus, Jan. 1835, S. 70 ff. Theodor Mundt: Über Bewegungsparteien in der Literatur.

Mecklenburgische Blätter 1835. Victor Aimé Huber: Das Junge Deutschland und das alte Mecklenburg.

Mecklenburgische Blätter 1835. Victor Aimé Huber: Für und wider die plattdeutsche Sprache.

Zeitung für die elegante Welt vom 14. August 1835, F. G. Kühne: Faust und kein Ende.

Der Hochwächter, Nr. 89 vom 5. Nov. 1835.

Kühne, F. G.: Eine Quarantaine im Irrenhause. S. 173 ff. Leipzig 1835.

Der Freihafen. 1840. Theodor Mundt: Heine, Börne und das sogenannte Junge Deutschland. Bruchstücke. Vgl. Theodor Mundt: Geschichte der Literatur der Gegenwart, 2. Aufl. S. 610 f.

Neue freie Presse. Nr. 3153 vom 4. Juni 1873. Karl Gutzkow: Wolfgang Menzel und das Junge Deutschland.

Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte. L/297, S. 310 ff. (H. Steinthal).

Karpeles, G. Vom Jungen Deutschland. In: Über Land und Meer, 57. Bd., Nr. 14, S. 275.

Gesamtdarstellungen

Blos, W. Ludwig Börne. In: Die Neue Zeit. (S. 264 ff., S. 327 ff.) Berlin, Jg. 1886.

Bock, Helmut. Ludwig Börne. Vom Ghettojuden zum Nationalschriftsteller. Berlin 1962.

Bölsche, K. Ludwig Börne. In: Männer des Volks. Bd. 8. 1850.

Carrière, Moritz. Börne. In: Allgemeine deutsche Biographie. Bd. 3, Leipzig 1876.

Gutzkow, Karl. Börnes Leben. In: Gesammelte Werke. Jena o. J. 1. Aufl. Hamburg 1840. 2. vermehrte Aufl. Hamburg 1845.

Holzmann, Michael. Ludwig Börne. Sein Leben und sein Wirken nach den Quellen dargestellt. Berlin 1888.

Jung, Alexander. Charaktere, Charakteristiken und Vermischte Schriften. Bd. 1, S. 35 ff. Königsberg 1848.

Kuh, Anton. Börne, der Zeitgenosse. Leipzig/Wien 1922.

Laserstein, Botho. Ludwig Börne oder die Überwindung des Judentums. Wien 1931.

Leschnitzer, F. Ludwig Börne. In: Das Wort, 2. Jg. 1937.

Marcuse, Ludwig. Revolutionär und Patriot. Das Leben Ludwig Börnes. Leipzig 1929.

Menter, Leo. Ludwig Börne – Meister des Wortes und Kämpfer für Recht und Freiheit. Berlin 1954.

Schloenbach, Arnold. In: Bibliothek der deutschen Klassiker. 25. Bd. S. 11 ff. Hildburghausen 1864.

Lexikalische Artikel

Das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller von G. Chr. Hamberger u. J. G. Meusel, XXII, 1. Lemgo 1829. Facsimile: Hildesheim 1966 [Unter: Baruch L.].

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Bd. 1, Brockhaus, Leipzig 1832.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für gebildete Stände (Conversationslexikon). 2. Bd., 8. Originalauflage, Brockhaus, Leipzig 1833.

Neues elegantestes Conversationslexicon für Gebildete aus allen Ständen, hgb. v. Dr. O. L. B. Wolff, Bd. 1, Leipzig 1834.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für gebildete Stände. Conversationslexikon. 9. Aufl. 2. Bd., Brockhaus, Leipzig 1843.
Nouvelle Biographie Universelle, 6. Bd., Paris 1855.
Allgemeine deutsche Biographie. Bd. 3 (Artikel von Moritz Carrière). Leipzig 1876.
Pierers Conversations-Lexikon, 7. Aufl. 2. Bd., Berlin/Stuttgart 1889.
Brockhaus' Konversations-Lexikon, 14. Aufl. 3. Bd., Leipzig 1892.
Meyers Konversations-Lexikon, 5. Aufl. 3. Bd., Leipzig/Wien 1894.
Goedeke, Karl. Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Bd. 8, 2. Aufl. 1905. Bd. 4, Abtlg. 5 (Ergänz. z. 3. Aufl.) Berlin 1960.
Houben, H. H. Bibliographisches Repertorium. Veröffentlichungen der deutschen bibliographischen Gesellschaft, Bd. 4, Berlin 1909.
Houben, H. H. Verbotene Literatur von der klassischen Zeit bis zur Gegenwart. Ein kritisch-historisches Lexikon über verbotene Bücher, Zeitschriften, Theaterstücke, Schriftsteller und Verleger. 2. Aufl. Bd. 1 u. 2., Dessau 1925.
Frels, Wilhelm. Deutsche Dichterhandschriften von 1400 bis 1900. Leipzig 1934.
Deutsches Literaturlexikon von Wilhelm Kosch. 2. Aufl. 1. Bd., Bern 1949.
Neue deutsche Biographie. Bd. 2. Berlin 1955.
Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. 2. Aufl. Bd. 1 (Artikel: Das Junge Deutschland. Von Friedrich Kainz und Werner Kohlschmidt), Berlin 1958.
Deutsches Dichterlexikon von Gero von Wilpert. Stuttgart 1963.

Einleitungen zu Gesamtausgaben und Auswahlen

Bock, Helmut. Einleitung zu: Börnes Werke. 2 Bde., Weimar 1959 f.
Böttger, Fritz: Einleitung zu: Ludwig Börne. Wenn man nur selbst nicht zaghaft ist . . ., Berlin 1954.
Cormenin, M. de. Notice biographique sur l'auteur. In: Fragments politiques et littéraires par Louis Boerne. Paris 1842.
Dietze, Walter. Einleitung zu: Ludwig Börne. Schriften zur deutschen Literatur. Leipzig 1960.

Dresch, Joseph. Introduction zu: Louis Boerne. Etudes sur l'histoire et les hommes de la révolution française. Lyon/Paris 1952.

Fürst, Rudolf. Einleitung zu den Vermischten Aufsätzen, Erzählungen, Reisen in Bd. 2; Einleitung zu Menzel, der Franzosenfresser in Bd. 7 der hist.-krit. Ausgabe von Börnes Werken, a. a. O.

Geiger, Ludwig. Einleitungen zu den Jugendschriften in Bd. 1 und zu den Briefen an Jeanette Wohl in Bd. 9 der hist.-krit. Ausgabe von Börnes Werken, a. a. O.

Grün, Karl. Ludwig Börne. In: Gesammelte Schriften von Ludwig Börne, Bd. 10. Wien 1868.

Karpeles, G. Biographie in: Ludwig Börne. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Leipzig 1870.

Klaar, Alfred. Ludwig Börnes Leben und Wirken. In: Ludwig Börne. Gesammelte Schriften. Band 1, Leipzig o. J.

Klaar, Alfred. Einleitung zu den Dramaturgischen Blättern, Bd. 1. d. hist.-krit. Ausgabe von Börnes Werken, a. a. O.

Reinganum, Maximilian. Aus Börnes Leben. In: Gesammelte Schriften von Ludwig Börne, Bd. 12, Hamburg, Frankfurt 1862.

Schumacher, Edgar. Einleitung. In: Ludwig Börne. Kritische Schriften. Zürich/Stuttgart 1964.

Spielhagen, E. Nachwort. In: Ludwig Börne. Nur den Besiegten darf man lieben. Der Nachlaß eines Weltbürgers. Frankfurt am Main 1954.

Stern, Alfred. Einleitung zu den Briefen aus Paris. Bd. 6 u. 7 der histor.-krit. Ausgabe von Börnes Werken, a. a. O.

Zeitlin, Leon. Einleitung des Mitherausgebers der Jugendschriften (Kameralwissenschaften), Bd. 1 der hist.-krit. Ausgabe von Börnes Werken, a. a. O.

Jubiläumsartikel und Ansprachen

Alberti, Konrad [Konrad Zickenfeld]. Ludwig Börne (1786–1837). Eine biographisch-literarische Studie zur Feier seines hundertjährigen Geburtstags. Leipzig 1886.

Brahm. In: Deutsche Rundschau. [Zum 100. Geburtstag]. Mai 1886.

Frenzel, Karl. In: National-Zeitung, Nr. 288, [Zum 100. Geburtstag] 1886.

Klaar, Alfred. Gedenkrede zur Feier von Ludwig Börnes hundertsten Geburtstag. Prag 1886.

Salomon, L. In: Illustrierte Zeitung Nr. 2236 [Zum 100. Geburtstag] 1886.
Valentin, Veit. Rede auf Ludwig Börne bei dessen hundertjähriger Geburtsfeier. Im Auftrag eines Festausschusses Frankfurter Bürger gehalten. Frankfurt am Main o. J. [1886].
Blätter der Erinnerung an das erste deutsche Sängerfest in Frankfurt am Main und an die Gründung der Mozart-Stiftung von H. Weismann, Frankfurt am Main 1863 [ED Über Musik- und Talentbrüder].
Festgaben, dargebracht Brüdern der Loge zur aufgehenden Morgenröte im Orient zu Frankfurt am Main zur Feier des 25jährigen Jubiläums 1883 (?) [ED Über Freimaurerei].

Börne als Journalist

Anders, Erika. Ludwig Börne und die Anfänge des modernen Journalismus. Diss. Heidelberg 1936.
Eckstein, Ernst. Beiträge zur Geschichte des Feuilletons I, Leipzig 1876.
Eichstädt, Volkmar. Die deutsche Publizistik von 1830. Berlin 1933.
Heidelberger, Ernst. Formen der Publizistik bei Börne und Courier. In: Wortkunst. Untersuchungen zur Sprach- und Literaturgeschichte. Hgb. v. Oskar Walzel, Bonn. Neue Folge, 5. Heft. München 1931.
Houben, H. H. Der gefesselte Biedermeier. Literatur, Kultur, Zensur in der guten alten Zeit. Leipzig 1924.
Humm, Werner. Ludwig Börne als Journalist. Diss. Zürich 1937.
Mann, Otto. Ludwig Börne und der deutsche Journalismus. In: Nationalsozialistische Monatshefte. 5. Jg., Heft 55, Okt. 1934.
Meunier, Ernst u. Jessen, H. Das deutsche Feuilleton. Berlin 1931.
Nitzsche, Wolfgang. Ludwig Börne als Publizist. Ein Beitrag zur Lehre von der Publizistik. Diss. Leipzig 1934.
Salomon, Ludwig. Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. 3. Bd.: Das Zeitungswesen seit 1814. Oldenburg u. Leipzig 1906.

Stil, Literatur- und Theaterkritik

Backhaus, Ferdinand. Ludwig Börne in seinem literarischen Wirken oder Resultate meiner Kritik über Börnes Schriften. Ein Supplement zu Börnes Sämtlichen Werken. Zittau und Leipzig 1837.
Büchmann, G. Geflügelte Worte und Zitatenschatz. Verbesserte Neuausgabe, Zürich o. J. S. 130.
Damman, Oswald. Von Lessing bis Goethe. In: Preußische Jahrbücher, 195. Bd., S. 276 f., Berlin 1924.
Dietze, Walter. Junges Deutschland und deutsche Klassik. Zur Ästhetik und Literaturtheorie des Vormärz. 3. Aufl. Berlin 1962.
Engels, Friedrich. Brief an Wilhelm Gräber v. 24. Mai 1839. In: Lifschitz: Marx–Engels über Kunst und Literatur, hgb. von M. Lifschitz. Berlin 1948.
Engels, Friedrich. Brief an Wilhelm Gräber v. 8. Okt. 1839. In: Lifschitz a. a. O. S. 431 f.
Engels, Friedrich. Retrograde Zeichen der Zeit. In: Lifschitz a. a. O. S. 460.
Freiburg-Rüter, Klemens. Der literarische Kritiker Karl Gutzkow. Eine Studie über Form, Gehalt und Wirkung seiner Kritik. Leipzig 1930.
[Gutzkow, Karl]. Ludwig Börne als Dramaturg. In: Telegraph für Deutschland, Nr. 13, 14, 15, Jg. 1840. Gez.: K. G.
Jänsch, Wilhelm. Der Theaterkritiker Ludwig Börne und das Drama. Diss. Breslau 1931.
Jung, Alexander. Briefe über die neueste Literatur. Hamburg 1837.
Leroux, Pierre. Über Jean Paul, Börne und Heine. In: Magazin für die Literatur des Auslandes. Bd. 21, Nr. 78. 1842.
Marbach, Oswald. Börne. Heine. In: Über moderne Literatur. Leipzig 1836.
Marbach, Otto. Der Zeitgeist und die moderne Literatur. S. 219 f. Leipzig 1838.
Marcus, Erich. Die Methode literarischer Kritik bei Börne und Heine. Diss. Greifswald 1920.
Marggraf, Hermann. Bücher und Menschen. S. 376 ff., Bunzlau 1837, auch in: Berliner Conversationsblatt, Nr. 42–50 v. 8.–27. April 1837.
Mehring, Franz. Aufsätze zur deutschen Literatur von Klopstock bis Weerth. In: Gesammelte Schriften, Bd. 10. Berlin 1961.

Müllner, Adolf. Über die Wage, besonders Antikritik zu Houwalds Bild. In: Literaturbl. z. Morgenbl. Nr. 104 vom 12. Dez. 1820 u. Nr. 35 vom 1. Mai 1821.
Roseeu, Robert. Ludwig Börne als Kunstkritiker. Diss. Greifswald 1910.
Schimming, Wolfgang. Ludwig Börnes Theaterkritik. Emsdetten 1932.
Schroer, J. Die deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts. S. 33 Leipzig 1875.
Travnik, Jenö. A Szinköltészet Börne Fölgogásálan (Die dramat. Dichtung in der Auffassung Börnes) 1908.
Wienbarg, Ludolf. Ästhetische Feldzüge. Dem Jungen Deutschland gewidmet, S. 295 ff., Hamburg 1834.

Börnes Verhältnis zu Goethe und Jean Paul

Albrecht, W. Börne contra Goethe. In: Der Freimütige, Nr. 83 vom 27. April 1832.
Berliner Conversationsblatt, Nr. 61 v. 27. März 1839 [zur Jean Paul-Gedächtnisrede].
Brandes, G. Börne of Goethe. I/19, Kopenhagen 1883.
Dresch, Joseph. Goethe et la Jeune Allemagne. In: Publications de la Faculté des lettres de Strasbourg, Heft 57, Paris 1926.
Deutsche Zeitung Jg. 1889, Nr. 6221: Börne, Goethe und Heine.
Engels, Friedrich. Karl Grün: Über Goethe vom menschlichen Standpunkte. Darmstadt 1846. In: Lifschitz a. a. O.
Frankfurter Zeitung Jg. 1886, Nr. 131 vom 11. Mai (Abendblatt): Ein Gedicht Börnes: „Mit Goethes Faust".
Hehn, Victor. Gedanken über Goethe. 1. Aufl. S. 160–166, 168, 171, 313 ff., Berlin 1887.
Holzmann, Michael. Aus dem Lager der Goethe-Gegner. Mit einem Anhange: Ungedrucktes von und an Börne. In: Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jhdts. 3. Folge, Nr. 9. Berlin 1904.
Kanehl, Oskar. Der junge Goethe im Urteile des jungen Deutschland. Greifswald 1913.
Der Komet. Nr. 33–36 vom 27. Febr. bis 1. März 1832 [Vorabdruck von Teilen des Sodener Tagebuchs als: Börne über Schiller und Goethe].
Leo. Offenes Sendschreiben an Herrn Ludwig Börne in Paris. In: Didaskalia, Nr. 84, Frankfurt, 24. März 1832.

Lewald, August. In: Europa, Chronik der gebildeten Welt, hgb. von August Lewald. 1836, II, S. 307 f.
Lewald, August. In: Zeitung für die elegante Welt. Nr. 113/114 vom 11./12. Juni 1836.
Lewald, August. In: August Lewalds Gesammelte Schriften, VIII, 167 f.
Lublinski, S. Literatur und Gesellschaft im 19. Jhdt., Bd. 3, Berlin 1900.
Mann, Thomas. Goethes Laufbahn als Schriftsteller. S. 31. München/Berlin/Zürich 1933.
Mayer, Hans. Goethes Erbschaft in der deutschen Literatur. In: Literatur der Übergangszeit. Bln. 1949.
Münz, Bernard. Börne, Goethe und Heine. In: Didaskalia, Unterhaltungsblatt ds. Frankfurter Journals, Nr. 196 vom 23. Aug. 1891.
Unser Planet. Nr. 78 v. 1. April 1834. Streckverse von Börne.
Rosenkranz, Karl. Goethe und sein Werk. 1847.
Schwenck, Konrad. Görres und Börne gegen Goethe. Literarische Charakteristiken und Kritiken. Frankfurt am Main 1847.
Spazier, Richard Otto. Dedikation an Börne. In: Jean Paul Friedrich Richter. Ein biographischer Kommentar zu dessen Werk. Leipzig 1833.
Stadtländer, Wilhelm. Börne und sein Verhältnis zu Goethe und Jean Paul. Diss. Göttingen 1933.
Taillandier, Saint-René. Publicistes révolutionnaires de l'Allemagne: In: Revue des deux mondes v. 15. Februar 1849, S. 589.
Wienbarg, Ludolf. Goethe und die Weltliteratur. In: Zur neuesten Literatur. Mannheim 1835.
Zeitung für die elegante Welt, Nr. 31, Jg. 1844. S. 535: Börnes Nachlaß.

Varia zur Literatur- und Kulturkritik

Cohen, Margarete. Ludwig Robert, Leben und Werke. In: Jahrbuch der Phil. Fak., Göttingen 1923.
Dresch, Joseph. Du nouveau sur Boerne. Mélanges Charles Andler. Straßburg/Paris 1924.
Engels, Friedrich. Karl Beck. In: Lifschitz, a. a. O. S. 443 ff.
Engels, Friedrich. Platen. In: Lifschitz, a. a. O. S. 442.
Engels, Friedrich. Deutsche Volksbücher: Lifschitz, a. a. O. S. 472.

Galley, Eberhard. Der religiöse Liberalismus in der deutschen Literatur von 1830–1850. Diss. Rostock 1934.
Geiger, Ludwig. Vorträge und Versuche. Dresden 1809.
Gutzkow, Karl. Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur, I/94, Stuttgart 1836.
Heyden, E. Gallerie berühmter und merkwürdiger Frankfurter S. 525 ff. 1861.
Hillebrand, Josef. Gentz, Börne und Heine. In: Frankfurter Conversationsblatt, Nr. 179–184, 1.–6. Juli 1846.
Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. XVI, S. 274 ff. [Zu Börnes Hamlet-Interpretation].
Kägi, Werner. Jakob Burckardt. Eine Biographie. Bd. 2, Basel 1950.
Kohn, A. Börne, chroniqueur de la vie parisienne. In: Revue germanique, Juli-Sept. 1937.
Leo, F. A. Shakespeare und Börne. In: Jahrbuch der deutschen Shakespearegesellschaft, 33. Jg. S. 253 ff., Weimar 1897.
Lücke, Theodor. Zur Geschichte der Diderot-Forschung. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 3. Jg. 1. Heft, S. 26 f. (1955).
Meyer, Richard M. Deutschland ist Hamlet. In: Gestalten und Probleme. Berlin 1905.
Muschg, Walter. Deutschland ist Hamlet. In: Studien zur tragischen Literaturgeschichte. Bern/München 1965.
Ras, Gerhard. Ludwig Börne als Vermittler zwischen deutscher und französischer Kultur. In: Neophilolologus, 3. Jg. Bd. 3, S. 267 ff. Den Haag 1918.
Ruetz, Lorenz. Arndt und Börne. Diss. Heidelberg 1936.
Telegraph für Deutschland 1839, Nr. 105: Börne und Don Alberto Lista.

Patriotismus und Politik

Bock, Helmut. Ludwig Börne und das französische Julikönigtum in Frankreich. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Heft 6, S. 1278–1297. Jg. 1961.
Buchner, A. K. Börne und der „Spiegel". In: Literarische und kritische Blätter der Börsenhalle, Nr. 1433–1435 v. 11.–15. Nov. 1837.
Burschell, Friedrich. Börne und Heine in exile. In: In tyrannos. For centuries of struggle against tyranny in Germany. London 1944.

Engels, Friedrich. Ernst Moritz Arndt. In: Telegraph für Deutschland, Nr. (2) u. 3, Jan. 1841. [Gez. Friedrich Oswald]. Auch in: Lifschitz a. a. O. S. 434.

Glossy, Karl. Literarische Geheimberichte aus dem Vormärz. In: Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Hgb. v. Karl Glossy. 21.–23. Jg. Wien 1912.

Hunger, K. Börnes politische Ideen. Diss. Erlangen 1922.

Jordanus Brunow [August Gatty]. Der Völkerfrühling und seine Verkünder. Nürnberg 1831.

Mayer, Hans. Die deutsche Literatur und der Scheiterhaufen. In: Literatur der Übergangszeit. Berlin 1949.

Ras, Gerhard. Börne und Heine als politische Schriftsteller. Diss. Amsterdam 1926.

Rosenberg, Karl. Heine und Börne über Deutschland. In: Geistige Feldzüge. S. 217 ff. Berlin 1857.
Dasselbe auch in: Gesellschafter, Nr. 176–183, Jg. 1835.

Rosenberg, Ralph. Börne and the French. In: Jewish Forum 1946.

Saphir, Moritz G. Ludwig Börne und Heinrich Heine sprechen über Presse und Preßfreiheit. Ein aufgefundener Brief. In: Pester Lloyd, Nr. 39 v. 16. Febr. 1929.

Seybold, Friedrich. Bruchstücke aus den Schriften eines Gefangenen. S. 287 f., Stuttgart 1833.

Werner, Elmar. Die Europaidee in Ludwig Börnes Schrifttum. Diss. Mainz 1963.

Zum Problem des Judentums

Anonym: Börne und Treitschke. Offenes Sendschreiben über die Juden von Löb Baruch (Ludwig Börne) an den deutschen Reichstagsabgeordneten und Heidelberger Professor Dr. H. O. von Treitschke. Berlin 1880.

Auerbach, Berthold. Das Judentum und die neueste Literatur. Stuttgart 1836.

Cruciger [Friedrich Heinrich von der Hagen]. Neueste Wanderungen, Umtriebe und Abenteuer des ewigen Juden unter dem Namen Börne, Heine, Saphir u. a. [Berlin] 1832.

Dubnow, Simon. Die neueste Geschichte des jüdischen Volkes. Aus dem Russischen von Aron Steinberg. Bd. 9. Berlin 1929.

Eichstädt, Volkmar. Bibliographie zur Geschichte der Judenfrage. Bd. 1: 1750–1848, S. 215–218: Heine, Börne und das Junge Deutschland. Hamburg 1938.

Galerie der ausgezeichneten Israeliten aller Jahrhunderte, ihre Portraits und Biographien. Hgb. von Eugen Graf Breza [s. Artikel über Gabriel Riesser und Heinrich Heine]. Stuttgart 1834–1838.

Geiger, Ludwig. Zu Börnes Aufsatz: Juden in Frankfurt. In: Zeitschr. f. d. Geschichte d. Juden in Deutschland. Bd. 2. Braunschweig 1888.

Geiger, Ludwig. Die Juden und die deutsche Literatur. Berlin 1910.

Graetz, Heinrich. Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Bd. 11, 2. Aufl., Leipzig 1900.

Honigmann, D. Die deutsche Belletristik als Vorkämpferin für die Emanzipation der Juden. In: Freihafen, hgb. v. Theodor Mundt. VII/2/66 ff.

Krauskopf, Josef. Series on jewish converts and perverts. 8.: Börne and Heine – perverts trough christian intolerance. In: Sunday discourses, Philadelphia, Jg. 1891, ser. 4, Nr. 18.

Lenz, H. K. Alban Stolz und die Juden. Ein zeitgemäßer Beitrag zur Judenfrage. Münster 1893.

Lenz, H. K. Judenliteratur und Literaturjuden. Aus Sebastian Brunners Werken dargestellt. Münster 1893.

Lewkowitz, Albert. Das Judentum und die geistigen Strömungen des 19. Jhdts. Breslau 1935.

Nerrlich, Paul. Herr von Treitschke und das Junge Deutschland. 2. Aufl. Berlin 1890.

Schmidt, Julian. Börne, Heine und das Judentum. In: Grenzboten, Jg. 9. Sem. 2, Bd. 2. 1850.

Schnapper-Arndt, G. Jugendarbeiten Ludwig Börnes über jüdische Dinge. In: Zeitschr. f. d. Geschichte der Juden, hgb. von Ludwig Geiger. Bd. 2, Braunschweig 1888, Bd. 4, Braunschweig 1890, Bd. 5, Braunschweig 1892.

Stein, Ludwig. Heinrich Heine, Ludwig Börne, Berthold Auerbach und das Judentum. In: Das jüdische Literaturblatt. Jg. 11, Nr. 8, 1882.

Stephani, Max Josef. Heinrich Heine und ein Blick auf unsre Zeit. Halle 1834.

Treitschke, Heinrich von. Ein Wort über unser Judentum. Separatdruck aus d. 44. u. 45. Bd. der preußischen Jahrbücher. Berlin 1880.

Wagner, Richard. Das Judentum in der Musik. S. 32. Leipzig 1869.

Waxmann, Meyer. A History of Jewish Literature, Vol. IV/1, New York/London 1941.

Weil, G. Das junge Deutschland und die Juden. Frankfurt/M. 1836.

Weininger, S. Große jüdische National-Biographie. Ein Nachschlagewerk für das jüdische Volk u. dessen Freunde. Bd. I, Czernowitz 1925.

Wihl, Ludwig. Börne, Görres und Rothschild. Oder die Judengasse in Frankfurt. In: Phönix, Frühlingszeitschrift für Deutschland. Hgb. von Eduard Duller, Nr. 128/129, 1835.

Börne und Heine

Boden, August. Heinrich Heine über Ludwig Börne. Zur Charakteristik Heines. Mainz 1841.

Boden, August. Börne und Heine. In: Zur Kenntnis und Charakteristik Deutschlands in seinen politischen, kirchlichen, literarischen und Rechtszuständen während der letzten Jahrzehnte. Frankfurt am Main 1856.

Brandes, Georg. Ludwig Börne und Heinrich Heine. Zwei literarische Charakterbilder. 1. Aufl. Leipzig 1896.

Brunner, Sebastian. Zwei Buschmänner – Börne und Heine, aktenmäßig geschildert. Paderborn 1891.

Dresch, Joseph. Heine a Paris. Paris 1956.

Eckertz, Erich. Heine und Börne. In: Euphorion, S. 136 f. Jg. 1906.

Galley, Eberhard. Heinrich Heine im Widerstreit der Meinungen 1825–1965. Düsseldorf 1967.

Geiger, Ludwig. Zu Heines Schrift über Börne. In: Das Junge Deutschland. Studien und Mitteilungen. Berlin 1907.

Geiger, Ludwig. Börne als Protektor Heines. In: Frankfurter Zeitung. Jg. 1913, Nr. 346.

Haenisch, Walter. Heine und Börne. Internationale Literatur. 7. Jg. Moskau 1937.

Heine, Heinrich. Heinrich Heine über Ludwig Börne [ursprüngl. vom Verfasser gewählter Titel: Ludwig Börne. Eine Denkschrift]. Hamburg 1840.

Heine, Heinrich. Briefe, hgb. von Friedrich Hirth. Bde. 1, 2, 4, 5 u. 6, Mainz 1950 ff.

Hirth, Friedrich. Heinrich Heine. Bausteine zu einer Biographie. Mainz 1950.

Houben, Heinrich Hubert. Gespräche mit Heine, hgb. v. H. H. Houben. 1. Aufl. Frankfurt am Main 1926. 2. Aufl. Potsdam 1948. Dasselbe Französisch: Heine par ses contemperain. Paris 1929.

Judaica, Bratislava, Nr. 21/22, Jg. 4, 1937. Darin: Heine, Börne, Saphir.

Jurev, G. Gejne i Börne (Heine und Börne). Moskau 1936.

Mann, Thomas. Notiz über Heine. In: Rede und Antwort, Berlin 1922.

Marx, Karl. [Brief an Heinrich Heine, ca. 5. April 1840]. In: Lifschitz a. a. O.

Marx, Karl. [Brief an Engels v. 10. April 1856]. In: Lifschitz, a. a. O.

Mayer, Hans. Ahnen und Erinnern Heinrich Heines. In: Literatur der Übergangszeit. Berlin 1949.

Mehring, Franz. [Heine-Biographie, 1911] in: Aufsätze zur deutschen Literatur von Klopstock bis Weerth. Gesammelte Schriften Bd. 10, Berlin 1961.

Mende, Fritz. Heine und Robespiere. In: Études Germaniques 1965.

Ott, Barthélemy. La querelle de Heine et de Boerne. Contribution à l'étude des idées politiques et sociales en Allemagne de 1830 à 1840. Lyon 1935.

Philo-Junius. Heine e Börne, ovverro l'umore in relazione con l'individuo e con la società. Milano 1865.

Politzer, H. Heine und Börne. Diss. Bryn Mayr, Pensilvania 1950.

Santkin, Paul. Ludwig Börnes Einfluß auf Heinrich Heine. Diss. Bonn 1913.

Seittya, Emil. Börne und Heine. In: Der Querschnitt, Jg. 1927.

Speidel, Ludwig. Schriften. Bd. 1. (Heinrich Heines Memoiren). Berlin 1910.

Spielberg, Otto. Heines Besuch bei Börne. In: Discrètes und Indiscrètes. Causerien. Berlin 1870.

Stern, Alfred. Börne und Heine in Paris (Nach Berichten von Vincent Rumpff). In: Frankfurter Zeitung Jg. 1905, Nr. 344.

Strodtmann, Adolf. Heinrich Heines Leben und Werke, Bd. 1 u. 2, Hamburg 1884.

Süpfle, Th. Börne und Heine in Paris. In: Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich. Bd. 2, Abtl. 2. Gotha 1890.

Ullmann, Michael. Kleine Heine-Studien. In: Deutsche Dichtung, Bd. 31, Heft 11/12, 1902.

Vulliod, M. Amédé. Pourquoi Henri Heine et Ludwig Boerne furent-ils aux prises? In: Mélanges Henri Lichtenberger. Paris 1934.

Wallner, Anton. Hermann Wolfrum. In: Euphorion, Bd. 5, 1898.

Wihl, Ludwig. Geschichte der deutschen Nationalliteratur von ihren Anfängen bis auf unsere Tage. S. 698 ff. Altona 1840.

Börne und seine Verleger

Brinitzer, Carl. Das streitbare Leben des Verlegers Julius Campe (Quellenmaterial von Karl Balser, Heidelberg) Hamburg 1962.
Brockhaus, Heinrich Eduard. Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken. 3 Bde. Bd. 1–2. Leipzig 1872.
Briefe an Cotta, hgb. von Herbert Schiller. Bd. 2 u. 3. Stuttgart/Berlin 1927–1934.
Geiger, Ludwig. Börne, Campe und die Pariser Briefe vor der Hamburger Zensur. In: Das Junge Deutschland. Studien und Mitteilungen. Berlin 1907.
Geiger, Ludwig. Börne und Cotta. In: Das Junge Deutschland. Studien und Mitteilungen. Berlin 1907.
Goldfriedrich, J. Julius Campe und Börnes Pariser Briefe. In: Börsenblatt des deutschen Buchhandels, Nr. 250 v. 26. Okt. 1926.
Houben, H. H. Verbotene Literatur von der klassischen Zeit bis zur Gegenwart. 1. Bd. Dessau 1825 (Art. „Börne“). 2. Bd. Bremen 1928 (Art. „Brunet“).
Marquant, Robert. Thiers et le baron Cotta. Paris 1959.
Proelss, Johannes. Johann Friedrich Cotta und Ludwig Börne. In: Allgemeine Zeitung, Beilage Nr. 186 f., 1890.
Proelss, Johannes. Johann Friedrich Cotta und Börne. In: Das Junge Deutschland. Ein Buch deutscher Geistesgeschichte. Stuttgart 1892.

Junges Deutschland und Menzel

Bloesch, Hans. Das Junge Deutschland in seiner Beziehung zu Frankreich. Diss. Bern 1903. In: Untersuchungen zu neuer Sprach- und Literaturgeschichte, hgb. von O. Walzel.
Butler, Eliza M. The Saint-Simonian religion in Germany. A study of the young german mouvement. Cambridge, 1926.
Dresch, Joseph. Gutzkow et la Jeune Allemagne. Paris 1904.
Dresch, Joseph. Schiller et la Jeune Allemagne. In: Revue Germanique. Première année. S. 569 ff. 1905.
Engels, Friedrich. Alexander Jung: Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen. In: Lifschitz a. a. O. S. 450 ff.

Geiger, Ludwig. Das Junge Deutschland und die preußische Censur. Berlin 1900.

Gutzkow, Karl. Strauss gegen Menzel. In: Der Telegraph, Teil 1, red. von Ed. Beurmann, Frankfurt am Main 1837.

Hermand, Jost. Das Junge Deutschland. Texte und Dokumente. Stuttgart 1966.

Harsing, Erich. Wolfgang Menzel und das junge Deutschland. Münster 1909.

Houben, H. H. Gutzkow-Funde. Beiträge zur Literatur- und Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Berlin 1901.

Houben, H. H. Jungdeutscher Sturm und Drang. Ergebnisse und Studien. [Besonders S. 97–130]. Leipzig 1911.

Jung, Alexander. Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen. Danzig 1842.

Kleinmayr, Hugo von. Welt- und Kunstanschauung des Jungen Deutschland. Wien/Leipzig 1930.

Menzel, Konrad. Denkwürdigkeiten. Velhagen und Klasing. Bielefeld/Leipzig 1877.

Meyer, Richard M. Wolfgang Menzel. In: Gestalten und Probleme. Berlin 1905.

Nerrlich, Paul. Herr von Treitschke und das Junge Deutschland. 2. Aufl. Berlin 1890.

Novák, Arne. Menzel, Boerne, Heine. A pocatkové kritiky mladoněmecké. Prag 1906.

Proellss, Johannes. Junge Geister. In: Das Junge Deutschland. Ein Buch deutscher Geistesgeschichte. Stuttgart 1892.

Riedel, Karl. Polemische Erörterungen auf dem Gebiete der Kunst und Literatur, veranlaßt durch den Vernichtungskampf der Tendenzen der neuesten Literatur gegen sich selbst in der Person der H. H. Menzel und Gutzkow, Nürnberg 1836.

Scherr, Johannes. Poeten der Jetztzeit. Stuttgart 1844.

Suhge, Werner. Saint-Simonismus und Junges Deutschland. Das Saint-Simonistische System in der deutschen Literatur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Germanist. Studien. Berlin 1935.

Weill, Alexandre. La Jeune Allemagne à Paris après 1830. Ludovic Boerne et Henri Heine. In: Revue politique et littéraire, sér. 2., Jg. 8, Nr. 7, 1878/1879.

Westermanns Illustrierte Monatshefte. Bd. 50, S. 489 f., April–September 1881. Braunschweig [Auch in: Gustav Kühne: Das Junge Deutschland. Erinnerungen].

Wienbarg, Ludolf. Menzel und die junge Literatur. Programm zur Deutschen Revue, S. 4 f., Mannheim 1835.

Ludwig Börne in Poesie und Prosa

Anonym. An Ludwig Börne, den Briefsteller aus Paris. [Zitiert von Börne in: Briefe aus Paris, Nr. 79 vom 7. März 1832].

Beck, Karl. Nächte. Gepanzerte Lieder. Leipzig 1838.

Creizenach, Theodor. Dichtungen. Mannheim 1839.

Dingelstedt, Franz. Zu Goethes neunundneunzigstem Geburtstag. (Geister der Paulskirche). In: Morgenblatt Nr. 206 vom 28. August 1848.

Gutzkow, Karl. Börnes Tod. In: Telegraph für Deutschland 1837, Bd. II Nr. 20 (auch in: Gesammelte Werke, Frankf. a. M. 1845, Bd. 1/S. 259).

Kempner, Friederike. Das Genie der unfreiwilligen Komik. Hgb. v. Hermann Mostar. Heidenheim 1953. (Mit südlichem Gefühl).

Liber, Ludwig. In: Unser Planet, Nr. 88 vom 12. April 1833 [Gedicht gegen Börne].

Literaturblatt vom 2.–6. Jan. 1832. Menzel-Gutzkow. Neujahrsepigramme.

Mitternachtszeitung vom 2. Jan. 1835. Neujahrsxenien.

Ortlepp, Ernst. An Börnes Schatten. In: Telegraph für Deutschland, Nr. 85, 1842.

Oswald, Friedrich [Friedrich Engels]. Ein Abend. In: Telegraph für Deutschland, Nr. 125, Aug. 1840.

Simrock, Karl. In: Der Freimütige, Nr. 185 vom 22. Sept. 1831; Nr. 1 u. 2 vom 2. u. 3. Jan. 1832; Nr. 17 vom 24. Jan. 1832: Sonette an Börne.

Wauer, Minna. Die Jünger Börnes. Ein Roman. Berlin 1847.

Willkomm, Ernst. Die Europamüden. Roman. Leipzig 1838.

BERICHTIGUNGEN

Römische und *kursiv* gesetzte Zahlen beziehen sich auf Inhaltsverzeichnisse und Einleitungstexte. Hinweise und Ergänzungen der Herausgeber sind durch eckige Klammern gekennzeichnet. Als Zeile wird jede bedruckte Zeile mit Ausnahme des lebenden Kolumnentitels gezählt. Interpunktionsfehler sind nur wenn sinnentstellend berichtigt. Ergänzungen und Berichtigungen der Literaturnachweise konnten, mit zwei Ausnahmen, in diesem Rahmen nicht vorgenommen werden. Zeichenerklärung in Bd 1/VI und Bd 4/VII.

Basel, im Juli 1977
Inge Rippmann.

Band 1

Seite	Zeile oder Nr.	richtig
XI	zu Nr. 29	[1826]
XV	zu Nr. 68	Abschrift im BA
	zu Nr. 69	Abschrift im BA
	zu Nr. 70	LW 1820 Nr. 20
	zu Nr. 2	[1823]
	zu Nr. 9	O
XVII	zu Nr. 64	O
5	17 v. o.	[1803?]
6	2 v. o.	Wandele
	9 v. u.	Lächlen
	7 v. u.	fächlen
	1 v. u.	lächlend
7	10 v. o.	Lächlet
38	18 v. o.	(oben S. 40)
43	12 v. u.	Kritiker Jacobsohns
45	16 v. o.	4ten Abschnitt
62	zwischen 3 und 4 v. u.	5ter Abschnitt
64	15 v. o.	Leitungsfähigkeit
69	6 v. u.	[Fragment zur Stättigkeitsordnung]

Seite	Zeile oder Nr.	richtig
112	11 v. u.	an dem sie
118	14 v. o.	ein Beleg
119	9 v. o.	Greueln
154	15 v. u.	gelehrten Jungens
163	18 v. o.	
	nach: Zeugens	[Vgl. S. 138 Nr. 68]
186	18 v. o.	Siehst Du
192	9 v. o.	grausets
222	17 v. o.	hülfsbedürftige
223	4 v. o.	Hülfe
226	14 v. o.	dem Prinzen
229	11 v. o.	Aber es war
	7 v. u.	In Caroli und neuerer
236	17 v. u.	[statt: lichen... Wo] lich den Verbrecher zur Wiedererstattung zwingt und ihn
244	9 v. o.	Da seht Ihr
	10 v. o.	da seht Ihr
	12 v. o.	erblickt Ihr
249	12 v. u.	Ihr fragt
282	2 v. o.	Genius, wert dort
336	16 v. o.	vierundachtzigtausend
	17 v. o.	vierundachtzigtausend
	10 v. u.	vierundachtzigtausend
343	8 v. o.	Gesetze, seinen
345	11 v. u.	am Abende
346	6 v. o.	[Immermann: Margaretha]
348	2 v. u.	aus dem Stegereif!
349	2 v. u.	[GS ungenau: und weiss nicht]
352	10 v. u.	Wir aber schossen
354	15 v. u.	[Immermann: Gott! denn]
361	13 v. o.	[Immmermann: Fersen hingen.]
362	5 v. o.	GS ungenau: vom eitlen Rausch]
388	4 v. u.	Fort aus dem Nest
432	10 v. o.	wenn ich ihm

Seite	Zeile oder Nr.	richtig
459	16/17 v. o.	Vertrauten
514	7 v. o.	con sordino
517	anstelle 14 v. u.	Weidner, der den Feldherrn Talbot machte, auf eine eine
523	15 v. o.	um darzutun seine
560	4 v. u.	Stegreife an.
	1 v. u.	Madame Hofmann
562	14 v. o.	Marmontel, der seine bekannte
579	10 v. u.	dass, da jedes
594	10 v. u.	kritischen Tag fand
597	10 v. o.	est bibendum
817	4 v. o.	Schmeichelei,
838	8 v. u.	Uebrigens isst der Mensch
874	3 v. u.	Napoleonischen
880	6 v. o.	wahren Geist
887	4/3 v. u.	dieser Zensur
1080	7 v. u.	einem Lustspiele
1089	zwischen 6 und 7 v. o.	und frei schreiben darf wie ehemals; denn für meine
	10 v. o.	werden kann."
	1 v. u.	Vgl. Bd. 2, S. 601ff, Nr. 42
1125	8 v. o.	des Einen
	10 v. o.	aller für Einen
1188	3 v. o.	Tage ohne Licht
1206	11/12 v. o.	gekochte Gemüse

Band 2

VI	zu Nr. 4	GS und Literaturblatt 1825 Nr. 25
VIII	zu Nr. 52	Souvenirs
IX	zu Nr. 15	NS VI und Journal des Débats
14	13 v. u.	wie ich heisse
20	5/4 v. u.	mit Hoffbauers
43	9 v. o.	Literatur

Seite	Zeile oder Nr.	richtig
75	9 v. o.	Naturerzeugnis
96	2 v. u.	Hippokrates
108	8 v. o.	Zwar hat
	7 v. u.	de la nature
111	9 v. u.	combustible, continué
112	10 v. u.	Cravatiana
116	1 v. o.	Kaffehauses
140	9 v. u.	bekannt sein.
151	4 v. u.	Boisseréeschen [ED und GS: Boissereschen]
184	15 v. u.	Blitzesschnelle
197	1–5 v. u.	Aph. Nr. 15/16/17 vgl. S. 667, Nr. 18 vgl. S. 668, Nr. 211 vgl. S. 666, Nr. 212 vgl. 682, Nr. 213 vgl. S. 666, Nr. 91 und 101 vgl. Bd. 1, S. 989f, Nr. 102 vgl. S. 345, Nr. 269 vgl. Bd. 1, S. 981ff.
204	8 v. u.	zitterten nicht
241	1 v. o.	in einen Mystizismus
	11 v. o.	wohl gar noch das Verdienst
274	8 v. o.	ob wohl die Ketten
345	6 v. o.	wohl Selenen
359	15 v. o.	Herrn Cogniet
364	8 v. o.	alles so. sein
376	1 v. u.	Reichs-Zensor Yu-She
402	18 v. o.	als dass ihm die
406	11 v. o.	Nähme das ganze
448	8 v. u.	[ganze Zeile petit]
459	19 v. o.	Satyrhieben
478	7/6 v. u.	Révolution Helvétique de 1797 à 1803
545	11 v. o.	aussersichseienden
	12 v. o.	aussersichgekommenen
552	9 v. o.	Winckelmanns
555	2 v. u.	Leihbibliotheken
559	15 v. u.	weil wir nur

Seite	Zeile oder Nr.	richtig
562	10 v. u.	Résumé de l'Histoire
578	8 v. o.	Tuilerien
601	5 v. o.	In Ernst Kleins
601	1 v. u.	Vgl. Bd. 1, S. 1089, Nr. 54
608	18 v. o.	Ehrfurcht vor seinem
628	5 v. u.	hinaufgeschwungen
629	5/6 v. o.	Siegsgeschrei
632	6/7 v. o.	Abhandlungen
645	17 v. u.	auf die Einziehung
662	3 v. u.	genötigt ward."
665	3 v. o.	zu dem, was
682	1 v. u.	Foy
683	11 v. o.	Grénedan
684	9 v. u.	[1829]
685	9/10 v. o.	Récamier
687	4 v. u.	par Népomucène
688	10 v. u.	deren erste Musterbilder
689	2 v. u.	caractérisent
690	1 v. u.	courageux
692	7 v. u.	[Zeile ist zu streichen]
693	1 v. o.	on aie une patrie
	13 v. o.	Souvenirs
694	17 v. u.	Vereinigten Staaten
695	15 v. u.	Künsten des Altertums
710	6 v. o.	sthenischer
	14 v. u.	Thibaut
737	14 v. o.	ist sthenisch
741	11 v. u.	Handelsmann Merckel in
744	8 v. u.	Ottensen
819	1 v. u.	ein Verfolgter
831	17 v. o.	appena i segni [GS: a pena]
853	10 v. o.	Fürstenräte
855	11 v. o.	ohne Rahmen
	18 v. o.	Herzen würden
873	3 v. u.	de l'Eglise
878	6 v. u.	guerre de Trente Ans
885	14 v. u.	[Zeile ist zu streichen]
886	14 v. o.	Sieyès

Seite	Zeile oder Nr.	richtig
897	6 v. o.	donné à des élèves
910	2 v. o.	ont eu
911	1 v. o.	avez-vous
912	16 v. o.	et cet étonnement
	2 v. u.	ridicul
914	3 v. u.	Les services
920	5 v. o.	de la science
960	7 v. o.	de savoir être
	10 v. u.	l'esprit des
	8 v. u.	dans lequel
966	11 v. u.	les opinions
992	12 v. u.	von dem Prinzen
1008	5 v. o.	Graf von Wesdehlen in Zürich
1037	15 v. o.	Et en vérité
1038	15 v. u.	de lèse-majesté
	5 v. u.	des cafards
1043	6 v. o.	malheureux
1044	5 v. o.	à renier M. Gutzkow
	13 v. u.	Diète Germanique
	11 v. u.	Jeune Allemagne
1045	9/10 v. o.	la Confédération Germanique
	10 v. o.	Le docteur Martin Luther
	17 v. o.	m'octroyer un sauf-conduit
	18 v. o.	vos Seigneuries
	17 v. u.	La démarche
	15 v. u.	interprêterait
	12 v. u.	que vous m'aurez permis
	6 v. u.	Jeune Allemagne
	3 v. u.	que j'obéirai
1046	3 v. o.	à l'étranger, m'est
	6 v. o.	Seigneuries
1052	1 v. o.	Rumohr [O: Ruhmor]
1062	8/9 v. o.	glänzender Sitten
1075	14 v. o.	faire pour eux.
1087	10 v. u.	Desmoulins
1120	15 v. o.	"Nous sommes
1121	2 v. u.	IV. Histoire. –

Seite	Zeile oder Nr.	richtig
1122	12/13 v. o.	z. B. am 10. August, in Versailles am 5. Okt., in Varennes,
1123	7 v. o.	sang de ses sujets
1125	16 v. u.	Cothurne
1134	12 v. o.	Berville
1144	9 v. o.	endigte sie das Stück
1148	6 v. o.	, sie zum eigenen
	17 v. o.	Verbrechens [gewesen zu sein].
1177	6/7 v. o.	[Zeilen sind auszutauschen]
1231	6 v. o.	Menschen haben böse

Band 3

50	16 v. u.	Herrn von Hormayr
128	14 v. u.	die Stände in Kassel [ED: die Stunde]
152	8 v. o.	Ich schrieb
172	17 v. u.	wo er mir zuweilen
175	17 v. o.	Schriften der Verstorbenen [ED: des Verstorbenen]
190	5/4 v. o.	französische
196	6 v. u	Was half ihnen
248	8/7 v. u.	ist es nicht in Liebe
252	6/7 v. o.	Versailles, der Mittel [ED: Versailles die Mittel]
258	10 v. u.	vice est pauvreté
274	11 v. u.	(sagt Pope)
291	10/11 v. o.	Reineke Fuchs [ED: Reinecke]
	17 v. u.	an einem Balken
321	6 v. u.	Boieldieu
338	14 v. o.	Die Waage [ED: Wage]
365	8 v. o.	schrieb mir Campe
445	1 v. u.	Ramorino [ED: Romarino]
654	6 v. u.	George [ED immer: Georges]

Seite	Zeile oder Nr.	richtig
655	2 v. u.	George [s. o.]
657	9/13 v. u.	George [s. o.]
658	1/9/13 v. o.,	
	17/2 v. u.	George [s. o.]
659	4/13 v. o.	Frédérik [ED: Frédéric]
	10 v. u.	George [s. o]
693	4 v. u.	Purpur!
837	4/5 v. o.	Dupuytren [ED: Dupütrin]
874	15 v. u.	auch das Denken
875	16 v. o.	mürbe gebeizt hat
	6 v. u.	möchte Florentinische Nächte schreiben
883	1/2 v. o.	eine gefährliche
	3 v. u.	Ihr Edelleute!
	2 v. u.	Ihr eure Narrheiten
887	8 v. u.	der französischen
	3 v. u.	meinen Zynismus
941	18 v. o.	England
964	13 v. u.	Herr Börne fühlt es sehr
974	7 v. o.	im Jahr 1813
1017	11/12 v. o.	bei Johanna Schopenhauer, der geistreichen Mutter
1028	14 v. o.	vom 19. Januar
1037	11 v. u.	Konfessionen des
1054	2 v. o.	Wir tauchten
	4 v. o.	als Biograph des Angegriffenen werde
	10 v. o.	Heine affektiert, ein
	12 v. o.	sich ein stählerner
1058	14 v. u.	Owen und Fourier
1087	14 v. u.	These Menzels
1113	6/5 v. u.	ein Teil der
1118	9 v. o.	geschriebenen Kritik
1126	5 v. o.	Herrschaft lieben.”
	1 v. u.	dass er hier
1132	3 v. o.	an einen Houwald-Kritiker
	10 v. u.	des Hofnarren
1133	14 v. u.	auf diesem, auf jenem

Seite	Zeile oder Nr.	richtig
		Band 4
LXI	9 v. u.	abhängen würde.
LXIII	4 v. o.	die vieler Juden
LXX	2 v. u.	Freund von 1827
LXXI	6 v. o.	Februar 1833
LXXXI	5/4 v. u.	zu übersehenden Sachverhalte
XCII	18 v. o.	Dass mit dem
XCIV	15 v. u.	Von den 43 in
XCVII	13 v. o.	seinem winterlichen
CIII	17/18 v. o.	von 100 Friedrichsdors
CV	3 v. o.	Hofbuchdruckerei
5	3 v. u.	in meinem Zimmer
36	11 v. o.	zu Füssen werfen
56	9 v. o.	Müssiggang
92	13 v. u.	wenn mich mein
197	3 v. o.	Lascases [O: Lascasas]
206	17 v. u.	Nicolini [O: Nikolini]
287	4/3 v. u.	[Zeilen sind auszutauschen]
576	1 v. u.	daraus machen!
747	11 v. o.	freundlich, sie haben mich
800	13 v. o.	Repertorium von Beck
824	7 v. o.	für ihren schönen Bericht
1079	11 v. o.	Nr. 114 [Vgl. Bd. 5, S. 731 ff]
1144	4 v. o.	setzen ihn mehr
1160	15 v. u.	Diderot
1240	12 v. o.	Nr. 35 bis
1298	14 v. u.	ihm auf der Strasse
1311	1 v. u.	1829 herausgekommen.
1325	15 v. u.	Herbst der Tyrannei
		Band 5
XVII	zu Nr. 115b zu ergänzen	[S.] 911
XXII	zu Nr. 151	[Quelle des Drucks] LAB
	zu Nr. 154	[Quelle des Drucks] LAB
	zu Nr. 157 zu ergänzen	[1836]

Seite	Zeile oder Nr.	richtig
XXV	6 v. u.	[Aus einem Notizbuch]
29	2 v. u.	Odilon-Barrot
89	10 v. o.	Sternes Empfindungen
105	16 v. o.	Casimir Périer
146	1 v. u.	als ich ihnen
283	12 v. u.	Tizian
336	8 v. u.	eingeschoben, s. Nr. 121, S. 746ff
402	4 v. u.	Oppenheim
437	13 v. u.	Guaita und Heyden
455	14 v. u.	pas plus que
514	4 v. o.	v. Guaita
535	3 v. u.	mehrtägigen
582	12 v. o.	myrtle
	13 v. o.	Are worth
	15 v. o.	is wrinkled
	16 v. o.	T'is but
	4 v. u.	Jarcke
623	2 v. o.	v. Otterstedt
717	17 v. o.	Lehne in Mainz
	13 v. u.	ein geistreicher Mann
748	14/15 v. o.	[nach: August 1833 ist ein ? zu setzen, der Rest des Klammerinhalts ist zu streichen]
749	1 v. o.	Mickiewicz
773	13 v. o.	An Heinrich Brockhaus
781	3 v. u.	horreurs, que se
812	9 v. o.	Arrangement
822	9 v. u.	Heroismus
877	3 v. u.	ob er Sie kenne
1059	9 v. o.	das Görres
1121	zum Inhaltsverzeichnis der Wage	Erstes Heft, Juli 1818; zweite Auflage des ersten Bandes, Heft 1–5, 1819
1127	8 v. o.	Aus meinem rheinischen Wanderbuche.